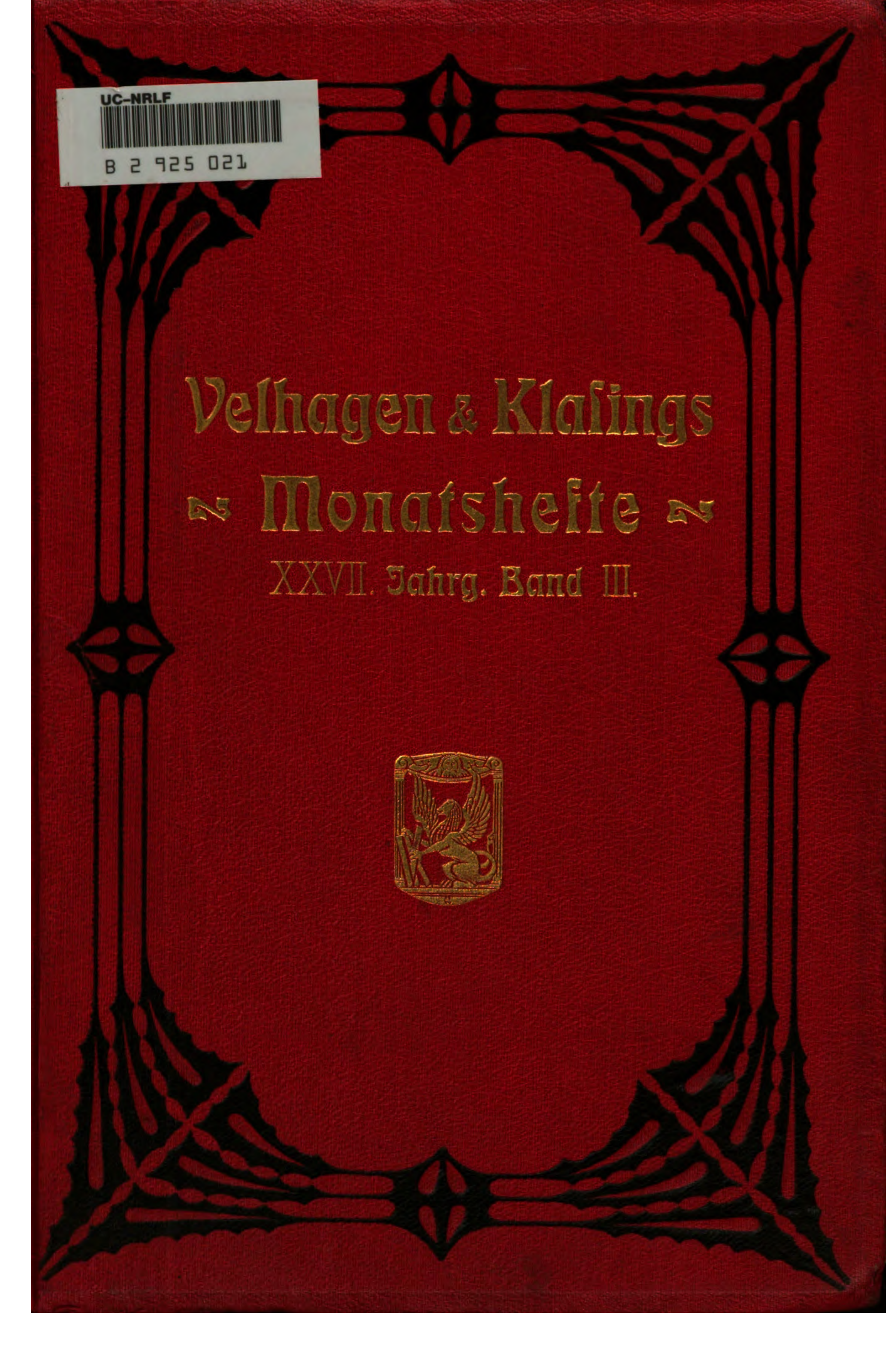
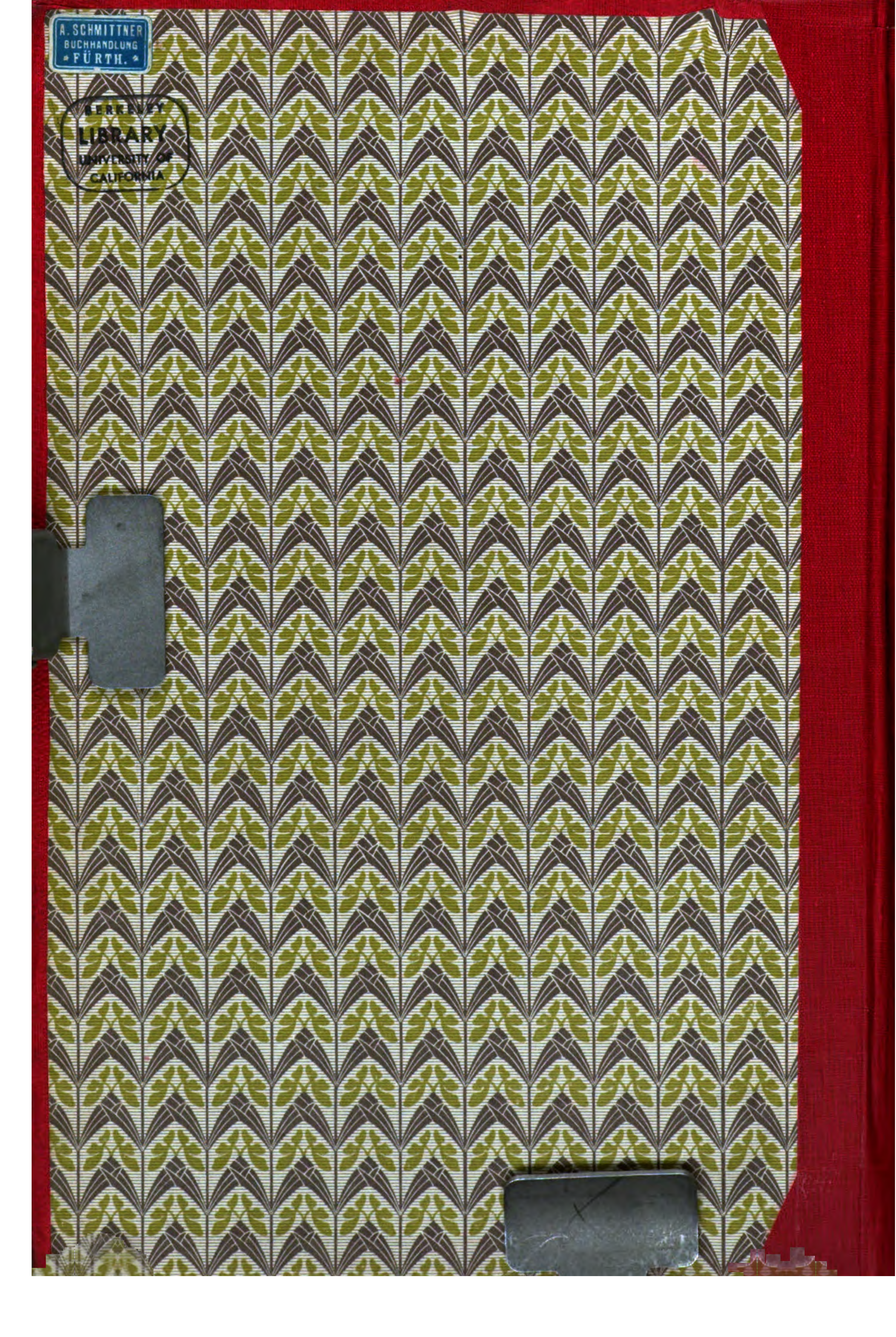

Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXVII. Jahrg. Band III.


A. SCHMITTNER
BUCHHANDLUNG
FÜRTH.
BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVII. Jahrgang 1912/1913

3. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Inhaltsverzeichnis

XXVII. Jahrgang 1912/1913. Dritter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.



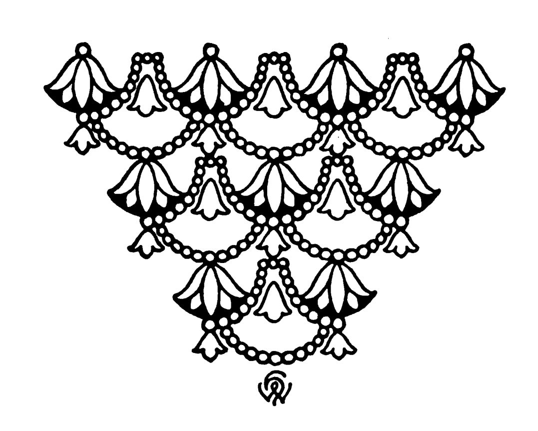
Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen

Einschalt- und Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes







Im Frühling
Gemälde von Felix Borchardt

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 9. Mai 1913

Die Hetzjagd. Roman von Fedor von Zobeltitz

(Fortsetzung)



Der Zug fuhr auf der Zirkumbaikalbahn um das felsige Süduſer des vereiſten Sees, über deſſen glanzſchillernde Decke eine Schlittenkarawane zog. Beim Frühſtück im Speiſewagen zeigte ſich die Baronin Kueffſtein nicht: ſie hatte ſich, wie der Kellner meldete, eine Platte kalten Aufſchnitts in ihr Coupé beſtellt. Erſt in Irkutsk wurde ſie wieder ſichtbar und begrüßte Reinhard liebenswürdig und ohne jede Verlegenheit. Es war am Spätnachmittag und ſehr kalt geworden. Sie trug einen koſtbaren Pelz und eine Zobelkappe auf dem Kopfe, lehnte aber ab, den Aufenthalt zu einem kleinen Spaziergang in die Stadt zu benützen, ſondern begnügte ſich mit einem Blick vom Bahnhof aus über die große Schwimmbrücke und promenierte dann mit Reinhard auf dem mit Buräten, Tunguſen, Jakuten, Leuten in europäiſcher Tracht und Koſaken erfüllten Perron auf und ab. Sie plauderte angeregt, machte Reinhard auf eine ſchöne Sibirianka und einen Trupp Deportierter aufmerkſam, ſtritt mit ihm über die Sternbilder am Himmel, kaufte von einem Hauſierer ein Petſchaft aus Lapislazuli, vermied es aber, auf die Unterhaltung vom Abend vorher zurückzukommen.

Auch an den folgenden Tagen hielt ſie ſich ſichtlich zurück. Sie hatte zwei Deutſch-Ruſſinnen gefunden, an die ſie ſich näher anſchloß und mit denen ſie viel zuſammen war, während der Zug weiter durch Sibirien brauſte: durch ſchwarzgrünen Tannenhang, über dem die weißen Bergrieſen der Mongolei ſichtbar wurden, über die Jeniſſeibrücke bei Kraßnojarsk, durch den Urwald von Tajga und die Berge von Tomsk.

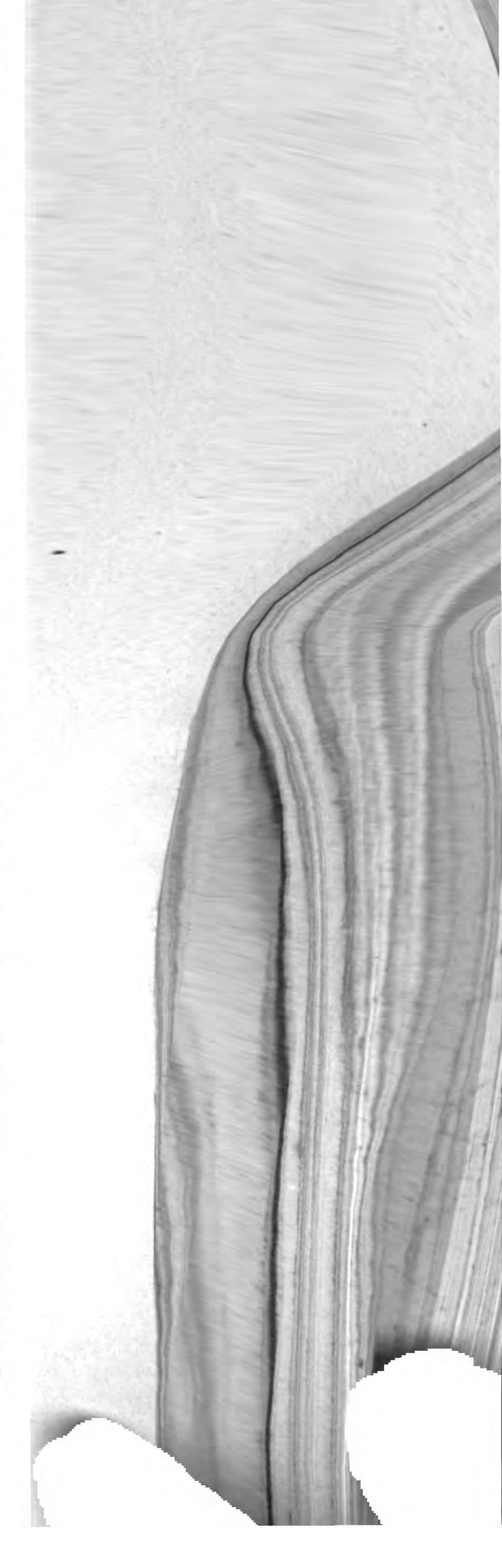
Reinhard merkte wohl das veränderte Weſen der ſchönen Frau und trauerte nicht darüber. Auch er hatte anderen Anſchluß gefunden: ein paar ruſſiſche Offiziere, die nach Samara wollten, ſcharmante Plauderer, die tadellos franzöſiſch ſprachen und mit denen man ſich gut unterhalten konnte. Während der Fahrt durch die Kirgiſenſteppe vertrieb man ſich die Zeit vielfach mit Kartenſpiel, bis der raſtloſe Zug wieder bergan klomm und unweit Urſhum den Grenzobelisken mit der Inſchrift „Europa-Aſia“ erreichte. Das war an einem ſonnigen Vormittage, an dem Reinhard mit der Baronin gemeinſam frühſtückte.

„Sibirien liegt hinter uns,“ ſagte ſie und deutete hinaus auf die glitzernden Abhänge und die wie mit Gold gefüllten Bergſeen der vorüberfliegenden Landſchaft. „Jetzt kommen wir auf europäiſchen Boden —“

„Und die Heimatluft grüßt uns,“ fiel Reinhard ein. „In ſechs Tagen können wir in Berlin ſein.“

„Ich möchte in Moskau eine kleine Reiſepauſe machen. Frau von Tjumen und ihre Schweſter haben mich eingeladen. Ich ſehe auch ein, daß Sie doch recht hatten: die lange Bahnfahrt ermüdet. Ich will mich in Moskau ein wenig reſtaurieren. Das würde vielleicht auch Ihnen ganz gut tun.“

„Danke, Baronin, ich fühle mich noch



leidlich frisch, obschon... Meine russischen Kameraden haben die leidige Angewohnheit, Kognak in den Champagner zu gießen. An eine solche Mischung muß man sich erst langsam gewöhnen. Aber über den grimmigsten Kater bin ich hinaus... Also Sie wollen in Moskau bleiben? Wie lange?

„Nur ein paar Tage. Es soll eine fabelhaft interessante Stadt sein. Graf Löwenclau hat da mal im Gefängnis gesessen."

Steffani lachte. „Reizend! Wie kam er dazu?"

„Er hat sich zwei Jahre in Rußland herumgetrieben und ist zwischen die Anarchisten geraten. Wenigstens erzählt er so. Und dann hat ihm die schöne Tochter seines Wärters zur Flucht verholfen."

„Wenn es wahr ist," warf Reinhard ein.

„Es ist sicher nicht wahr," sagte die Baronin. „Löwenclau spinnt immer Romane. Aber er glaubt sie schließlich selbst."

Reinhard winkte dem Kellner ab, der ihm die Fischplatte präsentierte. Dieser Löwenclau, den er nur in flüchtiger und nicht angenehmer Erinnerung hatte, interessierte ihn. Er wollte mehr von ihm hören.

„Kennen Sie den Grafen genauer?" fragte er.

„Nicht allzu intim. Doktor Reh, der Sportsman, hat ihn bei mir eingeführt. Dem hat er einmal ein Pferd modelliert."

„Ich denke, er ist Maler."

„Ist er auch. Nebenbei Schriftsteller. Er ist alles. Soll sehr begabt sein, aber faul wie die Sünde. Ich weiß nicht, ob wirklich etwas an ihm dran ist, oder ob er nur zu blenden versteht. Jedenfalls wäre er eine geeignete Partie für die kleine Könneke."

„Für wen?" fragte Reinhard und faltete seine Serviette zusammen.

„Für die kleine Könneke. Lili heißt sie, glaub' ich... Wir sprachen ja neulich von ihr. Sie erzählten mir, daß der alte Könneke gestorben sei. Der schien bisher den Hindernisgrund zu bilden — wenn ich Löwenclau richtig verstanden habe. Und da habe ich mich denn um die Sache nicht weiter gekümmert. Aber nun kann ich sie ja wieder aufnehmen."

Reinhard fuhr mit der Serviette über das beschlagene Fenster und schaute gedankenlos in den Ural hinein, dessen Bergkuppen und schneeverwehte Felseinschnitte draußen vorüberhuschten... Löwenclau und Lili — das fehlte noch! Er entsann sich: auch in ihrem letzten Briefe hatte sie seinen Namen genannt. Den Bemühungen der Baronin mußte man vorbeugen. Und wieder schwankte Reinhard einen Augenblick, ob er sich nicht ehrlich aussprechen sollte. Nein, das war unmöglich. Wozu dieser Frau seine Herzensgeheimnisse anvertrauen! Sie blieb in Moskau, und er hatte genügenden Vorsprung. War er erst mit Lili verlobt, dann verstand es sich von selbst, daß Frau von Kuefstein ihre Versuche aufgeben mußte. „Ist Graf Löwenclau vermögend?" fragte er.

„Das glaube ich nicht," entgegnete die Baronin, „aber er braucht viel. Er erzählt von einer Leibrente, die manchmal ausbleibt. In den Kreisen der Hochfinanz ist er enfant gâté, und ich taxiere, daß er sich da durchschnorrt."

„Besonders sympathisch scheint er Ihnen nicht zu sein."

„Nein, das ist er mir nicht. Er ist mir zu sehr Verneiner und protzt mir zuviel mit seinem Mangel an Moral. Ich schätze, daß das nur Theater ist. Aber es imponiert namentlich den jungen Mädelchen gewaltig."

„Kann ich mir denken," entgegnete Reinhard, „und irgendein Dummerchen wird ja wohl auch auf ihn hineinfallen."

„Das fürchte ich, und sehen Sie, Steffani, das ist auch der Grund, aus dem ich ihn mir am liebsten fernhalten möchte. Ich begünstige nur Annäherungen, bei denen die Möglichkeit einer glücklichen Ehe gewissermaßen gegeben ist. Ich sondiere die Charaktere und schätze nach beiden Seiten hin die Werte ab, wobei es allerdings vorkommen kann, daß ich materielle Werte auf die eine Wagschale und innere auf die andre lege. Es handelt sich dann eben nur darum, die Werte beider Teile richtig zueinander abzupassen, und das gehört mit zu meinen Aufgaben."

„Gratuliere," antwortete Reinhard. Der Drang zum Spötteln lag ihm wieder auf der Zunge. „Sie sind eine geistreiche Frau — nur fürchte ich, daß Sie mit Ihrer theoretischen Psychologie in der Wirklichkeit zuweilen auf Widerstand stoßen können."

„Aber, lieber Freund," sagte die Baronin lebhaft, „ich bin natürlich nicht unfehlbar . . ." Sie zerkrümelte mit nervös fingernder Hand das Brot neben ihrem Teller und schlug den Blick voll zu ihm auf. „Ich glaube, Sie verstehen mich immer noch nicht so recht, Herr von Steffani," fuhr sie fort. „Ich versuche, in die Menschen einzudringen und mir über ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung, ihre Lebensbedingungen, ihre innere Struktur klar zu werden. Und da ergibt es sich denn von selbst, daß ich Paare finde, die zu gegenseitiger Ergänzung wie von Gott in die Welt gesetzt worden sind. Ich schaffe also bewußte Zweckbeziehungen zwischen Leuten, die sich sonst wahrscheinlich nie kennen gelernt haben würden. Und zwar tue ich das lediglich aus Freude zur Sache — ja, schauen Sie mich nur verwundert an, es ist so: aus Antrieben, die ihre großen Reize haben. Können Sie das begreifen?"

„Nicht aus meiner Natur heraus. Überhaupt nicht vom männlichen Standpunkte aus. Aber ich kann schon verstehen, daß eine kluge Frau Gefallen daran findet, allen Göttern ins Handwerk zu pfuschen und mit feinem Spürsinn zwei Lebenswege, die sich bisher nie berührt haben, zusammenzuführen. Wenn ich soviel Verständnis für die Sache wie Sie hätte, dann würde es mein erstes sein —"

Er brach lächelnd ab, und sein Auge verfing sich in ihrem Blick.

„Nun?"

„Würde es mein erstes sein," sagte er, „für Sie selbst eine geeignete Partie zu finden. Denn eigentlich sind Sie zu schade, sich nur für andre zu opfern."

Er erhob sich vom Frühstückstische, weil er ihre Antwort nicht abwarten wollte. Aber sie gab sie ihm doch. Durch das Dunkel ihres Auges lief es wie der Widerschein einer auflodernden Fackel.

„Versuchen Sie es," entgegnete sie. „Es ist dabei weniger Verständnis für die Sache nötig als für das Objekt — also für mich. Gesegnete Mahlzeit."

Sie reichte ihm die Hand zum Kusse. —

Am nächsten Morgen in aller Frühe wurde Reinhard durch lärmende Stimmen in seinem Schlafe gestört. Der Zug hielt in Samara, und die russischen Offiziere klopften an seine Coupétür, um sich von ihm zu verabschieden. Nun kam noch ein langer Tag mit Ausblicken über die Wolga, über dicht bevölkertes Land und blühende Städte und Dörfer, und wiederum am folgenden Morgen pfiff die Lokomotive lang anhaltend und gellender als sonst, und der sibirische Luxuszug fuhr in die Halle des Kursk-Nishnijnowgoroder Bahnhofs in Moskau ein.

Reinhard und die Baronin suchten sich gegenseitig und trafen sich im Korridor des Wagens.

„Addio, Steffani," sagte Frau von Kueffstein, „wann reisen Sie weiter?"

„Mit dem Abendzug, Baronin."

„Und wann sehe ich Sie in Berlin?"

„Wann Sie befehlen."

„Ich bin Ende der Woche zurück. Spätestens Sonnabend. Kann ich Sie Sonntag nachmittag begrüßen?"

„Es wird mir eine Freude sein. Sie bewohnen noch Ihr altes Quartier?"

„In der Regentenstraße. Also auf Wiedersehn."

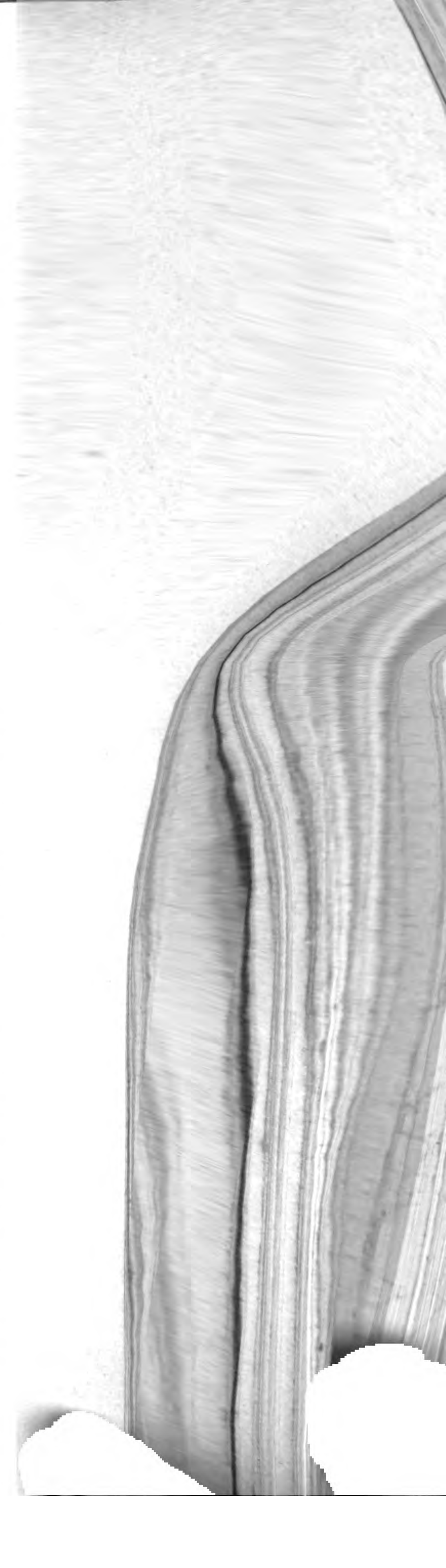
Sie hielt seine Hand sehr fest, und wieder suchte ihr Blick den seinen. Das machte ihn unruhig, und er freute sich, daß die Zofe mit einer gleichgültigen Frage dazwischen kam. Er ließ sein Gepäck gleich nach dem Brester Bahnhofe befördern und fuhr dann mit einem Handkoffer nach dem Hotel Metropole am Theaterplatz, wo er sich für den Tag ein Zimmer nahm. Am Abend war er wieder rechtzeitig auf dem Bahnhofe, um zwei Tage später in Berlin einzutreffen.

Hier stieg er im Hotel Kaiserhof ab, legte Uniform an und fuhr sodann zu seinem Kommandeur, um seinen Urlaub anzumelden.

Es war dies ein Graf Brügge aus einem verarmten mediatisierten Geschlecht: ein langer, schwipper Herr mit kleinem, eirundem, von grauen Haarsträhnen bedecktem Kopfe und mit eigentümlicher Fistelstimme. Er war zu Hause und empfing Reinhard in offener Interimsjoppe mit schiefgeknöpfter weißer Weste darunter und in ledernen Morgenschuhen.

„I sieh da, sieh da, mein lieber Steffani," sagte er freundlich, und alle Muskeln seines kleinen verwetterten Gesichts zuckten. „Na, das ist nett, daß Sie auch mal wieder bei uns sind. Entschuldigen

1*



Sie mein Kostüm — ich hatte aber keinen Dienst und bin eben erst aufgestanden ... gestern war Hofball, und so was kann ich nicht mehr vertragen ... Also nun lassen Sie sich mal angucken — aber erst nehmen Sie Platz. Wollen Sie einen Kognak? Ich trinke auch einen — mir ist ein bißchen labbrig im Magen ..." Er klingelte, und ein Bursche erschien, der in dem Hause des alten Junggesellen das Mädchen für alles ersetzte und an der Tür stramm stand. „Den Kognak, Brunskoppel ... halt, Brunskoppel, den aus dem Büfett rechts ... was sagst du, der wäre alle? — Du bist wohl verrückt geworden — ich habe ja gestern erst eine volle Flasche hingestellt! Nun scher' dich 'raus ... Steffani, der Brunskoppel ist von Ihrer alten Schwadron, aber ein großes Rindvieh. Ihr Nachfolger als Eskadronchef, der dicke Laar, macht sich übrigens ganz gut. Wenigstens sind die Pferde im Stande. Ein Gaul ist vorjährig eingegangen — die Belmonte — entsinnen Sie sich noch der Belmonte?"

Steffani war ahnungslos, sagte aber ohne weiteres: „Jawohl, Herr Graf — selbstverständlich — ein ganz hübscher Gaul —"

„Nee, Steffani," fiel der Oberst ein, „das war er nu nicht. Kuhhessig und Krippensetzer und Schlappohren — ich habe ihm keine Träne nachgeweint. Natürlich Kolik. Die vom zweiten Regiment haben letztjährig fünf Biester an der Kolik verloren. Also Sie sind nur auf Urlaub hier, Steffani? Wie lange?"

„Noch unbestimmt, Herr Graf. Es hängt das von der Regelung gewisser Familienverhältnisse ab. Ich wollte gehorsamst melden, daß ich mich zu verheiraten beabsichtige und um den Konsens einkommen möchte."

Brügge verschob die Faltenlage seines merkwürdig zerdrückten Gesichts zu einem erfreuten Grinsen. „I der Teufel," rief er, „sehen Sie mal an. Na da gratuliere ich. Und mit wem, wenn ich fragen darf? Mit einer Berlinerin?"

„Zu befehlen ja. Mit der Tochter eines verstorbenen Großindustriellen."

„Großindustriellen — das ist immer gut. Waise?"

„Jawohl, Herr Graf, Waise."

„Das ist noch besser ... Setz' den Kognak auf den Tisch, Brunskoppel. Siehst du wohl, daß noch eine volle Flasche da war, du Nachtwächter! ... Kosten Sie einmal den Kognak, Steffani. Ich habe ihn mir selbst abgezogen. Da kommt mich die Flasche auf vier Mark. Aber acht ist sie unter Brüdern wert."

Er goß ein. „Auf das Wohl der gnädigsten Braut," sagte er und kippte den Kognak in die Kehle, krächzte ein wenig und machte dann ein vergnügtes Gesicht. „Na?" fragte er.

„Ausgezeichnet, Herr Graf."

Brügge freute sich. „Ja, das muß man verstehen. Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Ich hoffe, Anfang März. Es ist vorher noch mancherlei zu ordnen."

„Nu natürlich. Wegen der Formalitäten bin ich immer zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie nicht zuweilen bei uns im Kasino essen? Laar hat jetzt die Krippe unter sich und gibt sich alle Mühe. Wir haben auch einen neuen Ökonomen — mit dem alten ging's nicht mehr. Sie wissen doch: dem mit dem ewigen Schmorbraten — und mit der Sardellensauce, die immer ranzig schmeckte ..."

Steffani lächelte zustimmend. Auch Graf Brügge war der alte geblieben: der zerfahrene Hagestolz, den man längst abgesägt hätte, wenn er nicht ein so guter Reiter gewesen wäre.

Reinhard hatte sich erhoben. „Selbstverständlich werde ich dem Etatsmäßigen und den Freunden im Regiment Besuch machen, Herr Graf," sagte er. „Werde auch dann und wann in das Kasino kommen. Ich bleibe ja in Berlin. Ich bitte nur, gehorsamst entschuldigen zu wollen, wenn ich die ersten vierzehn Tage zur Abwicklung meiner Privatangelegenheiten benütze."

„Versteht sich, Steffani, versteht sich," antwortete der Oberst und knöpfte an seiner Weste. Aber er knöpfte sie nur noch schiefer. „Lassen Sie sich Zeit und bringen Sie Ihre Sachen in Ruhe in Ordnung ... Ich wünsche Ihnen nochmals Glück zu Ihrer bevorstehenden Ehe."

Er gab Reinhard die Hand, und der faßte den Händedruck gleich als die Verabschiedung auf und empfahl sich.

Sein Auto hatte er vor der Tür warten

lassen. „Stüler-Straße 107," rief er dem Chauffeur zu und stieg ein. Anfänglich beschäftigten sich seine Gedanken noch mit dem Grafen Brügge, dessen kuriose Erscheinung in der Berliner Gesellschaft wohlbekannt war. Aber dann bog der Kraftwagen in die Tiergartenstraße ein, und die Erinnerung an Lili wurde wieder lebendig. Steffani war doch neugierig, wie er sie vorfinden würde. Er ertappte sich auf einer gewissen Unruhe, fühlte sein Herz schneller schlagen und spürte ein warmes Empfinden in der Brust. Vielleicht kam die Liebe noch nach bei ihm . . .

Das Haus in der Stüler-Straße erkannte er schon von weitem. In dem kleinen Vorgarten war der Tulpenbaum sorglich mit Stroh umwickelt; auf der Blautanne glitzerten Schneekristalle. Über der Haustür sah Reinhard ein Pappschild mit der gedruckten Aufschrift: „Herrschaftliche erste Etage, zehn Zimmer mit vielem Beigelaß und allem Komfort zum 1. April zu vermieten." Das war die Könnekesche Wohnung. Natürlich, daß Lili sie nicht behalten würde! Sie war ja viel zu groß für sie.

Der Wagen hielt, und Reinhard trat in das Haus, schritt eine halbe Treppe hinauf und klingelte an der Tür neben dem gelben Messingschild, das nur den Namen Könneke trug.

Ein ihm fremder Diener öffnete und schien über den Offizier sichtlich erstaunt zu sein. Reinhard gab ihm seine Visitenkarte. „Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?" fragte er.

Der Diener war schlecht gezogen. Er nahm die Karte und ließ Reinhard vor der Tür warten. Es dauerte auch geraume Zeit, ehe der Diener zurückkehrte und ihm mit einem kurzen „Bitte" die Entree öffnete. Steffani stieg das Blut in den Kopf.

„Wollen Sie mir nicht aus dem Paletot helfen!" herrschte er den Diener an. Da zuckte der zusammen und regte die Hände.

In dem großen Salon mit seinen langweiligen gelben Damastmöbeln trat Reinhard eine füllige Dame in Schwarz entgegen und erwiderte seine Verbeugung mit einer kurzen Neigung des haargetürmten Kopfes.

„Rittmeister von Steffani," stellte sich Reinhard der Fremden vor. Dabei sah er ihr gerötetes Gesicht mit den kleinen, fettverwachsenen Augen und einer dicken Warze am Kinn und fand sie höchst unsympathisch.

„Frau Ohlstädt," antwortete sie, „Oberstabsarztwitwe." Die Betitelung amüsierte Reinhard. Diese Oberstabsarztwitwe war jedenfalls als Schutz- und Wachttruppe für Lili seitens der vormundschaftlichen Gewalt eingesetzt worden.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte sie kühl.

Steffani fühlte sofort, daß er im Galopp vorgehen müßte. Die Oberstabsarztwitwe war der verkörperte Widerstand.

„Ich möchte meine Braut sprechen," sagte er kurz und trocken.

Frau Ohlstädt tat so, als ob sie nicht recht verstanden hätte.

„Meine Braut — Fräulein Lili Könneke," wiederholte Steffani. „Ich weiß nicht, ob Sie orientiert sind, gnädige Frau," fügte er mit lächelnder Höflichkeit hinzu. „Lili und ich sind seit zwei Jahren heimlich versprochen. Wir warteten nur noch auf ihre Volljährigkeit, die jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, beantragt werden soll. Ich komme geradeswegs aus Japan, um die nötigen Formalitäten zu beschleunigen und Lili zu heiraten." Nun streifte sein Auge mit energischem Aufblick die stattliche Dame, und auch sein Ton klang schneidender. „Ich gebe Ihnen diese Erklärung," fuhr er fort, „obwohl mir unbekannt ist, ob Sie die Berechtigung besitzen, sie entgegennehmen zu können. Darf ich Sie also bitten, Lili von meinem Hiersein zu benachrichtigen."

Frau Ohlstädt rückte an einem der gelben Damastsessel. Ihre Stimme klang freundlicher, als sie sagte: „Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Rittmeister. Zu meinem Bedauern bin ich in die Notlage versetzt, Ihre Bitte nicht erfüllen zu können. Fräulein Lili steht noch unter vormundschaftlicher Gewalt, und ihr Vormund, Herr Generalkonsul Dittmar, hat mir den bündigen Auftrag gegeben, jeden Besuch Ihrerseits abzuweisen."

In Reinhards Wangen stieg ein lebhaftes Rot. „Unter welcher Begründung?" fragte er. „Sie werden einsehen, gnädige Frau, daß dieses Verbot einer Beleidigung gleichkommt."

Die Oberstabsarztwitwe zog die Schul-

tern mit den unsichtbaren Epauletten hoch.

„Eine Beleidigung wurde zweifellos nicht beabsichtigt,“ entgegnete sie. „Im übrigen kann ich Sie nur an Herrn Generalkonsul Dittmar persönlich verweisen. Ich bin hier engagiert, Fräulein Lili zu beaufsichtigen, die — die sogar einer recht strengen Aufsicht bedarf. Ich erfülle also lediglich meine Pflicht.

„Ist Lili im Hause?“ stieß Reinhard ärgerlich hervor.

Frau Ohlstädt schwieg einen Augenblick. „Ich könnte Ausflüchte suchen,“ entgegnete sie dann. „Aber ich tue es absichtlich nicht. Sie ist im Hause.“

„Und weiß, daß ich hier bin?“

„Das habe ich ihr nicht erzählt. Sie hat sich heute früh ungezogen gegen mich benommen und hat Stubenarrest.“

Frau Ohlstädt sagte dies in dem ruhigen und bestimmten Tone eines in Ehren grau gewordenen Gefängniswärters.

„Und Sie würden auch nicht gestatten,“ fragte Reinhard weiter, „daß ich mich in Ihrer Gegenwart mit Lili ausspreche?“

Frau Ohlstädt machte eine bedauernde Bewegung mit ihren fleischigen, an kräftiges Zugreifen gewöhnten Händen.

„Ich habe Order zu parieren, Herr Rittmeister,“ entgegnete sie. „Als Offizier werden Sie das verstehen. Aber gestatten Sie mir einen Rat. Es ist jetzt kaum ein Uhr. Sie finden den Generalkonsul Dittmar noch auf seinem Bureau, Krausenstraße 15. Fahren Sie zu ihm und setzen Sie sich mit ihm auseinander.“

„Was ist das für ein Mann, dieser Herr Dittmar?“

„Das werden Sie selbst sehen,“ erwiderte Frau Ohlstädt vorsichtig. „Er hat den größten Umsatz in Streichwollengarn in ganz Deutschland und besitzt auch eine Tuchfabrik in Holland. Ist meines Wissens sehr reich und seit zwei Jahren Generalkonsul von Costarica.“

Steffani griff nach dem neben seinem Stuhl stehenden Helm und erhob sich. „Darf ich noch ein Anliegen aussprechen?“ fragte er.

Auch die Oberstabsarztwitwe war mit rauschendem Kleide aufgestanden. „Bitte sehr,“ antwortete sie.

„Es liegt kein Grund vor, Lili meine Anwesenheit zu verschweigen. Übrigens habe ich ihr auch von Wladiwostok aus telegraphiert. Würden Sie die Güte haben, ihr zu sagen, daß ich im Kaiserhof logiere und unsre gemeinsame Angelegenheit in Fluß bringen werde. Sie soll sich ruhig verhalten, bis eine Klärung erfolgt ist.“

„Das will ich ihr gern mitteilen, Herr Rittmeister.“

Reinhard verneigte sich. „Dann habe ich die Ehre.“

Er ging. Diesmal war der Diener überhaupt nicht zur Stelle. Steffani half sich allein in den schweren, pelzgefütterten Paletot und verließ das Haus.

Er hatte auch hier seine Autodroschke warten lassen und fuhr nun nach dem Bureau des Generalkonsuls Dittmar.

Er war in gereizter Stimmung. So stieg er denn mit dem Vorsatze, dem Generalkonsul Dittmar gehörig die Wahrheit zu sagen, die knirschende Holztreppe des Hauses in der Krausenstraße hinauf. Es war eine seltsame alte Bude, ein winziges Häuschen zwischen hohen Mietspalästen, das noch aus den fünfziger Jahren stammen mochte und sich wie ein gedrückter Proletarier zwischen reichen Protzen ausnahm. An einer Tür im ersten Stockwerk befand sich eine schlichte Papptafel mit dem Ausdruck „Konsulat von Costarica“, und über der Tür hing ein bemaltes Blech mit dem Wappen des Freistaats: den drei spitzen Bergen im Meer mit Schiffen davor und dahinter mit einer aufgehenden Sonne und fünf gelben Sternen an einem dragonerblauen Himmel.

Reinhard klingelte, und ein Schreiber öffnete die Tür.

„Generalkonsul Dittmar zu sprechen?“

„Bitte sehr . . .“ Reinhard trat in ein Zimmerchen, in dem zwei junge Leute an einem Doppelpult arbeiteten. Regale mit Akten füllten die Wände; am Fenster hing eine fadendünne Gardine und über dem Türsims eine Lithographie, die den früheren Präsidenten Prospero Fernandez darstellte.

Der Schreiber, der Reinhard geöffnet hatte, schob ihm einen Rohrstuhl zu und bat, Platz nehmen zu wollen: der Herr Generalkonsul sei noch beschäftigt. In der Tat hörte man aus dem Nebengemache Stimmen; da sprachen zwei Leute spanisch miteinander.

Aber Reinhard hatte nicht lange zu warten. Die Tür zum Nachbarzimmer öffnete sich bald: ein dunkelbärtiger Herr verabschiedete sich von dem hinter ihm stehenden Generalkonsul. Herr Dittmar war ein kleiner Mann, der eher einem englischen Reverend als einem Berliner Großindustriellen glich. Sein bartloses Gesicht war grau und so bewegungslos wie eine Maske, aber das Auge hatte einen lebhaften Ausdruck und leuchtete auf, als es den Namen auf der Visitenkarte traf.

„Ah — Herr von Steffani," sagte Dittmar mit einer Verbeugung, „ich konnte mir denken ... Wollen Sie bitte näher treten ... Aber legen Sie vorher ab. Trübner, hängen Sie den Paletot des Herrn Leutnants an den Riegel."

Er nötigte Steffani in sein Zimmer, in dem Reinhard ein paar gerahmte Aquarelle an der Wand auffielen, Landschaften aus Costarica darstellend; dazwischen standen auf Holzuntersätzen ein ausgestopfter Papagei, ein Hockohuhn und ein Löffelreiher, über dem der Schädel eines Puma hing.

Dittmar nahm von dem Stuhl neben seinem Schreibtische ein paar große Quarzstücke und wedelte dann mit seinem roten, unmodernen Taschentuch über das Rohrgeflecht. „Entschuldigen Sie," sagte er, „da war nämlich eben so ein verflixter Spaniole bei mir, der mich bereden wollte, mich an neuen Minenanlagen am Monte Aguacate zu beteiligen ... Aber nun bin ich ganz zu Ihren Diensten, Herr Leutnant."

„Rittmeister," entgegnete Reinhard lächelnd, „aber es hat nichts auf sich ..."

„Rittmeister," wiederholte Herr Dittmar, „ja nun natürlich ... Ich bitte um Verzeihung, daß ... Sie sehen noch so jugendlich aus — und im militärischen Chargenwesen weiß ich nicht recht Bescheid. Ich habe selber nicht gedient — wenigstens nicht bei uns — da drüben" — er zeigte auf die Bilder an der Wand — „bin ich sogar Kapitän geworden. Bei der Miliz natürlich. Da gibt es nur Miliz ..."

Reinhards Fehdefreudigkeit war erloschen. Mit diesem gutmütigen alten Mann war auch ohne heftigen Gegenprall fertig zu werden. „Sie waren selbst in Costarica, Herr Generalkonsul?" fragte er, um nicht sofort auf die schwebende Streitfrage eingehen zu brauchen.

„Jawohl — ei jawohl — ich habe den größten Teil meiner Jugend drüben verbracht. Damals war Jesus Jimenes Präsident, und der hatte mich besonders gern, weil ich ihn einmal bei einem Überfall durch einen Puma das Leben retten konnte ..." Und nun erzählte der Generalkonsul in aller Gemächlichkeit eine spannende Geschichte, und Reinhard hörte mit großem Interesse zu und vergaß dabei fast die Ursache, die ihn hierher geführt hatte Man sah dem alten Herrn mit dem ausgesprochenen Typus eines Puritanergeistlichen wahrhaftig nicht mehr an, daß er einstmals ein forscher Bursche gewesen war.

Auch Reinhard gab ein Abenteuer aus dem Dschungel von Bukit Timah zum besten, und dann sprach man noch hin und her über die Gefahren und Reize der Tigerjagd, bis Herr Dittmar plötzlich unvermittelt sagte: „Aber nun, Herr von Steffani, lassen Sie uns mal zur Sache kommen. Ich bin auf Ihre Ankunft vorbereitet. Lili hat mir erzählt, daß Sie sie zu heiraten wünschen."

„So ist es," entgegnete Reinhard. „Ich komme soeben von ihr, habe sie aber nicht sprechen können. Ich wurde von Frau Ohlstädt empfangen, die mir mitteilte, daß Sie eine Zusammenkunft zwischen Lili und mir nicht wünschten."

„Hoffentlich hat sie Ihnen das in artiger Weise gesagt?" fragte der Generalkonsul.

„Gewiß. Immerhin hatte ich das Empfinden, daß Lili von ihr nicht so behandelt wird, wie es einer jungen Dame von guter Erziehung zukommt."

„Von guter Erziehung," wiederholte Dittmar und zog an seinen gelben dürren Fingern, daß die Gelenke leise knackten, „ — ja, Herr von Steffani, über die Erziehung Lilis wird man streiten können. Es ist viel an ihr gesündigt worden, und sie selbst ... Sehen Sie, ich mußte eine energische Person zu ihrer Beaufsichtigung haben. Sie machte nichts wie Dummheiten. Ich will Ihnen nicht erst erzählen —"

„Es ist nicht nötig, Herr Generalkonsul," fiel Reinhard mit fast ängstlicher Hast ein. „Ich kenne Lili. Ihre guten Seiten und ihre Fehler, die doch nur der Ausfluß eines lebhaften Temperaments sind — meinetwegen auch einer in mancher Hinsicht verfehlten Erziehung. Aber das alles wird sich

ändern, wenn sie erst meine Frau ist. Jedenfalls möchte ich — schon um meiner selbst willen — die Hochzeit beschleunigen und bitte Sie, verehrter Herr Generalkonsul, meinen Wunsch unterstützen zu wollen."

„Lieben Sie das Mädchen?" fragte Dittmar kurz, und aus seinen Augen züngelte es wie ein Blitz zu Reinhard hinüber.

„Selbstverständlich — sonst würde ich sie doch nicht heiraten wollen! Verzeihung, Herr Generalkonsul, aber das ist eine seltsame Frage."

„Doch nicht, Herr Rittmeister. Die Frage ist berechtigt. Ich muß da ein wenig ausholen ..." Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und zog wieder an seinen Fingern. „Ich weiß, daß Sie in gewisser Weise von dem verstorbenen Könneke abhingen. Er hat Ihnen Jahre hindurch eine auskömmliche Zulage bewilligt —"

„Die mir nunmehr gestrichen worden ist," warf Reinhard ein.

„Ganz richtig. Auf meine Veranlassung. Die Zulage der letzten Jahre ging aus dem Privatvermögen Lilis, und ich mußte Ihnen klar machen, daß für Sie keine Veranlassung vorlag, dieses Stipendium noch weiter anzunehmen."

Reinhard wurde unruhig. „Ich verstehe nicht recht, Herr Generalkonsul."

Dittmar erhob sich. „Mein verehrter Herr, ich habe den verstorbenen Könneke gut gekannt. Ich habe auch Einblick in seinen Nachlaß bekommen. Und aus dieser Kenntnis heraus erkläre ich Ihnen, daß Sie gegen den Mann keine, aber auch gar keine Verpflichtungen hatten."

„Das wußte ich ja längst, Herr Generalkonsul!" rief Reinhard.

Dittmar stutzte. „Das wußten Sie? Ja du lieber Gott — ich habe mir eingebildet, Sie lebten in der Überzeugung, daß Sie Könneke ungeheuer dankbar sein müßten, Herr Rittmeister! Und daß Sie nur aus diesem Gefühle der Dankbarkeit heraus Lili heiraten wollten. Deshalb fragte ich ja auch, ob Sie Lili lieben ..."

Die Sporen Reinhards klirrten. Auch er stand auf. „Herr Generalkonsul, wir müssen gegenseitige Klarheit schaffen. Könneke und mein Vater waren befreundet. Aber der eine war ein leichtsinniger und vertrauensseliger alter Soldat, der andere ein gewissenloser Ausbeuter. Das freilich erfuhr ich erst nach meines Vaters Tode. Ich konnte Könneke nicht vor die Gerichte fordern. Doch ich sagte mir, daß ich ein Esel sein würde, wenn ich seine sogenannte Zulage nicht annehmen wollte. Denn das Geld war ja *mein*. Es war unberechtigt in den Besitz Könnekes gelangt. Haben Sie auch sein Geheimbuch prüfen können, wenn ich fragen darf?"

„Auch das," erwiderte Dittmar. „Nehmen wir wieder Platz, Herr von Steffani — wir kommen nicht so rasch zu Ende ... Ich habe mir gerade die Nachprüfung Ihrer Konti besonders angelegen sein lassen, weil ich hoffte, noch etwas für Sie retten zu können. Aber es ist eine kaufmännische Unmöglichkeit. Könneke hat die Schulden Ihres seligen Vaters auf Sie überschrieben. Das ist rechtlich nicht anzufechten. Tatsächlich stehen *Sie* also in der Schuld der Firma Könneke. Darüber brauchen Sie sich aber nicht aufzuregen. Ich habe mit Lili gesprochen. Die Schuld wird gelöscht werden, ehe man das Geschäft verkauft."

Reinhard neigte den Kopf. „Meinen Dank, Herr Generalkonsul. Ich habe nun nur noch meine Bitte zu wiederholen, mir auch als Vormund Lilis entgegenkommen zu wollen. Sie wissen jetzt, daß ich sie nicht aus einem Gefühl der Verpflichtung, sondern aus freiem Antriebe heiraten will."

„Herr Rittmeister," begann er zögernd, „seien Sie mir nicht böse — ich möchte mich offen aussprechen ... Ich habe Sie nun ja auch persönlich kennen gelernt, und da meine ich — also, es muß heraus — ich meine: Lili paßt nicht für Sie ... Warum nicht? — Jawohl, das können Sie fragen. Zunächst: der Ruf ihres Vaters. Es ist kein gutes Angedenken, daß er hinterlassen hat. Wird Ihnen das bei den peniblen Ehrbegriffen, die in unserm Offizierkorps herrschen, nicht schaden können?"

„Könneke ist tot. Nachforschungen sind nicht zu befürchten."

„Und Sie selbst," fuhr Dittmar langsam fort, indem er die Schnitzel des Papiers vor sich aufhäufte, „verzeihen Sie die Frage: widerspricht es nicht Ihren Empfindungen, die Tochter des Mannes zu heiraten, der Ihren Vater ruiniert hat?"

Eine jähe Röte stieg in das Gesicht Reinhards. Er wollte heftig auffahren.



Walpurgisnacht

Gemälde von Albert Welti

(Im Besitz des Herrn Oberregierungsrats Carl von Rose auf Döhlau)



Doch er bezwang sich. Der kleine Kaufmann hatte ja recht.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen," begann er endlich. „Klipp und klar. Meine Lebensanschauung ist nicht die Ihre. Aus Ihrer Frage schon höre ich heraus, daß mein Standpunkt der Welt und den Menschen gegenüber ein anderer ist. Ich habe eine ausgesprochene Abneigung gegen Sentiments, die sich nicht vernunftgemäß begründen lassen. Möglich, daß mich erst das Leben so hart gemacht hat. Denn, Herr Generalkonsul, ich habe von meiner Kindheit an ein Hundeleben geführt. Mein Vater ... lieber Gott, ich habe diesem prächtigen Alten immer ein warmes Sohnesherz entgegengebracht — aber ein Vater, ein V a t e r war er mir eigentlich nie. Er war nicht lieblos — nein, er liebte mich sehr. Doch seine Liebe besaß keine weckende Kraft. Meine Mutter habe ich kaum kennen gelernt. Ich bin ganz liebeleer durch Kindheit und Jugend gegangen. Und schon in der Jugend begann die verfluchte Schule der Heuchelei. Ich sollte für reich gelten und hatte —" Er brach plötzlich ab. „Sie wissen ja alles," sagte er tonlos. „Sie haben Könneke gekannt."

Die Farbe in seinem Gesicht hatte gewechselt. Jetzt war es blaß, und eine Reihe feiner Schweißtropfen perlte auf seiner Stirn.

Dittmar hatte ihn scharf beobachtet. Aber es stand nichts von Mitgefühl in seinen bewegungslosen Zügen.

„Wenigstens verstehe ich jetzt manches," erwiderte er. „Lili ist reich."

Reinhard warf trotzig den Kopf zurück. „Jawohl," rief er, „und es ist gut, daß sie das ist! Ich b r a u c h e eine reiche Frau. Trieb der Selbsterhaltung, Herr Generalkonsul — ohne alle Beschönigung. Ich setze dabei das Niveau meines Lebens nicht herab: ich erhalte es mir. Was schiert mich der tote Könneke? Mein Haß ist nicht so groß, daß er sich auf sein Kind überträgt. Als ich von Lili den letzten Abschied nahm, waren wir uns klar darüber, daß wir uns einmal heiraten würden. Auch ihr Vater sah in mir bereits den künftigen Schwiegersohn. Das hat er mir selbst gesagt. Und nun halte ich bei Ihnen als Vormund um die Hand Lilis an."

Er strich sich über die Stirn. Er fühlte eine Erregung, die ihm sonst fremd war. Hinter die starre Maske dieses kleinen grauen Mannes ließ sich nicht leicht schauen. Er blinkte zu Reinhard hinüber, ohne daß eine Linie seines Gesichts sich änderte, und nickte wieder.

„Gut," sagte er, und seine Worte fielen wie Eistropfen von seinen Lippen. „Ich bin jetzt informiert. Sie sollen Ihre Lili bekommen. Aber ich habe eine Bedingung. Ich will erst meiner Pflicht als Vormund entbunden sein."

Reinhard verstand ihn falsch. „Sie wollen die Vormundschaft niederlegen?" fragte er.

„Das nicht. Ich will nur die Mündigkeitserklärung abwarten."

„Ah so ..." Reinhard atmete auf... „Und kann das lange dauern?"

„Ich werde persönlich mit dem Vormundschaftsrichter Rücksprache nehmen und ihn um Beschleunigung der Angelegenheit bitten."

Reinhard stand auf und verneigte sich. „Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen. Ich setze voraus, daß Sie mir unter diesen Umständen auch den Verkehr mit Lili gestatten werden, und bitte freundlichst, Frau Ohlstädt demgemäß instruieren zu wollen."

Der Generalkonsul ließ wieder die Papierschnitzel durch seine mageren gelben Finger gleiten. „Ich habe eine Gegenbitte. Nach meiner Kenntnis Lilis würde sie sich in voller Freiheit leicht zu allerhand Torheiten verleiten lassen. Natürlich kann ich Ihnen den Verkehr mit ihr nicht gänzlich verbieten: aber ich wünsche ihn nur in ihrem Hause — gewissermaßen unter Aufsicht der Frau Doktor Ohlstädt."

Reinhard zog die Brauen zusammen. „Es liegt etwas Verletzendes in dieser Vorschrift, Herr Generalkonsul," antwortete er. „Ich betrachte Lili als meine Braut —"

„Die Sie zwei Jahre lang nicht gesehen haben," fiel Dittmar ein. „Als Sie sie verließen, war sie noch ein Kind, ein halbes Kind, ein kluges Kind meinetwegen — immerhin ein Kind. Sie können wissen, wie sie sich entwickelt hat."

„Das kann ich nur annehmen ..." Reinhard zuckte mit den Schultern. Wie-

der fühlte er, wie seine innere Unruhe wuchs. „Sie kann doch nicht schlecht geworden sein!“ Und plötzlich jagte eine hohe Röte über sein Gesicht. „Herr Generalkonsul, ich bitte, mir nichts zu verbergen. Ich habe das unbestimmte Gefühl, als wüßten Sie etwas — irgend etwas von Lili, das Sie mir verhehlen wollen.“

„Pardon, Herr Rittmeister,“ erwiderte Dittmar und richtete sich, die Hände auf den Lehnen des Schreibtischstuhls, langsam auf, „ich verberge Ihnen nichts. Ich sagte nur: Sie kannten Lili als Kind. Darüber sind zwei Jahre verflossen: eine große Spanne Zeit in der Periode der Entwicklung. Sie müssen Lili von neuem kennen lernen. Verstehen Sie, wie ich das meine, Herr von Steffani?“ Seine Hände verschränkten sich über der hochschließenden dunklen Weste, und wieder hörte Reinhard das fatale Knacken der Fingergelenke. „Ich stehe Ihnen ja nicht als Feind gegenüber. Ich möchte vor Übereilung warnen. Jawohl — in beider Interesse: in dem Ihren wie in dem meines Mündels.“

Reinhard hatte den Kopf gesenkt. Er wurde wieder ruhiger und fand sich in die Wandlung der Dinge.

„Dann habe ich nichts weiter hinzuzufügen, Herr Generalkonsul,“ sagte er. „Ich wohne im Hotel Kaiserhof, falls Sie mir eine Nachricht zugehen lassen wollen.“

Dittmar notierte die Adresse. „Das vorbereitende Schreiben an das Vormundschaftsgericht werde ich heute noch aufsetzen,“ erwiderte er. „Natürlich werden Sie sich in Geduld fassen müssen. Immerhin kann bis zu Lilis achtzehntem Geburtstag die Angelegenheit erledigt sein. Die Ehre, Herr Rittmeister . . .“

Es fiel Reinhard auf, daß Dittmar ihm bei der Verabschiedung nicht die Hand reichte. Aber es ließ ihn kühl. Er war froh, daß die Hindernisse wenigstens zum größten Teile aus dem Wege geräumt worden waren, daß seine Zukunft nun festere Formen versprach. Eins nahm er sich jedenfalls vor: er wollte Berlin vor der Hochzeit nicht wieder verlassen. Erst mußte alles in Ordnung kommen. An der Bewilligung eines Nachurlaubs war ja nicht zu zweifeln.

Er war auf der Straße stehen geblieben, und die Sonne des Wintertags lag auf seinem Gesicht. Er war ganz zufrieden. Nein, nicht völlig: er hatte Hunger. Er entsann sich, seit dem Morgenfrühstück nichts genossen zu haben, und nun meldete sich sein Magen. Hier in dieser Gegend, wo der Freistaat Costarica seine Vertretung hatte, gab es freilich kein Restaurant, in dem er sich in Uniform zeigen konnte. So fuhr er denn zu Ewest. Das machte ihm auch Spaß. Er sah wieder einmal die Friedrichsstraße und fand bei Ewest den berühmten melancholischen Ede, den Kellner, der ihn früher immer bedient hatte und über dessen tragisches Angesicht es wie ein Nordlicht wetterte, als er den Herrn Baron von Steffani wieder erkannte. Ede stellte mit Meisterhand ein kleines Diner zusammen, und Reinhard ließ es sich schmecken. Es war nicht besser als im Imperialhotel in Tokio oder bei Kwagetsu Kwadan in der Mukojima-Allee, aber es war heimatliches Essen. Und in dem behaglichen Wohlgefühl dieser Minuten überschlug Reinhard noch einmal das Für und Wider der letzten Stunde und kam zu dem Schluß, daß jede Überhastung in der Tat ein Unsinn sein würde.

Aber es gab doch noch etwas, was Reinhard ein wenig beunruhigte — ein wenig. Er mußte bis zu seiner Hochzeit mit dem Rest der Summe auskommen, die ihm die Yokohama Specie Bank überwiesen hatte. Nun war die Reise auf der Sibirischen Bahn teuer gewesen, und das Hotelleben kostete auch eine ganze Menge. Er beschloß also, sich eine Privatwohnung zu nehmen; zwei möblierte Zimmer genügten; und wenn er Zivil anlegte, so konnte er essen, wo er wollte. Nötigenfalls mußte Siebenschuh ihm aus der Patsche helfen. Siebenschuh wohnte in der Linienstraße und hatte ein Sarggeschäft. Aber mit dem Sarghandel verband er einen ausgedehnten Wucher, und er galt immerhin als „reell“ in dieser Branche. Seine Hauptklientel war die jüngere Sportwelt. Er arbeitete mit den Buchmachern Hand in Hand. Auch sollte er mit den großen Heiratsbureaus in Verbindung stehen und ihnen gelegentlich Zuschub liefern. Er machte alles.

Reinhard hatte sich Kaffee geben lassen

und steckte sich eine Zigarre an. Über dem aufflammenden Streichholz sah er, daß sich die Tür gegenüber öffnete und ein junger Herr in das Restaurant trat, dessen Erscheinung ihn aufmerken ließ. Es lag nichts Stutzerhaftes in dem Äußeren des jungen Mannes, sondern eine selbstverständliche Eleganz. Und als er sich nun umwandte und sich durch das goldumrandete Einglas mit etwas zwinkerndem Blick im Lokal umsah, da erkannte ihn Reinhard auf der Stelle, obwohl er nur zweimal im Leben auf eine flüchtige Stunde mit ihm zusammen gewesen war: es lag etwas in dem hochmütigen, glattgestreckten und ovalen Gesicht des Grafen Löwenclau, das in der Erinnerung haften blieb. Es trafen in diesen ungleichmäßigen und doch anziehenden Zügen Altes und Neues zusammen, unentwickelte Gegensätze, hochgespannte Neigung zum Auskosten des Lebensgenusses, verfeinerte Heuchelei und zugleich eine große geistige Regsamkeit. Dies Gesicht war noch jugendfrisch, doch die Stirn liniiert, und an den Schläfen schattierte sich das volle, blonde Haar bereits leicht silberfarbig ab, obwohl der Graf kaum Dreißig zählen konnte.

Er stutzte ein wenig, als er Reinhard sah, dann erkannte auch er ihn. „Herr von Steffani,“ sagte er, den Wildlederhandschuh von seiner Rechten streifend, „bin ich noch in Ihrer Erinnerung? Olaf Löwenclau.“

„Selbstverständlich, Graf,“ erwiderte Reinhard und erhob sich, „wir sahen uns zum letztenmal —“

„Bei Lili,“ ergänzte der Graf harmlos, als Reinhard einen Augenblick zögerte. „In einer Stunde der Ausgelassenheit. Wir kamen vom Tennisplatz und hatten gemeinsam soupiert. Da stieg der Sekt den Mädeln zu Kopf, und alle überkommenen Maße verschoben sich. Schließlich sprengten Sie die Gesellschaft und warfen, was Ihnen überflüssig erschien, zum Tempel hinaus ... Mir ahnte, daß Sie hier sein würden. Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Bitte recht sehr. Ich habe zwar zu Ende diniert, freue mich aber, noch ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudern zu können ... Natürlich entsinne ich mich dieses Abends. Ich hätte mich nicht verstimmen lassen sollen. Aber ich hatte in Graditz Ärger gehabt, und der wirkte noch nach ...“

Graf Löwenclau bestellte bei dem Kellner sein Essen und eine halbe Flasche Rheinwein. „Den Wein nicht in Eis,“ sagte er. Dann faltete er seine Serviette auseinander und fuhr fort: „Ich weiß schon von Ihrem Hiersein, Herr von Steffani. Ich komme eben von Lili.“

Es war das zweitemal, daß Löwenclau schlankweg von Lili sprach, und unwillkürlich glitt ein Schatten über Reinhards Stirn. „Sie kommen von ihr?“ fragte er. „Haben Sie Lili denn sprechen können?“

„O jawohl. Ihr Drache hatte sie eingesperrt, aber es gibt in der Könnekeschen Wohnung auch noch Hintertüren. Sämtliche Diener des Hauses sind bestochen: die weiblichen sowie auch das männliche Rindvieh. Dies letztere haben Sie kennen gelernt, eine erlesene Perle. Wenn ich Lili sehen will, ohne daß Madame Ohlstädt etwas davon merken soll, benütze ich immer jenen Aufgang, der nicht für Herrschaften ist. Der führt nämlich in die Küche. Dort bin ich als der Kohlenmann bekannt und werde sofort in ein stets verschlossen gehaltenes Fremdenzimmer geführt. Und da sprach ich Lili und nahm ihre Befehle in Empfang.“

„Welche Befehle?“ fragte Reinhard. Ihm war eigentümlich zumute. Die seltsame Vertraulichkeit zwischen Lili und Löwenclau erzeugte in ihm das Gefühl plötzlich verlorenen Gleichgewichts.

Der Graf probierte seinen Wein und nickte zufriedengestellt. „Folgende Befehle,“ antwortete er. „Zunächst sollte ich Sie im Hotel aufsuchen. Das kann ich mir schenken, da uns ein glücklicher Zufall hier zusammengeführt hat. Ich soll Ihnen bestellen, daß Lili zwischen sechs und sieben bei Ihnen antelephonieren wird. Sie wünscht, Sie heute noch zu sprechen.“

„Das wird unmöglich sein. Oder hat ihr der Vormund dazu die Erlaubnis gegeben?“

„Gewiß nicht. Sie würde seine Erlaubnis auch nicht erst einholen. Sie bekommt von fünf Uhr ab starke Migräne, läßt sich von Madame Ohlstädt ein Gramm Aspirin geben, legt sich hierauf zu Bett und schließt ihr Schlafzimmer ab, um nicht gestört zu werden. Tatsächlich aber kleidet sie sich in

aller Seelenruhe um, nimmt statt des Aspirins einen Henessy und verläßt durch die Küchentür das väterliche Haus, um auf demselben Wege, wann es ihr paßt, zurückzukehren. Das ist schon häufig dagewesen . . ."

Löwenclau zerschnitt sein Hühnerkotelett und ließ sich vom Kellner englische Sauce reichen. Reinhard saß ihm schweigend gegenüber. Er spürte ein Wachsen der Reizbarkeit, ein ganz blöder Haß gegen den anderen stieg in ihm auf. Seine Pulse klopften heftig, sein Gaumen war trocken. Er empfand einen starken Durst und bestellte sich eine Flasche Apollinaris.

„Lili ist leichtsinnig," sagte er in erzwungenem Gleichmut. „Die ganze Heimlichkeit beim Verlassen der Wohnung ist nicht notwendig. Ich war soeben bei ihrem Vormund und hatte eine Unterredung mit ihm. Er macht keine Schwierigkeiten mehr."

Graf Löwenclau fuhr flüchtig mit der Serviette über seinen Mund. „Sehr interessant," erwiderte er. „Also gezähmt... macht keine Schwierigkeiten mehr . . ." Er schaute mit seinem hübschen, gewinnenden Lächeln zu Reinhard hinüber. „Wissen Sie, daß das Lili eigentlich gar nicht recht sein wird?"

„Ich hoffe eigentlich das Gegenteil."

Löwenclau rief den Kellner herbei. „Nehmen Sie fort," befahl er. „Jawohl, Herr von Steffani, es ist so: Lili hat eine Vorliebe für die Überwindung von Schwierigkeiten."

„Aber so war sie doch früher nicht," warf Reinhard fast kleinlaut ein.

„Verzeihung — aber ich glaube, so war sie immer. Ich bin drei Jahre mit ihr befreundet und habe ihre Entwicklung vom Backfisch an verfolgen können. Der Vormund und Frau Ohlstädt behandeln sie noch viel zu sehr als unartige Göre. Das ist grundfalsch. Sie wird erst überlegend, wenn man ihr den Willen läßt."

Reinhard hatte Lili anders in der Erinnerung, als ihr Freund sie malte. Und da er sich den Umschwung ihres Wesens nicht deuten konnte, so faßte er sich auch in der Beurteilung seines Gegenübers ziemlich bündig. ‚Ein Schwätzer,' sagte er sich, ‚aus dem der Teufel klug werden mag.' Aber höflich entgegnete er: „Sicher haben Sie recht. Und wenn Lili sich aus der Oberflächlichkeit ihrer Backfischjahre zu einer geschlosseneren Persönlichkeit entwickelt hat, so werde ich mich nur darüber freuen."

„Wann soll Ihre Hochzeit sein, wenn ich fragen darf?"

„Vielleicht schon am Tage ihrer Mündigkeitserklärung."

„Scharmant. Ich denke, da wird meine Sphinx fertig sein . . . Lili möchte sich eine Villa im Grunewald bauen. Wir haben die Pläne gemeinsam entworfen — ich glaube, sie werden Ihnen gefallen. Den Treppenaufgang in der Halle soll eine Sphinx flankieren. Sphinx weiblich, als griechisches Fabelwesen, aber in moderner Rekonstruktion. Nicht die Tochter des Typhon, die dem Ödipus ihre Rätsel aufgab: eine Sphinx des zwanzigsten Jahrhunderts, ein Sinnbild des Feminismus und insofern sich wieder der griechischen Auffassung nähernd, die in ihr ein Symbol des unerbittlichen Todesgeschicks sah. Auch bei uns stirbt ja noch zuweilen der Mann an der Allmacht des Weibes Lili hat die Arbeit bei mir bestellt; aber sie soll mein Hochzeitsgeschenk sein."

Reinhard wußte nicht recht, was er erwidern sollte. „Sehr nett," sagte er gedankenlos. Eine ernsthafte Aussprache mit Lili war nötig: das sah er ein. Sie spann bereits ganz feste Zukunftspläne, die ihm durchaus nicht paßten. Sie baute eine Villa im Grunewald und setzte eine Sphinx an den Fuß der Treppe. Warum nicht ein Palais in der Tiergartenstraße mit einem Atrium und einer Götterhalle? Was Reinhard am meisten verstimmte, war ihre Ideengemeinschaft mit Löwenclau. Löwenclau gefiel ihm nicht. Der Mann war ihm zu selbstbewußt, auch zu sicher in seiner Stellung zu Lili. Es mußte sich eine eigene Beziehungswelt zwischen den beiden gebildet haben, eine Welt voll Intimitäten, die er nicht dulden konnte, wenn er nicht an Überlegenheit verlieren wollte.

Die Stimmung, in der sich Reinhard befand, machte es ihm unmöglich, noch länger mit Löwenclau zusammen zu bleiben. Er schützte einen Pflichtbesuch vor, bezahlte und verabschiedete sich.

„Auf Wiedersehen, Graf."

„Herr von Steffani . . ." Löwenclau erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Habe mich sehr gefreut. Wissen Sie meine Adresse? — Es wäre ja nicht unmöglich, daß Sie mich zu sprechen wünschten. Darf ich Ihnen meine Karte geben?"

Er zog ein kleines Juchtenportefeuille aus der Brusttasche und gab Reinhard seine Visitenkarte. „Kurfürstendamm," sagte er, „etwas weit draußen, in der Nähe von Halensee. Ich habe da auch mein Atelier. Die Elektrische hält übrigens vor der Tür. Vielleicht sehen Sie sich die Sphinx einmal an?"

„Gern," antwortete Steffani. Aber als er ging, sprachen seine Gedanken anders. ‚Hol' der Geier deine Sphinx,' dachte er. ‚Mein Junge, dich wimmeln wir ab. Deine Augen passen mir nicht!' Er blieb eine kleine Minute vor der Tür des Lokals stehen und dehnte in der Winterfrische die Brust. Es konnte immer noch Kampf geben. Also gut. Alle Weiterentwicklung ist Kampf. Aber diesmal galt es etwas Höheres zu retten als die gemeine Materie: ein Stückchen Ewigkeit, eine Mädchenseele, die in der Irre wandelte.

⌘ ⌘ ⌘

In seinem Hotelzimmer überkam ihn die Müdigkeit. Er kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Er versuchte nach alter Manier den Schlaf zu rufen und schaltete zunächst seine Gedanken um. Er dachte an gleichgültige Dinge, an eine Aufführung im Meijiza-Theater, an einen Schneesturm in Nakabata, an ein nächtliches Straßenabenteuer in Singapore. Es war ein Vorüberhuschen von allerlei Bildern. Er hatte dabei die Augen geschlossen, und es war ihm, als säße er vor einer Kinematographenbühne und sehe wandelnde Lichtspiele: nicht nur lebende Photographien, sondern auch kreisende Farbenringe, eine bunte Magie, die das Auge reizte, aber das Hirn mählich einlullte. Dazu kamen musikalische Einbildungen: begleitendes Klavierspiel, der Klang eines Orchestrions, Flötenstimmen, endlich ein Geishakonzert. Er unterschied deutlich das feine Zirpen der Taica, den Wohllaut der Samisen mit ihren verwehenden Gitarretönen, den Schlag der Trommel. Und zwischendurch schrillte eine heftige Klingel . . .

Da wachte er auf. Es war dunkel im Zimmer. Er drehte das elektrische Licht auf und sah nach der Uhr. War das denn möglich? Sollte er drei Stunden geschlafen haben? Wieder schrillte die Klingel. Das Zimmertelephon läutete. Das konnte nur Lili sein! Er sprang im Hemd nach dem Schreibtisch, auf dem der Apparat stand, und ergriff das Hörrohr.

„Hallo! Hier Rittmeister von Steffani."

Die Hotelzentrale meldete sich. „Sie werden verlangt, Herr Rittmeister," sagte eine fremde Stimme.

„Ich bin hier."

Eine halbe Minute Schweigen, dann ein leises Schwirren und ein süßer fragender Ton: „Reini?"

„Ja, mein Kind," rief Reinhard zurück, und er spürte den stärker einsetzenden Herzschlag, „grüß' Gott, Lilichen!"

„Guten Tag, Reini. Hast du Olaf gesprochen?"

„Wen? . . . Olaf? — Ah so — Löwenclau. Ja — ich traf mit ihm bei Ewest zusammen. Wo bist du?"

„In einer kleinen Konditorei in der Lützow-Straße. Aber jetzt komme ich zu dir. Welche Zimmernummer hast du?"

„Einhundertzwanzig. Hör' zu, Lili. Du kannst mir schon glauben, daß ich arge Sehnsucht nach dir habe. Aber mich dünkt, es ist besser, wir schieben das Wiedersehn zu morgen auf. Ich war bei Dittmar. Ich darf dich besuchen, wann ich will."

„Morgen ist mir zu spät. Ich bin jetzt auch schon unterwegs. In einer halben Stunde bin ich bei dir. Ich will bei dir soupieren. Verstehst du?"

„Ja, natürlich . . . Aber . . . Liebling, sei doch verständig. Wir haben Rücksichten zu nehmen."

„Auf wen denn? Wir sind wir. Sei nicht kleinlich, Reini. Also Zimmer hundertzwanzig. Erwarte mich."

„Lili, ein Wort noch . . . Lili!"

Keine Antwort mehr. Die Verbindung war gelöst.

Reinhard hängte das Schallrohr an den Apparat, brachte mit eigener Hand leidlich geschickt das Bett wieder in Ordnung und begann, sich anzukleiden.

Er legte Zivil an. Es widerstrebte ihm, bei diesem Stelldichein Uniform zu tragen. Er war ärgerlich. Die ganze Heimlichtuerei widerstrebte ihm, nachdem Dittmar seine Einwilligung zu der Hochzeit gegeben hatte: dies alberne Theaterspiel, das in

der Tat nichts weiter war als die Laune eines schlecht erzogenen Kindes. Da mußte kurzer Prozeß gemacht werden. Es ging nicht anders.

Reinhard öffnete für ein paar Minuten die Fenster, dann schritt er wartend auf und ab.

Plötzlich blieb er stehen. Es klopfte doch? Er sprang nach der Tür, aber da öffnete sie sich schon, und herein huschte ein weibliches Wesen, leicht wie Psyche, der Wirbel eines lauen Windes, ein wehender Glanz. Und in diesem Augenblick verließ Reinhard alle gedankliche Kühle. Der Mann regte sich in ihm, eine dunkle, geheimnisvolle Macht: er breitete die Arme aus, und Lili flog an seine Brust.

Das war eine süße Minute, in der auch ein Sicherinnern an vergangene Tage wie der Flug weißer Tauben an ihm vorüberzog und zu einem Hineindichten in das Herz des Mädchens wurde: eine poetische Minute.

Aber sie verstrich.

„Bubi, wie siehst du aus?“ rief Lili.

„Und du, Brausekopf!? Laß dich anschauen.“

Er löste ihre Umschlingung und schaute sie an. Da strich wieder die Kühle durch sein Tiefinnerstes. Das war nicht die Lili von früher. Wozu diese Puderschicht auf ihrem reizenden Gesicht? Wozu die künstlichen Schattenstriche unter den Strahlenbündeln ihrer Teufelsaugen? Und warum war ihr schönes Haar plötzlich buttergelb geworden, als hätte eine sengende Tropensonne seinen Glanz gebleicht?

Er schälte sie aus ihrem Pelzjäckchen und nahm ihr den bei der Umarmung schief gerückten Hut vom Kopfe. Sie hatte noch ihr Tanagrafigürchen, aber die weiche Üppigkeit der Formen war ästhetischer Schlankheit gewichen.

„Lili,“ sagte er klagend, „wo ist deine niedliche Rundlichkeit geblieben?“

Sie lachte fröhlich auf. „Mager wie eine Katze. Gott sei dank. Dabei hab' ich guten Appetit. Aber ich reite wie eine Wilde und turne wie der alte Jahn. Was an überflüssigem Fett noch übrig bleibt, nimmt der Tennisplatz weg, und die Masseuse vollendet die Linie. Ich möchte nur noch ein Hauch sein. Das ist mein Bestreben.“

„Aber ich protestiere dagegen,“ entgegnete er lustig. „Was fange ich mit einem Hauch an? Der fliegt mir davon. Was soll ich mit einer Linie, wo meine Phantasie in Kurven schwelgt? Lili, ich muß dich wieder heranfuttern.“

„Beginnen wir gleich damit,“ sagte sie. „Ich habe barbarischen Hunger. Wo ist das bestellte Souper?“

„Ich wollte deine Sonderbefehle abwarten,“ erwiderte er ausweichend.

Sie drückte auf den Klingelknopf neben der Tür. „Denke dir,“ sagte sie, „man wollte mich gar nicht zu dir herauflassen. Ich sollte im Sprechzimmer auf dich warten. Da bin ich grob geworden und habe erklärt, ich sei deine Schwester.“

„Vielleicht hielt man dich bloß für eine Cousine.“

„Pfui! Seh' ich so aus?“

Sie lachte dabei und küßte ihn nochmals ab.

Er griff mit den Fingern in das Strudelhaar über ihrer Stirn. „Dame Lili, was hast du mit deinem Schopf gemacht? Er war aschblond und jetzt hat er Rühreifarbe.“

„Kamillenwäsche. Der Ton der Moderne.“

„Ich pfeife auf alles Moderne.“ Er tupfte mit seinem Taschentuch über ihre Wangen. „Mich stört auch der Puder.“

Da wurde sie unmutig. „Schutz für die Haut. Hast du noch mehr an mir auszusetzen?“

Nun kam der Kellner, und sie bestellte.

„Reini, du erlaubst. Zwei Dutzend Austern. Ein leichtes Geflügel, ganz gleich, was für eins. Welsh Rabbits und eine Flasche Pommery dry. Alles nach Möglichkeit rasch.“

Der Kellner verbeugte sich und ging wieder. Lili drehte im Zimmer sämtliche Flammen an, auch die am Spiegel und auf dem Nachttisch. Rastlos wanderten ihre hübschen Augen umher.

„Da liegt deine Uniform,“ sagte sie. „Hast du sie heute getragen?“

„Jawohl, ich mußte zur Meldung.“

„Warum empfingst du mich nicht im Gleiß deiner Würde?“

„Weil mir der Bürgerrock bequemer war. Draußen in Japan habe ich ihn meist getragen.“

„Aber ich will dich in Gala sehen. Das Blau mit Gold steht dir gut."

„Du wirst mich noch oft genug in Uniform sehen. Nun quirle nicht soviel herum, sondern setz dich artig auf das Sofa und hör ein bißchen zu. Ich war heute bei deinem Vormund."

„Den habe ich eben gesehen."

„Den Generalkonsul Dittmar?"

„Denselben. Als ich aus dem Auto stieg, ging er mit noch einem Herrn dicht an mir vorüber. Ich kann dir sagen, ich habe einen guten Schreck gekriegt. Gottlob sah er mich nicht."

„Hätte dich aber sehen können. Und das wäre für dich wie für mich gleich unangenehm gewesen ... Liebes Kerlchen, ich möchte dir in dieser Stunde des Wiedersehens keine ernsthaften Vorlesungen halten. Ich bitte dich nur herzlich, während der acht Wochen oder meinethalben des Vierteljahrs, das uns noch von der Hochzeit trennt, recht vernünftig zu sein, vor allem die kindischen Ausknеifereien zu unterlassen. Löwenclau sagte mir, ihr hättet die gesamten Dienstboten im Hause bestochen. Ja du lieber Gott, ich kann mir nicht helfen, ich finde das deiner nicht würdig. Aber begraben wir das Gewesene. Für die Zukunft möchte ich jedenfalls, daß du alles vermeidest, was unsre gesellschaftliche Stellung schädigen könnte."

Sie saß am Tische und hatte den hübschen Kopf in beide Hände gestützt. Es war die Stellung einer niedlichen Soubrette, die im Lustspiel einer Gardinenpredigt des Liebhabers lauscht. „Glaubst du," erwiderte sie, „daß ich noch acht Wochen oder gar ein Vierteljahr unter der Fuchtel der Ohlstädt aushalten werde? Käthe Böninger habe ich weggegrault, obwohl sie noch lange nicht die Schlechteste war. Aber die Ohlstädt bleibt. Der muß man entwischen. Und nun bin ich zu dir gekommen, um dir einen Vorschlag zu machen. Du wirst mich entführen."

„Aber, Lili —"

„Laß mich aussprechen. Du wirst mich entführen. Oder wenn dir das zu romantisch klingt, will ich mich naturalistischer ausdrücken: wir werden gemeinsam durchbrennen. Einfach durchbrennen. Damit ersparen wir uns alle Weiterungen. Wenn Dittmar sieht, daß nichts mehr zu machen ist, wird er mit allem einverstanden sein ..."

Der Kellner trat ein, so daß eine Antwort im Augenblick unmöglich war. Er deckte den Tisch und brachte auch eine Vase mit Rosen mit, die er als Tafelaufsatz verwandte. Lili half ihm. Sie nahm ihm die Austern ab und legte vier auf jeden Teller. Dann kostete sie den Sekt.

„Wir klingeln, wenn weiter serviert werden soll," sagte sie. Der Kellner ging, und sie nahm vergnügt am Tische Platz. „Setz' dich, Bubi," fuhr sie fort. „Ich werde dir die Austern zurechtmachen. Bitte, kein so ernstes Gesicht. Wir wollen alles in Behaglichkeit besprechen. Zuvörderst prosit."

Sie ließ ihr Glas an das seine anklingen, trank einen Schluck und schlürfte die erste Auster.

„Reini, ich weiß, was du denkst," fuhr sie fort. „Nimm mich doch so, wie ich bin. Auch mit meinen Ungezogenheiten. Du kannst ja noch modeln an mir; es ist wenig Festes in mir, es hängt vieles in der Schwebe und braucht seine Stützen. Aber zu den sanften Täubchen gehöre ich nicht, auch nicht zu den höheren Töchtern. Das mußt du längst wissen!"

Die Ruhe ihres Tons entwaffnete ihn.

„Du bist mir recht, wie du bist," entgegnete er. „Ich habe nichts gegen deinen Brausekopf und gegen deine krausen Gedanken. Das kenne ich alles. Auch über deine Ungezogenheiten werde ich wegkommen, denn du hast ganz recht: du bist nicht unverbesserlich. Aber, liebes Kind, gegen deine famose Entführungsidee sprechen Äußerlichkeiten, die nicht zu überwinden sind."

„Welche? — O, ich ahne. Mangel an Mammon. Ich bin vorbereitet. Olafs Wucherseele hat mir auf mein Erbe hin gepumpt. Dreihundert Prozent, aber was schadet das?! Ich bin im glücklichen Besitze von rund vierzigtausend Mark. Davon können wir eine geraume Zeit recht lustig leben."

Reinhard schüttelte den Kopf. „Wozu dieser unsinnige Pump? Und wie denkst du dir denn das eigentlich mit dem Durchbrennen? Damit würde ich doch meine Uniform auf das Spiel setzen?"

Sie erhob sich, um dem Kellner zu

klingeln. Dort fragte sie ruhig: „Willst du denn Offizier bleiben?"

Er schaute sie groß an. „Selbstverständlich. Ich liebe meine Waffe und habe aller Voraussicht nach eine gute Karriere vor mir. In drei Jahren kann ich Etatsmäßiger sein . . ."

Während der Kellner umdeckte und das Geflügel servierte, wechselte das Thema. Lili fragte nach Japan und wie es sich da lebte, und Reinhard gab Antwort. Erst als der Kellner das Zimmer wieder verlassen hatte, kam sie auf das Gespräch von vorhin zurück.

„Ich muß dir die Wahrheit sagen, Reini," begann sie. „Zur Offiziersfrau bin ich nicht geschaffen. In der Enge dieser Kreise ging ich unter. Ich liebe die freie Geste. Jawohl. Ich vermute, es würde mir einen diabolischen Spaß machen, eure Damen in Angst und Schrecken zu versetzen. Ich reite in Hosen und stehe manchmal auf dem Sattel Kopf. Könnte ich das in der Offiziersmanege? Ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Da würde die Frau Majorin in Ohnmacht fallen. Ich habe meine eigenen Ansichten über die Moral, und die würden jedem Garnisonsprediger die Gänsehaut über den Buckel jagen. Ich habe meine eigene Gefallbarkeit — und die wird euern Damen wieder wenig gefallen. Ich passe da nicht hin!"

Während sie sprach, aß sie ruhig weiter, leerte auch ihr Glas und schenkte sich selbst ein. Aber Reinhard war der Appetit vergangen. Er fand in ihrer Dialektik Anklänge an Redewendungen, die er erst vor einigen Stunden gehört hatte, und das reizte ihn noch mehr. Er hatte Messer und Gabel aus der Hand gelegt, sich in den Sessel zurückgelehnt und starrte sie aus blassem Gesicht wie entgeistert an.

„Lili," sagte er in fallendem Ton, „wenn du so sprichst — begreifst du da nicht, daß eine Heirat zwischen uns unmöglich ist?"

„Nein," entgegnete sie rasch, „das begreife ich wahrhaftig nicht. Zwingt dich denn irgend etwas, Offizier zu bleiben? Wir haben Geld genug, um uns die Freiheit zu gönnen."

„Du hast das Geld. Ich müßte erst neu verdienen lernen."

„Ach Gott, Reini, schaffe doch nicht künstliche Gegensätze. Wir haben **ein** Portemonnaie, du und ich."

„Und denkst du gar nicht daran, wie schwer es mir fallen muß, den bunten Rock auszuziehen? Es spricht eine merkwürdige Selbstsucht aus deinen Worten, Lili. Du, du, und immer nur du. Und du kennst die Verhältnisse in unserm Offizierkorps ja gar nicht." Er stand heftig auf.

„Doch," sagte sie trotzig. „Olaf hat mich informiert. Der verkehrt überall und teilt meine Ansichten."

Eine Flamme ging über Reinhards Gesicht. Er blieb dicht vor Lili stehen.

„Olaf! Der berühmte Olaf! Der Herzensfreund! Lili, auch diese Freundschaft sagt mir nicht zu. Der Mann ist mir unsympathisch. Es hat sich allgemach zwischen euch eine Intimität herausgebildet, die mir widerstrebt. Das geht nicht so weiter. Wenn er von dir spricht, nennt er dich nur mit dem Vornamen. Es fehlt bloß noch, daß ihr euch auch duzt!"

„Das tun wir bereits," engegnete Lili lachend. „Wir duzen uns schon seit Jahresfrist, und beim Brüderschafttrinken haben wir uns sogar einen herzhaften Kuß gegeben..." Und plötzlich wurde sie ernster. Ein Schleier fiel über ihre Züge, der Mund verschob sich, die Brauen stiegen tiefer. „Ich bitte dich, nun hör' gefälligst auf!" rief sie. „Was verlangst du noch alles, wenn du mir die Gnade erzeigst, mich zu deiner Frau zu machen? Olaf ist mein bester und ältester Freund, und ich denke gar nicht daran, ihn preiszugeben; er **bleibt** mein Freund, verstehst du? Tyrannisieren lass' ich mich nicht!"

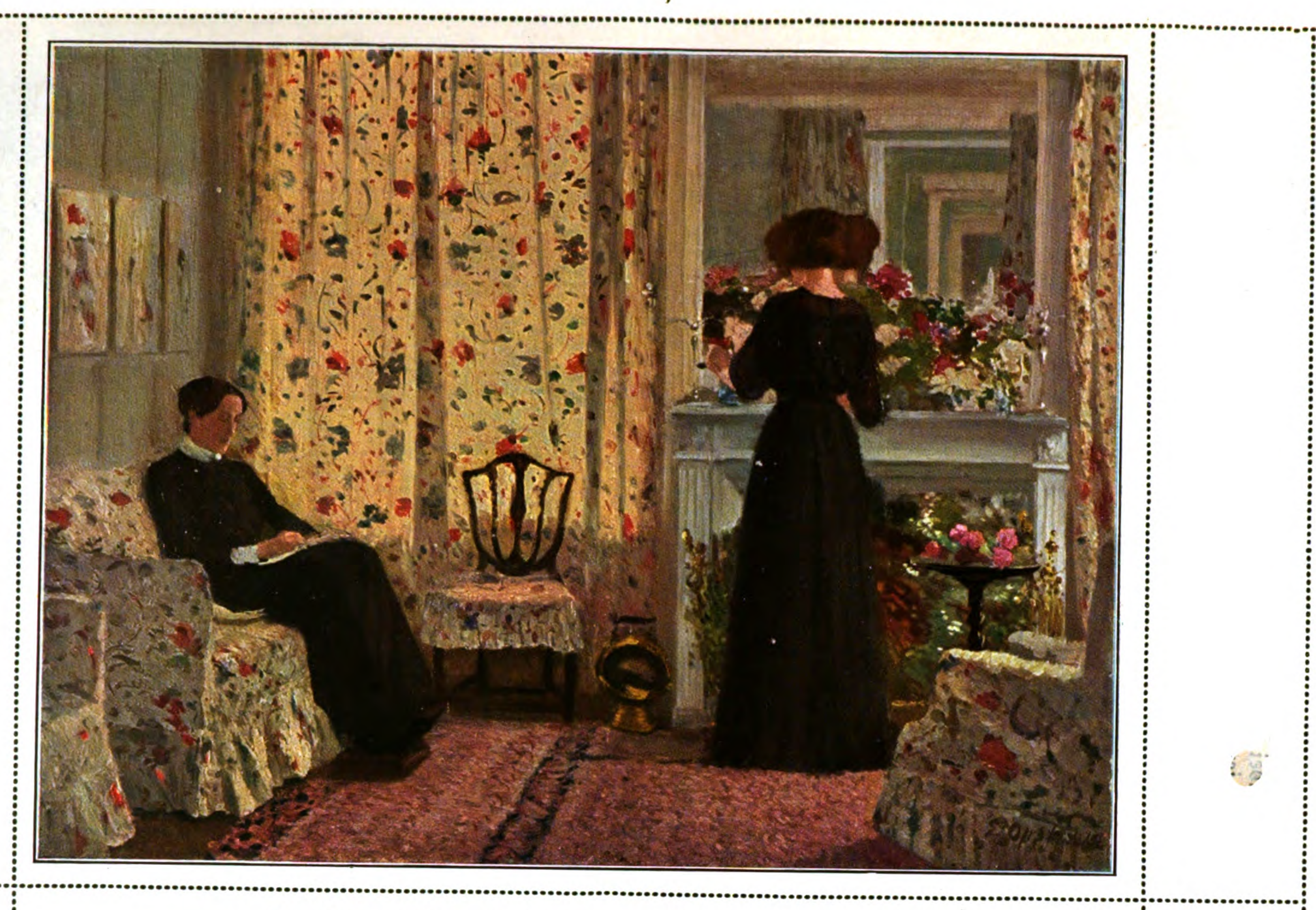
Auch sie war aufgesprungen, und bei den letzten Worten schlug sie mit der Faust auf den Tisch.

Er zuckte unwillkürlich zusammen. Sein Blick ging rückwärts und umfaßte sie in der Erinnerung. Sie war ein süßer Backfisch gewesen, und es schien ihm doch, als hätte er sie recht lieb gehabt. Aber sie war eine andere geworden.

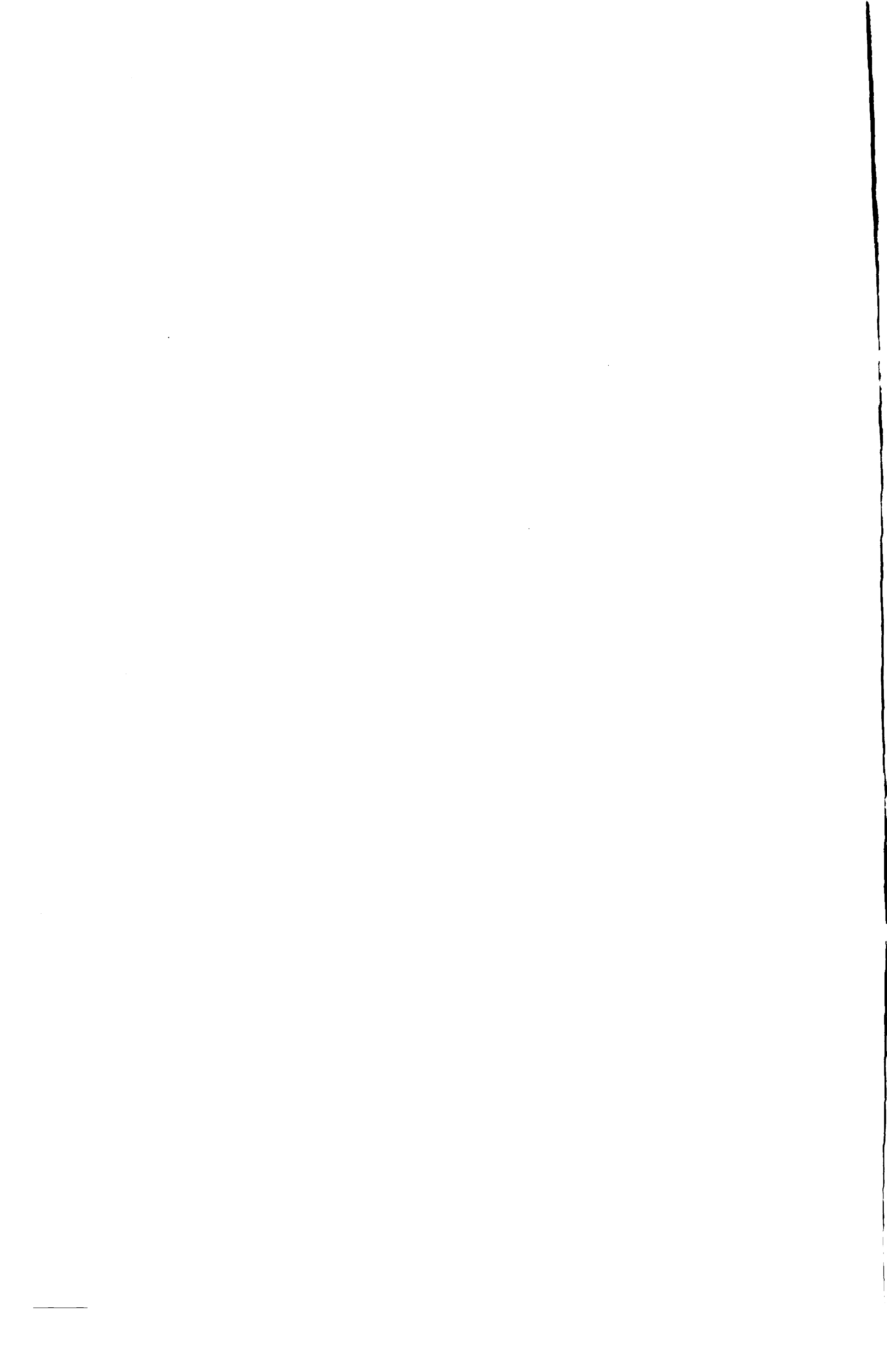
Der Kellner klopfte an, servierte die Welsh Rabbits und räumte ab.

„Darf ich noch Früchte oder Kaffee bringen?" fragte er.

„Ich danke — nein," erwiderte Reinhard.



Aus einem englischen Landhause. Gemälde von Ernst Oppler



Er wartete, bis der Kellner das Zimmer wieder verlassen hatte, und fuhr dann fort: „Ich hatte mir das Wiedersehen anders gedacht. Ich bin mit einer Seele voll Hoffnungen hergekommen und ...“ Er biß sich auf die Lippen; er fürchtete, weich zu werden. Lili hatte die Hände im Rücken verschränkt und lehnte sich gegen die Wand. Ein hysterisches Lächeln hing noch um ihren Mund, und dem widersprach der Ausdruck des Auges.

Eine halbe Minute herrschte Schweigen zwischen den beiden. Ewig währte diese halbe Minute und umspannte Gefühle und Stimmungen, die keiner auszusprechen wagte. Denn jeder der beiden wußte: fiel jetzt ein unbesonnenes Wort, so war es für immer aus. Die Mauer stand schon zwischen ihnen und konnte noch höher wachsen.

„Seien wir verständig,“ sagte Reinhard. „Vielleicht ist doch eine Einigung möglich. Ich kenne Löwenclau vorerst flüchtig; möglich, daß meine Antipathien grundlos sind.“

„Sie sind es sicher,“ sagte Lili.

„Gut. Es gibt auch Wichtigeres zu bedenken. Bestehst du darauf, daß ich den Abschied nehmen soll?“

Jetzt kam wieder Leben in ihr Gesicht. „Ja, Reini,“ rief sie, „ich bestehe darauf — schon um deinetwillen! Ich bin eine zu streitbare Natur, um mich den in euren Kreisen gültigen Ansichten widerspruchslos fügen zu können. Es würde zu Reibereien kommen, die auf dich zurückfallen müßten.“

Er durchquerte noch einmal das Zimmer und blieb abermals stehen.

„Ich war nie ein Duckmäuser und nie ein Gamaschenknecht,“ sagte er. „Ich stand mit meiner Gedankenwelt oft genug außerhalb der Kreise, denen du nicht zugehören möchtest. Aber ich habe immer wieder Zusammenhänge gefunden, die mich aussöhnten. Es ist kein bloßes Konglomerat von Vorschriften, das uns zusammenhält. Es ist eine viel stärkere Macht: eine moralische Einheit, zum mindesten eine Harmonie der Gesinnung, die sich mit billigen Schlagworten nicht abfertigen läßt. Und aus dieser Erkenntnis heraus habe ich die Kreise, gegen die du dich wehrst, lieben gelernt ...“

Sie stand noch immer regungslos an der Wand, hatte die Unterlippe zwischen die kleinen weißen Zähne gezogen und die Lider gesenkt.

„Alles was dir im Augenblick an mir nicht zusagt,“ erwiderte sie, „ist Wahnsinn. Du wirfst mir Egoismus vor, denkst selbst aber herzlich wenig an mich. Ich halte das Leben unter der Fuchtel der Ohlstädt nicht länger aus.“

„Ich werde morgen darüber mit Dittmar und auch mit Frau Ohlstädt sprechen. Wann finde ich dich daheim?“

„Immer. Ich darf ja nur in Begleitung der Ohlstädt ausgehen! Wenn ich mir einen Schleier kaufen will, muß sie mit. Verstehst du, daß ich da zu allerhand Listen greife, um mich einmal aus dem Gefängnisse zu erlösen?“

„Das wird anders werden. Schließlich steht auch deine Mündigkeitserklärung vor der Tür.“

„Vor der Tür! Noch acht Wochen Kerker, vielleicht noch ein Vierteljahr — Reini, das ertrage ich einfach nicht! Wenn es nicht anders wird — ich schwöre dir, daß ich dann allein durchbrenne!“

Er wurde unmutig. „Sei nicht so kindisch,“ sagte er schroff. „Du hörst ja, daß ich mit Dittmar sprechen will. Erwarte mich morgen zwischen zwei und drei. Und nun zieh dich an und fahre nach Hause. Willst du nicht noch etwas essen?“

„Nein, ich will nicht. Warum schickst du mich weg?“

„Weil“ — er zog seine Uhr — „weil es spät geworden ist ... Und weil ich diese ganzen Heimlichkeiten hasse! Lili, du hast es glücklich erreicht, mich total nervös zu machen. Komm noch einmal zu mir, Kind ...“ Er umschlang sie und strich ihr liebevoll über das Haar. „Ich bitte dich um Überlegungsfrist. Ich kann meinen Rock nicht für immer ausziehen, wie man einen abgetragenen Handschuh wegwirft. Ich bitte dich herzlich, prüfe auch du dich. Gerade der Rest meines Kommandos in Japan würde ein guter Übergang für dich sein. Es ist alles nicht so schlimm, wie du denkst. Bei deiner Klugheit wirst du dich ohne erhebliche Schwierigkeiten in die neuen Verhältnisse finden. Nur der gute Wille muß dasein ...“

Sie antwortete nicht, machte auch keine

Bewegung der Zustimmung. Schweigend schritt sie an den Spiegel und setzte sich den Hut auf. Reinhard half ihr in die Pelzjacke. Sie gab ihm die Hand.

„Adieu, Reinhard," sagte sie kurz.

„Auf morgen," erwiderte er. „Nimm dir vor dem Hotel ein geschlossenes Automobil. Hast du noch genug Geld bei dir?"

Sie nickte und ging. Es war ein eisiger Abschied.

Er hörte das Zufallen der Tür.

Also nun war es geschehen. Reinhard atmete tief auf und dachte nach.

In seiner Phantasie hatte Lili doch anders gelebt, als sie geworden war. Der letzte Schmelz der Kindlichkeit war von ihr gefallen, und auch an die Möglichkeit leichten „Modelns" glaubte er nicht mehr. Ihr Bewußtsein, nicht zur Offiziersfrau zu passen, war zweifellos richtig. Denn wenn sie sich selbst auch zu dem festen Willen aufschwingen würde, den Zusammenhang ihrer Anschauungen energisch zu brechen: es mußte dann doch etwas Bitteres übrigbleiben, das auch keine Liebe überbrücken konnte.

Und an ihre Liebe glaubte er nicht — und wie es in seinem eigenen Herzen aussah, wußte er. Hätte eine ganze Leidenschaft ihn gepackt, so würde er wohl die Kraft gefunden haben, Lili nachzugeben und den Dienst zu quittieren, und vielleicht auch die Kraft, sie in einen neuen Menschen zu wandeln. Aber jetzt stand seine Seele in Bangigkeit und Zagen: er hatte Furcht vor dieser Ehe.

So war es: er hatte Furcht.

Dieses unbekannte Gefühl, das ihn demütigte und aus der Fassung brachte, zerrte an seinen Nerven. Er mußte frische Luft haben, zog sich in Eile den Paletot an, nahm den Hut und ging auf die Straße.

Ein Berliner Winterabend. Über geschäftiger Menschheit das weiße Licht der elektrischen Ballons und noch weiter darüber der in lichtes Reflexrot getauchte ruhige Sternenhimmel.

Reinhard wanderte planlos umher. Er war durch die Voß-Straße gegangen und bog nach dem Potsdamer Platz ein. Wieder begann ihn der Durst zu quälen. Bei starker Nervenspannung war seine Kehle wie ausgedörrt. Er schritt die Potsdamer Straße hinauf und fand hier eine kleine Weinstube, in der er der einzige Gast war. Er bestellte sich einen Schoppen Mosel und eine Flasche Fachinger, nahm eine Zeitung von der Wand und setzte sich in eine Ecke des Lokals.

Er wollte seine Gedanken zerstreuen. Aber er las nur mechanisch. Hofball, Premiere, ein Unglücksfall auf dem Eise, eine neue Zirkuspantomime, ein Bankdiebstahl, ein Mord — er wußte wirklich nicht, was er las. Worte und Zeilen krochen an seinem Auge vorüber; es war alles so gleichgültig. Er wurde erst aufmerksamer, als er auf die „Veränderungen in der Armee" stieß. Da gab es wieder viele Abschiedsbewilligungen. Und er dachte daran, daß bald wohl auch sein Name in dieser Rubrik zu finden sein würde.

Noch einmal glitt sein Blick achtlos über das Zeitungsblatt — und da wurde er stutzig. Er fand unter „Hof und Gesellschaft" eine kurze Notiz, die ihn interessierte. Es hieß da: „Wie wir hören, stehen auf der japanischen Botschaft einige wichtige Veränderungen bevor. Der zweite Sekretär Dr. Motada soll nach Petersburg und der Marine-Attaché Graf Saito nach Wien versetzt werden. Auch von einem Wechsel des Botschafterpostens ist die Rede, da der bisherige Botschafter sich kränklich fühlt und bereits um seine Pensionierung eingekommen ist."

Reinhard kannte keinen der Herren. Es war auch nicht die Mitteilung an sich, die ihn interessierte, sondern die Ideenverbindung, die sich damit verknüpfte. Er dachte an den Vicomte Uyeda, von dem man schon gelegentlich in Tokio erzählt hatte, daß er wieder eine auswärtige Vertretung Japans annehmen wollte — und damit sah Reinhard auch die Komteß Elisabeth vor sich: sah sie gleichsam lebendig vor sich mit ihrem kleinen feinen Gesicht, dem reizenden Munde und den lebhaften Augen, die nicht einmal die unschuldigen Geheimnisse ihres Herzens verbergen konnten.

Und da kam es wie eine Erleuchtung über ihn. In allen Einzelheiten entsann er sich des Abschiedsbesuchs bei ihr. Diese Stunde war der Beweis für ihn gewesen, daß sie ihn liebte. Aber seine Gedanken hatten sich schon an Lili gekettet. Er war fertig gewesen mit sich und seiner Zukunft.

Welche Torheit, um Lilis willen diese süße kleine Halbjapanerin zu verschmähen! Er hätte ja nur die Arme zu öffnen brauchen . . .

Aber sie war ihm noch nicht verloren. Sie mußte zurückgewonnen werden. Er hatte ihr gesagt, daß er nach Berlin wollte, sich seine Braut zu holen. Und nun kehrte er allein nach Japan zurück, um ihr von seiner großen, großen Täuschung zu erzählen. Da mußte bei ihr auch das Mitgefühl sich zu der Liebe gesellen und zu einer Stimme verschmelzen — und er hatte gewonnen.

Er rief den Kellner, zahlte und ging. Lächelnd trat er ins Freie. Er war zufrieden mit sich selbst. Nun wollte er ausschlafen, um morgen in aller Frische die entscheidende Auseinandersetzung mit Lili führen zu können, und dann seine Rückreise vorbereiten. All right!

⌘ ⌘ ⌘

Er ging zu Fuß nach dem Hotel. Als er sich den Schlüssel zu seinem Zimmer geben ließ, fragte der Portier: „Herr Rittmeister von Steffani?"

„Der bin ich."

„Herr Rittmeister," fuhr der Mann fort, „Ihr Fräulein Schwester ist angekommen und fragte nach Ihnen."

„Meine Schwester? . . ." Aber er verbesserte schnell sein Erstaunen und nickte gleichmütig. „Ist sie noch da?"

„Jawohl." Der Portier nahm einen Zettel aus dem Fach für den Zimmerschlüssel Steffanis und las die darauf geschriebene Bleistiftnotiz ab: „Das gnädige Fräulein logiert auf Nummer hundertzweiunddreißig und läßt den Herrn Rittmeister bitten, noch einmal bei ihr anzuklopfen."

„Schön," sagte Steffani.

Er stieg langsam die Treppen hinauf. Diese angebliche Schwester konnte nur Lili sein. Aber um Gottes willen, was wollte sie denn abermals, — und zu so später Abendstunde? Hatte eine neue Dummheit sie aus dem Hause getrieben? —

Die Stirn Reinhards furchte sich. Ein kalter Grimm quoll ihm in die Kehle. Aber er drängte die Wut zurück. Ruhe, sagte er sich, und Schluß machen.

Er klopfte an die Tür der Nummer hundertzweiunddreißig und hörte den Hereinruf Lilis.

Sie saß am Schreibtisch und legte die Feder weg, als er eintrat. Nur die von einem grünen Schirm beschattete Lampe auf dem Schreibtisch brannte, sonst war es dunkel im Zimmer. Aber Reinhard erkannte doch am Fußende des Betts einen geöffneten Reisekoffer.

„Entschuldige," begann Lili, die das Kleid vom Nachmittag trug und sehr blaß war, „daß ich dich so spät noch zu mir bitten ließ. Aber du mußtest doch wissen, weshalb ich zurückgekehrt bin —"

„Unter fremden Namen," fiel Reinhard hart ein. „Hast du dich auch als Fräulein von Steffani auf den Fremdenzettel geschrieben?"

„Was sollte ich anders machen? Man hätte mir sonst kaum Quartier gegeben. Und ich sitze auf der Straße, Reini."

„Was heißt das? Die Ohlstädt wird doch nicht die Frechheit gehabt haben —"

„Laß mich erzählen, Reini — aber laß mich auch aussprechen. Urteile erst, wenn ich zu Ende bin. Wenn du heftig werden willst —

„Ich bin ganz ruhig."

Er warf sich in einen Sessel. Lili blieb auf dem Schreibstuhle sitzen. Die Schatten auf ihrem Gesicht machten sie älter und verschmälerten die Wangen. Ihre Stimme klang anfänglich zitternd, gewann aber an Festigkeit, während sie sprach.

„Also ich fuhr von hier aus nach Hause," sagte sie. „Da war alles in großer Aufregung. Dittmar war gekommen und hatte mich sprechen wollen. Nun suchte man nach mir und sah, daß ich davongelaufen war. Alle Domestiken wurden verhört, keiner wollte etwas wissen. Sie hielten das Inquisitorium aus. Und mitten in die Vernehmung platzte ich hinein . . ." Sie atmete tief. „Es war eine greuliche Stunde. Unsagbar, welche Ausdrücke die Ohlstädt für mich fand. Es wurde auch Dittmar zuviel . . ." Eine Träne rann über ihre Wange. Sie wischte sie mit dem Handrücken ab. „Ich hätte lügen können, Reinhard, aber ich tat es nicht. Ich sagte ruhig, daß ich bei dir gewesen wäre. Ich sagte, die Sehnsucht hätte mich zu dir getrieben. Und da schrie mir die Ohlstädt zu, ich sei — mannstoll!"

„Unerhört," murmelte Reinhard. „Und weiter."

„Dittmar verbat sich das. Er war streng zu der Ohlstädt. Auch zu mir. Er fragte, ob du im Einverständnisse mit mir gewesen wärst. Das verneinte ich, er schien es aber nicht recht zu glauben. Er ist immer mißtrauisch. Er erklärte mir, daß ich unter diesen Umständen nicht darauf rechnen möge, an meinem Geburtstage für mündig erklärt zu werden. Er werde mich noch für ein Jahr in eine Pension stecken, damit ich Sitte und Anstand lerne. So sagte er — und morgen wollte er auch mit dir darüber sprechen. Und dann schickte man mich zu Bett . . .“ Sie fuhr mit dem Taschentuch über ihr Gesicht. „Ich wartete, bis Dittmar gegangen war und bis man auch von der Ohlstädt nichts mehr hörte. Inzwischen hatte ich rasch meinen Koffer gepackt — das Notwendigste für die nächsten Tage. Dann suchte ich Karl. Das ist der Diener. Ich bot ihm dreihundert Mark, wenn er den Koffer zur Droschke schaffen wollte. Darauf ging er ein. Ich kam glücklich aus dem Hause — und nun bin ich hier . . . Bitte, Reinhard, ich bin noch nicht fertig. Ich habe diesmal wohlüberlegt gehandelt. Noch eine solche Szene mit der Ohlstädt — und ich würde sie erwürgen. Wenn Dittmar es aber wahr machen sollte, mich in eine Pension zu stecken, dann würde ich mir selbst das Leben nehmen. Deshalb entfloh ich.“

Sie hatte in tiefstem Ernst gesprochen, zündete sich nun aber ganz gemütlich eine Zigarette an. Ihr kleines goldnes Etui lag auf dem Schreibtisch. Sie reichte es Reinhard. „Nimmst du?“ fragte sie.

Er dankte. „Lili, ich begreife deinen Widerstand,“ entgegnete er. „Die Unverschämtheit der Ohlstädt und die unnötige Schärfe Dittmars mußten dich reizen. Trotzdem ist deine Flucht eine Unsinnigkeit. Wie denkst du dir die Fortsetzung?“

„Ich komme auf das zurück, was ich dir am Nachmittag sagte: laß uns gemeinsam durchgehen.“

Da verlor er die Beherrschung. „Ich würde mit schlichtem Abschied davongejagt werden, wenn ich mich auf solchen Blödsinn einlassen wollte. Und wo sollten wir denn hin?! Du bist noch minderjährig, wir würden also einfach verfolgt werden.“

„Nicht im Auslande. Wir können uns in Paris amüsieren.“

„Als Liebespärchen. Aber überlegst du dir denn nicht —“

„Alles,“ fiel sie ein. „Ich überlege durchaus. Wir können uns in Frankreich trauen lassen. Da genügt der Nachweis, daß ich älter als sechzehn Jahre und Waise bin. Meine Papiere habe ich bei mir.“

Reinhard schüttelte den Kopf. „Mit welcher Leichtigkeit du über alles hinweggleitest! Ich wiederhole dir, daß ich verabschiedet werde, wenn ich dich entführen wollte. Und ich will meine Uniform nicht einer Laune opfern.“

„Es ist keine Laune. Es ist die feste Einsicht, daß ich zur Offiziersfrau nicht tauge. Reinhard, siehst du das nicht ein?“

Da neigte er den Kopf. „Du magst recht haben,“ sagte er.

Er hörte einen Atemzug, der fast wie Befreiung klang.

„Gut, daß wir soweit sind,“ sagte sie. „Nun können wir klarer miteinander verhandeln. Ich habe mir eingebildet, du hättest mich lieb. Aber das kann nicht sein. Denn wäre es so, dann würde dir auch der Abschied keine allzu großen Kümmernisse gemacht haben. Verliebt ineinander waren wir einmal. Das war die Zeit der süßen Möglichkeiten. Damals kannten wir die Resignation noch nicht, die uns die Ehe geben soll. Wir gehen eine Vernunftehe ein — wie du sie ja doch einmal schließen wirst. Aber wir sind alte Freunde, und, was die Hauptsache ist, wir verstehen uns gegenseitig. Dankbarkeit schuldest du mir nicht; ich habe lediglich wettzumachen versucht, was mein Vater an dir gesündigt hat. Ich bringe mich dir auch nicht als Opfer. So ideal veranlagt bin ich nicht. Es ist nur eine Konsequenz alles Geschehenen, wenn ich dir sage: heirate mich. Du warst gewissermaßen der erste Halt in meinem Leben. Ich habe mich für dich aufgespart. Und nun ist es soweit, daß ich heiraten muß, wenn ich der Tyrannei meiner Vormundschaft entgehen will. Morgen früh weiß man, daß ich abermals geflohen bin. Wohin? Natürlich nur zu dir. Nimm meinethalben an, ich befände mich in einer Zwangslage —“

„Nein, Lili!“ rief Reinhard. Er marschierte wieder auf und ab: seine alte Angewohnheit, wenn die aufgestörten Gedanken miteinander kämpften. Die gleich-

gültige Ruhe Lilis verletzte ihn. Eine Gemeinsamkeit mit Lili hieß Tiefersteigen; von einer Ehe mit Elisabeth Uyeda erhoffte er eine Erhöhung seines Selbst und die Freiheit der Gesinnung, die das Schicksal ihm bisher nicht gegönnt hatte.

„Warum ich noch zögere?" sagte er. „Weil hinter allen deinen Worten etwas lauert, was für mich nicht faßbar ist. Weil ..." — er sprach den Satz nicht aus, blieb stehen und schaute sie mit bösen Augen an — „Weshalb heiratest du Löwenclau nicht? Sollte er deinem Herzen nicht näher stehen als ich?"

Jetzt flog über ihre Wangen ein heißes Licht.

„Löwenclau! Ach, Reinhard, hör' zu und glaube mir: ich kann ihn nicht heiraten. Frage nicht erst, weshalb: es ist unmöglich. Aber vielleicht fürchtest du, er könnte unsre Ehe stören. Du hast mich ja immer in der Hand. Ich bin bereit, den Ehevertrag ganz nach deinen Wünschen aufsetzen zu lassen. Du sollst für alle Fälle gesichert sein, auch materiell. Du sollst nicht glauben, daß du einem ungewissen Schicksal entgegengehst."

„Mein Schicksal schaffe ich mir selbst, Lili. Aber was soll aus *dir* werden, wenn ich nein sage?"

Ihre Schultern zuckten.

„Ich weiß es noch nicht ..." Und leiser fügte sie hinzu: „Dann müßte ich doch wohl bei Olaf Zuflucht suchen."

„Das ist die Antwort, die ich erwartet habe," entgegnete er ohne Erregung. „Hinter dir sehe ich immer Löwenclau. Er ist das Unfaßbare zwischen deinen Worten. Streite nicht, Lili, daß du ihn liebst."

Da nickte sie. „Ich streite nicht mehr. Ja, wir lieben uns. Aber wir können uns nicht angehören. Er hat schon eine Frau."

Reinhard fuhr zurück.

„Olaf Löwenclau eine Frau?" rief er.

„Seit sechs Jahren. Es weiß niemand, denn sie kann sich nicht zeigen. Ihr ganzes Gesicht ist vom Brand zerstört ..."

Reinhard setzte sich. Im Kreisen seiner Gedanken öffnete sich eine weite Tür. „Du wirst verstehen, daß deine Mitteilung mich überrascht," sagte er. „Ich konnte darauf nicht vorbereitet sein, daß Löwenclau verheiratet ist. Aber es klärt die Lage. Du greifst zu einer Ehe mit mir, da eine mit ihm unmöglich ist. Die Zwangslage, von der du sprachst. Immerhin, sie würde dir eine gewisse Freiheit des Handelns gewähren. Und die Verhältnisse können sich ändern. Die Gräfin Löwenclau ist schwer leidend. Wenn sie stirbt, könntest du an ihre Stelle treten. Du rechnest darauf, daß ich mich einer Scheidung nicht widersetzen würde. Denn als Entschädigung würdest du mir eine gewisse materielle Unabhängigkeit bieten. Es ist ein *Geschäft*, das du mir vorschlägst."

„Nenne es so. Ein Geschäft, bei dem jeder Betrug ausgeschlossen ist. Wir brauchen uns nicht zu verachten. Ich würde keinen Mann heiraten, für den ich nicht ein Gefühl sympathischer Zärtlichkeit hätte. Man kann das ja anders nennen als Liebe, und die *wahre* ist es vielleicht wirklich nicht. Dann ist es ein Ersatz, der denselben Zweck erfüllt."

„Nein, Lili," rief Reinhard, „es ist Polemik, es ist Reflexion, es ist wieder Löwenclau, der aus dir spricht! Ich könnte eine Frau heiraten, die ich gar nicht liebe. Dann wäre das eine Art Kapitulation, die mich vor Unbequemlichkeiten des Daseins schützen soll. Aber *dich* heiraten, auf die sichere Aussicht hin, daß wir uns doch einmal wieder trennen würden — das widerstrebt mir."

„So muß ich mir anders helfen," sagte sie, „und wir können Abschied voneinander nehmen."

„Noch nicht, Lili. Ich sehe dich morgen früh wieder. Es ist selbstverständlich, daß ich dich nicht im Stiche lassen werde. Es muß für dein Leben eine neue Basis geschaffen werden. Fahre nicht zu Löwenclau; bleib ruhig hier im Hotel. Und verlaß dich darauf, daß ich dich schützen werde. Nur bitte ich dich um eins: versprich mir, daß du nicht zu Löwenclau fährst."

„Warum nicht? Du hörst ja doch, daß er verheiratet ist."

„Trotzdem. Die wenigsten wissen das. Ich möchte neuem Klatsch vorbeugen."

„Also gut. Ich verspreche es dir."

„Ehrenwort?"

„Ehrenwort."

Reinhard war befriedigt. „Und nun,"

sagte er, „leg' dich zu Bett und versuche zu schlafen. Gute Nacht, Lili."

Sie nickte nur stumm. Dabei fing er ihren Blick auf, und es ging ein Rieseln durch seine Nerven. Es war ein Blick voll schweigender Rätsel. Wenn eine Frau, deren Herz mit rasender Leidenschaft gefüllt ist, und die sich dennoch bemüht, ihr Auge mit Schleiern zu verhängen, wenn eine Verliebte ihn so angeschaut hätte: er würde es begriffen haben. Der Blick wirkte verwirrend auf ihn.

Aber er verstand sie nicht. Er ging. In Wahrheit: er flüchtete vor ihrem letzten Blick. —

Er hatte gut zu schlafen gehofft. Das war vergebliches Hoffen gewesen. Um acht Uhr rasselte der kleine Reisewecker auf seinem Nachttisch. Reinhard erhob sich zerschlagen und müde, nahm ein Bad und kleidete sich an. Dann klingelte er dem Kellner und bestellte sein Frühstück.

„Klopfen Sie auf Zimmer hundertzweiunddreißig und fragen Sie das gnädige Fräulein, ob ich in einer Stunde zu ihr kommen darf."

Es war etwas früh für eine junge Dame des Tiergartenviertels. Nun aber kehrte der Kellner zurück und meldete, daß die Dame von hundertzweiunddreißig schon um sechs Uhr morgens abgereist sei.

Reinhard war fassungslos. Er ließ den Portier kommen und fragte ihn aus. Es war richtig: Lili hatte sich um fünf Uhr wecken lassen, ihre Rechnung bezahlt und war in einem Auto fortgefahren.

„Wissen Sie, wohin?" fragte Reinhard.

„Ich hörte, wie das gnädige Fräulein dem Chauffeur zurief: ‚Nach dem Potsdamer Bahnhof!'" entgegnete der Portier.

Das konnte eine absichtliche Irreführung sein. Schon an der nächsten Straßenecke konnte sie die Adresse geändert haben. Und Reinhard war davon überzeugt, daß Lili trotz ihres Versprechens zu Löwenclau gefahren wäre.

Er frühstückte hastig und machte sich dann auf den Weg zu Löwenclau. Der Graf wohnte in einem neuerbauten Hause am Ausgange des Kurfürstendamms kurz vor der Brücke von Halensee. „Vierte Etage," sagte der Portier auf die Anfrage Reinhards. Ein Lift war im Hause. Reinhard fuhr hinauf und klingelte an einer Tür, die ein Porzellanschild mit dem Namen „M. Bruckner" trug; darüber war eine tongelbe Visitenkarte angeheftet: „Olaf Graf Löwenclau af Linborg."

Ein kleines Dienstmädchen mit strubbeligem Haar öffnete.

„Der Herr Graf zu sprechen?" fragte Reinhard.

„Der Herr Graf ist schon in seinem Atelier."

„Wo ist das?"

„Im Hinterhause."

„Danke."

Er fuhr wieder abwärts und suchte das Atelier. Es lag auf dem Hofe und war kenntlich an seinen großen verhängten Fensterscheiben.

Löwenclau öffnete selbst: in einem Modellierrock aus grauem Leinen und einer Mütze aus gleichem Stoff. Auch trug er nicht sein Monokel, sondern eine Brille mit großen, runden, in Horn gefaßten Gläsern.

„Guten Morgen, Graf," sagte Steffani. „Verzeihen Sie, daß ich zu so früher Stunde störe."

„Bitte sehr, Herr von Steffani. Sie wollen meine Sphinx beaugenscheinigen, Herr von Steffani?"

„Das kann ich nebenbei auch tun. Vor allem aber wollte ich Lili sprechen."

Löwenclau schaute ihn erstaunt an.

„Lili?" wiederholte er. „Ja, um Gottes willen, die ist doch nicht bei mir!"

„Wo sollte sie sonst sein? Sie ist seit heute früh verschwunden. Ich kann nur annehmen, daß sie zu Ihnen geflüchtet ist."

Löwenclau reckte sich. „Wäre das der Fall, so würde ich Ihnen gegenüber kein Hehl daraus machen," entgegnete er. „Ich würde Lili dann in einem Hotel untergebracht haben, da ich weiß, daß sie mit Ihnen verlobt ist."

„Wir waren noch nicht verlobt," erwiderte Reinhard, „und werden uns auch nicht verloben."

Olaf zuckte zusammen. Er hatte die leinene Mütze abgenommen. Über seine Stirn lief eine rasche Röte.

Man stand noch in dem kleinen Vorraum, den allerhand Gerümpel füllte. Nun öffnete Löwenclau die Tür zum Atelier.

„Treten Sie näher," sagte er. „Ich ver-

mute, daß Sie eine Aussprache mit mir wünschen."

Das Atelier war sehr groß. Löwenclau benutzte es sichtlich sowohl zu seinen Malarbeiten wie auch zur Bildhauerei. An den Wänden hingen Skizzen, Ölstudien und Schwarzweißzeichnungen, dazwischen Plaketten und Gipsmedaillons. Kleinere Modelle waren auf einem breiten Gesimse nebeneinander aufgereiht. In der Mitte des Raumes stand auf provisorischem Holzgestell die Sphinx, an der ein Steinmetz arbeitete. Der Kopf war fast vollendet. Am Leibe sah man noch die Messingnägel der Leitpunkte und die herabhängenden Bleilote.

Löwenclau durchschritt das Atelier und stieß in einer abgeschrägten Ecke eine zweite Tür auf. Sie führte in ein kleines, sehr behaglich eingerichtetes Zimmer mit bequemen Polstermöbeln, einem großen Schreibtisch am Fenster und einem kostbaren Perserteppich am Boden.

„Der sogenannte Dichterwinkel," sagte Löwenclau lächelnd. „Der Perser stammt von Lili. Ihre Freude am Schenken ist rührend, kann aber drückend werden ... Nehmen Sie Platz, Herr von Steffani, und erzählen Sie mir — soweit Sie wollen und können."

„Ich habe nichts zu verheimlichen, Herr Graf." Er setzte sich in einen hochlehnigen Lutherstuhl, nahm die Zigarre, die Löwenclau ihm anbot, und berichtete wahrheitsgetreu.

„Und nun bin ich bei Ihnen, Graf, um mit Ihnen gemeinsam zu beraten," fügte er hinzu. „Wenn auch Gründe vorliegen, die eine Heirat mit Lili ausschließen, so bin ich doch noch ihr Freund — wie Sie es sind. Ich sorge mich um ihr Schicksal. Sie hatte mir ihr Wort gegeben, nicht zu Ihnen zu fahren: ich hielt es aber trotzdem für nicht unmöglich."

Löwenclau schüttelte den Kopf. „Sie lügt nicht, sie schnurrt nur," entgegnete er. „Sie kann in Stimmung und Laune das Blaue vom Himmel herunterschwindeln; aber ein gegebenes Wort hält sie. Herr von Steffani, auch mich versetzt ihr Verschwinden in große Unruhe. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich keine Ahnung habe, wohin sie sich gewandt haben könnte. Sie hatte Geld bei sich?"

„Jedenfalls. Sie erzählte mir, daß Sie ihr eine Summe auf ihre künftige Erbschaft hin verschafft hätten. Ich vermute, daß sie die bei sich führte. Denn bis zum letzten Augenblick versuchte sie, mich für ihren Plan gemeinsamen Durchgehens zu gewinnen."

„Das entspricht dem, was ich selbst ihr geraten hatte. Zur Erreichung des Willenszwecks war es das einzig Richtige. Ich konnte natürlich nicht ahnen, daß Sie von der geplanten Heirat zurücktreten würden."

„Es geschah nicht allein wegen ihrer Forderung, den Dienst zu quittieren. Ich verlangte noch etwas von ihr, was sie mir rundweg abschlug. Ich verlangte für den Fall unsrer Ehe die Aufgabe ihrer Freundschaft zu Ihnen."

„A — ah," sagte der Graf und erhob sich. Ein unbestimmtes Lächeln stand auf seinem Gesicht, ein Lächeln, das noch keine rechte Ausdrucksform gefunden hatte. Es sollte vielleicht ein Zeichen der Überlegenheit werden, aber es blieb im Entstehen. „Und darf ich fragen, warum Sie dies forderten?"

„Es ist rasch erklärt. Ich habe Lili zwei Jahre nicht gesehen. In diesen zwei Jahren aber ist Ihr Einfluß auf sie ein so starker geworden, daß sie völlig in den Bann Ihrer Welt- und Lebensanschauung getreten ist. Es ist nicht nötig, daß ich Ihnen sage, ob mir persönlich Ihre Anschauungen passen oder nicht. Jedenfalls haben sie auf Lili abgefärbt — Instinktfärbung meinetwegen oder Nachempfinden — immerhin setzte die Tatsache eine mir zu große Intimität zwischen Ihnen beiden voraus. Und duldete ich die Intimität weiter, so hätte sie meinen eigenen Einfluß stören können. Das aber wollte ich nicht."

Der Graf war vor Reinhard stehen geblieben. Das Lächeln war gänzlich verschwunden, sein Gesicht hochmütig ernst. „Wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn Sie Lili als das Gänschen von ehemals wiedergefunden hätten? Ich habe in meinem Leben zu schwere Erfahrungen gemacht, um mich mit den gültigen Werten von heute ohne weiteres abzufinden. Und ich wiederhole: was schadet es, wenn Lili meine Gedanken aufnahm, daß die Pflichten- und Schuldethik, wie sie sich im Sinne der Gesellschaft herausgebildet hat, im letzten

Grunde ein verlogener Unsinn ist? Das sind natürlich keine Erkenntnisse, sondern einfache Thesen, denen man zustimmen oder die man verneinen kann. Aber wollen Sie es Lili verargen, wenn sie den Mut ihrer Überzeugung hat?"

„Gewiß nicht," erwiderte Reinhard. „Ich gestehe sogar zu, daß Lili unter dem — dem Bewußten oder Unbewußten Ihres Einflusses geistig reifer geworden ist. Ich will auch gar nicht mit Ihnen streiten, ob Sie mit Ihrer Auflehnung gegen das allgemein Gültige im Rechte sind oder nicht. Es handelt sich lediglich darum, daß mich Ihre innerstseelischen Beziehungen zueinander unsympathisch berühren. Ich sehe in Lili die gedankliche Erfüllung Ihrer Persönlichkeit. Verstehen Sie mich, Herr Graf? Sie ist durch Sie das geworden, was sie ist. Wer aber so stark den Geist eines andern aufzusaugen vermag, der ist auch mit dem Herzen bei der Sache. Und da habe ich sie denn gefragt, ob ihre Liebe nicht Ihnen gehörte ... Das bejahte sie mir."

Löwenclau trat an den Schreibtisch und warf seine Zigarette in den Aschenbecher. Er drehte dabei Reinhard den Rücken, und das war wohl beabsichtigt. Er wollte ihm sein Gesicht nicht zeigen, und es mochte ihm bequem sein, daß in diesem Augenblick die Telephonklingel anschlug. Der Apparat hing in einer Ecke des Zimmers. „Erlauben Sie, Herr von Steffani," sagte er und schritt an das Telephon. „Hier Graf Löwenclau" — er ließ einen Augenblick das Sprachrohr sinken — „Generalkonsul Dittmar," flüsterte er Reinhard zu. Dann sprach er weiter in die Membrane. „Jawohl, Herr Generalkonsul, ich bin in meinem Atelier und stehe zur Verfügung ... Nein, ich habe keinerlei Nachricht von Lili ... Wohin ist sie gereist? ... Ah — das ist ein bißchen weit! Rittmeister von Steffani ist bei mir, Sie können ihn hier sprechen ... Also in einer halben Stunde. Ich habe die Ehre, Herr Generalkonsul ..."

Er hing das Schallrohr wieder an und wandte sich an Reinhard zurück.

„Die Aufklärung ist da," sagte er. „Lili hat eine Rohrpost an Dittmar geschickt: sie sei auf der Reise nach Ägypten."

„Ägypten?!" rief Steffani. „Wie ist sie auf d i e Idee gekommen?"

„Sie hat eine Freundin in Kairo, unter deren Schutz sie sich begeben will. Ich kenne die Dame und vermute, der Generalkonsul wird damit einverstanden sein. Es ist eine entfernte Cousine Lilis: Fräulein Böninger."

„Käthe Böninger! — Zu ihr ist Lili gefahren? Das ist etwas anderes. Ich entsinne mich ihrer sehr gut. Ich hatte sie vor meiner Abreise nach Japan gebeten, sich Lilis anzunehmen, und da lebte sie einige Zeit im Könneckeschen Hause —"

„Konnte sich aber mit dem Kommerzienrat nicht vertragen."

„Und noch weniger mit Lili selbst."

„Das lag an der Wesensverschiedenheit der beiden." Löwenclau ließ sich auf dem Sessel Reinhard gegenüber nieder und rollte spielerisch eine Zigarette zwischen seinen schlanken Fingern. „Da Sie Lili nicht zu heiraten beabsichtigen, so ist eine Aufklärung über mein Verhältnis zu ihr ja eigentlich unnötig. Aber ich will ohne weiteres zugeben, daß sie Ihnen die Wahrheit gesagt hat: ja wir lieben uns."

„Nur ließ sich," fügte Reinhard hinzu, „eine Verbindung nicht ermöglichen, da Sie bereits verheiratet sind."

„So ist es." Der Graf sprach diese drei Worte in völlig verändertem Tone. Und zu gleicher Zeit veränderte sich auch sein Gesicht. Es war, als ließe er eine Maske fallen. Eine sympathische Schwermut glitt über seine Züge. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, schloß die Augen und atmete schwer.

„Graf," sagte Reinhard herzlich, „ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich bin geflissentlich auf diese Tragik in Ihrem Leben zurückgekommen, weil sie auch unsre Stellung zueinander völlig verschiebt. Ich bringe Ihnen ein aufrichtiges Mitgefühl entgegen."

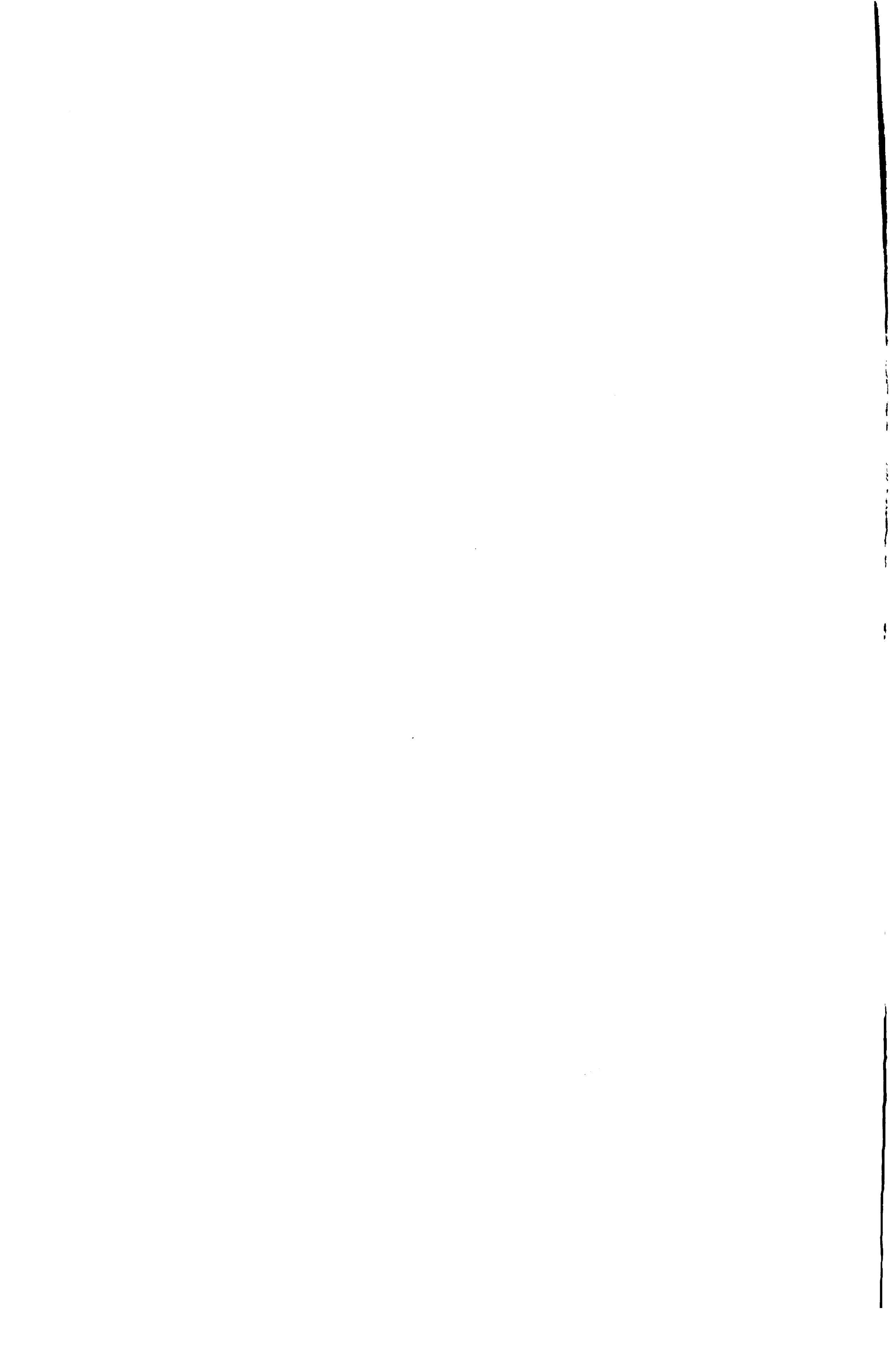
Löwenclau hatte die Zigarette zwischen seinen Fingern völlig zerbröckelt. Er richtete sich straffer auf. „Ich danke Ihnen, Herr von Steffani," entgegnete er. „Ihnen danke ich — das Mitleid anderer würde mich nur verletzen. Deshalb auch habe ich vor der Welt meine Ehe geheimgehalten. Ich führe ein Doppelleben. Die unglückliche Frau, deren Vatersnamen Sie oben an meiner Wohnungstür neben meiner Visitenkarte gelesen



Gräfin Fries und ihre Kinder

Gemälde von Josef Abel

(Im Besitz des Germanischen Museums in Nürnberg)



haben, gilt als meine Wirtschafterin. Sie ist eine Deutschrussin und war ein wunderbar schönes Mädchen. Ich heiratete sie in Moskau — und am Tage unsrer Hochzeit goß ihr eine Canaille Vitriol in das Gesicht. Das klingt wie ein Satz aus einem Polizeibericht — nicht wahr? — wie eine nüchterne Reporternotiz. Aber dahinter steckt ein Lebensschicksal."

Er erhob sich mit rascher Bewegung. „Ich bin noch nicht dreißig, Herr von Steffani," fuhr er fort, „und habe mehr erlebt als mancher Achtzigjährige. Ich war immer eine unstete Natur, und Differenzen zwischen Gut und Böse gab es für mich nicht. Aber ich irre ab. Lili hat Ihnen gestanden, daß sie mich liebe — und das war für Sie natürlich der letzte Grund, auf die Heirat zu verzichten. So nehme ich an. Ob es recht war, scheint mir zweifelhaft. Unsre Liebe hätte Sie nicht zu stören brauchen. Denn, Herr von Steffani, sie war niemals meine Geliebte und wäre es nie geworden. Das ist sicher erstaunlich, wenn Sie das Temperament des Mädchens in Betracht ziehen und dazu meine Gleichgültigkeit gegen die üblichen sittlichen Begriffe. Aber sie hatte eine Schützerin: die Frau oben bat für sie. Und es hätte auch dieser Bitte nicht einmal bedurft: brutalen Reizen habe ich niemals nachgegeben. Von dieser Schwäche weiß ich mich frei."

„Ich möchte noch eine Frage an Sie richten, Graf," sagte Reinhard. „Lili schlug mir eine Ehe — gewissermaßen eine Ehe auf Abbruch vor. Ein Handelsgeschäft. Steckte dahinter die Hoffnung auf eine endliche Vereinigung mit Ihnen?"

„Jawohl," erwiderte Löwenclau ohne weiteres. „So war es verabredet. Es ist schrecklich, auf den Tod eines andern zu warten, einer Frau, der unser — Glauben gehört. Aber das Leben kennt keine Empfindungsfeinheit. Wir hätten gewartet."

„Aber nehmen Sie an, ich hätte Lili so lieb gewonnen, daß ich unbedingt gegen eine Trennung gewesen wäre?"

„Lili würde Ihnen zwingende Gründe zur Scheidung gegeben haben."

„Und wenn wir Kinder hätten?"

„Dann würde Lili Ihnen diese Kinder überlassen haben — notabene, wenn das Ihr Wunsch gewesen wäre."

„Und Sie meinen, daß sie das so ohne weiteres tun würde?"

„Ich glaube ohne weiteres."

Ein leises Frösteln überlief Reinhard. Die unwillkürliche Sympathie, die er dem tragischen Geschick Löwenclaus entgegengebracht hatte, kühlte sich rasch ab. Nur ein gewisses kritisches Interesse blieb.

Es klopfte an der Tür. Der Generalkonsul Dittmar zwängte sich bescheiden durch eine schmale Spalte und machte eine tiefe Verbeugung.

„Meine Herren . . ."

Die beiden begrüßten ihn und halfen ihm aus dem Pelz. Aber setzen wollte sich Dittmar nicht erst.

„Ich habe nicht viel Zeit," sagte er, „ich bitte mich zu entschuldigen. Wollen Sie freundlichst diesen Rohrpostbrief lesen, der mir in aller Frühe zugegangen ist."

Er gab Reinhard den Brief. Löwenclau las ihn mit.

Lili hatte geschrieben: „Geehrter Herr Generalkonsul! Ich sende Ihnen diese Zeilen vom Bahnhof aus im Augenblicke meiner Abreise. Nach der Szene von gestern abend ist es für mich eine Unmöglichkeit, auch nur noch einen Tag länger bei der Frau Doktor Ohlstädt zu verbleiben. Ebenso wehre ich mich entschieden dagegen, mit meinen achtzehn Jahren noch einmal in einer Pension untergebracht zu werden. Dagegen teile ich Ihnen als meinem Vormund ergebenst mit, daß ich nicht etwa vor Ihnen flüchte, sondern mich zu einer Reise nach Ägypten entschlossen habe. Meine Cousine Fräulein Käthe Böninger verlebt den Winter in Kairo, und ihr will ich mich anschließen. Ich hoffe, Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben und verbleibe

Ihre ergebenste

Lili Könnecke."

Nachschrift: „Würden Sie die Güte haben, auch meine beiden Freunde Graf Löwenclau und Herrn von Steffani von meiner Absicht zu unterrichten, damit sie sich nicht um mich sorgen."

„Ganz verständig," sagte Reinhard.

„Ich teile die Ansicht des Herrn Rittmeisters," fügte Löwenclau hinzu.

„Gut, meine Herren," entgegnete Dittmar. „Ich habe nichts gegen Ihre Ansichten. Ich möchte mir nur noch eine Aufklärung erbitten. Nach diesem Rohr-

postbriefe wußten Sie nichts von der Reise Lilis, Herr von Steffani?"

„Ganz und gar nichts, Herr Generalkonsul. Sie hat sich aus eigenem Antriebe dazu entschlossen."

„Und Ihre Heirat? — Herr Rittmeister, ich stehe nun auch auf dem Standpunkt, daß eine Beschleunigung Ihrer Hochzeit das Zweckmäßigste ist. Ich möchte der Scherereien enthoben sein. Ich kann mein Mündel nicht ohne Aufsicht in der Welt umherkutschieren lassen. Wer ist Fräulein Böninger?"

„Ein höchst respektables Mädchen, Herr Generalkonsul," erwiderte Löwenclau. „Die Tochter von Karl F. Böninger, dem verstorbenen Chef der großen Getreidehandlung."

„Ah so," rief Dittmar, „dem Ältesten der Kaufmannschaft. Den habe ich noch gekannt. Alle Achtung. Immerhin, ich habe keine Gewähr, daß Lili nicht auch da unten Dummheiten macht. Und ich bin verantwortlich für ihr Tun und Treiben, meine Herren. Herr von Steffani, ich erkläre mich also bereit, noch heute zum Obervormundschaftsgericht zu gehen, um Lilis Mündigkeitserklärung durchzusetzen. Die Erlaubnis zu ihrer Verheiratung mit Ihnen gebe ich Ihnen in Gegenwart des Grafen Löwenclau als Zeugen — und nun bitte ich Sie, ihr nach Ägypten nachzureisen und sich gleich in Kairo mit ihr trauen zu lassen. Dann bin ich der ganzen Geschichte überhoben."

Reinhard zog verlegen die Schultern hoch. „Herr Generalkonsul," begann er zögernd und fühlte zugleich einen starken Druck von der Hand Löwenclaus auf seinem Arm, während Dittmar hastig einfiel: „Ich kann mir denken, was Sie sagen wollen. Lili muß mein Einverständnis zu Ihrer Heirat schwarz auf weiß in Händen haben. Selbstverständlich. Sobald ich ihre nähere Adresse weiß, schicke ich ihr alle nötigen Papiere zu. Auch die Geldfrage muß geordnet werden — es ist mir sowieso nicht recht klar, wo sie die Mittel für die Reise her hat."

Reinhard antwortete nicht sogleich. Löwenclau hatte ihm ein Blatt Papier gereicht. Darauf stand: „Erklären Sie sich mit allem einverstanden. Vorläufig kein Wort über das Aufgeben Ihrer Heirat. Es geschieht zum Besten Lilis."

Er glaubte zu begreifen, was Löwenclau mit seinem Mahnwort beabsichtigte. Langsam faltete er das Blatt zu einem schmalen Streifen zusammen. „Lili wird Ihnen sehr dankbar sein für Ihren Entschluß, Herr Generalkonsul," antwortete er vorsichtig. „Natürlich ist die Mündigkeitserklärung eine notwendige Voraussetzung —"

„Soll ja auch erfolgen," warf Dittmar lebhaft ein. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich sie persönlich und noch heute beantragen werde. Haben Sie nur die Güte, mir die Adresse Lilis in Kairo mitzuteilen, sobald Sie die erfahren haben." Er schlüpfte wieder in seinen Pelz. „Das Geschäft ruft, meine Herren. Ihre weiteren Nachrichten erwarte ich auf meinem Konsulatsbureau, Herr Rittmeister."

Reinhard verbeugte sich stillschweigend, und Löwenclau geleitete den Generalkonsul durch das Atelier zurück. Hier blieb Dittmar noch einmal vor der Sphinxgestalt stehen.

„Hm," machte er und kniff die kleinen dunklen Augen zusammen, „nicht übel. Nicht übel ... bis auf eins. Das Lächeln hat etwas Weltverachtendes. Und mich dünkt, das paßt nicht recht zu der Jugendlichkeit der Züge. Lili war Ihnen Modell, nicht wahr?"

„Modell für den Kopf. Ich stellte mich auf den Standpunkt, daß in jedem jungen Mädchen etwas vom Wesen der Sphinx liegt. Das Chaos ihrer Seele ist mit Rätselfragen gefüllt. Und hinter ihr tut sich schon der Abgrund auf, in den sie sich stürzt, wenn einer kommt, der die Rätsel zu lösen vermag."

Löwenclau stellte sich noch einmal vor seine Sphinx und schaute sie sinnend an, als wollte er ihr Lächeln nachprüfen. Dann nickte er. So mußte sie lächeln: ein Lächeln von den Grenzen aller Empfindung, nicht weltverachtend, aber weltüberlegen in dem Bewußtsein ihrer weltumspannenden Macht.

„Ein eigener Mensch, dieser Dittmar," sagte er, wieder zu Steffani in das Zimmer tretend. „Wir wollen ihn nicht verkennen, er kann noch immer gefährlich werden. Sie haben meinen Zettel richtig verstanden?"

„Das wohl, aber ich gestehe, daß ich Ihrer Bitte nur ungern gefolgt bin.“

„Weshalb? Es kann Ihnen gleichgültig sein, ob Dittmar heute schon erfährt, daß Sie auf eine Ehe mit Lili verzichten, oder erst in vier Wochen. Anderseits liegt die Sache so, daß man ihn notgedrungen in Täuschung erhalten muß, bis die Mündigkeit Lilis rechtlich erfolgt ist, bis sie also ihre Freiheit hat. Überlassen Sie alles Weitere mir, wenn ich bitten darf. Ich weiß, daß Fräulein Böninger im Mena House zu logieren pflegt. Ich werde an sie telegraphieren und mich erkundigen, ob Lili bei ihr wohnt.“

Reinhard nahm seinen Hut. „Einverstanden. Bei allem Interesse für Lili liegt mir doch viel daran, mich nach Möglichkeit zurückzuhalten. Darf ich mich verabschieden?“

Löwenclau führte auch ihn durch das Atelier zurück. Er deutete auf die Sphinx.

„Das sollte mein Hochzeitsgeschenk sein,“ sagte er.

„Es wird sich auch anderweitig verwenden lassen.“

„Noch einen Moment, Herr von Steffani,“ bat Löwenclau. „Wie lächelt die Sphinx? Ich stritt vorhin mit Dittmar darüber.“

Reinhard war stehen geblieben. „Wie weiß ich nicht. Aber ich schätze, sie lächelt über uns.“

Löwenclau nickte. „So ist es. Ich werde ihr das Grinsen vertreiben. Treten Sie zurück, Neumann,“ rief er dem arbeitenden Steinmetz zu. Dann nahm er einen Hammer vom Boden, schwang ihn und traf die Sphinx auf den lächelnden Mund, daß der Marmor splitterte. Er war totenbleich dabei.

Der Steinmetz schrie auf. „Aber Herr Graf!“

„Wozu das, Herr Graf?“ fragte auch Reinhard.

Löwenclau ließ den Hammer fallen. Im Grau seines Auges glomm ein unheimliches Licht.

„So sollte sie lächeln, wenn sie in Ihrem Hause gestanden hätte,“ sagte er. „Aber nun hat der Witz seine Pointe verloren. — Wir wollen wieder den Knaben mit der Schleuder in Arbeit nehmen, Neumann!“

Er schritt voran dem Ausgang zu. Reinhard folgte ihm schweigend.

In seinem Hotel rief der Mann in der Office ihn an.

„Ein Brief, Herr Rittmeister.“

„Danke.“

Erstaunt musterte Reinhard das Kuvert. Der Brief trug eine japanische Marke. Er war unter seinem Namen an das Regimentsbureau der vierten Gardedragoner adressiert und dort nach dem Kaiserhof umgeschrieben worden. Und war das nicht die Handschrift Happels? —

Steffani steckte den Brief in die Tasche, ging vorerst in sein Zimmer und legte ab. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß ihm dieses Schreiben irgend etwas Unangenehmes bringen würde, und versuchte, sich mit Ruhe zu wappnen. Das gelang ihm immer. Er pfiff einen Refrain vor sich hin, während er den Paletot auszog, zündete sich gemächlich eine Zigarette an, warf sich in einen Sessel und dann erst erbrach er den Brief.

Es war richtig: er kam von dem Korvettenkapitän von Happel und war vom 25. Januar datiert, drei Tage nach der Abreise Reinhards von Tokio.

Der Marine-Attaché schrieb:

„Mein lieber guter Steffani,

es ist eine dumme Geschichte, wegen deren ich Ihnen heute zu rapportieren habe, und zwar inoffiziell, aber doch im Auftrage unsres Botschafters, der dabei wieder einmal sein sattsam bekanntes gutes Herz zeigt. Nämlich folgendes ist passiert. Sie entsinnen sich wohl noch des kleinen Krakeels, den Sie kurz vor Ihrer Abreise in einem Teehause von Yoshiwara hatten. Sie haben ihn selbst dem Botschafter gemeldet, und unsre verehrliche Exellenz hielt sowenig davon, daß man Sie ruhig mit dem Segen aller Götter Japans abreisen ließ. Aber Sie kennen ja auch die verdammte Presse dieses Landes, die von den Jingoblättern in ihrem blödsinnigen Deutschenhaß eifrig unterstützt wird. Die Presse hat die Teehausgeschichte in unsauberster Weise aufgerührt, sich ganz auf Seite der drei Engländer gestellt — es war wohl auch noch ein Holländer dabei — und ungeheuerlich gegen Sie Partei genommen. Da Sie nicht anwesend waren, so konnten die drei Rowdies auf der Polizei aussagen, was sie wollten,

und was das Schlimmste ist: auch die Wirtin des Teehauses scheint es für zweckmäßig gehalten zu haben, Old Albion zu unterstützen, denn sie bezichtigt Sie, eine Bilderrolle im Tanzzimmer in Brand gesteckt zu haben, wofür sie tausend Yen Entschädigung verlangt. Die kriegt sie natürlich nie, immerhin steht die Tatsache fest, daß Ihr Name durch alle Blätter gezerrt worden und daß zu erwarten ist, der Skandal wird von neuem losgehen, wenn Sie erst wieder hier sind. Nun hat der Botschafter, wie wir alle von Ihrer Unschuld überzeugt, die Erklärung abgegeben, daß Sie sich in der fraglichen Angelegenheit absolut tadellos benommen hätten. Aber er kann auch nicht so, wie er gern möchte. Heute früh war der Generalsekretär des Kabinetts bei ihm und dann folgte als entscheidende Instanz der Minister des Auswärtigen. Den Generalsekretär hätte der Botschafter am liebsten an die Luft gesetzt, trotzdem er mit den üblichen japanischen Entschuldigungen kam; aber mit dem Vicomte Uyeda kann man nicht so umspringen. Zudem ist Uyeda Ihr persönlicher Freund, und da mußte man um so eher auf ihn hören. Es ist nun nachstehendes verabredet worden. Im offiziösen Blatt wird morgen oder übermorgen eine Aufklärung der Teehausszene erfolgen, mit der Sie zufrieden sein können; sie gibt Ihnen vollste Reputation. Zugleich aber läßt der Botschafter sowie der Vicomte Uyeda — auch letzterer, was ich betonen möchte — Sie bitten, nicht mehr hierher zurückzukehren, sondern um die Entbindung von Ihrem Amt als Militärattaché einzukommen. Als Pflaster sollen Sie dafür den Roten Adler dritter Güte und japanischerseits die Aufgehende Sonne Vierter erhalten, was Ihnen vielleicht Spaß machen dürfte. Auch verbürgt Ihnen der Botschafter ein glänzendes Leumundszeugnis.

Und nun möchte ich noch etwas hinzufügen. Ich traf gestern abend auf einem Rout beim Oberhofmeister des Kronprinzen die Gräfin Elisabeth Uyeda und konnte ein halbes Stündchen mit ihr plaudern. Sie sendet Ihnen viele Grüße und vereinigt mit der Bitte ihres Vaters die ihre. Das tue auch ich, lieber Steffani. Ihre hiesigen Angelegenheiten, Zusendung oder Verkauf Ihrer Möbel und was Sie sonst noch wünschen, besorge ich mit Freude und bitte um Ihre Anweisungen. Ihr Hündchen Mamo möchte die Vicomtesse Uyeda übernehmen, wenn Sie nicht anders darüber verfügen. Natürlich grüßt alles von Herzen, am meisten

Ihr getreuer

Happelius."

Als Reinhard den Brief zu Ende gelesen hatte, blieb er noch ein paar Minuten fast bewegungslos auf dem Stuhle sitzen.

Das war ein harter Schlag, der ihn da traf. Wenn er nicht nach Japan zurückkehren sollte, dann verlor sich auch seine letzte Hoffnung: dann sah er Elisabeth Uyeda wahrscheinlich nie wieder.

Er sprang wütend auf. Wie spielte das Leben ihm mit! Ein blödsinniger Zufall, dieser alberne Streit im Teehause zu Yoshiwara, riß in seinen unvorhergesehenen Folgen alle Stützen unter ihm weg. Aber nein — nein — nein: so rasch ließ er sich nicht unterwerfen! Er wollte sein gutes Recht haben. Und er beschloß, auf der Stelle an den Botschafter zu telegraphieren, daß er zu seinem Bedauern auf den Wunsch der Herren nicht einzugehen vermöge.

Er setzte sich an den Schreibtisch, stand aber nochmals auf, um den Brief Happels aufzuheben, der auf die Erde gefallen war. Er las ihn auch nochmals durch — und da fühlte er etwas wie ein Springen in seinem Herzen.

Auch Elisabeth Uyeda ließ ihm sagen, er möchte nicht mehr zurückkehren — das war das Entscheidende. Sie mußte auf seiner Seite stehen, und sie würde unbedingt für ihn eingetreten sein, wenn sie ihn wiederzusehen gewünscht hätte. Das wollte sie nicht. Sie hatte sich in ihr Schicksal gefunden.

Und nun sah er noch etwas: eine Querschrift im Briefe Happels, auf die er vorhin nicht geachtet hatte. Da stand: „Das Neueste ist, daß Elisabeth Uyeda sich wahrscheinlich mit Frank Dawson verloben wird, dem kleinen rothaarigen Sekretär von der Amerikanischen Botschaft."

Das hatte er vorhin übersehen. Es war das Wichtigste.

Reinhards Gesicht war fahl geworden. Er biß sich auf die Lippen und fühlte einen Blutstropfen im Munde.

Das war die Abrechnung. Frank Dawson lief lange hinter Elisabeth her. Reinhard stieß ein bitteres Lachen aus. Er

hatte das Mädchen aufgegeben, und nun nahm sie den andern. Ein leiser Laut kam von seinen Lippen: es war wohl ein Stöhnen. Eine wachsende Dunkelheit stieg über das Ergehen des Augenblicks hinab in das Innerste seines Seins. Da zerbröckelte etwas — wie es einst bei seinem Vater gewesen war. Er wußte ganz genau, daß er die äußerste Grenzlinie der Wohlanständigkeit schon erreicht hatte; nun kam mit dem Stillstand das Sinken und mit dem Sinken der Untergang.

Denn jetzt war seine Reisekameradin von der Sibirischen Bahn die letzte Retterin in der Not. Die Gefälligkeit der Baronin Kuefffstein sollte seiner Zukunft den stützenden Halt geben. Die Heiratsvermittlerin konnte in Aktion treten.

Wann wollte die Baronin Kuefffstein zurück sein? Hatte sie nicht von Sonnabend gesprochen? Heut war Sonnabend.

Er nahm das Telephonbuch, suchte ihre Nummer auf und ließ sich mit ihr verbinden. Eine Zofe meldete sich.

„Ist die Frau Baronin schon von der Reise zurück?" fragte Reinhard.

„Ja, sie ist heute früh gekommen," ertönte die Antwort.

„Kann ich sie sprechen?"

„Wen darf ich melden?"

„Rittmeister von Steffani — Hotel Kaiserhof."

„Bitte einen Augenblick."

Eine halbe Minute verging, dann hörte Reinhard die Stimme der schönen Frau.

„Herr von Steffani?"

„Habe die Ehre, liebe Baronin. Glücklich wieder daheim?"

„Gott sei Dank. Ich wollte ja eigentlich erst morgen kommen, aber Frau von Tjumen wurde krank — und dann hatte ich auch Sehnsucht nach Berlin — und allerhand drängende Geschäfte. Wie geht es Ihnen, lieber Freund?"

„Soso lala. Ich warte auf die zugesagten sechs Millionen."

„Aha ... Ja, natürlich ... Haben Sie heute etwas vor?"

„Nichts von Wichtigkeit."

„Wollen Sie um acht bei mir essen?"

„Mit Vergnügen. Große Tenue oder ohne Feierlichkeit?"

„Ganz einfach. Wir sind beide allein."

„Um so besser. Also ich werde mich pünktlich einstellen. Auf Wiedersehn, liebe Gnädige."

„Addio, Herr von Steffani."

Er klingelte ab.

Von diesem Augenblick an dachte er nicht mehr an das Vergangene. Was hinter ihm lag, war für ihn unfertiges Stückwerk; Torheiten hatten sich zum Schicksal geformt, Umsetzungen in rasche Tat hatte ein Zufall zerstören können. Über das wüste Chaos der Konflikte konnte ihn nur noch eine ganz kühle Verstandesmäßigkeit hinausheben: ein absoluter Egoismus mußte die Triebkraft seines Denkens werden.

Nun ging es auf die Jagd nach der Mitgift. Es eilte. Der Galopp nach der Frau mußte sich in Karriere wandeln, in eine Hetzjagd. Es eilte. Nur Vorsicht war angebracht: Reinhard kannte die Kabinettsordre, die jeden Offizier mit schlichtem Abschied bedroht, der die Dienste eines Heiratsvermittlers in Anspruch nimmt. Der Ehrenkodex des Offizierkorps verträgt sich nicht mit derlei Handelsgeschäften.

Reinhard verbummelte den Tag und fuhr am Abend in guter Laune nach der Regentenstraße. Die Zofe Marie, die ihre Herrin auf der Weltreise begleitet hatte, öffnete ihm und begrüßte ihn mit einem anmutigen Soubrettenlächeln. Er legte ab, und dann führte ihn Marie durch ein Empfangszimmer und einen Salon in das Boudoir der Baronin.

Das schien es zu sein. Reinhard schaute sich etwas verwundert um. Dies Gemach hatte er nicht in der Erinnerung. Mit seinen Polstern, Fellen und Teppichen schien es weich und schmiegsam wie das Herz einer Frau. Alles Strenge fehlte, der Rhythmus überwog; eine kokette Anmut schaute aus jedem Winkel; alles war Harmonie, ein Einklang von Bedürfnis und Gefühl.

Im Kamin brannte ein lustiges Feuer, aber ein gelbroter Widerschein glitt nur über den Boden, über ein Eisbärfell und über die eingewebten Buketts im Teppich. Vor dem Kamin stand ein gedeckter Tisch, ein Tischchen für zwei. Und als Reinhard dies sah, wurde er nachdenklich. So reizend deckte man auch in den verschwiegenen Hinterzimmern der großen Restaurants. Der Damast hatte eine rote Bordüre, in der silbernen Jardiniere dufteten die ersten

Veilchen. Das Kristall der Gläser funkelte, der Wein in der Karaffe leuchtete wie Blut. Zwei langstielige Rothschildrosen lagen auf jedem Kuvert. Im Eiskühler neben dem Tische stand eine Champagnerflasche.

‚Alles da,' dachte Reinhard und lächelte wieder. Aber das Lächeln hatte etwas Sinnendes. Dieses Boudoir der Gnädigsten ließ, wenn man zynisch sein wollte, allerhand Rückschlüsse zu. Es fehlte nur noch eine Kopie der Tizianschen Venus über dem Diwan — oder die Venus selbst.

Die trat schon ein. Sie stand hinter Reinhard und trug ein phantastisches Hausgewand, halb Teagown, halb Schlafrock: Libertyatlas von der Farbe der Pfirsichblüte, mit silbernen Guipuremotiven inkrustiert, am weißen Hals herzförmig geöffnet und dort mit einer goldenen Nadel, die eine rote Rose festhielt, geschlossen. In ihrem feinrosigen Gesicht führten Augen und Mund eine behende Sprache. Die Augen waren wie ein Kampfruf gegen moralischen Spleen, und die Lippen glichen denen einer Odaliske aus dem duftenden Orient, wo man die Phantasien der Seele zu einer göttlichen Kunst verschmilzt. Sie hob die Arme, und da fiel der Stoff zurück und zeigte jene köstliche Haut, von der Reinhard einmal behauptet hatte, sie verdanke ihre elfenbeinzarte Frische dem täglichen Baden in Eselsmilch.

Aber Reinhard dachte im Augenblick an anderes. Er sah sie nicht, denn die Tür hatte sich lautlos geöffnet und wieder geschlossen, wie die Pforte zum Venusberg, durch die der Tannhäuser trat. Reinhard stand noch vor dem hübsch gedeckten Tisch und ermahnte sich selbst, auf der Hut zu sein, denn es ging ein Liebeslocken durch diesen zärtlichen Raum. Es war ein Odem in der Luft, der die Einbildungskraft entzündete und Erregung in das Denken brachte.

‚Ei, ei,' sagte sich Reinhard, ‚willst du mich immer noch fangen, schöne Frau? Und hat der Kuß in der Mongolei, oder wo sonst es war, da ich im fliegenden Schnellzug der sibirischen Bahn deine reizenden Lippen fand, hat der wirklich die gefesselte Leidenschaft in dir freiwerden lassen? Baronin, du könntest von Rechts wegen Großmutter sein (wenn du es nicht wirklich schon bist), und daran will ich fürsichtig denken, wenn der erste Blick deiner Hexenaugen mich trifft. Denn nein — mit einer Großmutter schäkert man nicht. Nein, Baronin, die Fliegen an der Wand würden darüber lachen ...'

Und gerade da legten sich von rückwärts zwei Arme, die nichts Großmütterliches hatten, zwei taufrische Arme um seinen Hals — und Reinhard sah sich um. In der Languedoc, erzählte Balzac, ist Sehen gleichbedeutend mit Lieben. So ähnlich war es auch hier. — (Fortsetzung folgt)



Beethovensonate

Wir saßen entrückt, ganz klangberauscht,
Meister Ludwig hatt' uns erkoren,
Da ward unsern Seelen, die ihm gelauscht,
Sein hymnischer Segen geboren.

Wir schlossen die Lider, als ob seine Hand
Sanft unsre Stirnen berühre
Und uns weit in ein unirdisch Land,
In seinen Himmel entführe.

Doch als sein Adagio zärtlich ward,
Liebe mit Sehnsucht verbunden,
Da hat dein Finger, unsäglich zart,
Meine offene Hand gefunden.

Deine Hand in der meinen, wie ein Kind
In der Wiege, so laß sie liegen.
Andante. Auf Tönen, die in uns sind,
Beginnt sich die Wiege zu wiegen.

Hugo Salus

Scharnhorst. Von Feldmarschall Frhrn. v. d. Goltz

> Zu den höchsten Bergesforsten,
> Wo die freien Adler horsten,
> Hat sich früh sein Blick gewandt;
> Nur in Freiheit konnt' er leben:
> Scharnhorst ist er drum genannt.
>
> Max v. Schenkendorf 1813

s ist für den alten preußischen Soldaten erhebend, der jungen Welt etwas von Scharnhorst zu erzählen. „Keiner war wohl treuer, reiner; näher stand dem König keiner, doch dem Volke schlug sein Herz. Ewig auf den Lippen schweben wird er, wird im Volke leben besser als in Stein und Erz." Schenkendorf hat ihn in wenig Versen darzustellen vermocht, wie er wirklich war. „Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Gloria gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herrlich waren wir einst."

Eine ergreifende Tragik liegt in Scharnhorsts Geschick. Ohne Preuße zu sein, ist er Preußens Waffenschmied geworden. Erfüllt von Bewunderung für den Staat Friedrichs des Großen, verließ er die Heimat, um ihm zu dienen. Aber obwohl er den Dank für seine Mühe und Aufforderung nicht fand, den er wohl verdient hätte, wandte er sich dennoch nicht von ihm ab, als es zusammenbrach, wie es so manche taten, die Preußen mehr schuldeten als er. Von der unglücklichen Doppelschlacht des 14. Oktober 1806 an war all sein Sinnen und Trachten, all seine unablässige Arbeit der Wiederaufrichtung der zu Boden geworfenen, einst so ruhmvollen Monarchie der Hohenzollern gewidmet. Und dann, als nach Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen der Tag der Erhebung gegen den übermütigen Feind endlich kam, war es ihm von Gott nicht beschieden, den Sieg der gerechten Sache zu sehen. Die Krönung seines Lebenswerkes, den Erfolg der neuen preußischen Armee, die er geschaffen hatte, erblickte er nur mit dem geistigen Auge. Als die jungen Truppen auf den Feldern von Lützen so mannhaft kämpften, wie er selbst es damals kaum erwartet hatte, ahnte er wohl ihren endlichen Erfolg und die kommende Befreiung Deutschlands vom fremden Joch. Ihn aber traf das feindliche Geschoß, das ihm den Tod bringen sollte. Als Verwundeter erfuhr er in Prag die Nachricht vom zweiten Siege Napoleons bei Bautzen und dem Rückzuge der Verbündeten nach Schlesien. Vom Abschluß des dann folgenden Waffenstillstandes war er aufs tiefste betroffen. „Soll es denn nicht sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen?" — schrieb er an Müffling. — „Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn." Die Abreise Schwarzenbergs und des Kaisers Franz zur Armee an der Grenze, durch die der Beitritt Österreichs zum russisch-preußischen Bündnis fast zur Gewißheit wurde, war der letzte Lichtstrahl, der in sein Dasein fiel. Am 28. Juni 1813, morgens 11 Uhr, schloß er die treuen Augen.

In der Jugend lächelte ihm die Sonne des Glücks; das ist oft den Männern so gegangen, deren Los am Ende Arbeit, Kampf und Enttäuschung sein sollte. Scharnhorst wurde geboren am 12. November 1755 zu Bordenau im Lande Hannover, erhielt in der Taufe den Namen Gerhard Johann David, wuchs in der sehr einfachen, ländlichen Häuslichkeit seiner Eltern, die Pächtersleute waren, heran, ging in die Dorfschule und wollte Soldat werden, wie alle deutschen Jungen. Sein Vater aber bestimmte ihn zum Landwirt; denn es mangelte der Familie an Mitteln, dem Knaben eine Erziehung zu geben, die Aussicht auf gutes Fortkommen im Heere bot. Des jungen Gerhard Trauer war groß. Da griff das Schicksal zu seinen Gunsten ein. Durch einen erfolgreichen Prozeß kam sein Vater in bessere Verhältnisse, nämlich in Besitz des Gutes Bordenau, konnte ihm Unterricht durch einen hannoverschen Offizier geben lassen und erbat für ihn den Eintritt in die Militärschule des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Sie lag nahe von Bordenau in der kleinen Musterfestung Wilhelmsstein, die der Graf auf einer künstlichen Insel im Steinhuder Meere hatte errichten lassen.

Dieser merkwürdige, seiner Zeit weit vorausgeeilte Fürst ward Scharnhorsts Wohltäter. „Unsere ganze Volksbewaffnung von 1813, Landwehr und Landsturm, das ganze neuere Kriegswesen hat der Graf ausführlich bearbeitet, von den größten Umrissen bis ins kleinste Einzelne. Alles hat er schon gewußt, gelehrt und ausgeführt." So urteilt Gneisenau. Wilhelm von Schaumburg-Lippe war dabei auch praktischer Soldat und ein tüchtiger Führer. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete sein kleines Karabinierskorps sich derart aus, daß man es allgemein „die eisernen Männer" nannte und die Franzosen von ihnen als den „diables de Buckebourg" sprachen. König Georg III. übertrug ihm 1762 den Oberbefehl in Portugal, und nach ruhmvoll geführtem Feldzuge blieb er als Neuordner des portugiesischen Heeres noch mehrere Jahre dort.

So war Scharnhorsts Vorbild beschaffen, das mächtig auf sein junges Gemüt ein-

wirkte. Fünf Jahre blieb er auf dem Wilhelmsstein, trat dann in ein Kavallerieregiment und später in die Artillerieschule der hannoverschen Armee ein. Dort wirkte er früh als Lehrer und Schriftsteller, bereiste auch zu seiner eigenen soldatischen Fortbildung Deutschland. 1792 wurde er Titular-Kapitän „bey die Geschwinde Artillerie". An der Spitze einer reitenden Batterie zog er im folgenden Jahre in den Krieg gegen Frankreich. 1794 stand er dem hannoverschen General von Hammerstein bei der denkwürdigen Verteidigung von Menin, in den damaligen österreichischen Niederlanden, zur Seite. Sie endete mit der heroischen Selbstbefreiung der kleinen Besatzung. Scharnhorst schildert dieses Ereignis selbst in einer vortrefflichen kurzen Erzählung — einem Kabinettstück kriegsgeschichtlicher Darstellung —, durch das er dem braven General von Hammerstein, unbewußt aber auch sich selbst und seiner schriftstellerischen Begabung, ein ehrendes Denkmal setzt. Die Tat von Menin wurde entscheidend für seine Zukunft. Sein König beförderte ihn zum Major; ein Ehrensäbel ward ihm zur besonderen Auszeichnung. Bald erfolgte auch seine Versetzung in den Generalstab und die Ernennung zum Oberstleutnant und General-Quartiermeister beim Korps des Grafen Wallmoden. Das Korps bildete einen Teil der Beobachtungs-Armee an der durch den Baseler Frieden festgestellten Demarkationslinie zwischen Nord- und Süddeutschland.

Zwei wichtige Bekanntschaften knüpfen sich für Scharnhorst an diese Zeit. In Wallmodens Hause lernte er dessen Schwiegersohn, den Reichsfreiherrn vom Stein, kennen, der damals als Oberpräsident der westfälischen Kammer nach Minden versetzt wurde. Bei der Armee war es deren Oberbefehlshaber, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Diesem, den die Welt damals noch für den bedeutendsten lebenden Feldherrn hielt, fiel Scharnhorsts militärische Begabung auf. Die Folge war eine erste Einladung zum Übertritt in preußische Dienste, die er jedoch, ebenso wie ein dänisches Angebot, ablehnte.

Bis dahin war alles gut gegangen. Der fünfundvierzigjährige Mann stand in verhältnismäßig hoher militärischer Stellung und war eine bekannte, gesuchte Persönlichkeit geworden.

Im Jahre 1801 besetzte Preußen zum ersten Male Hannover. Der Statthalter, Herzog Adolf von Cambridge, schiffte sich nach England ein. Scharnhorst trat nunmehr in preußische Dienste, wurde vom König Friedrich Wilhelm III. in Potsdam freundlich empfangen und als Oberstleutnant im dritten Artillerieregiment angestellt. Dieses stand zu Berlin in Garnison; sein Chef war der bekannte General und Militärschriftsteller von Tempelhof.

„Daß ich alle Gelegenheiten benutze, die mich hier bekannt machen können, kann mir niemand verdenken" — schrieb er an seine in der Heimat zurückgebliebene Gattin. Aber das Bekanntwerden — wenigstens in der Art, wie er es selbst gewünscht haben mag — war schwerer, als er vermutet hatte. Er übernahm, neben dem Truppendienst, freiwillig Unterricht an dem „Institut für die Berlinische Inspektion" und der „Akademie für junge Offiziere", die der König im Berliner Schlosse einrichtete. Auch gründete er die noch heute bestehende „Militärische Gesellschaft", beteiligte sich an wissenschaftlichen Bestrebungen allerart, wirkte durch Denkschriften für Vervollkommnung des Heeres und entfaltete zugleich eine lebhafte literarische Tätigkeit. Das war wahrlich genug, um sich „bekannt zu machen".

Aber die festgefügte altpreußische Militärfamilie versagte ihm trotzdem die Anerkennung und die warmherzige Aufnahme, die ihm schon aus dem Gefühl der Dankbarkeit von ihr hätte entgegengebracht werden müssen. Sie bestand aus einer Reihe von glänzenden Persönlichkeiten, die, vielfach durch Verwandtschaft oder andere private Beziehungen eng miteinander verbunden, den Fremden, den Bürgerlichen aus einer kleindeutschen Armee ohnehin als einen Eindringling betrachteten. Die militärischen Äußerlichkeiten standen in diesem Kreise hoch im Ansehen. Der Grundsatz, daß es auf das „Können" nicht auf das „Wissen" ankäme, wurde von ihm dem gelehrten Militär gegenüber mit Vorliebe betont, auch wenn er noch keinen Beweis vom „Nichtkönnen" gegeben hatte. Straffe soldatische Formen, schnelle Bewegungen und eine hastige, barsche Redeweise, die für Ausdruck energischen Temperaments und als Zeichen von Schlagfertigkeit und Entschlossenheit angesehen wurden, galten als die unentbehrlichen Attribute des tüchtigen Soldaten. Alles war auf Effekt berechnet. Davon hatte Scharnhorst nichts an sich. Er war ruhig, schweigsam, in sich gekehrt, langsam und, wie es scheint, auch etwas breit. Vor allen Dingen war es gewissenhafte Gründlichkeit, die er für oberste Pflicht hielt. „Viel hören und wenig lernen, ist fast nicht besser, als gar nichts lernen" lautet einer seiner Aussprüche aus jener Zeit seiner Lehrtätigkeit. So mußte er es sich gefallen lassen, für einen schwerfälligen und trockenen Mann zu gelten, von dessen militärischer Zukunft man sich nur eine geringe Vorstellung machte. „Er galt bei denen, die nicht seine Schüler auf der Kriegsschule gewesen waren, mehr für einen unterrichteten, langsamen Pedanten, als für einen ausgezeichneten Soldaten" — sagt sein größter Schüler und späterer Adjutant, Carl von Clausewitz, der wohl wußte, daß es anders um Scharnhorst stand, daß in der Tiefe seiner Seele ein gewaltiges, verzehrendes Feuer brannte.

Er besaß auch wenig Talent, sich beliebt zu machen; seine aufrichtige Seele vermochte es nicht, die Unwahrheit über sich zu bringen, die in nicht ernst gemeinter Aner-



Gerhard Johann David Scharnhorst. Gemälde von David Christ. Gebauer
Aus dem „Corpus Imaginum" der Photographischen Gesellschaft, Berlin

kennung liegt. Er war selbst jeder Schmeichelei abhold, banale Artigkeiten kamen nicht über seine Lippen. In unwichtigen Dingen gab er leicht fremden Meinungen nach, die sich anspruchsvoll geltend machten, und so täuschte er auch das Urteil flüchtiger Beobachter, die diese Eigenschaft für Mangel an Charakterfestigkeit hielten. „Heftige, leidenschaftliche Menschen haben daher, wie es mir vorkommt, auch immer Scharnhorst unrichtig aufgefaßt" — schreibt Boyen.

Auf Formen legte Scharnhorst in der Tat wenig Wert in einer Umgebung, die dies in übertriebenem Maße tat, trotz aller seichten Aufklärung und anscheinenden Schwärmerei für die zeitgemäße Gleichmacherei. Das hat ihm sein Emporkommen erschwert. König Friedrich Wilhelm III. war ein leidenschaftlicher und begabter Exerziermeister. Man rühmte an ihm die elegante Sicherheit in der Handhabung der Truppen. Er kommandierte gern und übernahm, bei den unaufhörlich sich wiederholenden Parademanövern, das „Corps de bataille" gegen den alten Feldmarschall von Möllendorf, der den markierten Feind führte. Noch 1814 trug der König in einem Vergleichsexerzieren mit dem ebenfalls als Soldaten vielbewunderten Kaiser Alexander vor einer großen militärischen Zuschauerschaft bei Paris einen Erfolg davon. In seinen jungen Jahren erwartete man von ihm, daß er sich im Kriege zu einem bedeutenden Heerführer entwickeln werde. Allgemein war der Glaube verbreitet, daß er an die Traditionen Friedrichs des Großen

anknüpfen würde. Es gab eine erste Enttäuschung, als er bei der Thronbesteigung den Namen Friedrich Wilhelm nicht Friedrich III. annahm. Die irrtümliche Vereidigung der Potsdamer Garnison soll daran schuld gewesen sein. Aber des Königs ganzes Auftreten, sowie die unruhigen Zeiten belebten das militärische Treiben außerordentlich. Ebenso unruhvoll und hastig war das gesellige Leben. Der höhere Offizier in Berlin und Potsdam hatte kaum die Zeit, allen Verpflichtungen nachzukommen. Über dem Ganzen ruhte noch der Schimmer friderizianischen Ruhms, aber auch schon das bange Gefühl kommender ernster Proben, deren Ausgang unsicher war.

In ein solches Getriebe, dessen unmittelbare Folge die Verflachung sein muß, paßte Gerhard Johann David Scharnhorst nicht sonderlich hinein. Einzelne ausgezeichnete Männer, wie der Herzog von Braunschweig und Prinz Louis Ferdinand, würdigten ihn ihrer Freundschaft. Der größte Teil der militärischen Welt, in der er sich bewegen mußte, aber scheint ihn nur wenig beachtet zu haben. Jedenfalls waren viele Persönlichkeiten darin, deren Namen heut verklungen sind, von denen man damals weit mehr als von ihm erwartete.

Am richtigsten schätzte ihn wohl der König ein, dessen Natur eine gewisse innere Verwandtschaft mit derjenigen Scharnhorsts zeigt, so daß das gegenseitige Verständnis erleichtert wurde. Bald nach dem Übertritt in preußische Dienste verlieh Friedrich Wilhelm ihm den erblichen Adel in der Absicht, seine Stellung in der Gesellschaft der Hauptstadt zu heben.

Am 21. Mai 1804 versetzte er ihn in den Generalstab der Armee, und zwar mit Oberstenrang als dritten Generalquartiermeister-Leutnant. Seine beiden älteren Kollegen Phull und Massenbach, zwei geborene Württemberger, galten für Genies, wenn auch — namentlich der erste — für etwas wunderliche.

Eine neue Lebensperiode für Scharnhorst begann, in der er die wahre Bedeutung seines Wesens hätte zur Geltung bringen können, wenn die äußeren Begebenheiten ihm die nötige Zeit und Ruhe gelassen hätten. Zudem war das Trio, das, seiner Stellung nach, zur geistigen Leitung des Heeres in der bald kommenden kriegerischen Epoche berufen war, nicht glücklich zusammengesetzt. Phull, Massenbach und Scharnhorst standen zwar äußerlich gut miteinander, waren auch frei von kleinlicher Scheelsucht, aber „genau besehen die drei verschiedensten Männer nach Geist, Bildung, Charakter und Ansicht, die man in der Monarchie hätte auffinden können, woraus dann folgen mußte, daß sie nicht einen Weg gehen und keine Einheit bilden konnten“.

Auch im Generalstabe nahm Scharnhorst seine Lehrtätigkeit sofort auf. Es war erstaunlich, was er leistete, da er zugleich seine ausgedehnte literarische Tätigkeit fortsetzte — und dies, trotzdem ihn in derselben Zeit schweres Familienunglück traf. Er verlor seine Gattin und eine Tochter, an denen er mit ganzer Seele gehangen hatte. Nichts konnte den unermüdlichen Mann in seiner Bahn aufhalten.

Bald brach die große Katastrophe über Preußen herein, die seiner friedlichen, vorbereitenden Arbeit im Generalstabe ein Ziel setzte. Der Krieg der dritten Koalition gegen Frankreich begann im Herbste 1805. Es schien unmöglich, daß sich Preußen völlig aus dem Spiel halten könne. Die Armee wurde mobil gemacht. Die übermütige Verletzung preußischen Gebiets durch französische Marschkolonnen brachte das volle Maß zum Überlaufen. Im ersten Augenblick der Entrüstung wollte selbst der König losschlagen. Scharnhorst wurde zum Oberquartiermeister des Herzogs von Braunschweig ernannt. Er sah dem Kriege gegen Frankreich zwar mit Vertrauen entgegen, zweifelte aber an dessen Ausbruch — und er behielt recht. Die Bedenklichkeit Friedrich Wihelms III., eine leidenschaftliche Abneigung gegen den Krieg verwandelten den ersten energischen Entschluß in den zweiten milderen einer bewaffneten Intervention, um den Frieden herzustellen — und dies außerdem noch zu spät. Die Dreikaiserschlacht von Austerlitz wurde inzwischen am 5. Dezember 1805 geschlagen und der Kampf beendet. Preußen stand jetzt dem siegreichen Napoleon allein gegenüber, hatte ihn gereizt, sein Mißtrauen geweckt und sich zugleich die eigenen Bundesgenossen entfremdet. Die Folge war der berüchtigte Vertrag von Schönbrunn, den Graf Haugwitz am 15. Dezember mit dem Kaiser schloß. Durch ihn gab sich Preußen ganz in Frankreichs Hand. Sein Verderben konnte nur noch eine Frage der Zeit sein. Es kam 1806. Nie haben halbe Maßregeln in der Politik andere Früchte getragen.

Wieder stand Scharnhorst seinem alten Gönner, dem Herzog von Braunschweig, an der Spitze der preußischen Hauptarmee zur Seite. Aber der König mit seinem ganzen Gefolge selbstbewußter, anspruchsvoller und rechthaberischer Berater begleitete sie. In dem Wirrwarr, der bald in der Umgebung des Herzogs einriß, konnte der bescheidene Scharnhorst nicht zu dem nötigen Einfluß gelangen. Bei der Schnelligkeit, mit der die Entscheidung herankam, hätten dazu auch blendender wirkende Eigenschaften gehört, als die seinen. Es kam hinzu, daß die ernste, gefahrvolle Lage den Mangel an Übereinstimmung zwischen der unentschlossenen, zögernden und sehr politischen Natur des Braunschweigers und Scharnhorsts dem Anscheine nach ruhigem, dabei aber sehr energischem und entschlossenem Temperament zum Vorschein kommen ließ. Bei Auerstedt entsandte ihn der Herzog, wohl um ihn aus seiner Nähe zu entfernen, nach dem linken Flügel, während er selbst auf dem rechten verblieb.

So entglitt Scharnhorst im kritischen Augenblicke, dem er sich so oft entgegengesehnt hatte, der Einfluß auf die Leitung des Ganzen. Völlig erschöpft durch Erregung und eine Verwundung, die er zu Beginn der Schlacht erhalten hatte, sah man ihn am Ende derselben, zu Fuß, eine Muskete in der Hand, bebend vor Zorn über Pflichtvergessenheiten, Kleinmut und Unterlassungssünden mancher Führer, im Gewühl des Rückzuges, den Kampfplatz widerwillig verlassen.

Das war eine schmerzliche Enttäuschung nach so vielen kühnen Hoffnungen, die er still im Herzen genährt. Aber Bittereres stand ihm noch bevor. Nach des Herzogs tödlicher Verwundung erhielt Fürst Hohenlohe den Oberbefehl über die zurückflutende Armee. Die Stelle als sein Generalstabschef hätte Scharnhorst gebührt, und wie vieles würde sich geändert haben, wenn er sie eingenommen hätte. Ein Prenzlau wäre uns sicher erspart geblieben. Der Fürst stand indes noch ganz im Banne des unseligen Phantasten Massenbach. Er behielt diesen als Berater bei sich. Freiwillig schloß sich Scharnhorst dem General von Blücher an, zu dem er sich — so verschieden beide, äußerlich betrachtet, auch waren — am meisten hingezogen fühlte. Mit ihm machte er den gefahrvollen Marsch westlich um den Harz herum und, nach Hohenlohes durch Massenbachs Kopflosigkeit herbeigeführter Kapitulation, den trotzigen Rückzug bis Lübeck mit. Die Seelen beider Männer fanden sich. In der Stille der Nachtmärsche erwogen sie im vertrauten Gespräch die Ursachen des Zusammenbruchs und die Mittel der Wiederherstellung Preußens, bei der sie später als treueste Mitarbeiter zusammenzuwirken berufen waren.

In Lübeck gefangen, wurde Scharnhorst auf Blüchers Betreiben bald ausgewechselt und vom Könige als Chef des Generalstabes des L'Estocqschen Korps verwendet. Das beschied ihm noch die Teilnahme an dem blutigen Feldzuge von 1807 in Ostpreußen. Seine persönlichen Beziehungen zum Oberbefehlshaber waren hier freilich keine so wohltuenden, wie in Blüchers Hauptquartier. L'Estocq war noch ein Mann der alten Schule, der Scharnhorsts vertiefte Auffassung von der Kriegführung nicht verstand, zudem stark beeinflußt von seinem Adjutanten St. Paul. Es kam zu Ärgernis und Konflikten. Aber er durfte in dieser Stellung doch den Tag von Pr.-Eylau am 8. Februar 1807 erleben, an dem die preußischen Waffen sich wieder im alten Glanze zeigten und den blutigen, zweitägigen Kampf mit einem Erfolge endeten. Als dieser nicht benutzt wurde und der Oberbefehlshaber Bennigsen dennoch den Rückzug auf Königsberg befahl, entschloß sich Scharnhorst, während L'Estocq ruhte, selbständig zum Abmarsche nach Norden, um die einzige Verbindungslinie der Russen mit der Heimat nicht preiszugeben. Dieser Entschluß ist in neuerer Zeit als ein schwerer Fehler getadelt worden — mit Unrecht. Das preußische Korps hätte den Russen in den Landwinkel bei Königsberg folgen sollen, statt ihnen den Weg zur russischen Grenze offen zu halten. Dies hätte sie verleiten können, vorzeitig abzumarschieren und Preußen im Stiche zu lassen. Das ist modern gedacht, nicht jener Zeit entsprechend. Hätten sich Russen und Preußen, mit dem Rücken gegen die Ostsee gedrängt, dort von Napoleon einschließen lassen, so würden sie nicht zum Auskunftsmittel gemeinsamen verzweifelten Widerstandes gegriffen haben. Ein sofort geschlossenes Übereinkommen mit Napoleon hätte vielmehr die Russen aus der verzweifelten Lage befreit. Sie würden zugleich den willkommenen Anlaß benutzt haben, um den lästigen, unpopulären Krieg zu enden, der angeblich nur im Interesse Preußens geführt wurde.

⁂ ⁂ ⁂

Scharnhorsts große Zeit begann nach dem Tilsiter Frieden. Von jetzt ab erscheint er an der Seite Steins im helleren Lichtkreise der vaterländischen Geschichte. Der König hatte Vertrauen zu ihm gewonnen, und Scharnhorst wußte es sich zu erhalten. Er besaß die glückliche Gabe, Friedrich Wilhelm III. richtig zu behandeln, ihn zu Entschlüssen zu bringen, ohne seine Eifersucht oder seinen Argwohn rege zu machen. Diese Eigenschaft hat Preußen gerettet; kein anderer von den bekannten Männern des Heeres hätte ihn ersetzen können. Am 27. Juli 1807 zum Generalmajor ernannt, trat er an die Spitze der „Militär-Reorganisationskommission". Tatsächlich war seine Stellung die eines Kriegsministers und Generalstabschefs in einer Person. Sein mühevolles Wirken für die Wiederaufrichtung von Staat und Heer begann. Scharnhorsts Tätigkeit von 1807 bis 1813 schildern, hieße eine Geschichte der preußischen Armee während dieser Periode schreiben. Es kann daher nur einzelnes angeführt werden.

Reinigung und Erneuerung des Offizierskorps nach strenger Aburteilung aller 1806 Schuldigen und Schwachen war das erste. Dann folgten: Neuordnung der Beförderung, allgemeine Eröffnung der Offiziers-Laufbahn für das bürgerliche Element, Abschaffung des Werbesystems in der Armee, zumal die Beseitigung der Ausländeranwerbung, Regelung des auf der Gestellungspflicht der Landeskinder beruhenden Ersatzwesens, eine völlige Neueinteilung und Unterbringung des Heeres, sofortige, zeitgemäße Übung der Truppen durch kleine Manöver gemischter Waffen, welche die kargen Mittel des Staates nicht überschritten. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der gründlichen Heranbildung tüchtiger Generalstabsoffiziere.

Zu allem kam die Abschaffung des bisherigen vielfach entehrenden Strafverfahrens, die Umgestaltung der Kriegsartikel für das Heer, die Bearbeitung neuer Instruktionen und Reglements, die Aufstellung eines

veränderten Wirtschaftsplanes für die gesamte Armeeverwaltung. Die Festungen waren wieder herzustellen und zu verstärken, Bewaffnung und Vorräte zu beschaffen; denn die große Niederlage hatte alles gleichsam weggewischt. Eine Herkulesarbeit war zu vollbringen, deren Gelingen anfangs hoffnungslos erschien.

Daneben arbeitete Scharnhorst an dem Gedanken der Aufstellung einer Reservearmee und einer Miliz, die neben dem stehenden Heere geschaffen werden sollte. Das war genug, um auch die rührigste Kraft vollauf in Anspruch zu nehmen. Und trotzdem ruhte selbst jetzt seine schriftstellerische Tätigkeit nicht völlig. Seine Zeit war ausschließlich den Geschäften des Staates, der Armee und des Dienstes zugewendet. Es scheint, als habe er das Geheimnis besessen, sie zu vervielfachen. —

Scharnhorst ist bekanntlich das Urheberrecht an dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, der Bewaffnung der ganzen Nation, nach seinem Tode bestritten worden. Es knüpft sich daran eine literarische Fehde seines Biographen M. Lehmann gegen die Anhänger Schöns und Knesebecks, die zugunsten Scharnhorsts keinen Zweifel übrig läßt.

Schon in Hannover hatte er 1803 einen Landsturm aufbieten wollen; jetzt bewiesen verschiedene Entwürfe seine weitgehenden Ideen über Ausnützung der nationalen Kraft zur Vaterlandsverteidigung. Die ostpreußische Landwehr, die erste, die später tatsächlich aufgestellt wurde, kann insofern für seine Schöpfung gelten, als der der Beratung der Stände unterbreitete Entwurf von Clausewitz herrührte und seine Grundsätze zur Geltung brachte. Das merkwürdigste Dokument für die Entscheidung der Frage aber ist seine große Denkschrift vom April 1806, die er damals, als er die Notwendigkeit des nahen Entscheidungskampfes gegen Frankreich klar voraussah, dem Generaladjutanten des Königs überreichte. In dieser Denkschrift, die, fast 80 Jahre lang verschollen, vergeblich gesucht, erst 1883 im Kriegsarchiv ermittelt wurde, stehen bald nach dem Anfang die Worte: „Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensiv-Kriege gegen ein größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt.“ Scharnhorst mahnte zu außergewöhnlichen Anstrengungen. Aber das selbstzufriedene, oberflächliche und genußsüchtige, in Humanitäts- und Friedensduselei versunkene Geschlecht jener Zeit liebte seine Ruhe zu sehr, um sich dazu aufzuraffen. Es wollte der großen Gefahr nur mit gewöhnlichen Mitteln begegnen, weil es bequemer war und sparsamer zu sein schien.

Scharnhorst hatte, zum Kriege auf Tod und Leben, neben dem Heere eine Nationalmiliz von 300000 Mann aufbieten wollen, um Napoleon mit 520000 Streitern entgegenzugehen. Nur 160000 Mann wurden wirklich in Bewegung gesetzt.

Er litt aber keineswegs an der modernen „Zahlenwut“, sondern stellte die Moral, den Entschluß zu siegen oder zu sterben, am höchsten. Die merkwürdige Denkschrift schließt mit den Worten, die sich auch unsere Zeit zu Herzen nehmen sollte: „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst in dem Laufe der großen Siege.“

In vielem ist er seiner Zeit vorausgeeilt. Wer kennt heute nicht den strategischen Grundsatz: „Getrennt marschieren und vereint schlagen“ — und wer schreibt ihn nicht Moltke zu! Tatsächlich rührt er von Scharnhorst her, der auch schon lehrte, „daß man womöglich nie konzentriert stehen, immer aber konzentriert schlagen solle“. —

Im Januar 1808 siedelte die Reorganisations-Kommission von Memel nach Königsberg über. Sie hatte, abgesehen von inneren sachlichen Meinungsverschiedenheiten, gegen zwei entgegenwirkende Gewalten anzukämpfen: den Argwohn Napoleons und den Einfluß der gesunkenen Größen im Vaterlande, welche die alten, glänzenderen Zeiten nicht vergessen konnten. Das Verschwinden der berühmten Regimentsnamen und so vieler geheiligter Traditionen schmerzte sie tief und rief leidenschaftliche Erbitterung hervor. Nicht nur die Eigensüchtigen und Beschränkten, sondern auch ernste Männer, die sich im Unglück bewährt hatten, schlossen sich den Gegnern der Reform an. Yorck der Scharfkantige, Unversöhnliche sprach von den Neueren als dem Otterngezücht, das sich im eigenen Gifte auflösen werde. Ähnliche Feindschaft kam auch von anderen Seiten. Wie schwer es da wurde, den oft zweifelnden König fest auf dem betretenen Wege zu halten, ist klar, und das war zumal Scharnhorsts Werk.

Trotz aller Hemmnisse und Zögerungen gingen die Arbeiten dennoch vorwärts. Das neue nationale Heer war im Werden, die stehende Waffenmacht einigermaßen hergestellt, der Anfang für die Organisation von Milizen gemacht, als die berüchtigte September-Konvention mit Frankreich allem ein jähes Ende zu bereiten schien. Für die unvollständige Räumung des Landes, die Glogau, Küstrin und Stettin vorläufig noch in Napoleons Händen ließ, mußte Preußen sich zur Zahlung der für die damaligen Verhältnisse ungeheuren Summe von 140 Millionen Franks Kriegskosten verpflichten. Dabei durfte es in den nächsten 10 Jahren nur 42000 Mann unter Waffen halten. Es versprach, auch keine Aushebung von Milizen und Bürgerwehren vorzunehmen.

Alles war verzweifelt, nur Scharnhorst nicht. Sein kühler, berechnender Sinn hielt die Hoffnung aufrecht. Ja, er verstand es, die Einschränkung zum Guten zu wenden. Er drang

auf gruppenweise Entlassung der schon ausgebildeten Mannschaften, für welche junge Rekruten eingestellt werden konnten, ohne daß die Präsenzstärke überschritten wurde. Waren diese fertig, so folgten an ihrer Stelle andere, um die Zahl der im Lande lebenden gelernten Soldaten zu vermehren. Dem altpreußischen Sinn, der nur lang dienende Mannschaft bei der Fahne haben wollte, sagte dies System oberflächlicher Einübung — Scharnhorsts bekanntes „Krümpersystem" — nicht zu. Dennoch war es das beste, das einzige Auskunftsmittel, um Bonapartes Wachsamkeit zu täuschen. Man hat es als Scharnhorsts Erfindung, als etwas ganz Neues bezeichnet. Das war es nicht. Ähnliches hat bereits der große Friedrich mit dem Drillen seiner „Überkompletten" betrieben. Der Name war nicht schön, aber die Sache gut. Er ließ von allen Truppen eine größere Anzahl von Landeskindern aus ihren Kantons einexerzieren, als sie nötig hatten, um sich auf Kriegsfuß zu setzen. So hielt er stets einen Vorrat geschulter Mannschaft im Lande, ohne den er schwerlich sieben Jahre lang hätte Krieg führen können.

Scharnhorsts Verdienst wird dadurch nicht gemindert, daß er an Bestehendes anknüpfte. Seinem gesetzmäßigen, geregelten Geist waren die Sprünge zuwider. Er liebte es, seine Schöpfungen organisch von schon bestehenden Anfängen aus zu entwickeln. Dauernd war er bemüht, das neue Wehrsystem auf nationaler Grundlage zu einem wohleingefügten Gliede des gesamten Staatswesens zu machen.

Selbst Napoleons Scharfblick entging es, welche innere Kraft Preußen in aller Stille zu entwickeln begann. Nach Steins am 26. November 1808 erzwungener Entlassung und der Ernennung des Ministeriums Dohna-Altenstein trat Scharnhorst an die Spitze des „Allgemeinen Kriegsdepartements". Nunmehr nahm er auch der Form nach die Stelle eines Kriegsministers ein. In dieser Eigenschaft begleitete er den König nach Petersburg, um russische Heereseinrichtungen kennen zu lernen. Auf der Rückreise erkrankte er, so daß seine fieberhafte Tätigkeit unterbrochen ward. Als dann im April 1809 der Krieg ausbrach und Scharnhorst riet, sich auf Österreichs Seite zu stellen, war dennoch schon soviel gefördert, daß rund 120000 Mann ins Feld gestellt werden konnten. War ein Teil davon auch nur dürftig vorgebildet, mangelhaft bewaffnet und ausgerüstet, so setzt dies Ergebnis doch jedermann in Staunen, der die Geringfügigkeit der Mittel berücksichtigt, mit denen das Werk begonnen werden mußte. Unwillkürlich wendet man den Blick zurück. Was hätte Preußen leisten können, wenn es eine ähnliche Anstrengung vor 1806 gemacht hätte, wo es doppelt so groß, doppelt so bevölkert und um ein Vielfaches reicher gewesen war. Nie soll man im Staatswesen mit der Umwandlung des als unbrauchbar Erkannten warten, bis die Not dazu zwingt.

Scharnhorsts Wunsch, zu beweisen, was Preußen schon leisten könne, erfüllte sich nicht. Es geschah auch 1812 noch nicht, als der russische Krieg begann. Beide Male stand der König, dem sein kritischer Sinn, die Neigung zu pessimistischer Lebensauffassung und sein zögerndes Temperament zu Hilfe kamen, fast völlig allein mit dem Entschlusse, eine günstigere Lage abzuwarten — und man kann ihm darin nur recht geben.

Er hat beide Male Preußen gerettet. 1809 wäre es mit Österreich gemeinsam unterlegen und von der Karte verschwunden. 1812 hätte es den ersten Ansturm der großen französischen Übermacht allein auszuhalten gehabt und nicht aufzuhalten vermocht. Der König wäre gezwungen gewesen, mit dem Rest seines Heeres auf russischen Boden zurückzugehen. Er wäre wiedergekehrt, aber als Gast und Schützling Alexanders I. Ob es dann zur Befreiung Deutschlands, zur Wiederaufrichtung einer preußischen Großmacht durch Rußlands Wohlwollen gekommen wäre, ist zweifelhaft. Statt dessen stand Preußen, dank seiner vorsichtigen Zauderpolitik, nach der Katastrophe der „Großen Armee" um die Jahreswende 1812 zu 13 auf dem Kriegsschauplatze als die schlagfertigste und stärkste Waffenmacht da, mit der beide Parteien rechnen mußten.

Diese Schlagfertigkeit war Scharnhorsts Verdienst. Seine Kriegslust, die nicht verborgen geblieben war, Dörnbergs, Schills, des Herzogs von Braunschweig-Öls Erhebungen hatten Frankreichs Mißtrauen verschärft. Im Jahre 1810 schon hatte er seinen Posten räumen müssen. Aber eine geheime Order des Königs hielt das alte Verhältnis aufrecht. Scharnhorst sollte von allem, was geschah, Kenntnis erhalten. Zugleich blieb er Chef des Generalstabes, des Ingenieurkorps und Inspekteur der Festungen. Das Ministerium Dohna-Altenstein, das den Erwartungen nicht entsprochen hatte, trat zurück, und Hardenberg ergriff, im Einklang mit Scharnhorsts Wünschen, das Ruder des Staates.

Sein Leben war in der nächsten Zeit ein vielbewegtes. Er bereiste die Armee-Werkstätten, förderte die Waffenfabrikation, die Verstärkung der Festungen und arbeitete an dem Infanterie-Reglement von 1812, das bald im Kriege seinen wohltätigen Einfluß geltend machen sollte. Sodann wirkte er bei der Bildung der jungen Offiziere an den Kriegsschulen zu Berlin, Breslau und Königsberg mit. Viel nahm ihn auch wiederum der Plan für die Aufstellung einer zu hartnäckigem Verteidigungskriege geeigneten Reservearmee in Anspruch.

Als Preußen am 28. Februar 1812 das demütigende Bündnis mit Frankreich schloß und die glühendsten Patrioten den preußischen Dienst verließen, um in der Fremde gegen den Erbfeind zu kämpfen, mußte auch Scharnhorst weichen. Nicht nur der Unmut, auch die Vorsicht gebot es ihm. Der König erteilte ihm am 10. März einen unbestimmten Urlaub. „Mich also verlassen wollen! — Verdenk's Ihnen nicht, treuer Freund. Aber mich nicht ganz verlassen; auf die Zukunft

hoffen, kann ja besser werden!" war die Antwort auf Scharnhorsts Weigerung, unter französischer Oberhoheit zu dienen.

Der General hielt sich eine Zeitlang auf dem von ihm im Jahre zuvor gekauften Gute Dollstädt in Ostpreußen auf. Dann ging er nach Schlesien, in der Stille noch Kriegsschulen, Werkstätten und Festungen beaufsichtigend.

⁂

Der König behielt mit seiner unbestimmt angedeuten Hoffnung recht. Es wurde besser — früher als jemand es gedacht — durch das Gottesgericht, das in Rußland über die „Große Armee" erging. Yorck warf durch seine Konvention von Tauroggen die Lunte ins Pulverfaß. In Ostpreußen brach der Sturm zuerst los. Am 5. Februar wurde durch die Vertreter der Stände die Aufstellung der Landwehr beschlossen. Der König hatte Berlin verlassen und war nach Breslau gegangen. Dorthin eilte auch der treue Scharnhorst, der nun wieder an seiner Seite stand. Er erhielt mit Hardenberg und Hake gemeinsam das „Kommissorium wegen Vermehrung der Armee". Zugleich übernahm er wieder das allgemeine Kriegsdepartement.

Das war Scharnhorsts ersehnte Stunde. Alte, im Herzen lange gehegte Pläne sollten sich jetzt erfüllen. Er hoffte den Tag der Befreiung, den Tag der Niederwerfung des verhaßten Welteroberes zu erleben. Der stille, bedächtige Mann war völlig verändert, das innere Feuer seiner Seele flammte auf. Was von jetzt ab bis zum Ausbruch des Krieges für das Heer geschah, um es auf eine von niemand zuvor geahnte Stärke zu bringen, war sein Werk. Schon am 3. Februar erschien der Aufruf zur Bildung der freiwilligen Jäger-Detachments, „um die Reihen der Verteidiger des Vaterlandes zu verstärken". Eine Lieblingsidee Scharnhorsts erfüllte sich damit. Für die gebildeten Teile des Volkes bis hinauf zu den höchsten Schichten war damit die Brücke zum Eintritt ins Heer geschlagen. Der König hatte auch hier gezweifelt: „Schöne Sache — aber keine kommen!" Und nun konnte Scharnhorst ihm eines Tages am Fenster des Breslauer Schlosses mit Stolz den langen Wagenzug herbeiströmender Freiwilliger zeigen, die sich zum Kriegsdienste meldeten. Am 9. Februar erfolgte die Aufhebung aller gesetzlichen Befreiungen. Es geschah zunächst nur für die Dauer das Krieges. Aber dennoch ist damit Scharnhorst der Vater der allgemeinen Wehrpflicht geworden. Es war klar, daß, was jetzt provisorisch geschah, nach dem Siege dauernd werden würde. Der Gedanke hat in vielen Köpfen gelebt, seiner Durchführung aber kein anderer soviel und so unermüdlich vorgearbeitet, wie er.

Der 12. Februar brachte die Mobilmachung aller Truppen, die noch nicht auf Kriegsfuß standen. Noch war der Feind nicht genannt, gegen den man rüstete, aber es bedurfte dessen auch nicht. Alle weiteren Maßregeln waren für den Augenblick, da der offene Bruch mit Frankreich sich vollziehen würde, bereit, so die Verordnung über die Errichtung der Landwehr, mit der das in Ostpreußen Geschehene leicht in Einklang zu bringen war.

Scharnhorst übte in diesen erregten Tagen einen unbegrenzten Einfluß aus. Er griff überall ein, und seiner Autorität beugte sich jedermann. In Kalisch führte er die von Knesebeck begonnenen Verhandlungen zu Ende. Er setzte die Ernennung Blüchers zum Oberbefehlshaber durch, bewog diesen aber zugleich zur Unterordnung unter Kutusow und Wittgenstein, von denen der letztere dem Patent nach jünger als er war. Auch Gneisenaus Berufung ins Hauptquartier ging von ihm aus.

Die Wahl Blüchers war eine entscheidende Tat. Man hatte an Kalckreuth, an L'Estocq, an Rüchel, selbst an Tauentzien gedacht. Diesem waren sogar die meisten Stimmen günstig. Keiner von ihnen aber hätte vermocht, was Blücher möglich war, die Massen in Bewegung zu bringen und das Heer mit unerschütterlichem Vertrauen zu erfüllen. Er war der einzige, der Napoleon nicht fürchtete und daher auch allein der richtige Mann. Scharnhorst ward am 11. März zum Generalquartiermeister der Armee ernannt. Konnte er die erste Stelle im Heere nicht einnehmen, so sollte es doch die zweite und unter den augenblicklichen Umständen besonders wichtige seine.

Am 16. März folgte der Bruch mit Frankreich, dann die mit Jubel begrüßte Verkündigung: „Seine Majestät der König haben mit Seiner Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Offensiv- und Defensiv-Bündnis abgeschlossen!" und am 17. der berühmte Aufruf: „An mein Volk!"

„So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen."

Gleichzeitig ergingen der Aufruf „An mein Kriegsheer!" und die „Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes".

Die Würfel waren gefallen, Scharnhorst berechnete die von ihm vorbereiteten Streitkräfte auf 120000 Mann Linie, 100000 Landwehren und 10000 Freiwillige. Seine Erwartungen sollten noch übertroffen werden. 271000 Mann, mehr als fünf Prozent der Bevölkerung, versammelten sich tatsächlich unter den Fahnen.

Er drängte zu schnellem Vorrücken über die Elbe an die Weser, um Napoleon die Hilfsmittel Deutschlands zu entziehen. Aber die russische Hauptarmee blieb bei Kalisch stehen und folgte den vorderen Truppen der Verbündeten nicht rechtzeitig. Napoleon fand die Zeit, eine neue „Große Armee" aus dem Boden zu stampfen und sie früher als erwartet gegen Saale und Elbe in Bewegung zu setzen.

Die erste Schlacht, die von Groß-Görschen am 2. Mai 1813, hätte Scharnhorst den vollen Triumph seines frommen und tapferen Strebens bringen sollen. Er wurde ihm jedoch versagt. Der Feind war noch in überlegener Zahl, was bei größerer Tätigkeit der Verbündeten nicht hätte sein dürfen. Im russisch-preußischen Hauptquartier fehlte auch die volle Einheit des Handelns. So segensreich Scharnhorsts Tätigkeit für das Einvernehmen beider Teile war, konnte er doch ein kühnes und energisches Verfahren, wie er es wollte, nicht durchsetzen. Wittgenstein führte die Armee, aber der todkranke Kutusow, der Oberbefehlshaber von 1812, mit seinem Stabe war ebenfalls da, nicht minder waren es die beiden Monarchen mit ihrem Gefolge. Soviel Köpfe sind schwer unter einen Hut zu bringen, soviel Sinne nicht zu einem kräftigen, einheitlichen Entschlusse zu vereinigen.

Aber er erlebte doch seine innige Genugtuung an der Haltung der jungen Truppen. Seiner Tochter, der Gräfin Julie Dohna, schrieb er, daß er wünsche, das Ende des Feldzuges zu erleben, aber „sollte es nicht sein, so sterbe ich in der festen Überzeugung, daß diesmal die Freiheit und Selbständigkeit Preußens und Deutschlands siegt".

Am Schlachttage befand er sich mitten im Getümmel des Kampfes um das bekannte Häuserviereck Caja, Rahna, Groß- und Klein-Görschen. Ein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen, ein zweites verwundet; er selbst zwischen 6 und 7 Uhr so schwer am Fuß getroffen, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. „Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen als an diesem Tage" — erzählt ein Augenzeuge, General von Hüser, — „es schien ihm nichts zu entgehen, er ordnete an, machte Blücher auf mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen."

Mit widerstrebenden Gefühlen ließ er sich fortbringen. Auf der einen Seite war es der Verdruß über die mangelhafte Führung, die den Sieg nicht an sich zu reißen wußte, auf der anderen die Freude über den halben Erfolg und die Tapferkeit des Heeres. Seine Wunde hielt er für leicht: er hoffte, bald wieder bei den Truppen zu sein.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder!
Dien' euch blutend, werte Brüder,
Führt in Eile mich gen Prag.
Will mit Blut um Östreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Der Dichter hat die Empfindungen seiner Seele richtig getroffen. Der Zweifel, ob Preußen und Rußland allein schon stark genug sein würden, Frankreich ganz niederzuwerfen, ließ den Anschluß Österreichs in den letzten Tagen seines Lebens zu seinem heißesten Wunsche werden.

⌘ ⌘ ⌘

Nur zwölf Jahre hat Scharnhorsts Laufbahn in der preußischen Armee gedauert, und es ist das beste Zeugnis für die Wirkung seiner Persönlichkeit, daß wir ihn trotzdem ganz für den Unseren halten. Nicht leicht ist dieser wunderbare Mann zu beurteilen: er ist viel verkannt worden, weil er nicht war, wie die umgebende Welt.

„Das unbefangene Wesen seiner äußeren Sitten, die weiche Nachgiebigkeit seiner Formen wurden von den meisten Menschen für Unentschlossenheit und Mangel an Nerv gehalten, und so war es denn natürlich, ihm die Kardinaltugenden des Soldaten abzusprechen, ihn für einen gelehrten Militär zu halten, der auf dem Schlachtfelde notwendig eine schlechte Rolle spielen mußte." Wie oft ist dies das Schicksal von Soldaten, denen die pathetischen Gebärden fehlen und die man für „gelehrt" hält. Wie vielen bleibt es versagt, im Kriege zu beweisen, daß mehr in ihnen lebte.

Freilich, wer Scharnhorst in dem hart bedrängten Menin, bei dem kühnen, einzig in der Geschichte dastehenden Durchbruch der Besatzung sah, wie General von Hammerstein, der urteilte anders. Anders auch der „Altmeister des Degens" Blücher, mit dem er den Marsch um den Harz, den Zug nach Lübeck machte. Anders mußte vor allem auch urteilen, wer ihn bei Eylau, bei Groß-Görschen sah. Wieviel glänzende Soldaten waren verschwunden, als er noch unerschütterlich aushielt. Anders mußte vor allem urteilen, wer sich die Mühe gab, sein Leben zu untersuchen. „Allein die Unergründlichkeit der Menschen verließ sich lieber auf die lebendige Anschauung des persönlichen Eindrucks, als auf historische Tatsachen; sein Leben also blieb ununtersucht" — so Clausewitz. Die Meinung hat sich bis zu seinem Tode, ja vielfach noch bis auf den heutigen Tag erhalten, Scharnhorst sei mehr ein Mann des Rates als der Tat gewesen. Und dennoch war er „ein Offizier auf dem Schlachtfelde, wie es wenige gibt".

Seine Größe beruht mehr auf Tiefe und Nachhaltigkeit, als auf Feuer und Beweglichkeit des Charakters. Seine Eigenschaften waren nicht blendend, aber kräftig und ausdauernd. Er versetzte sich nicht mit kühnem Schwunge ans Ziel, sondern schritt ihm langsam und sicher entgegen. Er war kein Neuerer im gemeinen Sinne des Wortes, aber ein weiser Neuordner, der vom Alten gerade soviel bestehen ließ, als für die Zukunft brauchbar war, und der doch das Unbrauchbare gründlich und ohne Schwäche beseitigte. Wäre er ein Baumeister gewesen, so hätte er nicht durch Großartigkeit der Entwürfe, sondern durch die Solidität der Ausführung, durch die Geringfügigkeit der angewendeten Mittel überrascht. So erscheint auch sein Werk der Heeresreorganisation nach dem Tilsiter Frieden. Hervorragend ist die praktische Tendenz seines Wirkens: sie durchdrang sein ganzes Wesen. Er war ein Mann, gerade wie König Friedrich Wilhelm III. ihn brauchen konnte. Und das Heer, dessen

Einrichtung seine vorzüglichste Lebensaufgabe geworden ist, war ganz ein Heer, wie das Jahr 1813 es erforderte.

Dieser von mir vor zweiunddreißig Jahren niedergeschriebenen Beurteilung habe ich nur wenig hinzuzufügen. Die schwierige Lage, in der sich Preußen zur Zeit von Scharnhorsts wichtigster Tätigkeit befand, erheischte große Vorsicht. Steins Schicksal beweist es am deutlichsten. Der vulkanischen Natur des Reichsfreiherrn war sie nicht gegeben, wohl aber Scharnhorst. „Sein Inneres war so faltenvoll, wie sein Gesicht, sein Gemüt so verschleiert, wie sein Auge." Die Glut, die in seinem Innern glimmte, schlug nur selten zur Flamme empor. Nie enthüllte er seine Pläne völlig und schwelgte in einer Zukunft, die seine Phantasie sich ausmalte. Seine letzten Ziele blieben im Herzen verborgen, auch wenn er sich einmal in liebenswürdiger Offenheit über Privatverhältnisse und wissenschaftliche Dinge aussprach. Er enthüllte sie erst, wenn die Zeit der Reife gekommen war. Aber diese Vorsicht entsprang keinem unedlen Beweggrunde. Sie galt der Sache seines Königs, des Staates, dem er diente; sie erwarb ihm ganz besonders das Vertrauen Friedrich Wilhelms III.

Das Schicksal hat es ihm nicht beschieden, an erster Stelle als Führer im Kriege zu wirken. Seine echt norddeutsche Natur hätte sich in dieser Rolle geltend gemacht, die kluge Besonnenheit, der feste Wille, die zähe Ausdauer, die persönliche Unerschrockenheit. Wie er im Leben, mit Bescheidenem beginnend, unermüdlich weiter arbeitete, etwas pedantisch, niemals kleinlich, nie ablehnend — was heute nicht gelang, morgen wieder aufnehmend — ohne Sorge um sich, ohne Furcht vor den Menschen stets seinen Zweck vor Augen, so würde er auch als Führer sich bei längerer Dauer des Krieges durch Zähigkeit und festen Willen Verdienste und Anerkennung erworben haben. Das Ausbleiben des Erfolges verstimmte ihn nicht, noch entmutigte es ihn. Nie fühlte er sich persönlich gekränkt, wo sein Streben auf Widerstand stieß. Mit ruhiger Beharrlichkeit ging er seinen Weg, oft Hindernissen ausweichend, doch immer vorwärts schreitend. Gerade dies stellt ihn über so viele Männer, welche die Allmacht in freigebiger Sonntagslaune mit ihren Gaben überschüttet hat, denen aber die Nachhaltigkeit fehlt und die bei glänzendem Anfange doch mit einem Versagen enden. Scharnhorst widerstand im Kriege auch Rückschlägen, und das ist eine Kardinaltugend für den Soldaten.

Ob wirklich ein großer Feldherr in ihm verborgen war, ist uns Geheimnis geblieben; denn dazu gehört noch mehr als der tüchtige Soldat und General. Es kann weder bestimmt behauptet noch bezweifelt werden. Kurz vor seinem Tode, am 24. Mai 1813, schrieb Scharnhorst an seine ihm gleiche Tochter Julie: „Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir viel daran gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig ..." „An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere nur Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages."

Die geheimen Wünsche eines ernsten Mannes sind die Andeutung seiner Fähigkeiten. Wenn es bei Scharnhorst so war — und es ist wohl so gewesen —, dann ergreift uns die Tragik seines Schicksals unwiderstehlich. Zu fühlen was man vermag, ohne beweisen zu können, daß man sich nicht täuscht, ist ein herbes Los. Aber es ist oft Soldatenschicksal. Darin wird auch Scharnhorst seinen Trost gefunden haben. Er ist für uns nicht minder groß, weil er selbst sich nicht des endgültigen Sieges erfreuen durfte. Das von ihm geschaffene Heer siegte für ihn, und ohne Zweifel war er ein Mann, wie Preußen nur wenige besessen hat, wie er gerade in der großen Katastrophe unersetzlich war und wie wir sie dem Vaterlande in der Stunde der Bedrängnis auch in der Zukunft nicht anders wünschen können.

Für die Toten gilt nicht Zeit noch Ort

Von des Dorfes Kirche zittert bang
Eines Totenglöckleins dünner Klang.
Sturm verweht
Der Gemeinde murmelndes Gebet:
Langsam schleppt ein Sarg sich wegentlang.

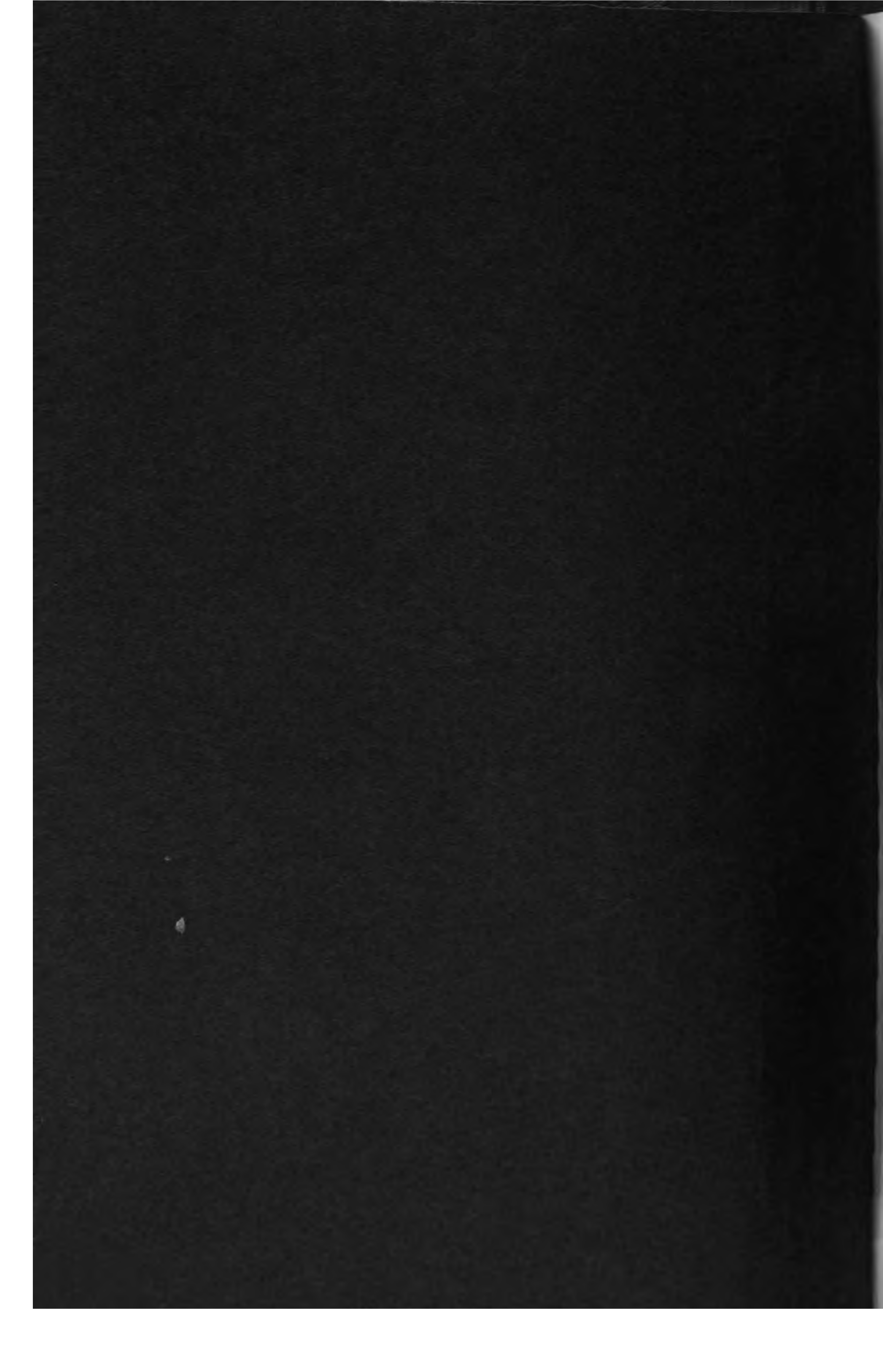
Hoch in Winterluft der Raben Schrei,
Auf verschneite Felder, schwer wie Blei,
Dämm'rung sinkt.
Jetzt ein Brausen, Rollen — Feuer blinkt:
Donnernd saust die Eisenbahn vorbei.

Hier der Tod — das rasche Leben dort.
Ungestüm und rastlos stürmt es fort,
Wie im Flug ...
Stumm — geduldig — harrt der Totenzug.
Für die Toten gilt nicht Zeit noch Ort.

Alice Freiin von Gaudy



Das Ilmtal
Gemälde von Karl Buchholz









Karl Buchholz. Von Hans Rosenhagen



Die in jüngster Zeit immer bestimmter geäußerte Ansicht, daß die zwischen 1870 und 1890 etwa zu konstatierende Blüte der neueren deutschen Malerei allein in München stattgefunden habe, entspricht nicht ganz den Tatsachen. Gewiß haben dort die größten Begabungen gelebt und gewirkt, und ohne Frage sind in der dem künstlerischen Schaffen so günstigen Atmosphäre Isarathens die kostbarsten Werke der neueren deutschen Kunst entstanden, aber auch in den anderen deutschen Kunstzentren tritt in dieser Zeit ein hoher Aufschwung der Malerei erkennbar hervor. Gewährte die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung in



Felder bei Schloßvippach. Gemälde



Tauwetter. Gemälde

der National-Galerie auch eine Art Vorstellung davon, ließ sie bemerken, daß es in jenen glücklichen Jahrzehnten weder in Berlin, noch in Frankfurt, weder in Düsseldorf, noch in Dresden, weder in Weimar, noch in Stuttgart oder Karlsruhe an guten Malern gefehlt, so hat die Kunstwissenschaft bis jetzt auf diese Anregung kaum reagiert, während sie durch ihre fortgesetzten Bemühungen um die Geschichte der Münchner Malerei bei der Allgemeinheit den Glauben erweckt, daß das Kunstleben im übrigen Deutschland in jener Periode in der Tat kaum Beachtung verdient. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um ein bewußtes Vergehen. Es ist nur um vieles dankbarer, den Ruhm einer großen und berühmten Kunststätte zu erhöhen, als den einer mißachteten oder kleinen erst einmal festzustellen und zu begründen. Doch scheint es jetzt hohe Zeit, das bisher Versäumte nachzuholen. Nicht nur um der Gerechtigkeit willen, sondern auch weil die Zeugen, die noch befragt werden können, allmählich dahinsterben und später manches dunkel bleiben muß, was jetzt mit leichter Mühe noch festzustellen wäre.

Ganz besonders Weimar ist von der Kunstwissenschaft bisher vernachlässigt worden. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Kunst dort eine Art Treibhausexistenz geführt hat und ziemlich mühsam durch fürstliche Huld am Leben erhalten worden ist, so kann doch gar kein Zweifel bestehen, daß sie in der Stadt Goethes einige ihrer lieblichsten Blüten hervorgebracht. Sie zeigten sich freilich nicht an der Stelle, an der sie der Begründer des weimarischen Kunstlebens, der Großherzog Karl Alexander erwartet hatte. Die Genelli, Böcklin, Begas, Lenbach, Ramberg, Pauwels, Verlat, Gussow, Wislicenus, Kalckreuth, Brendel und Thumann, die er an die von ihm begründete Kunstschule berufen, blieben ohne Nachfolge, aber es entwickelte sich in Weimar ganz aus Eigenem und ohne höfische Pflege eine Landschaftsmalerei, deren Erzeugnisse immer dafür sprechen werden, daß der heilige Boden der Musenstadt sich auch für die bildende Kunst fruchtbar erwiesen hat.

Der wichtigste und eigenartigste Repräsentant dieser autochthonen weimarischen Kunst ist der Landschafter Karl Buchholz. Er hat das Schicksal der meisten bedeutenden deutschen Maler gehabt: Er ist als großer Künstler erst nach seinem Tode „entdeckt“ worden und hat, während er lebte, alle die Qualen des Zweifels und des Verkanntseins genossen, die jedem Schaffenden beschieden sind, der mit seinen Werken sein Herzblut dahingibt. Diese Bemerkung darf nicht dahin verstanden werden, daß



Erntezeit bei Oberweimar. Gemälde

Buchholz eine tragische oder gar heroische Erscheinung in der deutschen Kunst bildet. Das Heldenhafte lag weder in seinem Charakter, noch liegt es in seiner Kunst. Dazu wurzelt diese zu stark in der Wirklichkeit, dazu fehlte es ihm selbst zu sehr an Überlegenheit. Buchholz war eine ausgesprochen lyrische Natur, aber eben eine Natur, und das hebt ihn aus der großen Zahl der deutschen Landschafter hervor. Er teilt mit Leibl das Geschick, daß von gewisser Seite das, was die Stärke seiner Kunst ausmacht, auf ein französisches Vorbild zurückgeführt wird. Wie man Leibl vorwirft, daß er sein Bestes von Courbet habe, so behauptet man von Buchholz, er habe seine Malerei fertig von Daubigny oder von Rousseau bezogen. In beiden Fällen tut man den deutschen Künstlern bitter unrecht; denn sie waren bereits bedeutende und eigenartige Maler, ehe sie die Bekanntschaft ihrer angeblichen Vorbilder machten. Sie betrachteten sie überhaupt nicht als solche, sondern schätzten sie nur hoch, weil sie in deren Schöpfungen eine Bestätigung von der Richtigkeit ihres eigenen künstlerischen Wollens sahen. Und das stärkste Zeugnis gegen die angenommene Abhängigkeit dieser deutschen Maler von den Franzosen liegt in ihren Werken selbst, in der Empfindungsweise, die darin zum Ausdruck gelangt ist. Gerade die Franzosen sind sehr feinfühlig in solchen Dingen. Sie haben das ursprüngliche Deutsche in Leibls Kunst geschätzt und würden ihn niemals bewundert haben, wenn sie in ihm einen Nachahmer eines ihrer Meister erkannt hätten. Ebensowenig wären sie gegenüber den Bildern von Buchholz auf die Vermutung gekommen, daß zwischen ihnen und den Schöpfungen Daubignys eine innerliche oder äußerliche Beziehung bestände. Jedenfalls hat die französische Kritik den „Abend im Webicht“, den Buchholz im Pariser Salon von 1878 ausstellte, als ein völlig deutsches Landschaftsbild angesehen und bewundert.

Der geringe Erfolg, den der deutsche Landschafter in seinem eigenen Lande hatte, läßt sich nur dadurch erklären, daß das deutsche Publikum von damals noch nicht reif war für die feinsinnige Kunst, die Buchholz brachte. Es verlangte nach derberer Kost, nach Bildern, in denen die Pointen unterstrichen waren oder die als grobe Wirklichkeitswiedergaben verblüfften. Das Leise, Zarte, Harmonische, das Wesentliche also der Buchholzschen Kunst lag ihm nicht. Es verlangte von einem Landschafter, daß er schöne Gegenden, berühmte Aussichtspunkte, kurz etwas Merkwürdiges oder Überraschendes male, oder daß er wenigstens die Natur genau so sähe und wiedergäbe, wie sie jedermann erschien. Das Landschaftsbild wurde fast ausschließlich als Szenerie geschätzt, also spielte das Gegenständliche darin die erste Rolle. Buchholz nun stand diesen Ansprüchen ganz fremd gegenüber. Ihm war es von vornherein klar gewesen, daß es für einen Landschafter von der rechten Art sich nicht darum handeln könne, ein Stück Natur einfach abzumalen, sondern darum, seiner Empfindung gegenüber dieser Natur Ausdruck zu geben. Er stellte sich mit dieser Überzeugung auf die Seite der großen holländischen Landschafter des XVII. Jahrhunderts, die aus der unscheinbaren Natur ihres Landes die fabelhaftesten, stimmungsreichsten Bilder gemacht und mit ihnen bewiesen haben, daß einem wirklichen Künstler die Erscheinungswelt nur ein Mittel ist, sich selbst zu geben. Buchholz ist diesen Holländern auch darin ähnlich, daß er sich an die Natur hielt, die ihm am vertrautesten war, in der er aufgewachsen war und lebte. Und wie die besten holländischen Landschafter ist er ein Spezialist. Er ist der Maler der Umgebung Weimars. Er hat deren eigene Schönheit als erster malerisch ausgedrückt und ein so vollkommenes Bild von ihr geschaffen, daß es bestenfalls wiederholt, aber niemals übertroffen werden kann.

Wenn nun Buchholz auch die Natur nicht abmalte, so steht er doch mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Wirklichkeit. Unablässig malte oder zeichnete er Studien vor der Natur und beobachtete, wie sie sich unter der Wirkung des Lichtes, der atmosphärischen Vorgänge, der Tages- und Jahreszeiten veränderte. Bei jedem Wetter sah man ihn draußen, und erst nachdem er gesättigt war mit Erkenntnis der Wahrheit, nachdem er die Wirklichkeit mit ihren tausend Einzelheiten in sich aufgenommen, sie zu seinem Eigentum gemacht, so daß er frei mit ihren Elementen



Abendstimmung. Motiv vom Kyffhäuser. Gemälde von Karl Buchholz
(Aus der Sammlung des Herrn Wilhelm Steuernagel in Berlin)



Oberweimar bei Tauwetter. Ausblick aus der Wohnung des Künstlers. Gemälde

schalten konnte, ging er an die Arbeit, gestaltete er aus seinem Empfinden heraus die Natur neu. Darum sind die Landschaften von Buchholz bei aller Treue gegen die Wirklichkeit nicht einfach Ansichten aus Weimars Umgebung, sondern wahrhaftige Kunstwerke, Schöpfungen voller Gefühl und Poesie, Dokumente eines reichen innerlichen Erlebens. Daß dieses Erleben stark, aber nicht vielseitig war, entsprach dem Charakter des Künstlers und seinem Temperament. Ihn zogen gewisse Motive, gewisse Tages- und Jahreszeiten, gewisse Stimmungen in der Natur mehr an als andere. Eine tiefe Neigung zur Einsamkeit, zur Stille beherrscht die meisten seiner Schöpfungen. Er liebt die spröden Reize der Natur, nicht ihre Effektstücke, ja er liebte eigentlich das Alltägliche in ihr, das, was vor aller Augen liegt und woran die meisten Menschen achtlos vorübergehen. Dieser Neigung entsprach seine Erscheinung und sein Wesen. Er war ein stiller, verschlossener Mann, der sich am liebsten für sich hielt, der Gesellschaft anderer aus dem Wege ging und nur eine Freundin hatte: die Musik, für die er leidenschaftlich schwärmte. Alles posierende Künstlertum war ihm in der Seele zuwider. Ihn selbst, der, wie Leibl, mit Vorliebe die Joppe des Jägers und hohe Stiefel trug, hätte jeder eher für einen Landmann gehalten als für einen Maler, wenn nicht ein feingeschnittenes Gesicht und ein eindrucksvoll blickendes glänzendes Augenpaar einen besonderen, geistig regen Menschen verraten hätten. Sein etwas scheues Wesen im Verkehr mit anderen rührte wohl

daher, daß er einen Mangel an persönlicher Gewandtheit und Bildung immer an sich spürte. Wohl ein wenig mit Unrecht; denn obgleich er nur eine geringe Schule genossen, besaß er, ein unermüdlicher Leser, eigentlich mehr Kenntnisse und Urteil als die meisten seiner Kollegen, und wenn er auch kein Salonmensch war, so fehlte ihm doch nicht ein gewisses feines Taktgefühl, das ja in der Regel weniger ein Produkt der Erziehung als der Herzensbildung ist.

Karl Buchholz war nämlich ein Bauernsohn. Sein Vater, dem er am 20. Februar 1849 geboren wurde, besaß in dem weimarischen Dörfchen Schloßvippach ein kleines Anwesen, dessen Erträgnisse kaum hinreichten, die Familie zu ernähren. So konnte der zeichnerischen Begabung, die sich sehr früh bei dem Sohne zeigte, keine andere Förderung zuteil werden, als daß man ihn zu einem Stubenmaler in Kölleda in die Lehre gab. Als Karl dort drei Jahre gearbeitet und immer stärkere Proben seines Talents gegeben, erklärte sich der auf Schloßvippach ansässige Rittergutsbesitzer Collenbusch bereit, dem begabten Jungen die Mittel zum Besuche der weimarischen Kunstschule vorzustrecken. Im Herbst 1866 trat Buchholz also dort in die Landschaftsklasse des Malers Max Schmidt ein. Wenn dieser selbst auch kein besonders eigenartiger Künstler war, so besaß er doch ein hervorragendes Lehrtalent. Ein Schüler des genialen Berliner Landschafters Karl Blechen, wies er die ihm anvertrauten jungen Maler vor allem auf die Natur als die wahre Lehrmeisterin der Künstler hin.

Schon nach eineinhalb Jahren fühlte Buchholz die Kraft in sich, allein seinen Weg zu suchen, und richtete sich in einem eigenen Atelier ein. Mit zwanzig malte er jenen köstlichen „Frühling in Ehringsdorf", der heut zu den am meisten bewunderten Landschaftsbildern der Berliner National-Galerie gehört. Welcher Reichtum von Poesie in diesem kleinen Naturausschnitt! In einem armen Bauerngärtchen ist der Lenz eingekehrt, die Knospen schwellen an den Bäumen, aus dunklem Erdreich sprießen Gras und Blumen, die Obstbäume blühen rosa und weiß, die Stare jubilieren von ihren Nistkästen, und im hellen Sonnenschein geht die Henne mit ihren Küken spazieren. Der Bauer hat seine Kinder ins Freie gebracht, und gegen den glänzend blauen Himmel steht festlich der kleine Dorfkirchturm. Ein Bild voll unaussprechlicher Schönheit des Ausdrucks und Wärme der Empfindung und das Bekenntnis einer freudigen Seele.

Die Stimmung, die aus diesem Werke spricht, hält in den ersten Jahren von Buchholz' Künstlerlaufbahn an. Die malerische Sicherheit nimmt in seinen Arbeiten sichtbar zu. Seine Farben sind warm und klangvoll, die Pläne der Bilder — Vorder-, Mittel- und Hintergründe — gehen prächtig zusammen, und der Maler sucht seinen Darstellungen durch wechselnde Beleuchtungen mehr und mehr einen interessanten Charakter zu geben. Die „Harzlandschaft" von 1874 in der National-Galerie und das über Ehringsdorf „Aufziehende Gewitter" von 1876 sind sehr bezeichnende Beispiele für den Aufschwung, den Buchholz als Maler genommen. Da das Publikum von damals auf diese einfachen Motive nicht einging, versuchte der junge Künstler es zwischendurch einmal mit der Romantik. In der Zeit von 1873 bis 1876 malt er die umfangreichen Bilder vom „Kyffhäuser", von der „Wartburg", vom „Hörselberg" und „Aus der Goldenen Aue" und bestrebt sich, in Dämmerstimmungen die sagen- und märchenhafte Vergangenheit dieser Orte zum Ausdruck zu bringen. Auch klassische Stellen des weimarischen Parkes behandelt er in ähnlicher Weise. Leider stand auch hierbei wieder der Erfolg bei den Kunstfreunden im umgekehrten Verhältnis zu den aufgewendeten Bemühungen. Doch Buchholz verliert den Mut nicht. Bei seinem intimen Verkehr mit der weimarischen Natur hat er im „Webicht", dem zwischen Weimar und Tiefurt gelegenen Wäldchen, mit seinem Durcheinander der verschiedensten Laubbäume ein Stoffgebiet entdeckt, das ihn unendlich anzieht und für seinen Geschmack nicht auszuschöpfende Motive enthält. Viele seiner schönsten Bilder sind dort entstanden.

Das Vergnügen, das der Maler daran fand, die charakteristischen Formen der Bäume und Äste zur Darstellung zu bringen, erklärt es zur Genüge, warum er für



Der Hörselberg. Gemälde

seine Webichtbilder die Jahreszeiten bevorzugte, in denen die Bäume möglichst wenig Laub haben. Wie das Gewirr von dünnen Birkenzweigen gegen einen hellen Frühlingshimmel oder gegen eine graue Herbstluft steht, hat weder vor ihm noch nach ihm irgendein Maler mit soviel Liebe und Kunst wiedergegeben.

Buchholz führte das bescheidenste Leben. Mit seiner Mutter hauste er in einem engen Häuschen in Oberweimar, und der geringe Ertrag seiner Kunst reichte vollkommen hin, seine geringen Bedürfnisse zu befriedigen. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, bestand im Besuche der in Weimar stattfindenden Konzerte. Sie zu genießen, trabte er selbst im übelsten Winterwetter in tiefer Dunkelheit von seinem Dörfchen in die Stadt. Für seine Bilder erhielt er überaus mäßige Preise. Daß ihm das Museum in Weimar für einen „Herbst im Webicht" sechshundert Mark zahlte, war für ihn ein Ereignis, und als ihm der Großherzog einmal zum Geschenk zu der silbernen Hochzeit des Kaisers Friedrich ein Bild mit dem Römischen Hause — es ist leider nicht mehr aufzufinden — für 1500 Mark abkaufte, kam er sich wie Krösus vor. Vielfach bezahlte er seine Kleider und Stiefel mit Bildern, so daß ein Schuster mit Namen Schiller am Ende eine ganze Sammlung davon besaß. Buchholz hat seine engere Heimat kaum verlassen. Anfang der siebziger Jahre malte er im Harz. Dann war er auch einmal in Berlin, um die Kunstausstellung anzusehen, doch kehrte er schon nach eintägiger Abwesenheit zurück. „Sie malen da in Berlin auch nur mit Ölfarbe," erzählte er seinen Freunden, „nicht mit dem Herzen." Eine Schülerin, Mathilde von Freytag-Loringhoven, gewährte ihm die Mittel zum Besuche der Bayreuther Festspiele, von denen er begeistert von dem Genie Wagners zurückkehrte. 1883 besuchte er die Münchner Internationale Kunstausstellung und sah dort zum ersten Male Originale von Daubigny, von denen ihm eine Flachlandschaft mit aufsteigendem Monde einen besonders tiefen Eindruck machte; außerdem aber auch verschiedene Schöpfungen der Freilichtmalerei, die ihm so gut gefielen, daß er, kaum in Weimar wieder angelangt, versuchte, ähnliches zu erreichen. Dieses Unternehmen brachte ihn jedoch mit sich selbst in Zwiespalt. Er konnte aus seiner ursprünglichen Anschauung nicht mit einem Sprunge heraus und verdarb nur seine Bilder. Auf der anderen Seite bemühte er sich, nach Motiven aus der Umgebung Weimars Flachlandschaften zu malen, wie er sie bei Daubigny gesehen. Das „Vollersroda" von 1884 ist vielleicht die gelungenste davon. Diese Art war ihm freilich von je vertraut; aber während ihn früher der heitere Tag und die Sonne über den Feldern angezogen hatten, malt er jetzt, seiner Empfindung gegenüber der Welt Ausdruck gebend, trübe Herbst- und Regenstimmungen, eine trost- und freudlose Natur. So schön und künstlerisch vollendet die meisten dieser Schöpfungen sind — es gelingt ihm nicht, Liebhaber dafür zu finden. Er beginnt auch zu radieren und würde wohl bei nur einiger Unterstützung von seiten der Kunstfreunde mit seiner hervorragenden Zeichenkunst auch auf diesem Gebiete ein Meister ersten Ranges geworden sein. Alles vergeblich! Er hatte weder Glück noch Stern und gelangte schließlich zu der Überzeugung, daß sein ganzes Dasein verpfuscht sei. Er glaubte nichts aufzugeben, als er sich am 29. Mai 1889 mit durchschnittenen Adern aus dem Fenster seines Häuschens in Oberweimar stürzte, von dem aus er den Blick auf das Dörfchen im Tauwetter zehn Jahre früher etwa gemalt.

Das traurige Ende des Malers machte in der thüringischen Residenz unangenehmes Aufsehen. Man hatte Buchholz immer für einen Sonderling gehalten. Doch daß er sich in dieser Weise aus der Welt stehlen würde, überraschte allgemein. Aber so sehr man den frühen Tod des begabten Mannes und die Lage der zurückgebliebenen Mutter beklagte — auch in diesem Augenblicke dachte niemand daran, Versäumtes nachzuholen, hatten höchstens einige Kollegen Gefühl dafür, daß die weimarische Kunst in Buchholz ihren feinsten und bedeutendsten Vertreter verloren. Als der reiche Inhalt seines Ateliers im Sommer 1889 im weimarischen Museum versteigert wurde, betrug der Erlös noch nicht einmal ganze 1800 Mark.

Als dann die Freilichtmalerei und der Impressionismus von Frankreich her



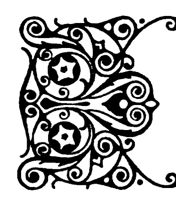
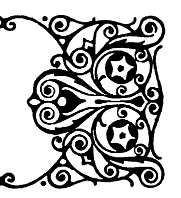
Mondaufgang im Herbst
Gemälde von Karl Buchholz

ihren Siegeszug durch die deutschen Lande antraten, geriet Buchholz überhaupt in Vergessenheit, und erst als die deutsche Landschaftsmalerei vor der Gefahr stand, durch den französischen Impressionismus in ihrem Wesen vernichtet zu werden und diesem Unglück durch Hinweis auf das von deutschen Künstlern Geleistete begegnet werden sollte, erinnerte man sich auch seiner wieder. In der Ausstellung von Werken deutscher Landschafter des XIX. Jahrhunderts, die im Sommer 1905 in Berlin stattfand, erschienen zum ersten Male nach langer Zeit wieder Schöpfungen von ihm vor der Öffentlichkeit und wurden mit Beifall begrüßt. Dann kam die Jahrhundertausstellung von 1906 in der Königlichen National-Galerie und brachte dem Künstler den Namen und den Ruhm, die er bei Lebzeiten vergeblich ersehnt hatte. Daß er eine überragende Erscheinung unter den deutschen Landschaftern im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts war, beweist vor allem auch sein Einfluß auf die engere Umgebung. Eine ganze Generation von weimarischen Landschaftern ist in seinen Bahnen gewandelt, hat seine Motive, seine Farbenstellungen wiederholt und seine Kunst und Art bis in die Gegenwart fortgesetzt.

Es wäre allerdings durchaus verfehlt, Karl Buchholz einen Bahnbrecher zu nennen, den Träger eines neuen Kunstwillens. Dazu mangelte ihm schon der Umfang der Begabung; aber er war ein Maler, in dessen Schaffen sich das deutsche Naturgefühl mit seiner innigen Liebe für jede auch die kleinste Bildung in seltener Reinheit, Zartheit und Ursprünglichkeit spiegelt, und ist ein Zeuge dafür, daß die Stärke der deutschen Kunst nicht wie die der französischen auf ihrer logischen Entwicklung beruht, sondern auf dem Reichtum an individuellen Erscheinungen. Buchholz stellt, darüber kann kein Zweifel bestehen, eine solche von schärfster Prägung vor und wird darum immer zu den Künstlern gezählt werden, auf die das deutsche Volk mit Stolz blicken darf, als auf die Künder seines Wesens und seiner Weise, sich mit der Natur auseinanderzusetzen und in sie einzudringen.



Windmühle bei Gewitter. Gemälde

Der siebenjährige Frauenkrieg

Von Otto von Gottberg

eit sieben Jahren kämpfen Frauen in England und den Vereinigten Staaten um das Wahlrecht. Wenn in Frankreich und Deutschland ihre Gesinnungsgenossinnen weniger zahlreich und weniger bemerkbar sind, muß wohl die Stellung der Frau auf dem Kontinent von Europa eine höhere, angenehmere als in den angelsächsischen Landen sein. England war stets und bleibt vorläufig ein Männerparadies, in dem das Familienoberhaupt den Überschuß des häuslichen Budgets zunächst für männlichen Luxus, für Sport und Klubs ausgibt. Das englische Gesetz macht ohne Zweifel die Ehefrau zu einer Art Sklavin des Mannes. Es erlaubt dem Arbeiter, mit einer fremden Frau zu leben, und zwingt die eigene darum doch, für ihn, also auch die Fremde, Hausarbeit, wie Kochen und Waschen, zu tun. In Amerika sitzt dem Anschein nach die Frau auf einem Thron, dem der Mann sich nur gebeugten Knies naht. In Wirklichkeit ähnelt ihre Stellung auch in der Familie der einer Hetäre. Der Schweiß der Mannesarbeit mag sich zu Diamanten für ihren Schmuck kristallisieren. Um ihren Wunsch nach Putz und materiellem Behagen zu befriedigen ist dem Gatten kein Opfer zu hoch, aber sein Denken und namentlich sein Sorgen verschließt er vor ihr. Dem oberflächlichen Urteil scheint es galant und ritterlich, daß er der Verwöhnten keinen Einblick in sein Tun während des Schaffenstages gewährt. Aber nähere Betrachtung offenbart, daß er in ihr weniger eine Lebens- als Spielgefährtin und statt des gleichwertigen Kameraden nur das Geschlechtswesen sieht. In Frankreich, dem Land der Spießer und Pfahlbürgerinnen, nimmt die Frau fast allzu eifrig an der Arbeit des Mannes teil. Von den wenigen Damen der großen Gesellschaft kann hier nicht die Rede sein. Also darf behauptet werden, daß die angeblich kapriziöse Französin am glücklichsten ist, wenn sie im Kontor, hinter dem Ladentisch oder dem Büfett über dem Hauptbuch sitzt. Selig preist sie sich, wenn sie dort die Kasse verwalten darf. Darum wird in Paris immer noch sogar der Großhandel häufig in der Privatwohnung von Kaufleuten geführt. Dort empfängt mehr als anderwärts der Rechtsanwalt, der Börsenmakler, der Importeur, ja manchmal der Bankier seine Kunden, und durch eine geöffnete Tür sehen sie Madame über den Büchern ihres Gatten. Im Mittelstand und Kleinbürgertum ist in Frankreich die Frau gemeinhin die „Seele vons Jeschäft“. Wo aber die Frau mit der Hand in der Kasse lebt, darf sie dem Gatten sagen, wie er an der Urne stimmen soll. Überhaupt haben die Frauen Frankreichs stets viel Einfluß auf die Politik geübt. Mesdames Sorel und Bartet von der Comédie Française waren bei der jüngsten Präsidentenwahl nicht nur als Zuschauerinnen in Versailles, und in ihren von Politikern vielbesuchten Wohnungen ist wahrscheinlich der Sturz von Ministerien eingeleitet worden.

Mit Genugtuung darf festgestellt werden, daß unter unseren Frauen das geringste Verlangen nach politischer Betätigung herrscht, weil ihre Stellung würdiger als anderwärts ist. Sie sind Herrinnen des Heims geblieben, nehmen gemeinhin nur unter dem Druck der Not an der Arbeit des Mannes teil, aber sind wohl stets die Gefährtinnen seines Denkens. Ihr Geist begleitet den Mann zum Schaffen, teilt seine Sorgen und Freuden. Die deutsche Frau ist dem Manne Kameradin. Das erkennt sie großherzig an, indem sie mit Ausnahme weniger Verirrter und Unglücklicher die für sie überflüssigen politischen Rechte nicht fordert.

Doch eine neue Weltordnung stößt die Tradition des Frauenlebens um. Das Heim, in dem und von dem die Frau früher lediglich lebte, ist weiter geworden und heute auf der Straße, in der Fabrik zu suchen. Dort wird das Spinnen, Schneidern, Weben, Nähen und Waschen verrichtet, das einst die Frau in ihren eigenen vier Wänden tat. Nun sie erwerbend neben dem Mann steht fordert sie seine Rechte zunächst dort, wo sie sich am unbehaglichsten fühlt, also in England und Amerika. Dem Mann dünkt ihre vor sieben Jahren in England begonnene Fehde angeblich lächerlich. In Wirklichkeit zwingt sich der englische Mann nur aus Angst vor einer unausbleiblichen Niederlage zu ironischer Heiterkeit als einem letzten, verzweifelten Versuch, den Kampf der Frauen lächerlich und damit aussichtslos zu machen. Die englische Staatsorganisation ist nicht hart und kraftvoll genug, um dem Ansturm der Frauen auf die Dauer zu widerstehen. Vor Jahren wurde hier in einem Artikel England das Land der Kompromisse genannt und an der Hand der Geschichte nachgewiesen, daß der Brite im staatlichen wie privaten Leben jedem Kampf aufs Messer aus dem Wege geht und mit jedem ihm nur hart genug zusetzenden Gegner endlich einen Kompromiß schließt. Ein solcher ist auch mit den Suffragettes nach gar nicht langer Zeit zu erwarten. War doch ein Vorschlag, den Frauen das Stimmrecht zu gewähren, schon mit Zustimmung des Ministeriums vor das Parlament gebracht, — allerdings von jener, das britische politische Leben kennzeichnenden Unaufrichtigkeit, die (wiederum aus dem Drang zum Kompromiß) den niemals unter-

worfenen Iren neulich Homerule geben wollte. In beiden Fällen war nämlich von vornherein mit dem endlichen Scheitern des Planes zu rechnen.

Der englische Mann, der sich bereits geschlagen fühlt, hat immerhin eine Entschuldigung, wenn er vorgibt beim Anblick von Suffragettentaten in ironische Heiterkeit auszubrechen. Schwerer ist zu verstehen, warum wir mitlachen. Richtiger als den Kopf in den Sand zu stecken ist es stets, Problemen, die auch unsere Kinder zu lösen haben werden, dreist und ohne Voreingenommenheit ins Auge zu sehen. Wir müssen zunächst bekennen, daß die Suffragetten mit ihren Tollwie Roheiten und Ausschreitungen mindestens den Weg wählten, der in England am schnellsten zum Ziel führen wird. In einem kraft- und machtbewußten Staat wäre er nicht gangbar. Ein solcher würde die Ansammlungen mit der Feuerspritze sprengen und die Hungerstreiker gelassen sterben lassen, statt sie mit dem Schlauch zu füttern. Wer vor revolutionären Bewegungen nicht den Willen zu Eisenhärte aufbringt, muß ihnen unterliegen, und als ein Staat, der mit entschlossenen Gegnern stets Kompromisse schließt, wird der englische unterliegen.

Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Suffragetten, bevor sie zu Gewalttaten schritten kein friedliches Mittel für Erreichung ihres Zwecks unerschöpft ließen. Durch Umzüge, Bittschriften und „heckling" (verwirren durch Fragen oder Bemerkungen) politischer Sprecher verschafften sie sich kein Gehör und begegneten nur Gelächter. Dann warfen sie Fensterscheiben ein und wurden eingesperrt. Als sie sich weigerten, im Gefängnis Nahrung zu sich zu nehmen, war es Pflicht des Staates, zu entscheiden, ob er die Bewegung durch Härte unterdrücken müsse oder ob er sie durch einen Kompromiß ermutigen und kräftigen wolle. Englands Regierung entschied sich für den Kompromiß, und die ermutigten Suffragetten gingen zum Werfen von Bomben, zum Zerstören von Postsachen, zum Entgleisen von Bahnzügen, zu jeder Art Terrorisierung der Bevölkerung über. Die Staatsgewalt war geschlagen, als der Premierminister sich aus Furcht vor Frauenfingern für Wochen nicht auf die Straße wagen durfte. Der Staat ist somit für alle neueren Ausschreitungen der Suffragetten verantwortlich. Betrachten wir die Untaten im Licht der Tatsache, daß Schwäche des Staates sie verschuldete, so mag es zwar keine Entschuldigung, aber eine Erklärung für ihre oft teuflische, fanatische Gehässigkeit und Grausamkeit geben. Die Frau neigt an sich mehr als der Mann dazu, in Streitfragen als Geschlechtswesen zu urteilen und glaubt auch als Unverheiratete instinktiv, in der Fehde um das Wahlrecht für ihr Geschlecht, ihre Kinder zu kämpfen. Der instinktive Muttersinn macht sie zur Megäre oder zur Bestie, die für das Wohl ihrer Jungen streitet.

Klüger als die Briten waren die Yankees. Freilich konnten sie mit gutem Gewissen den Forderungen der Frauen mehr Entgegenkommen als ihre Vettern jenseits des Ozeans bekunden. In England ist eine sozialistische Partei im Wachsen, und die Verleihung des Stimmrechts an die Frauen würde den politischen Einfluß eines begehrlichen Proletariats mindestens verdoppeln, da anzunehmen ist, daß die neuen Wählerinnen mit ihrer Klasse und für ihre Klasse stimmen dürften. In den Vereinigten Staaten ist eine sozialistische Partei zwar im Entstehen aber ohne Aussicht auf Einfluß und Erfolg, da der Lohnarbeiter sich einer der beiden den Staat und die Gesellschaft erhaltenden Parteien anschließt. Ferner war längst die Bedeutung der amerikanischen Frau im politischen Leben eine große. Jeder Kandidat für ein Amt überreicht ihr in jeder Rede ein Bukett, weil er weiß, daß sie dann ihrem Gatten befehlen wird, den galanten Mann zu wählen. In der Unterschicht ist sie des Hauses Zeitungsleserin, in der Oberschicht Trägerin der Bildung. Der Mann lebt dem Erwerb. Sie nur findet Zeit für Lektüre und Kunst. In der Gesellschaft unterhält sie darum den Mann, von dem kein Mensch erwartet, daß er Konversation machen kann. So darf sie auch auf dem Gebiet der Politik als Lehrerin des Mannes gelten und ihn oft mit ihrem Geheiß an die Wahlurne schicken. Ob sie künftig mitwählt oder nicht, ist völlig einerlei, da ihr Einfluß und Wille an der Urne längst Ausdruck fand. Die allgemeine Stimmenzahl ist in den Vereinigten Staaten gewachsen, seit in Californien, Oregon, Kansas, Arizona, Idaho, Wyoming, Colorado, Utah und Washington nahezu drei Millionen Frauen das Recht zum Wählen haben, aber die Verhältnisziffer der beiden großen Parteien blieb die gleiche, denn die Frauen geben gemeinhin einen Zettel mit gleichem Namen wie ihre Männer ab. Auch hier läßt sich prophezeien, daß früher oder später die Staaten des Ostens dem Beispiel des Westens folgen werden. Roosevelt, der wie kein anderer Volkstribun den Schritt der Zeit vorahnend zu spüren versteht, glaubte in seinem letzten Programm das Frauenwahlrecht fordern zu müssen.

Sympathischer als in England muß die Frauenbewegung in den Vereinigten Staaten nicht nur scheinen, weil die Yankeetöchter auf (die allerdings überflüssigen) Roheiten im Kampf verzichteten, sondern auch weil dort kluge Köpfe von vornherein erdachten, was die Frau mit dem neuen Spielzeug beginnen und ausführen wolle. Die Britin fordert störrisch „votes for women" und läßt sich dafür einsperren oder von Polizisten knuffen. Die amerikanische Suffragette führt vor ihrer Zuhörerschaft aus, wie sie das Stimmrecht ausnützen will, um etwa ihren Geschlechtsgenossinnen eine Mutterschaftspension zu verschaffen, und der Gedanke, die Mutter gemäß ihrer Leistung für den Staat mit Geburt und Erziehung von künftigen Bürgern durch eine Pension im Alter zu entschädigen, ist

mindestens so vernünftig oder unvernünftig wie der von Krankenkassen, Alters- und Invalidenversicherungen oder ähnlichen Volksbeglückungsversuchen.

Die amerikanischen Suffragetten warteten nicht ab, bis ihr Wunsch nach dem Wahlrecht erfüllt war, sondern bildeten von vornherein eine wirkende Schwesterschaft, die sich in den Dienst ihrer ärmeren Geschlechtsgenossinnen stellte. Unter dem Druck der mit Boykott drohenden Frauen mußten sich große Betriebe, namentlich Warenhäuser, entschließen, ihren weiblichen Angestellten, auch ganz jugendlichen Alters, Löhne zu zahlen, die ein Aufgehen der Mädchen in der Prostitution verhindern konnten. Überhaupt ist in der amerikanischen Frauenbewegung ein entschlossener Wille zu sittlicher Hebung des Geschlechts und der Gattung zu spüren. Hand in Hand damit geht allerdings eine vielleicht nur verhängnisvoll wirkende „Aufklärungsarbeit" an der weiblichen Jugend, und neben mancherlei Widersprüchen finden wir viel Komisches in der Bewegung. Wenn Fabrikarbeiterinnen in einen Streik treten, besuchen millionenreiche Suffragetten im Automobil den Schauplatz der Fehde und steifen den Kämpferinnen den Nacken mit Geldgaben, für die ihr Gatte doppelt und dreifach bezahlt, weil die kommende Lohnerhöhung sein Geschäft schädigt. Immerhin bietet die Tatsache, daß die amerikanische Frauenbewegung vornehmlich durch Damen von Rang, Stand, Besitz und Bildung geleitet wird, eine Gewähr dafür, daß sie den Staat nicht schädigen wird.

Natürlich beschränken sich die Amerikanerinnen als eigentliche Pfadfinderinnen der Bewegung nicht darauf, ihrer eigenen Nation das Heil des Frauenstimmrechts zu bringen. Sie werben in der ganzen Welt Rekrutinnen, die leider nur die politische, nicht die sittliche Arbeit der Yankeetöchter nachahmen und sind namentlich im verwandten England tätig. Das Suffragettentum in Britannien und den Vereinigten Staaten ist eng verbündet und verschwägert. Geldbeiträge für die Kriegskasse wandern namentlich aus Amerika nach England, aber die Kämpferinnen reisen aus beiden Ländern über den Ozean zu blutigen oder unblutigen Amazonenschlachten. Noch unlängst griffen Londoner Schutzleute unter Friedensstörerinnen die Tochter einer sehr bekannten amerikanischen Familie auf. Das eigene Vaterland war ihrem Tatendrang zu eng und — zahm! Anderseits brachen vor den letzten amerikanischen Wahlen Scharen englischer Suffragetten zur Reise ins Land der Freiheit auf. Als Sprecherinnen begeisterten namentlich die in Gefängnissen gewaltsam Gefütterten ihre Zuhörerinnen. Sollte es also England noch für eine Weile gelingen, sich gegen den Angriff der Stimmweibchen zu wehren, so wird Amerika als erstes Land sich ihres endlichen Triumphs rühmen dürfen, und dann werden wir die Amazonen zweier Welten mit einer im Yankeeland wohlgefüllten Kriegskasse zum letzten und unfehlbar siegreichen Kampf gegen den bereits sturmreifen englischen Staat anrennen sehen.

Vorm Postamt

Balladeske von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Straße sah so grauvoll nüchtern aus
Im sonnenlosen Licht des kühlen Tages,
Die Mietskasernen gähnten mit den Türen,
Und vor der „Obst- und Südfrucht-Handlung" lag
Vorm Wägelchen ein angeschirrter Hund
Und war das Intressanteste ringsum.

Sie kam vom Postamt und riß auf den Brief
Und las im Gehn, — der Umschlag flatterte
Halbangelehnt an den Laternenpfahl
Und renommierte noch „Postlagernd: Ewig", —
Ihr Schritt ward ungewiß, sie zögerte ...
Blieb stehn ... das Blatt in ihrer Hand erschrak!

Sie ward noch blasser, als sie vorher war,
Und las dieselben Worte ... dieselben Worte ...
Dieselben ...
Die Straße wurde immer nüchterner.

Und das Kuvert mit plötzlichem Entschluß
Lief in der Gosse lang zu einer Pfütze
Und löschte dort geniert das „Ewig" aus.

Heimweh

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Im Nebel irgendwo
Ragen Mauern, —
Ach, bin ich froh,
Daß ich trauern
Darf um dich,
Heimat, ja trauern
Bitterlich!

Dem tollen
Knaben, dem an dich geketteten,
Schienest verflucht du,
Als den vom Zwange erretteten
Welten umschwollen
Warst heiß gesucht du.

Im Traum
Geh' ich vergessene Wege ...
Kaum
Grüßt mich mit tropfenden Tränen
Der Nebelbaum,
Kaum am Stege
Raunt der Bach meinem Sehnen
Tröstung zu, —
Warum, — warum auch gingest du!

Heimat verliert
Nicht wer von dannen geht,
Erst wer bei Nacht
Wieder an ihrem Gitter steht,
Erst wer das Land,
Das ihn geboren
Wiederfand, —
Hat sie verloren. — —

Im Nebel irgendwo
Ragen die Mauern,
Ach, bin ich froh,
Daß ich trauern
Darf um dich!
Im Weltgetriebe fand
Mancher die Jugendzeit,
— Was keine Liebe band
Bindet nun Leid!

⁂

Nicht daß du gingest
Hat dich verbannt,
In aller Ferne hingest
Du doch am Vaterland,
Heimat war ja
Nicht Heimat zuvor
Und nie so vertraut,
Als da du am Gartentor
Durch Tränenflor
Dich umgeschaut.

Nicht daß du kamest
Hat dich verbannt, —
Du nahmest
In beide Hände Gartenland,
Küßtest die Scholle,
Und Tränen
Netzten die samenvolle,
Als du in Sehnen
Zuriefest jedem Keim:
Daheim!

Doch warst du geblendet
Vom süßen Schmerz
Und hast verschwendet
Dein Sehnsuchtsherz,
Du hast umarmt
Erde, die einst du geliebt, —
Aber wer zuviel gibt
Verarmt!

⁂

Daß ich geblieben
Hat mir's genommen,
Ich bin durch Lieben
Um Liebe gekommen,
Wär' ich gegangen
Zur Fremde zurück, —
An mir gehangen
Hätte mein Glück!

Neblige Heimat
Irgendwo,
Als ich dich wiederfand,
Ach, war ich froh,
Du Heimatland!
Ragende Mauern,
Garten voll Nebelduft,
In Wiesen und Mooren
Du weiche Heimatluft ...
Ach, ich will trauern:
Verloren, verloren!!

Nebel vom Busche tropft, —
„Busch, was weinst du?“ — —
Tropft,
Auf den Rasen klopft:
Hier drunter ist Heimat und Ruh!



Auf dem Wege zur Arbeit

Morgenarbeit. Von Hans Caspar Starken

Früh muß ich aufbrechen. Die letzten Nachtbummler wandern noch durch die Friedrichstadt; auf dem Bahnhof bietet sich das übliche Bild der ersten Züge: durchwachte und ausgeschlafene Gesichter, Frack und Arbeitsjoppe nebeneinander. Die Fleißigen sehen scheel und verärgert auf die Flaneure, die hier und da beschämt den Kragen hochschlagen, um das weiße Vorhemd und die Frackbinde zu verstecken. Aber sie sind doch unverkennbar: ihre Blässe und das Parfüm des Nachtlebens, der Zigaretten- und Alkoholdunst verraten sie. Es ist empfindlich kühl; ich trete von einem Fuß auf den andern, indes ich auf den Vorortzug warte, der nach Karlshorst oder Hoppegarten hinausfährt. Bald bin ich nicht mehr allein; die Herrenreiter und die Rennstallbesitzer stellen sich ein, die Sportreporter der Fachblätter. Im Coupé ist es still. Die Morgenzeitung sinkt auf das Knie herab — jeder will die halbe Stunde Bahnfahrt noch zu einem kurzen Schlaf nutzen. Die Mietskasernen gleiten draußen vorbei und entschwinden; die Fabriken und die Laubenkolonien der Vororte lösen sie ab. Es dämmert; der Tag steigt herauf.



Toilette der Sandbahn

Draußen braut noch der Frühnebel über der Heide. Langsam schreite ich allein über die Rennbahn. An einem Sprung, neben dem schmalen Fußsteig, äsen einige Rehe, ein Bock mit drei Ricken. Sie haben sich dicht an die Hecke gedrückt. Ich bleibe stehen und beobachte sie. Jetzt wirft der Bock auf und sichert, er schreckt laut, als er mich erkennt. „Bööck, bööck!“ klingt es durch die Stille. Dann zieht das Wild trollend dem Stangenholz zu. Ich gehe weiter. Noch will sich der Nebel nicht teilen. Durch den Dunst kommen Gestalten spuk-

haft auf mich zu; einzeln lösen sie sich aus dem Grau. Tief in wollene Woilachs gehüllt, schlafen die Vollblüter den Weg entlang; in tiefen, gleichmäßigen Zügen stoßen sie den dampfenden Atem in die Morgenluft. Auf ihnen hocken affenartig die Zwerggestalten vom Jockeistamm. Ich lasse sie an mir vorbeiziehen. Nachlässig fassen die Reiter an die breitschirmigen Mützen, drehen sie ein wenig zur Seite und quetschen ihr „Morning!“ zwischen den Zähnen hervor; einer nach dem anderen, jeder genau in meiner Höhe. Zu Fuße folgt der Trainer seinem ersten Lot. Acht Pferde sind es, die er für die erste Arbeitsabteilung an diesem Morgen bestimmt hat. Die gleiche Anzahl steht jetzt noch im Stall

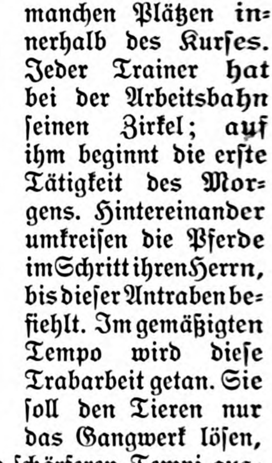


Erste Frühpromenade am Stall

und geht erst anderthalb Stunden später als zweites Lot auf die Bahn. Ich begrüße den englisch zugestutzten kleinen Mann, wir reichen uns die Hand. Ich frage ihn nach seinen Schützlingen, ihren Arbeitsleistungen, ihrem Zustand. Er ist wortkarg, jedes Wort muß ich ihm herausziehen. Als er endlich spricht, lobt er alles; Geheimnistuerei gehört mit zu seinem Geschäft.

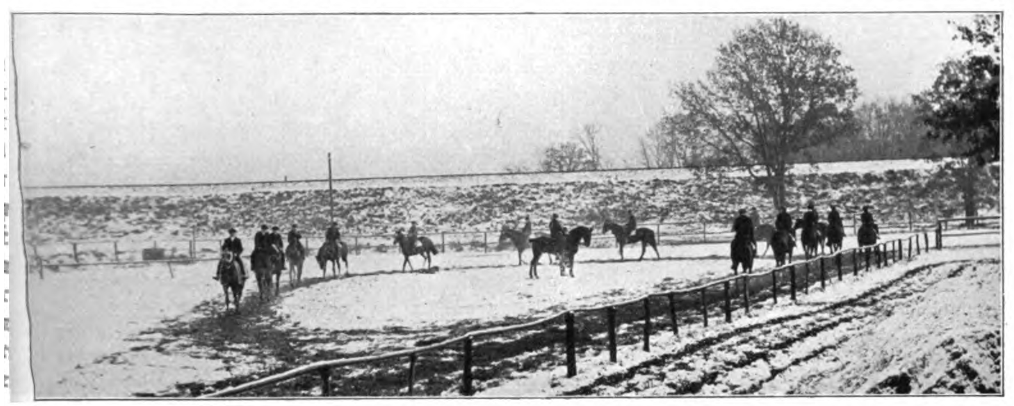
Es wird heute auf der Grasbahn gearbeitet. Wir sind schon in der zweiten Periode des Trainings. Die erste liegt auf der Sand- oder Lohebahn, wo die Pferde ihr Gangwerk mehr anstrengen müssen, da der tiefe Boden sie zu größerer Kraftentfaltung zwingt. Hier werden die Muskeln ausgebildet und gestärkt; gleichzeitig wird die Lunge durch die schwere Arbeit in erhöhte Tätigkeit gesetzt, der Atem wird tiefer und gleichförmiger, der Brustkorb weitet sich. Auf der Grasbahn, die mehr ein Hinhuschen und Hinwutschen gestattet, tritt die Schnelligkeit zur Entwicklung des Körpers hinzu: das dem Pferde angeborne Galoppiervermögen wird erweitert, der Schwung der Bewegungen erhöht. Diese beiden Arbeitsarten in Einklang miteinander zu bringen ist die Kunst des Trainers, er muß sie den Pferden anpassen, die Konstitution der Tiere bei ihnen berücksichtigen; oft wird er sie einander folgen, vielfach beide aber auch nebeneinanderher laufen lassen.

Die Arbeitsbahnen, ob Sand, Lohe oder Gras, sind von der eigentlichen Rennbahn



getrennt; sie liegen in ihrer Nähe, an manchen Plätzen innerhalb des Kurses. Jeder Trainer hat bei der Arbeitsbahn seinen Zirkel; auf ihm beginnt die erste Tätigkeit des Morgens. Hintereinander umkreisen die Pferde im Schritt ihren Herrn, bis dieser Antraben befiehlt. Im gemäßigten Tempo wird diese Trabarbeit getan. Sie soll den Tieren nur das Gangwerk lösen, die Beine vor den schärferen Tempi auseinanderbringen, das Blut in Bewegung setzen. Nach ihr wickelt der Trainer sein Morgenprogramm ab. Die Arbeit, die die Pferde bekommen, richtet sich nach zwei Dingen: nach dem Zustande ihrer Körper- und Trainingentwicklung und nach den Rennen, in die sie geschickt werden sollen.

Die großen Ställe, wie das Königliche Hauptgestüt Graditz, die Ställe der Herren von Weinberg, von Oppenheim und ähnliche, gehen schon in jede Saison mit festen Dispositionen. Bei ihnen, die in erster Linie die großen, klassischen Rennen beschicken, wird schon im frühsten Frühjahr bestimmt, auf welche Rennen ihre „Kanonen“ marschieren sollen. Und auf diese Ereignisse hin wird gearbeitet. Anders die kleineren Ställe; sie gehen mehr von



Zirkelarbeit im Schnee

Fall zu Fall; sie können erst im Laufe der Saison bestimmen, welche Rennen sie beschicken wollen, und beginnen daher auch später mit dem Hinarbeiten auf ein bestimmtes Ziel. Die Morgenarbeit muß nun das Pferd so fördern, daß es sich am Tage des Rennens den Ansprüchen gewachsen zeigt, die gestellt werden, d. h. das Pferd muß auf die geforderte Entfernung eingespielt sein, seine Kräfte müssen für das Tempo, das vorgelegt werden wird, für das Gewicht, das zu tragen ist, und für die Sprünge, die zu nehmen sind, besonders vorbereitet werden. Der Trainer muß also nicht nur seine Schutzbefohlenen kennen, er muß auch über das Material der anderen Ställe unterrichtet sein und deren Taktik und Vorbereitungen studiert haben. Wenn er ein Pferd in ein Rennen entsendet, soll er eigentlich das feste Gefühl haben: „Nach meinem Ermessen muß bar accident der Gaul gewinnen!“

So geht der Trainer jeden Morgen mit einem ausgearbeiteten Programm auf die Bahn. Nach dem Trabe auf dem Zirkel gibt er seine Anordnungen. Das eine Pferd, für das noch kein Rennen in Aussicht genommen ist, wird nur gekantert. Je nach dem Fortschritt seiner Muskeln, seiner Atem- und Herztätigkeit ist die Länge des Kanters



Angaloppieren


Aufsitzen zum Galopp

verhalten zu **Anfang**, dann nach **der ersten** Hälfte sich **steigernd**, um die letzten **200** m zu höchster **Geschwindigkeit** entwickelt zu werden. Der **Galopp** verfolgt stets ein **Ziel**; er fängt über **kürzere** Distanzen, **600 bis** 800 Meter, **an und** wird bis zu der **Rennentfernung täglich** steigend erhöht. Die Pferde der **Flachen** galoppieren also *im* allgemeinen nie **mehr** als die **klassische** Derby-Distanz, d. h. 2400 m, **während** Hindernispferde weitere Strecken **zurücklegen**, wenn man sie in der Arbeit **auch** fast nie die Längen der ganz großen **Prüfungen** (6000 bis 7500 m) machen **läßt**.

verschieden. In sehr ruhigem Galoppsprung legt es die Entfernung zurück. Bei Pferden, die auf der Flachen laufen, betragen die Kanter 800 bis 2000 Meter; bei Hindernispferden, die ja längere Rennstrecken zurücklegen, mehr. Der Kanter ist mehr ein Bewegen wie ein Arbeiten des Tieres. Die ernste Tätigkeit ist der Galopp. Für diesen sucht der Trainer immer den Reiter jedes Pferdes aus. Ob Stallbursche, Lehrling oder Jockei das Pferd über die Entfernung bringen, bestimmt er. Dem Reiter wird das Tempo des Galopps genau vorgeschrieben: mittelschnell, schnell oder stark, oft auch wechselnd während der Arbeit,

Galoppiert und gekantert wird **einzeln** und in Gruppen. Die ersten Arbeiten **bekommen** die Pferde fast immer **einzeln**; gehen sie zu mehreren, so regen sie **sich** gegenseitig auf, sie sind schwerer zu **dirigieren**, vergessen die Aufmerksamkeit **auf** ihr eigenes Gangwerk und verlieren **die** Beine. Das Tempo wird dann oft schneller, als es der Trainer wünscht, die Pferde werden leicht überanstrengt. Erst wenn das Tier gelernt hat, seine Gliedmaßen richtig zu gebrauchen, wenn es ruhig in der Einzelarbeit geht, kantert und galoppiert man mit ihm im Pulk. Zu zweien, dreien oder vieren gehen die Pferde dann auf die Reise. Auch hier wieder mit genauen Instruktionen des Trainers: er bestimmt, welches Pferd führen und das Tempo angeben soll, in welchen Entfernungen die anderen folgen sollen. Oft bekommt das führende Pferd einen Vorsprung, den


Besitzer und Trainer

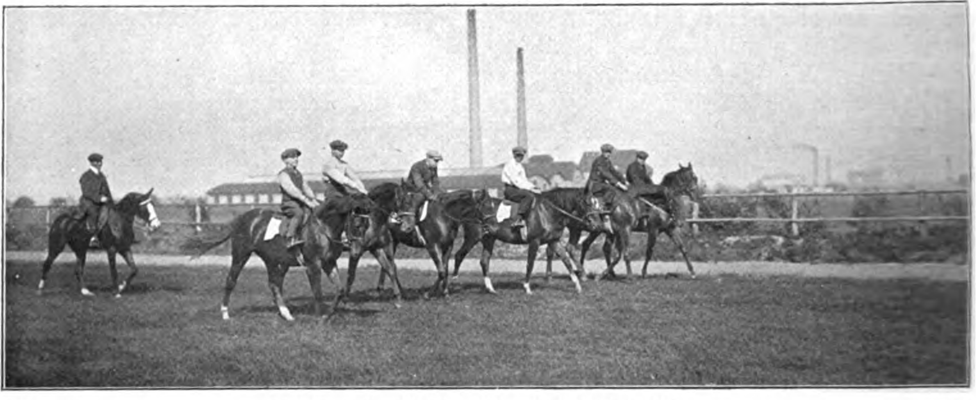
die folgenden an einer bestimmten Stelle eingeholt haben müssen. Oder ein Pferd muß sich z. B. über 800 Meter führen lassen, dann aufschließen und bei 1200 Meter vorbeigehen und sich von der Gruppe loslösen.

Während die gleichförmige Arbeit das „Stehvermögen", d. h. die Fähigkeit über lange Distanzen schnell zu gehen, ausbildet, fördert dies Ein- und Überholen den „Speed". Unter Speed versteht man die in schon schneller Fahrt plötzlich bis aufs höchste gesteigerte Geschwindigkeit. Der Speed entscheidet durch Vorwerfen und Vorstöße am Ende des Rennens oft über Sieg oder Niederlage. Er ist Ehrgeiz, ist der Trieb nach vorne in der Seele des Pferdes. Hat der Trainer erkannt, wie er sein Pferd gehen lassen muß, so macht er sich die Eigentümlichkeiten zunutze und fördert in der Morgenarbeit je nachdem Speed oder Stehvermögen. „Ausgeritten", das heißt gezwungen, sein Letztes und Bestes herzugeben, wird ein Pferd in der Arbeit nur in den seltensten Fällen. Diese größte Anstrengung soll es erst im Rennen selbst kennen lernen. Es gibt natürlich auch Fälle, wo dieses Ausreiten angewandt werden muß. Wenn der Stall Graditz sich zum Beispiel klar werden will, welchen von zwei Kandidaten er zum Wiener Derby senden soll, dann werden die beiden gegeneinander ausgaloppiert, um den Besseren mit Sicherheit herauszufinden. Eins muß aber jedes Pferd



Kanter

Die Galopps in Gruppen sind die eigentlichste Vorbereitung für die Rennen. In ihnen lernt der Trainer seine Pferde kennen, in ihnen sammelt er die Erfahrung zu den Instruktionen, mit denen er sein Material in die Rennen schickt. Die Pferde müssen ihrem Körper und ihrem Charakter nach verschieden angefaßt werden. Fähigkeit und Charakter aber müssen vom Trainer in der Morgenarbeit erkannt werden. Es gibt z. B. Pferde, die nur ihr Bestes hergeben, wenn sie die Nase vorne haben, die lasch galoppieren, sowie ihnen ein Gegner an die Gurten kommt; solche Pferde müssen die Rennen führen. Andere wieder gehen nur, wenn sie geführt werden; sie müssen also „auf Warten" geritten werden und, im gegebenen Augenblick vorgeworfen, durch ihren Speed gewinnen. lernen: kämpfen; es muß wissen, in welchem Augenblick es seine Geschwindigkeit auf das höchste steigern muß. Auch da zeigen sich die größten Unterschiede im Pferdecharakter: viele geben willig ihr Bestes her, manche nur unter dem Zwang von Peitsche und Sporn, manche stecken beim ersten Schlag jeden Kampf auf, und wieder andere kämpfen überhaupt nicht, es scheint ihnen an Selbstvertrauen zu fehlen; man sagt, sie haben kein Herz. Mit Geduld und Energie muß der Trainer hier arbeiten. Dadurch, daß er die Pferde aneinander vorbeitreiben läßt, sie als erste an bestimmten Stellen aufpullen, d. h. anhalten läßt und dann belohnt, daß er sie aber auch an Peitsche und Sporn gewöhnt, muß er diese Untugenden bekämpfen, so gut es geht. Oft ist hier alle Arbeit vergebens, ja schädlich, weil die



Jährlinge im Weinbergschen Gestüt Waldfried

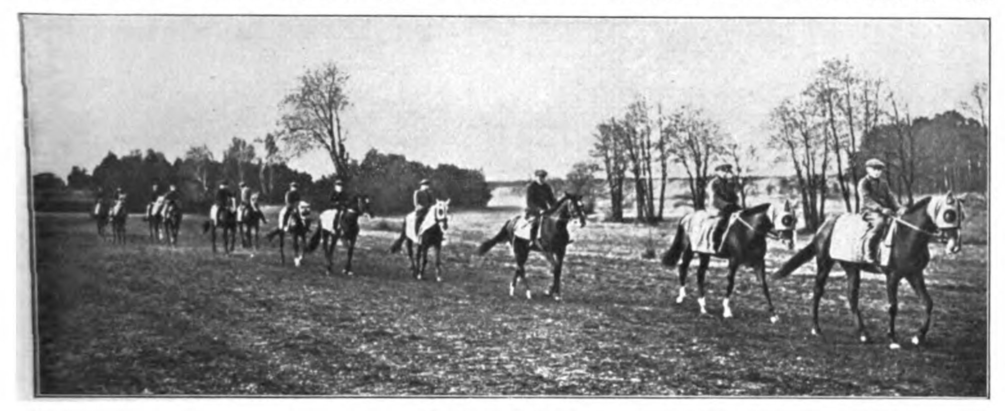
Fehler gerade durch den Kampf gegen sie immer größer werden. Ein Fehler des Reiters in der Arbeit, ein einmaliges zu scharfes Anfassen, ein Schlag an falscher Stelle verdirbt oft Pferde für ihre ganze Rennlaufbahn; das Pferd denkt bei jeder noch so leichten Wiederholung an den einmal erlittenen Schmerz, fürchtet seine Wiederkehr und steckt das Rennen auf. Diese ungünstigen Charaktereigenschaften wirken aber auf die ganze Zucht ein, denn sie vererben sich beinahe noch stärker und ausgesprochener wie körperliche Vorzüge und Nachteile.

Der Trainer wohnt der Kanter- und Galopparbeit auf einer Tribüne bei der Arbeitsbahn bei. Von ihr aus beobachtet er seine Pferde und beurteilt ihre Fähigkeiten. Oft kommen die Pferdebesitzer in den Morgenstunden herausgefahren, um sich die Fortschritte ihrer Tiere anzusehen. Sie setzen sich schon am Abend vorher mit ihrem Trainer in Verbindung, damit dieser sein Programm nach ihren Wünschen ausarbeite. Herr und Trainer wiegen dann nach der Arbeit gemeinsam die Chancen ab, sie bestimmen gemeinsam die Nennungen zu den Rennen, beschließen gemeinsam, in ernster Beratung, ob ihr Pferd wirklich laufen soll oder nicht. — —

Ich stehe oben auf der Tribüne. Lange schon hat sich der Nebel verzogen. Die Grasbahn hinab stürmen die Pferde. Die Lehrlinge, Jockeis und Stallburschen haben die Jacken abgeworfen, denn die Morgensonne brennt, und die Arbeit macht warm. Auf den kleinen leichten Sätteln hocken sie, ihren Kopf fast auf dem Hals des Pferdes, die Knie hochgezogen, die Unterschenkel fest an den Leib des Pferdes gepreßt. Sie kennen auf der Bahn alle Entfernungen genau, so daß kurze Zurufe des Trainers genügen, um sie die richtigen Distanzen nehmen zu lassen. Haben sie ihren Galopp vollendet, pullen sie auf



Ernste Beratung



Auf dem Heimweg

und fallen in Trab. Prüfend gleitet in diesem Augenblick das Trainerauge über das Pferd, denn der Trab zeigt am genauesten, ob das Gangwerk klar ist oder ob der Galopp einen Fehler, eine Lahmheit zurückgelassen hat. Im Schritt geht es wieder zum Zirkel. Da warten die Stalljungen schon mit den Decken. Schnell wird der kostbare Vollblüter eingehüllt, um ihn vor Erkältungen zu schützen, denn der geringste Reiz an der Lunge macht jedes Training unmöglich. Nach etwa einer Stunde ist das erste Lot erledigt. Der Trainer verläßt die Tribüne und geht zu seinem Zirkel zurück. Ich folge ihm und erlebe noch eine kleine Auseinandersetzung. Für mein Auge unbemerkbar, war das Tempo zweier Pferde zu scharf gewesen. Die Reiter hatten die Tiere nicht halten können oder nicht genügend aufgepaßt. Nun setzt es eine scharfe Rüge des Trainers, der ja die ganze Verantwortung für das ihm anvertraute Material trägt. Dann geht es heimwärts den Ställen zu. Wieder schlaksen die Pferde im Gänsemarsch hintereinander den Weg entlang. Während das zweite Lot nun ausrückt, setzt beim ersten die Stallpflege ein. Jedes Rennpferd hat seine abgeschlossene Box, in der es sich frei bewegen kann, von der aus es aber keine anderen Pferde sieht. Kommt es von der Arbeit zurück, wird es abgerieben, die Bandagen werden gelöst, neue Bandagen angelegt.

Die Rennpferde leben in der größten Regelmäßigkeit und Ordnung, und sie sind zum Teil sehr empfindlich gegen jede Änderung ihrer Zeiteinteilung. Wenn es irgendwie möglich ist, werden sie deshalb jeden Tag zur gleichen Minute aus dem Stall geführt, gearbeitet und heimgeschickt. Das Maß Arbeit, das die Pferde gebrauchen, ist verschieden. Manche dürfen nicht jeden Tag galoppiert werden, ein kurzer Trab, ja oft nur ein Führen genügt



Nach getaner Arbeit vor der Box



Beispiele für Sprünge: Hürde



Graben mit Bürste

für sie. Andere dagegen verlangen viel Arbeit, stärkere Kanter, größere Galopps täglich.

Das Training der Pferde für Flach- und Hindernisrennen weist große Unterschiede auf. In Hoppegarten muß auf eine andere Manier gearbeitet werden wie in Karlshorst. Flachpferde werden genauer, minutiöser durchgearbeitet wie Hindernispferde, denn bei ihnen geht der Kampf in kürzerer Zeit und in höchster Geschwindigkeit vor sich. In fast unglaublich jugendlichem Alter beginnen hier schon die Vorbereitungen für die Rennen. Ein z. B. im März 1911 geborener Vollblüter hat in diesem März 1913 schon seine ersten Kanter erhalten und bestreitet im selben Hochsommer die zweijährigen Rennen, die ihn anfangs über 800 und 1000 m führen. Als dreijähriger muß er dann ein Jahr später auf der Höhe seiner Kondition stehen, um die klassischen Prüfungen bestreiten zu können. Die Flachpferde müssen in der Arbeit auf Meter und Pfund trainiert werden. Anders die Hindernispferde: Hürden- und Jagdrennen führen durchschnittlich in langsamerer Pace über größere Distanzen. Infolgedessen ist die Arbeit auch anders. Das Springen bildet hier ein besonderes Kapitel.

Als Dreijährige beginnen Hürdler und Steepler ihre Hinderniskarriere. Schon bei den ersten Versuchen zeigt sich, ob sie Sprungtalent haben oder nicht. Auch hier kann man nach Gebäude und Abstammung schon vorher Schlüsse ziehen. Es gibt Vaterpferde, deren Produkte alle gut springen, wie Saraband, Fulmen, Saphir und Forfarshire, dessen Söhne Forfather und Lord Forfar sich in ganz Deutschland einen Namen gemacht haben.

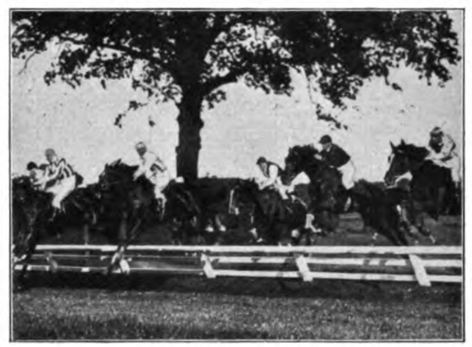


Karlshorster Sprunggarten

Das Einspringen wird von den Trainern ganz verschieden gehandhabt. Einzelne beginnen in der Art, wie in der Armee die Remonten eingesprungen werden: sie lassen die Pferde erst über eine Stange treten, nehmen sie dann an die Longe, erhöhen die Stange, nehmen eine Hürde, gehen schließ-



Offener Graben

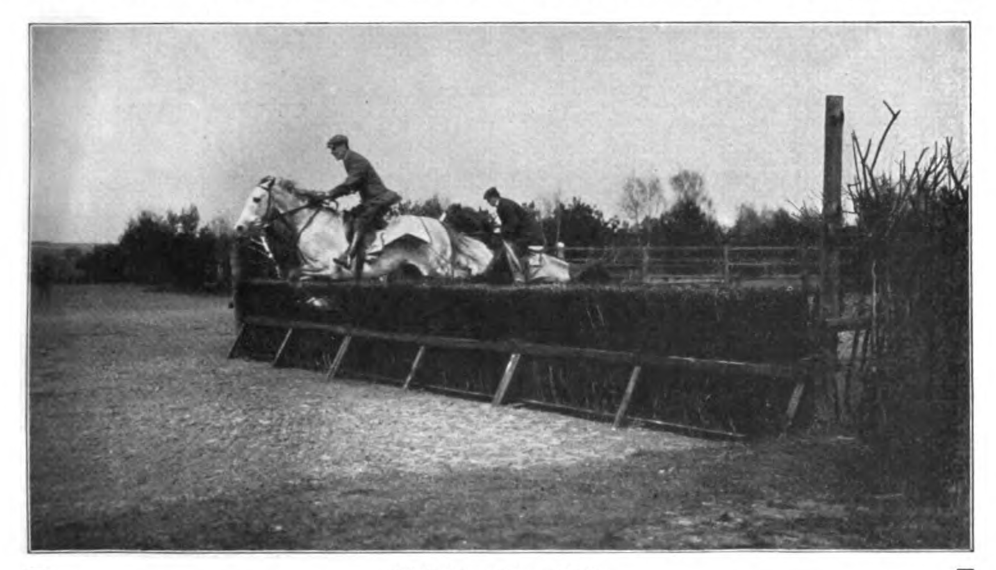


Koppelrick

lich an Mauer und Hecke. Im Gegensatz hierzu stehen die, die sofort mit dem Sprung unter dem Reiter beginnen. Ein Führpferd reitet gegen einen leichten Sprung an, der Neuling folgt und muß springen, der Herdentrieb läßt ihn dem anderen folgen. Andere wieder führen das Pferd erst einige Male um das Hindernis herum, um ihm zu zeigen, daß es keine Fallen und Tücken bietet und lassen es dann dagegen reiten.

Zum Einspringen gehört noch mehr wie zum übrigen Training Geduld. Die Pferde haben gegen gewisse Sprünge manchmal eine Abneigung, die in ihnen nur durch stundenlange Arbeit zu brechen ist. Besonders sind es offene Wassergräben, die die größten Schwierigkeiten machen. Das Pferd ist von Natur aus dem Wasser abgeneigt, es fürchtet sich vor dem kalten, nassen Element, das ihm sein Spiegelbild zeigt. Der junge Springer weigert daher den Sprung; wieder findet man hier zwei Wege, diese Furcht und Weigerung zu überwinden: manche Trainer schwören auf die Peitsche, sie prügeln die Tiere über die Sprünge; andere stehen halbe Tage lang vor dem Hindernis, immer wieder wird der Vollblüter herangeführt, immer wieder wird er dagegengeritten, bis er schließlich springt — schon aus langer Weile.

Besondere Sorgfalt erfordert die Behandlung der Pferde, die einmal an einem Hindernis im Rennen gefallen sind. Sie tragen dann leicht eine Scheu vor ähnlichen Gegenständen in sich. Nun muß das Vertrauen in ihnen wieder geweckt, sie



Einspringen über Hürde

müssen über gleiche Hindernisse kleineren Maßstabes von neuem wieder mit vieler Liebe eingesprungen werden, damit sie wieder Herz fassen. Immer wird es aber vorkommen, daß ein gestürztes Pferd nie wieder über einen gleichartigen Sprung zu bringen ist, während es andere glatt und gut nimmt. In solchen Fällen nützten auch Geduld und Peitsche nichts.

Von dem Stall des Trainers wandere ich über den weichen Heideboden zur Sprung-Trainier-Bahn. Alle Arten Hindernisse sind dort als Übungssprünge aufgebaut: Hürden und Hecken, Mauern und Koppelricks, Wälle und Gräben. Für die Anfänger sind sie niedrig, etwa $^1/_2$ m hoch, gehalten; ein eingegatterter Sprunggarten hindert die Ausbruchsgelüste. Die Übungssprünge können natürlich nicht alle die wechselnden Hindernisse bieten, denen die Steepler auf den Bahnen begegnen; sie sind nur ein Anhalt, — bei der Arbeit über sie sollen nur Muskelkraft und Entschlußfähigkeit des Pferdes auf der Höhe gehalten werden.

Die geborenen Steepler, die ein ererbtes Springtalent besitzen, lernen sehr schnell Hindernisse taxieren; nach einigen Übungswochen wissen sie beim Anreiten schon genau, was eine Hürde ist, für deren festes Untergestell sie die Beine heben müssen, und was eine Hecke, die sie beinahe durchgaloppieren können. Der Reiter kann das Pferd beim Sprung unterstützen, aber er muß sich doch zum größten Teil auf das richtige Abtaxieren durch den Vollblüter verlassen. Die meisten Stürze liegen daher auch an Seh- und Schätzungsfehlern des Pferdes, das infolgedessen zu früh oder zu spät abspringt oder landet.

Nur ständige Arbeit gegen verschiedene „Gegenstände und Sachen" kann die Springsicherheit der Pferde steigern. Deshalb werden auch die Rennbahnen selbst an einzelnen Tagen für das Training freigegeben. An diesen Tagen ist das Leben auf den Bahnen natürlich besonders lebhaft, aber für den Pferdebesitzer auch besonders teuer, denn er muß für jeden Sprung, den er von seinen Pferden nehmen läßt, eine Abnützungsgebühr tragen. Aber er kann diese Arbeit nicht entbehren: ein Pferd muß die Sprünge der Bahn kennen lernen, denn es ist sehr gewagt, sie gegen Riesensprünge, wie den Karlshorster Sprung, den Horner Wall oder den Baden-Badener Oos-Graben fremd zu führen.

Auf der Hindernis-Trainier-Bahn und auf dem eigentlichen Kurse treffen wir auch die Herrenreiter bei der Morgenarbeit, weil nicht nur die Pferde gearbeitet werden, sondern die Reiter auch selber arbeiten müssen. Wer im Rennreiten wirklich etwas leisten will, muß jeden Morgen in der Arbeit sein. Jede Faser seines Körpers muß ausgebildet werden. In der Arbeit unterscheidet sich der Herrenreiter kaum vom Jockei: auch er muß sich den Instruktionen des Trainers genau fügen, er erhält die Pferde zur Arbeit, die der Trainer für ihn bestimmt, und er trägt in diesen Sommermorgenstunden das gleiche Gewand wie Stalljunge und Lehrling: Hemdsärmel, Lederhose und gelbe Gamasche. Mancher von den Herren kommt auch im Überrock zur Arbeit heraus, er will ihr nur zuschauen, aber plötzlich wirft er dann den engen Uniformrock ab und schwingt sich in den Sattel.

Schön ist es in diesen Morgenstunden auf der Rennbahn. Die Heide liegt so still, die Sonne scheint, und nur Pferdegetrappel und Pferdeschnaufen, hier und da ein kurzer Zuruf klingen durch den Morgen. Es ist immer noch früh am Tage, wenn die Eisenbahn uns wieder in die Stadt führt, und der gewöhnliche Sterbliche geht erst in sein Bureau, wenn der Rennreiter schon seine Morgenarbeit hinter sich hat.



Ein Weinbergsches Lot

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Ein Besuch beim Grafen von Bismarck. Von Th. Gautier fils

Versailles Oktober 1870 (Schluß)



Nachdem wir Lagny hinter uns gelassen, nimmt die Gegend wirklich das trostlose, brutale und wilde Ansehen eines vom Kriege überzogenen Landes an. Auf Befehl der französischen Militärbehörde ist das Land schon in den ersten Kriegstagen von seinen Einwohnern verlassen worden, die alles, was sie mitnehmen konnten, nach Paris geschleppt haben; was übrig blieb, haben sie zerstört: Stroh- und Getreideschober, Brennholz, Gemüsegärten. An den verlassenen Landhäuschen ist zu sehen, wie die deutschen Eindringlinge ihre ganze Zerstörungswut ausgelassen haben. Sie betrachteten die Tatsache, daß man vor ihnen geflohen war, als einen Akt der Feindseligkeit und des Mißtrauens; wer sich einer solchen sträflichen Handlung schuldig gemacht hatte, mußte durch die vollständigste Verwüstung seines Eigentums bestraft werden.

Beim Eingang und Ausgang der Flecken und Dörfer, sowie an den Kreuzwegen, sind die von den Franzosen zerstörten Wegweiser durch hölzerne Latten ersetzt, auf denen in Kurrentschrift die Richtung: „Nach Paris", „Nach Meaux" aufgemalt ist. Daneben weist ein Pfeil oder eine Hand nach dem einzuschlagenden Wege.

Wir erreichen das verhältnismäßig hoch gelegene Plateau, das das Becken der Seine von dem der Marne trennt. Dort werden wir von einem feinen, durchdringenden Regen empfangen, der uns zwingt, unter das Verdeck des Kabrioletts zu flüchten. Der Tag neigt sich, als wir, nachdem wir die ziemlich abschüssigen Abhänge von la Queue-en Brie hinter uns gelassen, nun bergan uns Boissy-Saint-Léger nähern, wo wir die Nacht verbringen sollen. An der Grenze eines Wäldchens, auf der Spitze eines Hügels, bemerken wir auf einem zum Tale der Seine sich herabsenkenden Felde eine Batterie schwerer Artilleriegeschütze, die haltgemacht hat und ihr Biwak vorbereitet. Auf der Höhe der die Straße beherrschenden Böschung steht, auf seinen Säbel gestützt, ein Offizier; er trägt einen kurzen Rock ohne Epauletten, der sich eng an seine kräftige Gestalt anschmiegt, deren Silhouette sich von dem dunkeln Himmel abhebt. Diese Artillerie ist bestimmt, an der Belagerung von Paris teilzunehmen, die so lebhaft von der öffentlichen Meinung in Deutschland gefordert wird.

Der Weg durch das Wäldchen von Grosbois ist ziemlich mühsam: an jeder Wendung des Weges steht eine bärtige, den Landwehrhelm tragende Schildwache, die uns anhält und unsere Papiere zu sehen begehrt, obwohl es schon so dunkel geworden ist, daß sie diese nicht mehr lesen kann.

Wir erreichen Boissy-Saint-Léger auf der von Sucy führenden Straße; dort gibt uns ein Unteroffizier, nachdem er sich von der Richtigkeit meines Geleitbriefes überzeugt hat, eine Ordonnanz mit, die uns auf die Kommandantur geleitet. Mein Wagen hält vor dem Gitter einer an der Straße nach Paris gelegenen Villa.

Ich steige aus dem Wagen, und während mein Kutscher, den Weisungen der uns begleitenden Ordonnanz folgend, in einem an die Villa grenzenden Gebäude ausspannt, durchschreite ich die kleine, durch das hohe Gitter führende Pforte. Ein junger, bartloser Offizier, der eine seidene, mit Goldfransen gezierte Schärpe trägt, von der zwei ziemlich große, eichelförmige Knöpfe auf seine Beine und seinen Degen herabbaumeln, stürzt, militärisch grüßend, mir am Fuße der Freitreppe entgegen und führt mich zu dem kommandierenden General von Boissy-Saint-Léger. In dem großen Saale der Villa, von der aus man auf den Park sieht, ist ein ungeheuer großer Tisch aufgestellt, um den ungefähr vierzig Offiziere Platz genommen haben. Alle Beleuchtungsmittel, deren man habhaft werden konnte, sind benutzt worden, und der Saal strahlt auch wirklich in blendender Helle, als ob es ein Festabend wäre — was es aber auch wirklich für diese Offiziere ist.

Ich kann mich in diesem Augenblick nicht eines eigentümlichen Gefühls erwehren, da ich mir des seltsamen Eindrucks bewußt bin, den meine Erscheinung notwendig machen muß. Ein durch eine Reihe strapaziöser Tage völlig übermüdeter Reisender, der durch alles, was ihm unterwegs begegnet, tief niedergedrückt ist. So trete ich in meinen dunkeln, durchnäßten Kleidern aus dem Düster des Waldes plötzlich in diesen strahlend erhellten Saal und in eine Gesellschaft von Offizieren, deren Epauletten reich mit Gold und Silber geschmückt sind und die triumphierend und mit geräuschvoller Fröhlichkeit sich der edlen Weine und des guten Essens erfreuen, das ihnen auf schönem Tafelgeschirr serviert wird, desgleichen sie in Deutschland noch nie gesehen. (?) Die Mehrzahl der Tischgenossen erhebt sich bei meinem Eintreten von ihren Sitzen, und der General bietet mir einen Platz an seiner Seite an; ich nehme diese gastliche Einladung nicht an, danke höflich und sage, daß ich schon unterwegs gespeist habe. Aber wenngleich ich es ablehne, an dem Mahle teilzunehmen, so bin ich doch froh, daß man mir eines der

wenigen noch bewohnbaren Häuser angibt, wo ich Unterkunft finden werde.

Ich ziehe mich zurück und beeile mich, Arsène aufzusuchen, dem es gelungen ist, das Vertrauen des Gärtners der Villa und seiner Frau zu erringen, die beide in Boissy-Saint-Léger zurückgeblieben sind, um das Haus zu bewachen, eine weise Vorsichtsmaßregel von seiten der Eigentümer. Wir teilen unter Franzosen ihre Suppe, ihren Schinken und ihren Käse beim Scheine zweier Kerzen.

Das Haus, in dem man mir ein Nachtquartier zur Verfügung gestellt hat, ist von einem General in Besitz genommen, dessen Höflichkeit und vollkommen taktvolles Benehmen ich anerkennen muß. Er hieß von Kottwitz, war aus Hamburg gebürtig und befehligte die 33. Infanteriebrigade. In meinen Papieren befindet sich noch seine Visitenkarte, die er mir am andern Morgen, als ich Abschied von ihm nahm, überreichte und auf die er folgende Worte geschrieben hatte: „Zur freundlichen Erinnerung an den Abend in Boissy-Saint-Léger, den 22. Oktober 1870."

In der Unterhaltung mit diesem General und den ihn umgebenden Offizieren, mit denen ich den Abend verbrachte, ist nicht das kleinste gehässige oder verletzende Wort gefallen, kein Übermut laut geworden; man gab im Gegenteil der Sympathie für Frankreich lebhaften Ausdruck und sprach vor allem den glühenden Wunsch aus, daß es möglichst bald zu einem Friedensschlusse kommen möge. Man betrachtete mich offenbar als einen Friedensboten.

Eine der Ordonnanzen des Generals machte mir mit der Geschicklichkeit eines gutgezogenen Kammerdieners auf einem Ledersofa in einem kleinen Zimmer ein gutes Bett fertig. Am andern Morgen, nachdem ich in einem benachbarten Hause den Kaffee eingenommen hatte, zu dem mich ein württembergischer Oberst, den ich am Abend vorher bei General von Kottwitz kennen gelernt, eingeladen hatte, suchte ich Arsène auf, der gleich anspannte, und dann setzten wir unsere Reise fort.

Villeneuve-Saint-Georges erschien mir ebenso verwüstet wie Boissy-Saint-Léger; einer der wenigen Eingeborenen, die im Lande geblieben sind und mit dem ich plauderte, teilte mir mit, daß die meisten Zerstörungen aus der Zeit stammen, die zwischen dem Auszug der Einwohner nach Paris und der Ankunft der Deutschen liege und daß sie ein Werk der französischen Marodeure seien.

Die Zugbrücke von Villeneuve-Saint-Georges ist zerstört; die Ketten ihrer Aufzugsklappe sind den Winden preisgegeben, und die Klappe selbst liegt mit dem einen Ende in der Seine. Eine von den Deutschen über den Fluß geworfene Schiffbrücke ersetzt sie und gestattet mir, das auf dem linken Ufer gelegene Villeneuve-le-Roi zu erreichen. Ich komme über Vissous und Antony nach Châtenay, wo der Etappenkommandant mir eine Eskorte von zwei blauen Dragonern bewilligt, die mich einige Kilometer weit begleiten.

⌘ ⌘ ⌘

Gegen Mittag komme ich durch die Straße von Chantiers in der Stadt des großen Königs an, die jetzt die Stadt des Königs von Preußen geworden ist. Versailles hat, trotz seines Unglücks, den gewohnten Anblick majestätischer Einsamkeit bewahrt: die Bäume seiner großen Alleen, seine alten Straßen, seine Häuser mit den regelmäßigen Fassaden, die Zeugen einer glorreichen Vergangenheit sind, scheinen mit einer gewissen gleichgültigen Verächtlichkeit auf die deutschen Patrouillen und Fuhrwerke herabzublicken.

Eine befreundete Familie, die Versailles nicht verlassen und die ich von meiner Ankunft benachrichtigt hatte, erwartete mich und bot mir die köstliche Gastfreundschaft eines französischen Heims.

Es war am Sonntag, dem 23. Oktober. Ich begab mich sofort nach dem Frühstück in das vom Grafen von Bismarck bewohnte Haus in der Provencer Straße. Ich wurde von dem Grafen von Hatzfeld empfangen, dem ich oft in Paris begegnet war, wo er, vor dem Kriege, Sekretär der deutschen Gesandtschaft war. Nachdem er die Befehle des Kanzlers entgegengenommen hatte, teilte mir Herr von Hatzfeld mit, daß der Graf mich am folgenden Tage um halb fünf empfangen würde.

Dieses Haus in der Provencer Straße, in dem nacheinander die verschiedensten Unterhändler, von Jules Favre bis zu M. Thiers, verkehrten, liegt beinahe an der Ecke des Boulevards der Königin, der die Provencer Straße mit der Allee von St. Cloud verbindet, in der friedlichsten Region des friedlichen Versailles. Die Villa ist von der Straße durch eine Mauer getrennt, in die ein Gittertor mit zwei Flügeln eingelassen ist, neben dem sich noch eine kleinere Türe befindet, die den Fußgängern Einlaß gewährt. Mit ihren fünf Fenstern Front, ihrem Balkon und ihrer Veranda macht diese Villa einen sehr angenehmen Eindruck, ohne Anspruch auf ein herrschaftliches und üppiges Ansehen zu erheben. Sie ist von einem großen mit schön gewachsenen Koniferen und immergrünen Bäumen und Gesträuchern bepflanzten Garten umgeben.

Ich kehre am andern Tage zu der bezeichneten Stunde in die Provencer Straße zurück. Ein Unteroffizier beeilt sich, mich bei dem Kanzler anzumelden, und erscheint schon nach wenigen Augenblicken wieder vor mir. Er geleitet mich über eine kleine Wendeltreppe, die zu einem schmalen Vorzimmer führt, auf das mehrere Türen münden; eine von ihnen ist halb geöffnet, und mein Begleiter führt mich in ein Gemach von sehr beschränkten Raumverhältnissen, das, mit grauem Papier tapeziert, durch ein Fenster mit grünen Vorhängen schlecht be-

leuchtet wird und das sehr bescheiden möbliert ist.

Fast in demselben Augenblick, wo ich eintrete, erscheint aus dem angrenzenden Zimmer der Graf von Bismarck, mit seiner hohen Gestalt, seinen breiten Schultern, die durch den Schnitt seines Waffenrocks noch mächtiger erscheinen, mit seinem roten und aufgedunsenen Gesicht, seinen an eine Bulldogge erinnernden Kinnladen, die ihm wirklich einen wilden Ausdruck verleihen.

Man ist sich sofort klar darüber, daß diese Kinnladen niemals die einmal ergriffene Beute wieder loslassen werden. Seine Verbindlichkeit, eine gewisse gutmütige Art zu reden sind nicht minder eindrucksvoll und gleichen den verwirrenden Eindruck, den man bei seinem ersten Anblick empfindet, einigermaßen aus. Die rauhe Stimme des Kanzlers paßt zu seiner äußeren Erscheinung; er spricht ohne Emphase, ziemlich langsam und in einem sehr korrekten Französisch, mit leichtem Akzent. Sein Stil ist außerordentlich gut, manchmal sogar malerisch, und jedes Wort bezeichnet auf das genaueste den Gedanken, den er ausdrücken will.

Ich überreiche dem Grafen den Brief, den ich zu überbringen beauftragt bin und der für den König Wilhelm bestimmt ist. Nachdem der Kanzler mich gefragt, wie meine Reise vonstatten gegangen, und sich davon versichert hatte, daß man mich korrekt behandelt habe, ging er sofort auf die Hauptsache über.

Zuerst teilte er mir den Verlauf der seit meiner Abreise von London, das heißt seit dem 10. Oktober, stattgefundenen Unterhandlungen mit; er setzte mich in Kenntnis von der Mission des Generals Boyer, der von Metz nach Versailles gekommen war und der nun nach London gehen sollte. In Versailles hatte der General Boyer erklärt, daß die Befehlshaber der Armee von Metz dem Kaiser ganz ergeben wären, aber daß, ehe sie ihre wirksame Hilfe versprechen könnten, es notwendig sei, sich der Stimmung ihrer Truppen zu versichern, und das könnte man nicht, so sagten sie, ohne der Armee das Bestehen oder wenigstens das unmittelbare Bevorstehen eines Vertrages zwischen dem König und der Kaiserin-Regentin bekannt zu geben. Eine der Klauseln dieses vom General Boyer vorgeschlagenen Vertrages würde die französische Armee autorisieren, Metz zu verlassen, um sich auf ein neutrales Gebiet zu begeben, wo die Vertreter der Macht, so wie sie vor dem 4. September sich konstituiert hatte, über die Form der zukünftigen Regierung entscheiden würden. Graf Bismarck seinerseits aber erklärte, nicht daran denken zu können, einen Vertrag abzuschließen, wenn er keine Garantie für die Vollstreckung der Klauseln habe, und die einzige Garantie hierfür bestehe darin, daß die Armee von Metz von den Befehlshabern der deutschen Armee eingeschlossen bleibe, und da diese sie um keinen Preis entwischen lassen wollte, befand man sich in einer unangenehmen Lage, aus der sich zu befreien nicht möglich schien. Außerdem hatte Herr von Bernstorff, der preußische Gesandte in London, eine Depesche gesandt, die Graf Bismarck mir vorlas und nach der General Boyer seine Mission für beendet hielt.

Obgleich der Kanzler dies nicht offiziell erklärte, so war es doch offenbar, daß Prinz Friedrich Karl, der deutlich erkannte, daß die Lage des belagerten Metz täglich unhaltbarer wurde, sich jeder Unterhandlung widersetzen würde, die die Kapitulation der Armee Bazaines verzögern könnte. Das war das unüberwindliche Hindernis.

Wie ich dies schon anfangs erzählt habe, war ich von Herrn Rouher ermächtigt worden, dem Kanzler Friedensbedingungen vorzuschlagen und ihm darzulegen, welche äußersten Opfer die Kaiserin-Regentin im Namen Frankreichs bewilligen zu können glaubte. Diese Bedingungen waren dem Grafen von Bismarck teilweise bekannt; er forderte mich jedoch auf, sie ihm noch einmal mitzuteilen. Dies sind die wesentlichsten Punkte: Die Festungswerke von Straßburg und die dazu gehörigen Forts, sowie alle militärischen Anlagen werden vollständig zerstört und geschleift, und zwar so, daß man sie niemals wieder herstellen kann. Straßburg wird zu einer freien Stadt erklärt, die von einem Gebiet umgeben wird, das ausreichend für ihren materiellen und finanziellen Bedarf ist; die Stadt erhält eine unabhängige Verwaltung, ähnlich der, wie sie Frankfurt am Main vor 1866 besaß und wie sie heute noch in Hamburg besteht.

Das was noch vom Departement des Niederrheins zurückbliebe, nachdem man die der Stadt Straßburg abzutretenden Kantons davon abgetrennt haben würde, sowie die Departements des Oberrheins, der Meurthe und der Mosel würde Frankreich behalten.

Frankreich würde Preußen eine Kriegsentschädigung von zwei Milliarden zahlen: diese Zahlung sollte nach Unterzeichnung des Friedens in fünfprozentigen französischen Wertpapieren ausgezahlt werden, die eine Garantie für mögliche Kursschwankungen bieten würden.

Ich stellte dem Kanzler vor, daß die drei Milliarden, die der Krieg uns schon kostete, die zwei Milliarden, die wir Deutschland zu zahlen hätten, die Millionen indirekter Kontributionen, die von den Okkupationstruppen an Ort und Stelle von dem französischen Schatze erhoben seien, schon ein Kapital darstellten, dessen Zinsen zu decken man dem Volke vier- oder fünfhundert Millionen neuer und fortlaufender Steuern auferlegen müsse. War das Lösegeld nicht groß genug und hatte etwa der Sieger nicht eine genügende Garantie gegen jede Anwandlung von Revanche in der vollständigen Erschöpfung, die das Ergebnis so erdrückender Bedingungen sein würde?

Endlich bot man Deutschland die Abtretung von Cochinchina an: es war ein sehr aussichtsvoller Besitz, der schon jetzt unter der weisen Verwaltung der Marine nicht nur die dafür gemachten Auslagen deckte, sondern sogar noch dem Mutterland einen bedeutenden Überschuß einbrachte.

Bei dem Namen von Cochinchina zuckte der Graf, der bisher zugehört hatte, ohne mich zu unterbrechen, leicht die Achseln, und mit dem Instinkte der bekannten preußischen Knauserigkeit, die bei ihm noch nicht durch den Größenwahn des deutschen Kaisertums ausgelöst war, sagte er mit einem Anfluge von Bescheidenheit: „O! O! Cochinchina! Das ist ein sehr fetter Brocken für uns; wir sind aber nicht reich genug, um uns den Luxus von Kolonien leisten zu können.“

Unsere erste Zusammenkunft endete bei diesen Worten, da der Graf zum König gerufen wurde, der auf der Präfektur wohnte. Er lud mich jedoch ein, an demselben Abend um halb neun wiederzukommen.

Als ich nach dem Essen die Treppe hinunter ging, um mich zu der zweiten mir vom Kanzler bewilligten Audienz zu begeben, fand ich einen offenen, mit zwei Pferden bespannten und von einem Soldaten geführten Wagen vor meiner Türe. Ein zweiter Soldat erwartete mich auf den Stufen der kleinen Freitreppe, die das Trottoir mit der Haustüre verband; er lud mich ein, in den Wagen zu steigen, den man mir zur Verfügung gestellt hatte, um zur Provencer Straße zu gelangen und um zu verhindern, daß ich zu Fuß durch die Dunkelheit und Einsamkeit der Allee meinen Weg suche.

Ich wurde in den Speisesaal geführt; das war ein ziemlich großes, links vom Eingang nach dem Garten zu gelegenes Gemach des Unterstocks. Das Mahl war eben beendet; der Tisch wurde durch zwei dreiarmige Leuchter erhellt, die natürlich nur ein sehr unzureichendes Licht spendeten. Man hatte deshalb noch vier oder fünf Kerzen angezündet, die man einfach in den Hals von Champagnerflaschen gesteckt hatte, was einen ziemlich zigeunermäßigen und kriegerischen Eindruck machte. Es war das offenbar der Beweis einer beinahe kindlichen Affektation, eine theatralische und klassische Erinnerung an „Wallensteins Lager“. Es würde nämlich gar keine Schwierigkeit gemacht haben, sich im Hause oder in der Stadt Leuchter oder Lampen zu verschaffen.

Die Beamten der Staatskanzlei, die alle in Uniform waren, sowie die anwesenden Offiziere zogen sich sofort zurück, und ich blieb allein mit dem Kanzler.

Der Graf, der vom Tisch aufgestanden war, bot mir eine Zigarre an und ging, während er fortfuhr, an der seinen zu kauen, mit langen Schritten im Saale auf und nieder. Ohne weitere Umschweife nahm er sofort die Unterhaltung des Nachmittags wieder auf.

Er hatte den König gesehen und war vollständig einig mit Seiner Majestät, daß die vorgeschlagenen Bedingungen, besonders soweit sie sich auf Elsaß bezogen, nicht annehmbar seien: sie würden in gegebener Zeit Frankreich gestatten, eine offensive Haltung gegen Deutschland einzunehmen, dessen Organisation — wie Herr von Bismarck sagte — eine durchaus defensive sei.

Ich schlug darauf dem Kanzler, dem die Schleifung von Straßburg und die Umwandlung der Festung in eine freie Stadt nicht behagte, noch eine andere Lösung vor: das Departement des Oberrheins und das des Niederrheins — also das ganze Elsaß — sollten vorläufig für den Zeitraum von fünf Jahren die Konstitution eines freien neutralen Landes mit autonomer Regierung erhalten. Nach Ablauf dieser Frist sollte die Bevölkerung selbst befragt werden und darüber entscheiden, ob sie zu ihrer alten Nationalität zurückkehren, mit Deutschland vereinigt oder definitiv einen selbständigen Staat bilden wolle. In allen Fällen aber müsse Elsaß für immer als neutrales Land gelten, das keine Festungen und keine andere militärische Besatzung haben dürfe, als absolut notwendig zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung sei. Ich versuchte, es dem Grafen klar zu machen, daß in dieser Bevölkerung der lokale und der munizipale Geist sehr entwickelt sei und daß sie unter einer autonomen Regierung sehr rasch Sitten und Gesinnungen annehmen würde, die denen der Schweiz, ihrer Nachbarin und alten Alliierten, ähnlich seien.

Der Kanzler schien es nicht zu glauben, daß der in der elsässischen Bevölkerung herrschende Geist wirklich so sei, wie ich es ihm geschildert. Er meinte, ein so konstituierter Staat würde ein Vorposten für Frankreich und gegen Deutschland bedeuten; keine Regierung in Europa würde die Garantie für die Neutralität eines solchen Staates übernehmen.

„Außerdem aber“ — fügte er mit jener ungenierten Ausdrucksweise hinzu, die er zuweilen an Stelle der korrekten diplomatischen Sprache anzuwenden liebte — „außerdem würde man uns mit Steinen werfen, wenn der König und ich heimkehren wollten, ohne das Elsaß mitzubringen.“

Abgesehen von ihrer Ungeniertheit, hatte diese Sprache den Vorzug der Aufrichtigkeit: der Wille, Elsaß unter allen Umständen zu behalten, sprach sich darin offen aus, während der Graf in unserer am Nachmittag stattgefundenen Unterhaltung, die dem Besuche des Kanzlers bei seinem Könige voranging, sich nur mit großer Zurückhaltung über diesen Punkt geäußert hatte. Er betonte übrigens ganz besonders, daß dieser Wille durch den Verlauf der Ereignisse auferlegt und das unvermeidliche Ergebnis eines unglückseligen Schicksals sei. Es schien, als ob Herr von Bismarck in mitleidigem Tone sagte: „Ich achte die Kaiserin, ich beklage das unheilvolle Geschick Frankreichs, aber Sie wer-

den wohl selbst einsehen, daß es für uns unmöglich ist, Sie nicht zu erwürgen. Es tut mir wirklich furchtbar leid."

Aber kehren wir zum Elsaß zurück und zu dem Schicksal, das ihm der Sieger bestimmt hatte. Herr von Bismarck wollte eine Provinz daraus machen, ohne Aushebung zum Kriegsdienste, ohne Vertretung im Reichstage, die zwar einen Teil ihrer gegenwärtigen Organisation behalten, aber sehr stark von deutschen Truppen besetzt werden sollte. Die Verwaltung sollte durch Beamte geschehen, die man aus den verschiedenen Staaten Deutschlands berufen würde. Es würde keine einfache glatte Annexion sein. Es würde weder ein französisches noch ein neutrales Elsaß geben, aber es würde auch kein ganz deutsches Elsaß sein. Ein gleiches System sollte in Lothringen angewendet werden — ich hatte bei unserer ersten Unterhaltung sehr zu unrecht angenommen, daß diese Provinz gerettet sein würde. Der Graf versicherte mir mit offenbarer Überzeugung, daß der Verlust von Elsaß und Lothringen Frankreich nicht wesentlich verkleinern und daß es immer eine Macht ersten Ranges bleiben würde.

Alle Hauptpunkte noch einmal kurz wiederholend, erklärte mir dann Herr von Bismarck, daß der unmittelbar bevorstehende Fall von Metz sowie die demnächstige Einnahme von Paris, über die bei den Führern des deutschen Heeres nicht der leiseste Zweifel bestehe, dem Könige nicht erlaubten, die von der Kaiserin gemachten Friedensvorschläge in Erwägung zu ziehen, ohne Gefahr zu laufen, sich den ernsten Unwillen der Armee und des deutschen Volkes zuzuziehen.

Im Laufe dieser Gespräche drückte der Kanzler wiederholt sein Erstaunen darüber aus, daß die Kaiserin nicht versucht habe, in Frankreich für die Wiedereinsetzung des Kaisers zu wirken, und daß sie nicht schon vor wenigstens einem Monat Verhandlungen angeknüpft habe, die am Tage nach Sedan noch Aussichten auf Erfolg gehabt hätten, während sie jetzt durch die Siege und das immer weitere Vorrücken der deutschen Armeen unmöglich geworden seien.

Ich antwortete ihm darauf, daß die Kaiserin einem vielleicht etwas übertriebenen Gefühle gehorcht habe, nämlich der Achtung vor einer vollendeten Tatsache. Die Republik sei proklamiert worden, und da habe Ihre Majestät der Nationalverteidigung Zeit lassen wollen, ihr Programm durchzuführen; sie habe sich erst dann zu handeln entschlossen, als sie sich von der Unfähigkeit dieser Regierung überzeugt hatte.

Das von dem Kanzler ausgedrückte Befremden ist sehr erklärlich. Herr von Bismarck begriff, daß an dem Tage, wo der König in Paris einziehen würde, er dort keine richtig organisierte Regierung finden würde, mit der er unterhandeln könne, und daß auch anderseits kein Prätendent härtere Bedingungen erdulden könnte oder wollte, als die von der Kaiserin vorgeschlagenen. Herr von Bismarck schien außerdem sehr beunruhigt zu sein von dem Gedanken an die Gefahren, die eine verlängerte Besetzung eines Teiles von Frankreich durch die deutschen Truppen mit sich bringen müsse. Ich machte ihn dann noch besonders darauf aufmerksam, welch ernsten Schaden die Disziplin dieser Truppen durch die Berührung mit einer Bevölkerung, die der Demagogie anheimgefallen, nehmen könnte.

Aber die Hauptsorge Herrn von Bismarcks war diese: Schon am Tage, nachdem der Frieden unterzeichnet worden, würde Frankreich nur noch an die „Revanche" denken und dadurch Deutschland zwingen, fünfzehn, vielleicht zwanzig Jahre kriegsbereit zu stehen. Um zu versuchen, diese Gefahr abzulenken, will sich Deutschland vorsehen, denn es hat kein Vertrauen zu Versprechungen, von denen es fürchtet, daß sie, obwohl sie jetzt ehrlich gemeint sind, doch auf die Dauer unhaltbar sein werden.

Nach solchen Erklärungen, an denen sich nicht rütteln ließ, blieb mir nichts anderes übrig, als mich zurückzuziehen. Herr von Bismarck geleitete mich bis zur Türe und riet mir noch, nicht gleich Versailles zu verlassen für den Fall, daß er mir noch eine Mitteilung zu machen oder mir ein Schreiben zu übergeben habe.

⁂ ⁂ ⁂

Am dritten Tage nach diesen Zusammenkünften hörte ich, während ich mein Mittagessen beendete, eine ferne Musik, Trommelwirbel und Pfeifenspiel. Ich öffnete ein Fenster; die Musik kam näher; sie spielte einen Marsch, dessen Noten sich für immer meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Die Melodie war leicht, tänzelnd und hatte beinah etwas Spöttisches; es war zweifellos irgendein alter Refrain, den die französischen Armeen während des Siebenjährigen Krieges oder vielleicht auch während der Feldzüge Napoleons zurückgelassen haben und wie man solche sehr häufig in den Sammlungen von deutschen Volksliedern wiederfindet. Die Trommelschläger gaben den Takt an, den die Pfeifenbläser durch ihre Koloraturen verschönten. Die Musiker zogen über die Straße der Königin, dann verlor sich allmählich ihr „Rataplan" und ihr „Tirliteriti" in der Ferne und in dem dichten Nebel.

‚Das ist wahrscheinlich ein Ständchen,' dachte ich, ‚das man irgendeinem hohen Befehlshaber bringt, der eben in Versailles angekommen ist.' Ich erfuhr erst am andern Morgen die Bedeutung dieser nächtlichen Ronde: sie feierte die Kapitulation von Metz. Die Nachricht davon war eben angekommen. Nun war alles verloren; die Armee Bazaines, unsere letzte Hoffnung, das einzige Pfand, das wir dem Sieger bieten konnten, entschlüpfte uns und trat in einigen Stunden den Weg zu den deutschen Festungen an.

Am übernächsten Tage ließ mir der Graf

sagen, daß ich abreisen könne, daß er mich aber vorher noch einmal zu sehen wünsche.

In dieser letzten und kurzen Zusammenkunft war der Graf zartfühlend genug, des Falles von Metz mir gegenüber nicht direkt zu gedenken; er sagte mir ganz einfach, daß infolge der Wendung, die die militärischen Ereignisse genommen hätten, es ihm unnütz erscheine, meinen Aufenthalt in Versailles noch zu verlängern; er fügte hinzu, daß die Antwort auf den ihm von mir gebrachten Brief der Kaiserin durch den Grafen von Bernstorff, den Gesandten in London, überreicht würde. Ich grüßte und zog mich zurück. Einige Stunden später schickte mir der Graf von Hatzfeldt meinen Geleitbrief, der ordnungsgemäß vom Generalstab der Armee bestätigt und in dem mir der Weg meiner Rückreise genau vorgezeichnet war.

⁂

Am nächsten Morgen reiste ich in Begleitung meines treuen Dieners ab. Unser Weg ging über die von Versailles nach Château-Thierry führende Straße; von diesem Orte aus funktionierte die Eisenbahn wieder mit verhältnismäßiger Pünktlichkeit. Hier mußte ich mich von Arsène trennen; gleichzeitig mußte ich über mein Pferd und meinen Wagen irgendeine Verfügung treffen. Obwohl mein Vertrauen in Arsène, seit er sich in meinen Diensten befand, bedeutend zugenommen hatte, war es doch nicht groß genug, ihm so ganz die Sorge für meine Interessen anzuvertrauen. Ich nahm daher meine Zuflucht zu jenem liebenswürdigen Gerichtsdiener, den ich bei meiner ersten Durchreise schon einmal in Anspruch genommen hatte. Ich hatte das Glück, ihn zu Hause zu treffen, und er war auch sofort bereit, sich meiner Angelegenheit anzunehmen, und versprach einen Käufer für mein Gefährt ausfindig zu machen. Wirklich erhielt ich dann einige Monate später von meinem liebenswürdigen Vermittler einen sehr ansehnlichen Scheck als Preis für den Verkauf meines Pferdes und Wagens.

Auf dieser überaus traurigen Rückreise mußte ich Straßburg durchqueren, diese Stadt, die ich vor dem Kriege so oft besucht hatte, in der ich so viele Freunde zählte und die mir stets mit liebenswürdigem Reize geschmückt selbst wie eine gastliche Freundin erschienen war. Beim Wiedersehen dieser durch ein fünfwöchiges Bombardement so grausam zerstörten Stadt war mir's, als spräche Elsaß dieselben Worte zu mir, die in der Ballade von Uhland die Wirtin dem Wanderburschen zur Antwort gibt, als er sie nach ihrer schönen Tochter fragt: „Mein Bier und Wein ist frisch und klar, mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'!" Und der Bursche nähert sich dem Sarge, hebt den verhüllenden Schleier auf und murmelt: „Dich liebt ich noch immer, dich lieb' ich noch heut, und werde dich lieben in Ewigkeit."

Als ich dann, meine Reise fortsetzend, links unter der neu über den Rhein geworfenen Eisenbahnbrücke wegblickend die alte Schiffbrücke erschaute, die ich von früher her so gut kannte, und die Frankreich und das badische Land solange kameradschaftlich verbunden hatte — auf der sich die von beiden Ufern kommenden Landleute und Reisenden in friedlichem Hin und Her kreuzten, da entrang sich ein tiefer Seufzer meiner Brust.

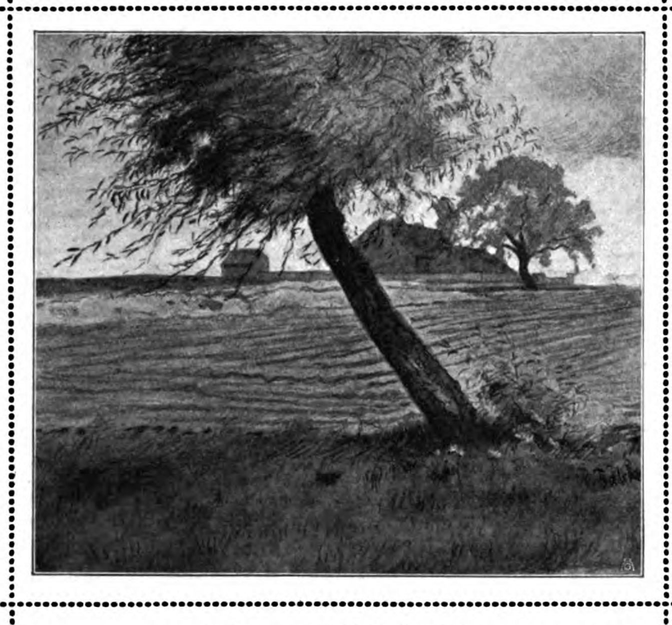
Von Kehl aus setzte ich meine Reise über Mainz und Koblenz fort. Ich fand beide Städte ganz mit „roten Hosen" bevölkert. Sie schienen französische Garnisonen zu sein; in den Hotels glaubte man zur Zeit der Mahlzeiten sich in einer Messe der Garde zu befinden.

Diese „roten Hosen", das waren unsere kriegsgefangenen Offiziere, die man von Metz hierher geführt hatte und die hier die endgültige Bestimmung ihres Schicksals erwarteten. Sie schienen sehr viel Freiheit zu genießen. Die meisten von ihnen machten nicht den Eindruck von Männern, die eben eine Rolle in einem historischen Drama gespielt haben; sie hatten weder die düstern Mienen, die in Unordnung geratenen Kleider, noch die verzerrten Gesichter und die krampfhaft geballten Fäuste, womit die Tradition der Theater und der Maler Besiegte und Gefangene so gern ausstattet. Sie trugen nichts von alledem zur Schau, weil sie eben weder Figuranten noch Modelle waren. Es waren Männer, deren sich — nach viermonatigem harten Kampf gegen den Feind und die Hungersnot, nach einer Reihe grausamster moralischer und materieller Leiden — nun eine vollständige psychische und physische Abspannung bemächtigt hatte, der selbst die durch den stärksten Geist beseelten Körper nicht zu entrinnen vermochten.

Zweifellos betrachteten diese Leute mit den männlichen Gesichtern, die ihre schöne Haltung von früher beibehalten hatten und sogar ihren französischen Übermut selbst jetzt noch nicht ganz verleugnen konnten, ihr Unglück wie eins jener Kriegsereignisse, wie es auch die Gegenpartei treffen kann — ja, treffen muß. Sie sind es, die, nachdem sie 1871 nach Frankreich zurückkehrten, der Kommune ein Ende machten, und nachdem sie die Ordnung wiederhergestellt und das Land sich selbst zurückgegeben hatten, ihre ganze Energie der Wiederherstellung der Armee widmeten und in aller Stille die große „Revanche" vorbereiteten. Wie viele von ihnen sind tot — wie viele andere werden sterben — ohne sie erlebt zu haben!

Von Koblenz aus fuhr ich nach Brüssel und von dort nach London und Richmond, wo ich Herrn Rouher genaue Rechenschaft über meine fruchtlose Mission ablegte. Der Kaiserin hatte ich schon von Versailles aus einen Bericht gesandt, der die Erzählung meiner Zusammenkünfte mit dem Grafen von Bismarck enthielt.

Aus unserer Studienmappe:



Zeichnung von Robert Balcke

Eine Jugendliebe. Von Franz Servaes



Sie verlebten miteinander einen Sommer, der wie Paradieseszeit in ihnen ruhte. Wolkenlos verstrich ihr Dasein, von Gluten durchsättigt, von Düften umtaumelt, von Luftwinden erfrischt. In den blauen Fluten des Sees, der zwischen Bergen sich sonnte, badeten sie ihre lichtumflossenen Leiber, sich tummelnd wie Fische und lachend wie Kinder. Und je üppiger die Natur um sie blühte, desto voller und tiefer schwoll ihr Glück, gleich als wollte es ins Grenzenlose sich verlieren.

Doch mit den ersten Anzeichen des Herbstes kam in sie das Erschrecken. Es schlich sich etwas in ihre Adern wie ein Erfrösteln vor dem Anhauch der Vergänglichkeit. Was sollen wir tun? fragten sie sich. Wie sollen wir das große Glück, das wir miteinander erlebt haben, uns retten? Zu vollkommen war es gewesen, als daß es länger noch dauern könnte. Von Tag zu Tag müßte es jetzt sich mindern und würde so allmählich versickern. Unerträglich dünkte ihnen das. Und sie dachten an gemeinsamen Tod. Dieser erschien ihnen als der würdigste Akt, ihrem Zusammenleben einen Abschluß zu finden. Hierdurch allein konnten sie beweisen, daß die Liebe ihnen alles gewesen war, und daß es ein Danach nicht mehr geben konnte.

Aber gab es wirklich kein Danach mehr? Bot das Leben nicht neue Aufgaben, neue Reize? Jeder für sich allein machte Stunden in sich durch, in denen er die unverwischten Lockungen des Lebens mit sanfter Macht in sich verspürte. Aber sie schämten sich dieser Anwandlungen. Sie meinten, solche dürften nicht sein. Und nur noch hitziger stürzten sie sich in den Gedanken eines gemeinschaftlichen Sterbens, als ihrer letzten und höchsten Seligkeit. Sie sprachen davon wie von einer völlig beschlossenen Sache; wie von etwas ein für allemal Unentrinnbarem; wie vom Inhalt ihres lautersten unantastbaren Begehrens. Und waren doch voll heimlich zuckender Lebensbegierden, voll langsam anwandelnder Traurigkeiten, voll unversehens überfröstelndem Schauer. Sie redeten und fieberten wie in schicksalsvoller Hast und Eile — und arbeiteten in ihrem Unbewußten

an immer dichter versponnenen und stärker verflochtenen Aufschüben. Endlich, wie in selig-stolzem Aufwallen, bestimmten sie einen Tag, an dem sie den Schlußpunkt setzen wollten. Und es kam über sie wie eine große Erleichterung.

Es war am Tage vorher, da sagte der Mann, als er frühmorgens in den Armen des geliebten Weibes erwachte, ganz plötzlich: „Warum wollen wir eigentlich miteinander sterben? Könnten wir nicht ebensogut miteinander — leben?" Und allmählich sich ermunternd, fuhr er zu reden fort: „Wäre dieses nicht um vieles klüger? Wäre es nicht natürlicher und . . . gesünder?" — Das Weib erbleichte. Nie war sie jemals so tief bis in die äußersten Schläfen erbleicht. — „Dies war es," so murmelte sie, „was ich die ganze Zeit über befürchtet habe: daß du mir vorschlagen könntest, miteinander fortzuleben. Und jetzt ist es aus. Jetzt können wir nicht einmal mehr miteinander sterben. Du hast den Tod uns entweiht, gleichwie du unsere Liebe herabgezogen hast. Denn was könnte wohl eine Leidenschaft tiefer töten, als die nüchtern geäußerte Absicht, sie in Ehrbarkeit abzuschwächen, sie zur häuslichen Tugend bürgerlich-brav einschrumpfen zu lassen? Heißt dies nicht, allen Glanz, alle Farbe, alles Feuer ihr heimtückisch rauben, sie ins Joch des Alltages schmieden und so in Banalität und Gewöhnlichkeit sie gänzlich entzaubern?" Hart und fast feindselig bohrten sich ihre Augen in das Antlitz des Mannes, der betroffen schwieg und den Kopf tief auf die Brust fallen ließ. Auch das Weib schwieg eine Weile und sagte dann mit leiser Bestimmtheit: „Das einzige, was uns selber uns zurückschenken kann, und vielleicht mit der Zeit wieder aufzurichten vermag, ist, daß wir stark und still auseinandergehen — jeder mit seiner Erinnerung, als mit einem sicher behüteten, von Schweigen eingezäunten Heiligtum seines Herzens." — „Du hast recht," sprach der Mann. „Ich schäme mich meines Kleinmuts. Und bin stolz auf dich, meine Geliebte, die mich mir zurückschenkte. Ja, wir wollen uns trennen und neu ins Leben treten. Und wenn dann die Stürme um uns hergehen, die Tücken um uns aufzischen, die Sümpfe endlos uns begleiten, dann wollen wir, jeder für sich in seinem stillen Winkel, dieses wundersamen Sommers gedenken, der uns in unserer Liebe vereinigte. Davon wird dann ein Sonnenstrahl aufhellend in unser künftiges Leben gehen."

So sprechend, nahmen sie voneinander Abschied und schritten hell und aufrecht, ein sehnendes Zagen tapfer niederkämpfend, ins Land ihrer Zukunft hinein.

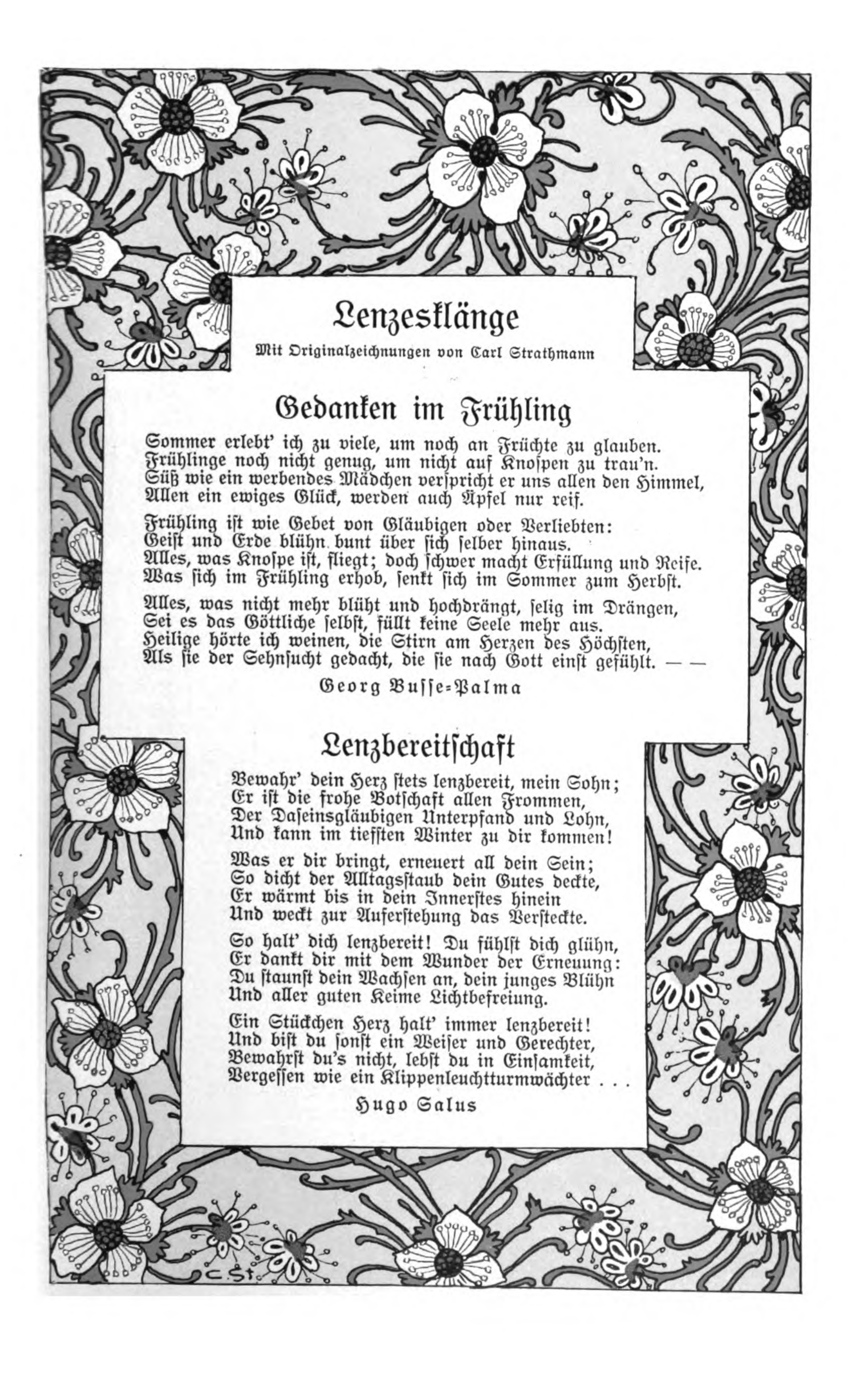
✠ ✠ ✠

Fast ein halbes Jahrhundert war vergangen. Da begegneten die damals Liebenden einander in einem Badeort als alte Leute.

Erst erkannten sie einander nicht. Dann sagte die Gattin des Mannes zu diesem: „Du, diese Dame da schaut dich immer so seltsam an. Fast, als ob sie dich einmal gekannt hätte." — Der alte Mann blickte auf und sah jenes Weib an. Dieses erhob sich und trat mit einiger Lebhaftigkeit auf ihn zu: „Sind Sie nicht — ?" — „Ach ja, der bin ich. Und dieses ist meine Frau." — „Und ich bin Witwe. Verlor meinen Mann vor zehn Jahren und habe zwei Söhne in Amerika."

Das Gespräch flog hin und her, laut, munter und angeregt. Beide lachten herzlich und klangvoll und freuten sich der zufälligen flüchtigen Begegnung. Beide dachten: ‚Wie nett doch, solch alte Jugendbekanntschaft wieder aufzufrischen.' Mehr dachten sie nicht. Ihrer Liebe hatten sie vergessen. Oder wenn sie sie nicht vergessen hatten, so mochten sie doch ihrer nicht gedenken. Sie hätten des Wörtleins „Liebe" sich geschämt, so überspannt klang das, so romantisch! Aber wie gern erinnerte man sich einer „Jugendbekanntschaft". Das klang harmlos und nett, und man konnte vor allen Leuten davon reden! Mehr war es ja wohl auch gar nicht gewesen. Man konnte sich wirklich nicht erinnern. Man spürte nichts mehr davon.

Und doch war eine da, die etwas davon spürte — die Gattin des Mannes. Die fühlte, leise aber deutlich und nicht ohne Beunruhigung, den Stich der Eifersucht. Was wollte ihr alter Mann mit jener fremden alten Dame? Weshalb erinnerte er sich so gern vergangener Zeiten? Und sie zog ihn leise mit sich fort. Dieser Mann da gehörte ihr, ihr ganz allein. S i e war die Gattin! — —



Lenzesklänge

Mit Originalzeichnungen von Carl Strathmann

Gedanken im Frühling

Sommer erlebt' ich zu viele, um noch an Früchte zu glauben.
Frühlinge noch nicht genug, um nicht auf Knospen zu trau'n.
Süß wie ein werbendes Mädchen verspricht er uns allen den Himmel,
Allen ein ewiges Glück, werden auch Äpfel nur reif.

Frühling ist wie Gebet von Gläubigen oder Verliebten:
Geist und Erde blühn bunt über sich selber hinaus.
Alles, was Knospe ist, fliegt; doch schwer macht Erfüllung und Reife.
Was sich im Frühling erhob, senkt sich im Sommer zum Herbst.

Alles, was nicht mehr blüht und hochdrängt, selig im Drängen,
Sei es das Göttliche selbst, füllt keine Seele mehr aus.
Heilige hörte ich weinen, die Stirn am Herzen des Höchsten,
Als sie der Sehnsucht gedacht, die sie nach Gott einst gefühlt. — —

Georg Busse-Palma

Lenzbereitschaft

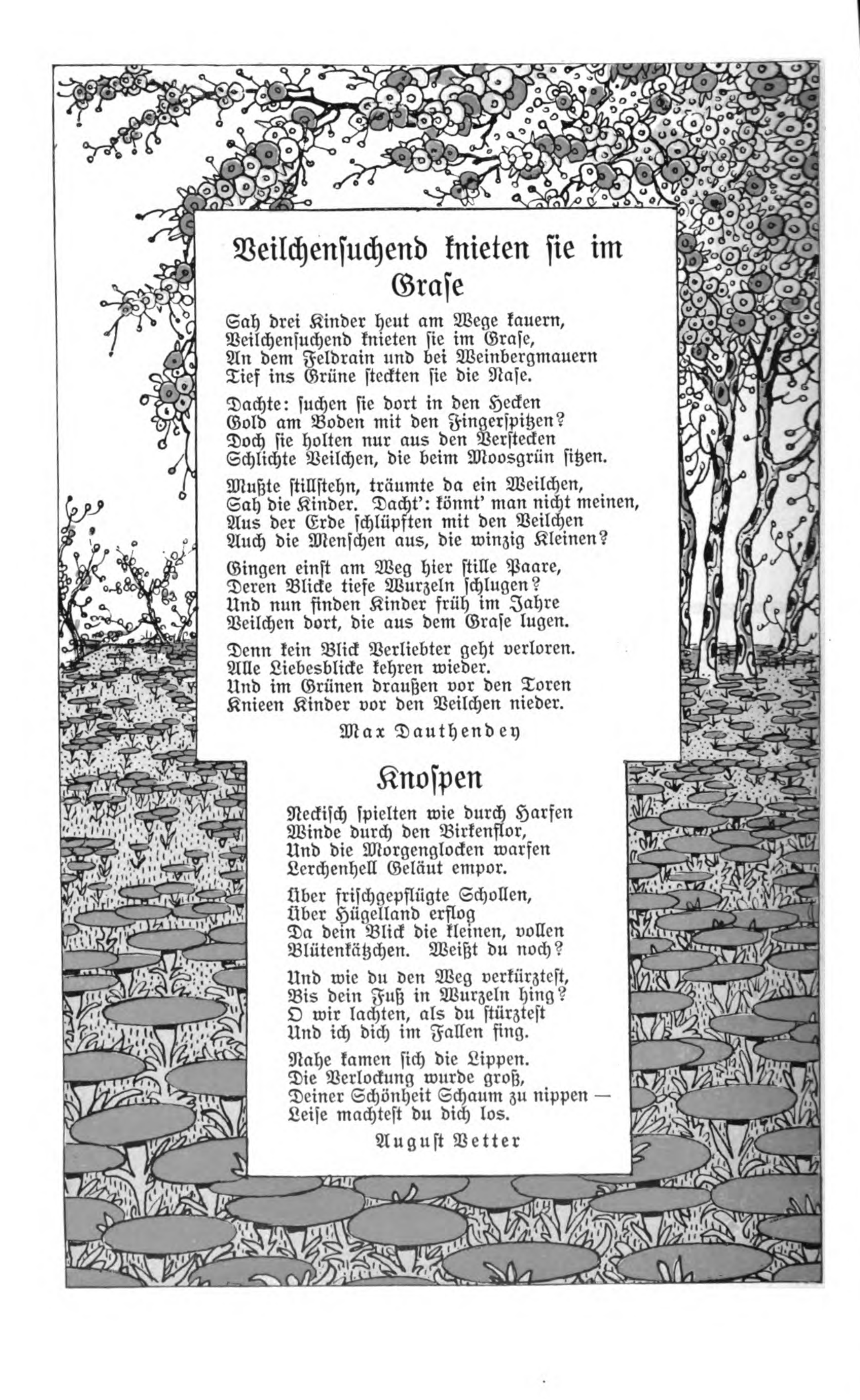
Bewahr' dein Herz stets lenzbereit, mein Sohn;
Er ist die frohe Botschaft allen Frommen,
Der Daseinsgläubigen Unterpfand und Lohn,
Und kann im tiefsten Winter zu dir kommen!

Was er dir bringt, erneuert all dein Sein;
So dicht der Alltagsstaub dein Gutes deckte,
Er wärmt bis in dein Innerstes hinein
Und weckt zur Auferstehung das Versteckte.

So halt' dich lenzbereit! Du fühlst dich glühn,
Er dankt dir mit dem Wunder der Erneuung:
Du staunst dein Wachsen an, dein junges Blühn
Und aller guten Keime Lichtbefreiung.

Ein Stückchen Herz halt' immer lenzbereit!
Und bist du sonst ein Weiser und Gerechter,
Bewahrst du's nicht, lebst du in Einsamkeit,
Vergessen wie ein Klippenleuchtturmwächter . . .

Hugo Salus



Veilchensuchend knieten sie im Grase

Sah drei Kinder heut am Wege kauern,
Veilchensuchend knieten sie im Grase,
An dem Feldrain und bei Weinbergmauern
Tief ins Grüne steckten sie die Nase.

Dachte: suchen sie dort in den Hecken
Gold am Boden mit den Fingerspitzen?
Doch sie holten nur aus den Verstecken
Schlichte Veilchen, die beim Moosgrün sitzen.

Mußte stillstehn, träumte da ein Weilchen,
Sah die Kinder. Dacht': könnt' man nicht meinen,
Aus der Erde schlüpften mit den Veilchen
Auch die Menschen aus, die winzig Kleinen?

Gingen einst am Weg hier stille Paare,
Deren Blicke tiefe Wurzeln schlugen?
Und nun finden Kinder früh im Jahre
Veilchen dort, die aus dem Grase lugen.

Denn kein Blick Verliebter geht verloren.
Alle Liebesblicke kehren wieder.
Und im Grünen draußen vor den Toren
Knieen Kinder vor den Veilchen nieder.

Max Dauthendey

Knospen

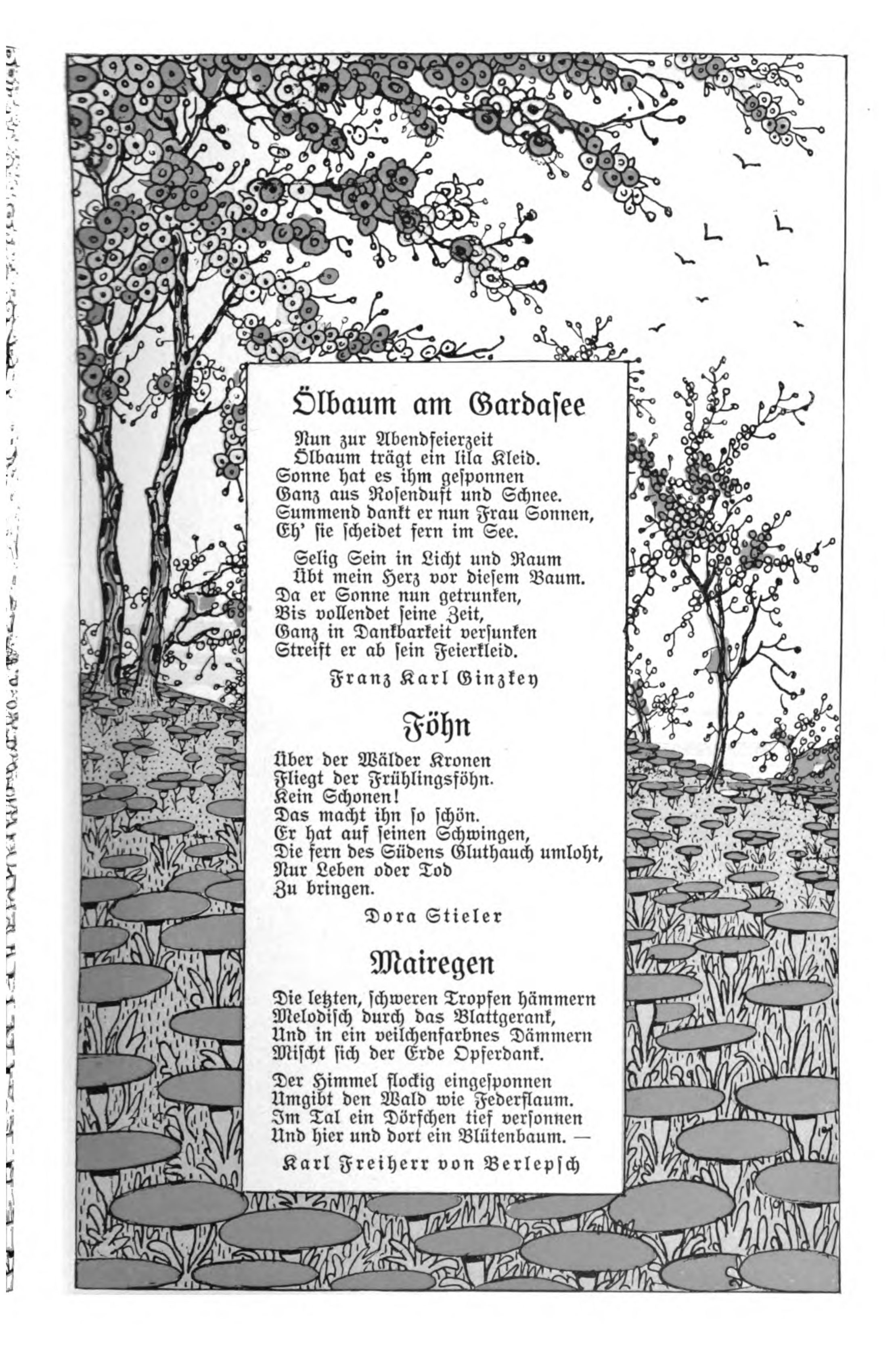
Neckisch spielten wie durch Harfen
Winde durch den Birkenflor,
Und die Morgenglocken warfen
Lerchenhell Geläut empor.

Über frischgepflügte Schollen,
Über Hügelland erflog
Da dein Blick die kleinen, vollen
Blütenkätzchen. Weißt du noch?

Und wie du den Weg verkürztest,
Bis dein Fuß in Wurzeln hing?
O wir lachten, als du stürztest
Und ich dich im Fallen fing.

Nahe kamen sich die Lippen.
Die Verlockung wurde groß,
Deiner Schönheit Schaum zu nippen —
Leise machtest du dich los.

August Vetter



Ölbaum am Gardasee

Nun zur Abendfeierzeit
Ölbaum trägt ein lila Kleid.
Sonne hat es ihm gesponnen
Ganz aus Rosenduft und Schnee.
Summend dankt er nun Frau Sonnen,
Eh' sie scheidet fern im See.

Selig Sein in Licht und Raum
Übt mein Herz vor diesem Baum.
Da er Sonne nun getrunken,
Bis vollendet seine Zeit,
Ganz in Dankbarkeit versunken
Streift er ab sein Feierkleid.

Franz Karl Ginzkey

Föhn

Über der Wälder Kronen
Fliegt der Frühlingsföhn.
Kein Schonen!
Das macht ihn so schön.
Er hat auf seinen Schwingen,
Die fern des Südens Gluthauch umloht,
Nur Leben oder Tod
Zu bringen.

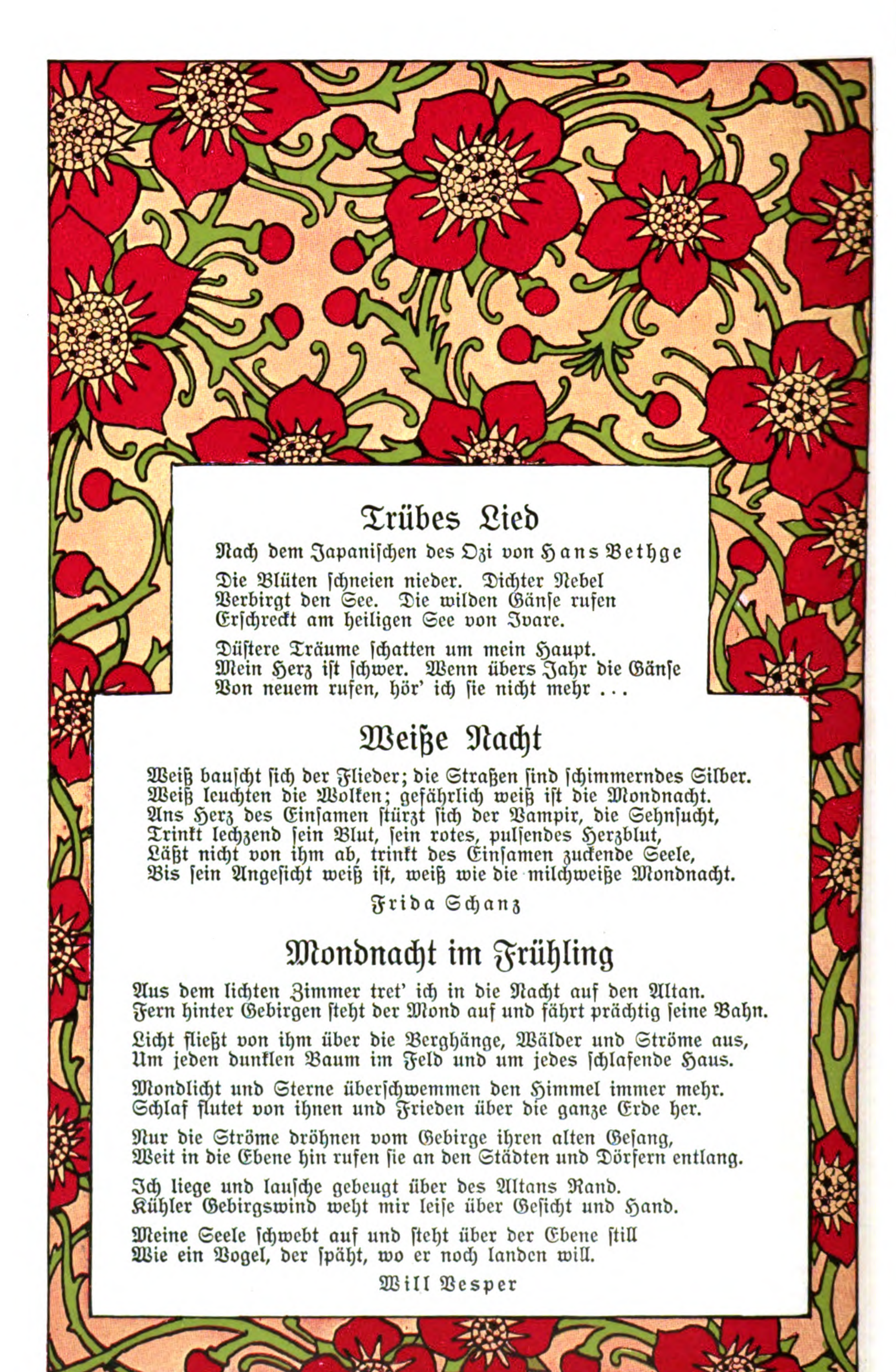
Dora Stieler

Mairegen

Die letzten, schweren Tropfen hämmern
Melodisch durch das Blattgerank,
Und in ein veilchenfarbnes Dämmern
Mischt sich der Erde Opferdank.

Der Himmel flockig eingesponnen
Umgibt den Wald wie Federflaum.
Im Tal ein Dörfchen tief versonnen
Und hier und dort ein Blütenbaum. —

Karl Freiherr von Berlepsch



Trübes Lied

Nach dem Japanischen des Ozi von Hans Bethge

Die Blüten schneien nieder. Dichter Nebel
Verbirgt den See. Die wilden Gänse rufen
Erschreckt am heiligen See von Ivare.

Düstere Träume schatten um mein Haupt.
Mein Herz ist schwer. Wenn übers Jahr die Gänse
Von neuem rufen, hör' ich sie nicht mehr ...

Weiße Nacht

Weiß bauscht sich der Flieder; die Straßen sind schimmerndes Silber.
Weiß leuchten die Wolken; gefährlich weiß ist die Mondnacht.
Ans Herz des Einsamen stürzt sich der Vampir, die Sehnsucht,
Trinkt lechzend sein Blut, sein rotes, pulsendes Herzblut,
Läßt nicht von ihm ab, trinkt des Einsamen zuckende Seele,
Bis sein Angesicht weiß ist, weiß wie die milchweiße Mondnacht.

Frida Schanz

Mondnacht im Frühling

Aus dem lichten Zimmer tret' ich in die Nacht auf den Altan.
Fern hinter Gebirgen steht der Mond auf und fährt prächtig seine Bahn.

Licht fließt von ihm über die Berghänge, Wälder und Ströme aus,
Um jeden dunklen Baum im Feld und um jedes schlafende Haus.

Mondlicht und Sterne überschwemmen den Himmel immer mehr.
Schlaf flutet von ihnen und Frieden über die ganze Erde her.

Nur die Ströme dröhnen vom Gebirge ihren alten Gesang,
Weit in die Ebene hin rufen sie an den Städten und Dörfern entlang.

Ich liege und lausche gebeugt über des Altans Rand.
Kühler Gebirgswind weht mir leise über Gesicht und Hand.

Meine Seele schwebt auf und steht über der Ebene still
Wie ein Vogel, der späht, wo er noch landen will.

Will Vesper

Fragment aus der Jugendzeit

Von Hermann Hesse

on den Hügeln sank mit goldenen Schleiern der Sommerabend. Der Tag war heiß und leuchtend gewesen, nun strich den dunkelnden Strom entlang mit kühlem Wehen vom Gebirge her der leichte Nachtwind, beladen mit dem honigschweren Duft der Lindenblüte. Indem Wagenfahren und Arbeitsgeräusch in der abendlichen Stadt mehr und mehr verstummten, sang das rasche, gleichmäßige Strömen des dunklen Wassers vernehmlicher. Aus einem schnell stromabwärts treibenden Nachen klang die Stimme eines singenden Bauernmädchens, Spaziergänger lauschten und lachten hinüber. In den Häusern der steilen Uferseite, die schwarz und schattenhaft in den milchig hellen Himmel stiegen, glommen schon hier und dort vereinzelte rote Fenster auf und bildeten zufällige Sternbilder und Figuren, deren Spiegelbild der Rhein mit ungleichem Wellengang verschob und tanzen machte.

In meiner hoch über dem Strome gelegenen Mansarde war es noch heiß. Ich lag im offenen Fenster und schaute dem Wasser zu, das ebenso unaufhaltsam und ebenso gleichmäßig und eintönig und gleichgültig der Nacht und Ferne entgegenfloß, wie mir die öden Tage dahinrannen, von denen jeder köstlich und unverlierbar wertvoll hätte sein können und sein sollen, und von denen doch einer wie der andere ohne Wert und ohne Andenken unterging.

So ging es seit Wochen, und ich wußte nicht, wie und wann es anders werden sollte. Ich war dreiundzwanzig Jahre alt und brachte meinen Tag in einem unbedeutenden Bureau zu, wo ich mit einer gleichgültigen Arbeit soviel Geld verdiente, daß ich ein kleines Dachzimmer mieten und mir an Speise und Kleidung das Notwendigste kaufen konnte. Die Abende, Nächte und frühen Morgenstunden aber sowie die Sonntage versaß ich brütend in meinem Stüblein, las in den paar Büchern, die ich besaß, zeichnete zuweilen und grübelte an einer Erfindung herum, die ich schon fertig zu haben geglaubt hatte und deren Ausführung mir doch fünf- und zehn- und zwanzigmal mißlungen war. Neuerdings hatte ich die Arbeit daran aufgegeben und saß nun da und wunderte mich, wohin der Fleiß und die leidenschaftliche Schaffenslust und der tröstliche Glaube an mich selber gekommen seien. Zuweilen machte ich noch einen kleinen Anlauf, ließ eine Mahlzeit ausfallen und kaufte für die gesparten Pfennige Zeichenzeug, Papier und Lampenöl, aber ich tat es nur noch aus dem Bedürfnis, mir etwas vorzulügen, und mit dem schon ungläubigen Wunsche, noch einmal Stunden und Abende wie früher im herrlichen Fieber der Hoffnung und des Schaffens hinbringen zu können. Seit nun die heiße Zeit gekommen war und meine Kammer bis in die Nacht in der ermattenden Dachwärme glühte, sah ich außerhalb meines Bureaus den Stunden nur noch als ein müßiger Betrachter zu und hatte nichts dagegen, sie vor mir vergehen zu sehen wie welke Blumen. Manchmal saß ich eine Weile auf den Bänken eines öffentlichen Platzes, wo es nach Bäumen und Rasen roch, und manchmal ergriff mich am Sonntagmorgen ein plötzliches leidenschaftliches Verlangen nach Fluren, Wald, Bergen und Dorfluft, denn ich war auf dem Lande aufgewachsen. Doch folgte ich diesem Heimweh fast niemals, denn mit dem kümmerlichen Leben und dem beständigen Geldmangel war mir alle Frische und Unternehmungslust abhanden gekommen. Plagte mich die Erinnerung an Heimat und Kinderzeiten und ländliche Freiheit einmal allzu stark, so schrieb ich einen Brief an meine Mutter, in dem ich ihr erzählte, daß es mir gut gehe und daß in hiesiger Stadt ein herrliches Leben sei. Das geschah alle fünf oder sechs Wochen einmal, und nachher besann ich mich, warum ich eigentlich den einzigen Menschen in der Welt, der mir lieb war und der an mir hing, anlöge.

An jenem schönen Sommerabende war ich unentschlossen, ob ich der Einladung des Direktors Gelbke zu einer familiären

Gartengesellschaft folgen sollte oder nicht. Es war mir unerwünscht, unter Menschen zu sein und reden und zuhören und Antwort geben zu müssen; ich war dazu zu müde und teilnahmlos, auch war ich dort wieder genötigt zu lügen, zu tun, als gehe es mir gut und als sei es mit mir in Ordnung. Hingegen war es eine angenehme und tröstliche Vorstellung, daß es dort etwas zu essen und einen guten Trunk geben würde, daß dort im kühlen Garten Blumen und Sträucher dufteten und stille Wege durch Ziergebüsche und unter alten Bäumen hinführten. Der Direktor Gelbke war, abgesehen von meinen paar armen Mitangestellten im Geschäft, mein einziger Bekannter in der Stadt. Mein Vater hatte ihm oder vielleicht auch schon seinem Vater vorzeiten einmal irgendeinen Dienst erwiesen, und auf den Rat meiner Mutter hatte ich vor zwei Jahren einen Besuch bei ihm gemacht, und nun lud mich der freundliche Herr je und je ins Haus, ohne mich jedoch gesellschaftlichen Lagen auszusetzen, denen meine Erziehung und meine Garderobe nicht gewachsen war.

Der Gedanke an ein luftig kühles Sitzen in des Direktors Garten machte mir meine enge, dumpfe Stube vollends unleidlich, so daß ich hinzugehen beschloß. Ich zog den besseren Rock an, reinigte meinen Hemdkragen mit dem Radiergummi, bürstete mir Hosen und Stiefel ab und schloß nach meiner Gewohnheit die Türe hinter mir ab, obwohl kein Dieb etwas bei mir hätte holen können. Ein wenig müde, wie ich damals immer war, ging ich die enge, schon dämmernde Gasse hinab, über die belebte Brücke und durch ruhige Straßen des vornehmeren Stadtteils zu dem Haus des Direktors, das schon beinahe außerhalb der Stadt in einer halb ländlichen, altmodisch bescheidenen Herrschaftlichkeit neben seinem mauerumschlossenen Garten lag. Ich blickte, wie schon manchesmal, an dem breit und niedrig gebauten Hause, an der von Kletterrosen umwachsenen Pforte und den breitsimsigen, behäbigen Fenstern mit einer beklommenen Sehnsucht empor, zog leise die Glocke und trat an der Magd vorbei in den halbdunkeln Flur mit der erregten Befangenheit, die mich vor jedem Zusammenkommen mit fremden Menschen befiel. Bis zum letzten Augenblick hatte ich noch eine halbe Hoffnung gehegt, ich würde Herrn Gelbke mit seiner Frau oder etwa mit den Kindern allein finden; nun aber drangen mir vom Garten her fremde Stimmen entgegen, und ich ging zögernd durch die kleine Halle auf die Gartenwege zu, die nur von wenigen Papierlaternen unsicher beleuchtet waren.

Die Hausfrau kam mir entgegen, gab mir die Hand und führte mich an den hohen Gebüschen hin zu einem Rondell, wo bei Lampenlicht die Gesellschaft an zwei Tischen saß. Der Direktor begrüßte mich mit seiner freundlich heiteren Art, mehrere Hausfreunde nickten mir zu, einige von den Gästen erhoben sich, ich hörte Namen nennen, murmelte einen Gruß, verneigte mich gegen einige Damen, die hellgekleidet im Lampenscheine schimmerten und mich einen Augenblick betrachteten; dann wurde mir ein Stuhl gegeben, und ich fand mich unten an der Schmalseite eines Tisches zwischen einem älteren Fräulein und einem schlanken jungen Mädchen sitzen. Die Damen schälten Orangen, mir aber wurde Butterbrot, Schinken und ein Weinglas hingestellt. Die Ältere sah mich eine Zeitlang an und fragte dann, ob ich nicht Philolog sei und ob sie mich nicht schon da und da getroffen habe. Ich verneinte und sagte, ich sei Kaufmann, oder eigentlich Techniker, und begann, ihr einen Begriff davon zu geben, welcher Art Mensch ich sei; da sie aber gleich wieder anderswohin schaute und offenbar nicht zuhörte, schwieg ich still und begann, von den guten Speisen zu essen. Damit brachte ich, da niemand mich störte, eine gute Viertelstunde hin, denn es war mir eine festliche Ausnahme, am Abend so reichliches und feines Essen zu haben. Dann trank ich langsam ein Glas von dem guten, weißen Weine und saß nun unbeschäftigt und wartend, was geschehen werde.

Da wandte sich die junge Dame zu meiner Rechten, mit der ich noch kein Wort gesprochen hatte, unversehens zu mir herüber und bot mir mit einer schlanken und biegsamen Hand eine geschälte halbe Orange an. Indem ich ihr dankte und die Frucht hinnahm, wurde mir ungewohnt fröhlich und wohl zumute, und ich dachte, daß ein fremder Mensch wohl kaum auf eine lieblichere Weise sich einem anderen

nähern könne, als durch eine so einfache und schöne Darbietung. Erst jetzt betrachtete ich meine Nachbarin mit Aufmerksamkeit, und was ich sah, war ein feines, zartes Mädchen, wohl so groß wie ich oder noch größer, von beinahe gebrechlichen Formen und mit einem schmalen, schönen Gesicht. So erschien sie mir wenigstens in jenem Augenblick, denn später konnte ich wohl bemerken, daß sie zwar fein und sehr schlank von Gliedern, aber kräftig, behende und sicher war. Sobald sie aufstand und umherging, verschwand in mir die Vorstellung von schutzbedürftiger Zartheit, denn in Gang und Bewegungen war das Mädchen ruhig, stolz und selbständig.

Ich aß die halbe Orange mit Bedacht und gab mir Mühe, dem Mädchen höfliche Worte zu sagen und mich als einen leidlich honetten Menschen zu zeigen. Denn plötzlich war mir der Verdacht gekommen, sie möchte mich vorher bei meiner stummen Mahlzeit beobachtet haben und mich nun entweder für einen Grobian halten, der überm Essen seine Nachbarschaft vergißt, oder für einen Hungerleider, und dies wäre mir das Peinlichere gewesen, da es der Wahrheit verzweifelt ähnlich sah. Dann verlor aber ihre hübsche Gabe den einfachen Sinn und wurde zu einer Spielerei, vielleicht gar zum Spott. Aber mein Verdacht schien unbegründet. Wenigstens sprach und bewegte sich das Fräulein mit einer unbefangenen Ruhe, ging auf meine Reden mit höflicher Teilnahme ein und tat durchaus nicht, als halte sie mich für einen kulturlosen Vielfraß.

Dennoch fiel mir die Unterhaltung mit ihr nicht leicht. Ich war zu jener Zeit vor den meisten jungen Leuten meines Alters in gewissen Lebenserfahrungen ebenso weit voraus, wie ich an äußerer Bildung und geselliger Übung hinter ihnen zurückstand. Ein höfliches Gespräch mit einer jungen Dame von feinen Manieren war für mich immerhin ein Wagestück. Auch bemerkte ich nach einiger Zeit wohl, daß das schöne Mädchen mein Unterlegensein wahrgenommen habe und mich schone. Das machte mir heiß, half mir aber keineswegs über meine schwerfällige Befangenheit hinweg, sondern verwirrte mich nur, so daß ich trotz des erquicklichen Anfangs bald in eine fatale Stimmung von mutlosem Trotz geriet. Und als die Dame nach einer Weile sich den Gesprächen des anderen Tisches zuwendete, machte ich keinen Versuch, sie bei mir zurückzuhalten, sondern blieb verstockt und trübe sitzen, während jene nun mit den andern lebhaft und lustig konversierte. Es wurde mir eine Zigarrenkiste hingehalten, ich nahm einen Stengel und rauchte unfroh und schweigend in den bläulichen Abend hinein. Als bald darauf mehrere Gäste sich erhoben und plaudernd in den Gartenwegen zu spazieren anfingen, stand auch ich leise auf, ging beiseite und stellte mich mit meiner Zigarre hinter einen Baum, wo niemand mich störte und ich die Lustbarkeit von weitem betrachten konnte.

Nach meiner pedantischen Art, die ich zu meinem Leidwesen niemals habe ändern können, ärgerte ich mich und machte mir Vorwürfe wegen meines töricht trotzigen Verhaltens, ohne mich doch überwinden zu können. Da niemand sich um mich kümmerte, ich aber den Entschluß zu einer harmlosen Rückkehr nicht fand, blieb ich wohl eine halbe Stunde lang in meinem unnötigen Versteck und trat erst, als ich den Hausherrn nach mir rufen hörte, zögernd hervor. Ich ward vom Direktor an seinen Tisch gezogen, gab auf seine gütigen Fragen nach meinem Leben und Ergehen ausweichende Antwort und fand mich langsam wieder in die allgemeine Geselligkeit hinein. Eine kleine Strafe für mein voreiliges Entweichen blieb mir freilich nicht erspart. Das schlanke Mädchen saß mir jetzt gegenüber, und je besser sie mir im längeren Anschauen gefiel, desto mehr bereute ich meine Fahnenflucht und versuchte wiederholt, wieder mit ihr anzuknüpfen. Sie aber war nun stolz und überhörte meine schwachen Anläufe zu einer neuen Konversation. Einmal traf mich ihr Blick, und ich dachte, er würde geringschätzend oder übelgelaunt sein, aber er war nur kühl und gleichgültig.

Die graue und häßliche Alltagsstimmung von Kümmerlichkeit, Zweifelsucht und Leere kam von neuem über mich. Ich sah den Garten mit mildschimmernden Wegen und schönen dunkeln Laubmassen, die weißgedeckten Tafeln mit Lampen, Fruchtschalen, Blumen, Birnen und Orangen, die gutgekleideten Herren

und die Frauen und Mädchen in hellen, hübschen Blusen, ich sah weiße Damenhände mit Blumen spielen, roch den Duft des Obstes und den blauen Rauch der guten Zigarren, hörte höfliche und feine Menschen vergnügt und lebhaft reden — und dieses alles schien mir unendlich fremd, nicht zu mir gehörig und für mich unerreichbar, ja unerlaubt. Ich war ein Eindringling, ein höflich und vielleicht mitleidig geduldeter Gast aus einer geringeren, armseligen Welt. Ich war ein namenloser, armer kleiner Arbeiter, der wohl eine Zeitlang Träume vom Emporsteigen zu einem feineren und freieren Dasein gehegt hatte, nun aber längst in die zähe Schwere seines hoffnungslosen Wesens zurückgesunken war.

So verging mir der schöne Sommerabend und die heitere Geselligkeit in einem trostlosen Mißbehagen, das ich in törichter Selbstquälerei noch trotzig auf die Spitze trieb, statt mich wenigstens der wohligen Umgebung bescheiden zu freuen. Um elf Uhr, als die ersten aufbrachen, nahm auch ich kurzen Abschied und ging auf dem kürzesten Wege heimwärts, um ins Bett zu kommen. Denn seit einiger Zeit hatte sich eine dauernde Trägheit und Schlaflust meiner bemächtigt, mit welcher ich während der Arbeitsstunden häufig zu kämpfen hatte und der ich in meiner Mußezeit alle Augenblicke willenlos unterlag.

Einige Tage vergingen in dem gewohnten Schlendrian. Das Bewußtsein, in einem traurigen Ausnahmezustand zu leben, war mir allbereits verloren gegangen; ich lebte mit einer gedankenlos ergebenen Gleichgültigkeit stumpf dahin und sah ohne Bedauern Stunden und Tage hinter mich gleiten, von denen doch ein jeder Augenblick ein unwiederbringliches Stücklein Jugend und Lebenszeit bedeutete. Ich bewegte mich wie ein Uhrwerk, stand rechtzeitig auf, legte den Weg ins Geschäft zurück, tat mein bißchen mechanische Arbeit, kaufte mir Brot und ein Ei zum Essen, ging wieder zur Arbeit und lag dann am Abend in meiner Mansarde im Fenster, wo ich häufig einschlief. An den Gartenabend beim Direktor dachte ich nicht mehr. Überhaupt entschwanden mir die Tage, ohne Erinnerungen zu hinterlassen, und wenn ich zuweilen, etwa nachts im Traume, anderer Zeiten gedachte, waren es entlegene Kindererinnerungen, die mich wie Nachklänge einer vergessenen und fabelhaft gewordenen Präexistenz anmuteten.

Da geschah es in einer heißen Mittagsstunde, daß das Schicksal sich meiner wieder erinnerte. Ein weißgekleideter Italiener mit einer gellenden Handglocke und einem kleinen Wagen klirrte durch die Gassen und bot Eis feil. Ich kam gerade aus dem Bureau und gab, wohl zum erstenmal seit Monaten, einem plötzlichen Gelüste nach. Meiner peinlich sparsamen Regelmäßigkeit vergessend, zog ich ein Geldstück aus dem Beutel und ließ mir von dem Italiener einen kleinen Papierteller mit rötlichem Fruchteis füllen, das ich im Hausflur gierig verspeiste. Die aufrüttelnd kalte Erfrischung schien mir köstlich, ich kann mich daran erinnern, daß ich mit Begier das feuchte Tellerlein ableckte. Darauf aß ich mein gewohntes Brot daheim, dämmerte eine kleine Weile in halbem Schlummer und kehrte in die Schreibstube zurück. Dort wurde ich unwohl, und bald überfielen mich grausame Leibschmerzen, ich hielt mich am Pultrand fest und litt ein paar Stunden lang verheimlichte Qualen, und nach dem Schluß der Arbeitszeit lief ich eiligst zu einem Arzte. Da ich bei einer Krankenkasse eingeschrieben war, wurde ich an einen anderen Arzt weitergewiesen; der aber war in den Sommerferien, und ich mußte nochmals einen Weg zu seinem Stellvertreter gehen. Diesen fand ich zu Hause; es war ein junger, freundlicher Herr, der mich fast wie seinesgleichen behandelte. Als ich ihm auf seine sachlichen Fragen meine Verhältnisse und tägliche Lebensweise ziemlich genau beschrieben hatte, empfahl er mir, in ein Spital zu gehen, wo ich besser versorgt wäre als in meiner schlechten Wohnung. Und da ich die Schmerzen nicht ganz verbeißen konnte, sagte er lächelnd: „Sie sind noch nicht viel krank gewesen?“ Wirklich hatte ich seit meinem zehnten oder elften Jahr nie eine Krankheit gehabt. Der Arzt aber sagte fast unwillig: „Mit Ihrer Lebensweise bringen Sie sich um. Wenn Sie nicht so zäh wären, hätten Sie bei dieser Ernährung schon längst krank werden müssen. Jetzt haben Sie einen Denkzettel.“ Ich dachte zwar, er mit seiner goldenen Uhr und Brille habe gut reden, sah nun

aber doch, daß mein unwürdiger Zustand in den letzten Zeiten seine realen Ursachen habe, und fühlte dabei eine gewisse moralische Entlastung. Doch ließen mir die heftigen Schmerzen keine Ruhe zum Überlegen und Aufatmen. Ich nahm den Zettel, den der Doktor mir mitgab, dankte ihm und ging davon, um nach Besorgung der notwendigsten Botschaften mich im Spital zu melden, wo ich mit letzten Kräften die Glocke zog und auf der Treppe absitzen mußte, um nicht zusammenzubrechen.

Ich wurde ziemlich grob empfangen; da man jedoch meinen hilflosen Zustand wahrnahm, ward ich in ein laues Bad und dann zu Bette gebracht, wo mir bald alles Bewußtsein in einer leise winselnden Leidensdämmerung verschwand. Drei Tage lang hatte ich das Gefühl, ich müsse nun sterben, und wunderte mich kläglich, daß das so mühevoll, langsam und schmerzlich geschehe. Denn jede Stunde wurde mir unendlich lang, und als die drei Tage um waren, kam es mir vor, als sei ich manche Woche da gelegen. Endlich fand ich einige Stunden Schlaf, und beim Erwachen hatte ich das Zeitgefühl und das Bewußtsein meiner Lage wieder. Doch merkte ich zugleich, wie schwach ich war, denn jede Bewegung machte mir Mühe, und selbst das Öffnen und Schließen der Augen erschien mir wie eine kleine Arbeit. Als die Schwester kam und nach mir sah, redete ich sie an, und glaubte laut wie sonst zu reden, während sie sich bücken mußte und mich doch kaum verstehen konnte. Da begriff ich, daß es mit dem Wiederaufstehen keine Eile habe, und ergab mich ohne viel Schmerz für ungewisse Zeit in den kindlichen Zustand der Abhängigkeit von fremder Pflege. Es dauerte denn auch eine längere Zeit, bis meine Kräfte wieder anfingen zu erwachen, denn der kleinste Mund voll Speise machte mir stets wieder Schmerzen und Beschwerden, auch wenn es nur ein Löffel Krankensuppe war.

In dieser merkwürdigen Zeit war ich zu meinem eigenen Erstaunen weder traurig noch ärgerlich. Die dumpfe Sinnlosigkeit meines mutlosen Dahinlebens in den letzten Monaten wurde mir immer deutlicher. Ich erschrak vor dem, was beinahe aus mir geworden wäre, und freute mich innig des wieder erlangten Bewußtseins. Es war ähnlich, als wäre ich eine lange Zeit im Schlaf gelegen, und nun ließ ich, endlich erwacht, meine Augen und Gedanken wieder mit neuer Lust auf die Weide gehen. Dabei geschah es, daß von allen den nebelhaften Eindrücken und Erlebnissen dieser trüb verdämmerten Zeiten einige, die ich nahezu vergessen zu haben glaubte, nun mit erstaunlicher Leibhaftigkeit und in feurigen Farben vor mir standen. Unter diesen Bildern, an denen ich mich jetzt in dem fremden Krankensaal mit mir allein vergnügte, stand zu oberst das jenes schlanken Mädchens, das im Garten des Direktors Gelbke neben mir gesessen war und mir die Orange angeboten hatte. Ich wußte ihren Namen nicht, aber ich konnte mir in guten Stunden ihre ganze Gestalt und ihr feines Gesicht mit vertrauter Deutlichkeit vorstellen, wie man es sonst nur bei alten Bekannten vermag, samt der Art ihrer Bewegungen, ihrer Sprache und Stimme, und dies alles ergab zusammen ein Bild, vor dessen zarter Schönheit mir wohl und warm wie einem Kinde bei der Mutter wurde. Mir schien, ich müsse sie schon in vergangenen Zeiten gesehen und gekannt haben, und ihre anmutvolle Erscheinung trat, um Widersprüche unbekümmert, als eine den Gesetzen der Zeit entrückte Begleiterin bald in allen meinen Erinnerungen, selbst in denen der Kindheit, mit hervor. Ich betrachtete diese zierliche Figur, die mir so unvermutet nahe und teuer geworden war, immer wieder mit erneutem Vergnügen und nahm ihre stille Gegenwart in meiner Gedankenwelt mit einer sorglosen und dennoch nicht undankbaren Selbstverständlichkeit hin, wie der Mensch im Frühjahr die Kirschenblüte und im Sommer den Heuduft hinzunehmen pflegt, ohne Erstaunen oder Aufregung und doch innig zufrieden.

Dies naive und anspruchslose Verhältnis zu meinem schönen Traumbilde dauerte jedoch nur solange, als ich völlig geschwächt und vom Leben abgeschnitten daniederlag. Sobald ich wieder zu einigen Kräften kam, ein wenig Speise vertrug und mich allenfalls ohne sonderliche Erschöpfung wieder im Bett umzudrehen vermochte, rückte mir das Mädchenbild gleichsam schamhaft ferner zurück, und an die Stelle des reinen, leidenschaftslosen Gernhabens trat ein

sehnsüchtiges Begehren. Jetzt fühlte ich unversehens immer häufiger ein lebhaftes Verlangen, den Namen der Schlanken auszusprechen, ihn zärtlich zu flüstern und leise zu singen, und es wurde mir zu einer wirklichen Qual, daß ich diesen Namen nicht wußte. In meinen Träumereien hatte ich mit ihr gespielt wie mit einem lieben Schwesterlein; nun aber fiel es mir plötzlich schwer aufs Herz, daß sie nichts von mir wußte, daß ich für sie ein fremder Mensch war, dessen Gruß sie vielleicht kaum annehmen und erwidern würde, ja, daß sie mich vielleicht sogar in einem schlimmen, unfreundlichen Andenken habe. Und so lag ich einen Tag um den andern in Gedanken mit ihr beschäftigt und wußte doch nichts von ihr, als wie sie aussah und die paar Worte, die ich an jenem Abend von ihr gehört hatte.

Einige kleine Ereignisse unterbrachen zwischenein für eine kurze Weile diesen sonderbar einseitigen Gedankenverkehr mit der Unbekannten. Zunächst kam ein Brief von meiner Mutter, den ich mit eigentümlichen Empfindungen las, da sie von meinem Kranksein nichts wußte. Sie antwortete vielmehr treuherzig auf meine letzten unwahren und prahlerischen Berichte, so daß ich mich selber und mein voriges Unwesen wie in einem Spiegel sah. Wie fern war ich ihr nun, da ich inzwischen am Tode vorbeigestreift und in leiblichem Kranksein eine innere Genesung erlebt hatte! Beschämt steckte ich den Brief unter mein Kopfkissen und beschloß, bei der ersten Gelegenheit meine früheren Unwahrheiten gutzumachen oder wenigstens zu beichten.

Alsdann erreichte mich eine Nachricht von meinem Arbeitsherrn, die man mir eine Woche lang vorenthalten hatte. Er hatte mir den kleinen Rückstand an Lohn, den ich noch anzusprechen hatte, überschickt und zugleich mich meines Pöstleins entlassen. Diese Nachricht ließ mich ruhig, wenn auch die Art, wie ich weiterhin mein Brot erwerben würde, mir noch verborgen war. Das Gefühl, einem elenden und seelenlosen Lebensabschnitt gewaltsam entrissen worden zu sein, war in mir so stark und freudig, daß die leibliche Sorge keine Macht über mich gewann.

Weiter begab es sich, daß eines Tages zur Besuchsstunde eine Dame mit Hut und Sonnenschirm den Krankensaal betrat, in der ich mit Verwunderung die Frau Direktor Gelbke erkannte. Sie trug Blumen in der Hand und wurde von der Pflegerin begrüßt. Da ich mich schämte und nicht erkannt sein wollte — denn ich nahm an, sie besuche irgendeinen anderen Kranken —, steckte ich den Kopf unter die Linnen und hielt mich verborgen. Aber sie schritt geradeswegs auf meine Bettstelle zu und blieb da stehen. Als ich hörte, wie sie die Pflegerin fragte: „Schläft er?“ drehte ich mich um und streckte ihr die Hand hin. Ich sah, daß sie über mein Aussehen betroffen war, und als sie nun mit gütigem Mitleid mich fragte und mir Vorwürfe machte, daß ich ihr keine Nachricht von meinen schlimmen Umständen gegeben habe, da tat es mir doch wunderlich wohl, daß ein Mensch nach mir fragte und an meinem Ergehen teilnahm. Nun schenkte sie mir einige wunderschöne Rosen, was freilich eine zweischneidige Wohltat war, denn mit dem Duft dieser Blumen drang die Erinnerung an alle guten Dinge da draußen plötzlich auf mich ein. Von dieser Stunde an dachte ich wieder mit Sehnsucht an die Welt und wartete auf die Stunde meiner Befreiung wie ein Gefangener.

Zugleich mit dem Erwachen meines Interesses für die Mitwelt begann ich auch, eine Gemeinschaft mit meinen Leidensbrüdern zu empfinden und mich mehr nach den Saalgenossen und Bettnachbarn umzuschauen. Einer von ihnen, mein Nachbar zur Linken, ist mir im Gedächtnis geblieben und ist es wert, daß ich seiner nicht vergesse. Wahrscheinlich ist er längst im Spital begraben, und sein humoristisch klingender Name steht nur noch auf den verschollenen und vergilbten Krankenzetteln von damals. Er hieß Eustachius Zizibin und war ein wandernder Schneider oder war es vielmehr gewesen, denn seinen Wanderungen war ein Ziel gesetzt, und er hat jenes Bett und jenen Saal schwerlich anders verlassen als tot. Er wußte wohl, wie es um ihn stand, ohne jedoch darum traurig zu sein, worauf seine Natur nicht eingerichtet war. Woran er litt, weiß ich nicht mehr und habe es wohl nie gewußt, da er nie von seiner Krankheit redete. Er konnte wenig über vierzig Jahre alt sein, doch hatte der Freund Hein ihn gezeichnet,

und sein magerer Kopf sah schon einem Totenschädel ähnlich. Sein Gemüt aber war unbefangen und in einer frohmütigen Kindlichkeit verblieben, und es schien mir oft, als sei diesem Menschen nur Heiteres begegnet oder als habe er für andere als heitere Dinge kein Verständnis. „Mir hat's niemals pressieren wollen," sagte er einmal schlau, „und jetzt stirb' i halt auch ein bissel langsam."

Seine Heimat war, glaube ich, in Schlesien, doch hatten auf zwanzigjähriger Wanderschaft alle Mundarten der deutschen Lande ein wenig an ihm abgefärbt, wie man es manchmal an Mausefallenhändlern und Kesselflickern, an eigentlichen Handwerkern aber seltener wahrnehmen kann. Häufig fing er in seinem Bette an, still vor sich hin zu kichern, und wenn man ihn fragte, was er zu lachen habe, begann er: „Da ist mir was eingefallen," und erzählte von einem sonderbaren Meister in Landshut, bei dem er einst in Arbeit gestanden, oder von einem Handwerksburschenabenteuer im Harz oder von dem Papagei einer Witwe in Bruchsal, bei welcher er, da sie in ihn verliebt war, einst eine Weile gewohnt hatte. Dieser Papagei freute ihn besonders und fiel ihm häufig ein, und wenn er von ihm erzählte und die zähe, eigentümlich nasale Stimme des Vogels nachahmte, war es ein Vergnügen, seine harmlose Lust mit anzusehen. Damals lachte ich viel über ihn und mit ihm, später aber mußte ich in Zeiten des Leidens an ihn oft mit Bewunderung, ja mit Verehrung denken, wie er sein Schicksal gelassen trug und wie er, der fast schon Sterbende, uns Genesende mit seiner guten Laune unterhalten und getröstet hat.

Er war auch die Veranlassung, daß ich gelegentlich über den Tod meditierte, was ich nie zuvor getan hatte. Es galten auch jetzt meine Betrachtungen weniger dem Tode selber als dem schönen Rätsel des Lebens. Es kam mir zum erstenmal ein Bewußtsein dessen, wie merkwürdig unsereiner an der lichten Oberfläche des leiblichen und geistigen Daseins schwimmt, aus dem Dunkel gewesener Generationen emporgetaucht und dazu bestimmt, bald in dasselbe Dunkel wieder zurückzukehren. Dabei plagte es mich wenig, ob ich diesem Dunkel den Namen Nichts oder Ewigkeit geben müsse; die bloße Tatsache des Lebendigseins beschäftigte mich genug, denn ich hatte aufgehört, dasselbe für selbstverständlich zu halten, und sah darin vielmehr einen dankenswerten Glücksfall. Das entsprach ja auch dem Zustande eines Genesenden und eines Liebenden, und ich fühlte mich aufgelegt und fähig, von jetzt an mit meinem Pfunde zu wuchern und sorgfältiger als bisher auf den Wert der Stunden zu achten. Es schien mir rühmlich und weise, sich durch den Gedanken an das Ende vom Genuß der gegenwärtigen Stunde so wenig abhalten zu lassen wie der vergnügte Schneidergeselle Zizibin, und ich nahm mir vor, in künftigen ärgerlichen Augenblicken seinen Namen auszusprechen, als eine Mahnung an die Gebote einfachster Lebenskunst. Doch habe ich mit allen Entschlüssen meine Natur nicht zu ändern vermocht, ich blieb in meiner Haut stecken, und es ging mit meinen schönen Absichten so, wie es mit allen guten Vorsätzen zu gehen pflegt.

Immerhin halfen derartige Gedankenspiele und Vorsätze mir je und je über ungeduldige Stunden weg, deren ich jetzt viele hatte. Hätten mich nach der Genesung altgewohnte Verhältnisse erwartet, so wäre ich schwerlich so ungeduldig geworden. So aber ging ich wirklich einem neuen Leben entgegen, ich mußte von neuem Arbeit und Brot suchen und war außerdem verliebt. Erstaunt nahm ich wahr, wie sehr ich mich in der kurzen Zeit seit meiner Erkrankung innerlich verändert habe. Früher hatte ich mir eingebildet, gar freisinnig und unabhängig zu sein, da ich mich von ländlicher Herkunft und frommer Überlieferung her zu Unglauben und bewußter Verstandesherrschaft hindurchgelesen und gezweifelt hatte. Nun fühlte ich, daß auch diese bei aller Bescheidenheit recht selbstbewußte Philosophie mir wertlos geworden war, und an ihre Stelle war nicht ein neues Dogma gerückt, sondern ein befreites Gefühl von der Unzulänglichkeit jedes Bekenntnisses und eine lebhafte, innig dürstende Neugier auf das, was in diesem wunderlichen Leben weiter noch mit mir geschehen und aus mir werden möchte.

Da ich in meinem Bette diese neuen Gesinnungen nicht wohl betätigen konnte, ließ ich Gefühle und Gedanken laufen und

einander jagen, und endlich schrieb ich mit Bleistift und noch unfester Hand einen sehr langen Brief an meine gute Mutter, worin ich alles auszudrücken glaubte, was zurzeit in mir vorging. Als ich die verunglückte Schreiberei andern Tages wieder durchlas und der Pflegerin zum Abschicken übergeben wollte, trat mir mit einemmal das Bild der Mutter deutlich vor den Sinn. Ich sah sie, eine große, magere Frau mit noch kaum ergrauten Haaren, in unserem Hause ihre Arbeit tun, Futter schneiden und in der schweren Bütte Wasser vom Brunnen hertragen, ich sah sie in der Stube absitzen, meinen Brief mit einer Stricknadel öffnen und ihn nahe an die strengen, hellblauen Augen halten. Da kamen mir meine ausgeklügelten und doch unklaren Worte töricht und unnütz vor, und ich riß meinen Brief in kleine Stücke.

Ich durfte nun schon wieder aufstehen und einige Stunden im Spitalgarten sein, und beim Anblick der über die Mauer ragenden Dächer, des Himmels, der flatternden Vögel und ziehenden Wolken stiegen Erwartung und Ungeduld bis zur Pein. Hinter der Mauer war die Stadt und die Freiheit, dort waren die Gassen, in denen ich mit neuer Freude um mein Leben zu kämpfen dachte und in denen irgendwo in einem unbekannten Hause vermutlich das schmale, liebe Mädchen wohnte.

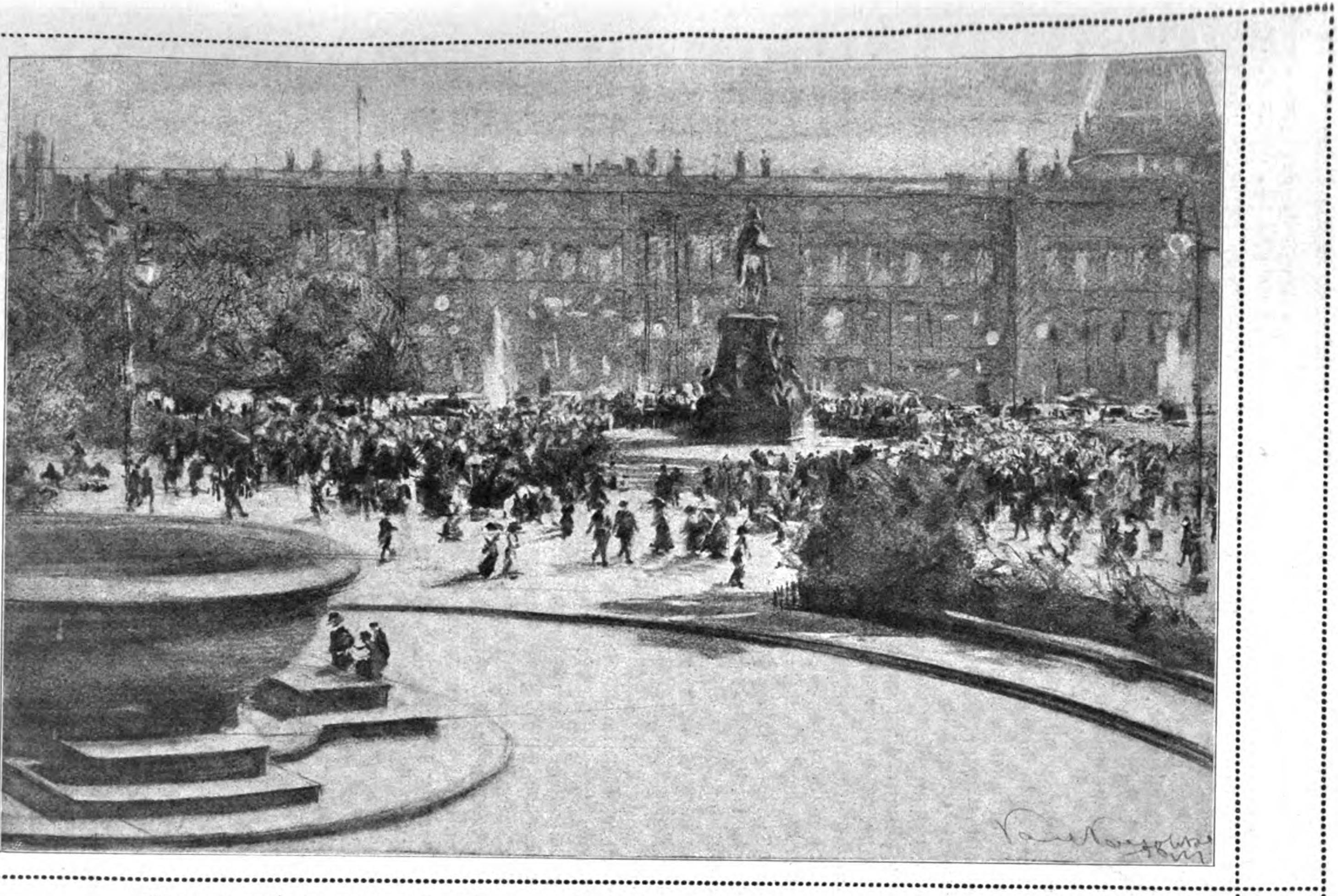
Mittlerweile wurde ich vom Arzt und von der Pflegerin mit Mahnungen und Lebensregeln versehen. Es wurde mir nicht verhehlt, daß mein Inwendiges zwar vorerst geheilt, aber der früheren sorglosen Gesundheit verlustig gegangen sei, und wenn ich nicht streng auf mich hielte, so könne man für nichts einstehen. Ich hörte diese Einschränkungen meiner nahen Freiheit mit einigem Verdrusse an, doch war mir mein Magen und mein Darm im Augenblick nicht sonderlich ehrwürdig, und als ich endlich entlassen wurde und durch die sonnig sommerlichen Straßen in meine alte Wohnung wandelte, war es in mir so feiertäglich und glänzend wie jemals in den sorglosen Jünglingstagen.

Mein Geld reichte gerade hin, um die aufgelaufene Miete zu bezahlen. In meiner Kammer sah mich alles neu und hoffnungsfreudig an. Ich begriff nicht, daß ich hier so trostlose Zeiten hatte verbrüten können. Auch meine Papiere und Zeichnungen hatten das mutlose Aussehen verloren. Ich zweifelte nicht, daß meine Erfindung mir doch noch gelingen müsse, und wenn diese nicht, dann eine andere.

Am nächsten Tage zog ich mich sauber an und ging zum Direktor Gelbke. Der gute Herr empfing mich freundlicher als je, fragte besorgt nach meiner Gesundheit und meinen übrigen Umständen und bot mir seine Hilfe an. Ich war jedoch nicht willens, mir von irgend jemand helfen zu lassen, meine Mutter ausgenommen, und stellte dem gütigen Herrn meine Verhältnisse in den besten Farben dar. Ich berichtete ihm meinen Entschluß, alsbald zu meiner Mutter heimzureisen, und in meiner Schilderung sah diese Reise mehr wie eine hübsche Vergnügungsfahrt aus, als wie der Rückzug eines Brotlosen zur alten Heimat.

„Meinetwegen," sagte der Direktor lächelnd, „aber ehe Sie heimreisen, besuchen Sie uns noch einen Abend! Wir haben morgen ein paar Hausfreunde da. Wollen Sie kommen?"

Im Gedanken an mein schönes Mädchen sagte ich mit Eifer zu und verließ das Haus mit schwebenden Schritten wie ein Kind den Konditorladen. Den Tag bis morgen konnte ich, wenn auch mein Geld zu Ende war, mich wohl noch in der Stadt halten, und nachher gedachte ich den Heimweg zur Mutter auf alte Handwerkerart ohne weitere Kosten zu Fuße zurückzulegen. Zunächst ging ich nun in meine Wohnung und schrieb meiner Mutter, daß ich in Bälde kommen und eine Weile bei ihr bleiben würde. Dann spazierte ich vor die Stadt hinaus und legte mich, zum erstenmal seit längeren Zeiten, am Ufer in das blühende Gras. Der Wald trat dort dicht bis an den Strom, und der breite, hellgrüne Rhein zog meilenweit an seinem Rande hin; seit einigen Jahren sind aber Wehre und Kaimauern dort errichtet worden. In der schönen Wildnis nahm ich ein Bad, ruhte einige Stunden im Grase unter den schattigen Buchen, verzehrte dazwischen mein mitgebrachtes Brot und sog mit erneuten Sinnen Licht und Waldgerüche in mich ein. Auch erbat ich in meiner frohen Ungeduld ein Zeichen vom Schicksal, indem ich Zweige ins Wasser warf und aus der Richtung ihres Hinwegtreibens meine



Moderne Graphik: Konzert im Lustgarten vor dem Königlichen Schloß in Berlin. Zeichnung von Paul Paeschke

Zukunft lesen wollte. Die Zweige trieben aber weder nach rechts noch links, sondern stracks geradeaus, und nun beschloß ich, mein Glück an ein höheres Zeichen zu binden. Wenn morgen abend meine Hoffnung sich erfüllen und das schöne Fräulein wieder dasein würde, so wollte ich das als eine Versicherung dafür nehmen, daß ein guter Stern über meinem neuen Leben stehe. Nach diesem Pakt mit meinem Geschick verließ ich den kühlen Ort und kehrte in die Stadt zurück, wo ich den folgenden Tag mit kleinen Reisezurüstungen und nichtigem Zeitverderb in unruhiger Erwartung hinbrachte, bis die ersehnte Abendstunde schlug. Da ging ich langsam und befangen nach dem Direktorhause hinaus.

Wieder trat mir im Garten zwischen den hohen Gebüschen ein mildes Halbdunkel entgegen, in dem Rondell stand aber nur ein einziger Tisch. Ich war der erste Gast und schritt mit dem Hausherrn im Gespräch die Wege auf und ab. Bald ging die Torglocke wieder, und es kam ein junger Student, den ich schon kannte, und ihm folgte in Bälde ein Vetter des Direktors mit seiner Frau, und kaum hatten sich diese begrüßt, da erschien in einem leichten, weiß und hellbraun punktierten Kleide meine Schöne. Bei ihrem Anblick, den ich wochenlang an jedem Tage mir soviel mal vor Augen gerufen hatte, geriet ich in eine heftige Verwirrung, und als ich sie grüßte und ihr die Hand gab, und als sie meine Hand kühl und flüchtig nahm und mir leicht zunickte, fiel es mir unversehens aufs Herz, daß ich in sonderbarer Verblendung mir unsere Begegnung ganz anders vorgestellt hatte. Mit der ich in Gedanken halbe Tage lang Umgang gepflegt hatte und vertraut geworden war, die stand nun als eine Fremde vor mir, und dennoch machte ihre sichtbare Gegenwart mir das Herz wärmer und seliger, als die schönsten Träume es getan hatten.

Wir waren nun vollzählig, auf der Tafel wurde die große Lampe angezündet und ein Imbiß aufgetragen. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, hatte ich mich neben die Schlanke gesetzt, und ihr erstes Wort, das sie mir gönnte, war gütig und zeigte, daß sie sich meiner noch erinnerte.

„Sie haben sich verändert," sagte sie, „ich sehe es erst jetzt beim Lampenlicht."

„Ich bin ein wenig krank gewesen," sagte ich vergnügt. Aber die Hausfrau, die mir gegenübersaß, rief dazwischen: „Ein wenig, sagt er! Und dabei wäre er uns ums Haar weggestorben, ohne uns ein Wort zu sagen."

„Sie hätten es schon erfahren," sagte ich.

„War es denn so schlimm?" fragte das Mädchen, und als ich mich bemühte, mein Mißgeschick als unbedeutend darzustellen und das Gespräch davon abzulenken, stellte es sich heraus, daß das Fräulein einst ein Jahr lang als freiwillige Pflegerin in einem Krankenhause gedient habe.

„Da muß man viel mit ansehen," meinte die Hausfrau, und meine Nachbarin nickte, sagte aber sogleich: „Gewiß, aber auch manches Vergnügliche! Im Anfang hat es mich ganz niedergedrückt, so viel Schmerzen und Leid sehen zu müssen, aber später war ich oft erstaunt, wie viel Menschen ertragen können und wie seelenruhig manche dabei bleiben. Ist Ihnen nicht auch Ähnliches aufgefallen?"

Da erzählte ich von dem schlesischen Schneider Zizibin und wurde warm dabei und wunderte mich, wie leicht und schnell mir die Rede von den Lippen lief, nur weil meine Nachbarin mit lebhaften Mienen und leisem Lachen zuhörte. Während der Unterhaltung, da die Wirtin öfter teilnahm und das Fräulein anredete, erlauschte ich auch ihren Namen, der mir wie eine süße Musik durchs Ohr ins Herz schlüpfte, wo ich ihn als einen lang gesuchten Schatz bewahrte. Sie hieß Elisabeth Chevalier, und der deutsche Rufname schien mir mit dem welschen Familiennamen erstaunlich schön und lieb zusammenzuklingen.

An derselben Stelle, wo ich vor einigen Wochen einen ärgerlichen Abend in kränklicher Verstimmung hingebracht hatte, saß ich nun verwandelt als ein fröhlicher und lebhafter Tischgenosse, und es drückte mich wenig, daß diese Leute neben mir wohlhabend und besser als ich gekleidet waren und nicht wissen durften, daß ich morgen auf Handwerksburschenart den weiten Weg zu meiner Mutter antreten würde. Der Gedanke, daß ich morgen für ungewisse Zeit die Stadt verlassen müsse, regte sich nur mit einem leisen, milden Vorgefühl von Abschied und Heimweh. Wie in einem Traume sah ich durch die Zweige der

Bäume und des Gesträuches den nachtblauen Himmel mählich sich mit Sternen füllen und atmete die weiche Sommernachtluft, während mein Mund muntere und gleichgültige Worte redete und mein Herz in einem warmen Sturm von Glück und Sehnsucht schwankte. Neben mir ruhte im Lichtschein der feine Kopf und das helle, schmale Gesicht Elisabeths, und so oft sie sprach, schaute ich hinüber und betrachtete ihre freie, weiße Stirn, ihr dunkelblondes Haar und die Wölbung der Brauen, ihre ruhigen Augen und ihre auf dem Tische liegende Hand, die fast kindlich schmal und doch gar reif und persönlich von Form war.

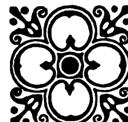
Man erhob sich, um ein paar Schritte zu lustwandeln, bis der Tisch abgeräumt wäre. Und ich trat an der Seite Elisabeths in die stille Dämmerung der Gartenpfade, sah am Saume ihres fließenden Kleides die kleinen Füße bei jedem Schritt erscheinen und verschwinden, erzählte ihr Geschichten aus der Heimat und frühen Jugendzeit und schaute mit Bewunderung zu, wie sie auf der zierlich feinen Gestalt den Nacken und Kopf so aufrecht und energisch trug und wie ihr gleichmäßig elastischer Schritt mit den Bewegungen der Arme und dem Wenden und Neigen des Halses zusammenklang. Die Erde schien mir ein wohlbestellter Lustgarten und das Menschenleben ein leichtfüßiges Gehen darin zu sein. Mein dünner und flüssiger gewordenes Blut wallte warm, und jeder Herzschlag war ein kleines Jauchzen.

Dem Mädchen war ich vielleicht nicht lieber und nicht leider als der Student oder der Vetter oder irgendein anderer Mann ihr gewesen wäre. Doch fühlte sie jedenfalls meine selige Bewunderung, die sie wie eine wärmere Luft umgab, und wurde selber wärmer und gewann an Liebreiz, so daß die Worte, die wir sprachen, mehr und mehr an Gewicht und Wert verloren, indessen das Gefühl vertrauteren Naheseins stetig wuchs. Mir war es, wie wenn in einem Kelche eine kostbare Flut höher und höher stiege und am Rande erschäumend in leisen, schweren Tropfen überquelle, und als ob wir beide diese seligen Tropfen aus dem Born des Glückes mit stillem Erschauern kosteten.

Als das Ehepaar aufbrach, schlossen auch wir Jungen uns an. Der Direktor verabschiedete mich liebenswürdig und trug mir Grüße an die Mutter auf, seine Frau wünschte mir gute Reise, wir traten auf die Straße hinaus, und als Elisabeth mich fragte, ob ich sie begleiten werde, hatte ich dies innerlich längst mit Zuversicht erhofft. Ein paar Straßen weit ging der Student noch mit, dann empfahl er sich, und ich lief mit Elisabeth allein durch die schlafende Stadt dahin.

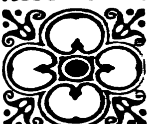
Sie schritt leicht und schnell wie ein Reh, und wir hatten beide, als wir über die Brücke kamen, unsere Freude an dem rauschenden Wasser und an den unruhig spiegelnden Laternenlichtern. Da sie danach fragte, gab ich über meine morgige Heimreise Auskunft und schilderte mein Heimattal und unser Dorf. Doch vergaß ich nicht beizufügen, daß ich in gar nicht langer Zeit zurückzukehren gedenke, und sie sagte ruhig: „Dann sehe ich Sie wohl bei Gelbkes wieder. Es soll mich freuen.“ Schneller als ich wünschte, hatten wir den Weg durchlaufen, sie bog in eine ziemlich dunkle, alte Straße ein und hielt vor einer Haustüre an, wo sie die Glocke zog und sich von mir verabschiedete. Diese Abschiedsworte schienen mir wieder plötzlich seltsam kühl zu klingen, und mit einem Anflug von Trauer sah ich Elisabeth in der Pforte verschwinden, hinter der ich einen Augenblick lang einen tiefen Fliesengang und eine leuchtertragende Magd erschauen konnte. Dann trat ich in die Mitte der Gasse zurück und betrachtete mir das Haus genau, das mit nur zwei Stockwerken und stark vorspringenden Fensterdachungen behaglich alt und patrizisch aussah. Da ich beim Tore einen kleinen, ovalen Messingschild gewahrt, ging ich nochmals hin, um etwa Wichtiges zu erfahren, doch stand darauf nichts als der Name Chevalier in kleinen Buchstaben eingraviert, die ich bei der Dunkelheit kaum entziffern konnte.

Ich schritt davon und wußte, daß mit diesem Hause und mit dieser Stadt mein Schicksal verknüpft sei, und als ich früh am nächsten Morgen zur Stadt hinaus marschierte, hatte ich mir zugeschworen, als ein fester Mann und Schmied meines Glückes wiederzukehren.



Der billige Jakob der Bauernmärkte

Von Georg Queri in Starnberg





Die „Kratler" und „Kraxentrager", in der Mehrzahl ladinische Hausierer aus dem Grödener Tal, die jahraus, jahrein in entlegenen Ortschaften einen Wanderhandel mit Krimskrams betreiben, haben sich allmählich als sichere Marktfieranten in Oberbayern eingeführt. Und jeder dieser Kleinhändler nennt seinen Stand berechnend „Zum billigen Jakob" und lockt mit verblüffenden Schleuderpreisen, mehr aber mit großer Zungenfertigkeit die ländlichen Käufer an. Da die Ladiner reussierten, fanden sich die altbayrischen Marktfieranten verpflichtet, mit gleich großem Geschrei ihr wenig Wolle anzubieten. Die altbayrischen Fieranten mit Auswahl: etliche kühne „gewaschene" Kleinunternehmer der Münchener Südvorstadt und dann die „Waidler", die Hausierer aus dem bayrischen Wald, die die Armut ihrer Bezirke frühzeitig auf den Hausiererpfad trieb. Sie sind wohl mit ihrem gesunden derben Bauernhumor die interessantesten Vertreter der Marktscharlatane von heute:

Mir san ma die Söhne des Walds!
Auf und auf voller Fax'n —
Und mir lassn uns unsari Schnauzbart steh —
Bal s' uns wachsn!

Die Waldler Hausierer bilden eine Gruppe von Interessenten, die ihre Erfahrungen und Handelsprinzipien miteinander teilen; so kommt es, daß einer wie der andere die gleiche Ware aus der gleichen Quelle bezieht und daß der eine wie der andere mit den gleichen Anpreisungen aufwartet. Ab und zu ergänzt ein neuer Kraftspruch, ein neuer Bauernwitz das Programm von lockenden Redensarten, um sofort Gemeingut der ganzen Waldler Händlergruppe zu werden. Ich bemerke mit Vergnügen, daß die nachfolgende Litanei von Marktsprüchen ziemlich gleichmäßig in ganz Oberbayern wiederkehrt; zum mindesten hörte ich sie fast gleichlautend am Rogatemarkt zu Starnberg 1905, am Keferloher Roßmarkt 1907 und am Martinimarkt zu Garmisch 1911.

⌘ ⌘ ⌘

Und so spricht der billige Jakob zum Bauern: „Meine Herrn Ökonomen, Rindviecher- und Pferdebesitzer! Der billige Jakob wär wieder da! Jetzt sollt ihr eure Rinder verkaufen, damit ihr beim billigen Jakob einkaufen könnt! Und schlagt's eure Fenster z'samm und verkauft's 's Glas und kauft's ein bei mir!

Da hab ich einen schönen Hosenträger, von dem hab ich noch zehn Millionen daheim — aber ich brauch keinen, weil bei mir dahoam d' Frau d' Hosen anhat. Diesen Hosenträger kann man bis auf Paris hinteri ziehn, so elastisch is er; drum heißt er auch der berühmte Patenthosenträger ‚Schasti-Quasti-Gummi-Elasti', wo das Patent alloa 20000 Mark kost' hat. An den hat sich amal a fünfstöckiger Hausbesitzer aufgehängt — nix hat's eahm g'schadt, dem Hosenträger; an dem kann ma a Kuah hoamführn vom Markt, is gescheiter wie an an Schneuztüachl.

Und kostet nur eine Mark!

Und da geb ich noch extra ein Dutzend Patenthosnknöpf drein. Es kann einem ja vorkommen, daß einmal ein Hosnknopf bricht, und dann müßt's die Hosn ausziehn und über d' Achsl werfn und heimtragn. Aber da nimmt man einen Patentknopf vom billigen Jakob, den kann man ohne Nadel, ohne Faden, ohne Licht und ohne Schwiegermutter einnähen.

Und das alles um eine Mark — meine Herrn Bauern und Ökonomen, ich brauch a Geld, mei Schwiegermutter muß zum Militär zu die reitenden Milliweiber bei der Gebirgsmarine.

Kauft's Hosnträger — es gibt kein bessern. Noch kein Jahr alt und kann schon springen! (Er läßt ihn schnellen.) Ja, meine Herrn Bauern und Ökonomen, wann ich eure Gesichter seh und mein leern Geldbeutl, dann falln mir alle meine Todsündn ein. Da muß ich gleich dieses Gebetbuch zur Hand nehmen. Und da will ich sehn, ob ihr überhaupts noch eine Religion im Leibe habts. Mit diesem Gebetbuch kommt man nicht in die Höll und nicht ins Fegefeuer — mit diesem Gebetbuch kommt ihr pfeilgrad in den Himmel.

Aha, ihr könnt's nicht lesen; ja, wann euer Schulmeister beim Metzger gestorben is, da kann ich auch nichts dafür. Aber dieses Gebetbuch braucht man ja gar nicht zu lesen, da braucht man nur alle Wochen zwischen zwölf und Mittag ein bissl hineinschauen, dann kommt man schon pfeilgrad ins Paradies. Das Gebetbuch wann man unter die Haustür legt, dann stolpern alle Hexn und Truden darüber, und der Gerichtsvollzieher, der zum Pfänden kommt, bricht sich's G'nack.

Wer dieses Gebetbuch nicht kauft, den holt der ganz andere mit die gspitzigen Hörndl. Eine saubere Himmelfahrt! Gut, so geb ich euch dieses Gebetbuch um eine Mark — ja, habt's denn gar keine Religion im Geldbeutl? Müßt's denn da sein, wo's so schön warm is und wo dem Teufl sei Großmutter fleißig nachfeuert?

So, und jetzt müßt's mit Fleiß in den Himmel — jetzt geb ich euch das Büchl um ein Fufzgerl, nein, um ein Zwanzgerl!

Ah, der Herr Vetter! Gelt, drucken dich d' Sündn und meinst, ein Zwanzgerl kannst riskieren? Was, gleich zwei? Mußt aber ein schöns Sündnpackl beisamm ham!

Aber an deinem Geldbeutl, Herr Vetter, hab ich gsehn, daß ihr Herrn Bauern und Ökonomen gar nicht wißt, was ein richtiger Geldbeutl is! Da seid ihr wieder schön angschmiert worn beim Geldbeutleinkaufn! Da kommt so ein Hausierer mit einer krummen Nas', lügt das Blaue vom Himml herunter und verkauft euch dann so ein' Geldbeutl um drei Mark. Dann sagt er, ob er nicht um Gotts willen eure Nudeln mitessn darf — gut, ihr laßt ihn um eine Mark Nudln mitessn. Dann bitt' er um Gotts willen um ein Nachtlager und macht noch um drei Mark Stroh kaput und bringt euch die Läus ins Haus.

Da habt ihr ein sauberes Geschäft gemacht!

Aber mein Geldbeutl — der kost' nicht drei Mark, nicht zwei Mark, nicht eine Mark; der kost' bloß fufzig Pfenning und ist ein Schloß dran, das kann nicht einmal ein Schlosser aufmachen, und das Geld ist drin so sicher, daß's nicht einmal ein Böhm stehlen kann. Und in diesem Geldbeutl is ein Patentzinszahler, der euer Geld in einer Woch verdoppelt. Und er is nicht aus Ochsenleder und nicht aus Schweinsleder — er is aus neunundneunzigjährigem Schwiegermutterleder.

Einkauft! Oder soll ich euch noch an Kronataler extra neilegn? — —

Oder versteht ihr nicht deutsch — wie ich vor vierzehn Tag am Eiermarkt in Jerusalem war, da ham mich die Leut auch nicht verstanden . . .

Aufpaßt, ihr Rindviecher- und Pferdebesitzer! Hier hab ich ein Notizbuch, da könnt ihr eure Hypothekenschulden hineinschreiben. Und wenn ihr sie hineingeschrieben habt, dann müßt ihr sie schön zusammenrechnen und das Blatt herausreißen und in die Isar werfen — das ganze Glump is bezahlt!

Und hier hab ich einen Brillantring, der is in Amsterdam geschliffen worden; da haben 10000 Weiber Tag und Nacht im Zuchthaus dran geschliffen, bis er so schön geworden ist. So einen Brillantring tragt nicht einmal ein König! Das muß schon ein Metzgermeister sein, der so einen Ring tragt bei die heutigen Fleischpreis.

Und da hab ich noch eine Uhrkette, die sieht besser aus wie Gold, die tragt sich besser wie Gold, die verkauf ich für Gold und ist doch kein Gold! Wer eine solche Uhrkette tragt, der wird in acht Tagen Bürgermeister, in vierzehn Tagen Landrat, in einem Monat Baron.

Und hier, meine Herrschaften, da hab ich einen Operngucker, das ist das berühmte Patent ‚Ums-Eck-umi', den kann man als Halsspiegel, als Augenspiegel, als Ohrenspiegel, als Nasenspiegel und als Gehirnspiegel brauchen. Wenn der Geheimrat Pettenkofer diesen Hirnspiegel nicht gehabt hätt, dann hätt er dem Kaiser von China die 60000 Maulwürf nicht aus dem Kopf schneiden können. Und wenn ihr diesen Ohrenspiegel nicht habt, dann kommt ihr niemals drauf, daß man sich alle Jahr einmal die Ohren waschen muß. Und mit diesem Spiegel könnt ihr die bösen Absichten eurer Schwiegermutter durchschauen. Und mit diesem Nasenspiegel könnt ihr den andern die Würmer aus der Nasen ziehn!

Eiei, eiei, eiei! Jetzt hab ich einen Meterstab, der ist gleich um einen halben Meter länger wie ein gewöhnlicher Meterstab. Mit dem kann man das Stroh schon abmessen, wenn man ansät.

Ja, so kauft's doch ein! Ich kann euch doch nicht ein halbes Dutzend seidne Bratwürste extra dreingebn!

Und jetzt — aber das derrat' ihr niemals nicht, was das is, was in meiner Hand so blitzt! Was, ein Löffel? Du nixnutziger Bub, du willst einem erfahrenen Mann was erzählen, der im Burenkrieg die Läus zugeritten und dem General Botha sei Schwiegermutter gfangen gnommen hat? Für was hab ich denn mein schön Ordn kriegt, den ledern Sankt Michl mit die Brüllaffn am Bandwurm?

Nein, das ist kein Löffel nicht, das is eine Freßmaschine. Da haben sich die Bauern früherszeit ein Loch in den Bauch geschnitten und die Suppn hineingeschütt — das braucht's jetzt nicht mehr. Jetzt braucht ihr nur euer Vaterunserloch aufmachen und mit dieser Maschin die Suppn hineintun. Mit einer solchn Maschin kann man eine Familie von zwölf Köpfen in anderthalb Minutn satt machn.

Aber hier hab ich noch einen Kamm — den verkauf ich gar nicht gern. Denn wann ich diesen Kamm verkauf und komm in hundert Jahren wieder zu euch, dann kann ich keinen mehr anbringen, weil ihr diesen Kamm immer noch habt. Diesen Kamm kann man biegen wie man will, mit diesem Kamm kann man zuschlagen wie man will (er schlägt einen Jungen auf den Kopf) und meine Großmutter hat im letzten Winter mit so einem Kamm drei Klafter Holz gesägt. Dieser Kamm hat zwei Seiten — eine asiatische und eine europäische. Wenn ihr mit der europäischen kämmt, fangt ihr fünfundzwanzig Läus auf einmal, mit der asiatischen fünfzig bei diese lausign Zeitn.

Kauft's ein, ihr Bauern, kauft's ein, sonst wird euch's Geld stinket, wenn ihr's net einsalzn laßt. Oder soll ich an jedn a Maß Bier zahln fürs Zuhörn und's Maulaufsperrn?

Aber jetzt muß ich euch eine Geschicht erzähln: Ich bin einmal in Niederbayern auf einem Bauernhof gewesen, der is so groß, daß der Bauer für seine Roßdeckn eine eigne Remis braucht hat. In dieser Remis hab ich einmal gschlafen — sonst könnt ich euch

die Roßdecke, die ich jetzt in der Hand hab, net so billig verkaufn. Schaut's auch amal die Roßdeckn an — 's Anschaun is schon a Zwanzgerl wert. Aber wann ihr sie kauft, dann kriegt ihr sie um vier Mark, und schaut sie zwanzgmal an — so habt ihr die schöne Decke umsonst. Vier Mark für so eine schöne Roßdeckn aus Niederbayern, da wo es am niedersten is! Nur vier Mark eine rein regimentsschafwollene Deckn! Die is so lang und breit, daß man ein Roß braucht, um drumrumzureiten. Da braucht ihr nimmer zum Wallfahrten fort — laufts um die Roßdeckn herum vierzehn Tag und drei Stund. Hinaus in die Welt um das billige Geld!

Ja, Herr Vetter, ich kann halt auch nix dafür, wann dir der Verstand eingefroren is. Kauf dir eine solchene Roßdecke, wickl dich schön ein damit — vielleicht kommst ins Schwitzn und der Verstand taut dir wieder auf. Kaufst nix? Jaja, ich bin nur zu eurer Unterhaltung da wie's Kraut beim Fleisch. Warum geht's denn auf'n Markt, wann ihr kei Geld net habt's? Bleibt's dahoam im Bett liegn, daß euch net in d' Zehn friert.

Sonne, Mond und Sterne kann ich euch nicht geben und mei Bier trink ich selber — aber ein Messer kann ich euch geben, das is so scharf, daß man eine nackete Laus um Mitternacht rasieren kann. Und was nützt euch ein Messer, wann keine Gabel nicht dabei is — da is die Gabel! Eiei, eiei, eiei, so eine schöne Gabel! Die möcht ich lieber wieder einpacken, weil sie mir selber so gut gfallt. Ah was — is ein Ding, hat der Bauer g'sagt, und hat's Roß mit der Kuh g'schlacht' — jetzt geb ich das Messer und die Gabel um ein Fufzgerl. Eine Gabel mit vier Spitz: auf den einen tut man 's Kraut, auf den andern 's Fleisch, auf'n drittn d' Nudeln und auf den viertn den Zwetschgntauch.

Wer da nicht kauft, dem muß der Zimmermann noch ein Brett vor's Hirn hinmachen. Ich kann's euch ja ruhig sagen, warum ich alles so billig verkauf: morng kommt zu mir der G'richtsvollzieher!

Herr G'richtsvollzieher,
Herr Umsunstbemüher!

Und da hab ich noch eine Bürste, keine Bürste, wie s' die armen Leute habn, bei denen das Bett mit Kreide an die Wand hingmalt is, da schlafn s' drinn, und wann der G'richtsvollzieher zum Pfänden kommt, so nimmt er an Radiergummi mit! Nein, das ist eine Kavaliersbürste, mit der wann man sein Gwand ausbürst', dann is 's schöner als wie neu, und wannst deiner Alten damit über's Maul fahrst, dann sind die Faltn weg und sie is jünger wie a Firmling. Mit dieser Bürste kann man den Dreck vom Jahr Anno eins wegbringen, wo der groß' Wind 'gangen is."

⌘ ⌘ ⌘

Jetzt hat sich der billige Jakob in die Periode des großen Durstes hineingeredet. Es geht nicht mehr — der Apparat muß geölt werden. Und schon taucht neben dem großen Plauderer ein Ersatzmann auf und beginnt im gleichen Stil und mit den gleichen lustigen Lügen loszulegen.

So beschließen wir unser Stenogramm, um Wiederholungen vorzubeugen. Haben wir einige Derbheiten wiedergegeben — so manches strichen wir ja fürsorglich aus dem Protokoll! — so bitten wir um Nachsicht. Der altbayrische Bauer verzeiht ja dem billigen Jakob ohnedies die sämtlichen kräftigen Apostrophierungen; er ist nicht empfindlich und genießt schmunzelnd alle Grobheiten, wenn sie nur witzig serviert werden.

Nebel

Nebel im Tal,
Hebe dich!
Du Herz voll Qual,
Belebe dich!
In Treuen schlage, schlag bewehrt,
Und laß den grauen Gram verfliegen:
Sie brachten dich um Heim und Herd,
Doch du wirst siegen.

Zur starren Ruh
Gerinne nicht,
Du bist noch du!
Verspinne nicht!
Stimm' an dein Lied und faß den Spieß,
Verlornes laß verloren liegen,
Such' in dir selbst dein Paradies —
Dann wirst du siegen!

Fritz Buchmann



An der Towerbrücke

Londoner Straßenleben. Von Hans Plehn

wei Bilder sind es namentlich, die sich dem Besucher Londons einprägen. Das eine ist das eindrucksvolle Profil der gewaltigen beiden Türme der Towerbrücke, unter der die stolzen Indienfahrer, Dreimaster, Dampfer, Pinassen, Leichterkähne im Schlepp emsiger kleiner Flußdampfer und die von den Steuerzahlern viel befehdeten städtischen Verkehrsdampfer in buntem Gewimmel, unter den verschiedensten Flaggen, pustend, schnaubend, tutend, sirenenheulend, wellenschlagend, stromauf und dem Meere zu kommen und gehen. Das zweite Bild ist das der Bank von England, des Mittelpunktes der City von London, des Geschäftszentrums, wo vor dem ehernen Standbild Wellingtons die Hauptschlagadern des City-Straßenverkehrs sich kreuzen, ein Bild tollsten Durcheinanders von Omnibussen, Lastwagen, Automobilen, Droschken, Equipagen, Geschäftsmotoren, Fahrrädern und sonstigen Gefährten aller Art, umbrandet auf den Bürgersteigen von einem gewaltigen Strome von Fußgängern. Drängen sich doch am Tage etwa 36000 Menschen durch die Straßen dieses Stadtteils. Dabei entgeht dem Auge völlig der riesige Verkehr, der unter der Erde einherdonnert. Die verschiedenen, teils elektrischen, teils mit Dampf betriebenen Untergrundbahnen befördern wöchentlich etwa drei Millionen Menschen. Liegen doch unter diesem Verkehrszentrum vor der Bank von England nicht weniger als vier Untergrundbahnen untereinander, von denen zwei unter der Themse hinwegsausend den Süden, eine den Norden, und die vierte den Westen mit der City verbindet.

Der „'bus", der von zwei Pferden gezogene Omnibus, und das „Cab", die zweiräderige Droschke mit dem hohen Kutschersitz, gehören zu den charakteristischsten Merkmalen des Londoner Straßenbildes. Die „Gondel von London" hat Disraeli das Cab genannt, und das lautlose Dahingleiten der Räder, die wiegende Bewegung des Zweiräders berechtigen zu diesem Vergleich. Die eigentümliche Gestalt des Wagens, der charakteristisch kurze, scharfe Trab des Pferdes und die vorzüglichen Eigenschaften des Kutschers machen das Cab zu dem angenehmsten Mietwagen, den man finden kann. Es gibt wohl keine andere Stadt, wo die Kutscher so gleichmäßig gut fahren, ihre Pferde und Wagen so sicher regieren, dergestalt, daß mit der sparsamsten Ausnutzung des Straßenraums ein Maximum von Wagenverkehr in der gegebenen Zeit möglich ist. Auf den breiten Hauptstraßen haben auf jeder Seite drei Wagen nebeneinander Platz, so daß zugleich drei nach der einen und drei nach der andern Richtung fahren könnten. Drängt sich der Verkehr an einer Stelle zusammen, so fallen die Wagen mit derselben Präzision in Reih und Glied wie preußische Infanteristen; da gibt es kein langes Überlegen, jeder findet sofort seinen Platz. Der Riesenverkehr wäre gar nicht zu regieren, wenn



Vor der Börse und der Bank von England

hier keine festen Regeln gälten. In Berlin, wo der Kutscher die halbe Straße für sich hat, benutzt er auch die halbe Straße. Der Londoner Kutscher hat gelernt, sich mit einem möglichst kleinen Raum zu begnügen. Er hält sich stets in seiner Fahrtlinie, und die ist, wenn die Straße frei ist, zunächst dem linken Straßenbord; der Fußgänger kann also ohne lange Wahrscheinlichkeitsrechnungen sehen, wo der Wagen vorüberkommen wird und wo er ihm auszuweichen hat. Immer von neuem imponieren die tadellose Ordnung, die in diesem Gewühl herrscht, und die Sicherheit, Ruhe und Höflichkeit, mit der die Policemen für Ordnung sorgen. Mit spitzem Filzhelm und Schuppenkette, in dunkelblauer Uniform, über die im Regenwetter ein Gummimantel hängt, ist der Policeman einer der markantesten Typen in dem Londoner Straßenbilde. Gutmütig, aber von bestimmtem Auftreten, von unwandelbarer Ruhe und Höflichkeit, stets bereit, alte Damen und Kindermädchen über die Straße zu geleiten und dem Fremden zu sagen, wo die Westminster-Abtei liegt. Hat sich auf dem Bürgersteige eine Schar von Passanten angesammelt, die über die Straße wollen, so erhebt er den Arm der Gerechtigkeit: die Kutscher ziehen die Leinen an, der Wagenverkehr stockt im Moment, und der Fußgängerstrom flutet hinüber. Ein paar Minuten genügen, um eine förmliche Wagenburg aufzutürmen. Vom Deck des Omnibus habe ich einmal, die Uhr in der Hand, die Wagen gezählt, die sich den stehengebliebenen anschlossen. In drei bis vier Minuten waren es fünfzig bis sechzig, und dann konnte man nicht mehr weiter zählen. Jetzt läßt der Policeman den Arm sinken, die Pferde rücken aus, das Bild ist vorüber.



An einer Haltestelle von Cabs

Elektrische Straßen-



Der Policeman regelt den Straßenverkehr

bahnen gibt es in den ganzen innern Stadtteilen von London nicht, sondern nur draußen in den Vorstädten. Das erleichtert die Regulierung des Verkehrs ungemein. Die Erklärung für das ausgezeichnete Fahren der Londoner Kutscher ist teils in ihrer Erziehung durch die Bedürfnisse des Verkehrs, dann aber namentlich auch in dem tief im englischen Volke eingewurzelten Sportssinn zu suchen. „Ich fahre nicht meinen Omnibus, sondern meine Pferde," sagt der Omnibuskutscher. Und man muß einen solchen „'busdriver" gesehen haben, wie er, mit einer gewissen, wenn auch schäbigen Eleganz gekleidet, ein Sträußchen im Knopfloch, oft den sportsmäßigen grauen Zylinder auf dem Kopfe, vom hohen Bock herab die brillanten Gäule regiert, mit einer Würde, als ob er einen Viererzug durch das Gewühl lenkte. Mit der Sicherheit des Fahrens und mit diesem Sportssinne hängt auch die Ruhe zusammen, mit der sich in London der Verkehr regelt. Gibt es wirklich einmal eine Karambolage, so ist das eben ein sportsmäßiges Versehen. Und wie es nicht „fair" wäre, beim Tennis dem Partner wegen eines ungeschickten Balls einen lauten Vorwurf zu machen, so wird man in London kaum jemals das wilde Gezeter und die Blütenlese von Kosewörten zu hören bekommen, mit der in Berlin der „Schwarzlackierte" den „Elektrischen" beschimpft, bis der Schutzmann erscheint, um die ganze Angelegenheit für Moabit zu buchen. In London tut es ein ironisches „Thank you, Sir".

Mit Pferdekraft allein kann der Verkehr der Riesenstadt nicht bewältigt werden. Und trotz Untergrundbahn und Vorortzügen sind die Verkehrsmittel Londons weit hinter der Zeit zurückgeblieben. Man muß es gesehen haben, welch ein Heer von Menschen jeden Morgen in die City hineinströmt und des Abends sie wieder verläßt. Es ist richtig, daß die Londoner Geschäftsstunden kürzer



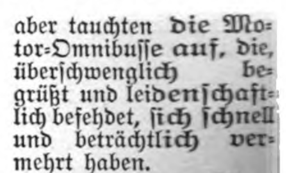
Unter sicherem Geleit



Untergrundbahnhof

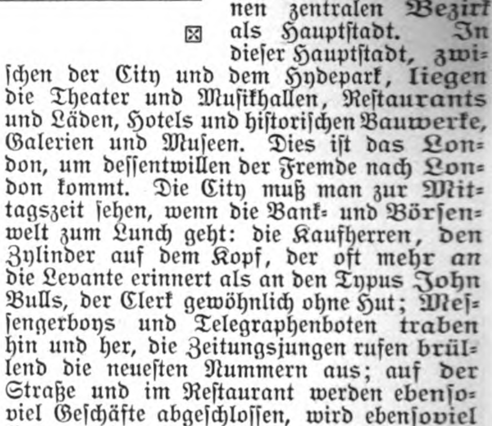
sind als in Berlin; aber in London geht auch unverhältnismäßig viel Zeit mit dem Hin- und Rückweg verloren. In New York braucht man etwa 20 Minuten, um dieselbe Strecke von der Wohnung bis ins Geschäft zurückzulegen, die in London eine volle Stunde in Anspruch nimmt. Nun ist man in den letzten Jahren auch in London zu dem elektrischen Wagenverkehr übergegangen. In den langen, geraden Vorstadtstraßen drängt sich kein so großer Verkehr zusammen; hier bringen die schweren, langen, zweistöckigen Wagen der Straßenbahn, die an das feste Geleise gebunden sind, nicht allzuviele Verkehrsstockungen mit sich. An einigen Knotenpunkten in der Nähe der inneren Stadt ist es freilich schlimm genug.

Mit dem Erscheinen der elektrischen Kraftwagen ist der Verkehr in London revolutioniert worden. Mit dem gewöhnlichen Automobil ging es im ganzen noch an. Nun



aber tauchten die Motor-Omnibusse auf, die, überschwenglich begrüßt und leidenschaftlich befehdet, sich schnell und beträchtlich vermehrt haben.

Das Londoner Straßenleben ist an bestimmte Zeiten gebunden, und damit wechselt es sein Angesicht, wie Mode und Sport. Die sechseinhalb Millionen-Stadt ist ja nicht wie eine einzige Stadt, sondern wie ein Land, das aus vielen Städten besteht, mit einem kleinen zentralen Bezirk als Hauptstadt. In dieser Hauptstadt, zwischen der City und dem Hydepark, liegen die Theater und Musikhallen, Restaurants und Läden, Hotels und historischen Bauwerke, Galerien und Museen. Dies ist das London, um dessentwillen der Fremde nach London kommt. Die City muß man zur Mittagszeit sehen, wenn die Bank- und Börsenwelt zum Lunch geht: die Kaufherren, den Zylinder auf dem Kopf, der oft mehr an die Levante erinnert als an den Typus John Bulls, der Clerk gewöhnlich ohne Hut; Messengerboys und Telegraphenboten traben hin und her, die Zeitungsjungen rufen brüllend die neuesten Nummern aus; auf der Straße und im Restaurant werden ebensoviel Geschäfte abgeschlossen, wird ebensoviel Geld verdient oder verloren wie im Kontor. Aber außerhalb der Geschäftsstunden liegt die City tot und verlassen da wie eine Stadt im Süden zur Zeit der Siesta.



Gehen wir von der City nach Westen, so kommen wir, vorbei an der St. Pauls-Kathedrale mit ihrer hochragenden Kuppel, nach Fleetstreet. Fleetstreet ist identisch mit der Zeitungswelt. Fast jedes zweite oder dritte Haus zeigt durch ein großes Plakat an, daß hier eins der vielen Londoner Tages- oder Wochenblätter sein Heim aufgeschlagen hat. In Fleetstreet beginnt das Leben erst, wenn die City zur Ruhe geht. Die wichtigen Zeitungen erscheinen des Morgens früh, die Leitartikler beginnen ihre Arbeit gegen 8 oder 9 Uhr abends, und es ist lange nach Mitternacht,



Zeitungsstand auf einer Station der Untergrundbahn



Regents=Street

wenn das Personal der Redaktionen und der Druckereien den Heimweg antritt, wenn die Journalisten es nicht vorziehen, noch vorher im Presseklub einen letzten Whisky mit Soda als Schlaftrunk zu genehmigen. Fleetstreet ist der einzige Teil von London, wo man wirklich von einem Nachtleben sprechen kann. Hier allein wird von der strengen Regel eine Ausnahme gemacht, daß alle Restaurants und Kneipen Wochentags um 1/2 1 Uhr und Sonntags um 11 Uhr nachts geschlossen werden.

In dem „Strand", der Fleetstreet nach Westen fortsetzt, und in dem eigentlichen Westend, das sich unmittelbar daranschließt, entfaltet sich das Leben wieder zu einer anderen Zeit. Dies ist die Gegend der Theater und der vornehmen Restaurants. Eine Stunde vor Beginn und eine Stunde nach Schluß der Vorstellungen sieht man hier ein



Piccadilly



Eselkarren, zum Markte fahrend

unvergleichlich farbenfrohes Getümmel gut angezogener Männer und eleganter Frauen, ein durcheinanderwogendes Gewirr glänzender Equipagen und Automobile, vom elektrischen Licht überflutet; ein besonders reizvolles Bild, wenn der große Künstler des Londoner Straßenbildes, der Nebel, einen zarten, dünnen Schleier darüber ausbreitet. Gegen 1 Uhr füllen sich die Straßen zum letzten Male mit der Menge der heimwärts Strebenden. Eine halbe Stunde später ist auch hier alles verödet, und die Straßen gehören allein den Policemen, die auf und ab patrouillieren, und — den Katzen. Man kann des Nachts durch keine Londoner Straße gehen, ohne einem oder einigen Dutzenden Katzen zu begegnen. Sind die Straßen ruhig geworden, dann beginnt Pussys Ausgehzeit.

Zu Londons Glanzpunkten gehören seine Parks. Jeder hat seine eigene Schönheit. Den Regentspark muß man sehen, wenn die Krokus blühen, wenn die weiten Rasenflächen mit gelben, weißen und lila Blüten übersät sind, daß es eine Pracht ist. Der Primrosehügel zeigt sich von seiner besten Seite, wenn der Rot- und Weißdorn blüht, und der Hydepark ist am schönsten, wenn die üppigen Rhododendronbüsche in Blüte stehen. Die Engländer wissen wohl, weshalb sie ihre gesellschaftliche Hochsaison in den Frühling und Frühsommer gelegt haben. Dann ist London am schönsten. Die von Rauch geschwärzten Baumstämme werden durch frisches Laub verdeckt; die düsteren, immergrünen Gewächse, vom Rauch noch dunkler, die Gärten und Vorgärten schmücken, Eibe, Stechpalme, Kirschlorbeer und Zeder, zeigen leuchtendhelle Sprossen, und in den Vorstädten hört man statt des Fabriklärms Finken- und Drosselschlag. In diesen Monaten hat der Hydepark seine große Zeit. Auch hier regelt sich alles nach der Uhr. Zwischen 9 und 12 Uhr vormittags vereint sich in Rotten Row der erste Reiterkorso Europas, der so oft beschrieben worden ist. Vom Afternoon-Tea bis kurz vor Tisch, also von 5 bis 7 Uhr, ist die Zeit des Wagenkorsos. Der gewöhnliche Wagenverkehr ist aus den Parks verbannt. Droschken, Omnibusse, Last- und Geschäftswagen müssen außen herum fahren. Am Sonntage ist die Zeit des Stelldicheins nach dem Gottesdienst. Zur „Kirchenparade" erscheint die vornehme Welt zu Fuß. Man promeniert auf den Wegen um die Herkulesstatue; der Rasen ist mit Stühlen besetzt; es geht zu wie in dem Kurpark eines fashionablen Badeorts.

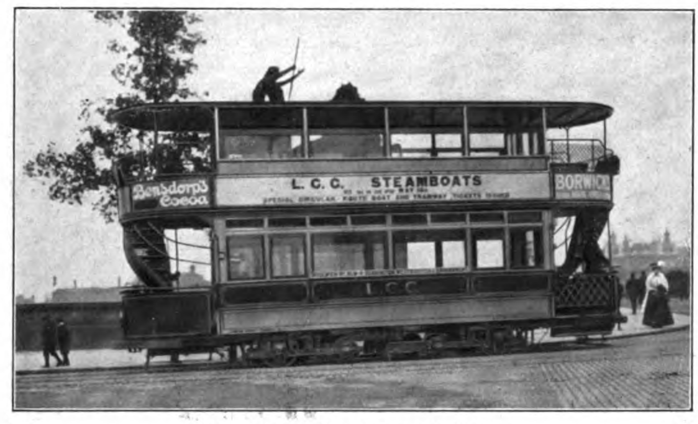
Zu anderen Zeiten haben die Parks ein anderes Publikum. Um 1 Uhr hält der Arbeiter und der Arbeitslose dort sein Mittagsschläfchen. Des Abends träumt der Hydepark still vergessen, ein Dorado für zärtliche Pärchen.



In einer Straße Ostends

Am Sonntag nachmittag aber ist er wieder voller Leben. Wenn die Kirchenparade des Westends vorüber ist, dann beginnt das Londoner Ostend in den Park hineinzufluten. Da sieht man die Londoner Ausgabe der Familie Buchholz: Nurses mit Kinderwagen, Tommies in ihrer bunten Uniform, das dünne Stöckchen in der Hand schwenkend, das Käppi schief auf dem Kopf. In dem feuchten englischen Klima ist der Graswuchs so üppig, daß es unnötig ist, das Betreten des Rasens zu verbieten. Die Jungen dürfen sich dort ruhig mit ihren Ballspielen tummeln, und außerdem wird das Gras noch genutzt: Monate hindurch sieht man in den Parks Herden von dickwolligen, edelrassigen Schafen, die den weiten Rasenflächen der Londoner Parks ein ländliches Ansehen geben. An dem Rande des Hydeparks scharen sich Menschen zusammen. Hier improvisiert die Heilsarmee eine ihrer öffentlichen Andachten, dort hält jemand eine Rede. Das ist eine ebenso spezifisch englische Eigentümlichkeit wie die Debattierklubs. Die Engländer bezeichnen es als ein politisches Sicherheitsventil. Wer etwas auf dem Herzen hat, sei es gegen die böse Regierung, oder gegen die hohen Gemeindesteuern, oder gegen eine kirchliche Richtung, oder wenn ihm sonst etwas nicht gefällt, so macht er hier seinem Herzen Luft. Angehörige der Mittel- und oberen Klassen schreiben einen Brief an den Herausgeber ihrer Zeitung; die der unteren Klassen halten Reden im Hydepark. Bei uns wählen dieselben Leute sozialdemokratisch.

Eine der Eigentümlichkeiten von London ist die große Verschie-



Eine Elektrische in der Vorstadt



Der Motor'bus



Eine Mailcoach



Vor einer Music-Hall am Strand

denheit der einzelnen Viertel. Überraschend ist es, wie häufig man aus einem sehr respektablen Viertel in wenigen Minuten in eine ausgesprochene Proletariergegend kommt. In England herrscht noch in Stadt und Land das grundherrliche System vor. Das Land wird zum Ackerbau wie zum Hausbau nicht verkauft, sondern verpachtet, meist auf 99 Jahre. Den großen Londoner Grundherren, wie dem Herzog von Westminster, dem Herzog von Bedford oder dem Viscount Portman bringt die Pacht eine schöne Summe Geldes ein. Will nun ein Grundherr sein Terrain bebauen, so berät er mit seinen Agenten und dem Pächter, für welche Klasse von Mietern die Gegend am geeignetsten wäre; demgemäß erhält der Baumeister den Auftrag und baut die ganze Straße nach demselben Schema. So sind die eintönigen Reihen ganz schmuckloser Häuser bei dem Britischen Museum entstanden, von denen fast jedes ein Boardinghaus enthält; genau so die gefälligeren, aber ebenfalls uniformen Cottages in den billigeren Vororten und die öden Straßen im Ostend, mit langen Reihen kleiner, einstöckiger Häuser, vom Rauch und Schmutz geschwärzt, die Dächer überragt von einer Unzahl hoher, schlanker Schornsteine, die aussehen wie aufrecht hingestellte Zigarettenspitzen. Fährt man oben auf dem 'bus oder mit dem Zuge durch diese Stadtteile, so wirkt die traurige Monotonie dieser endlosen



Fleetstreet, die Straße der Zeitungsverleger



Nachmittags auf Rotten=Row im Hydepark

Steinwüste geradezu beklemmend, und doch verlohnt es sich, auch einmal diese ärmeren Stadtteile aufzusuchen. Soho z. B., wo manche Hausfassade an den freien Plätzen von der verschwundenen Eleganz zeugt, die hier im XVIII. Jahrhundert herrschte, als es noch ein vornehmes Viertel war; hier hört man oft mehr französisch und italienisch reden als englisch; hier gibt es kleine Läden, die nach Paris zu gehören scheinen, und das Innere der katholischen Kirche von St. Patrick versetzt uns vollkommen nach Italien. Auch die deutsche Kolonie wohnt, teilweise wenigstens, in geschlossenen Siedelungen; die armen Klassen in Whitechapel, während die wohlhabende Kaufmannschaft südlich von der Themse auf den schönen Hügeln von Sydenham und Forest=Hill zu Hause ist. Hinter Whitechapel liegt das russische und polnische Ghetto; viele Läden tragen Inschriften in hebräischen Lettern, man erblickt die Ringellöckchen und den schmierigen Kaftan Galiziens, und das Ohr fängt die Kehllaute des „yiddischen" Jargons auf.

Will man sich aber ein englisches Arbeiterviertel ansehen, so ist der Sonnabend Abend die geeignete Zeit. Da findet man die ganze Familie auf der Straße. Der Sonnabend ist der eigentliche Festtag. Der Lohn ist ausgezahlt und noch nicht ausgegeben. Am Sonnabend abend wird eingekauft. Während die Kinder zu der schreienden Musik einer italienischen Straßenorgel tanzen, drängen sich Vater und Mutter um die Läden. In den Seitengassen ist ein Markt improvisiert. „Fliegende" Händler bieten auf Karren und Bänken Lebensmittel



Idyll im Hydepark



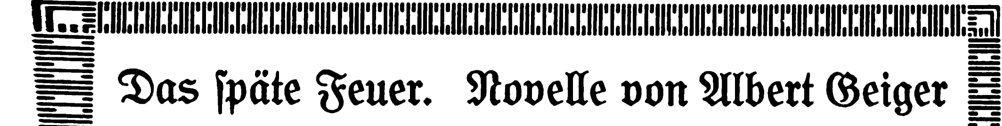
Verkaufsstand in Petticoat-Lane

aller Art aus; eine übelriechende Ölfunzel beleuchtet das Fleisch, Kartoffeln, Gemüse und Obst. Der Verkäufer schreit mit gellender Stimme, obwohl die Umherstehenden alles sehen können, was er feilbietet: „Fleisch, Fleisch! Meilen von Fleisch! kauft, kauft!“ Dichte schwarze Scharen von Männern und Frauen drängen sich auf den Bürgersteigen, langsam auf und ab wandernd, die Waren prüfend. Das Prüfen ist nicht leicht; und wer sich von diesen fliegenden Händlern nicht übers Ohr hauen läßt, sondern die richtige Qualität und das rechte Gewicht für sein Geld bekommt, der hat das Zeug, selbst einer zu werden. Das Einkaufen am Sonnabend abend ist für die unteren Klassen ebenso eine gesellschaftliche Funktion, wie die Kirchenpromenade für die Upper Ten Thousand. Der Sonnabend-Abend ist die Promenadenzeit. Am Alltag fliegt alles auseinander, in die Fabrik, an den Hafen und zu den Docks, oder wohin immer der Beruf rufen mag. Am Sonnabend abend aber sieht man die Nachbarn. Der junge Volunteer führt seine Uniform und seinen Schatz spazieren; Mädchen, zu viert untergefaßt, ein Haufe junger Burschen, — so wogt das hin und her bis Mitternacht. Merkwürdig still geht es zu. Auch das junge Volk spricht nicht viel miteinander. Man sieht und wird gesehen, das ist alles. Drinnen in den Kneipen scheinen Whisky und Bier, nach dem herausschallenden Lärm zu schließen, die Zunge zu lösen. Auch die Frauen gehen hinein, oft mit Kindern an der Hand, mit Säuglingen auf dem Arm; und am Montag hat der Polizeirichter mehr zu tun als die Fleisch- und Brothändler. Sonnabend wird für die ganze Woche eingekauft. Aber in manchen Vierteln kann man schon Dienstag oder Mittwoch, ja selbst schon am Montag, Scharen von Frauen mit dicken Bündeln zum „Onkel“ wandern sehen. Nach einer Weile kommen sie ohne Bündel zurück. Der „Onkel“ hat wieder einmal bis zum nächsten Zahltag ausgeholfen; der „Onkel“ ist nämlich der Pfandleiher — — —

„'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien,“ hat es dereinst geheißen. Heute ist London der Mittelpunkt des internationalen Fremdenverkehrs. Hier lohnt es, Entdeckungsfahrten zu machen, vor allem im Frühjahr, wenn die Stadt ihr Festkleid angelegt hat und die Saison die glänzendste und reichste Gesellschaft zur Hauptstadt geführt hat.

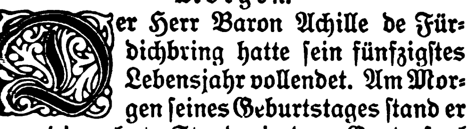


Sonnabend-Nachmittag in einem Arbeiterviertel



Das späte Feuer. Novelle von Albert Geiger

Morgen.



Der Herr Baron Achille de Fürdichbring hatte sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Am Morgen seines Geburtstages stand er um die zehnte Stunde in dem Gartensaal seines zierlichen Rokokoschlößchens, das unweit der schweizerischen Stadt Neuchâtel oder Neuenburg etwas auf der Anhöhe zwischen Reben, Kastanien, Nußbäumen, den alten stolzen Bergwald im Rücken, gar anmutig dalag. Ein Flügel der mit stilvollen Vergoldungen geschmückten Fenster stand offen, und die feine, weiße, schmächtige und feste Hand des Barons trommelte lässig darauf. Die andere stützte er mit derselben nachlässig gelangweilten Grazie auf die vergoldete, zwei sich schnäbelnde Tauben zeigende Fensterbrüstung. Die mäßig große Perücke, die mehr einen militärischen Zuschnitt hatte, ließ eine schöne, klare, aber von einem grauen Schatten des Müdeseins und der Verdrießlichkeit überlagerte Stirne frei. Die großen, blauen Augen zeigten ein unbestimmbares Wollen, das zu müde war, um Sehnen genannt werden zu können, und zu stark, um Entsagung heißen zu dürfen. Die leichtgebogene Nase kündete viel von Selbstverspottung. Der Mund aber mit den feingeschnittenen Lippen schien den Ausdruck des ganzen Gesichtes gesammelt zu haben: die verdrießliche Müdigkeit, das unbestimmte Wollen, die Selbstverspottung.

Achille de Fürdichbring — sein Geschlecht war zuerst in Bern gesessen und dann nach Neuchâtel übergesiedelt, daher der für die Neuchâteler Gegend seltsame Name — Achille ließ seine weiten blauen Augen hinaus über sein Gelände und das jenseits der Heerstraße gelegene Städtchen Colombier bis hinab zum See schweifen. Sein Geburtstag fiel auf einen der letzten Tage des September, und wiewohl die Tage in dieser Zeit und besonders in diesem selten schönen Herbst manchmal noch recht heiß waren und die Nächte nicht sehr rasch verkühlten, lagerten immerhin bis etwa elf Uhr die Nebel auf der Landschaft und besonders auf dem See. Colombier mit seinem Schloß und seinen Alleen schien wie in einem silbernen Spinnennetz gefangen. Der See glich einer dampfenden Milchschale. Manchmal nur lüftete ein frischer Herbstwind die Nebel, und ein Stück See, blau und froh, blitzte herauf. Alles wäre wie eingeschlafen gewesen, gewiegt von dem heimlichen Rhythmus dieses Nebel-Adagios, wenn nicht in den Reben des Barons Lese gehalten worden wäre. So hörte man das unterdrückte Plaudern und Gelächter, manchmal einen Jauchzer, man vernahm das Rascheln des Laubes und das Knacken der Rebscheren, sah die roten und blauen Kopftücher der Weiber und Mädchen und die weißen Hemdärmel und bunten Westen der Männer und Buben aus der stillen Nebelflut hervorleuchten wie einen rücksichtslosen Farbakkord.

Achille de Fürdichbring wollte nicht, daß aus seinem Geburtstag irgend das geringste Aufsehen gemacht werde, und wenn er selbst wie heute den Abschluß eines halben Lebensjahrhunderts bedeutete. So wurde denn auch dieser Tag wie ein sonstiger behandelt. Indessen bezog sich dies nicht auf die Geburtstagsgeschenke, die er reichlich bemaß. Der Curé erhielt eine besonders reiche Summe für seine Armen; der Schulvorstand eine glänzende Unterstützung für sein im Geiste der modernen pädagogischen Ideen angelegtes Collège; Kammerdiener, Jäger, Köchin, Gärtner und was sonst noch zu beschenken war, durften vollauf zufrieden sein. Nur er selbst, der Spender, konnte sich nichts schenken. Und doch hätte er so nötig einiger Geschenke bedurft: Freude am Leben, Harmlosigkeit des Genießens, Kraft des Willens.

Immer in der gleichen Lässigkeit sah er hinab auf die Allee, welche von der Landstraße herauf zu dem Schlößchen führte. Sie war nach der Weise der Zeit angelegt: modisch zurechtgestutzte Akazien- und Lindenbäume, die miteinander durch ein Spalier von Reben verbunden waren. Man ging von Mai bis Oktober in einer Art von

Weinlaube, durch welche die Sommerhitze nur spärlichen Eingang fand, in welcher grünblaugoldne Lichter und Schatten huschten, irrten, sich suchten, sich flohen in reizvollem Spiel. In gemessenen Abständen waren zierliche Marmorbilder zu sehen, Statuen von Fischerinnen, Jägerinnen, Winzerinnen, Gärtnerinnen, dazwischen schmachtende Gruppen, alles von einer liebenswürdigen Zärtlichkeit, einer süßen, einlullenden Sinnlichkeit, daß man hätte glauben können: hier habe ein junges, vom Schicksal begünstigtes Paar sich ein heimliches Nest verschwiegenen Glücks gebaut. Zuunterst an der vergoldeten Gartentüre konnte man einen pausbäckigen, listig den Pfeil auf den zierlichen Bogen legenden Amor als Krönung der Gartenpforte entdecken. Der Alleeboden war mit dem feinsten Sand belegt, und der spiegelglatte Rasen zeigte die sorgfältigste Hand eines Gärtners. Die Dahlien, die da und dort in üppiger Fülle wuchsen, waren von ausgesuchter Schönheit der Farbe und seltener Größe. Schmachtende Heliotropen, starke Resedenbüschel, glänzender Buchs mischten ihre süßen und herben Gerüche. Hier sehnte sich eine verhauchende weiße Rose dem holden Herbstestod entgegen. Dort verblutete eine stolze rote Rose unwillig ihr schönes Leben. Dazu der bitterliche Duft des brauenden Nebels und der Geruch der vielen Apfelbäume ringsum und des Spalierobstes. Es lag etwas Berauschendes in dem Ganzen. Etwas wie der jähe Duft einer sinnberaubenden späten Liebe. Aber alles in dem milchigen Nebel wie unter einer durchsichtig feinen, dünnen Seidendecke.

Achille de Fürdichbring sog dieses Düftegemisch ein und seufzte. Nein, an Liebe wollte er gar nicht mehr denken, das war abgetan.

Er sah an diesem verschleierten, so viele Schönheit bergenden und versprechenden Tag, mitten in dieser reizvollen Umgebung, mit melancholischer Deutlichkeit sein Leben zurück.

Er sah die ersten freudlosen Knabenjahre des früh vater- und mutterlos Gewordenen unter der pedantischen Obhut zweier langweiliger Neuchâteler Stiftsdamen. Dann sah er sich in dem steifen Pariser Collège, in dem er bis zum fünfzehnten Lebensjahr die Zeit verseufzte, während draußen die lustige Pariser Welt ihre Freudenfeste feierte. Ein abermaliger Aufenthalt in Neuchâtel, in das er sich aus dem Pariser Collège zurückwünschte, gab ihm Gelegenheit, seiner früherwachten Neigung zur Philosophie zu huldigen. Dann sah er sich halb wollend, halb willenlos auf die Fürsprache seines einflußreichen Vormunds in das Pagenkorps des Königs von Preußen eingereiht, dessen Herrschaft Neuchâtel damals unterstand. Zwischen der Neuchâteler Frömmelei und der Berliner Aufgeklärtheit mußte er sich den Weg suchen. Er sah mit einem trüben Lächeln auch auf jenes schüchterne Liebesabenteuer mit der schwarzäugigen Tochter eines Emigrierten in Berlin zurück, das mit einem flüchtigen Kuß auf ihr rosiges Lippenpaar sein Ende genommen hatte. Dann erinnerte er sich der langweiligen Dienstjahre, die er, in seine Heimat zurückgekehrt, als Neuchâteler Offizier der Besatzung verbrachte. Und dann stand am lebhaftesten jene Zeit vor seinen Augen, da ihn die leidenschaftliche Liebe zu der schönen Yvonne de Godelair, der Tochter eines der ersten Rechtsgelehrten in Genf, erfaßt hatte, und da er im Kampfe zwischen seiner fortgeschrittenen Weltanschauung im Sinne Voltaires und Rousseaus und der heftigen Neigung zu dem streng kirchlich gesinnten Mädchen für seine philosophischen und bürgerlichen Ideale gesiegt hatte. Die schöne Yvonne war längst eine fast allzu stattliche Dame geworden. Aber noch jetzt fühlte er die Bitterkeit jener Zeiten, und nicht zum mindesten den ekeln Beigeschmack aller der Hetzereien und Wühlereien, welche von den kirchlich Strengen der Verwandtschaft und Freundschaft Yvonnes gegen ihn, den Freigeist, angestiftet worden waren. Damals lernte er diese Sorte von Menschen ehrlich und gründlich verachten. Die Trauer über die ihm genommene Liebe kam hinzu, ihn einsiedlerisch und hypochondrisch zu machen. Zwar — die schöne Neuchâteler Gegend hielt ihn fest. Was konnte sie für sein Leiden! Sein Wunsch war, irgendein hübsches Chalet am See zu finden. Endlich wurde ihm durch einen Gütermakler das kleine, oberhalb Colombiers liegende Schlößchen Montmirail, ehemals einem Pariser Bankier gehörig, zu einem mäßigen Preise angeboten. Hier konnte er allein sein, allein seine Wunde ausheilen lassen und sah doch

unten auf der belebten Heerstraße zerstreuend das bunte Spiel des Lebens vorbeiziehen. Kurzerhand machte er seine Häuser in Neuchâtel zu Geld und siedelte mit seiner nächsten Dienerschaft nach Montmirail über.

Von nun an verfloß sein Leben zwischen Reisen und längeren Aufenthalten in seinem Schlößchen Montmirail. Von den Reisen brachte er schöne alte Bücher mit. Da und dort kaufte er auch ein wertvolles Bild. Pochte sein Herz dann und wann ungeduldiger, so warf er sich auf seine Studien oder er nahm die Büchse und durchstreifte mit seinem Jäger die Wälder. Er segelte gern, und am liebsten, wenn alles in wildester Bewegung war. Da sang ihm die Natur den alten, großen, starken Wiegengesang für sein unruhig werdendes Herz. Da war er Rousseaus getreuer Jünger. Und in der bittern Ironie, die sich zuweilen seiner bemächtigte, war er ganz Voltairianer. Nach und nach im Fluß der Jahre neigte er mehr zu den Philosophen einer vornehmen Resignation oder eines gemäßigten Genusses. Epiktet und Epikur wurden seine Freunde. Stille, Schmerzlosigkeit, Gleichmut: darin suchte er seines Lebens Sinn und Wollen. Dennoch kamen immer wieder Stunden, da er eine verzweifelte Leere in sich fühlte; besonders, als er des Reisens müde geworden war.

Aber in allen beklommenen Augenblicken hatte er nie eine solche lastende Unbefriedigung empfunden, als heute, an seinem fünfzigsten Geburtstag, da er sich so zwecklos fühlte und die Leute da unten so lustig schaffen und werken sah. So arbeitsfroh, so lebensgläubig, so voll unbekümmerter Frische. Hätte doch der Geringsten einer da unten ihm eine Welle seines verjüngenden Lebensvertrauens und Kraftbewußtseins in das Herz gießen können, sein gealtertes vertrocknendes Herz, das doch immer noch die vollen Ströme des Lebens nicht missen wollte und nicht konnte!

Er breitete seine Arme weit aus, so daß die spitzenbesetzten Ärmel des schwarzen Samtrocks zurückfielen. Er breitete sie aus, als müsse er mit magischer Willenskraft etwas an sich heranziehen, das diesem Tag, diesem verhangenen Herbsttag seines Lebens Farbe und Feuer einhauchen könnte. Diesem Tag, der in zögernder, sehnsüchtiger Erwartung auf der Schwelle zwischen Mannesalter und Greisenalter stand. Er breitete die Arme aus und flüsterte mit geröteten Wangen und bebender Stimme: „Sei's eine Torheit! Sei's eine Tollheit! Gleichviel!"

Er ließ die Arme wieder sinken und wandte sich dem Innern des Gartensaals zu. Er trat zu dem Flügel. Es war ein Clavicembalo oder Kielflügel, eine genaue Nachbildung des Instruments, das der große Lully spielte. Er klappte den Deckel auf. Halb gedankenlos betrachtete er die zierliche Malerei auf dem Notenhalter über der Tastatur: eine Schäferszene im Stile Bouchers. Ein blondes braunäugiges Mädchen im Schoß eines verliebten blauäugigen Schäfers, der mit schmachtenden Gebärden bunte Blumen über sie ausstreute. Neben dem zierlichen, mit Perlmuttereinlagen geschmückten Palisanderflügel stand ein ebensolcher Schrank, in dem kostbare alte Geigen lagen. Der Schlüssel steckte, und der Schrank stand halb offen; ein Zeichen, daß die Instrumente dann und wann gespielt wurden. Dann verweilten die Blicke des Barons bei den feinen Seidengobelins an den Wänden. Hier sah man Artemis unter ihren Gespielinnen, alle in holdseliger, bald üppiger, bald zarter Nacktheit. Ein anderer Gobelin zeigte ein Frühstück im Walde. Das Halali war geblasen. Die Eß- und Trinkkörbe wurden ausgepackt. Hier war die Gesellschaft bekleidet; aber der warmblütige Strom süßer Rokokosinnlichkeit floß nicht minder durch die Adern dieser Gesellschaft. In der Mitte des Gartensaals stand in einem graziös einer Blume gleich sich öffnenden weißen Marmorkelch eine bis an den Gürtel verhüllte geschmeidige Mädchengestalt aus gelblichem Onyx. Sie hielt in jeder Hand lässig einen Krug, den sie eben am Brunnen gefüllt hatte und aus dem infolge ihres lässigen Ganges Wasser herausrann. Das gab ein angenehmes Rieseln, wie Gedanken eines Liebenden, die niemals stillestehen wollen. Um das marmorne Becken dieser Wasserkunst rankte sich mächtiger alter Efeu, der im Herbst noch einmal neue hellglänzende Schosse trieb. In den beiden Ecken rechts und links standen gelbliche Marmorbüsten der Philosophen Epikur und Epiktet. An der rechten Wand ein Kamin, gleichfalls in gelblicher Tönung; ein nicht übergroßes, einfaches, aber fein-

liniges Kamin. Darauf eine Sèvres-Uhr, ein Chronos, dem der Liebesgott die Sense hält, Kopenhagener Porzellan und Nippesfiguren mit ihren feinen Tönungen und die durchbrochenen, graziösen englischen Wedgewood-Körbchen. Quer in der rechten Ecke — der Saal war nach dem Garten zu mit abgestumpften Ecken angelegt — beherbergte ein kleiner, wie der gegenüberstehende Lullyflügel mit Perlmutter eingelegter Palisanderbücherschrank eine Auswahl von Elzevir-Ausgaben verschiedener Klassiker. Darauf stand eine kleine Büste Voltaires. Mehr nach vorne, links gegenüber dem Flügel auf einem hohen, viereckigen Sockel aus rötlichem Onyx eine Cäsarbüste aus graugrünem Erz. Das scharfe, befehlshaberische Gesicht schien sich in dieser halbkoketten Umgebung fremd zu fühlen. Den Wohllaut des Raumes vollendete ein seidener Perserteppich von einer wunderbaren Harmonie der Farben.

Der Baron Achille de Fürdichbring sah sich mit den großen, melancholischen Augen lange in dem behaglichen Raume um. — Hier lockte die Liebe mit allem Sinnenreiz, lockte zur Torheit. Dort mahnte die Philosophie zur Mäßigung, wenn nicht gar zur Entsagung. Dort wieder lockte der Cäsar zur Tat. — Wenn er sich's recht gestand, hatte er von allem dem — nichts getan. Welch ein Leben hatte er geführt! Er hatte sich nicht der Leidenschaft überlassen. Er hatte gemäßigt gelebt, vielleicht nicht einmal aus Verdienst, sondern mangels eines Temperaments, wie er sich in seiner melancholischen Bitterkeit sagte. Er hatte auch nichts zu erobern versucht, sondern nach der ersten herben Enttäuschung feige resigniert und dafür den geduldigen Namen Philosophie gefunden. Er seufzte wieder schwerer und tiefer. Dieses also, dieses war die Erkenntnis seines fünfzigsten Geburtstags.

Er zuckte die Achseln. Mit einem innerlichen Erschaudern.
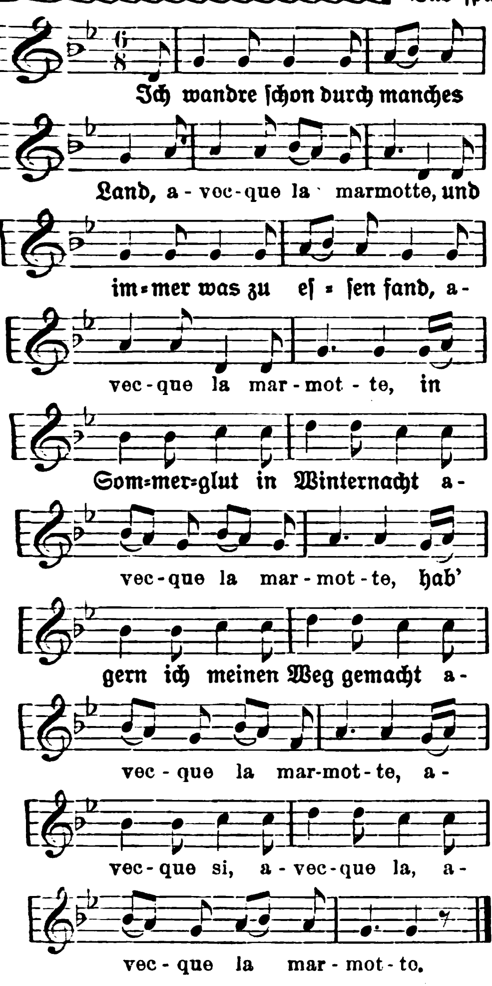
‚Musik! Vergessen!' rief es in ihm.

Schon in früher Jugend hatte er Klavier und Violine spielen lernen. Und er hatte diese Kunst weitergetrieben, ohne Vollkommenes leisten zu wollen, aber mit dem Gefühl, daß ihm die Musik doch ab und zu eine wohltätige Lösung des manchmal unerträglich werdenden, halb dumpfen, halb gespannten Zustandes gewähren könne. So hatte er sie wahrhaft lieben gelernt. Für sein Violinspiel fand er eine treffliche Begleitung am Flügel in einer alten Dame aus der Nachbarschaft, einer Baronin aus Yverdon, die auf seine etwas kapriziöse Vortragsweise verständnisvoll einzugehen wußte. Auf dem Clavicembalo phantasierte er sich gerne über seine Einsamkeit hinweg.

Auch heute, da dieser Zustand besonders peinigend zu werden drohte, griff er nach dem versöhnenden Mittel. Und indem er Noten, die er heute in der Frühe von seinem Genfer Buchhändler erhalten hatte, hastig durcheinander warf, dachte er unwillkürlich daran, wie viele in diesem Augenblick genau so untätig und im Grunde ihres Wesens willenlos seien gleich ihm.

Rauschend griff er in die Saiten. Eine leichte Suite eines neuaufgetauchten Pariser Komponisten spielte er mit vorgeneigtem Haupt und leichtgeröteten Wangen. Aber mitten in dem Stück brach er schrill ab. Das war doch gar zu nichtssagend. Er schloß die Augen und begann zu phantasieren. Es waren zuerst leise, zärtliche Melodien, getragen von einem weichen, mitfühlenden Baß. Sie schienen zu irren und zu suchen. Verklangen, erstarben in der Ferne. Kamen wieder, wehmütiger, bittender, bis seine Hände von der Tastatur herab und in seinen Schoß sanken und er so, schweigend, mit geschlossenen Augen vor sich hin träumte.

Da — kam mit einem Male aus der Ferne ein schwermütiger und doch so silbern schwebender Ton. Er spann sich langsam näher. Wie Marienfäden vor einem leichten Herbstwind treiben. Dann antwortete eine etwas derbere, volltönende Stimme. Und nun mischte sich der Strich einer Geige ein. Es war eine halb triviale, halb traurige Melodie, welche auf einen Savoyarden mit einem Murmeltier und einer Drehorgel hätte raten lassen, wären nicht eben die zwei Stimmen und der Geigenklang gewesen. Der Baron lauschte. Der Gesang und das Geigenspiel waren indessen so nahe gekommen, daß man Worte verstehen konnte. Achille de Fürdichbring trat ans Fenster. Und er vernahm folgendes Lied, in welchem die zweite Stimme und die Geige immer den Kehrreim brachten:



Die Bauern sehn mich alle gern
Avecque la marmotte,
Der reiche Herr freut sich von fern
Avecque la marmotte.
So oft ich sing', so oft ich spring'
Avecque la marmotte,
Macht es im Büchslein kling kling kling
Avecque la marmotte.
Avecque si, avec que la,
Avecque la marmotte.

Ihr liebe Herrn und gute Leut
Avecque la marmotte,
Ich bitt' euch, kommt und seid gescheit
Avecque la marmotte.
Denn morgen bin ich, auf mein Wort,
Avecque la marmotte,
Weit über alle Berge fort
Avecque la marmotte.
Avecque si, avec que la,
Avecque la marmotte.

Der Gesang verstummte gerade unter dem Schlößchen. Es war eine Stille. Auch unter den Rebleuten.

Der Baron de Fürdichbring erhob sich langsam. Er riegelte auch den andern Fensterflügel auf, der ihm mit seinen seidenen Vorhängchen die Aussicht nach der rechten Seite verbarg.

Er sah hinab. Die halb monotonen, halb in Schlummer einer philosophischen Gleichgültigkeit wiegenden Klänge zitterten ihm noch im Ohr. Er erinnerte sich, am Comer See einmal eine Hirtenflöte in so langhinflutenden, melancholischen, silberbraunen Tonwellen über die Berge und den See hinweg vernommen zu haben.

Er sah hinab. Und was er sah, war seltsam genug.

Gerade vor dem Tor des Schlößchens, von dem der bogenschießende Amor lustig herabsah, hielt ein sauberer, aber derber Wagen. Neben dem Kutscher mit breitem Gesicht und schwarzem Filzhut saß ein sehr schöner blonder Junge, in blauen Samt gekleidet, ein halbwüchsiges Murmeltier in den Armen, das mit einer roten Krause und einem ebenso farbigen Dreispitz bekleidet war. Zum Überfluß hatte es ein kleines Gewehrchen umhängen und einen Säbel sowie eine Trommel am Gürtel. Es blinzelte halb scheu, halb klug auf die in ihrer Arbeit innehaltenden Rebleute herab. Der Knabe zeigte eine hochmütige, gleichgültige Miene. Nun stieg aus dem Fond des Wagens ein in braunes Tuch gekleideter, langer, schlackeliger Mensch mit einem hageren, pockennarbigen Gesicht. Er trug ebensowenig wie der Knabe eine Perücke, sondern beider Perücken waren für die Reise sorgfältig im Kutschkasten verpackt. So sah man das rote Haar des älteren Reisenden weithin durch den sich mählich lichtenden Nebel glänzen. Herausgestiegen reichte er einer andern Person im Fond des Wagens die Hand und verdeckte sie so einstweilen den Blicken des Barons.

In diesem Augenblick hatte die Sonne sich durchgekämpft. Ihr volles, warmes, süßes Herbstgold quoll aus dem leicht verschleierten blauen Himmel. O wie alles nun sang und duftete! Wie die Welt so weit und warm wurde! Und selbst der ärmste Mensch von der Segnung des Lichtes reich und froh wurde! Die Göttinnen im Garten lächelten. Ein goldenes, verführerisches Lächeln. Der Amor am Tor schien vor Übermut zu jauchzen. In

den farbigen Blättern der Akazien und Linden floß das Rot, das Gelb, das Braun, das Violett, das Grün zu einer berauschenden Farbenfülle zusammen, aus der die blauen Beeren wie funkelnde Halbedelsteine reifbedeckt hervorglitzerten. Die Rosen und Dahlien flammten wie farbige Lichtbüschel.

Und in diesen trunkenen und trunken machenden Fluten des Lichts ward unten an dem Wagen, ganz vom Gold und Blau des weichen Herbsthimmels überrieselt, ein junges weibliches Wesen sichtbar. Der Lebhaftigkeit der Bewegungen nach schien es eine Französin zu sein.

Sie stand vor der die Rebberge schützenden Kalksteinmauer wie vor den Pforten des Paradieses. Und der Wächter vor den verbotenen Herrlichkeiten war der Gärtner, der Aufseher der Winzer. Er hatte sich breitspurig in die geöffnete Gartentür gestellt, hemdärmelig, den braunen Strohhut auf dem Kopf, das blinkende Rebmesser in der Hand, und hörte, ohne eine Miene zu verziehen, der jungen Dame zu. Es schien dem Baron offenbar, daß sie Trauben wolle, und zwar kaufen wolle. Denn nun winkte sie ihren rothaarigen Reisebegleiter herbei, der mürrisch herzutrat und ebenso mürrisch eine verschabte Börse zog. Die Schöne nahm ein Geldstück heraus und reichte es in ihrer lebhaften Art dem Gärtner, der jedoch, ohne ein Wort zu verlieren, in seiner stoischen Weise ablehnend mit dem Kopfe schüttelte. Es war ergötzlich, zu sehen, in welchen Zorn die Schöne nun geriet. Sie warf dem Gärtner das Geldstück vor die Füße. Der zuckte die Achseln. Der Reisegefährte trat hinzu, das Geldstück aufzuheben. Sie hielt ihn mit einem strengen Blick ab. Das Murmeltier ließ zum großen Ergötzen des Knaben im blauen Samt unaufhörlich schrille Pfiffe ertönen, da sein Herr es boshaft in die Ohren zwickte. Die Winzer drängten sich herbei, zu sehen, was es gäbe. Es war ein Auftritt voll komischer Verwirrung.

Nun erachtete der Baron es für geboten, selbst einzugreifen. Denn — so zog er den Schluß: Man mochte ihn zwar für einen Sonderling halten, aber nicht für einen Drachen, der jede Beere seiner Weinberge behütete mit Feuer und Gifthauch. Dann aber: das junge schöne Wesen sah in seinem reizenden Zorn gar zu lieblich aus. Es war dem Baron gerade, als wenn ein flirrender, blendender, verwirrender Sonnenstrahl auf der Schwelle seines Hauses spiele. Es erschien ihm wie ein artiger Geburtagswunsch des Schicksals, das ihn vielleicht gerade heute eine Minute lang den berauschenden Duft des Lebens kosten lassen wollte. Woher es diese schillernde Blüte geweht hatte, wohin sie es tragen würde: was hatte er viel danach zu fragen? Man konnte ja dieses wundersame Ding flüchtig in der Nähe betrachten.

Kurzum, nach diesen rasch einander folgenden Erwägungen stand er entschlossen auf und zog ebenso entschlossen am Klingelzug.

Jean-Baptiste, der Kammerdiener, erschien selbstbewußt in seiner hechtgrauen Geburtstagslivree, die ihm der Baron mit einigen Goldfüchsen in der Westentasche geschenkt hatte.

Der Baron beachtete ihn nicht weiter. In kurzem Ton befahl er Jean-Baptiste, hinunter in den Garten zu gehen und die Dame vor dem Tor zu ihm heraufzubitten.

Jean-Baptiste hatte einen flüchtigen Blick hinabgetan. Nun schaute er fragend seinen Herrn an. Der wandte sich ab, da er zu seinem Ärger fühlte, daß ihm eine leichte Röte in den Kopf stieg, blätterte in dem Notenheft, das vor ihm auf dem Flügel stand, und sagte endlich ungeduldig: „Nun, bist du hier angewachsen?“

Da ging Jean-Baptiste mit einem leisen Kopfschütteln.

Der Baron hatte sich in einen großen seidenen Sessel am Fenster gesetzt. Er hatte ein Notenheft zur Hand genommen und blätterte darin. Allein seine blassen, schlanken Hände zitterten leicht, und er spürte ein wenig Herzklopfen. Er ärgerte sich darüber und dachte: ‚So geht es alten Junggesellen, die sich wie ein Dachs in ihre Höhle verkriechen. Jeder Schritt des Lebens, der vor ihrer Trauerhöhle vorüberklingt, macht sie ängstlich und unruhig. Und wenn es gar ein leichter Mädchenschritt ist: klik klak, klik klak ... da wird es alten Dächsen ganz unruhig, eng und schwül in der Höhle.‘

Er lauschte. Die Zeit schien ihm unerträglich lang zu werden. Er dachte, ans Fenster zu treten. Allein das hätte — nein! da, in dem Lehnstuhl, wollte er die

erste junge Dame erwarten, die seit zwanzig Jahren dieses Haus betreten hatte. Ganz kritisch wollte er sein. Ganz nüchterner Betrachter und Prüfer.

Da hörte er nahe leichte Schritte auf dem weißen Gartenkies. Trotz seiner sehr lobenswerten Vorsätze konnte er ein erneutes Herzklopfen nicht unterdrücken. Und nun: klik klak — zierliche Mädchenfüße in Stöckelschuhen — die Türe, die nur angelehnt war, wurde aufgetan — der Baron versteckte rasch sein Gesicht hinter dem breiten Notenheft.

Eine Stille.

„Monsieur le baron: Hier ist die Dame ...“

Der Baron sah auf. Er erhob sich und bedeutete dem Kammerdiener mit einem Wink des Kopfes, den Gartensaal zu verlassen. Der ging, wiederum mit dem diskreten Kopfschütteln.

Die beiden standen einander allein gegenüber.

Sie — vollbeleuchtet von der Sonne, in einer reizvoll trotzigen Verlegenheit.

Er — ohne wahrzunehmen, wie fast unhöflich lange er sie ansah — willenlos versunken in ihre Anmut. Die bewußte Grazie ihres Wesens ward erhöht durch die Mädchenhaftigkeit, die der geschmeidigen Gestalt und dem feingeschnittenen Gesicht etwas Herbes gab. Es war ihm, als hielte sie Frühling und Sommer an den Händen. Der Frühling, zögernd und fröhlich zugleich, hatte der edelgebildeten Stirn und Nase, den lieblichen Wangen und dem zartgeschwungenen Mund die tauige Frische seiner Morgen und die sinnende Schwärmerei seiner Abende gegeben. Aber den Augen hatte der warme, volle Sommer gelacht. Mandelförmig wie die einer Südländerin, leuchteten sie doch das sanfte Feuer eines milderen Sommers. Sie konnten die Augen eines Gretchens sein. Der feine, bläuliche Perlmutterschmelz, der über diesen Augen spielte, gemahnte an jene kristallhellen Junihimmel, die zwischen Frühling und Sommer sich zu der trunkenen Erde herabsenken. Und doch — es lag in diesen Sternen etwas wie Schwermut, ob sie auch noch so hell unter der zierlichen Perücke in die Welt zu lachen schienen.

Die Kleidung, die sie trug, war einfach, aber gewählt. Überkleid und Unterkleid aus einem zarten Seidenstoff: Bleu mourant wurde er genannt. Ein ins feinste Braun hinüberschillerndes Blau. An einem der zarten, bis zu den zierlichen Ellenbogen freigelassenen Arme schaukelte ein Hütchen von derselben Farbe wie das Kleid, geziert mit einer leichten weißen Feder. Den schlanken Hals schmückte ein schwarzes Samtband mit einem einfachen goldenen Medaillon daran.

Aber der Baron sah nur in das warme Sommerbraun dieser Augen und vergaß darüber ganz, daß er einer fremden Dame gegenüberstand, die ein billiges Recht darauf hatte, erstaunt zu sein.

Endlich schrak er auf, als sie beinahe unwillig die Stimme erhob: „Monsieur?“

Worauf er, in seiner Verwirrung stockend, die ihm unsäglich albern dünkenden Worte sprach: „Mademoiselle, ich habe mir die Freiheit genommen, Sie zu mir heraufbitten zu lassen. Gestatten Demoiselle?“

Er ging auf sie zu, reichte ihr respektvoll die Hand und führte sie zu einem Sessel. Er selbst blieb gegen das Clavicembalo gelehnt.

Sie sah ihn fragend an. Hoch und schlank, wie er dastand im schwarzen Samtgewand. Sie sah in dieses melancholisch überschattete, feine und doch scharf gezeichnete Gesicht und in die großen, gütigen, blauen Augen.

Und sie fühlte, sie wußte: daß sie sich unter dem Dach eines Edelmanns befinde.

Das gab ihr eine große Beruhigung.

„Mademoiselle,“ sagte der Baron, „haben Ihre Unzufriedenheit mit meinen Leuten geäußert. Meine Leute sind strengstens angewiesen, gegen Fremde höflich und dienstfertig zu sein. Darf ich den Grund Ihres Mißfallens erfahren?“

„Monsieur, mein Gebaren mag Ihnen recht töricht erschienen sein. Aber ich kenne die hiesigen Lebensverhältnisse nicht. Ich komme von Italien, wo die Leute leichtherziger und gutherziger sind. Ich habe um einige Trauben gebeten. Mon Dieu, da hätte man in Italien nicht die geringsten Umstände gemacht. Zwei Soldi — und der Handel wäre abgeschlossen gewesen. Aber Ihr Inspektor oder Gärtner, oder was er sonst ist, hat mich ganz schrecklich angesehen; wie der Cherub mit dem feurigen Schwert. Und, Monsieur,“ setzte sie

mit einem reizenden Schmollen hinzu: „Ich habe die Trauben doch nicht stehlen oder mir schenken lassen wollen. Ich wollte mein gutes rundes Geld dafür geben. Genug, um in Italien ein Körbchen Trauben dafür zu haben. Und ich — wollte nur eine Tüte. Und wie nun der Mann da so vor mir gestanden ist, unbeweglich wie ein Götzenbild, da — da hat mich eben die Geduld verlassen. Mein Bruder sagte mir gleich: wir seien in einem uns fremden Land. Ich solle vorbeifahren, ich würde mich wahrscheinlich lächerlich machen. Eh bien, jetzt ist es eben geschehen!“

Sie hielt mit einem leichten Aufatmen inne.

Der Baron lächelte ein wenig ob ihres lieblichen Eifers. „Mein Gärtner,“ sagte er begütigend, „ist ein Mensch so treu wie Gold. Jedem, von dem er auch nur ahnen könnte, er wolle mein Hab und Gut vermindern, dem zeigt er die Zähne, wie ein Hofhund dem vorbeigehenden Wanderer. Zudem trägt dieses Rebstück den edelsten Wein weit und breit, und da ist er doppelt scharfäugig. Aber ich versichere Sie, Mademoiselle“ — hier machte er eine kleine Verbeugung — „der Herr ist nicht so ungeschlacht wie der Knecht. Die Art, wie man Sie hier angelassen hat, ist ihm sehr peinlich. Und so bittet er Sie denn, sich kurz zu verweilen, und es sollen sofort Trauben die Fülle —“

„O non! Non!“ sagte sie rasch. „Es war doch nur so eine Laune im Vorüberfahren, als ich die Leute so fröhlich herbsten sah, und die goldgelben Trauben so unter dem grünen und dem roten Laub hervorlachten. Tausendmal Dank! Aber wir dürfen uns nicht aufhalten. Wir müssen übermorgen in Nancy und spätestens Sonntag in Paris sein. Wir kommen von Milano und hatten durch Schneestürme in den Alpen ohnehin mehr Aufenthalt, als uns lieb war.“

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte der Baron langsam. „Ich wollte Sie in keiner Weise aufhalten. Ich wollte nur die Unhöflichkeit meiner Leute gut machen.“

Sie fühlte mehr als sie sah, daß der Schatten auf seiner Stirn tiefer wurde. Und sie mußte sich gestehen: mit Recht. Er war liebenswürdig gegen sie gewesen. Er, der Fremde zur Fremden. Und sie vergalt es ihm mit einer dürren Ablehnung!

„Monsieur!“ sagte sie leise.

„Mademoiselle?“ erwiderte er beinahe förmlich.

„Wenn ich Ihre Güte nicht mißbrauche, so würde ich nun doch einige Trauben nehmen. Obwohl es unartig ist, um etwas zu bitten, das man eine Minute vorher ausgeschlagen hat.“

Statt aller weiteren Antwort klingelte der Baron nach Jean-Baptiste.

„Ein Körbchen der schönsten Trauben für Mademoiselle!“

Jean nahm eines der Wedgewoodkörbchen vom Cheminée und ging gelassen, wie es ihm in der neuen Livree ziemte, den Auftrag zu vollführen.

Sie ließ ihre Blicke in dem ruhig schönen Raum umherschweifen. Und indem sie die Gobelins und die Brunnennymphe ansah, machte sie die Erwägung, es könne beinahe das Haus eines Lebemannes sein, in das sie eingetreten war.

Er schien ihre Frage zu ahnen, denn er sagte, wie entschuldigend: „Ich habe das Haus mit der Einrichtung von einem Pariser Bankier gekauft. So habe ich denn manches belassen, wie es war. Ich selbst würde alles einfacher gemacht haben.“

Sie war aufgestanden und vor die Gobelins getreten. Er war ihr nachgefolgt.

„Welch wundervolle Gobelins Sie da haben!“ sagte sie mit aufrichtigem Entzücken. „Man kann nicht mehr erreichen, als hier geschaffen ist. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Alles lockt und funkelt wie das Leben selbst.“

„Ja, sie müssen wohl kostbar sein!“ erwiderte er. „Ein Freund, der eine Sammlung von Gobelins aller Arten und Zeiten besitzt und ein wahrer Narr mit solchen Besitztümern ist, hat mir eine lächerlich hohe Summe geboten. Aber ich habe sie ihm, trotz aller Freundschaft, nicht gegeben. Ich bin sie gewöhnt und mag sie nicht missen.“

Jean-Baptiste kam mit den Trauben. Nachdem er noch zwei Wedgewoodtellerchen vor die beiden gestellt hatte, verließ er stumm das Zimmer.

„Mademoiselle!“ sagte der Baron mit einer einladenden Handbewegung. Angelique setzte sich wieder.

„O, Monsieur! Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Sünderhaupt. Für unartiges Benehmen so liebenswürdig aufgenommen zu werden, arriviert nicht jedem. Mais, Monsieur, und Sie — Sie essen nicht? Ils sont magnifiques, ces raisins! Magnifiques!“

Er beobachtete das graziöse Spiel ihrer Hände, wie sie die Trauben langsam entbeerte. Dabei plauderte sie abgerissen, und diese hellen Töne klangen wie Schwalbengezwitscher in den sonnigen Raum.

„Ich wünsche jedem Reisenden, das heißt: denen, die es einigermaßen verdienen, solch eine erquickende Rast. Sie sind wohl sicher schon gereist, viel gereist, Monsieur? Es ist immer dasselbe Bild: der Postvorsteher mürrisch und zur Not herablassend, der Kondukteur anmaßend, wenn er nicht ein reichliches Trinkgeld sieht, der Postillon fast immer betrunken und voll der gräßlichsten Flüche, die Passagiere im Streit wegen der Reisesäcke und Hutschachteln und eines auf das andere neidisch wegen der Plätze. Fi! Wir haben denn auch von Bellinzona aus einen Mietswagen genommen, meine Brüder und ich. O, diese Reise wird mir gedenken!“

„Und darf man fragen, warum gerade diese in so schlimmer Erinnerung steht?“

„Ach, es ist zu läppisch. Ich mag gar nicht davon reden.“

Mit einem Blick zu dem Fenster hin brach sie das Thema ab und schlug rasch ein anderes an. „O Monsieur, wie herrlich müssen Frühling und Sommer und der Frühherbst hier auf dieser idyllischen Besitzung sein! Den Winter — stelle ich mir vor — bringen Sie in Genf oder Paris zu.“

„O nein, Mademoiselle! Früher war das wohl so. Jetzt bin ich fast das ganze Jahr über hier. Im Winter, wenn den lieben langen Tag der Nebel über dem See liegt, daß man ihn mit dem Messer schneiden könnte, da ist es oft keine geringe Geduldsprobe. Da bin ich ein wahrhafter Höhlenbär. Gewöhnlich kaure ich dann verdrießlich in einem Winkel. Manchmal streck' ich den Kopf aus meiner Höhle und brumme. Es ist mehr zum Weinen als zum Lachen. Von Neuchâtel bis Genf hab' ich Bekannte und, was schlimmer ist, Verwandte. Nahe steht mir nur eine Freundin meiner längst verstorbenen Mutter, eine prächtige alte Dame, Madame de la Serrière, die mir manchmal meine Abende verkürzen hilft. Einige Schulfreunde aus Paris kommen zuweilen. Jede Woche sehe ich den Curé und den Schulvorstand zu einem Kartenspiel. Zu Neujahr besuchen mich einige Tanten aus Neuchâtel, wenn mich das Schicksal begünstigen will. Ich bewirte sie reichlich und respektvoll mit Kaffee, Kuchen, süßen Früchten und Südwein. Zum fünfundzwanzigstenmal versichern sie mich dann mit flehentlichen Tönen, es sei die allerhöchste Zeit, mich zu verheiraten. In diesem Augenblick erhebe ich mich und gehe einige Male hin und her, als ob ich mir die Predigt zu Herzen nehmen wolle. Auf dieses Zeichen hat mein Kammerdiener außen schon gewartet. Er tritt ein und meldet, der Wagen nach Neuchâtel sei bereit. — So lebe ich, ein wahrhaft Einsamer. Ohne Schmerz, aber“ — er seufzte — „auch ohne Freude.“

Er erstaunte, daß er so gesprächig geworden war. Aber er fühlte es als ein angenehmes Erstaunen.

„Sie sind also nicht verheiratet?“ fragte sie langsam.

„Fühlten Sie das nicht gleich? Mädchen und Frauen haben doch darin einen so feinen Blick.“

„Ja, ich hatte es mir gedacht,“ erwiderte sie einfach.

„Nun ja, ich bin nicht verheiratet,“ sagte er. „Aber ich habe drei sehr schöne Geliebte.“

„Mon Dieu!“

„Die eine ist die Natur. Die andere die Literatur. Und die dritte, die Favoritin, die Musik. — Aber Sie nehmen doch noch eine Traube?“

„Nein, nun darf ich nicht mehr!“ Sie sah nach der Uhr auf dem Kamin. „Elfeinhalb Uhr!“ rief sie. „Mon Dieu, mon bon Dieu! Mein Bruder wird alle Ursache haben, zu schelten. Obgleich ich Ursache genug hätte, mir nicht viel daraus zu machen.“

Sie war aufgestanden. Er sah ihr voll in die Augen. Es lag wie eine Aufforderung darin: ‚Bleibe! Wenn du gehst, so trägst du in deinen weißen, geschmeidigen Händen die Jugend, die Schönheit, die Hoffnung fort, und nur die Sehnsucht lässest du da.‘

Und mit einem Male kam ihm ein Gedanke. Er setzte sich an den Flügel und griff einige Akkorde.

„Sie gehen also?“ sagte er mit vibrierender Stimme. „Es war eine kurze Rast. So will ich Ihnen denn auch das Abschiedslied, Ihr Wanderlied, spielen.“ Er leitete mit einigen Takten ein. Und dann ertönte mit einer seltsam dunkeln Wehmut das Lied:

Ich komme schon durch manches Land,
Avecque la marmotte —

„Kennen Sie das Lied?“ sagte er innehaltend. „Vor kurzem hat es eine Stimme gesungen, die ich nie vergessen werde. Es war Ihre Stimme.“

Sie nickte. Aber ihr Gesicht war beinahe finster. „Une bêtise de Marcel, mon jeune frère.“

„Ah, das ist der hübsche Junge in blauem Samt, der die Marmotte bei sich hat?“

„Ja, das ist es eben! Diese unglückliche Marmotte! Von allen dummen und eigensinnigen Streichen, mit denen mir Marcel schon Ärger und Unannehmlichkeiten bereitet hat, ist dies der tollste! Stellen Sie sich vor: ein bitterkalter Tag auf der Reise über den Gotthard. Wir auf horriblement schlechten Wegen und faulen Maultieren langsam, langsam dem Tal entgegen. ‚Dieu soit loué!‘ denke ich aufseufzend. Das Schlimmste ist überstanden. Wir sind zu Eisfiguren geworden. Da, denken Sie sich, läuft uns so ein kleiner Savoyarde avec une marmotte entgegen. Mein junger Bruder sofort vom Esel herab. Der Savoyarde muß seine Kunststücke mit der Marmotte machen. Er muß meinem Bruder das dumme Lied vorsingen, bis er es auswendig kann. Endlich will der Taugenichts die Marmotte dem Savoyarden abkaufen. Er bittet, er bettelt, er stampft den Boden, er wirft sich endlich in den Schnee und erklärt, er gehe nicht weiter ohne die Marmotte. Was kann man tun? Man muß ihm den Willen lassen. Obendrein hat der Schlingel von Savoyard fünfundzwanzig Franken gefordert, da er meine Notlage bemerkte. Ich bitte Sie: dafür kann man eine Menagerie Marmottes kaufen! Und nun ziehen wir schon sechs Tage mit diesem widerlichen Tier im Land herum. Ich komme mir vor wie das Mitglied einer Bärentreiberfamilie. C'est affreux! Da hab' ich heute morgen aus barer Verzweiflung über das öde Herumgereise mit der ekelhaften Kreatur und in einer Art von Galgenhumor das blöde Leierkastenlied mitgesungen. C'est ça! Dabei hätte ich diesem lieben Tierchen Gift geben mögen!“

Sie hatte sich in einen kleinen Zorn hineingeredet. Mit blitzenden Augen sah sie sich um, als gälte es, den Krieg gegen sämtliche Murmeltiere vom Montblanc bis zum Gotthard zu führen.

Unwillkürlich mußte der Baron lachen.

„Sie haben gut lachen!“ sprach sie lebhaft. „Ich wünsche Ihnen für vierzehn Tage meine beiden Brüder an den Hals. Da würden Sie Ihre Tanten aus Neuchâtel mit der größten Zufriedenheit ertragen. Macht mich der eine durch seine ewige Unzufriedenheit und durch seine Unrast verzweifelt, so degoutiert mich der andere durch seine Albernheiten, die ich hintennach ausbaden muß. O, man hat es nicht gut dabei. Aber ich hab' es meiner Mutter versprochen, bei ihnen auszuhalten. Und so tu' ich es auch,“ — sie sprach diese Worte in feierlichem Ton — „komme, was wolle!“

Sie sah ihn mit einem vollen, ehrlichen, tapferen Blick an.

„Sie sind nicht allein schön,“ sagte er einfach mit warmer Bewunderung, „Sie sind mehr als das: Sie sind gut!“

Ihre Augen ruhten kurz ineinander.

Dann wandte sie sich ab und den Noten zu.

„Sie sind Sängerin, Mademoiselle —?“

„Ja, ich habe leider Gottes meinen Beruf daraus gemacht.“

„Sie sind es nicht mit Leib und Seele —?“

„O ja, gewiß! Gewiß! Aber es ist da noch so vieles, vieles, was gar nichts mit der Kunst zu tun hat — Sie verstehen oder ahnen vielleicht?“

„Ich kann es ahnen, Mademoiselle — Mademoiselle —“

„Angélique Fournier,“ ergänzte sie lächelnd. „Ein sehr prosaischer Name. N'est-ce pas, Monsieur?“

Es lag ein wenig Koketterie in dieser Frage. Sie sah ihn von der Seite an, und den Baron überrieselte dieser Blick aus den großen, goldbraunen Augen wie der Blütenregen eines Junitages mit süßer Gewalt.

„Ich heiße Fürdichbring, Achille de Fürdichbring. Ein Name, an dem man sich die Zunge abbrechen kann. Mein Urahne

in Bern war ein Handelsherr und Ratsmann. Der hat es zu Gold und Ehr' gebracht. Er würde sich im Grabe herumdrehen, könnte er sehen, wie wenig sein Urenkel etwas ‚für sich bringt'. Nein, ich verdiene meinen Namen ganz und gar nicht!"

Er hatte diese seine Vorstellung langsam, mit einem trockenen Humor in dem scharfgeschnittenen Gesicht bewerkstelligt.

„Eh bien, Monsieur de Für-sich-bring!" sagte sie, „Ihnen hat Ihr Urahne doch etwas zurückgelassen. Aber ich habe gar nichts, als mein bißchen Stimme, einige Garderobe und etwas von Pretiosen — und muß für den einen Bruder ganz und für den andern auch zur Hälfte sorgen und obendrein für mich. Da haben Sie es besser, Monsieur Für-sich-spring —"

„Fürdichbring! Mademoiselle —"

„O je dis des bêtises! Mais c'est un nom très, très difficile à prononcer! Unmöglich auszusprechen! Ich mache Ihnen einen Vorschlag, zwischen Tür und Angel —" fuhr sie lebhaft fort: „Wenn wir uns wieder treffen in diesem merkwürdigen Leben, nenne ich Sie: Monsieur, und Sie — Sie sagen ganz einfach —" sie stockte ein wenig und es lag wie eine leichte Benommenheit in ihrem Wesen — „Sie sagen: Mademoiselle Angélique. Damit sind wir unsere unpoetischen Namen los. Aber da hat es gute Wege. Wir werden uns nicht so leicht wieder begegnen."

Über seine Stirne ging ein Schatten, und um seine Mundwinkel zuckte es. Er sah zu Boden.

„Ihnen, der vollblühenden Jugend, wird gewiß noch manche unerwartet köstliche Stunde werden. Aber ich bin vom Schicksal nicht verwöhnt worden. Und so mögen Sie es dem alternden Manne verzeihen, wenn er Sie vielleicht zu lange hier aufhalten will. Das Alter macht egoistisch."

„Sie sind doch nicht alt!" sagte sie launig und aufrichtig zugleich.

„Mademoiselle! Fünfzig Jahre an diesem heutigen Tag!" erwiderte er und verbeugte sich mit komischer Feierlichkeit. „Fünfzig Jahre! Das ist ein schweres Wort."

„Und Sie waren immer allein?" fragte sie leise.

„So gut wie immer ..."

„Sie konnten wenigstens allein sein und waren Ihr eigner Herr! Aber ich hatte nicht einmal — dazu das Recht! — Und werde es nie haben. —" Sie seufzte. „Und was meine unerwartet köstlichen Stunden angeht — mon Dieu: Die sind rasch gezählt. Mais — da stehe ich wie ein Stock und sage Ihnen nichts zu Ihrem Geburtstag. Tausend, tausend gute Wünsche! Es ist, als ob zwei Menschen auf verschiedenen Schiffen ständen und einander zunickten: Gute Fahrt!"

Er sah sie mit seinen klaren Augen bittend an.

„Wollen Sie mir einen von diesen guten Wünschen erfüllen?"

„Wenn es in meiner Macht steht."

„So singen Sie!"

Und dabei beugte er sich auf ihre weichen, vom Hauch des Herbsttags frischen, Duft und Fülle der Natur in sich tragenden Hände.

Sie ließ ihm ihre Hände zwei Herzschläge lang. Dann sagte sie aufatmend: „Ja, ich will singen! Singen für Sie, weil Sie so gut zu mir sind."

„Ich weiß nicht," fuhr sie fort, unter den Noten kramend: „Alles das kommt mir wie ein Märchen vor. Vor einer halben Stunde noch in der holprigen Kalesche auf der fremden Landstraße — und nun hier — so gütig empfangen — so traulich aufgehoben — und Sie — Sie — so lieb zu mir! O, mon Dieu! Ich verliere den Kopf! Ich versäume meine Pflicht. Statt zu reisen, lasse ich es mir wohl sein! Ich werde mir Gewissensbisse machen!"

„Nicht solche Worte!" rief der Baron, der im Nationalkonvent nicht feuriger hätte reden können. „Muß denn alles Geschäft sein oder am nüchternen Draht der convenance laufen? Davon hab' ich ohnehin zuviel erfahren müssen. Denken Sie für diesen Tag: wir hausten hier auf der seligen Insel der Freiheit und der Wahrheit und des echten, unverkrüppelten Menschentums! Sie sind hier eingetreten — im Vertrauen zu mir. Nun geben Sie sich auch, wie Sie sind und wie ich Sie beurteile. Und bedenken Sie: es gibt nichts so Schönes im Leben als das Außergewöhnliche. Einen Frühlingstag, wenn der Kalender noch Winter zeigt. Einen Sommertag, wenn es schon herbsten will. Vor allem aber: Singen Sie!"

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Aber nicht das Lied von der Marmotte!“

„O, so von der Ferne hat es seltsam geklungen. Es liegt doch auch etwas darin wie versteckter Kummer.“

Sie setzte sich und nahm die Pedale. Dann glitten ihre zarten Hände leicht und kräftig zugleich über die zwei übereinanderliegenden Klaviaturen des Flügels. Es war wie rasches, warmes Frühlingsbrausen im Wald. Die knospenden Wipfel schüttelten sich. Kristallhell fielen die Tropfen herab. Dann ein zartes Säuseln. Ein Suchen. Ein Fliehen. Ein Spielen. Ein Locken und Antworten. Ein leises Lachen und Gegenlachen. Ein langsames Verlorengehen im tiefsten Baß. Und dann die Sturmesflügel von neuem. Ein farbiges Treiben und Drängen. Bis zur fessellosen Entfaltung. Und dann — ein einzelner, schüchterner, spinnender Ton. Ein zweiter nahm ihn bei der Hand. Ein dritter gesellte sich zu ihm. Und nun hob Angélique das feine Köpfchen mit den großen, spiegelnden braunen Augen. Sie öffnete den Mund leicht wie zum Sprechen. Zurückhaltend und langsam, dann voll unwiderstehlicher Macht den Saal mit dem Goldklang einer seltenen Stimme erfüllend, durchbebend, durchschütternd, begann sie die ersten Töne eines jener alten italienischen Volkslieder, Rispetti, voll einer traurigen, sehnsüchtigen Schönheit, wie sie bangende oder verzweifelte Liebe nachts vor dem Fenster der Geliebten singt.

In diesem Lied schildert ein verlassenes Mädchen, wie es in der Dunkelheit einer feuchten Frühlingsnacht den treulosen Geliebten mit Wagen und Maultieren fortziehen sieht, undeutlich, als sei er schon der Schatten ihrer Liebe; gleichgültig, als sähe nicht aus dem Nachbarhause ein tränenüberströmtes Mädchenantlitz. Fern klappern die Hufe mit dem knarrenden Wagen hinaus in die Dämmerung. Das Morgenrot sieht schüchtern herein und auf das Mädchen, das den Kopf in die Kissen ihres Bettes gekrampft hat. Der Dichter schließt:

Oimè, se quest' è amor, com ei travaglia!
Weh' mir! Dies ist die Liebe? Welche Qualen!

Der letzte Ton, jählings abgebrochen, zitterte wie der einer zerrissenen Saite durch das schweigende Gemach. Draußen hatte der Nebel wieder seine weißlich fahle Hand über die Sonne gelegt. Nach einem Schweigen wandte Angélique das zarte Gesicht und sah den Baron an. Es lag etwas seltsam Trauriges in diesem Blick. Er wollte etwas sagen. Allein er vermocht' es nicht. Und schon wieder begann sie zu spielen und zu singen: Eine graziös wiegende Melodie, die mit ihren Läufern, Trillern, Verzierungen, wie eine höher und höher zur Sonne aufsteigende Lerche, sich zur höchsten Ätherklarheit emporhob. Eine Arie von Piccini. Ein leidenschaftliches Stück von Paisiello machte den Beschluß.

Er ging auf sie zu und drückte ihr lange die Hand.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er kurz, aber es lag etwas wie Feierlichkeit in seinem Ton. „Ich danke Ihnen! Nun hab' ich einmal eine wahrhafte Künstlerin gehört. Von Angesicht zu Angesicht. Nicht unter dem Haufen von Menschen, die auf die Tempelstufen den Schmutz ihres Alltags mitnehmen. Dieses Augenblickes Blüte wird immer durch mein einsames Leben duften. Ich wage nicht, Sie um mehr zu bitten. Jetzt. Aber ich hoffe, später am Nachmittag.“

Sie war rasch aufgestanden.

„Später am Nachmittag?“ sprach sie zögernd und zweifelnd. „Sie wissen ja, Monsieur, daß mir die Zeit kurz bemessen ist.“

Er ließ sich nicht beirren. Er, der sonst so Zurückhaltende, Stolze, bat, ja bettelte beinahe.

„Ich glaube, Mademoiselle,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „daß ich Einsamer und Verödeter ein volles Recht auf das liebliche Geschenk dieses so unerwartet mir gewordenen Tages habe. Daß ich es mir nicht zur Hälfte nehmen lassen möchte. Kurzum — daß Sie diesen Tag ungeteilt hier zubringen sollen. Auch Ihnen wird die kurze Rast gut tun.“

Sie war mit gesenktem Haupt an ihm vorbei nach der halboffenen Flügeltüre des Gartensaals geschritten. Dort stellte sie sich mit dem Rücken gegen die Türe.

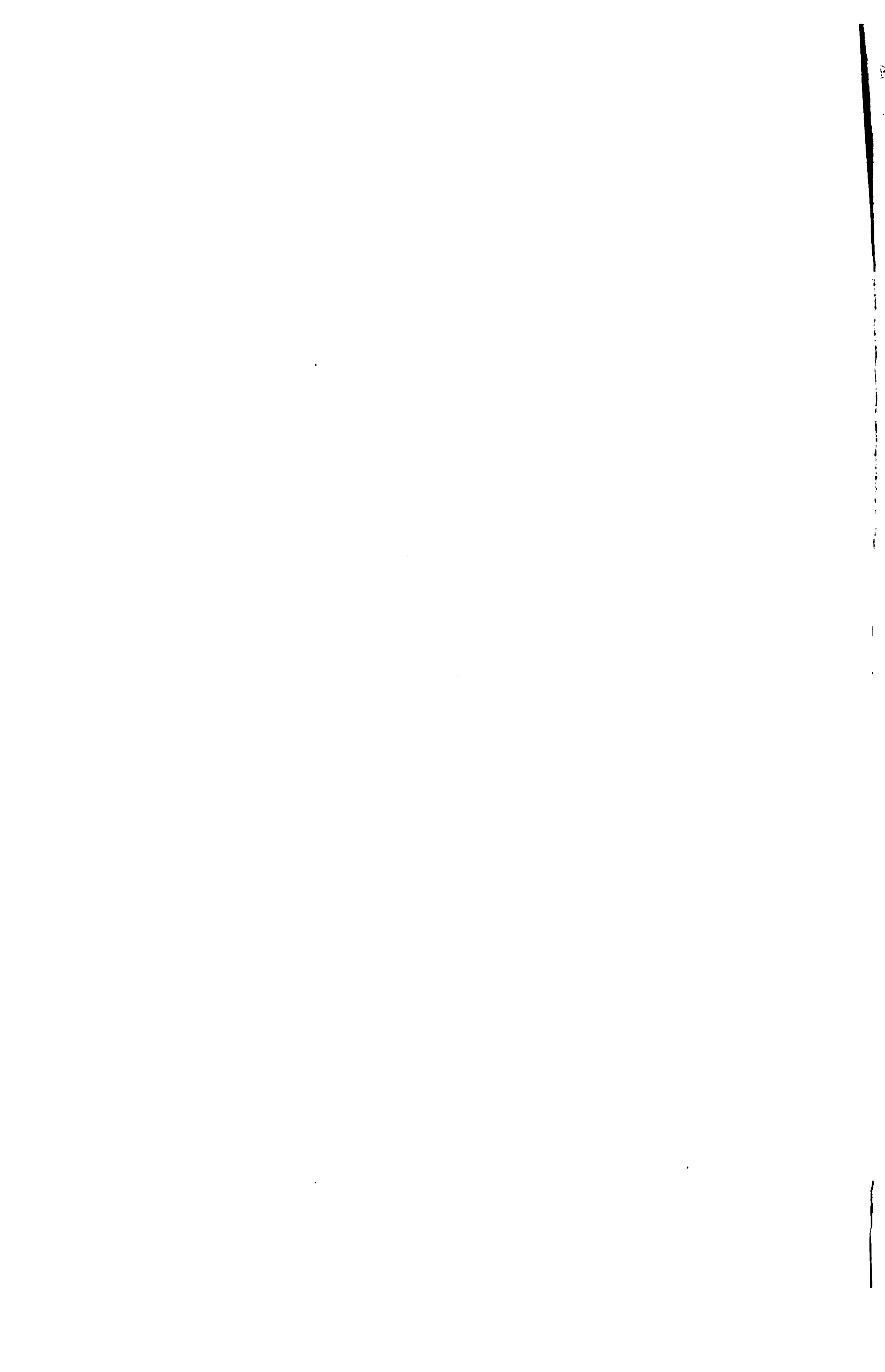
Es war einen Augenblick tiefes Schweigen.

Er trat auf sie zu und sah sie mit der innigsten Bitte in den melancholischen blauen Augen an.

„Mademoiselle Angélique!“

Ungarisches Bauernmädchen

Gemälde von Peter Kálmán



Nun blickte sie auf. Zögernd und unsicher schaute sie ihm in die Augen. Dann sah sie wieder zu Boden. Ihr Blick schien an einer großen Arabeske des Persers zu haften. Das seltsame Gefühl, das sie vor dem Gesang bewegt hatte, kehrte nun stärker zurück. Die warme, holde Selbstverständlichkeit, hier zu sein, wie in einer Heimat — und die Notwendigkeit, die harte Notwendigkeit, Abschied nehmen zu müssen von diesem Heim, diesem Friedensidyll, das sie nach dem traurigen Kreuz und Quer der letzten Wochen hier an der Landstraße für einige schöne Augenblicke gefunden hatte.

Es brauste in ihrem Köpfchen. Es flirrte vor ihren Augen. Der Entschluß, zu gehen, drängte sie. Und sie wagte es doch nicht, den ernsten, schönen, traurigen Mann da vor ihr zu kränken.

Doch — dann richtete sie sich jählings auf. Langsam sprach sie: „Monsieur, Sie sind so unendlich gütig. Allein ich darf nicht, ich kann nicht länger hier verweilen. Seien Sie mir nicht böse!“

Ein süßes, bittendes Licht brach aus ihren großen Augen.

„Sie können nicht?“ fragte er. Und jedes Wort fiel wie ein schwerer Tropfen aus einer bangen Nacht.

„Meine Brüder —“ sagte sie fast unhörbar und senkte wieder den zierlichen Kopf.

In diesem Augenblick tönte ein halblauter Pistolenknall von der Straße unten, dem ein lautes Geschrei und Gelächter folgte.

„Was ist das?“ fragte erstaunt der Baron.

Angélique trat etwas beiseite. Er öffnete die Flügeltüre ganz. Beide sahen sie hinab.

Der jüngere der beiden Brüder, der die Marmotte gekauft hatte, war mit dem Tierchen vom Kutscherbock gestiegen und hatte begonnen, mit ihm zum Ergötzen der leicht zu befriedigenden Rebleute seine Kunststücke zu machen. Das Tier war sehr gefügig und hatte sich an den Jungen, der es Tag und Nacht um sich hatte, liebevoll angeschlossen. Der Junge gab diese Folgsamkeit freilich zum meisten einem eigenartigen Sympathiemittel schuld, mit dem der Savoyard die Marmotte dem Jungen übergeben hatte. Er hatte ihm nämlich die Schnauze aufgesperrt und ihm dreimal in den Rachen gespuckt; Marcel, der Junge, mußte dies nachmachen, eine Prozedur, die Angélique den denkbar größten Abscheu bereitete.

Als letzte und erfolgreichste Nummer des kurzen Programms hatte Marcel die Marmotte eine kleine Pistole abfeuern lassen, worauf das Murmeltier die Pistole fallen ließ und wie tot auf den Rücken fiel, um unbeweglich liegen zu bleiben. Das Publikum verlangte stürmisch eine Wiederholung. Der rothaarige ältere Bruder mit den verkniffenen Gesichtszügen saß verdrießlich und angewidert auf der ersten Bank beim Alleetor. Sein Gesicht hatte etwas Lauerndes und zugleich etwas ängstlich Spähendes.

Die Marmotte schoß noch einmal, machte dieselben Possen wie vorher und erntete noch größeren Beifall, da sie aus dem Scheintod mit der größten Schnelligkeit aufsprang und zu dem Klang einer silbernen Pfeife, der Marcel die verwunderlichsten Töne zu entlocken wußte, einen bald abgemessen drolligen, bald wild lächerlichen Tanz aufführte. Zum Schluß setzte sie sich bittend hin, Marcel gab ihr seine Reisekappe zwischen die Zähne, und so hüpfte das Tier von einem zum andern. Es erhielt manchen Sou, sogar Fünf-Sousstücke, da man beim Herbsten das Geld locker im Sacke hatte. So kehrte es zu seinem Herrn zurück.

Marcel ging zu einem der Winzer und schüttete das Geld in seine schwieligen Hände. Dazu legte er ein größeres Silberstück: „Pour vos pauvres!“

Die Rebleute flüsterten untereinander. Der junge Mensch mußte doch etwas Besseres sein. Einer trat auf ihn zu und fragte ihn etwas. Marcel in seiner blonden, kecken Jugend lachte. Dabei wies er auf die Trauben. Alsogleich hatte er zwei, drei Schüsseln voll Trauben, ohne daß der Aufseher dieses Mal etwas einzuwenden gehabt hätte. Ein junges, schwarzhaariges, niedliches Mädchen hatte ihm aus großen, roten Traubenblättern eine künstliche Platte gemacht und darauf die schönsten goldgelben Trauben angeboten, die je eine lachende Herbstsonne beschienen hatte. Er lachte wieder, nahm die Trauben und wollte das Mädchen küssen. Die wich scheu zurück, nicht ohne von ihrer verhutzelten Mutter einen nachdrücklichen Rippenstoß behufs künftiger Vermeidung solcher romantischen Anwandlungen erhalten zu haben. Marcel zog die Achseln hoch, lächelte ziemlich un-

verschämt und trat in den Garten ein. Er bot Etienne, dem älteren Bruder, von den Trauben. Der zog nur verachtungsvoll die Mundwinkel tiefer. Da kümmerte sich Marcel nicht weiter um ihn, sondern begann, mit philosophischer Miene die Trauben mitten auf dem Wege zu essen und die Schalen auf den silberweißen Gartenkies zu spucken.

„Sehen Sie!" hörte der Baron eine harte und kalte Stimme neben sich sagen. „Sehen Sie, Monsieur: Da haben Sie nun meine Brüder in ihrer wahrsten Gestalt! Der junge gutmütig zwar, aber leichtsinnig, keck, um nicht zu sagen: frech. Zu nichts zu gebrauchen als zu Possen, mit denen er mich in Verlegenheit bringt. Wiewohl er Talent genug hätte. Der andere — als ob er alle Bitternis, allen Hohn, allen Widerwillen der Welt an einem Vormittag eingeschluckt hätte. Für diese Menschen, denen ich ganz gleichgültig bin, denen meine Stimme nur ein Geschäft ist, von dem sie ihre Einkünfte beziehen, die mein Leben nur wünschen, weil mein Sterben den einen zum Arbeiten, den andern zu einem ordentlichen Leben nötigen würde — für diese Menschen schneide ich mich in Stücke. Bald werden sie mich in Stücken haben. Nein, ich kann keinen Augenblick mehr hier sein, nachdem Sie Zeuge dieser Torheiten geworden sind."

Sie war auf einen Stuhl gesunken. Ihr schlanker Leib bebte.

Der Baron sah mit lebhaftester Bewegung auf sie nieder. Dieser jähe Ausbruch konnte nur aus der Tiefe eines auf das schmerzlichste verwundeten und gequälten Gemütes an die Oberfläche gedrungen sein.

Er streichelte ihre schlaff über die Stuhllehne herabhängende rechte Hand. Langsam, sachte, besänftigend, tröstend, ermunternd. Sie duldete es. Aus dieser Hand strömte soviel Beruhigung in sie. Ihr Atem ging langsamer. Noch zerknüllte sie das blaue Band ihres Federhütchens. Dann wurden auch ihre Hände ruhiger. Langsam sah sie auf. Sie versuchte, zu lächeln. Und dieses Lächeln durch ungeweinte Tränen gab ihrem Antlitz einen so wundersamen Zauber, daß der Baron sie am liebsten hinausgetragen hätte, hinausgetragen: weit, weit fort von dieser Misère.

„Sie denken, ich sei eine schlechte Schwester!" rief sie leidenschaftlich. „Aber wenn Sie wüßten, Monsieur! O, wenn Sie alles wüßten! Alles! Sie sind so gütig, Monsieur! Sie sind ganz so, wie man sich einen recht treuen Freund wünschen möchte. Ich — ich habe nie einen Freund gehabt. Ich habe nicht einmal einen Menschen gehabt, dem ich mein zerrissenes und verfehltes Leben hätte klagen können. O mon Dieu, mon bon Dieu!"

Und wieder ging das Schütteln durch ihren Leib.

„Mademoiselle Angélique!" sagte der Baron innig und ernst. „Ich sehe, daß Sie leiden. Ich möchte Ihnen gerne helfen. Ich denke, Sie sind eine gute Schwester. Und darum ist es soweit gekommen. Habe ich recht, Mademoiselle?"

Sie nickte.

„Nun gut: Seien Sie künftig strenger!"

„O, das ist sehr richtig, was Sie da sagen, Monsieur! Aber ich bin nur ein schwaches Weib und dieser Situation nicht gewachsen. Ich muß den Dingen zusehen, wie sie nun einmal gehen. Denn würde ich erst meiner Empörung die Zügel schießen lassen — dann, Monsieur, wäre das Ende da. Dann würden meine Brüder mir weniger gelten als irgendein schmutziger Bettler am Wege, dem man ein Sousstück gibt, ohne sich nach ihm umzusehen."

Sie war in ihrer Erregung aufgestanden und schritt lebhaft hin und her. Mit einemmal blieb sie stehen.

„Aber das darf ja nicht sein! Das kann ja nicht sein, Monsieur! Noch sehe ich die Augen meiner Mutter, die fahlen, die brechenden. Noch spüre ich den eisigen Druck der erkaltenden Hände. Noch höre ich die hauchende Stimme: Du verlässest deine Brüder nicht! — Der Wille einer Sterbenden ist heilig! Wehe dem, der ihn verletzt!"

„Er ist heilig. Aber es ist der Wille einer Sterbenden. Aus dem Jenseits tönt er. Er weiß nichts mehr von der Erde. Doch beruhigen Sie sich nun, Mademoiselle Angélique! Und da Sie mir dieses ehrende Vertrauen erwiesen haben — so erlauben Sie mir nun auch einen guten, aufrichtigen, sorglichen Mannesrat! Er ist sehr einfach. Was Sie quält, werfen Sie es von sich, wann Sie immer können! Und heute — beginnen Sie!

Unterbrechen Sie Ihre Fahrt für diesen schönen Tag!

„Folgen Sie mir für einige Stunden hinauf in unsern Bergwald. Klarheit und Friede werden über Sie kommen! Diese traurigen Bilder, die auf Ihnen lasten, sie werden bald zergangen sein: verschwunden in dem leuchtenden Herbsthimmel, aufgesaugt von dem duftschweren Wald, zerweht von dem reinen und kühlen Hauch des Herbstes. Gestärkt durch die große, segenlächelnde Spenderin alles Guten, die Natur, werden Sie dem Kommenden entgegentreten. Die schönen Stunden dieses durch nichts getrübten Herbsttages sollen Ihnen Wehr und Waffe sein!

„Nun, Mademoiselle, kommen Sie mit? Sehen Sie," rief er, „erst war der Nebel wieder über die Sonne gekrochen. Jetzt hat sie ihn abgeschüttelt. Gold der Heiterkeit gießt sie vom Himmel zur Erde.

„Sie sagt: Werdet sonnengleich, daß ihr das Menschsein ertragen könnt!"

Angélique sann lange mit zurückgebogenem Haupte nach. Die helle, warme Sonne legte sich wie eine weiche, beschwichtigende Hand auf ihre Augenlider. Eine liebliche Müdigkeit überkam sie. In dieser Müdigkeit glaubte sie, einen zarten, kaum merkbaren Veilchenduft zu riechen. Er kam von der Gärtnerei neben dem Hause. Eine süße Willenslähmung bemächtigte sich ihrer. Und aus dieser Lähmung heraus der stille, starke Wunsch: Vergessen finden, wenn auch nur einige goldene Stunden lang.

Sie erhob sich. „Ich bin entschlossen! Aber — meine Brüder?"

„Für die lassen Sie mich sorgen!"

„— So gehen wir denn! Aber rasch! Daß mir die Gespenster nicht nachkönnen!"

„Bravo!" rief der Baron und schüttelte warm ihre Hände. „Sie haben ein gutes Wort gesprochen. Rasch! Die Sonne ist flüchtig in dieser Zeit. Sie gleicht einem Verschwender, der vor seinem Ende sein Gold mit vollsten Händen hinausstreut. Ein Tor, der sich da nicht bezahlt macht für die trüben Tage, die nur zu bald kommen."

Angélique war in Eile gegangen, Toilette für den Spaziergang zu machen. Der Baron sah ihr nach wie ein Trunkener einem entschwundenen Zauberbild. War das der Himmel von gestern? Das die Sonne? Waren das die Bäume und Blumen? O alles, alles hatte einen nie gesehenen, märchenhaften Glanz, als ob der Himmel sich über dem Glücklichen aufgetan hätte.

Aber noch war an den Alltag zu denken.

Es galt, diese beiden Brüder dem herrlichsten Tag fernzuhalten. Er klingelte. Jean-Baptiste trat ein. Der Baron stand am Fenster und sah in die sonnbeglänzte Landschaft hinaus. Der Kammerdiener räusperte sich. Der Baron sah sich um. Er war schon auf dem buntbewimpelten Zauberboot seines Märchenglücks mitten in die Seligkeit hineingeschwommen. Da stand nun ein Kammerdiener mit einem albernen Gesicht.

„Was willst du denn?"

„Monsieur le baron geruhten zu läuten. Einmal heißt Kammerdiener. Zweimal Jäger. Dreimal sonstige Bedienung. Einmal hat es geklingelt. Eh bien, so bin ich's."

Er sprach es würdevoll.

„Ach ja," sprach der Baron hastig. „Sage: hast du dir die zwei jungen Leute da unten angesehen?"

„Die?"

Jean-Baptiste machte ein außerordentlich herablassendes Gesicht.

„Ja, die!"

„Gewiß, Monsieur le baron, hab' ich sie angesehen."

„Und — hast du nichts Besonderes an ihnen bemerkt?"

„Gnädiger Herr meinen: Verdächtiges?" Er machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit den Händen. „Grapsen? Hihi! Kann wohl sein! Sehen gerade danach aus!"

Der Baron blickte den Kammerdiener an. Jean-Baptiste kannte diesen Blick. Er nahm eine unterwürfige Haltung ein.

„Wenn du nicht mehr weißt als solche Albernheiten, bist du ein Stümper in deinem Handwerk."

„Pardon, gnädiger Herr! Als ich vorhin durch die Gartenallee ging, um nach dem Lärm mit der Marmotte zu sehen, hörte ich, wie der ältere der beiden Brüder verdrießlich vor sich hin sagte: ‚Es scheint, wir bleiben hier über Nacht. Wenn ich nur eine Angelrute hätte!' Er fischt gerne."

„Er hat also eine Passion, bei der man ihn fassen kann!" rief der Baron aus.

„Komm, Jean-Baptiste!“ — der Baron zog eine seidene Börse — „mach' es geschickt! Laß den Kutscher ausspannen, ihm zu essen geben und gib ihm ein wenig Geld. Eustache und du, ihr schmeichelt die Herren fort an den Strand zum Fischen. Nehmt meine Gondel, und fahrt, solange ihr wollt! Dann führt ihr sie in die ‚Couronne' und laßt gut auftischen. Wenn ihr zum Feuerwerk zurückkommt, so haltet sie unten auf. Ein Schlafzimmer soll für jeden bereit stehen. Ihr bringt sie später unbemerkt hinauf. Hast du alles wohl verstanden?“

„Alles, Monsieur le baron!“

„Für die Dame und mich das Diner auf halb sechs Uhr.“

Jean-Baptiste verneigte sich.

Da ging die Türe auf.

Angélique trat ein, das Federhütchen reizend auf dem schönen Haupt, einen weißen Straußenfederfächer am Arm, eine kostbare, weiße Spitzenmantille lose um die lieblichen Schultern geschlagen.

„Ich bin bereit, Monsieur! Hat es lange gedauert? Das Kammermädchen mußte erst meine Sachen aus dem Wagen holen.“

Der Baron fühlte bei ihrem Anblick eine Flammenwelle vom Herzen zum Hirn und wieder zum Herzen zurückfluten.

Aber er bezwang sich.

Es gelang ihm sogar ein leichtes Lächeln, als er Jean-Baptiste befahl: „Rasch ein Glas Sillery! Sie müssen den Willkommtrunk in meinem Hause nehmen, Mademoiselle Angélique.“

Und er betrachtete sie von neuem, als wolle er sich jeden feinsten Zug dieser ungewöhnlichen Schönheit einprägen. Sie stand am Flügel und besah die Malerei an demselben. Sie fühlte die Erregung, die ihre Schönheit in diesem ernsten, tiefdenkenden Menschen hervorgerufen hatte. Sie wäre kein Weib gewesen, wenn es sie nicht stolz gemacht hätte.

Indessen brachte Jean-Baptiste auf einer antiken Goldplatte den goldigen, perlenden Wein.

Beide sahen sich in die Augen. Er tief, wie berauscht von einem Verjüngungsquell. Sie schüchtern und doch warm.

„Trinken wir auf einen Tag, strahlend wie dieser Himmel!“

Der Baron ließ sich von Jean-Baptiste den schwarzen Mantel umlegen. Er setzte sich mit einer raschen Bewegung den schwarzen Dreispitz auf. Er nahm die Reitpeitsche mit dem goldigen Knauf und dem großen Rubin darin. Alles geschah nicht mit jener müden Bedächtigkeit wie sonst. Die erwachende Jugend lebte und zuckte darin.

Er rief seinen Lieblingshund Duchesse. Der kam mit freudigem Bellen.

„Eh bien, Mademoiselle!“ sagte er dann mit heller Stimme. „Ich hoffe, Sie begeben sich nicht ungern in meine Führung und unter meinen Schutz!“

Sie verbeugte sich lächelnd.

Der Baron reichte ihr die Hand.

Jean-Baptiste öffnete die Türe weit.

Und so gingen die beiden hinaus dem Bergwald zu.

Jean-Baptiste sah ihnen nach, wie sie die Treppe zum Garten hinter dem Hause hinabstiegen. So stolz und so zierlich zugleich.

⌘ ⌘ ⌘

Abend.

Es war Abend.

Der Baron Achille de Fürdichbring ging langsam und nachdenklich im Gartensaal seines Schlößchens hin und her.

Er hatte die feinen Hände auf dem Rükken ineinandergelegt. Sein scharfgeschnittener Kopf war geneigt. Seine großen ernsten Augen hafteten am Boden. Die schmale Oberlippe war auf die Unterlippe gepreßt. Seine Stirne war gefurcht. In der ganzen Gestalt, in dem ganzen Gesicht war eine starke Spannung unverkennbar.

Durch die weiche Dämmerung des sehnsüchtig schönen Herbstabends klangen die Rufe der Winzer herein. Lauter. Leiser. Gelächter. Eine zärtliche Liedstrophe da und dort, angestimmt und verhallend. Die Lese war zu Ende. Die späteren Abendstunden sollten mit Musik, Tanz und Feuerwerk jenseits der Straße in den baumumstandenen Wiesen die Krönung des Winzerfestes bringen.

Das unruhige Wogen da unten berührte den Baron auf seiner stillen Wanderung mit seltsamer Bewegung. Es war, als sende das Leben spottend und lockend seine warmen Wellen an die bisher so unnahbare Schwelle des kühlen Philosophenheims. Mit einem Male horchte er schärfer auf. Eine Mädchenstimme hatte ungeschickt,

aber deutlich erkennbar den Refrain des Murmeltierliedes gesungen. Der Baron lächelte. Entzücken und Schmerz wohnten brüderlich in diesem Lächeln. Er trat zu dem Clavicembalo und tippte leise die Melodie. Die Saiten schwirrten selbst bei dieser sachten Bewegung wie aufgescheucht flatternde Tauben und hallten in dem stillen Raum vernehmlich nach. Der Baron wandte sich ab und ging wieder hin und her. Dann hielt er vor dem zierlichen, mit seinen Perlmuttereinlagen und seinen goldbronzenen Beschlägen mattleuchtenden Palisanderbücherschrank. Er nahm die Büste Voltaires herab. Es war ihm, als grinse ihm ein kleiner häßlicher Teufel aus dem geistvoll häßlichen Gesicht des Philosophen entgegen. Er stellte die Büste wieder hinauf. Sein Blick schweifte hinüber zu der Sèvresuhr auf dem Kamin. Zu dem Liebesgott, der dem Chronos, dem unerbittlichen Gebieter der flüchtigen Zeit und des unentrinnbaren Todes, die eherne Sense festhält. Er schloß den Bücherschrank auf. Er griff aufs Geratewohl hinein und zog die Essais von Michel Montaigne hervor. Man konnte sehen, daß das Buch viel gelesen wurde. Er blätterte darin herum, und es war ihm einen Augenblick, als müsse er ein Orakel für seine erschütterte und verworrene Seele finden. Er ließ seine Hand bei einer Seite innehalten und las: „Der eine beklagt sich, mehr als über den Tod selbst, darüber, daß er ihm den Verlauf eines schönen Sieges unterbreche, der andere darüber, daß er abfahren müsse, bevor er seine Tochter verheiratet oder die Erziehung seiner Kinder überwacht habe; dieser weint um das Zusammenleben mit seiner Frau, jener um das mit dem Sohn, als um die Hauptgenüsse seines Daseins. Ich bin für jetzt, Gott sei dank! in solcher Lage, daß ich ohne Trauer um irgendwas fortkann, wann es Gott gefällt. Ich knüpfe überall meine Fäden ab, und mit meinem Abschied von jedermann, von mir selbst abgesehen, bin ich jederzeit fertig."

Diese Stelle war mit einem Silberstift doppelt angezeichnet. Auch war dieses Blatt besonders oft aufgeschlagen, sinnend zwischen den Fingern gehalten, langsam und nachdenklich umgeblättert worden. Diese Worte lasen sich gleichsam wie eine Devise für den Baron.

Eine Devise seines eigenen Lebens, wie es bisher gewesen war.

Und — nun?

Regungslos stand er da, als habe ihn dieses „Und nun?" auf seinen Platz gefesselt wie ein bannendes Auge.

Das Buch entfiel seinen Händen.

Er setzte sich. Er schlug die Arme ineinander. Seine Augen sannen zurück. Und wie sie sannen, erfüllten und weiteten sie sich immer strahlender mit einem Goldton, warm und sieghaft, wie er seit langer, langer Zeit in diesen Augen nicht mehr heimisch geworden war. Es war, als sei all der warme goldblaue Schmelz dieses Herbstnachmittags in diese Augen hinübergeflossen, um sie nie mehr verlassen zu können.

Des Herbstnachmittags, den er da oben in den Bergen mit Angélique verbracht hatte.

Er hörte ihren leichten Schritt über sich. Sie hatte nach ihrer Zurückkunft gebeten, ein Stündchen der Ruhe pflegen zu dürfen. Denn sie sei sehr frühe aufgestanden und habe morgen einen schweren Reisetag. Er hatte sie in die niedlichen Zimmer führen lassen, die seine mütterliche Freundin, Madame de Serrière in Yverdon, bewohnte, wenn sie auf Besuch bei ihm verweilte. Er verfolgte Angéliques Schritte. Nun trat sie in den reizenden blauen Salon. Nun ging sie zum Fenster. Nun betrat sie das Boudoir, das in Weiß und Gold gehalten, der niedlichste Käfig für einen scheuen, schönen Vogel war. Nun ging sie zum Toilettentisch. Und nun verstummte ihr Schritt. Sie mochte die holden Glieder ausgestreckt haben, ganz der lieblichen Müdigkeit hingegeben, die sie beim Heimgang überkommen hatte.

Diese Zimmer hatten einige Zeit lang spöttische Bemerkungen genug hervorgerufen. Sie stammten noch aus jener langentschwundenen Zeit, da die schöne Yvonne das Herz des Barons in Banden gehalten hatte. Sie hätten der heitere Rahmen für Yvonnes Reize sein sollen. Als dann diese Verbindung in die Brüche ging, hatte es der Baron doch nicht über sich gewinnen können, die Zimmer kurzerhand dem Tapezier in Neuchâtel zurückzuverkaufen. Er hatte das Meublement mit in sein neues Besitztum Montmirail genom-

men. Die Zimmer standen fast das ganze Jahr unbenützt und harrten seit einem halben Menschenalter einer schönen Bewohnerin.

Die Leute hatten wohl recht gehabt, zu spotten. Was taten diese Gemächer im Hause eines Junggesellen?

Und zu tiefst in seinem Innern quoll eine quälend süße, beängstigende Vorstellung auf. Angélique — Herrin da oben! Sein Weib ...

Er verhüllte seine Augen. Sein Atem ging schwer. Sein Herz hämmerte. Das Blut schlug ihm wie eine jähe Lohe ins Haupt. Wilder und zwingender denn am Morgen.

Verwirrende Bilder wurden in dem rotdurchsprühten Dunkel seiner Augen lebendig. Blitzartig. Taumel schaffend.

Er schüttelte sich. Er ward ruhiger. Seine Hände sanken von den Augen. Er sah hinaus in den weichen Herbstabend. Eine stille Melancholie überkam ihn. Und dann ein erneutes Staunen über sich.

War es möglich? Konnte ein halber Tag ihn so verhängnisvoll aus der Bahn seiner schwer erzwungenen Gleichmütigkeit herauswerfen? Was war denn geschehen, daß er herumlief und stand und saß und wieder lief und ihm alles zu eng ward vor Unruhe und brausender Bewegung?

Am Morgen hatte er um eine Torheit gefleht. War diese Torheit Wirklichkeit geworden? War sie mit Angélique lächelnd in sein Haus und sein Leben getreten? Und er — würde er die Kraft haben, sie philosophisch, aber höflich hinauszukomplimentieren?

Er fühlte mit heimlichem Erschrecken, daß er diese Kraft nicht haben würde.

Seine schöne Philosophie war scheinbar sicher, wenn auch hie und da halb verhungert auf seinem langsam vertrocknenden Lebensbaum herumgeklettert.

Da hatte eine mutwillige Mädchenhand an dem Stamme gerüttelt. Und die gute Philosophie war heruntergefallen und zappelte nun hilflos wie ein Käfer, der auf dem Rücken liegt.

Was aber sollte daraus werden? —

Er kehrte sich von dieser inhaltsschweren Frage immer wieder unmutig ab.

Er spann lieber ein Gerank blühender Erinnerungen um sich, und er lächelte, wenn er fühlte, daß diese Ranken ihn immer dichter und fester umzogen.

Er sann zurück. Er lebte diesen Nachmittag noch einmal. Sein Nichts und sein Alles.

Nichts war geschehen, das einer Liebe hätte begründete Hoffnung geben können. Aber gerade dieses unbestimmbare, farbig spielende, zerfließende, wieder sich sammelnde und das alte Spiel lockend Beginnende, diese Zauberei von Nichts und Allem war das, was ihn gefangen hielt mit wirrer Kraft.

Es war wie das Herbstwaldrauschen, das die beiden bei ihrer Wanderung da oben in den Bergen geleitet hatte.

Er vernahm dieses Herbstwaldrauschen so unmittelbar, als wandle er noch mitten in seinem geheimnisvollen Bann. An der Seite des geliebten Wesens. Bis herein in diesen abendstillen luxuriösen Raum folgte ihm das unaufhörliche Rauschen und Schwellen des Waldes.

Welch eine seltsam ergreifende Beredsamkeit es gehabt hatte! Bald war es ganz nahe gewesen, über ihnen, neben ihnen, wie das Flüstern freundlicher Geister. Wie das leise und doch so gewaltig erschütternde Verhauchen und Verströmen der Erdseele. Und dann wieder war die Nähe still geworden. In die Ferne war es versäuselnd hingestorben. Und war dann fernher langsam wiedergekommen mit feierlich sich nahenden Fittichen. Mit reizvoller Gegenwart hatte sie die schöne Nähe festgehalten. Und mit geheimnisschweren Schauern hatte die blauende Ferne sie hinausgelockt. Manchmal waren die beiden stehen geblieben und hatten gelauscht in stummer Hingabe. Dann waren sie wieder weitergegangen und waren aufs neue stehen geblieben. Wie in einem trunkenen Aufgelöstwerden von diesem Rufen und Antworten der Herbstwälder. Von diesem Rieseln farbglühender Herbstblätter, diesem Rieseln auf ihre Häupter, vor ihre Füße, jetzt da, jetzt dort, nah, fern. Wenn diese leuchtenden Blätterwellen niedergingen, langsamer, rascher, leiser, lauter, so konnte man denken, es sei das unruhige Wogen, Branden und Verebben eines Meeres. Zeit und Ewigkeit schienen ineinander zu fließen in diesem Wald-Weltlied. Man lauschte, verschwamm, versank, vergaß ...

Diese Sprache redete das herrliche, wonne- und wehbeglänzte Abschiedslied des Herbstwaldes.

Zu ihm, der nun da unten den Hall und Widerhall im zitternden Gemüt wiederfand, hatte diese Sprache nur zu ergreifend gesprochen.

Hatte auch seine Begleiterin sie verstanden?

Aber was hat die Jugend mit dem Herbstlied zu tun? Sie lauscht wohl eine kurze Weile dem schwermütig-schönen Orgelklang. Und dann geht sie ihren Weg weiter, blumigen Feldern und grünen Wäldern, dem Sommer des Lebens zu.

Und doch, wenn er Angélique heimlich beobachtet hatte, wie sie stand und lauschte — waren da nicht ihre lachenden Augen dunkler, weiter, schwer von einer sonst ängstlich behüteten Sehnsucht geworden?

Er versank in die Erinnerung ihrer Anmut.

Er kostete die Erinnerung der vergangenen Stunden bis ins kleinste. Und auch das Geringfügigste erschien ihm voll reizender Wichtigkeit.

Er zeichnete Angéliques schlanke Gestalt mit allem ihrem feinen Reiz auf diesen Hintergrund von goldenem Herbstwald, funkelnden Bergauen, blau verdämmernder Ferne. Und es schien ihm unfaßbar, unmöglich, daß sie aus dieser Landschaft wieder hinausschreiten werde, als hätte sie sich niemals einen Schritt weit darin ergangen.

Er erinnerte sich des lächelnden, kindlichen Vertrautwerdens, mit dem sie beim Verlassen des Schlößchens seinen Hühnerhof und seine Volière betrachtet hatte. Der hellen Freude an den Pferden, die glatt und glänzend in peinlich saubern Ställen scharrten und stampften. An der behäbigen, mit bunten Blumenkränzen bemalten Familienchaise in der Remise, die schon so manches Hochzeitspaar der Fürdichbrings zum Altar und so manchen Weltbürger zum Taufstein geführt hatte. An der muntern Koppel Dachshunde, die kläfften und winselten und in ungestilltem Freiheitsdrang die Nasen an das Gitter der Umzäunung stießen. Er dachte lächelnd ihres lustigen Erschreckens, als die großen Puter kollernd und flügelschlagend auf sie zugeschritten kamen. Der holden Stimme, mit der sie die gurrenden Tauben gelockt hatte. Er dachte auch daran, wie Duchesse, seine Lieblingshündin, sich sofort dem schönen Gast zutunlich gezeigt hatte. Duchesse, die sonst aristokratisch zurückhaltend tat, wie eine Prinzessin.

Sie hatten den Weg durch den von allen Düften und Farben des Herbstes reichen Küchengarten genommen. Durch dieses bunte Gewirr von gelben Melonen, langen, grünblauen Schlangengurken, weißem und rotem Kohl, Spalierobst, Sonnenblumen und brennend leuchtendem Salbei, überflogen von braunen, emsigen Bienen und prüfenden Schmetterlingen. Sie hatte den süßherben Duft begierig eingesogen. „Mein Gott! Wie ist das heimelig!“ hatte sie entzückt und tiefaufatmend ausgerufen. „Man möchte gleich hier bleiben! Gar nicht mehr aus diesem Frieden hinaus auf die Landstraße, in die Städte und ihre Straßen, in die Konzertsäle und Theater. Und doch muß man wieder in den Käfig kriechen und den Leuten den Polichinell machen. Fi! Freiheit, o Freiheit! Liberté! Egalité! Fraternité!“ Und mit diesen Worten hatte sie die Gartentüre aufgeklinkt und war wie ein von der straffsten Bogensehne losgeschossener Pfeil dahingestürmt, den Weg entlang, gefolgt von der freudig bellenden Duchesse. Alles an diesem Geschöpf war fesselnsprengende Jugend gewesen. „Wundern Sie sich nicht, Monsieur,“ hatte sie mit einem entschuldigenden und zugleich verwirrenden Lächeln gesagt. „Sie selbst haben die Schuld, wenn ich ausgelassen bin! Sie haben mir geraten: ich soll alles von mir werfen, was mich drückt. Eh bien! Da: So jag' ich es fort.“ Und sie hatte über ihre weißen, geschmeidigen Finger geblasen. „Für heute!“ hatte sie dann mit ernsten Augen hinzugefügt. „Wenn es mir gelingt.“

Und da war er auf sie zugegangen und hatte ihre schlanke, jugendwarme Hand gefaßt: „Ich weiß einen Vergessenstrank, der rein und stark zugleich ist!“

„Berauschend stark soll er sein!“ hatte sie mit leuchtenden Blicken gesagt.

„Dieser Trank ist zugleich eine herrliche, nie alternde Lebensessenz. Eine wundervolle Schale birgt seinen Zauber. Sehen Sie hinaus, Mademoiselle: unser Bergwald ist diese Schale, von goldenen Lich-

tern, von berückenden Farben funkelnd. Und die uns die Schale kredenzt: es ist die schöne stille Frau Waldeinsamkeit. Kommen Sie, ihren Trank zu kosten! In ihre tiefen Augen zu blicken!"

So waren sie hinaufgestiegen.

Und in der Erinnerung dieses Hinaufsteigens wurden ihm neue Bilder ihrer Lieblichkeit lebendig. Alles sah er greifbar vor sich.

Er sah Angélique, wie sie leicht und keck den engen Hohlweg hinaufschritt, unter Äpfel- und Birnbäumen hin, die da und dort als unfreiwillige Vorernte Früchte verstreut hatten, an denen sich Wespen und Ameisen gütlich taten. Manchmal entschwand sie fast seinem Blick zwischen Haselnußgebüsch und dem Blattwerk üppiger, den Weg fast versperrender Walnußbäume, um mit einem freudigen Lächeln aus dem Blätterdickicht hervorzutreten, in der einen Hand braune Haselnüsse, in der andern die letzten tiefschwarzblauen Brombeeren. Mit leuchtenden Blicken, die Hände bittend ausgestreckt, bot sie ihm von den Herbstfrüchten. Er nahm und kostete die Früchte, warm von der Herbstsonne, wärmer vom süßen Leben ihrer weichen, weißen, geschmeidigen Hände. Und wie seltsam, ganz wie verzaubert war ihm zumute nach diesem Genuß. Oder sie kletterte behend zum Raine hinauf, wo sie einige duftende Herbstveilchen fand und raschelnde Mäuse aufstöberte, die Duchesse in drolligem Spiel verfolgte. Hell und silbern klang dann ihr Lachen zu ihm herab. Einmal war sie rasch die Lehmwand heruntergesprungen und auf ein Knie gesunken. Er hatte sie hilfreich aufgerichtet. Sie war leicht errötet. Wortlos waren sie weitergeschritten.

Und dann, die Fahrstraße kreuzend, waren sie in den Hochwald eingetreten. Ernst war ihr Wesen geworden. Tief atmete sie. Mit großen Augen versunken in die Waldespracht. Das gewaltige Waldlied nah und fern schien sie zuerst zu beklemmen und dann frei zu machen. „Man scheut sich," sagte sie gedämpft, „wie in der Kirche, seine Stimme zu erheben, Menschenworte in diesen heiligen Gesang hineintönen zu lassen. Sie haben recht gehabt: Ein Vergessenstrank und ein Verjüngungstrank in einer funkelnden Schale."

Der Wald war dichter geworden. Hoher, tiefer Tannenwald. Das kleine Wegchen, das sie bisher geführt hatte, endigte in einem ausgetrockneten Bergrinnsal, das sich zwischen überragenden Kalkfelsen verlor. Jäh ging es hinauf. Angélique blieb vor dem engen Durchgang einen Augenblick zweifelnd stehen.

„Da sollte man wie ein Hirtenbube gekleidet sein!" hatte sie lächelnd gemeint.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Mademoiselle! Ich werde Sie ohne Schaden über die Schwierigkeit bringen!"

Stärker hatte er die holde Wärme ihrer Hand gefühlt. Und als sie bei einer steinigen Stelle strauchelte, den raschen, unfreiwilligen Druck dieses geschmeidigen, blütenfrischen Körpers. Ein letztes, mühesames Steigen. Und die beiden standen am Saum einer herrlichen, vom Mittagsglanz der Herbstsonne funkelnden, in weichen Wellen weithin sich dehnenden Bergwiese. Blühende Enzianfelder leuchteten da und dort mit dem sattesten Blau über die Wiese. Der Bergwind hatte die Nebel von den höchsten Häuptern des Jura verweht, und sie lagen blaubraun und rot und gelb und grün mit silbergrauen, langgestreckten Bergrücken. Hier auf der vom Wald gestützten Wiese war eine köstliche Friedensstille. Nur ab und zu vernahm man die Glocken von weidendem Vieh, das unsichtbar den beiden in einer Wiesensenkung sich an den Herbstkräutern gütlich tat. Es war, als müsse der seidige blaue Himmel über dieser Friedensaue sich auftun und aus silberschimmernden Wolken müßten kleine Englein herabsteigen, diesem Schweigen himmlische Stimmen zu leihen.

Angélique sah wortlos in diese Schönheit hinein.

„Es ist wie ein Stück Paradies," sagte sie leise. „Nach dem Fegefeuer dieser unruhigen Reise und alles sonstigen Ärgers und Kummers führt mich ein guter Geist in den Himmel! Ich danke Ihnen, Monsieur!"

Sie reichte ihm ihre Hand mit einem strahlenden Lächeln der weichen, samtigen Augen. Er nahm die Hand und führte sie an seine warmen, bebenden Lippen. Sie errötete wieder wie in dem Hohlweg. Nichts in ihrem Wesen deutete daraufhin, daß sie als Theatersängerin an Huldigungen gewöhnt sein müsse oder sie lächelnd hinzunehmen verstünde. Wie auch dieses feine,

liebliche Gesicht nichts von Schminke und Puder zu wissen schien.

Sie seufzte. Und ihre Züge, ihre Augen verdunkelten sich.

„Sich vorzustellen, wie friedlich es hier ist und wie schön eine müde Seele hier ausruhen und sich stärken könnte zum neuen Kampf mit der Widrigkeit des Lebens.“

„Ein solches Asyl gibt es für Sie, Mademoiselle!“ hatte er mit warmer Stimme ausgerufen. „Eine Viertelstunde von hier liegt meine Ferme. Sie besitzt ein behagliches kleines Giebelstübchen, von dem aus man alle Schönheit des Sees und alle Pracht der Berge hat, alle Nähe und alle Ferne genießt. Ich pflege manchmal im Frühling oder auch im frühen Herbst einige Zeit hier zuzubringen. Meine Bücher und die Natur sind meine Gesellschaft, und ich befinde mich sehr wohl dabei.“

Ein bitteres Lächeln war die Antwort. Dann stieß sie mit ihrer zierlichen Schuhspitze ein Steinchen fort, als müsse sie mit dieser Bewegung etwas Lästiges, Quälendes aus dem Wege räumen.

„Lassen Sie uns ein wenig hier sitzen! Ich will diese flüchtigen Minuten auskosten.“

Eine Bank, zierlich von weißen Birkenstämmchen zusammengefügt, lud zur Ruhe. Der Baron hatte sie vor einigen Jahren hier aufstellen lassen, ohne zu ahnen, welch schönes Menschenkind einst hier neben ihm rasten würde.

Die beiden hatten sich gesetzt. Endlich sprach sie mit verschleierter Stimme: „In drei Tagen um diese Zeit stehe ich in einem schlechterleuchteten, staubigen, übeldunstigen, die Brust beklemmenden Raume und habe Probe. Ich werde dann oftmals Zeit haben, an diese schöne Bergeinsamkeit zu denken. Und an die Trauben, die ich am Wege kaufen wollte, und die an einer so entzückenden Stunde schuldig sind!“ setzte sie mit einem schalkhaften Blick hinzu.

„In Paris sind Sie engagiert?“ fragte er langsam. Es hatte ihn Mühe gekostet, zu fragen.

„Ja, an der Porte St. Martin!“

„Aber die Theater beginnen nicht so früh in Paris.“

„Wir studieren ein großes Werk von Piccini ein. Ich werde eine Hauptrolle darin haben.“

„Und wissen Sie nicht, daß man in Paris vor einer Volkserhebung steht?“

„Mon Dieu!“ hatte sie gleichmütig erwidert: „Uns Komödianten tut man nichts. Und wenn es toll hergeht — tant mieux! Je wilder, desto besser! Man findet in solchen Zuständen manchmal eine frohe Gleichgültigkeit, ein Vergessenkönnen, das uns die Stille nicht schenken kann.“

Mit diesen Worten war sie aufgestanden.

„Kommen Sie!“ sprach sie herzlich. „Nun müssen Sie mich auch zu Ihrer Ferme führen. Ich bin zwar unbescheiden. Aber ich lasse Sie nun nicht mehr frei, bis Sie mir alles Schöne hier oben gezeigt haben.“

Er hatte sich erhoben, und sie schritten quer über die Wiese. In ihm klangen noch ihre letzten Worte fort. Was war es so Schlimmes, das dieses sonnige, lebenswarme Geschöpf so eifrig zu vergessen trachtete?

Wie sie so über die Wiese dahinging, wie zuweilen ihr feiner Nacken leuchtete, wenn sie sich niederbeugte, um von dem prächtig blauen, stolzen Berg-Enzian zu pflücken, wie ihre weißen Hände in das Blau niedertauchten, schimmernd gleich Lilien, wie sie sich wieder erhob und liebevoll die Blumen zum Strauße ordnete — in der Fülle reizvoller Jugend, die sie dabei entfaltete — da hätte der Baron sich vor ihr niederwerfen und flehen mögen: ‚Weile! Verlasse mich nicht, du schönes Wunder!‘ Allein er redete seinem plauderhaften Herzen zu und schritt in aller Würde neben ihr weiter.

Sie hatte sich nach einer glänzenden Silberdistel gebückt und im eiligen Bücken sich den Finger geritzt. Nun saugte sie das helle Tröpfchen Blut mit den weichen Lippen aus dem Finger. Dann sah sie ihn an und sagte mit einem Schatten über dem Antlitz: „Glauben Sie, daß ich leichten Herzens nach Paris gehe? Und was meinen Mut betrifft, mon Dieu, ich kann kein Huhn schlachten sehen. Alle Roheit, alles Pöbelhafte ist mir widerlich. C'est sale! Aber ich habe meinen Kontrakt unterschrieben — und so muß ich denn auch gehen. Angst für mein Leben hab' ich nicht. Meine Mutter ist an den Pocken gestorben, mein Bruder Etienne lag schwerkrank daran, ich habe beide gepflegt. Wenn ich diese Krankheit bekommen hätte, wäre alles für mich ver-

nichtet gewesen. Der Tod wäre dann besser gewesen. Ich habe aber nie an mich gedacht, sondern nur, daß Gott die andern gesundmachen möge."

„Ist Ihre Mutter schon lange tot?"

„Seit acht Jahren, Monsieur! Ich war damals fünfzehn. Mitten in das Leben gestellt. Vis à vis de rien! Und zwei Geschwister dabei. Nun, es ist gut gegangen. Ich habe meinen Weg gemacht. Und Etienne ist nun als erster Orchestergeiger verpflichtet. Marcel ist für die Chorknaben in Notre Dame empfohlen. Wenn sie nur williger wären und mehr Einsicht hätten! Ein Weib kann eben nicht Vater und Mutter ersetzen. Und bei solchen Temperamenten! Wollen Sie mir glauben, Monsieur, daß ich in dieser schönen friedlichen Stunde hier oben jeden Augenblick daran denke, es könnte wieder irgend etwas vorgefallen sein? Und Etiennes kostspielige Liebhabereien für alte und selten gewordene Violinen! Er hat diese Manie von Papa geerbt und ist mit seinem Kaufen und Tauschen und Wiederkaufen schon in die mißlichsten Verhältnisse geraten. Am Ende muß dann ich die Nothelferin sein. Mehr wie einmal ist mein Familienschmuck wegen solcher Dinge im Pfandhaus gewesen. Ich sage es, wie es ist. Noch auf der Reise in Genf habe ich ihn mit Mühe von einem übereilten Kauf zurückhalten können. Und heute morgen hat er mir auf der Reise noch eine Szene gemacht wegen dieser Sache. Ich hab' es nicht leicht!"

„Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind ja die reine Sklavin Ihrer Brüder."

„Enfin, ich bin ihre Mutter! An Stelle der wirklichen Mutter. Que faire? Ich muß eben sorgen für sie, bis sie mündig sind. Vielleicht noch darüber hinaus. Und ich tue es ja gern. Wenn ich nur einen Schimmer Dank in ihren Augen sähe! So ist es nun einmal!"

„Aber Sie selbst, Mademoiselle Angélique?" hatte er mit einer starken inneren Empörung erwidert. „Ihre Jugend —?"

„Meine Jugend?"

Der Schatten grub sich tiefer und herber in ihr Gesicht. Sie hatte den Strauß fertig, nahm nun einen langen, zähen Grashalm zwischen die kleinen Zähne, hielt ihn auf diese Art fest, wickelte den Halm um den Strauß und band dann die beiden Enden zu einer Schleife. Auch dieses Bild anmutiger Geschicklichkeit war dem Baron mit seinem ganzen Zauber getreu haften geblieben. Nun besah sie den Strauß.

„Meine Jugend?" wiederholte sie. „O, ich werde mir den Himmel verdienen und da werde ich die ewige Jugend haben. Ist dies nicht das bißchen Schmerzen auf Erden wert?"

Sie hatte es schelmisch und traurig gesagt. Mehr traurig. Der Appell an die ewige Seligkeit schien doch nicht stark genug zu sein, um die Wünsche an das Erdenleben ganz abzutöten.

„Mais, mon Dieu! Warum erzähle ich Ihnen dies alles?"

„Weil Sie Vertrauen zu mir haben!" sprach der Baron ernst und warm.

Sie sah vor sich hin. Nicht ohne ein Gefühl der Unbehaglichkeit.

Er hatte von Vertrauen gesprochen. Aber sie hätte ihm ja noch viel mehr Trauriges aus ihrem jungen Leben sagen müssen. Von andern Ketten, die sie noch weit, weit schwerer drückten als die, welche ihr die Brüder auferlegt hatten. Aber wozu an all dies Schlimme rühren? Zuviel hatte sie schon verlauten lassen. Vergessen wollte sie ja, vergessen!

Sie blickte auf.

„Ja, es ist wahr!" sagte sie einfach. „Weil ich Vertrauen zu Ihnen habe! Doch nun ist es genug der häßlichen Dinge! Seien wir glücklich in dieser herrlichen Natur!"

Sie schenkte ihm Vertrauen! Welches Glück!

Er fühlte, wie er errötete. Verlegen wie ein Schüler. Dann hatte jählings der Hund angeschlagen. Über dem Kamm der Wiese tauchte ein bärtiger Hirte mit einer Schafherde auf. Ein Schäferhund stürzte vor, um auf einen Zuruf des Hirten sich winselnd niederzulegen. Das Läuten des Viehs war näher zu hören. Noch einige hundert Schritte — und da lag in einer Wiesensenkung gegen Süden die Ferme.

Eine schmachtende, goldig-grüne Blätter verstreuende, schmale Birkenallee führte zu ihr hinab. Traulich lag sie da mit ihrem überhängenden braunen Strohdach, den weißen Wänden und grünen Läden, dem Gärtchen vor dem Hause und der kleinen Laube darin, die ganz von rotglühendem

wildem Weinlaub überdeckt war. Eine alte Frau saß vor der Ferme und spann. Katzen schlichen um sie her, und auf dem Dachfirst girrten unruhige Tauben. Dahinter der tiefe blaue Tannenwald.

„O que c'est joli!“ hatte Angélique einmal über das andere ausgerufen. Ja, sie hatte in die Hände geklatscht wie ein kleines Kind. Dann aber hatte sie von neuem seufzend hinzugefügt: „Ach ja! Es tut fast weh, in diesen Frieden hineinzusehen — wenn das Herz so bang und unruhvoll ist —“

Und dann hatte sie abgebrochen und war auf die Ferme zugegangen, trällernd, als wolle sie finstere Zukunftsgedanken mit dieser Fröhlichkeit zur Ruhe bringen.

... Welch ein reizendes Frühstück in der Laube von wildem Wein hatten sie dann gehabt! Goldgelbe Butter, brauner Honig, voll aller Düfte der Bergwiese, Pflaumenmus mit Mandeln bestreut, die prächtigste Milch und zum Nachtisch so leckere Spritzkuchen, wie sie nur die alte Fermière, die Mutter Bédaride, backen konnte. Die weißen Tauben kamen vom First des Pachthauses heruntergeflattert. Die grauen und gelben Katzen drückten sich mit Miauen und Schnurren heran. Die Spatzen flogen mit Gezwitscher hin und her. Und das lieblichste Antlitz, rosig durchleuchtet von der Frische des wundervollen Herbsttages, von Sonnenlichtern überhuscht, mit großen, beglückten Augen, bald strahlend vom Glanz dieser Stunde, bald träumerisch versunken. Hinreißender vielleicht noch durch das leichte helle Geplauder, das leise, köstliche Lachen dieser Stimme.

Dann hatte Angélique sich zurückgelehnt. Die Herdenglocken rings umher in dieser werbenden Mittagsstille schläferten sie ein. Der Baron war leise gegangen und hatte der Mère Bédaride für die Aufwartung ein Fünflivresstück in die Hand gedrückt. Dann hatte er, im Bedürfnis, sein übervolles Herz mit einem Alltagsgespräch zu erleichtern, halblaut mit der Pächterin geplaudert. Zuweilen hatte er einen Blick nach der reizvoll schlummernden Angélique getan. Darüber war eine Weile hingegangen. Er gedachte, in der goldrieselnden Birkenallee hin- und herzuspazieren, seine Gefühle, seine Gedanken etwas in Ordnung zu bringen. Die Pächterin aber, mit einem Blick auf Angélique, war nach öfters stockenden Ansätzen endlich so keck gewesen, sich zu erkundigen, ob Mademoiselle die Braut des gnädigen Herrn sei. Sie sei ja si belle et si tendre! Wie vom lieben Gott geschaffen für einen so guten gnädigen Herrn. Dieses und noch mehr hatte die alte Frau in ihrer Neugierde und Verlegenheit zusammengeschwätzt, zu rasch, als daß der nicht minder verlegene Baron ihr hätte Einhalt tun können. Zu laut aber und zu rauh in ihrer Bergsprache, als daß die erwachende Angélique es nicht hätte hören müssen.

Der Baron hatte nicht gewagt, zu Angélique hinüberzusehen. Was mochte sie von dem albernen Gerede denken! Die gute Mutter Bédaride hatte ihre bäuerlichen Schmeicheleien und unangebrachten Glückwunschworte wie grobe Bachkiesel in die zarten Blütenbeete dieses Herbstgartenidylls geworfen. Der Baron hätte sie trotz aller Philosophie in diesem Augenblick ohrfeigen können. Es war eine Weile ein verlegenes Schweigen. Endlich sagte Angélique die kurzen Worte: „Il faut rentrer!“

Diese Mahnung zum Aufbruch schien dem lauschenden Baron einen fatalen Doppelsinn zu haben. Auch dünkte ihn Angéliques Stimme kühler und herber. Ein Windhauch lief vom Walde her wie ein Schauer durch den Garten. Die Sonne war von einer vorüberziehenden Wolke verhüllt. Eine leichte Blässe flog über die lachende Landschaft, wie über eine freudige Seele ein schwermütiger Gedanke. Der Baron sah auf. Angélique zog ihre weiße Spitzenmantille fester um die blühenden Schultern.

„Eh bien, Monsieur le baron!“

Sie war aus dem Gartenhaus herausgetreten, hatte der ziemlich einfältig dreinschauenden Mère Bédaride ein leichtes Bonjour zugenickt und war die Allee hinhinaufgeschritten. —

Der Baron empfand, als er an diese Szene zurückdachte, verstärkt den Ärger über die unglückliche Rolle, die er gespielt hatte. Er hatte die Mère Bédaride nicht eines Wortes gewürdigt, sondern war Angélique nachgeschritten. Am Ende der Allee, an einen Birkenstamm gelehnt, erwartete ihn Angélique. Ihr Gesicht war nachdenklich, und um die schönen Lippen ging ein leises, kaum ausgesprochenes Zucken.

Dann waren sie längere Zeit schweigend

nebeneinander hergegangen, während der Baron sich um eine scherzhafte Wendung gequält hatte, mit der dieser Zwischenfall in schicklicher Weise aus der Welt geräumt werden konnte. Endlich hatte er mit stokkender Stimme sich zu Phrasen aufgerafft, mit denen freilich auch nicht viel gebessert war: „Diese alten Weiber! Sie sind zu komisch. Gleich haben sie Großes mit einem vor. Wenn sie nicht heiraten, begraben oder taufen können, so sind sie unglücklich."

Da war ein Lächeln wie ein Sonnenblick über ihr ernst gewordenes Gesicht gegangen: „Que voulez-vous!" hatte sie mit einem leichten Spott gesagt. „Das ist die Antwort, welche uns die nüchterne Welt auf unsere ungewöhnliche Bergpromenade gegeben hat. Mir kann es ja gleichgültig sein. Von mir heißt es: Heute hier, morgen dort. Aber Sie, Monsieur, als Respektsperson der Gegend! Mon Dieu! Ich sehe schon dieses Kopfschütteln. Kommen Sie! Kehren wir rasch zurück ins wohlgeordnete Tal!"

Und dabei hatte sie ihn ein ganz klein wenig mokant angesehen, daß er noch verwirrter denn vorher wurde. Ja, vor lauter Ärger über seine Hilflosigkeit sagte er polternd wie ein alter Friedensrichter: „O, Mademoiselle, ängstigen Sie sich nicht! Die Meinung dieses guten Landes ist mir so — so wichtig, wie etwa ein Erdhaufen in der Türkei. Ich kümmere mich seit einem Lebensalter nicht das geringste darum! Aber, warum haben Sie mir das gesagt? Wollen Sie sich lustig machen über mich?"

„Ich — mich — über Sie lustig machen! O Monsieur —" Und unwillkürlich war ein Leuchten aus ihren Augen gebrochen. Das kam so ehrlich und freudig und dankbar. Und sprach so deutlich von Zuneigung edelster Art. Der Baron starrte in dieses jäh aufblitzende Licht wie in eine ungläubig aufgenommene Offenbarung. Ihn schwindelte. Es war wie ein Rausch über ihn gekommen.

„Wie können Sie so etwas Häßliches denken!" hatte sie mit einem strafenden Ton weiter gesprochen. „Vergessen wir das Geschwätz Ihrer Fermière! Das übrigens gar nicht einmal so dumm war. Denn die alte Frau hatte recht. Man möchte Ihnen von Herzen die beste und schönste Braut der Welt wünschen. Wenn der Wunsch eines armen Menschenkindes, wie ich es bin, beim Schicksal Geltung hätte, so müßte Ihnen eine solche Lebensgefährtin werden."

Ein Wogen und Brausen hatte den Baron durchstürmt. ‚Du sollst es sein! Du Zauberin! Du von den Göttern mir an meine Schwelle geführte!' Nach solchen Worten hatte es in seinem Innersten gerungen. Aber ehe er sie zu finden, ehe er sie nur auszudenken vermochte, hatte sie ihm schon, wie in leichter Beängstigung über seine sichtbare Bewegtheit, die Hand hingestreckt und in freundschaftlichem Tone gesagt: „Seien wir gute Kameraden für diesen Tag! Da uns das Schicksal so wunderlich zusammengebracht hat."

Da hatte er ihre weiche Hand gefaßt und sie fast überheftig gedrückt.

Aber das Wort „Kameraden" ging ihm für geraume Zeit nicht aus dem Kopf. Es hatte so unbefangen gleichmütig geklungen. Dem Baron war wohl und wehe dabei geworden. Er fühlte darin wohl Hochachtung und Verehrung, aber so ganz und gar nichts von der Unruhe, die sein Wesen so hold und ungestüm ergriffen hatte.

Beide waren sie mit einemmal nachdenklich geworden. Wie dieser Herbsttag, der sich im Neigen des Mittags zum Nachmittag immer mehr mit silbergrauen und kühlblauen Tönen, heimlichem Rauschen und seltsamem Auflauschen erfüllt hatte.

Sie genossen auch dieses Glück und diese Schönheit des Tages in Dankbarkeit. In diesem innerlichen Zurückgehaltensein staute sich dem Baron ein heimlich rinnender Strom von Gefühl immer stärker. Und Angélique schien sich immer mehr des Eindrucks bewußt zu werden, den sie auf den Baron ausübte. In ihrer Munterkeit lag ein sinnender Ernst; ihre Lieblichkeit hatte etwas Stilles; um ihr ganzes Wesen schien dem Baron ein schwer bestimmbarer Hauch zu schweben, der sie so ganz verschieden machte von der Angélique des Morgens, die mit Duchesse um die Wette gesprungen war. Wollte sie zwischen sich und ihm mit feiner, aber fester Hand eine Grenze ziehen? Hatte das plumpe Wort der Mutter Bédaride sie innerlich doch mehr berührt, als sie äußerlich hatte Wort haben wollen? Konnte er sich diese Vermutung zu seinen Gunsten auslegen? Jedenfalls: wenn er Angélique so betrachtete, wie sie sich jetzt gab, so fand

er, daß ihr Wesen sich nicht zu ihrem Nachteil gewandelt hatte.

Später, als sie unter der großen Linde zuhöchst der Wiese noch einmal gerastet hatten, bevor sie wieder ins Tal hinabsteigen mußten, hatte sie angesichts des heraufblauenden Sees und der ewigen Schneeberge den Enzianstrauß aufgebunden und die Blumen zu einem Kranz geflochten. Und er hatte so lange gebeten, bis sie den Kranz aufs Haupt gesetzt hatte. Den dunkelblauen, schwerlastenden Kranz auf dieses feine, edelgeschnittene Haupt, das nun einer griechischen Gemme glich, so gehalten und doch lebendig im Schwung der Linien. Es war ein Bild voll höchsten Reizes gewesen: dieses bekränzte schöne Wesen und die lächelnde und zugleich so erhabene Natur als Hintergrund. Von allen den wechselnden Bildern ihrer Anmut hatte sich ihm dieser fast feierliche Anblick mit den sattesten und tiefsten Farben in die Seele gegraben.

Und dann hatten wieder die geheimnisvollen Orgelklänge des Hochwalds die Rückkehrenden empfangen. Schweigend von seinen unnennbaren Schauern waren sie durch die wachsenden Schatten hinabgeschritten. Dann und wann hatten sie windverwehte, aber immer vernehmlicher laut werdende Dorfmusik und das dumpfe Knallen der Böllerschüsse vernommen. Sie hatte den blauen Enziankranz schweigend abgenommen und an den Arm gehängt.

„Ich will ihn mir aufheben — zum Andenken!“ hatte sie mit einem stillen und scheidebereiten Lächeln gesagt.

Er hatte nichts erwidert. Er hatte gefühlt, daß er erst mit seinem bebenden Innern zur Ruhe kommen müsse. Noch war der Tag ja lang. Es nahten die lösenden Abendstunden. Leichter formte sich dann das Wort. Und williger war die aufnehmende Seele. So hatte er seinem nach so langem Schlaf doppelt unruhigen Herzen das alte, törichte Wiegenlied vorgesungen, mit dem fürchtende und hoffende Liebende aller Zeiten sich auf Augenblicke getröstet oder bestärkt haben. —

Seltsam aber hatte beide ein Anblick berührt, den sie schon ganz nahe dem Tal gehabt hatten. Seitwärts der Chaussee, der sie auf dem Heimweg gefolgt waren, lag eine verwitterte Kirche aus ältester Zeit. Umsäumt von gilbenden Trauerweiden, glich sie zwischen den halbversunkenen Leichensteinen einer versteinerten Mutter, umlagert von ihren steingewordenen Kindern. Aber welche lebensprühende Herbstpracht um diese Grabmäler! Päonien flammten mit üppigstem Rot. Astern überwucherten ganze Gräber mit einem tiefen, satten, üppigen Blau. Da leuchteten große Fuchsienstöcke, behängt wie Fruchtbäume mit den rotblauen und den rotweißen Blütenbüscheln. Andere Totenhügel versanken fast unter der Wucht hell und dunkel glühender Dahlien. Ab und zu sah man zitternde weiße und gelbe Rosen. Selbst die nüchternen Perlkränze wurden verschönt vom Widerschein der Blumenpracht. Hinter der Kirche erblickte man eine ernste, dunkle Tannenallee, die den leuchtenden Friedhof nur stärker und zwingender abhob.

Die beiden waren lange schweigend dagestanden, in die wehmütige Schönheit dieses Bildes versunken.

Wie oft hatte der Baron in Herbsttagen diesen Anblick bewundert. Aber wie unendlich tiefer drang er ihm heute in die schmerzlich flutende Seele. Und Angélique sprach langsam und fast traurig: „Es ist, als hauche hier eine einzige große Liebe ihre Seele in Flammen aus.“ Dann waren sie vollends ins Tal hinabgeschritten.

⌘ ⌘ ⌘

Mit schmerzlicher Süßigkeit hatte der einsam da unten Sinnende alle diese wechselnden Bilder und Empfindungen des Nachmittags noch einmal in sich durchlebt. Für alle Zeit seines Lebens waren sie unzerstörbares Besitztum seines Wesens geworden. Selbst der Gedanke, das Schicksal werde ihm nichts als diese Erinnerungsbilder gönnen, konnte ihm das sichere Gefühl ihres Besitzes nicht ernsthaft stören. Epoche hatte dieser Tag in seinem Leben gemacht; das stand ihm fest; so oder so.

Indessen: diese Tatsache konnte ihn wohl beglücken, aber nicht beruhigen. Und Beruhigung sollte und mußte ihm derselbe Tag schaffen, der ihm die Unruhe gebracht hatte.

Was wollte er von Angélique? Sie bitten, die Seinige zu werden? Die Maisonne ihres jungen Lebens mit seinen spät hervorgebrochenen Gluten zu mischen?

Überließ er sich dem vollen Strom des Verlangens nach ihr, so schien ihm nichts

unmöglich. Er reckte sich. O, er war noch nicht alt. Er hatte noch Jugend in sich. Volle, ungeschwächte, unverbrauchte Jugend. In der Stille und Einfachheit seines Landlebens hatten ihn die Natur und das Schicksal für ein spätes und um so reiferes, tieferes Glück bewahrt. Nicht ohne geheimnisvolle Willensmächte war ihm dieses liebliche Geschöpf in aller seiner Munterkeit und allem seinem Ernst an die Schwelle geführt worden. Er würde zu ihr sprechen, sie bereden, sie überzeugen. —

Überzeugen! Von was? Von seiner Liebe vielleicht. Ja, sicher! Aber auch — von ihrer Liebe? Von der Notwendigkeit, daß sie, die kaum Fünfundzwanzigjährige, ihm, dem Fünfziger, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Laufbahn als Sängerin darbringen solle? Wenn dieses Mädchen nur ein Lachen, ein übermütiges, verständnisloses, ungläubiges Lachen für sein Geständnis haben würde? Welche Schmach für einen Philosophen! Welche schmerzliche, zornige, fort und fort glühende Scham lieblosen Enttäuschtwerdens! Doch nein: So war Angélique nicht. So konnte sie niemals handeln. Sie selbst wußte ja, wie schwer feine Naturen leiden!

Nein, es würde sie erschüttern. Und mit dieser schmerzvollen Erschütterung würde sie doppelt kummervoll ihre Straße weiterziehen, diesen harten Weg der Pflicht, den ihr das mütterliche Wort unbarmherzig vorgezeichnet hatte. Diesen Dornenpfad der Selbstaufopferung für ein nichtsnutziges Brüderpaar. Welch ein Unsinn lag in dieser Aufopferung! Angélique würde vielleicht daran zugrunde gehen. Und genützt war den beiden Burschen nichts. Er sprang auf und ging rascher hin und her.

Sie hatte ihm Einblick in ihre traurigen Verhältnisse gewährt. So mußte es ihm eine heilige Verpflichtung sein, sie vor den Gefahren dieses Weges zu schirmen. Gefahren, von denen sie sicher nur das wenigste angedeutet, das meiste aber verschwiegen hatte. Und er, der gereifte Mann, sollte das geliebte Wesen einem so ungewissen Schicksal überlassen? Niemals! Das durfte nicht sein! Nicht der Liebende, nicht der Freund durfte dies gestatten. Und gute Kameraden waren sie ja geworden in den wenigen Stunden. Sie selbst hatte es ja droben so einfach und so schön ausgesprochen. Wenn er aber ihr guter Kamerad sein sollte, dann mußte sie auch seinen Rat befolgen. Sie mußte die Brüder ihre eigenen Wege ziehen lassen. Sich von ihnen und ihrem Schicksal scheiden, streng und unerbittlich. So nur konnte sie ihrem Selbst gerettet werden. Und wenn sie erst für sich war, ein eigenes, freies, unbeschränktes Selbst, wenn sie erst die Stärke und das Glück eines solchen Daseins voll empfand, dann mußte sie ihm ja wohl dankbar sein. Und — konnte aus der Dankbarkeit nicht auch — Liebe werden?

Alles das wollte er ihr nach dem Diner beim Leuchten des Feuerwerks und den jauchzenden Gesängen der Winzer in aller Wichtigkeit und Feierlichkeit eröffnen.

Ja, ja, das war eine gangbare Straße. So durfte er sich ihr nähern. So ward auch vorläufig Ruhe für sein Herz geschaffen. Ihr Freund wollte und durfte er sein. Ihr Helfer.

„Dagegen kannst auch du, alter Epiktet, nichts einzuwenden haben," rief er fast übermütig zu dem Philosophen hinauf, der in steinerner Ruhe mit seinen leidenschaftslosen Zügen eines einstigen römischen Freigelassenen auf ihn herabsah.

„Herbei und heran, o liebes Leben! Und mit allen, allen Zügen! Ich habe dich fünfundzwanzig Jahre hinausgesperrt. Und du kommst doch wieder zu dem Undankbaren. Heran also in meine sehnsüchtigen Arme, an meine volle Brust! Du reines, unverfälschtes Leben, das für mich den einen holden Namen trägt: Angélique!"

— Es pochte an die Türe. Zweimal. Dreimal. Der Baron schrak aus seiner Verzückung empor. Eustache, sein Jäger, trat ein. Ein ehemaliger Pandur, den er vor vielen Jahren auf einer seiner Reisen engagiert hatte und der noch immer sein Ungarisch-Deutsch in der halbfranzösischen Gegend weitersprach. Im übrigen ein Mensch treu wie Gold.

„Was willst du?" fragte ihn der Baron unwillig.

„Halten zu Gnaden, Herr Baron! Is sich sehr wichtige Sach."

„Später!"

„Is sich sehr, sehr wichtige Sach. Muß ich unbedingt melden! Halten zu Gnaden."

„Morgen!"

„Is sich morgen vielleicht nicht mehr

Zeit! Und is sich doch ganz außerordentlich wichtig!“

Eine kurze Pause. Der Baron war wieder in seine Gedanken versunken. Eustache räusperte sich. Der Baron fuhr auf. „Stehst du noch immer da? Mensch, mit deinem Trödelkram!“ Er hob den Arm nach der Türe.

Eustache kannte die Bewegung. Sie duldete keine Widerrede. „Halten zu Gnaden, Herr Baron!“ sagte er halblaut und ging. In der Türe aber murmelte er vor sich hin: „Muß ich halt gehn, Freilein sagen!“ —

Der Baron hörte nicht auf diese Worte. Hinten auf dem Postament des Epiktet lehnte ein in Leder gebundenes Büchlein. Es befand sich immer dort. Denn es gehörte zu dem Philosophen, wie Herz und Haupt zusammengehören. Es waren Kapitel aus seinem Moralbüchlein, übersetzt von dem Baron für seinen Hausgebrauch. Er hatte oft Trost und Stärkung in den gleichmütig entsagungsvollen Lehren des römischen Weisen gefunden. Auch jetzt holte er es hervor und blätterte darin. Was suchte er? Ein so verneinendes Orakel, wie er es bei Montaigne gefunden hatte? Es war ein kämpfender Rest seiner ohnmächtig werdenden Philosophie, die ihn dieses Büchlein in die Hand nehmen ließ. Und wie er so blätterte, fand er die Worte darin: Ein schönes Weib oder ein liebes Kind gleichen glänzenden Muscheln, die ein Seefahrer bei der Bootsrast am Strande sucht und die er beim ersten Schrillen der Bootspfeife gleichmütig im Stiche lassen muß.

Da schlug er das Büchlein zu und legte es wieder an seinen Platz. „Das ist doch aller Ende eine Sklavenphilosophie!“ rief er. „Ich will die Muscheln am Strande des Lebens fest ergreifen und sie behalten. So ist es Herrenart. Fort mit dieser feigen Sinnesweise!“ Und bunter und bunter stiegen die schillernden Träume auf. Er umhüllte sich förmlich mit ihrem Farbenmantel. Es mußte werden. Es mußte!

Er merkte es kaum, daß es dunkel ward. Und daß der Kammerdiener Jean-Baptiste in der hechtgrauen Geburtstagslivree hereintrat und die Kerzen an einer der Girandolen entzündete. Als das Licht durch den Raum zitterte, hob er das schöne, entschlossene, verjüngte Haupt mit den großen, blauen, den Kerzenschein widerspiegelnden Augen. „Ich lasse Mademoiselle herunterbitten!“ sagte er mit fester Stimme.

„Hier ist Mademoiselle selbst, Monsieur le baron!“ sagte der Kammerdiener mit seinem dummpfiffigen Gesicht und einem seltsamen Klang in der Stimme. Angélique stand in der Türe.

Sie trat einige Schritte vor. Die Türe schloß sich lautlos hinter Jean-Baptiste. Die beiden waren allein. Angélique stand mit gesenktem Haupt. Sie trug einen andern Hut als des Nachmittags, einen unscheinbaren braunen Reisehut. Ihre Gestalt hatte sich ganz in einen ebensolchen Reisemantel verschlupft. In der einen Hand trug sie eine Schachtel.

Es war eine Weile Schweigen. Schweres, banges Schweigen. Der Baron sah sie ungläubig an. Aus dem herrlichen Falter des Tages war ein trauriger Nachtschmetterling geworden. Was kündete diese Wandlung? Wollte sie — fort?

„Mademoiselle?“ sprach er mit unwillkürlicher Angst. „Was soll diese Kleidung? Ich verstehe nicht. Sie wollten doch mit mir das Diner nehmen? Nun — sehe ich Sie reisefertig?“

Es war ihm, als ob er dieses unheilkündende Bild verscheuchen müsse wie einen bösen Traum. Die lebenswarme Wirklichkeit des Tages an ihre Stelle setzen. Aber das Bild da vor ihm blieb dasselbe.

Er ging einen Schritt auf sie zu.

„Angélique!“ sagte er rauh vor Erregung. „Sprechen Sie! Was bedeutet das?“

In das dumpfe Schweigen, das auch jetzt seinen Worten folgte, tönte das Rollen eines Wagens, der aus der Remise auf die Landstraße hinuntergeschoben wurde. Es war ein fast widerliches Geräusch in diese lautlose Spannung hinein. Angélique lauschte. Und mit einem Male lief ein schütterndes Beben durch die vermummte Gestalt. Dann sprach sie, und es war, als habe auch ihre sonst so helle, schwingende Stimme dieses Vermummte und Verhüllte ihres Gewandes: „Ja, Monsieur! Ich komme, um — Abschied zu nehmen.“

„Abschied!“

Sie nickte. Aber sie hob nicht das Haupt. Er stand wie gelähmt. Endlich fand er die Kraft, noch näher auf sie zuzutreten.

„Angélique! Ist das möglich? Ist das wahr? Wissen Sie auch, daß ich das nicht — dulden werde?"

Da hob sie das Haupt. Der Baron erschrak. Ihr Gesicht war weiß wie Wachs. Und ihre Augen standen darin wie erlöschende Flammen. „Sie werden es nicht nur dulden —" sprach sie mühesam. „Sie werden sogar befehlen, daß ich gehe. Denn — Sie werden nicht die Schwester eines — Diebes im Hause behalten wollen." Und indem sie dieses unwillig sagte, fielen ihr zwei große, bittere Tränen langsam über die Wangen.

„Mademoiselle!"

„Sie denken, ich rede irre!" fuhr sie traurig fort. „Es ist bittere Wahrheit. Als wir heute nachmittag oben auf dem Berg waren — ist mein Bruder Etienne in diesen Raum eingedrungen und hat eine der kostbaren Geigen dort aus dem Schränkchen genommen, um seine eigene, geringere dafür hineinzulegen. Ihr Jäger hat ihn dabei ertappt. Er wollte es Ihnen vorhin mitteilen. Allein Sie haben ihn fortgeschickt. Da ist er dann zu mir gekommen."

Sie schwieg erschöpft.

„Aber ich habe doch den Kammerdiener und den Jäger mit Ihren Brüdern an den Strand und dann ins Städtchen geschickt."

„Gewiß! Aber Etienne hat sich unter einem Vorwand entfernt, und der Jäger ist ihm nachgegangen, da er ihm nicht traute. O mon Dieu! Mon Dieu! Kaum hat man meine Brüder gesehen, so traut man ihnen Schlechtes zu. Und ich darf mich nicht beklagen darüber. Ich darf mich nicht beklagen!" Sie trocknete ihre Tränen. „Das — Monsieur — das ist nun der Abend dieses schönen Tages! O, ich habe es ja geahnt, als wir da oben waren. „Dann sagte sie langsam — und im Gefühl ihrer Erniedrigung wagte sie nicht, den Baron direkt anzureden: „Monsieur wird jetzt verstehen, warum ich sofort gehen muß. Und Monsieur wird es mir gewähren, wenn ich ihn um des Andenkens meiner Mutter willen bitte, den Unglücklichen nicht zu strafen oder zur Anzeige zu bringen, sondern ihn mit mir reisen zu lassen."

Der Baron stand noch immer überrascht. Aber allmählich begann die Lage sich ihm zu klären. Wenn er es recht überdachte, so konnte ihm dieser peinliche Vorfall nur erwünscht sein. Er bot die beste Handhabe, Angélique von diesen fatalen Brüdern zu trennen. Angélique betrachtete ihn angstvoll. Sie deutete sich sein Zögern in übelm Sinn.

„Nicht wahr, Sie lassen uns reisen?" bat sie mit kindlicher Stimme. „Ich bitte Sie, wie man Gott bittet."

Der Baron hatte seine Ruhe wiedergefunden. Ja, es ging wie ein Schimmer von Lächeln über seine tiefernst gewordenen Züge. „Ihre Brüder mögen reisen, und Gott sei mit ihnen!" sagte er tief aufatmend. „Wie ich höre, richtet man ja auch schon ihr Gefährt. Aber Sie —" und er faßte ihr Antlitz und ihre Gestalt liebevoll in die Augen — „Sie, Angélique, Sie werden noch hier bleiben."

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Ich — hier bleiben? Ohne meine Brüder? Monsieur, häufen Sie nicht noch Spott auf mein Haupt. Es hat ohnehin schwer genug zu tragen." Und sie barg das Gesicht in den Händen, machtlos, ihr heiß aufquellendes Schluchzen noch länger zu hemmen.

Da tat er sanft die Hände von ihrem Antlitz. Er sah sie feierlich an. Seine großen blauen Augen strahlten in ungewöhnlichem Glanze. Nun war der Augenblick da, ihr seine Seele voll und ohne Rückhalt zu öffnen. Ihr in dieser Stunde unverschuldeter Erniedrigung höchstes Vertrauen zu zeigen. Es waren seine versehnten Jugendtage, seine einsamen Mannesjahre, die aus diesem Glanze zu ihr sprachen: ‚Du wirst uns Frühling und Sommer sein. Dich wollen wir.'

Sie sah ihn unsicher an. Ihr Herz klopfte.

„Ja, Angélique," sprach er weich und dennoch entschlossen. „Sie sollen hier bleiben. Aber nicht zu traurigem Alleinsein. Ein Freund wird bei Ihnen sein. Staunen Sie nicht zu sehr, wenn ich Ihnen sage: Ich bin dieser Freund. Sie selbst ja haben mich Ihren Kameraden genannt. Es liegt nur an Ihrer schönen Hand, in der für mich alle Schätze der Zukunft beschlossen sind, sich dieser Freundeshand anzuvertrauen als der Hand Ihres Beschützers, ja, mehr noch, wenn Sie wollen, Angélique, — als der Hand Ihres —"

Das Geschöpf da vor ihm streckte abwehrend die Hände aus. „Nicht weiter,

Monsieur! O, um aller Heiligen willen: sprechen Sie nicht weiter! Es ist zu furchtbar für mich!"

Und dann wich sie Schritt für Schritt bis zur Türe, die in den Garten führte. Dort blieb sie stehen. Die Arme und Hände schlaff herabgesunken. Den Kopf schwer auf die krampfhaft arbeitende Brust gehängt.

„Angélique!" Es bebte wie ein Schrei von Vorahnung in diesem Wort.

Endlich kam es mit tonloser Stimme zurück: „Ich bin vermählt. Mein Mann erwartet mich an der Grenze."

Sie hatte das Haupt etwas erhoben. Nun ließ sie es wieder sinken.

„Sie sind vermählt!"

Langgezogen hallte seine Stimme durch den Raum. Dann war ein Schweigen, wie es selbst dieser sonst so schweigsame Gartensaal noch nie erlebt hatte. Die gelassenen Züge des Epiktet schienen mitleidig auf seinen Jünger herabzusehen. Und die Voltairestatue lächelte ihr seltsamstes Lächeln.

Draußen schoß knatternd die erste Rakete der Winzer empor.

Marion — morbleu — la fête — morbleu
La fête des vignerons —

begannen sie zu singen.

Der Baron wischte sich über die feuchte Stirne. „So!" wiederholte er langsam, das Wort wie in grausamer Selbstpeinigung auskostend. Und dann sah er zu Epiktet hinüber. Es war ein langer Blick. Wahrhaftig, er war ein glänzender Philosoph. Gerade an das Möglichste von allem hatte er — nicht gedacht. Nun hieß es, größer sein als die Stunde! Mochte dann die Wunde dieses Augenblicks den trüben Rest der kommenden Jahre langsam verbluten lassen. Was lag daran!

Er zog die Schultern hoch. Dann sagte er mit leiser, mühsamer Stimme: „Ich habe kein Recht, Sie zu halten. So gehen Sie denn — Madame!" Und noch leiser fügte er hinzu: „Und — haben Sie Dank für diesen schönen Tag!"

Da stürzte sie auf ihn zu. Sie nahm seine Hand. Sie riß sie an ihre Lippen. Sie bedeckte sie mit Küssen. Sie benetzte sie mit Tränen. „Sagen Sie mir, daß ich nicht schuld daran bin! Sagen Sie es mir, sonst muß ich verzweifeln! O, wenn ich mir denken müßte, daß ich auch nur mit dem kleinsten Blick meiner Augen — mit dem Hauch eines Wortes — Ich konnte ja nicht ahnen, daß Sie, Sie, Monsieur, auch nur das Klopfen eines Herzens lang — an mich armseliges Wesen denken konnten. Ich flehe Sie an: Sprechen Sie mich frei, sonst kann ich nicht mehr leben!"

„Nicht Ihre Schuld, mein Kind!" sagte der Baron dumpf. „Meine Schwäche, meine Torheit."

„Nein, nein! Nur ich habe mich anzuklagen!" fuhr sie mit fliegendem Atem fort. „Ich hätte Ihnen das sagen sollen. Gleich! Aber — mon Dieu — ich war kaum bei Ihnen eingetreten — da war alles so licht und so schön und so traulich — Sie waren so lieb und so gut zu mir — Es war mir, als versänke mein trübes Leben hinter mir — Es war mir, als dürfte ich mit keinem schlimmen Wort diesen Feiertag in Ihren Räumen stören — Und da mochte und konnte ich Ihnen nichts sagen von meiner Misère als das, was Sie selbst sahen: Das Elend mit meinen Brüdern. Vergessen wollte ich haben für diesen einen herrlichen Tag. Und so habe ich geschwiegen. Und so bin ich geblieben. Es war Unrecht, dies zu tun. Aber wenn Sie wüßten — welch dunkles und ungewisses Leben meiner wartet — dann würden Sie gewiß edelmütig sein! Mein Mann — der Himmel verzeihe mir, daß ich es sage! — mein Mann ist nicht viel besser als meine Brüder. Man hat ihn mir angetraut, als ich noch ein halbes Kind war, und eine schöne Tenorstimme und eine kecke, selbstbewußte Erscheinung für den Inbegriff aller irdischen Seligkeit hielt. Hätte ich einen Freund gehabt, klug und edelmeinend wie Sie, Monsieur — nie wäre diese Torheit begangen worden. Aber ich stand ja ganz allein. Immer in fürchterlicher Einsamkeit. Mich verlangte nach einem Menschen. Nach Liebe. Und so hab' ich mich vom Schein des Glückes blenden lassen. Nun ist es so, und ich muß es tragen. Mein Mann ist mit mir zusammen engagiert, und ich zittere vor dem Leben mit ihm. Denn er ist eifersüchtig auf meinen kleinsten Erfolg. „Nun verdammen Sie mich! Aber Sie werden es nicht! Sie werden das Geschenk dieser Stunden mir nicht vergällen. Sie haben ein Kleinod in meine Hand getan. Ein schützendes Kleinod: Diesen Tag mit Ihnen zusammen. Ich will es festhalten für alle Zeit. Und nur der Tod wird es mir

nehmen! Verzeihen Sie mir, daß ich die Hand danach ausgestreckt habe!"

Sie schwieg. In ihrer leidenschaftlichen Bewegung war der Reisemantel aufgegangen, und die Süßigkeit ihrer Gestalt, der zarte Schmelz ihres Nackens sprachen noch einmal eine beredte Sprache von dem Feuer, das dieser Tag in einer Philosophenseele entzündet hatte.

„Gehen Sie!" wiederholte der Baron schwer atmend. „Gehen Sie, wohin Ihr Schicksal Sie ruft. Suchen Sie Trost in sich selbst, in Ihrer Kunst. Und lassen Sie mir die Gewißheit, daß Sie zuerst an mich denken, wenn es Ihnen übel ergehen sollte."

Er hob sie auf und führte sie zur Gartentüre. In diesem Augenblick hörte man das Rollen eines Wagens.

„Meine Brüder!" sagte sie erblassend. „Sollten sie ohne mich —?"

Der Baron sah sie mit innigster Teilnahme an. ‚Armes, törichtes Weib!' dachte er schmerzlich. ‚Sie lebt und sinnt auch jetzt nur für diese Taugenichtse. Als wären sie wahrhaftig ihre Kinder.'

Die Gartentüre ward aufgerissen. Jean-Baptiste erschien in der Türe: „La Baronne de la Serrière!"

„Rasch, Jean-Baptiste, führe diese Dame hinunter an ihren Wagen. Durch das Jagdzimmer, rechts hinaus! — Leben Sie wohl, Angélique!" Und ohne sich um den erstaunten Kammerdiener zu kümmern, küßte er ihre kalte weiße Stirne.

Sie ging.

An der Türe sah sie sich noch einmal um. Mit einem langen, langen Blick. Dann war sie ihm entschwunden.

Da trat auch schon Madame de la Serrière ein. Eine etwas gebückte Greisin mit feinen, scharfgeschnittenen, geistvollen Zügen und gütigen, grauen Augen. Sie ging auf einen Stock gestützt. „Eh bien, Monsieur le baron! Ich komme, um Ihnen zum Geburtstag zu gratulieren! Mille, mille félicitations! De tout mon cœur!"

Die alte Dame reichte ihm die Hände und schaute ihn prüfend an. „Wie jung Sie doch aussehen," sagte sie lächelnd. „Und was für ein seltsames Feuer in Ihren Augen brennt! Als ob die Feuerfunken von den Raketen da draußen als schimmernde Sterne in Ihren Augen leuchteten. Vendange! Winzerfest. Ich lasse erst in acht Tagen herbsten. Heute abend bitte ich um eine Tasse Tee für eine alte, gichtbrüchige Frau und die Fortsetzung Ihrer Epiktetübertragungen. Sie haben sie mir längst versprochen. Auch unsere Partie Bezigue ist den Sommer über ganz schlafen gegangen. Wir müssen Sie wieder aufrütteln. Hein? Es wird Herbst, und man erinnert sich wieder des geselligen Ofens."

Jählings zuckte der Baron zusammen.

Der halbbeduselte Marcel hatte im Fortfahren draußen auf dem Kutscherbock das Lied von der Marmotte angestimmt. Deutlich klang es durch die halboffene Türe:

„Ich wandre schon durch manches Land
avecque la marmotte
Und immer was zu essen fand
avecque la marmotte.
In Sommersglut, in Winternacht
avecque la marmotte
hab gern ich meinen Weg gemacht
avecque la marmotte.
Avecque si, avec que la,
avecque la marmotte —"

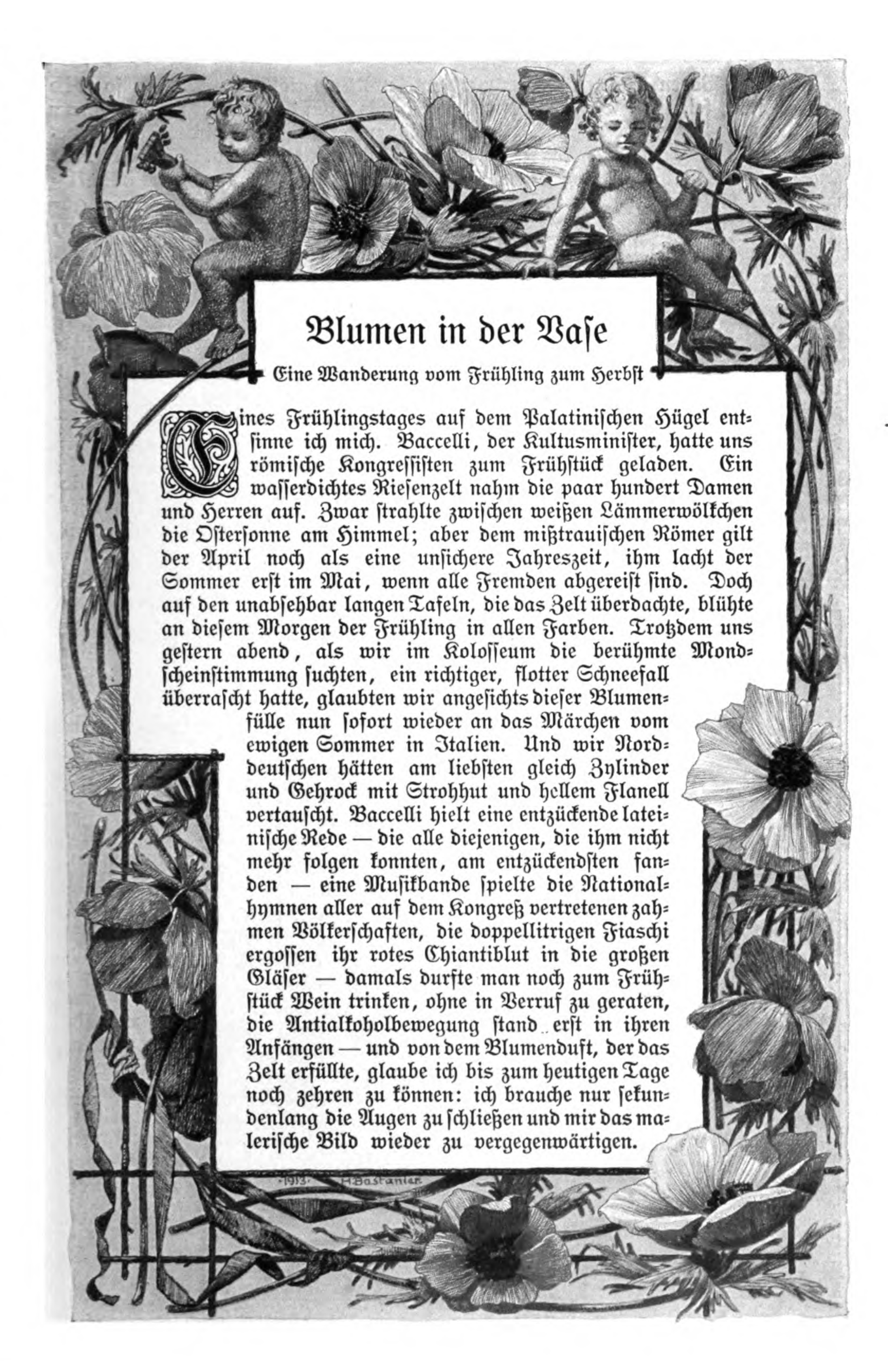
Der Gesang erstarb langgezogen in der Ferne der Nacht.

„Was ist das für eine seltsame Dudelsackweise?" fragte die Baronin. „Ich meine, ich hätte sie heute morgen in der Frühe schon vor meinem Hause gehört. Wahrscheinlich Jahrmarktskomödianten, die nach Neuchâtel ziehen. Mais — Sie stehen ja wie versteinert. Und in Ihren Augen sind die Raketenfunken erloschen?"

Der Baron beugte sich, um seine Erregung zu verbergen, auf die Hand seiner guten alten Freundin. „Es war spätes Feuer, Madame!" sagte er mit verschleierter Stimme. „Und das ist zum Sterben bestimmt!"

„Na na na!" Sie drohte mit dem Finger. „Sie haben ein Geheimnis vor Ihrer Freundin!"

Die Türe zum Speisezimmer ward geöffnet. Jean-Baptiste in der hechtgrauen Geburtstagslivree, froh, daß der „Theaterpöbel" wieder aus dem Hause war, trat einige Schritte vor und meldete mit einem tadellos steifen Kompliment: „Madame! Monsieur! Est servi!"



Blumen in der Vase

Eine Wanderung vom Frühling zum Herbst

Eines Frühlingstages auf dem Palatinischen Hügel entsinne ich mich. Baccelli, der Kultusminister, hatte uns römische Kongressisten zum Frühstück geladen. Ein wasserdichtes Riesenzelt nahm die paar hundert Damen und Herren auf. Zwar strahlte zwischen weißen Lämmerwölkchen die Ostersonne am Himmel; aber dem mißtrauischen Römer gilt der April noch als eine unsichere Jahreszeit, ihm lacht der Sommer erst im Mai, wenn alle Fremden abgereist sind. Doch auf den unabsehbar langen Tafeln, die das Zelt überdachte, blühte an diesem Morgen der Frühling in allen Farben. Trotzdem uns gestern abend, als wir im Kolosseum die berühmte Mondscheinstimmung suchten, ein richtiger, flotter Schneefall überrascht hatte, glaubten wir angesichts dieser Blumenfülle nun sofort wieder an das Märchen vom ewigen Sommer in Italien. Und wir Norddeutschen hätten am liebsten gleich Zylinder und Gehrock mit Strohhut und hellem Flanell vertauscht. Baccelli hielt eine entzückende lateinische Rede — die alle diejenigen, die ihm nicht mehr folgen konnten, am entzückendsten fanden — eine Musikbande spielte die Nationalhymnen aller auf dem Kongreß vertretenen zahmen Völkerschaften, die doppellitrigen Fiaschi ergossen ihr rotes Chiantiblut in die großen Gläser — damals durfte man noch zum Frühstück Wein trinken, ohne in Verruf zu geraten, die Antialkoholbewegung stand erst in ihren Anfängen — und von dem Blumenduft, der das Zelt erfüllte, glaube ich bis zum heutigen Tage noch zehren zu können: ich brauche nur sekundenlang die Augen zu schließen und mir das malerische Bild wieder zu vergegenwärtigen.

Geweihter Boden war's, auf dem wir den Frühling feierten. Da drüben stand das Haus der Livia, hier dicht neben dem Zelt ragte eine Tempelsäule, das Erdreich zeigte da und dort die schönsten Mosaikmuster altrömisch-unverwüstlichen Straßenbaus. Auf den Tafeln aber die riesigen Vasen antiker Form in grünpatiniertem Ton, über deren breite Ränder die Frühlingsblütenzweige in üppigen Kaskaden herniederfielen, sie bildeten den allernächsten Anschluß von unserer Zeit an die der naturpoetischen alten Heidenkultur. Schneeball und Rotdorn, Forsythien, Mimosenzweige, Flieder, Goldregen, japanische Quittenblüten, Margueriten und Narzissen in allen Spielarten predigten uns viel eindringlicher als Baccellis lateinische Willkommsrede und der rote Chianti ein stürmisch-bewegtes, sinnbetörendes ‚Freue dich!'

Es waren gut ein paar hundert Tonvasen, ohne alle Sorgfalt hergestellt, aber nach uraltem, klassischem Muster, so wie sie in Rom auf den Märkten für ein paar Soldi zu kaufen sind, von der Höhe eines fünfjährigen Kindes etwa. In Tivoli, in der Villa Borghese, da und dort in halbvergessenen Renaissancegärten wie in gepflegteren Parks der Campagna sah ich diese Bauernvasen wieder.

Aber nicht den Tafelschmuck bildeten sie da, sondern sie standen zwanglos, wie improvisiert, neben Steinbänken, auf Baumstümpfen, auf Treppenstufen. Und der Blumeninhalt war eingepflanzt. Üppig umwucherte das Immergrün den Sockel, und aus dem breiten Kelch fiel das Gewirre der Sommerblumen.

Diesen durch nichts geordneten, verschwenderischen Reichtum bestaunen die Freunde meines Gartens seitdem von jedem Pfingstfest ab. Ich habe mir nämlich ein solches Ungetüm von Bauernvase verschafft, wohlverankert steht es während der warmen Jahreszeit inmitten eines Immergrünbeetes auf einem efeuumsponnenen Baumstumpf, und gute Erde und Düngung sorgen für tropische Fülle und Buntheit.

Die Kunst, Blumen zu arrangieren, bleibt in diesem Falle der Mutter Natur überlassen. Sie versteht es meisterlich. Und wenn unsere Gärtner und unsere Tafeldecker von ihr etwas lernen wollten, so würden wir nicht den sinnlos gezierten und gedrechselten „Buketts" begegnen, die auch heute noch von Geschmacksbarbaren in Vasen gestopft werden, zu denen weder ihre Farbe noch ihre Art, weder ihr Wuchs noch ihre Größe stimmen wollen.



Tausendschön



Lyon-Rosen und Frau Karl Druschki-Rosen

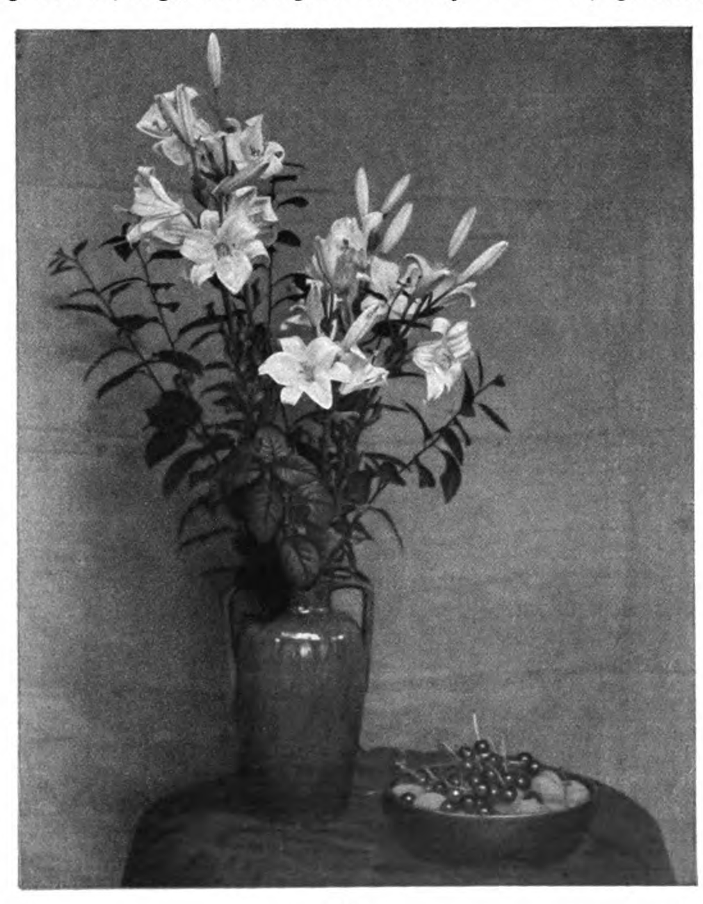
Die ersten, bescheidenen Frühlingsboten, die ihre kleinen Köpfe nicht wesentlich über das Erdreich erheben, die Schneeglöckchen zum Beispiel, verlangen niedrige Schalen, und zwar bevorzuge ich Schalen von grüner Farbe, denn mir ist, als müsse man den noch halb verwundert dem Mutterschoß entsprossenen Einsamen das Frühlingsgrün der kommenden Wochen vortäuschen. Die ersten grellen Farbenlichter blitzen dann im Garten auf: die Krokus melden sich. Der richtige Gärtner ist geizig — ich bitte, es nicht weiter zu sagen! — er wird die Beete vorläufig also noch nicht berauben wollen. Aber wenn der Segen draußen üppiger wird, dann ringt sich auch der ausgepichteste Geizhals ein paar Dutzend seiner wohlbehüteten Lieblinge von der Seele. In niedrige, breite Jardinieren eingepflanzt, stehen die gelben Krokus im Zimmer — und es ist, als schiene die Sonne herein, so lustig leuchtet die Farbe.

In den Blumengeschäften, auf den Großstadtplätzen, in den Markthallen sind inzwischen die Blumensendungen von der Riviera gelandet. Italienische Frühlingsboten geben ganzen Straßenzügen einen fröhlichen Anstrich. Die bunten Anemonen kommen in tiefviolette Steingutvasen, die gelben Mimosen in hohe Glasstengel, Aurikeln in bunte Bauernvasen, Veilchen in niedrige Schalen von böhmischem Glas.

Der Blumenliebhaber, der aus seinem Garten täglich neue Freuden erhofft, bedarf eines nicht kleinen Vorrats von Vasen. Je feiner sein Geschmack sich ausgebildet hat, je üppiger die Schätze seines Gartens, desto schwieriger die Wahl. Kostbare Vasen braucht er nicht gar so häufig. Die Bauerntöpfereien, die böhmischen Glasbläsereien bieten ihm viel reichere Möglichkeiten, Farbe und Form, Stammbaum und Wesensart in guten Einklang zu bringen. Die stark ausgesprochenen Farben des böhmischen Glases bedingen einen vorsichtigen Gebrauch. Unbedenklich kann man nur weiße Blumen in solchen Gläsern unterbringen; aber auch hier ist erst noch der Zusammenklang der Vase mit den Farben des Zimmers zu berechnen. Man kann ein grasgrünes Glas nicht in ein gelbes oder blaues Zimmer

stellen, dagegen wirkt es in einem schweren, dunkel gehaltenen Raume wie ein lichter Frohsinnspender. Das böhmische Glas existiert in allen leuchtenden Farben: orange, lila, grün, rot und blau, und da es sehr billig ist, kann es neben einem Dutzend Bauernvasen den Grundstock des Vorrats bilden. Mit der Zeit — mit den Geburtstagen! — mehrt sich ja die Sammlung, und sie wird auch durch kostbarere Stücke bereichert. Für den Blumenfreund gibt es kein bequemeres Geschenk als die Vase. Von fünfzig Pfennig bis zu hundert Mark ist für alle Ansprüche, für alle Gelegenheiten und für alle Börsen gesorgt. Mit den edleren Blumen müssen auch kostbarere — oder vielmehr künstlerisch anspruchsvollere — Gefäße in Wettbewerb treten. Aber noch stehen wir in der Zeit der schlichten Frühlingsblumen. Für unsere gelben Erstlinge, wie Margueriten, Märzbecher und gelbe Tulpen, brauchen wir nur blaues Steingut oder Terrakotte-Vasen. Alle diese Blumen müssen, wenn sie zur Wirkung gelangen sollen, in dichten Büscheln zusammengesetzt werden. Eine ganz andere Behandlung verlangt dagegen die stolze, weiße Dichternarzisse. Vereinzelt will die stehen: in schlankem Glashals oder hoher Vase von gelbem oder grünem böhmischem Glas.

Zu Pfingsten blühen die Frühlingssträucher, da sind wir den niedlichen, kleinen Freuden nicht mehr zugängig, unsere Wünsche recken sich: ganze Zweige blühenden Flieders bringen wir in die Wohnung, blühende Obstzweige, Prunus, Schneeball, Jasmin, Ribes. Wir denken an den verschwenderischen Blumenschmuck der Frühstückstafel in Baccellis Riesenzelt auf dem palatinischen Hügel und holen Tonkrüge oder mächtige Steingutvasen herbei, in die wir die langen Stiele stecken, bunt gemischt, wie das dichte Ziersträuchergebüsch sie draußen im Garten zeigt. Die größeren Behältnisse haben auf den Tischen keinen Platz; die einen stellen wir auf die Schränke, diejenigen, deren Blumenfülle weich über die Ränder überquillt, die andern kommen neben den Schreibtisch oder das Sofa; ist Raum genug vorhanden, so stellen wir zwei oder drei zusammen, damit sie wie ein Frühlingsbeet wirken. Im ganzen haben die Frühlingsblumen etwas Lautes — eine laute Fröhlichkeit — bunten Tulpen ist vielleicht sogar ein bäuerlicher Zug eigen. Deswegen vertragen sie sich auch am besten mit den bunten Bauernvasen.



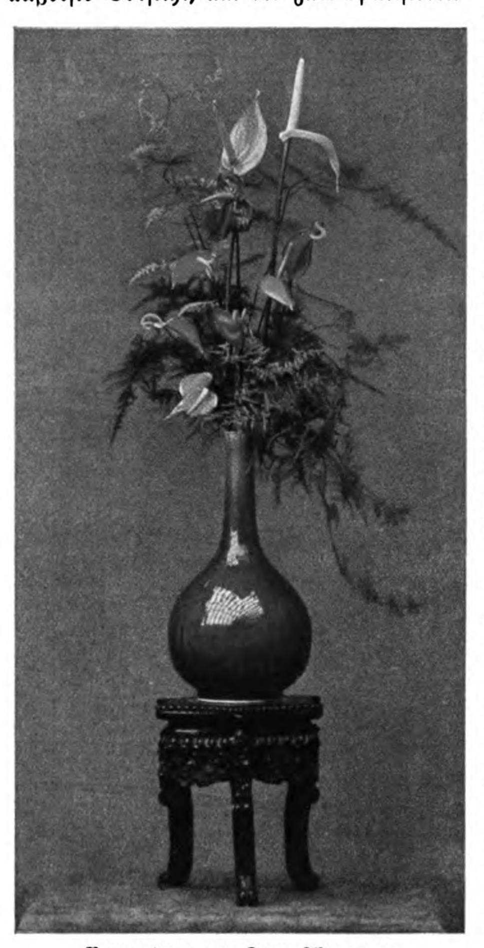
Lilien

Nur eine Tulpen-



Rittersporn

art macht eine Ausnahme. Das ist die stolze, vornehme Darwintulpe. Ihr hoher Stiel mit dem kunstvollen Blumenkelch — es könnte ein Koepping-Glas sein — beansprucht eine schlanke, erlesene Vase, vielleicht eine feingeflammte Ruskinvase. Aber Vorsicht ist geboten, äußerste Vorsicht, um die zart opalisierenden



Verwendung von Farn-Asparagus
Zusammengestellt vom Erfurter „Blumen-Schmidt“, Berlin W, Rankestraße

den Farben dieser herrlichsten Maienschönheit nicht zu stören. In Zweifelsfällen greife man lieber zu Kristallgläsern. Die sind für die aristokratische Darwintulpe nicht zu kostbar. Selbst venezianischen Kunstgläsern kann man die Schönheit dieser spätesten Freudenspender des Frühlings anvertrauen.

Neben den Iris, die in leuchtenden blauen und gelben Farben den Garten mehr und mehr beleben — wir halten japanische überspponnene Vasen für sie bereit — erwecken nun die ersten Schlingrosen und Heckenrosen unsere gespannte Aufmerksamkeit.

Die Rosenzeit kommt, die wunderbare Rosenzeit.

Mit der niedlichen Euphrosyne fängt es an: kleine rosa Blüten klettern an Haus und Baum an den Zweigen empor. Dann folgt rasch die Tausendschön. Darauf kommt die schöne, weltbekannte Crimson — nebenbei gesagt: die alle Untugenden besitzt, die eine Schlingrose nur haben kann, — und zum Schluß die Dorothy Perkins. In vielen, vielen Spielarten beleben die schönsten Schlingrosen heute schon die Parks und die Gärten der Liebhaber — aber der Durchschnitt der Landschaftsgärtner behilft sich stumpfsinnig noch immer lediglich mit der so viel von Mehltau und Rost heimgesuchten Crimson, und der Gartenbesitzer, der sich von seinem Einfluß nicht zu emanzipieren weiß, kommt um manche Freude. Wie überraschend wirkt solch ein Glaskörbchen mit Dorothy Perkins! Auch die Tausendschön ist eine bewundernswerte Aristokratin unter den Schlingrosen. Mit ihren zartrosa Dolden, die im Verblühen ein wenig ins Lila spielen, bildet sie einen hervorragenden Tafelschmuck in Glaskörben. Rosen sollte man überhaupt nur im Glase aufstellen. Höchstens kann man — ausnahmsweise — ein paar erlesene Edelrosen auch in farbigen Ruskinvasen unterbringen, wie z. B. die drei herrlichen Lyonrosen in der goldgelb schillernden, die Frau Karl Druschki-Rose in der malachitgrünen Ruskinvase (s. S. 133). Auch opalisierende venezianische Gläser eignen sich gut für ein paar erlesene Edelrosen. Die dicken Dolden der Crimson ebenso wie die duftigeren der rosa und weißen Dorothy Perkins werden dagegen in Traubenspülern — großen, nach oben sich verbreiternden Gläsern — den besten Eindruck machen. Ganz bunt zusammengestellte Rosentuffs kommen auch in zartgeblümten Sèvres-Vasen, Meißner Körben und Jardinieren oder übersponnenen zartfarbigen Japanvasen zur Geltung.

Mit den Rosen zugleich blühen die großen, weißen Lilien, die mit so wenig Mühe („sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht“) ein herrliches Vasenmaterial abgeben. In eine

smaragdgrüne oder kobaltblaue große Porzellanvase steckt man drei bis vier Lilienstengel, etwas sattleuchtendes Laub des Prunus Pissardi dazu und erhält einen unbeschreiblich schönen Feiertagsschmuck.

Mit den großen Ferien kommen die ersten Sommerblüter, Stauden und Sommerblumen, Feuerlilien, Rittersporn, Riesenmohn, die leuchtenden Trollius, rosa und hellblaue Lupinen. Für all diese lustigen Sommerkinder empfehlen sich bunte Bauernvasen und böhmische Gläser. (Auf unserer Abb. Seite 135 sind Rittersporn in drei blauen Farben in eine gelbe böhmische Glaskanne gestellt.) Dasselbe gilt auch von den zu Ende der Ferien am Gartenrand aufblitzenden Herbststauden (es ist, als ob sich eine gelbe Postkutsche dort festgefahren habe, meint mein Freund): all den herrlichen gelben Sonnenrosenarten, Rudbeckia, Helenium, den gelben Rauten. Mittlerweile tauchen die Herbstastern in ihren wehmütigen lila Farben auf; dazwischen leuchten die Phloxe (die man jetzt in herrlichen rosa und rosa-weißen Tönen gezüchtet hat). Doch heißt es hier sehr vorsichtig die passenden Töne in Glas oder zartestem Porzellan wählen. Ein Frühstückstisch z. B. mit feinem, altem, geblümtem Meißner Porzellan und ein durchbrochenes Porzellankörbchen mit rosa Phlox bietet einen herzerquickenden Anblick, so bescheiden und so billig dieser Blumenschmuck sich stellt.

Und bei dieser Wendung möchte ich gleich noch zurückgreifen und an den Feldblumenstrauß erinnern, der in breiten Glasvasen oder blauen Bauerntöpfen auf einem ländlichen Abendbrottisch (blaues Porzellan mit roten Herzen) so fröhlich blüht!

Die Sommergäste sind jetzt allesamt aus den Ferien heimgekehrt, wir frühstücken nicht mehr auf der Veranda, der erste Schnupfen stellt sich ein, wenn wir den Sommer zwingen wollen. Da sind wir allgemach bei den Dahlien und Astern angelangt. Die schlanken Stengel der Dahlien mit den leuchtend bunten, nickenden Köpfen sind mit jeder Enveloppe zufrieden; die Vase kann anspruchslos und bescheiden sein, für den Effekt sorgen die glühenden, leuchtenden Farben. Einfache Garten-



Kalla, Mohn und Mimosen
Zusammengestellt von Hermann Rothe, Berlin W, Tiergartenstraße

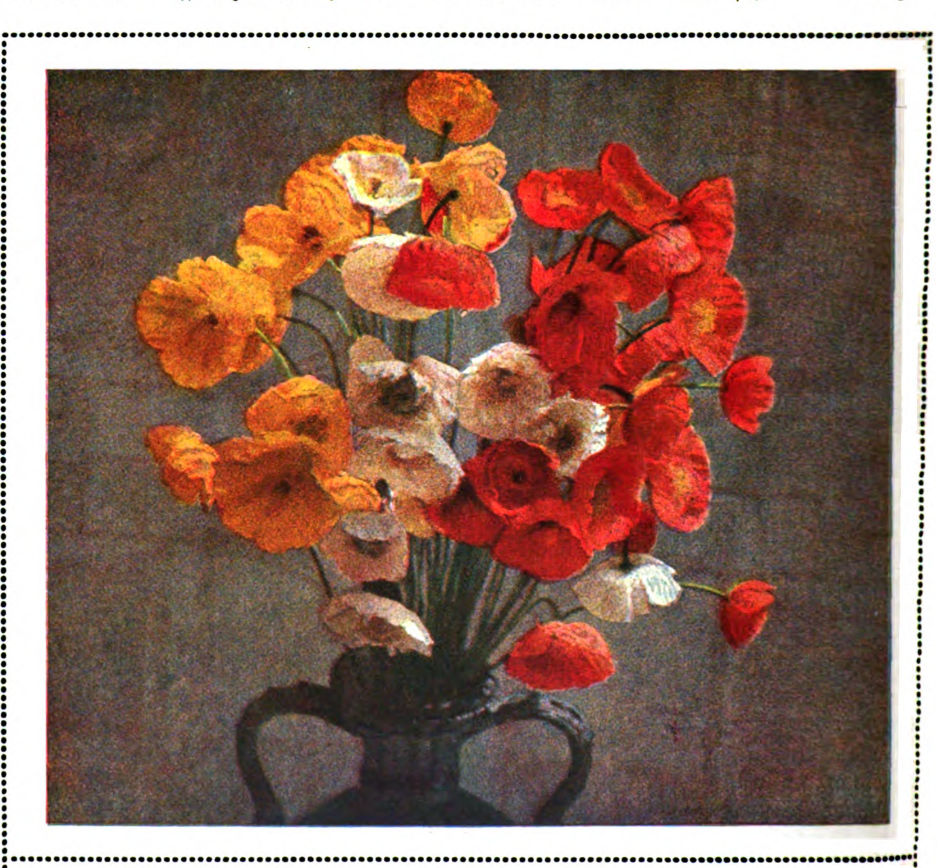
astern kommen, recht dicht gesteckt, in niedrige, breite Jardinieren. Daneben will die wehmütig duftende Reseda auch ein Plätzchen haben.

Fegt erst der Herbststurm durch den Garten, zeigen die Nächte leichten Frost, dann halten nur noch die Chrysanthemen stand; goldgelb und bronzefarben geben sie dem trüben Tag einen leuchtenden Schimmer. Auch sie verlangen Vasen in leuchtenden blauen und gelben Farben.

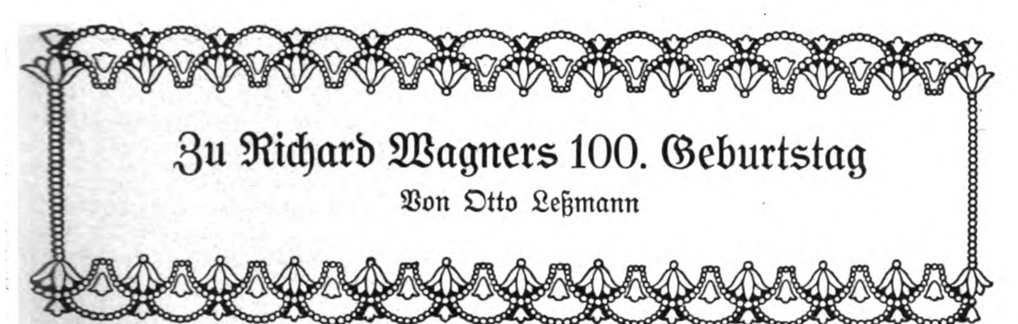
Noch immer können wir Rosen im Garten schneiden. Sie haben schon ein wenig Frost bekommen, die Außenblätter bräunen sich, aber in der Vase im warmen Zimmer entfalten sie sich zu voller Pracht und danken mit süßem Duft für Wartung und Pflege.

Nun ist's bald ganz aus mit Farbenbuntheit und Lebensglanz in unserm Garten, und wir müssen zu Treibhausblumen unsere Zuflucht nehmen. Höchstens gibt's noch bunte Laubsträuße mit roten, blauen und weißen Beeren, die besonders hübsch wirken in Terrakottakrügen oder grün patinierten Tonvasen. Inzwischen häufen sich in den Blumenschaufenstern die herrlichen getriebenen Nelken, die zwar teuer sind, von denen man aber schon mit einem halben Dutzend Stück ein schlankes, hohes Glas füllen kann. Die schönste aller Nelken, die zartrosa Malmaisonnelke, hält sich in dieser Zeit wochenlang im Glase: richtige Behandlung natürlich vorausgesetzt. Jede Blume will eben täglich frisch angeschnitten sein und in frisches Wasser gestellt werden, das ist ihre Morgentoilette.

Wer in seinem Heim die Blume zur Lebensgenossin machen will, der muß sich ihre Freundschaft und ihre Liebe tagtäglich verdienen. Aber dankbarer ist sie, viel dankbarer als der Mensch. G. H.



Sibirischer Mohn
Aus dem Buche „Freiland-Stauden" des Grafen Tarouca (Wien, F. Temsky)



Zu Richard Wagners 100. Geburtstag

Von Otto Leßmann

Ist der zeitliche Zwischenraum, der uns am hundertsten Geburtstage des großen Musikdramatikers von dessen Todestage trennt, schon groß genug, um das Bild seiner geistigen Persönlichkeit völlig zu objektivieren? Gehen wir an den Denkmälern solcher großen Männer vorüber, die wir, obschon auch ihr hundertster Geburtstag längst gefeiert wurde, leibhaftig noch haben unter uns wandeln sehen, von denen wir hier und dort persönlich ein Scherzwort aufgefangen, mit denen wir gar Rede und Gegenrede ausgetauscht und einen Händedruck gewechselt haben, so wird kein Zweifel in uns rege werden, daß dieser Männer Wirken ein völlig in sich abgeschlossenes gewesen ist und daß die Nachwelt bis auf den letzten Rest in sich aufgesogen hat, was jene ihr aus ihrem Denken und Schaffen als geistiges Erbteil hinterlassen haben. Andere Gedanken stürmen auf uns ein vor dem Denkmal Richard Wagners, das ein enthusiastischer Bürger Berlins im Tiergarten hat errichten lassen. Steht das Bild des Meisters wirklich schon so fest und klar, gereinigt von den Schlacken der Über- und Unterschätzung, im Herzen sebst nur seines deutschen Volkes, das er so sehr geliebt, für das er gelitten und gestritten und dessen Ruhm und Ehre er gemehrt hat, wie nur irgend einer der großen Männer des 19. Jahrhunderts? Ich glaube, die Frage läßt sich nicht unbedingt bejahen. Noch gibt es tausende und aber tausende von Enthusiasten, die Richard Wagner zu einem Halbgott stempeln möchten, die ihn als Götzen in die Mitte des Weltalls stellen und alles geistige und künstlerische Schaffen der Zeitgenossen danach bewerten, wie weit es dem Ruhm ihres Idols zustatten kommt, die von keinerlei verständigem kritischem Abwägen zwischen Ewigem und Vergänglichem, Wahrheit und Irrtum in seinem Schaffen wissen wollen, sondern in blinder Anbetung ihm den Staub von den Füßen küssen.

Dieser namentlich gesellschaftlich sehr starken Partei steht eine andere gegenüber, die durch die Heftigkeit ihres Vorgehens zu ersetzen bemüht ist, was ihr an innerer Bedeutung abgeht, die aber nicht übel Lust zeigt, Wagner und nicht nur ihn zum alten Eisen zu werfen, indem sie gegenüber seiner Behauptung, daß die unvergängliche Form aller Musik einzig die Melodie sei, die Lehre vertritt, die Melodie sei überhaupt eine Verirrung des Geschmacks. Man braucht solche Überspanntheiten nicht gar zu tragisch zu nehmen, man wird sich sogar herzlich belustigen dürfen über den kindlichen Versuch, mit einem kühnen Wort die wunderbaren Schätze der gesamten Tonkunst abzutun, allein diese Partei hat als Reserve hinter sich eine viel einflußreichere, die zwar vor Wagner die nicht zu umgehende Verbeugung macht, indem sie ihn schon jetzt unter die Klassiker versetzt, die mit der Verleihung dieses Ehrentitels doch aber zu erkennen gibt, daß auch für sie die Zeit gekommen ist, über Wagner hinaus nach neuen Ausdrucksmitteln und neuen Formen für die Oper oder das Musikdrama, sei es auf harmonischem oder instrumentalem Gebiet, zu suchen.

Diese Bestrebungen sind ernster zu nehmen, und kein Vernünftiger wird ihnen insofern Berechtigung absprechen, als es, wie auf jedem Gebiete, auch in der Kunst keinen Stillstand geben darf. Aber hier drängt sich die Frage auf: ist das künstlerische Erbe Wagners für die Musik unserer Zeit bereits soweit ausgenützt, daß es den Nachstrebenden gar nichts mehr zu sagen hätte? Diese Frage wage ich klipp und klar zu verneinen und beziehe mich dabei auf das Beispiel zweier andrer Großmeister, Bachs und Beethovens, die alles zusammenfaßten, was ihre Zeit ihnen an Formen und Ausdrucksmitteln und -möglichkeiten darbot, die die alten Schläuche dehnten und mit völlig neuem Wein anfüllten. Über siebzig Jahre nach dem Tode seines Schöpfers lag eines der bewundernswertesten Meisterwerke der Tonkunst, des großen Johann Sebastian Matthäus-Passion, mit vielen hundert andern desselben Meisters, vergessen in Archiven und Bibliotheken, bis der jugendliche Mendelssohn es ans Tageslicht zog und mit einer Aufführung in Berlin im Jahre 1829, genau hundert Jahre nach der ersten und einzigen Aufführung in Leipzig unter Bachs eigener Leitung, vor der staunenden Welt einen Schatz ausbreitete, von dem niemand eine Ahnung hatte. Das war Bachs Wiedergeburt, und wenn auch Jahrzehnte hindurch die Aufführungen dieses und andrer Bachscher Werke schließlich bis zur Verknöcherung geistlos wurden, so war doch jedem, der sehen und hören wollte, Gelegenheit gegeben, sich daheim in seinem Kämmerlein mit dem unermeßlichen musikalischen Vermächtnis des großen Thomaskantors zu beschäftigen.

Und dann brach die Zeit an, da die Welt begriff, was Bach für unsre deutsche Kunst zu bedeuten habe, und wie Donnerhall brauste plötzlich der Ruf: „Mehr Bach!“ durch die musikalische Welt, die sich bewußt ward, was sie diesem „ewigen Zukunftsmusiker“ zu verdanken habe.

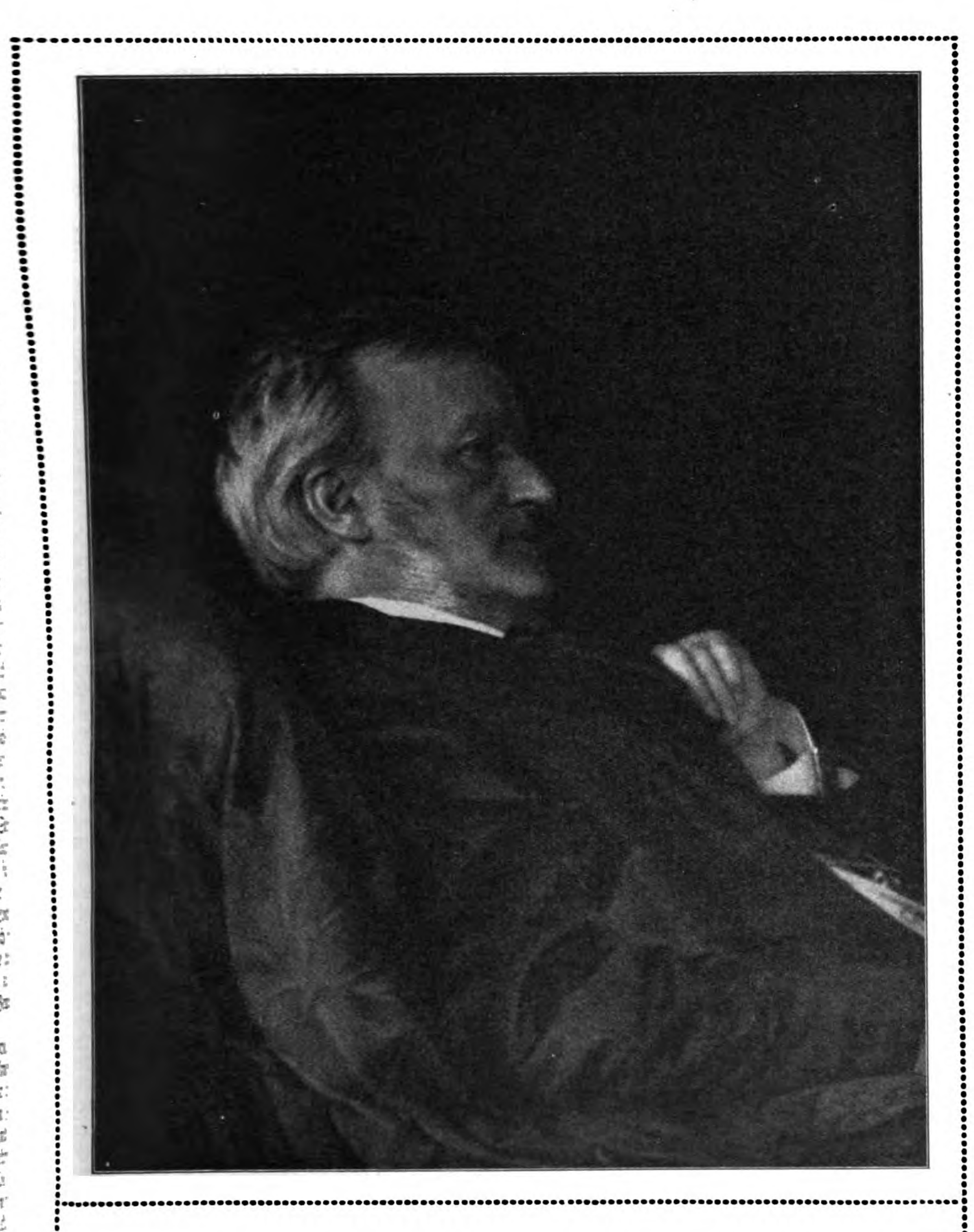
Und der Riese Beethoven? Noch fünfzig Jahre nach seinem Tode waren die Werke seiner letzten Schaffensperiode mit wenigen Ausnahmen dem größten Teil des deutschen Publikums und auch wohl der Künstlerschaft ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, trotzdem die beiden Bannerträger des Fortschritts, Liszt und Wagner, sowie später deren genialer Schüler Hans von Bülow, eifrig für sie warben. Was Beethoven in seinen letzten Sonaten und Quartetten, in der Neunten Sinfonie und der Missa solemnis der Menschheit verkündete, ließ sich so schwer in das Gesetzbuch der damals gültigen Ästhetik einreihen, daß das verblüffte Publikum diesen Wunderwerken ratlos gegenüberstand. Wieder waren es die von den Anhängern des Überlieferten verhöhnten Pioniere des Fortschritts, die in rastloser Arbeit die Geheimnisse der Wunderwelt der letzten Beethovenschen Schöpfungen entschleierten und dem heranwachsenden Geschlecht ein neues ästhetisches Evangelium verkündeten. Einer der allerersten, der die unermeßliche Größe Beethovens begriffen und in seinem Herzen dem „inkarnierten Musikgottessohn“ einen Altar errichtet hatte, war der junge Richard Wagner, der sich, wenn Not und Elend ihn der Verzweiflung zugetrieben, an Beethoven aufrichtete und stets neue Hoffnung aus dem unerschöpflichen Jungbrunnen erhabener Schönheit schlürfte, als den er das Lebenswerk Beethovens erkannt hatte.

Gewappnet mit dem Rüstzeug, das die beiden großen Meister Bach und Beethoven ihm dargeboten hatten, betrat Richard Wagner nach mancherlei äußeren und mehr noch inneren Irrfahrten die Bahn, die ihn, zwar unter unendlichen Kämpfen, schließlich aber doch siegreich hinaufführte auf die einsame, steile Höhe, auf der die Auserwählten der Menschheit thronen. In seiner „Mitteilung an meine Freunde“ (Ges. Schr. Bd. 4) entwirft er ein in seiner Offenheit und scharfen Selbstkritik ergreifendes Bild seiner Entwicklung, von den ersten Betätigungen seiner mannigfachen Begabungen an bis zu dem Moment, wo ihm die Erkenntnis seines eigentlichen Berufes kam und ihn die Berührung mit dem praktischen Kunstleben seiner Zeit hellsichtig machte für die Schäden, die an dem geweihten Körper der deutschen Kunst fraßen. Seine Aufmerksamkeit wandte sich vornehmlich dem Theater, der Oper, zu und erkannte dort trotz der gleißenden Außenseite, wie sie sich in der prunkvollen, die Bühnen der ganzen Welt beherrschenden sogenannten „Großen historischen Oper“ Spontinis und Meyerbeers darstellte, einen Tiefstand deutscher künstlerischer Kultur, der ihn mit Grausen und Ekel erfüllte. Offen gesteht Wagner ein, daß auch ihn einst der effektvolle Glanz der Werke jener Richtung geblendet, daß er mit dem „Rienzi“ die Absicht verfolgt habe, sie nicht nur zu erreichen, sondern möglichst noch zu übertreffen.

Jubelnd preist er dann aber das Geschick, das ins Land der Sage führte. „Ich las das Volksbuch vom Tannhäuser,“ schreibt er in seinem Lebensbericht „und mächtig ergriff mich diese sympathisch-tragische Gestalt und ließ mich, zumal in ihrer Verbindung mit dem Sängerkriege auf der Wartburg, wie ich sie dort vorfand, die Möglichkeit eines großen, tiefernsten, musikalischen Dramas ahnen. Ich las auch das altdeutsche Gedicht von diesem Sängerkriege und fand ihm angefügt zugleich die Sage vom Lohengrin. Eine neue Welt tat sich mir auf. Hier war die ideale Form mit einem Male auf das herrlichste mir geboten, die ich in der mich umgebenden Welt, je glänzender und mächtiger sie erschien, um so weniger für die Darbietungen der öffentlichen und lebendigen Kunst des Theaters und der Musik auffinden konnte. Und hier kam zugleich das Edelste, Eigentümlichste, Tiefsinnigste und Kräftigste des ursprünglich deutschen Geistes zur künstlerischen Offenbarung.“

Man darf dies Bekanntwerden mit den alten deutschen Sagen als den entscheidenden Wendepunkt in der künstlerischen Entwicklung Richard Wagners bezeichnen, denn wenn ihm auch noch einmal die Versuchung nahetrat, sich mit einem historischen Stoff zu beschäftigen — mit Manfred, dem Sohn des großen Hohenstaufen Friedrich II. — so war die Erkenntnis von der Richtigkeit seines neuen Ideals doch stärker, als die Lockung, durch einen zwar reizvollen, aber doch mehr oder weniger der herrschenden Mode huldigenden Stoff einen äußeren Erfolg zu erzielen, der vor seinem künstlerischen Bewußtsein nicht mehr standhalten konnte.

Mit seiner Abkehr von der Historie, die in die Zeit seiner Tätigkeit als Kapellmeister an der Dresdner Hofoper während der vierziger Jahre fällt, warf Wagner dem Zeitgeschmack den Fehdehandschuh hin, und die Öffentlichkeit zögerte nicht ihn aufzunehmen. Sowohl als schaffender wie als ausübender Künstler am Dirigentenpult mußte Wagner erfahren, welche gähnende, unüberbrückbare Kluft sein inneres künstlerisches Erschauen von dem der nur auf Äußerlichkeiten und Gewohntes gerichteten der Umwelt trennte. Sein Bemühen, die Opern Glucks, Mozarts, Webers und die Sinfonien Beethovens von den Schlacken zu befreien, mit denen Geistlosigkeit und handwerkerliche Gleichgültigkeit sie im Verlaufe der Zeit belastet hatten, begegnete bei der Kritik und dem von ihr geleiteten Publikum ebensowenig einem willigen Verständnis, wie die ersten auf Grund seiner neuen Kunstanschauung entstandenen eigenen Werke, der „Fliegende Holländer“ und der „Tannhäuser“. Beide wurden vom Publikum unzweideutig abge-



Richard Wagner

Letzte Aufnahme nach dem Leben von A. v. Groß in Bayreuth, 1883
(Aus Bruckmanns Porträtkollektion)

lehnt. Kein Wunder, daß sich des fest an seine Ideale glaubenden Künstlers eine Verbitterung bemächtigte, die sich, genährt von der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849, bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Zustände steigerte. Dieser erregten Stimmung verdanken wir eins der köstlichsten Meisterwerke der Weltliteratur, die „Meistersinger von Nürnberg", die Wagner während eines Erholungsaufenthaltes in Marienbad skizzierte und in denen er den seinem Ideal vertrauenden Künstler einer feindseligen Kritik und einer auf den Buchstaben der Zunftregeln schwörenden, der freiwaltenden Künstlerphantasie völlig verständnislos gegenüberstehenden „Meisterschaft" entgegenstellt.

Wagners Stellung in Dresden war schließlich unhaltbar geworden, und als politischer Flüchtling verließ er sein Vaterland, betrauert von nur wenigen Freunden, die seine Kunst und sein ideales Streben ihm gewonnen hatten, um endlich in der Schweiz, in Zürich, den Anker auszuwerfen, der ihm, wenigstens für die nächste Zukunft, Halt gewähren sollte.

Hier nun klärten sich in ihm selbst die Gedanken über das Kunstwerk, das er bisher nur in undeutlichen Umrissen in seiner Phantasie erschaut hatte; in ästhetisierenden, kunstphilosophischen Schriften legte er seine Grundgedanken fest und appellierte damit zugleich von dem durch die öffentliche Kritik schlecht unterrichteten und irregeleiteten Publikum an ein besser zu unterrichtendes. Hier kam dann endlich die Idee des „Kunstwerks der Zukunft" zur vollen Reife, eines Kunstwerks, das nicht auf dem Boden einer Einzelkunst gedeihen müsse, sondern zu dem alle Künste das Beste, das sie zu leisten vermöchten, beizusteuern hätten. In erster Linie die Dichtkunst nicht mehr nur das den Anforderungen geschlossener musikalischer Opernformen dienstbare Libretto, sondern eine in sich selbst bedeutungsvolle, eine logisch sich entwickelnde Handlung zur Darstellung bringende wirkliche Dichtung, und die Musik den ganzen Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten, den die Kunst Bachs und Beethovens dem neuschaffenden Musiker zur Verfügung stellt. Tanz, Mimik, Sprache, Malerei und Architektur hätten sich den Schwesterkünsten zuzugesellen, und aus dem Zusammenwirken dieser Elemente solle sich das Kunstwerk ergeben, in dem der deutsche Geist die edelste, schönste Blüte seiner Kultur erblicken dürfe.

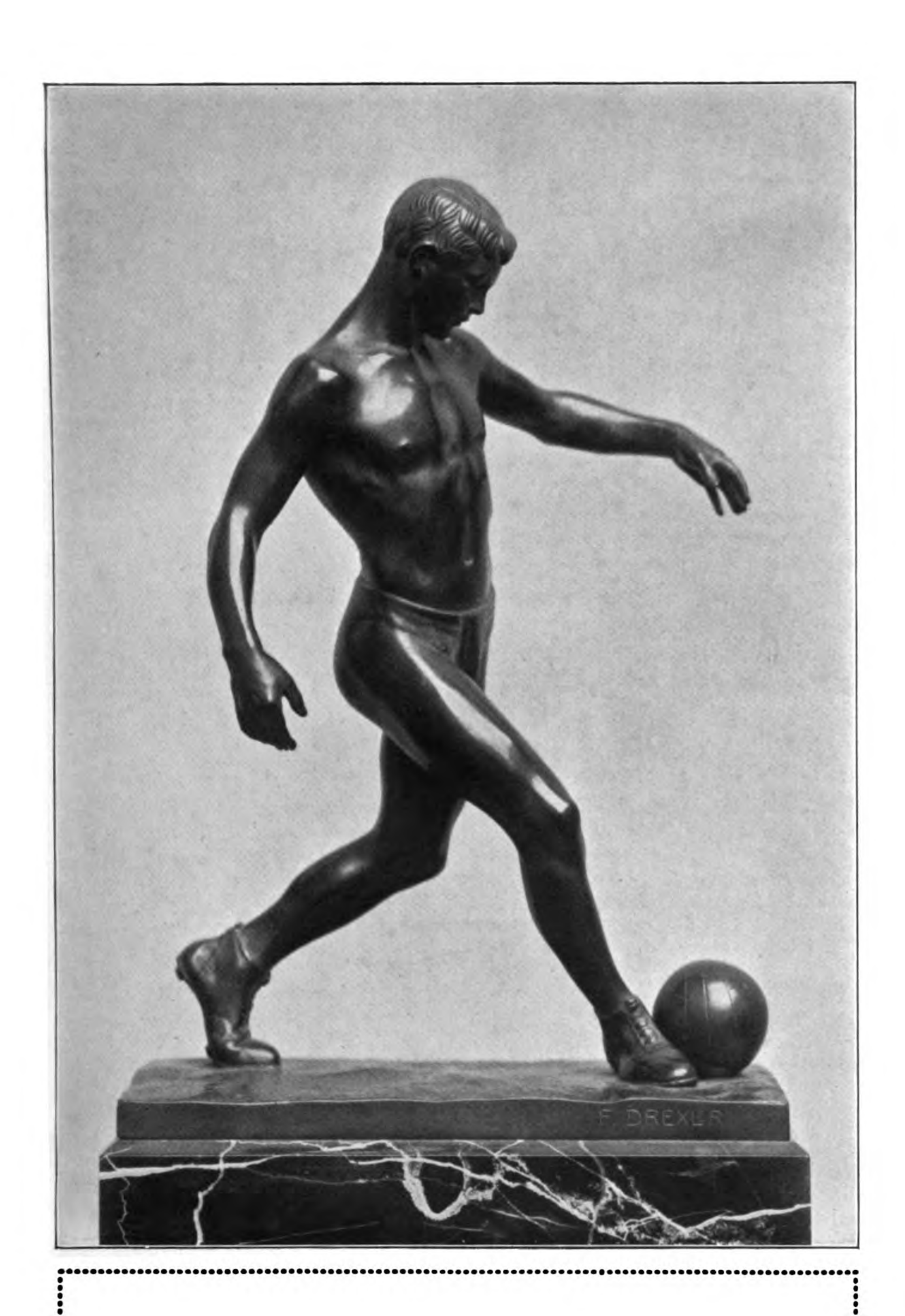
Wagner sah sich zunächst über den Erfolg seiner Absicht, die öffentliche Meinung mit seinen Ideen bekannt zu machen, getäuscht. Die von ihm aufs höchste gereizte Kritik, der er in Worten tiefster Verachtung Verständnislosigkeit, Sachunkenntnis, bösen Willen und dergleichen vorgeworfen hatte, nahm seine Schriften größtenteils mit Mißbehagen auf und lehnte die neuen Ideen ab. Wagners Wort „Kunstwerk der Zukunft" wurde in das höhnende Wort „Zukunftsmusik" umgewandelt, und immer und immer wieder tauchte die Verdächtigung auf, **Wagner** habe seinen Sturmlauf gegen die alte Opernform nur deswegen unternommen, weil er mit seinem großen, erfolgreichen Rivalen Meyerbeer als Melodiker nicht konkurrieren könne. Die in Dresden geschaffenen Werke wurden von den Opernbühnen viele Jahre gemieden, und erst durch das Vorgehen Franz Liszts, der in Weimar den „Lohengrin" zur Erstaufführung brachte, wurde die Aufmerksamkeit der Bühnenleitungen allgemach auf die bisher erschienenen Opern Wagners gelenkt. Während mehrerer Jahre befaßte sich Wagner gar nicht mit Komposition, wohl aber hielt er Ausschau nach neuen Stoffen zur dichterischen Verarbeitung. Er verfiel wieder auf Anraten Liszts auf die Nibelungensage, deren tragischer Ausgang „Siegfrieds Tod" ihn noch in Dresden beschäftigt hatte und schrieb nun, „ohne jede Rücksicht auf die Oper", die vier Dichtungen der Tetralogie „Der Ring des Nibelungen": „Rheingold" als Vorspiel, dann „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung". Es ist nicht unwichtig, was Wagner gelegentlich der Bearbeitung des Nibelungenstoffes über das Verhältnis der Geschichte einerseits und des Mythos anderseits zur Oper äußert. „Das geschichtliche Gewand," sagt er in seinem „Lebensbericht", „bedeutet für uns etwas Fremdes, das den Menschen vom Menschen scheidet. Im reinen Mythos tritt das Allgemeinmenschliche dem Menschen aller Zeiten als das Ureigenste wieder in den einfachsten, klarsten typischen Beziehungen, in einer Welt freiester Gefühle und Empfindungen, jeder Abstraktion und Konvention ledig, entgegen. Dieser außerzeitliche natürliche Mensch kann demnach auch nur in der Sprache der Musik reden, deren absolute Gefühlswelt ihre individuelle Bestimmtheit durch das Gedicht eines ebenso rein menschlichen Dramas empfängt. Wenn auch ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' schon sehr bestimmt das Suchen nach diesem reinen Menschen erkennen lassen, das nur immer individuellere Gestaltung verlangte, so war dabei doch noch das Bewußtsein in mir waltend gewesen, daß meine Dichtung von vornherein für den musikalischen Ausdruck, und dieser für die Wiedergabe auf der bestehenden Bühne bestimmt sein sollte. Jetzt aber, nach der allmählichen Gewinnung des vollen Besitzes dieses musikalischen Ausdrucks zur freien künstlerischen Verwendung, jetzt ward durch die Dichtung selbst dem Musiker die Notwendigkeit der ihr durchaus eigentümlichen musikalischen Ausführung geboten. Das allgemeinmenschliche Mythendrama, wie es sich aus dem Studium und der dichterischen Bearbeitung unseres nationalen Hauptsagenstoffes von den ‚Nibelungen' nur immer lebendiger in der Phantasie des bereits dem bestehenden Kunsttreiben am Theater innerlich Weitabgewandten sich gestaltete, dies konnte auch nur fern von jeder Opernbühne und ihren Gewohnheiten zu vollkommenem Leben gelangen."

Abgesehen von allem andern, ersieht man aus dieser Ausführung, wie früh der Gedanke eines eigenen Festspielhauses den Meister beschäftigte. Daß er ihn jemals verwirklichen könnte, war in jener Zeit sicherlich nur der Traum eines Künstlers, der fest an seinen Stern glaubt, denn die trostlosen Verhältnisse, unter denen er in der ersten Zeit seines Exils in der Schweiz lebte, waren gewiß nicht dazu angetan, so weitgehende Pläne als ausführbar erscheinen zu lassen. Eine Quelle unverhofften Glücks wurden ihm die freundschaftlichen Beziehungen zu der Familie des reichen Kaufherrn Otto Wesendonk, der ihm dicht neben seiner wundervoll gelegenen Besitzung ein reizendes „Asyl" mit Garten einrichten ließ und ihm die Möglichkeit gewährte, sich nun wieder ganz seiner Kunst zu widmen. Mit unbändiger Schaffenslust begann und vollendete er die Komposition des „Rheingold" und der „Walküre" und nahm auch den „Siegfried" in Angriff. Bei dieser Arbeit unterbrach er sich aber, denn andre Stoffe nahmen ihn gefangen, namentlich sein hohes Lied der Liebe „Tristan und Isolde". Zarte, ideale Beziehungen, die sich zwischen Wagner und der schönheitsdurstigen, hochgebildeten Gemahlin seines Mäzens anknüpften, haben gewiß Wagners Aufmerksamkeit auf diese Dichtung Gottfrieds von Straßburg gelenkt, und wir haben sicherlich das Urbild der irischen Königstochter in der Züricher Freundin zu erblicken, wie denn auch dies edle Frauenbild in den ersten Akt der „Walküre" hineinleuchtet, hat doch Wagner das Liebeslied Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond" an Mathilde Wesendonk gerichtet, die ihrerseits dem wundersamen Roman, der sich zwischen den beiden großen Naturen in keuscher Idealität abspielte, ein dauerndes Denkmal in den tiefempfundenen „Fünf Gedichten" gesetzt hat, die Wagner komponierte und von denen er einige als „Studien zu Tristan und Isolde" bezeichnete. Leider fand diese beseligende Episode einen jähen Abschluß infolge ehelicher Zwistigkeiten im Asyl, Wagner brach seine Zelte in Zürich ab und begann von neuem seine Irrfahrten, den Kopf voller Pläne zu neuen Arbeiten. Er erlebte in Paris die skandalöse Ablehnung seines „Tannhäuser", der auf Befehl Napoleons III. aufgeführt worden war, reiste konzertgebend von Stadt zu Stadt durch das ihm, dem politisch Anrüchigen, nur zum Teil freigegebene Deutschland bis nach Petersburg, als ihm endlich die Glücksstunde schlug, und er, der der tiefsten Verzweiflung verfallen war, von dem Abgesandten des jungen, enthusiastischen Königs Ludwig II. von Bayern in Stuttgart angehalten und nach München geleitet wurde. Ein Wunder war geschehen! Aus tiefster Not berief ihn ein edler Fürst an seine Seite, gewährte ihm die Möglichkeit, unbehindert durch die Beschwerden des Alltags die begonnenen oder im Geist bereits empfangenen Werke zu vollenden und zur Aufführung zu bringen. Und wenn auch nach nur wenigen Jahren höfische und pfäffische Intrigen ihn aus der Nähe seines königlichen Freundes verdrängten, so verblieben ihm doch dessen Freundschaft und Hilfe. Wagners Leben hatte einen unerhörten Aufstieg genommen, aus Elend gelangte er zu Glanz, und vor allem war ihm die Sicherheit gegeben, seinen Plan zu verwirklichen, dereinst in einem eigens dafür erbauten Theater unter Mitwirkung hervorragendster Kunstkräfte sein großes Nibelungenwerk zur Aufführung zu bringen, wenn es auch nicht ganz leicht war, die erforderlichen Mittel dazu zusammenzubringen. Er selbst nahm nach seiner Übersiedelung von München nach Luzern — wenn auch widerwillig — den Taktstock zur Hand, um durch konzertmäßige Aufführungen von Bruchstücken aus seinen Opern und Beethovenscher Sinfonien den Theaterbau, für den die fränkische Stadt Bayreuth schließlich bestimmt wurde, zu fördern. In München schon waren „Rheingold" und „Walküre" auf Wunsch des Königs gegeben worden, auch „Tristan" und die „Meistersinger" hatten in vollendeter Vorführung unter Bülows Leitung das Rampenlicht erblickt, die Kritik aber verharrte im großen und ganzen in ihrer feindseligen Stellung, die sie auch nach den Nibelungenaufführungen 1876 in Bayreuth, ja selbst nach den ersten Parsifalaufführungen 1882 nicht aufgab. Erst mit dem Hinscheiden des Meisters 1883 erfolgte ein plötzlicher Umschwung und diejenigen, die bis dahin am lautesten „Kreuzige ihn!" gerufen hatten, stimmten jetzt am aufdringlichsten ein „Hosianna!" an. Wie fremd die Öffentlichkeit der Kunst Wagners noch immer gegenüberstand, beweisen die Vorgänge bei den ersten Meistersingeraufführungen 1870 im Berliner Opernhause. Dies wundervolle Kulturbild aus Deutschlands Vergangenheit wurde in der Generalprobe und den ersten Aufführungen zum Teil derartig ausgezischt, ausgepfiffen, niedergebrüllt und -getrampelt, daß stellenweis — wortwörtlich — von der Musik auch nicht ein Ton zu hören war. Ist das verwunderlich, wenn nur wenige Jahre zuvor einer der angesehensten Kritiker Berlins in der „Nationalzeitung" über den „Lohengrin" schreiben konnte, „das grausame Gebot seiner Referentenpflicht" habe ihn verurteilt, „sein Ohr drei Stunden von einem der erbarmungslosesten unter allen Komponisten vergewaltigen zu lassen". „Die Musik des Lohengrin sei der unerquickliche Niederschlag nebelgrauer Theorien, ein frostiges, Sinn und Gemüt gleichmäßig erkältendes Tongewinsel." Die Musik der Afrikanerin verhalte sich dazu wie „das gesegnete Indien zu einer nordischen Heide". In diesem Tone äußerte sich mit verschwindenden Ausnahmen die gesamte deutsche, vornehmlich aber die Berliner Kritik; wo sollte also dem Publikum ein Verständnis für die neue Kunst kommen?

Aber auf einem andern Gebiet gewann Wagner die öffentliche Meinung für sich, als

Dirigent. Die faszinierende Art, mit der er jedem ihm noch so fremden Orchester seine Auffassung z. B. Beethovenscher Orchesterwerke zu vermitteln wußte, imponierte auch seinen Gegnern. Die Konzerte, die er in den großen Städten Deutschlands und Österreichs gab, gestalteten sich zu Triumphen. Auf seinen Konzertstreifzügen kam er auch 1871 nach Berlin, um zunächst in der Kgl. Akademie als deren neugewähltes auswärtiges Mitglied seine Schrift „Über die Bestimmung der Oper“ vorzulesen. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete ihm der Verein der Berliner Musiker eine Begrüßungsfeier in der Singakademie, bei welcher seine Nichte Johanna Jachmann-Wagner einen von Dohm, dem ihm befreundeten Kladderadatschredakteur, gedichteten Prolog und Prof. Jul. Stern die Faustouvertüre, der Präsident des Musikerverbandes Hr. Thadewaldt, den — Tannhäusermarsch dirigierte. Am Schluß der Feier sprach nach langem Zögern — man darf vermuten, nach einem heftigen innern Kampf — Wagner dem aus über hundert Musikern zusammengewürfelten Orchester seinen Dank aus, indem er etwa ausführte, daß er um so gerührter über die ihm erwiesene Aufmerksamkeit sei, als er seit zwanzig Jahren keine festen Beziehungen zu irgend einem Orchester unterhalten habe und daß es ihn deshalb dränge, seinen Dank nicht nur durch billige Worte, sondern durch eine künstlerische Tat zum Ausdruck zu bringen. „In diesem Sinne,“ fuhr er fort, „wollen Sie meine Bitte verstehen, unter meiner Leitung die ‚Faust-Ouvertüre‘ noch einmal zu spielen.“ Und nun ereignete sich etwas, das nach so langer Zeit in der Erinnerung noch heute den Atem stocken macht. Über die dem Orchester in mehreren Proben aufgezwungene handwerkerliche Auffassung hinweg ließ Wagner ein von Geist durchglühtes, alle Seelenstimmungen Fausts mit zwingender Deutlichkeit widerspiegelndes Musikstück vor unsern Ohren entstehen, so daß zum Schluß die gesamte Zuhörerschaft in eine nie erlebte Aufregung geriet. Niemals ist wohl irgend jemandem der Unterschied zwischen Genie und Handwerkstalent so übermächtig entgegengetreten, wie in jener Stunde, und die ausführenden Musiker selbst waren starr über das, was sie geleistet hatten. „Wir sahen ihn an und wußten und taten, was er wollte,“ so faßten sie ihren Eindruck von dem Unerhörten zusammen.

Etliche Tage später, es war am 5. Mai, dirigierte Wagner ein Konzert im Opernhause: den Kaisermarsch, den er zum Schluß unter stürmischem Jubel wiederholen mußte, die C-moll-Sinfonie von Beethoven, das Lohengrin-Vorspiel, Wotans Abschied und Feuerzauber aus der „Walküre“ und das Finale des ersten Lohengrin-Aktes, und auch hier entfachte die fortreißende Originalität seiner Auffassung glühendste Begeisterung. Seine Aufführung der Faust-Ouvertüre bei der Empfangsfeier erregte nachträglich das Mißfallen einiger Philister, die nicht verstehen konnten, daß sich auch in der dort begangenen „Rücksichtslosigkeit“ ein Grundzug von Wagners Charakter erkennen ließ: sein unerbittlicher Wahrheitsdrang in allen Dingen, die die Kunst betreffen. Und das ist der Punkt, wo eine spätere Zeit mancherlei anscheinende Schwächen und Zwiespältigkeiten im menschlichen Wesen Wagners aufzuklären haben wird. Er selbst bezeichnet sich offen als einen Menschen voller Widersprüche und Unausgeglichenheiten, und in seinem künstlerischen wie menschlichen Tun und Lassen fehlt es nicht an unzähligen Beweisen für die Richtigkeit dieser Selbstbezichtigung. Aber wenn eine Persönlichkeit wie Richard Wagner, die in musikalisch-dramatischer Hinsicht ihrem Jahrhundert das Gepräge ihrer Individualität aufgedrückt hat, ausdrücklich fordert, nur in der Wechselbeziehung des Künstlers zum Menschen und umgekehrt beurteilt werden zu wollen, so hat die Nachwelt wohl die Verpflichtung, diese Forderung zu respektieren. Aber sie hat auch das Recht, daraus ihre Schlüsse zu ziehen. Urteile, Ansichten, Meinungen und Wünsche, die ein Augenblick geboren und der nächste umgestoßen hat, können nicht das Gewicht unumstößlicher historischer Dokumente beanspruchen. Deshalb darf die musikalische Welt am hundertsten Geburtstage des großen Meisters die Freigabe seiner Werke nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist fordern, auch des „Parsifal“, den Wagner in einem Briefe an König Ludwig II. für Bayreuth bewahrt sehen wollte. Als er diesen Wunsch aussprach, war er noch immer überzeugt von dem Tiefstand der deutschen Opernbühne, und er ahnte wohl kaum, wie sich, gerade unter dem Einfluß der ersten Bayreuther Festspiele, die Verhältnisse ändern würden, so sehr sich ändern würden, daß an manchem Theater der künstlerische Geist einen höheren Flug nimmt, als seit Jahren selbst in — Bayreuth. Der blindwütige Troß der kritiklosen Schwärmer, der heute in Bayreuth sich Weihestimmung vorheuchelt, und morgen auf der Heimreise in Nürnberg oder München sich an den flotten Weisen der „Lustigen Witwe“ erlustigt, kommt für die Beurteilung des heutigen Bayreuth nicht in Betracht, und wenn einzelne Edelnaturen der älteren Bayreuthgemeinde, wie Hans Richter, Karl Klindworth und andere, an dem gewohnten Bayreuthkultus festhalten, so entspringt diese Treue zweifellos der edelsten Regung des Menschenherzens, der Dankbarkeit. Aber auch alle andern ernsthaften Musikfreunde haben dem Meister die Treue zu halten, indem sie Sorge tragen, daß das große künstlerische Erbe vor der gemeinen Spekulation geschützt werde und in sorgsamer Pflege und im Geiste seines Schöpfers die Herzen unsres Volkes durchdringe, dem Meister und der deutschen Kunst zu Ehre und Ruhm.



Fußballspieler

Bronzebildwerk von Franz Drexler



Von einem, der nicht wollte gehängt sein

Von Emil Lucka

Es war damals, als der Auberlin Weingeber, ein arger Bauernpreller und Luftmacher, sollte mit Fug zum Tode gebracht werden. Im ganzen Land und so auch in Kitzlingen war aber zu jener Zeit Gesetz, daß der Armsünder, wenn er schon ins bessere Leben abziehen mußte, selber den Weg wählen durfte, der ihm am besten gefiel, und zwar ließ es die Gnade der Stadt seiner Vorliebe über, ob ihm das Schwert besser zur Ehe taugte oder der Strick. Was den Weingeber betraf, der wollte gern geköpft sein.

So wurde dem Wendel Giek, der verbriestermaßen Stadthenker in Kitzlingen war, vom hohen Rat anbefohlen, daß er den Weingeber sollte mit dem Schwert bekannt machen. Dies Geheiß setzte aber den Giek in Pein, denn er hatte schon längst das schöne breite Richtschwert, das dem Fleischhauer Ratzenschreck in Dillingen immer so sehr ins Aug' gestochen hatte, heimlicherweise an selben zum Ochsenschlagen verkauft, und der Ratzenschreck schnitt allen Ochsen von Dillingen den Hals mit dem Kitzlinger Richtschwert durch. Der Giek war in Angst, daß der Verkauf, an dem er sich gemästet hatte, kundbar würde; denn das Schwert war schon zehn Jahr oder länger nicht im Gebrauch gewesen, und der Giek hatte sich zu jener Zeit gedacht: besser siebzehn Gulden vom Ratzenschreck genommen und drei geräucherte Ochsenzungen und einen starken Ziemer, als daß das Schwert Rost ansetzt in der Kammer. Auch war noch das alte geringere Schwert dagewesen, zwar schartig und rot, aber doch noch gut für den Fall, weil die Geköpften nicht mehr zum Schultheiß laufen mit Schrift und Beschwer über mangelhafte Exekution. Das andere Schwert aber war ihm vorlängst gänzlich aus dem Haus verschwunden und nicht wieder zutage gekommen. So begreift sich's, daß dem Giek übel zumute war.

Er machte sich also früh auf und ging den langen Weg nach Dillingen, der bis zum nächsten Tag dauerte, und wollte vom Ratzenschreck das Schwert leihen für den Weingeber. Aber der Ratzenschreck verfiel gleich in einen wilden Zorn und schwor, seine Ochsen seien ehrlich und ohne alle Schelmerei, und mancher wiege bis achthundert Pfund schwäbisch und voriges Jahr auf St. Niklas einer von Gungst selbst neunhundertvierzig. Und er sei kein Schinder, wenn seine Ochsen schon sterben müßten, so sollte es allwegs auf eine ehrliche Art sein und nicht mit einem Schwert, das durch Schelmenblut verunziert war. Überhaupt täte Ochsenblut und Menschenblut nicht gut zusammen, und die Würste würden leicht nicht geraten, und mancher merke es vielleicht schon am Schmecken, daß da Galgenblut mit hineingelaufen sei. Man sollte den Weingeber Auberlin, den er selbst als einen Alfanzen und eine edle Galgenblume kenne, nur an den kahlen Baum binden; so käme der endlich zu einer würdigen Frucht, stünde ohnehin schon allzulange leer. — „Aber er will nicht gehenkt sein," sagte der Giek. — „Meine Ochsen wollen auch vielleicht ungerichtet bleiben, und möcht' wohl mancher lieber hängen oder gar sechs Fuder Heu fressen am Tag! Und sind besser als der Weingeber allesamt! Aber ich schlag' sie mit dem Kitzlinger Richtschwert, das ich nach Gebühr erworben hab', und Kauf muß Kauf bleiben!" Er könne am Ende nicht mehr für den Giek tun, als ihm ein Stück Fleisch mit auf den Weg geben, daß er doch nicht ganz für nichts gekommen sein sollte.

So mußte sich also der Giek ohne Freud' und nur mit einem Stück Ochsenfleisch, nicht mit dem Richtschwert nach Kitzlingen zurücktrollen und blieb einen Tag lang in seinem Haus versteckt, denn er fand keinen Rat für sich. In ganz Kitzlingen gab es nichts sonst, das gut gewesen wäre fürs Kopfabschneiden, und kein Henker in der Welt leiht dem andern sein Handwerks-

zeug; ganz gegen Henkerehre wäre das gewesen, und auf Henkerehr' hatte der Giek sein Lebtag gehalten.

Der Weibel bequemte sich schon das drittemal zum Henkerlehn: die Herren vom Rat wollten wissen, warum der Weingeber noch immer nicht begraben sei? Ob der Giek vielleicht glaubte, die Stadt wolle den Weingeber dick füttern? Morgen frühzeitig müßte die Exekution geschehen, sonst würde das Henkeramt einem andern übergeben werden.

Da nahm der Giek seinen ganzen Mut in die Rechte und ging zum Schultheiß hin und sagte, die Schwerter seien nicht zu finden, nicht das alte und nicht das neue; den Turm und das Henkerhaus und das Knechthaus hätte er abgesucht, aber es hätte zu nichts geholfen. Die Ratten müßten sie gefressen haben, man habe schon von ähnlichen Vorfällen gehört. — „Da hätten die Ratten doch lieber den Giek fressen sollen," meinte der Schultheiß, „der wäre doch nicht gar so zäh wie zwei Richtschwerter?" — Auch könnte sie wer gestohlen haben, gab der Giek zu bedenken. — Ob der sie vielleicht zum Bartkratzen brauche? Und ob denn der Giek nicht der Henker sei und wisse, daß es sein Amt wäre, Schwert und Galgen immer bereit zu halten für Gäste? — Der Giek meinte, es sei ihm selber leid, aber man könnte ja vielleicht den Strick versuchen. Der habe keinen Schaden genommen. — Da schickte ihn der Schultheiß, er sollte in den Diebsturm hinabsteigen und dem Weingeber zusprechen, daß er mit dem Strick Freundschaft mache.

Der Giek ging hin, setzte sich zum Weingeber, und stellte die Kanne Bier, die er mitgebracht hatte, auf die Bank. Wie ihm schien, daß der Weingeber genug getrunken hätte, begann er zu reden: „Sechse hab' ich mit dem Schwert behandelt und neunundzwanzig mit dem Strick, aber schier jeder hat mir's gedankt, der dem Schwert hat entgehen können. Denn das Schwert ist bitter." — „Glaub's schon," sagte der Auberlin und trank. — „Meinst etwa, das Schwert schneidet dir den Hals durch mit einem Ruck? Weit gefehlt! Langsam sägt es, zuerst die Haut, dann die Adern, dann ruh' ich aus und trink' eine Halbe, weil's heiß macht, und dann kommt die Gurgel. Die geht aber schwer durch, wenn einer den Wein gern gehabt hat, weil sie zu rauh ist und nicht leicht zum Schneiden. Hernach folgt das Halsfleisch und zuletzt die Knochen. Eine Stunde dauert's leicht, bis alles durch ist. Zuzeiten fang' ich hingegen hinterseits an, da ist zuerst die Haut und dann die Knochen mit viel Arbeit; folgends springt gleich das Blut auf, und ich wart', bis es nicht mehr so wild geht. Dann ist das Halsfleisch an der Reih' und die Gurgel. Aber möchtest du's glauben? Wenn der Kopf nur noch am letzten Hautzipfel hängt, dann redet er noch gar jammervoll und sagt: Wie lustig könnt' ich mich jetzt am Galgen drehen und müßt' nicht mein Blut vergießen und selber zuschaun!" — „Glaub's schon!" sagte der Auberlin und trank. — „Ja, einmal gar, oder zweimal, da hat ein Kopf noch auf der Erde zu weinen angefangen in sein eigenes Blut hinein und hat geklagt: O Giek, tolpatschig bin ich gewesen, daß ich dir nicht hab' folgen wollen bei Lebzeiten! Jetzt geht schon der offene Höllenrachen vor mir auf!" — „Glaub's schon!" sagte der Auberlin. — „Und dann weißt du, ganz im geheimen sag' ich dir's, weil's ja niemand wissen soll: Unser Richtschwert ist schon schlecht und schartig und hat mehr Zähn' als eine große Brettsäge. Ich müßt' an deinem Hals hin und her sägen wie an einem alten Baum. Und der Bader sagt auch, altes rostiges Eisen ist giftig fürs Blut." — „Glaub's schon!" sagte der Auberlin und trank die Kanne leer. — „Also wie ist's?" fragte der Giek, „willst bluten oder hängen?" — „Nur nicht hängen! Das hab' ich noch meiner Mutter selig zuschwören müssen. Und die kalte Luft auf dem Feld hab' ich niemalen nicht gemocht, und wenn ich so hin und wieder baumeln müßt', kämen mir die Gedanken durcheinander, und das vertrag' ich nimmer! Aber das Blut macht mir nichts, hab' mir auch selber einmal Schröpfköpf' gesetzt gegen das Hitzige." — „Wenn dich aber nachgehends die Reu' ankommt in der letzten Stund?" — „Nachher werd' ich dir's schon sagen!" — „Und wenn ich dir einen Gulden geb' fürs Hängen? Nur von wegen meinem guten Herzen, weil ich's nicht anschaun kann, wie der Kopf jammert

ohne Leib?“ — „Laßt mich aus'm Turm? Dann mußt' dich nicht martern mit mir!“

Da ging der Giek betrübt und mit seiner leeren Bierkanne und verkroch sich daheim. Aber der Schultheiß ließ ihn nicht lang im Frieden und wollte alles wissen. Wie er erfuhr, daß der Weingeber durchaus nicht zu hängen begehrte, da ward ihm selber bang ums Herz, denn wurde die Mär von dem verlorenen Richtschwert lautbar, so wäre Kitzlingen der Spott im Land. Er sagte noch dem Giek, daß er ein Ochs und ein Maulesel wäre und des edlen Henkeramtes ganz unwert. Weil aber Gerechtigkeit in ihm ihre Behausung hatte, wollte er nicht, daß dem Weingeber Unrecht geschehe mit dem Galgen, und er schickte den Giek nach Gackingen und nach Dausendorf, wo die besten Waffenschmiede sind, um zu erkunden, was ein neues schönes Richtschwert wohl kosten könne. Hundert Gulden, sagte der Haug in Gackingen und hundertvier der Toysl in Dausendorf. Als der Schultheiß und die Ratsherren von Kitzlingen solches vernahmen, rechnete jeder schnell in seinem Kopf aus, wieviel Eimer vom besten Koblenzer sich für hundert Gulden einkaufen und auch trinken ließen. Dazu hätte es noch ein paar Wochen gebraucht oder mehr, bis das Schwert fertig wäre — denn man machte sie nicht im Vorrat — und dem Weingeber hätte man das Leben fristen können bis an jenen Tag. Alles das um einen Erzvogel und Siebdreher! Aufhängen sollte man ihn! schrien die Herren. Aber der Schultheiß, der in seiner Jugend zum Lateinischen gerochen hatte, sagte ernst: „Fiat justitia, pereat Kitzlingia!“ und verdeutschte das: „Eher sollen Rat und Gericht und Stadt ersaufen und verräuchert werden, als einen am Halse henken, der lieber den Kopf ablegen will.“

Und wenn es schon kein richtiges Henkerschwert wäre, meinte einer, so könnte es ja ein anderes Schwert sein oder auch ein großes Messer, wie man es gern zum Saustechen nimmt. — Da stand aber der Giek auf, der in Henkersachen mitreden durfte, und sagte, das sei wider alle Henkerehr', und jederzeit habe er auf sein Handwerk geschaut und recht getan in seinem Gewerbe. Unhenkerlich wäre, wer falsches Werkzeug braucht!

Und der gerechte Schultheiß erkannte, daß auch die Gesetze der Henkergilde sollten geehrt werden wie von jedem anderen Gewerk. Denn alles müsse nach der Ordnung gehen, die Gott eingesetzt hat auf dieser Welt.

So war Rat nicht leicht zu kaufen, und keiner wußte, wie man aus dieser Klemme am förderlichsten herauskriechen könnte. Zudem ging die Angst in den Ratsherren um, wenn es kund würde, daß beide Richtschwerter aus Kitzlingen verschwunden seien, dann würden alle Hauptdiebe von weither kommen, um fortan in Kitzlingen ihrem Gewerbe nachzugehen, und würden sich doch nicht hängen lassen. — Da sagte der Schultheiß, er wollte selbst mit dem Weingeber reden, vielleicht ließe der sich doch zum Galgen bekehren, man könnte ihm ja zuvor noch was Gutes antun. Und stieg ins Gemäuer und redete mit Huld zum Weingeber. „Du wirst nun sterben müssen!“ begann er. — Der Auberlin zog die Achseln hoch, als ob er wichtigeres im Kopf hätte, und schickte sich erst zu keiner Antwort an. — „Mancherlei Tode gibt es auf der Welt,“ fuhr der Schultheiß fort. „Durch Feuer, durch Wasser, durch Eisen, durch Gift — wem aber Gott wohl will, dem schenkt er den Galgen. Denn weich und wohlgerollt legt sich der Strick ums Hälslein, es ist fast wie das Kosen einer Frau. Und wird dir erst die Steige unterm Fuß weggezogen, dann ist's, als schwebtest du gerad hinauf zum Himmel. Du fühlst nichts Irdisches mehr, und dein letzter Traum ist Weiberkuß und Umarmung. Ein Gehenkter ist ungescherzt fast so selig wie ein Engel im Himmel.“ — „Ja, ja,“ sagte der Weingeber griesgrämig. — „Dies ist die größte Gnade, die der Rat von Kitzlingen denen Schelmen gewährt, daß sie noch einmal glücklich sein dürfen und hängen. All das setz' ich jedoch hintan; aber es wär' uns auch nicht leid um den besten Wein, den der Stadtkeller verschließt — im Vertrauen sag' ich dir's, weil's doch dein Ende ist: alter gerebelter Koblenzer, süß und schwer; und dazu ein Essen acht Tage lang von früh bis spät, wie es sonst nur der Schultheiß hat am Sonntag. Und Toback vom besten. Alles das geben wir dem, der ehrlich hängt. Wer aber das Schwert wählt, fastet einen Tag, weil der Kopf dann besser abgeht vom Hals.“ — Der Auberlin nickte hin und her und kratzte sich am Bein. — „Ich seh' also,

daß du dir weise den Strick erwählst!" — „Das Hängen im Wind leid' ich nicht," brummte der Weingeber, „und ich krieg' auch leicht den Schwindel." — „Und wenn wir dir einen ganz neuen Galgen auftäten, hier im Turm, wo kein Wind geht, und nur für dich allein?" — „Mein Lebtag hab' ich lieber einen schönen roten Kragen gemocht als einen grauen von Hanf," sagte der Auberlin und hörte nicht weiter auf alle Herrlichkeiten des Galgens, die ihm der Schultheiß noch zu verkosten gab.

In Wahrheit aber wollte der Weingeber lieber mit dem Schwert gerichtet werden, weil er jenes ältere, das dem Giek verschwunden war, nach seiner Sitte selber gestohlen hatte; und er dachte bei sich: haben sie kein Schwert, so können sich mich nicht damit richten; und das schien ihm besser. — Der Schultheiß stand aber jetzt am Ende seiner Reden und war vor der Starrköpfigkeit des Weingebers alles Rates bar. Er wischte sich die Stirn und versuchte es mit Bitten: „Einen großen Dienst tätest du dem Rat von Kitzlingen, wenn du dich wolltest hängen lassen!" — Das jückte den Auberlin in die Ohren; doch beschaute er noch weiter die Luft, als gälte es ihm nichts, und ließ nur benebens aus seinem Maul heraus: „Einen noch größeren Dienst könnt' ich Euch tun, wenn ich wollt'! Aber ein Dienst lockt den andern!" — „Was wär' es?" — „Ich weiß, wo Euer Schwert ist, und mit rechten Dingen wird's dabei nicht zugegangen sein; ein Zeichen wär's aber leicht, daß Ihr nicht richtig mit mir tun wollet!" — Der Schultheiß erschrak in seine Haut, als er solches vernahm. Wie konnte der Weingeber wissen, daß das Schwert nicht zur Stelle war? „Ich verstehe dich nicht!" sagte er. — „Um Mitternacht hat mein Schutzengel das Schwert in die Luft gehoben und begraben, denn Gott will nicht, daß Ihr mich richtet; und mir ist selbiger Schutzengel erschienen und hat mir den Platz angezeigt, wo das Schwert liegt. Laßt Ihr mich frei, so führ' ich Euch zur Stelle, muß ich aber sterben, so wird Kitzlingen heimgesucht; und das Schwert ist auch seine fünfzig Gulden wert, obschon ein paar Scharten hineingezackt sind."

Den Schultheißen faßte der Schreck; er stieg sehr eilig aus dem Turm — und in einer Stunde wußte die Stadt, daß das Richtschwert verschwunden sei, von einem Geist geholt und vergraben; und wenn der Weingeber nicht sogleich frei ginge, so würde Kitzlingen heimgesucht mit Hagelschlag, Brand und Pestilenz, mit Viehsterben und Kriegsnot. Herausgeholt worden ist der Auberlin aus seinem Turm und zu einem Kreuzweg ist er gegangen, hinter ihm Rat und Stadt, und verscharrt ist das Schwert gelegen, alles nach seiner Verkündigung. Und so muß es wahr sein, daß der standhafte Dulder endlich seinen Lohn findet, denn hätte sich der Auberlin hängen lassen, so wäre er elendig verkommen oder gar zur Hölle gefahren. Weil er aber beim Schwert ausgeharrt hat, ist ihm alsogleich Urfehd' und Insiegel gegeben worden und freie Straße. Er hat fürder auch das kleine Dieben gelassen, weil es doch das rechte nicht ist, und hat sich nachgehends als ein beträchtlicher Zaubermann, Handdeuter, Geheimeswisser und Nekromant erwiesen, bald auch ein ordentlich gefügtes Haus am Marktplatz innegehabt, gegenüber dem vom Schultheißen und noch um drei Ellen höher, und hat alten gerebelten Koblenzer getrunken, nicht nur am Sonntag, sondern auch unter der Woche oft genug. Und der Stadt hat er ein neues Richtschwert geschenkt, breit und blank und bläulich schimmernd, das beste, das der Tonsl in Dausendorf hat schmieden können, und mit einem versilberten Handgriff, wie man selten einen schönern gesehen hat zuvor.



Maimorgen

Der Morgen wollte auferstehn.
Ich hörte noch die Stürme blasen,
Hallend auch ihre Wut verwehn.

Und schön, als wäre nichts geschehn,
Seh' ich die Sonne auf dem Rasen
Zierlich über Tauperlen gehn.

August Vetter
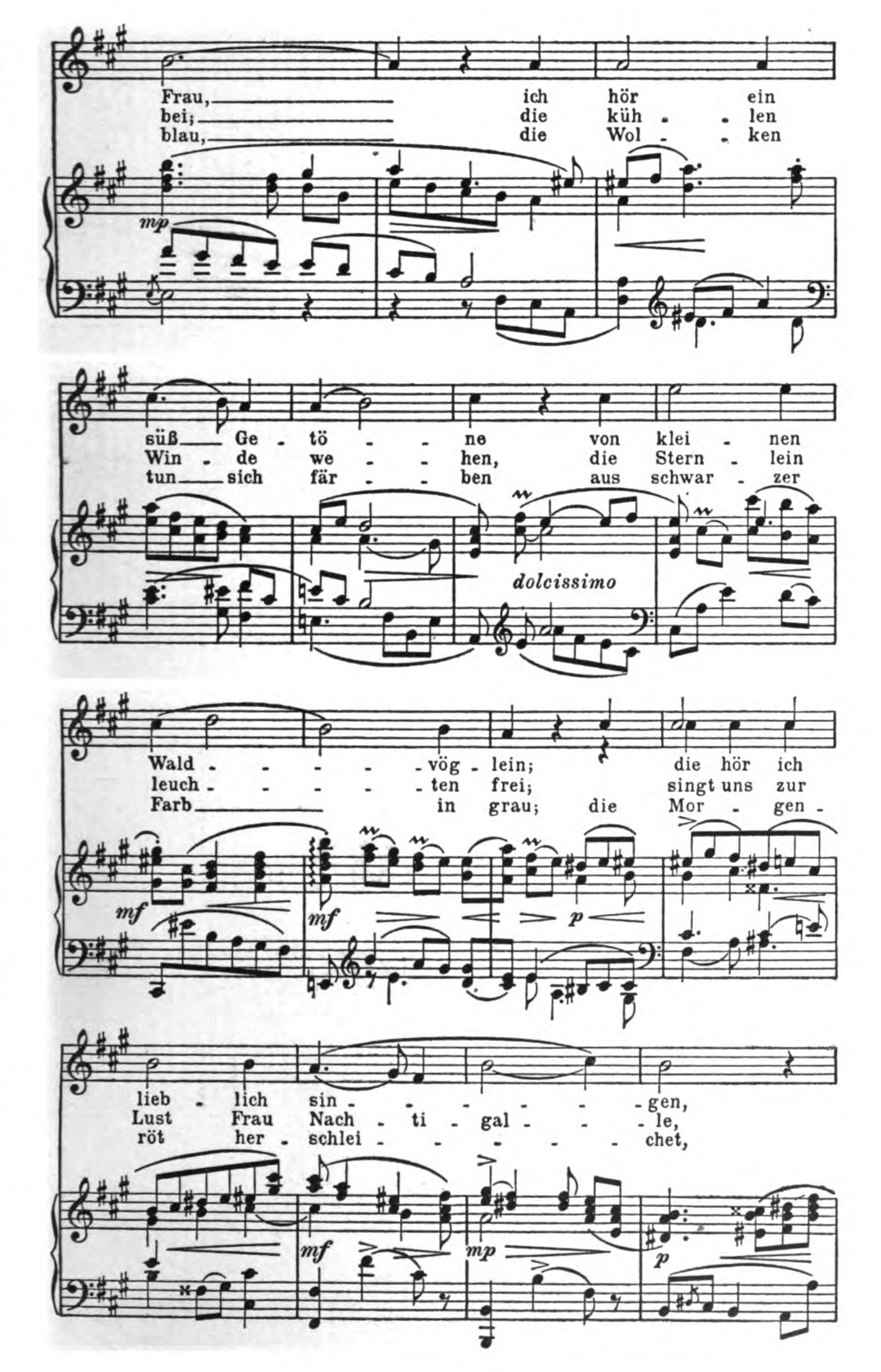



EINE SCHÖN
TAGEWEIS
NACH EINER ALTDEUT-
SCHEN MELODIE AUS
DEM JAHRE 1555 FREI
BEARBEITET UND MIT
KLAVIERBEGLEITUNG
VERSEHEN VON
OTTO LESSMANN
Richard
Flockenhaus
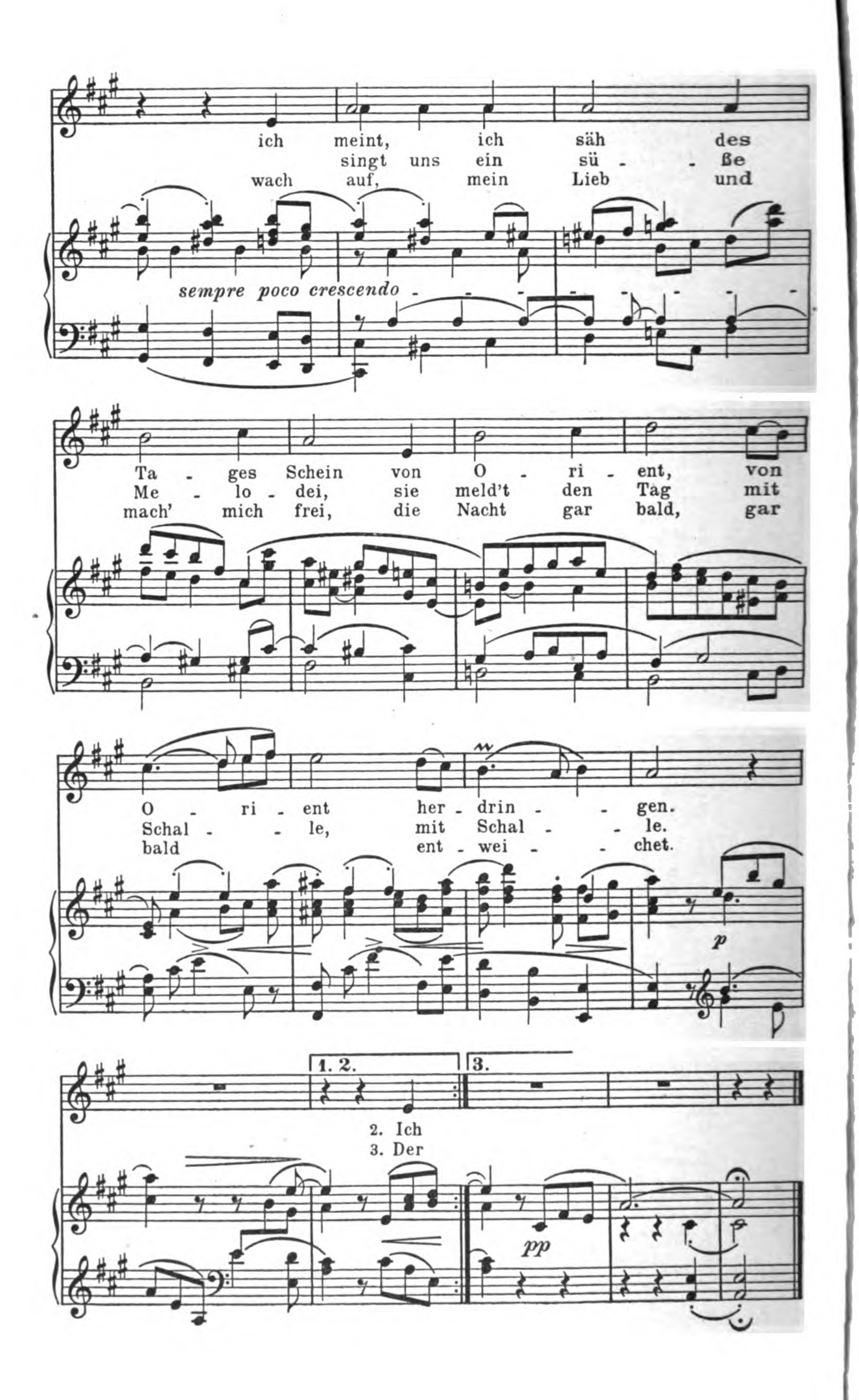


Ruhig, doch nicht schleppend.

Die Begleitung durchweg sehr zart.

1. Wach auf, mein's Her - zens Schö - - - - ne, zart al - - ler - lieb - - - ste
2. hör die Hah - - nen krä - - - - hen, ich spür den Tag da -
3. Him - - mel tut sich fär - - - - ben aus wei - - ßer Farb in



Frau, ich hör ein
bei; die küh - len
blau, die Wol - ken
mp
süß Ge - tö - ne von klei - nen
Win - de we - hen, die Stern - lein
tun sich fär - ben aus schwar - zer
dolcissimo
Wald - vög - lein; die hör ich
leuch - ten frei; singt uns zur
Farb in grau; die Mor - gen -
mf
mf
p
lieb - lich sin - gen,
Lust Frau Nach - ti - gal - le,
röt her - schlei - chet,
mf
mp
p


ich meint, ich säh des
singt uns ein sü - ße
wach auf, mein Lieb und
sempre poco crescendo
Ta - ges Schein von O - ri - ent, von
Me - lo - dei, sie meld't den Tag mit
mach' mich frei, die Nacht gar bald, gar
O - ri - ent her - drin - gen.
Schal - le, mit Schal - le.
bald ent - wei - chet.
p
1. 2.
3.
2. Ich
3. Der
pp

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Wilhelm Raabe, Gesammelte Gedichte — **Alberta von Puttkamer**, Mit vollem Saitenspiel — **Alice Freiin von Gaudy**, Lebenshöhen — **Melanie Ebhardt**, Gedichte — **Christian Morgenstern**, Horatius travestitus — **August Kopisch**, Allerlei Geister. Herausgegeben von Leo Greiner — **Wilhelm von Scholz**, Neue Gedichte — **Georg Heym**, Umbra vitae — **Emil Lucka**, Buch der Liebe — **Udo Brachvogel**, Gedichte — **Hermann Schaefer**, Von den Hängen der Hardt



Der junge Wilhelm Raabe hat es selbst als eine „pathologische Merkwürdigkeit" bezeichnet, daß er ungleich den meisten anderen Dichtern in seiner grasgrünen Jugend gar keinen lyrischen Trieb empfunden, sondern sofort mit erzählender Prosa eingesetzt hätte. Erst in seinem siebenundzwanzigsten Jahre begannen ohne erkennbaren Anlaß allerhand Reime durch seinen Kopf zu rumoren, aber der spät und nicht sonderlich ergiebig sprudelnde Quell versiegte nach einiger Zeit für immer. Zum Lyriker war der Braunschweiger also offenbar nicht geschaffen.

Er hat ja auch in anderer Weise soviel Reichtum vor uns ausgeschüttet, daß wir über das Fehlen des lyrischen Krönleins nicht zu klagen brauchen. Dennoch darf man nicht mit einer Handbewegung und einem Lächeln darüber hinweggehen. Es ist und bleibt nun einmal das Natürliche, daß ein junges Talent, wohin es sich später auch wende, zunächst mit Lyrik anfängt. Sie ist die geborene Form für den Überschwang des erwachten Gefühls, die einzige, durch die es zum Kunstwerk gelangen kann. Jede andere Form, sowohl die epische wie dramatische, erfordert schon ein entsprechendes Vermögen objektiven Schauens und Wertens, wie es heißer Jugend meist noch fernliegt. Es ist also ein ganz richtiger künstlerischer Instinkt, der die Zwanzigjährigen zum Verse führt, und sie machen dabei eine vortreffliche Schule durch. Nur wer längere Zeit unter der strengen Zucht des Verses stand, wird ein Meister freier und dichterischer deutscher Prosa. An lyrischem Gefühl hat es nun unserem Wilhelm Raabe gewiß nicht gefehlt. Wilhelm Brandes sagt ganz richtig, daß durch die ersten Erzählungen „die lyrischen Quellwasser überall aus der Tiefe rieseln und rauschen". Aber daß diese lyrischen Quellwasser nicht auch eine lyrische Fassung erhielten, sondern nur die Prosa färben durften und dabei versickerten, das zielt doch wohl auf den unübersehbaren Grundmangel der Raabeschen Wesenheit: auf den Mangel an Form. Der große Ethiker hatte keine sicheren ästhetischen Instinkte; er setzte sich über den „schriftstellerischen Kontrapunkt" allzu leicht hinweg; er **unterschätzte** das eigentlich künstlerische Element ebensosehr, wie die Mehrzahl der heutigen Dichter es **überschätzt**. Von dieser Erkenntnis aus betrachtet, verliert die obengenannte „pathologische Merkwürdigkeit" ihren Zufallscharakter. Sie ist nicht merkwürdig mehr; sie resultiert mit Notwendigkeit aus den allgemeinen Anlagen des Mannes, in dem wir einen der besten und männlichsten Vertreter der großartigen deutschen Aufschwungszeit sehen und zu dessen Herrlichkeiten doch vielleicht schon die nächste Generation keinen Weg mehr finden wird.

Wilhelm Brandes hat vor einiger Zeit im Auftrage der Familie „**Gesammelte Gedichte**" von **Wilhelm Raabe** herausgegeben (Berlin, Otto Janke). „Ich entdecke, daß ich Verse machen kann", schreibt der junge Poet groß, unterstrichen und mit vier Ausrufungszeichen versehen am 5. Dezember 1857 in sein Tagebuch. Über eine Woche lang bringt jeder Morgen ihm neue Reime, ohne daß man das Gefühl der Notwendigkeit hätte. Und tatsächlich war diese ganze „Verselei" nur ein Spiel. Was davon gerettet ist, sieht uns heut vergilbt und trübe an, aber es war schon bei seinem Entstehen nicht frisch und blühend. Verwundert schlägt man Seite nach Seite um: ist das wirklich der knurrige deutsche Grimmbart, der hier allerlei abgestandene Romantik in einer lyrischen Allerweltsform zum besten gibt? Der trutzig Verschämte, der hier süßlich wie ein schwacher Geibelschüler vom Feinsliebchen und von Türmers Töchterlein singt? Fast nichts, was in die Zukunft wiese. Vielleicht der Spruch:

> „Über den Marktplatz zu schweifen,
> Durch die Gassen zu streifen,
> Licht aus Schatten zu greifen —
> Das ist Dichterberuf!"

Der spätere Raabe hat das wahr gemacht: aus dem tiefsten Dunkel spann er seine leuchtendsten Fäden.

Ein zweiter lyrischer Trieb setzte 1859 bei ihm ein — im Schillerjahr. Die heroische Zeit des deutschen Volkes, voran des deutschen Bürgertums, begann, und der Braunschweiger erhielt nun den stärksten Antrieb seines Lebens. Das ist für ihn bezeichnend: Liebe und Leidenschaft hatten ihn kaum berührt oder mindestens seine poetischen Fähig-

keiten nicht gesteigert. In allen Tiefen jedoch ergreift ihn die nationale Sehnsucht. Wie das ganze, geradezu prachtvolle Bürgertum jener Tage war er national und liberal. Vaterländische Glut einte sich in ihm mit freiheitlicher Begeisterung. So ruft er im Zeichen Schillers die getrennten deutschen Stämme auf, zum großen Vaterland zusammenzuwachsen; so spornt und mahnt er unablässig, „mit Händen hart, mit Händen weich" die Steine zum Bau des Reiches zu schichten — ein treuer deutscher Eckart, der doch auch zu wettern und zu grollen weiß. Als das reaktionäre Ministerium Borries im benachbarten Hannover die Reformen von 1848 aufhob, da drohte der junge Raabe dem königlichen Eidbrecher in zornigen Versen, die den Kampf wider „Junker und Pfaffen" aufnehmen, und wie hier politisch, so steht er in einem anderen Gedicht religiös ganz auf seiten des liberalen Bürgertums von dazumal. Mit Keller, Storm, Heyse und all den anderen ist er in der Ablehnung des „positiven" Christentums einig. Das hat manch einem seiner Verehrer schwere Nöte verursacht, und ein begeisterter Kandidat der Theologie schloß vor Jahrzehnten einen Huldigungsbrief an den Verfasser des „Schüdderump" mit den bekümmerten Worten: „Wie aber, teurer Meister, steht es mit dem Christentum?" Im Laufe der Zeit wurde aus diesem Theologen selber ein berühmter Schriftsteller, dessen Romane gewaltiges Aufsehen erregten. Er verehrte Raabe noch immer und schickte dem weiß gewordenen Dichter einst sein neuestes Buch. Der Alte las es und suchte in seinen Papieren, bis er den Brief des einstigen Kandidaten gefunden hatte. Dann antwortete er: „Sehr schön. Wie aber, Verehrtester, steht es mit dem Christentum?" Der Mann, dem er diese Frage zurückgab, hieß — Gustav Frenssen, und er hatte gerade damals sein „Hilligenlei" veröffentlicht. Einer der ältesten Freunde Raabes hat mir vor Jahren diese Anekdote erzählt, während der alte Dichter selber schmunzelnd und schweigend daneben saß. Nun gebe ich sie weiter; sie scheint mir so wunderhübsch, daß sich auch andere daran erfreuen werden.

Aber wir wollen zurücklenken ... Die Gedichte, die aus vaterländischem und freiheitlichem Enthusiasmus geboren sind, stehen schon wesentlich höher als die konventionelle Wald- und Wiesenlyrik des Jahres 1857. Sie sagen doch etwas aus, sie sind in der Form noch immer nicht eigen, gehen stark pathetisch einher und bleiben spröde, aber es taucht der Mann, der spornende Lehrer der Nation hinter ihnen auf. Endlich setzt gegen Ende des Jahres 1861 die dritte und letzte lyrische Flutbewegung ein, die ganz zweifellos Raabes beste Gedichte zutage fördert. Wir wollen auch sie nicht überschätzen. Ich widerspreche dem Urteil des sonst so feinen und klugen Wilhelm Brandes ganz entschieden, daß manches Lied hier neben dem Schönsten, Tiefsten und Eigensten unserer reichen Lyrik seinen Platz behaupten könne. O nein — dazu langt es wirklich **nicht!** Aus dem Braunschweiger Raben kann die größte Liebe keine Nachtigall machen. Er hat niemals einen lyrischen Stil gefunden. Er muß sich die Form, in der Gefühl und Gedanken schweben, nach wie vor leihen. Er wird persönlich nur in dem, *was* er sagt, nicht auch darin, *wie* er es sagt. Wohl ist auch in dieser Beziehung ein erheblicher Fortschritt zu spüren. Die Muster werden größer; die glatte Geibelschablone wird langsam abgetan; das ehrliche, doch immerhin klappernde Pathos wird überwunden; der junge Dichter ist manchmal schon „goethereif" geworden. Das formal vielleicht vollendetste Gedicht, der „Abschied von Stuttgart", goethisiert außerordentlich; in ähnlicher Weise fallen freie Rhythmen vertraut ins Ohr; der scherzhafte Zyklus „Roderich von der Leine" steht — es ist wirklich so — in Heinrich Heines Schuld; volksliedmäßig klingt ein Anfang wie „Es war ein Schiff aus Portugal"; das Beste (etwa die schöne „Beruhigung") kennen wir schon aus dem „Hungerpastor" und anderen Werken. Die individuelle lyrische Ausdrucksweise fehlt also durchaus.

Nur *ein* Gedicht ist da, das letzte des Buches, das ganz aus dem Rahmen fällt. Der Greis hat es geschrieben, als seine Lieblingstochter starb. Selbst seinen Angehörigen ward es erst aus dem Nachlaß bekannt. Es ist sehr verhalten im Gefühl, schamhaft, unvollendet, aber das einzige, das ganz Raabe ist. In all seiner Unvollkommenheit ergreift es. Man sieht den Mann, der mit seinem Herzen ringt und tief ergriffen in einer Sprache spricht, die er nicht beherrscht. Ein Stammeln, das doch rührender ist, als alle Glätte vorher. Summa Summarum wird man diese „Gesammelten Gedichte" mehr den Raabe-, als den Lyrikfreunden empfehlen.

Repräsentiert Raabe ganz die bürgerlich-realistische Aufschwungsliteratur der sechziger Jahre, so gehört *Alberta von Puttkamer* durchaus in die romantische Dekadenz der siebziger Jahre hinein. Sie steht zu Wagner und Nietzsche, C. F. Meyer und Schoenaich-Carolath, Hamerling und Wilbrandt, Dranmor und Jensen. Sie hat die „Rauschseele" mit ihnen gemeinsam, das Überhitzte, das Prunkende, Kostbare, romantisch Erhöhte. Sie neigt zu Österreich und zum Romanentum, sie hat ein Buch über D'Annunzio geschrieben und bewegt sich gern im Sonett, in der Siziliane, in reich geschmückten Formen; sie ist der Gegensatz nicht nur des Nüchternen, sondern auch des Volkstümlichen und Schlichten. Ihr jüngstes Buch „*Mit vollem Saitenspiel*" (Berlin, Schuster & Loeffler) bestätigt nur, was alle früheren schon verrieten: daß ihre Lyrik nicht im Erlebnis, sondern durchaus in der Phantasie wurzelt. Ihre Verse sind „ein Fahnenflattern von Brokat und Seide". Farbenprächtige Pfauen, stolze Lilien, prunkende

Edelsteine, Gold und Seide werden dekorativ verwandt. Auch sie liebt bestimmte erlesene Worte, die etwas edel Stilisiertes haben oder haben sollen: Lebensröten, Blässen, Flammen, Glocken, Becher, Stufen, Lenzgewitter u. a. Wir kennen das bereits von Meyer und Carolath. Wir wundern uns nicht, Diamanten, Saphiren, Smaragden, Rubinen, Türkisen, Amethysten in den Strophen zu begegnen; in „Juwelenfarben“ liegt das Land, die Sonne wirft „Rubinenschimmer“, der Herbst breitet „königliche Decken“ aus. Das paßt, wenn Gestalten der Sage und Geschichte besungen werden: Tristan, Sappho, Arria, Kaiserin Adelheid, Semiramis oder auch Beethoven, Shakespeare, Cervantes. Aber wenn die keusche märkische Kiefernlandschaft, Studenten- und Vaterlands-, Kinder- und Volkslieder in Frage kommen, dann wendet man sich still von der kostbaren Dekoration ab. Hände, die zu reich mit Brillantringen besteckt sind, können auf der lyrischen Harfe nur einige pathetische Akkorde greifen.

Viel beweglicher ist Alice Freiin von Gaudy. Zwar, ihre Ursprünglichkeit wird man gleichfalls nicht sehr hoch bewerten, aber sie ist ein reiches und sehr geschmeidiges Formtalent, das aus jedem Stoff etwas Tüchtiges macht. Von ihrer Lyrik dürfen wir absehen: da fehlt Leidenschafts- und Persönlichkeitskraft. Doch ihre Balladen und poetischen Erzählungen, die auch in ihrem neuen Buche „Lebenshöhen“ (Leipzig, Georg Wigand) den Vorrang haben, liest man mit Dankbarkeit. Ob sie eine alte Hindusage formt, ob sie nach Griechenland oder Ägypten, Babylon oder Rom führt, Spanisches oder Deutsches, Mittelalterliches oder Modernes gibt — stets offenbart sich eine elastische, besonders in der Schilderung erfreuende Begabung, die den Vers spielend meistert. Vielleicht ist etwas allzuviel Glätte und Form daran schuld, daß manches nur schön an einem abläuft. „Immerhin,“ sagte Otto Brahm, wenn er loben wollte.

Die dritte Dame, die in diesem Zusammenhange genannt sei, Melanie Ebhardt, ist in ihren „Gedichten“ (Berlin, E. Fleischel & Co.) wohl die wärmste und „menschlichste“ des Kleeblatts. Hier fühlt man ein inneres Ringen, hier zittert aus der Fülle des Herzens oft der Schrei, hier bannt uns manchmal der echte Empfindungslaut, der durch die etwas preziöse Vornehmheit der Puttkamer und die allzu glatte und gleichmäßige Kunstform der Gaudy abgedämpft oder erstickt wird. Das „De Profundis“ ist wirklich ein „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“, und die aus Zweifel und Verzweiflung gewonnenen Strophen, die Gottanrufungen, die Hymnen und Bekenntnisse sind nicht nur „Literatur“, sondern sie sind erlebt und durchgefühlt. Das gibt ihnen selbst Eindringlichkeit und dem ganzen Büchlein eine gewisse Schwere, obwohl die Tonskala der Dichterin noch nicht groß ist. Sie empfindet sich zu ausschließlich als „eine Schale für das Leid“; sie glaubt ein dunkles Geschick über sich verhängt; sie beklagt ihr „vergebliches Leben“:

Mir kommt der Winter vor des Frühlings Schein
Und vor des Sommers feierlicher Fülle.
Mir reift kein Glück! Nie wird mein Schoß zur Hülle
Für neues Leben ... Gott, erbarm' dich mein!

Sollten nicht Wahn und Unruhe der Jugend hier nur düster färben? Ich war nie so fest von meinem frühen Tode überzeugt, als mit zwanzig Jahren.

Lassen wir uns von zwei hellen und heiteren, nicht gerade neuen, aber hübsch erneuerten Büchern in andere Kreise ziehen. Seinen gelungenen „Studentenscherz“, den „Horatius travestitus“ hat Christian Morgenstern in dritter, vermehrter Auflage herausgegeben (München, R. Piper & Co.). Der strenger und älter Gewordene sieht mit einem lachenden und einem weinenden Auge auf den Erfolg, den das leichte Spiel seiner Jugend hatte. Er geniert sich fast ein wenig, aber ich finde, daß dazu gar keine Veranlassung vorliegt. Denn der Scherz, den der junge Musensohn in Erinnerung „der neun lyzeischen Jahre“ einst trieb, wäre nicht so dauerhaft, wenn er nicht eine ernsthafte Berechtigung in sich trüge. Ja, ich glaube, wenn ich Lehrer wäre, würde ich meinen Primanern empfehlen, die durchgenommenen Oden des Quinti Horatii Flacci hinterher in der Morgensternschen Travestie zu lesen. Manch einer wird erst in der modern-komischen Verkleidung den ironisch-behaglichen Geist des kaiserlichen Dichters erkennen — dieses fein egoistischen Großstadt-Junggesellen, der sich durch alle „Rehrücken der Saison“ aß, sich mit seinem Schmerbäuchlein selber als „fettes Schweinchen aus der Herde Epikurs“ bezeichnete und als geschmeidiger Lebenskünstler die hübschen Mädchen und die guten Weine liebte. Das „allerliebste Kerlchen“, das die Tugend mehr bei andern schätzte, hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß es einmal Schulautor werden würde wie sein frommer Antipode Vergil. Und es ist ihm ganz recht, daß ein kecker Student seinen Witz an ihm ausläßt. Ich zitiere als Probe (mit Auslassung der dritten Strophe) die heitre Neubildung der berühmten Ode: „Vides ut alta stet nive candidum Soracte“ („Schau den Soracte ragend in Eis und Schnee“):

„Du siehst, wie weiß, im glänzenden Schneegewand,
Der Kreuzberg steht, und wie der Viktoriapark
Tief eingeschneit, wie Spree und Panke
Mäntel von Eis auf den Leib gezogen.

Drum heize, Freundchen, spare die Kohlen nicht,
Und laß uns im behaglichen Stübchen dann
Aus schönem altem Rum — was meinst du? —
Einen urkräftigen Steifen brauen!

Wie kann dich kümmern, was dir das Morgen bringt,
Des Lebens freue jeglichen Tag dich neu,
Und walze froh mit süßen Mädchen
Draußen in Halensee oder Treptow,

Solang' zu Tanz und Kuß du noch jung genug!
Zum Zirkus wandre, sieh dir ein Lustspiel an!
Vielleicht auch knüpf' ein zart Verhältnis
An in dem Dämmer der Gaslaterne!

Und sitzest du dann bei Dressel beim Dejeuner
Und deine Kleine hält die Serviette vor —
Wie köstlich, wenn der scherzhaft Spröden
Endlich den Kuß du, den süßen, raubtest!"

Die lateinischen Originale hat Morgenstern zum Vergleichen danebengestellt; er war auch geschmackvoll genug, des Guten nicht allzuviel zu tun. Ob der Anhang „Aus dem Nachlaß des Horaz" zu dem hübschen Studentenscherz stimmt, ist mir allerdings fraglich.

Ganz andre Humore wibbeln und kribbeln in den Schöpfungen des alten gutdeutschen Malerdichters August Kopisch. Man findet seinen Namen fast nur noch unter schalkhaften poetischen Historien, die von den Lesebüchern seit 50 oder 60 Jahren der schulpflichtigen Jugend vermittelt werden, und ich weiß nicht einmal, ob die modernen Pädagogen die Kölner „Heinzelmännchen" und ähnliche Stücke nicht auch schon über Bord geworfen haben. Es wäre sehr schade, denn nicht nur die Kinder haben ihre Freude daran, sondern auch der Erwachsene wird sich daran ergötzen. Wie fein und leicht, wie lustig und putzig kommen diese Schnurren heraus! Wieviel graziös-behagliche Liebe zum Kleinen steckt darin! Man fühlt, daß der August Kopisch selber seinen Spaß daran gehabt hat und daß er in aller Harmlosigkeit eine goldechte Natur war. Schon seit Jahren dachte ich daran, das Beste von ihm, von seinem Malkollegen Robert Reinick und von einem dritten vergessenen Singvogel auszugraben. Nun ist mir Leo Greiner zuvorgekommen: er hat in einem schmucken und billigen Bande Gedichte und Erzählungen von Kopisch gesammelt und sie „Allerlei Geister" genannt (München 1913, Martin Mörikes Verlag). Da kann man also wieder einmal das Lied vom singenden „Nöck" lesen, die Historie vom „großen Krebs im Mohriner See", verschiedentliche artige Stücke, in denen der Teufel gefoppt wird, die Anekdote von „Friedrichs des Zweiten Kutscher", die allerliebsten Schnurren von „Kleen Männeken", das ergötzliche „Altweibergespräch", die Heinzelmännchengedichte und manches andre mehr. Aber so hübsch die Auswahl im ganzen ist, ich kann mir keinen Reim darauf machen, weshalb Leo Greiner gerade ein paar der populärsten Gedichte einfach fortließ. „Als Noah aus dem Kasten war" durfte hier ebensowenig fehlen wie das knappe, schlagende „Blücher am Rhein". Vor allem jedoch vermisse ich den prächtigen „Trompeter", vielleicht das Herzhafteste, was Kopisch überhaupt gesungen hat. Selbst der kritische Theodor Storm nahm diese Gedichte in sein „Hausbuch" auf, und ohne sie kann ich mir den liebenswürdigen Kopisch gar nicht mehr vorstellen. Das Messer, das Abgestorbenes entfernte, ist hier zweifellos über blühendes Fleisch gegangen.

Keine noch so lustige Brücke vermag uns von dem traulichen Alten zu unsern modernen Dichtern hinüberzuführen. Nehmen wir einen der besten, einen, bei dem man das Gefühl eines großen Wollens und ehrlichen Ringens hat: Wilhelm von Scholz. Sein Gedichtbuch „Der Spiegel" steht unter den lyrischen Erzeugnissen der jüngsten Kunstliteratur an erster Stelle; es zwingt zur Hochachtung und reizt zur Auseinandersetzung; es hat einen gewissen dokumentarischen Wert. Auch derjenige, der auf den ganz entgegengesetzten Grundanschauungen steht, wird es salutieren. Er wird es nicht naiv verstehen und lieben, aber er wird sich gleichsam „heranarbeiten" und es würdigen. Die „Neuen Gedichte", die Wilhelm von Scholz jetzt hinaussendet (München 1913, Georg Müller), scheinen mir dagegen von jedem Standpunkt aus geringwertiger. Man erwartet ja keine Ursprünglichkeit von einem Poeten, der schon bei seinem ersten Auftreten erklärte, „daß die Phantasie nicht Notbehelf, sondern Kern, Wesen und Quelle seiner Kunst sei". Aber man erwartet, daß die natürliche dichterische Schwäche wenigstens wie bei Conrad Ferdinand Meyer durch einen höchsten künstlerischen Ersatz nach Kräften ausgeglichen wird. Im „Spiegel" gab es ein paar solcher Gedichte, die sich mit einem „Schein von Blut" färbten und Form gewannen. In den „Neuen Gedichten" finde ich wenig oder gar nichts dergleichen. Es ist bezeichnend, daß das Einleitungsgedicht ein — Rätsel ist. Es ist mir und einigen anderen Leuten, die ich fragte, nicht gelungen, dieses Rätsel zu lösen. Und rätselhaft bleiben auch viele der folgenden Gedichte. „Wie durstige Schatten drängen sie herein", um Blut zu trinken und Leben zu gewinnen, aber wie Rauch und Schatten fließen sie vorüber, wie Schein und Spuk, Ahnungen und trübe Spiegelbilder. Es ist gar keine Realität in dieser Lyrik, und deshalb wirkt sie arm. In ihrer Substanzlosigkeit sättigt sie nicht, gespensterhaft jagt sie ungreifbare Nebelfetzen an uns vorüber, und mühsam wie einer, der den Weg immer zu haben glaubt und ihn doch nicht hat, tastet man sich durch den Nebel vorwärts. Manchmal zerreißt er, und dann taucht ein schönes Bild, eine glückliche Idee, eine feingeformte Verszeile auf. Aber am Ende überschauern einen doch Öde und Dämmerung.

Andere Gedichte wieder gehen ins andere Extrem. Ich zitiere das „Märztal":

„Hinab des Tals entrückte Schattenböschung
streift sich im aufrechten Gehölz der Schnee,
hauchkühl bis in den überfrorenen Grund.

Indes der goldlaubbraune trockne Südhang
lichtwarm und nackt in lauter Wandersonne
lockend hinaufsteigt ins weltstille Blau."

Nach meiner Empfindung sind das weder Verse noch ist das Ganze ein Gedicht. Sondern das ist Prosa und nicht mal eine gute. Denn sie ist zu schwer mit gesuchten Beiwörtern gefüllt und erreicht die erstrebte Plastik wegen solcher Detailüberladung nicht. Und ein Gedicht? Ja, das Gedicht würde doch eigentlich gerade da anfangen müssen, wo Scholz aufhört. Alles, was bis jetzt dasteht, kann die Malerei mit ihren Mitteln ja viel sinnfälliger ausdrücken. Warum „dichtet" man das also als ein Ding für sich? Genug davon — am Ende können sich nur Menschen gegenseitig fördern, die wenigstens ein paar Grundanschauungen gemeinsam haben. Wilhelm von Scholz aber und ich sind in jedem Punkte Gegensätze, und er wird naturgemäß meiner Kritik ebenso ablehnend gegenüberstehen, wie ich seinen „Neuen Gedichten". Es gibt hier keine Brücken.

Ebensowenig finde ich ein Verhältnis zu der Lyrik von Georg Heym. Am 16. Januar 1912 brach der 24jährige Referendar beim Eislaufen auf der Havel ein und ertrank. Und er, dessen Name vorher nie genannt worden war, wurde von den Zeitungen plötzlich als großer Lyriker erhoben. Seine nachgelassenen Gedichte verraten schon durch den Titel „Umbra vitae" (Leipzig, Ernst Rowohlt), in welchen Kreis der Verfasser gehört. Die ersten Zeilen, die ich aufschlug, lauteten: „Ganz grün bin ich innen. Ich schwinde hinaus wie ein gläserner Luftballon." Auf jeder Seite Gesuchtheiten, die komisch wirken und die einem großen Teil der deutschen Jugend doch als das Natürliche erscheinen. Man kann nur immer von neuem in Furcht fragen, wie solche Jugend in schwerer Zeit bestehen soll!

Von dem Österreicher Emil Lucka ist ein lyrisches „Buch der Liebe" da (Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag), das im Süßen und Innigen schwelgt. Wienerische Formkunst und sinnliche Wärme zeichnen es aus, die Verse können streicheln wie zärtliche Hände, das schwimmt wie ein Adagio durch die Dämmerung, aber es verschwimmt vielleicht auch bald, als ob es zu wenig Schwere hätte.

Wird hier nur eine Jahresernte eingebracht, so heimst der Deutsch-Amerikaner Udo Brachvogel in seinen „Gedichten" (Leipzig, Westermann & Co.) die Ernte eines ganzen Jahres ein. Unter den Poeten, die jenseits des großen Teiches in ihrer deutschen Muttersprache singen, ist er der formgewandteste, aber wie bei allen, so überwiegt auch bei ihm das rhetorische Element. Ob das in der nordamerikanischen Luft liegt, ob daran, daß sich drüben Lyrik und Journalistik recht und schlecht vertragen müssen, sei dahingestellt. In Deutschland wird das Buch schwerlich viel Erfolg finden, aber einzelnes, nicht zuletzt auch die Übertragungen von Gedichten Poes, Longfellows, Whittiers, Bret Hartes, Joaquin Millers wollen wir willkommen heißen. Solch ein Willkommensgruß klinge zuletzt auch den schlichten Liedesblüten entgegen, die Hermann Schaefer „Von den Hängen der Hardt" gepflückt hat (Kaiserslautern, H. Kayser). Die Reben scheinen ihm noch besser zu gedeihen als die Rosen; man wird selten etwas so Feines und Zartes, ja Andachtvolles über das Werden des Weines lesen, wie er zu sagen weiß, und auf seinen vielen kleinen Naturbildern liegt oft ein Hauch von Edelreife und herbstlicher Verklärung. „Du stolzer Hochwald meiner Tage, wie schrumpften deine Säulen ein!" singt er im Rückblick. Aber ein hoher Trost begleitet ihn:

„Doch aufwärts steigen meine Schritte,
Und sinkt zur Tiefe auch die Zeit,
Schon winkt mir die kristallne Mitte
Des Riesendoms der Ewigkeit."

Das Haus im Tal

Ich Träumer soll der Welt nun taugen
Zu Kampf und Sieg mit meiner Qual,
Du stilles Haus im tiefen Tal
Mit deinen kühlen Fensteraugen
Schaust du mich an zum letztenmal,
Mit Dämmeraugen, die den Strahl
Der Abendsonne träumend saugen.

Du läßt die Blicke tief erglommen
Wie eine Liebste auf mir ruh'n,
Ein Lächeln noch — und Tränen nun:
Du Träumer wirst der Welt nicht frommen
Mit deiner Qual zu wildem Tun,
Du Träumer in den Wanderschuh'n
Wie müde wirst du wiederkommen.

Otto Rennefeld

Illustrierte Rundschau

Ein neu aufgefundenes Jugendbildnis Heinrich von Kleists — Porzellanfiguren von Ph. Rosenthal & Co. — „Abseitsgarten" Reinhardt in Reinbeck — Holzskulpturen aus der Sammlung Oertel in München — Zu unseren Bildern

Es gab von Heinrich von Kleist bisher nur das kleine Medaillonporträt, das er als Vierundzwanzigjähriger seiner Braut vor der Flucht nach Paris schenkte. Theophil Zolling hat es entdeckt, Georg Minde-Pouet hat es nach jahrelanger Verborgenheit wieder gefunden. Wir geben es unten auf dieser Seite wieder. Als Maler galt der alte Krüger, während der Kleist-Biograph Eduard von Bülow einen sonst unbekannten Friebel nannte. Von der Existenz eines neuen, hier farbig wiedergegebenen Kinderbildes war nichts bekannt. Es wurde — so schreibt uns Dr. A. Elvesser — einem der erfahrensten Kenner unseres Antiquitätenmarktes angeboten, der mir die kostbare Rarität zu höchst müheloser Erwerbung überließ. Sein Schöpfer hat sich mit ganzem Namen genannt, es ist der spätere Kgl. preußische Hofminiaturmaler Franz Ludwig Close, der von 1777 bis 1788 in Dresden wirkte, ein ausgezeichneter Künstler, wie dieses in der Zeichnung sehr bestimmte, in der Farbe sehr zarte Werkchen beweist. Durch seine Arbeit wird die früher angezweifelte Ähnlichkeit des späteren Bildes bewiesen. Es ist derselbe Ansatz des strohblonden Haares, unter den starren Brauen sind dieselben Knopfaugen, die aus dem volleren Gesicht des Jünglings nicht mehr so rund heraustreten, dieselbe nach unten verstärkte Nase und vor allem der geheimnisvolle, fast verdächtige Mund, der auf dem Kinderbilde zu reif und auf dem Jünglingsbilde zu kindlich aussieht. Man liest auch aus diesen Einzelheiten die Ähnlichkeit mit der Mutter, die sich später in dem runderen und weicheren Gesicht verloren hat. Die durch ihren Gegenstand unvergleichlich interessante, durch ihre künstlerische Qualität hervorragende Miniatur ist mit Aquarellfarben auf Elfenbein gemalt; die Anordnung der Gruppe von Mutter und Kind mit den Requisiten des Globus und des Buches entspricht durchaus dem Geschmack der Zeit. Dem Maler wird in einer Gelegenheitsschrift die Ähnlichkeit seiner Miniaturporträts nachgerühmt, und so erhalten wir, da das Jünglingsbild durch das Kinderbild auf das Glücklichste bestätigt wird, eine endgültige Vorstellung von der wirklichen Erscheinung Kleists, des großen Tragikers und des tragischen Menschen.



Heinrich von Kleist. Nach der Joh. Friedr. Aug. Krüger zugeschriebenen Miniatur

Die farbige Wiedergabe der Porzellanfiguren aus der rühmlichst bekannten Fabrik Ph. Rosenthal & Co. wird nicht minder große Bewunderung erwecken als die der Kleist-Miniatur. Wir führen ein paar köstliche Werkchen vor: die humorvolle „Hohe Schule" von Ferd. Liebermann, eine kleine Ente von K. Himmelstoß, einen Wandteller mit stimmungsvoller Landschaft von Jul. V. Guldbrandsen und zwei allerliebste allegorische Darstellungen: Tanzlust von Claire Volkhardt und Eitelkeit von Ferd. Liebermann. Künstler von hervorragender Gestaltungskraft haben sich hier in den Dienst der Kleinkunst gestellt und schwierige Aufgaben anscheinend spielend leicht gelöst. —

Der Freude an der Farbe kommt auch der folgende Teil unserer Mai-Rundschau entgegen. Er bringt Bilder eines „Abseitsgartens" des Hamburger Gartenarchitekten Leberecht Migge. Das neue Wort stammt von Migge selbst; es bezeichnet einen Garten, der nicht dicht beim Hause liegt, für dessen Gestaltung also wesentlich andere Bedingungen vorliegen, als für die des eigentlichen Hausgartens. Größere Gemüsegärten und Obstplantagen für den Hausbedarf, Rosen-, Blumen- und Sammlergärten der verschiedensten Art sind hier an richtiger Stelle. Hier ist Platz zum Experimentieren mit Pflanzen und für Voranzuchten, Platz für Sonnenbäder und Spielplätze. Alles das, vielleicht um ein Häuschen für Unterkunft und Geräte gruppiert, kann hier von vornherein üppiger geplant werden, weil der ökonomische Druck fehlt.

Der Garten in Reinbeck, von dem wir die wirkungsvollen Abbildungen bringen, liegt dem Hause (das später erst gebaut werden soll) gegenüber, jenseits der Straße. Er ist



Ein neu aufgefundenes Jugendbildnis Heinrich von Kleists



Eitelkeit. Von Ferd. Liebermann

Neue Porzellane aus der Manufaktur von Ph. Rosenthal & Co., A.-G. in Selb in Bayern

auch technisch besonders interessant, weil er, auf einer sumpfigen, sterilen Wiese angelegt, durch Anwendung aller möglichen technischen Erfahrungen (Drainage, Land- und Kalkzugabe und spezielle Düngung) in einer nur fünfjährigen Entwicklung auf seinen jetzigen Stand gebracht werden konnte. Die verhältnismäßig großen Teiche, die den ganzen Garten durchziehen, dienten gleichzeitig zur Entwässerung. Mit ihrem Bodenaushub wurde das tiefliegende Land aufgehöht. Praktisch dienen dann die Gewässer der Enten- und Fischzucht, sowie der Wasserpflanzenliebhaberei. Im Sommer fährt man dort Boot, im Winter Schlittschuh (entsprechend hohe Brückenlage). Auch sonst enthält der Garten alles, was sich ein Liebhaber wünschen kann: Sommerblumen-, Stauden- und Rosengärten, Haine und schattige Gänge, Gemüseland, Beeren- und Obstgärten, Sonnenbad (am großen Teich), Bade- und Bootanlegeplatz (am fließenden Wasser der Bille), plastischen Schmuck usw. Beachtenswert ist wohl der neue Gedanke der Wasserlaube.

Leberecht Migge hält — mit Recht — die sonst noch üblichen geschlossenen Gartenpavillons in dem Hausgarten für durchaus entbehrlich. Ganz anders liegt der Fall beim „Abseitsgarten": hier gebührt dem Pavillon eine besondere Bedeutung. Migge hat denn auch die Lage seines Reinbecker Pavillons ganz vorzüglich angeordnet. Die Entwürfe Migges hat die Gartenbaufirma Jakob Ochs in Hamburg ausgeführt.





Hohe Schule. Von Ferd. Liebermann

Nun zu den Holzskulpturen der Sammlung von Dr. Richard Oertel in München, die am 6. Mai bei Lepke in Berlin zur Versteigerung gelangt.

In der Sammlung Dr. Richard Oertels überwiegt die süddeutsche Holzskulptur. Es sind Kunstwerke des 14. bis 16. Jahrhunderts, darunter Arbeiten der besten Meister aus der Zeit, da Jörg Syrlin, Michael Wohlgemut und Veit Stoß ihre bleibenden Holzschnitzereien geschaffen haben. Schwäbische Figuren und Gruppen wechseln hier mit niederbayerischen Stücken, aus deren Reihe ein sitzender Nikolaus und ein sitzender Stephanus besonders hervorragen. Unter den schwäbischen



Tanzlust. Von Claire Volkhardt


Ente. Von K. Himmelstoß

Werken verdient eine überlebensgroße Madonna genannt zu werden. Sie war vor einigen Jahren auf der Ausstellung christlicher Kunst in Stuttgart zu sehen und hat den Münchener Sammler ein schweres Stück Geld gekostet. Aber eins der Hauptstücke dieser Plastikenserie und eins der Hauptstücke der ganzen Sammlung ist die überaus interessante Gruppe „Die drei Schwestern", die wir neben den übrigen bemerkenswertesten Skulpturen Oertels im Bilde vorführen. Die Gesichter der drei Frauen, die einander ähneln, sind von bezauberndem Reiz. Als Entstehungsort der Gruppe ist ihrem Habitus nach Ulm zu betrachten und als Entstehungszeit wohl das Ende des 15. Jahrhunderts.



Hausmarke der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb (Bayern)

Außer dieser Schwesterngruppe, die noch wirksame Spuren alter Bemalung zeigt, stehen unter den Oertelschen Hauptstücken zwei oberrheinische Gruppen in vorderster Linie. Zunächst eine Madonna mit Kind, die um 1500 geschaffen und deren Bemalung in Gold und Rot noch wundervoll erhalten ist. Diese Figur (siehe unsere Abbildung) besitzt alle Vorzüge der oberelsässischen Holzbildhauerschule. Das gezackte Kopftuch der


Wandteller. Von Jul. V. Guldbrandsen

Madonna, deren Züge von seelischer Feinheit sind, schlingt sich neckisch um das Köpf-


Aus dem Garten Reinhardt in Reinbeck. Entworfen von Leberecht Migge
Ausführung: Gartenbau Jakob Ochs in Hamburg

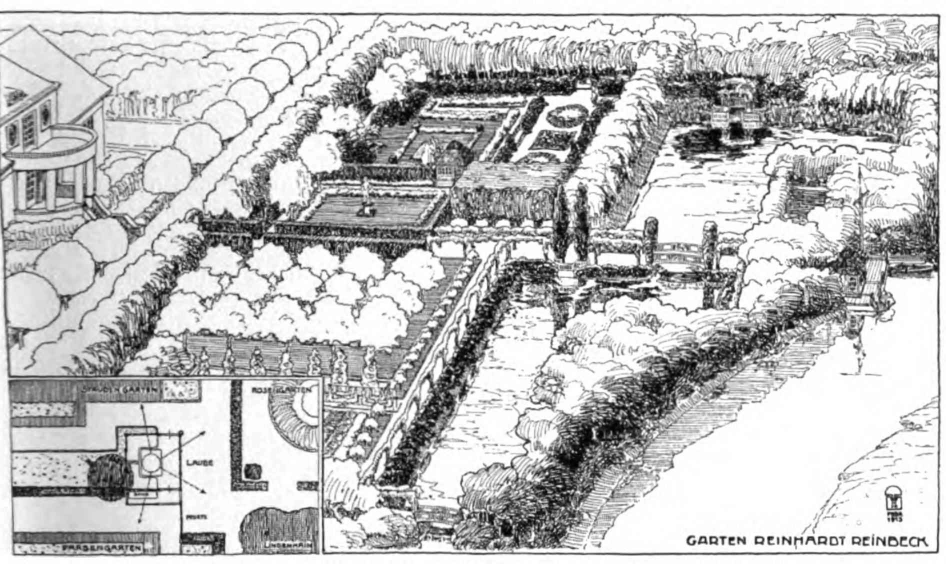


chen des Kindes, das sie sanft in ihrer Linken trägt, während die Haare der Frau in mächtigen Locken über die rechte Schulter fallen. Das Gewand der Madonna ist in seiner realistischen Durchführung von erstaunlicher Meisterschaft.

Das wäre das eine Hauptwerk der oberrheinischen Abteilung. Das andere erblicken wir in der Figur der gleichfalls abgebildeten knieenden Madonna vom Ende des 15. Jahrhunderts, bei der die Hände leider nur Frag-



Zwei weitere Bilder aus dem Garten Reinhardt in Reinbeck



Grundriß des Gartens Reinhardts in Reinbeck. Entworfen von Leberecht Migge
Ausführung: Gartenbau Jakob Ochs in Hamburg

mente sind. Um die Lippen der Frau, deren Gewand noch köstlicher anmutet als das der Madonna mit dem Kinde, spielt ein leises, fast verzücktes Lächeln.

Dr. Oertels Sammlung umfaßt neben den reindeutschen Holzskulpturen auch eine Anzahl von Tiroler Stücken aus der stärksten Epoche tirolerischer Holzschnitzerei. Da möchten wir als Hauptwerk die Figur Rudolfs von Habsburg zeigen, die zwar nicht in den Tagen des Herrschers entstanden, sondern ihrer plastischen Auffassung nach erst eine Arbeit des beginnenden 15. Jahrhunderts ist. Und an die Tiroler Figuren schließen sich bei Oertel noch etliche Plastiken italienischer und französischer Herkunft an.



Madonna mit Kind. Oberrheinische Holzskulptur um 1500
(Sammlung Oertel, München)



Knieende Madonna. Oberrheinische Holzskulptur aus dem Ende des 15. Jahrh.
(Sammlung Oertel, München)



Die drei Schwestern. Wahrscheinlich schwäbische Arbeit vom Ende des 15. Jahrh. (Sammlung Oertel, München)

dessen Kunst wir die Leser unserer Monatshefte bald einmal in einem besonderen Essay bekannt machen wollen. Die „Walpurgisnacht" — deren Einzelheiten auf künstlerisch-literarischer Spur zu folgen viel Vergnügen bereitet — bildet nur eine kleine Ausschnittprobe aus seinem reichen Schaffen. Außer dem Gruppenbild der Gräfin Fries und ihrer Kinder, einer Neuerwerbung des Nürnberger Germanischen Museums von Joseph Abel, bringt das Maiheft noch den Fußballspieler, ein Bronzebildwerk von Franz Drexler, einen sportlich wundervoll durchgearbeiteten Körper, im Spiel der Muskeln und im Reiz voller Bewegung künstlerisch hervorragend erfaßt.

H.

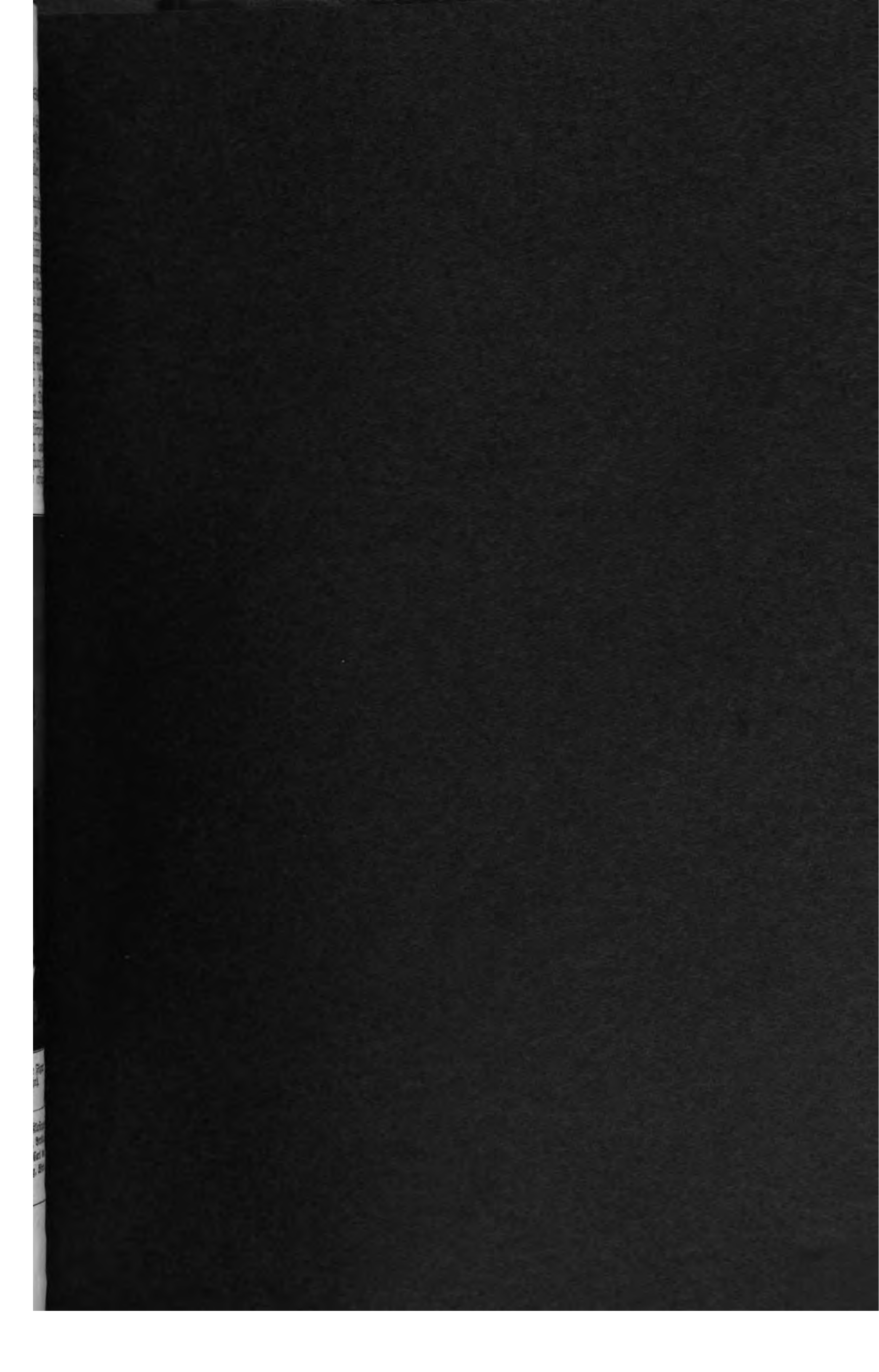
Zum Schlusse noch ein paar Zeilen über den Bildschmuck dieses Heftes.

Der feinen und warmen Kunst des Landschafters Buchholz hat Rosenhagen in diesem Heft eine ausführliche Würdigung zuteil werden lassen. Von unseren sonstigen farbigen Kunstbeilagen bedarf keine einer eingehenderen Erklärung. Maienfroh entbietet die junge Rittergutsbesitzerstochter, die Felix Borchardt auf der blumenübersäten Wiese mit ihrem getreuen Hektor porträtiert hat, den Willkommsgruß am Eingang des Heftes. In die helle Frühlingsstimmung fügt sich auch Ernst Opplers Gemälde „Aus einem englischen Landhause". Etwas von dem Blumenduft, der englischen Sauberkeit und der geruhsamen Sonntagsstille scheint der Künstler mit eingefangen zu haben — jener Sonntagsstille, die nur der fürchtet, der auch in der Woche zu feiern gewohnt ist. Peter Kálmáns ungarisches Bauernmädchen ist ein ganz modernes Werk; breit, fleckig, anscheinend hart stehen die Farben nebeneinander, die Lichter auf dem Gesicht erscheinen grell; aber schon auf mäßige Entfernung fügen sich dem Beschauer die Einzelklänge zu einem Akkord, eine reiche Harmonie entsteht, und er sieht Leben und Bewegung. Ein Eigener ist auch Albert Welti, mit



Rudolf von Habsburg. Nicht zeitgenössische Figur Tiroler Arbeit vom Anfang des 15. Jahrh. (Sammlung Oertel, München)

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Kaiser Wilhelm II.

(Kopf des Reiterdenkmals auf der Hohenzollern-Brücke in Köln)
Von Prof. Louis Tuaillon

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 10. Juni 1913

Dem Kaiser

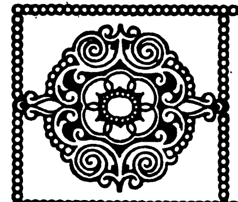
(Zum 15. Juni 1913)

Verweht die heiße Jünglingszeit
Mit Sturm- und Blütentagen.
Die Äste streckte stark und breit
Der Baum, die Frucht zu tragen.
Es wölbte sich des Wipfels Rund
In Wetter und Beschwerde.
Glück auf! Dir gab den Wurzelgrund
Die heil'ge deutsche Erde.

Ein Sonntag ward im Vaterland . . .
So sei denn Gott die Ehre.
Wir legen aus der Arbeitshand
Das Werkzeug und die Wehre.
Tief atmend schauen wir empor
Und seh'n an grünen Zweigen
Umspielt vom Morgensonnenflor
Der Früchte goldnen Reigen.

Und sehen Dich in Manneskraft,
Dich Kaiser steh'n und ragen,
Das Haupt gereckt, den Arm gestrafft,
Die Wetter zu verjagen.
Um Dich Dein Volk . .! Nimm seine Hand,
Die Dank durchpulst, entgegen,
Wir sind Dein starkes Wurzelland,
Sei Du der Früchtesegen.

Rudolf Herzog




Die Hetzjagd

Roman von Fedor von Zobeltitz

(Fortsetzung)



Am nächsten Morgen wachte Reinhard mit einem Katergefühl auf und der kräftigen Überzeugung, daß er ein Esel sei. Nichts war geblieben als ein zarter Duft in der Einbildung, die Erinnerung an einen reizenden Abend, an ein Zittern bunter Farben, an Veilchen und Sekt und eine sehr schöne Frau.

Die Erinnerung verscheuchte er. In der Mittagsstunde fuhr er abermals bei der Baronin vor und ließ sich melden. Diesmal führte ihn Marie in ein einfaches Geschäftszimmer, in dem die Baronin Kueffstein vor einem sogenannten Sekretär mit aufgeschobener Rolljalousie saß und Rechnungen prüfte.

Ein leichtes Erröten ging über ihr Gesicht, als sie, sich erhebend, Reinhard begrüßte.

„Guten Tag, lieber Steffani," sagte sie freundlich, „ausgeschlafen?"

„Durchaus. Ich habe kaleidoskopisch geträumt, einen Traum voll bunter Geheimnisse. Stimmungsvoll. Aber ich bin verständig genug gewesen, über die Stimmung fortzukommen. Sie würde das Geschäftliche beeinträchtigen."

Seine Stimme klang so hart, daß sie nervös zusammenzuckte. Dann schritt sie zur Tür. Es war eine Doppeltür, die äußere gepolstert. Die Baronin schloß beide Türen fest.

„So," sagte sie. „Nun bitte setz' dich, Wenn ich mich recht erinnere, haben wir gestern Brüderschaft getrunken —"

„In Cliquot mit Veilchenblättern," ergänzte er kopfnickend und nahm Platz. „Sprechen wir vom Geschäftlichen."

„Bitte, nicht dies Wort, Reinhard. Ich vermeide es gern."

„Gut. Also sprechen wir von meiner Zukunft. Wen soll ich heiraten?"

Sie stand dicht vor ihm. Ihr Auge vertiefte sich und zog ihn gleichsam zu sich empor; es umfing ihn und schloß ihn an sich. „Mich," antwortete sie. „So würde ich sagen, wenn ... wenn ich zehn Jahre jünger wäre. Nicht des Alters wegen — aber vor zehn Jahren stand es noch anders um mich als heute ... Hör' zu, Reinhard. Ich habe dir unterwegs nicht die Wahrheit gesagt. Ich bin vermögenslos und lebe von den Erträgnissen meiner Vermittlungen. Erschreckt dich das?"

„Nein. Es setzt mich nur in Erstaunen."

„Aber merke dir gleich: was dich heute zu mir führt, betrachte ich nicht als Geschäft."

„Sondern?"

„Als einen Freundschaftsdienst."

„Ich danke dir, Karla. Wir kommen darauf zurück. Zuvörderst interessiert mich dein Geschick. Du giltst für wohlhabend."

„Du nicht auch?" fragte sie.

Er nickte. „Es ist richtig. Für uns beide ist das Leben ein Geschäft, und da ist es notwendig, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Aber war nicht dein Gatte reich?"

„Er hat große Verluste gehabt. Und das brachte mich auf den Gedanken, eine Liebhaberei — das ist kein falscher Ausdruck — zu einer Erwerbsquelle auszugestalten. Entsinnst du dich der verwitweten Frau Schünemann, die vor vier Jahren den Herzog von Dülmen heiratete? Diese Mariage habe ich zusammengebracht. Es war ein Millionenobjekt, an dem ich über zweimalhunderttausend Mark verdiente."

„Zapperlot, das lohnt sich wenigstens."

„O ja — so ein Schlager lohnt sich. Aber ich brauche viel — sehr viel. Die Spesen sind hoch, um mich kaufmännisch auszudrücken. Ich muß ein großes Haus führen, und meine Reisen verschlingen eine Menge Geld ..."

Eine umfangreiche, mit unleugbarem Geschick und diplomatischer Hand geleitete Organisation für die Verbindung zwischen Verstand und Liebe, Berechnung und Gefühl, wie die Baronin sie betrieb, hätte er

nicht für möglich gehalten. Er wollte mehr hören.

„Deine Erzählung hat Spannungsreize," sagte er. „Wie machst du es, die geeigneten Paare zueinander zu führen?"

„Darüber sprachen wir schon unterwegs. Es ist nicht immer leicht. Eigentlich aber ergibt es sich stets von Fall zu Fall. Laß mich wieder kaufmännisch sprechen. Mein Lager ist reich assortiert. Nun muß ich mir Abnehmer suchen. Die finde ich gewöhnlich auf Reisen. Sie werden Gäste meines Hauses. So lernen die Paare sich zunächst einmal kennen. Es können Widerstände auftreten, über die man hinwegkommen muß. Dann werde ich zum Regisseur. Oder zum deus ex machina. Ein Beispiel. Vor Jahren hatte ich ein Pärchen, das ausgezeichnet zusammenpaßte. Aber das Mädelchen zögerte und zögerte. Da nahm ich einen Theatercoup zu Hilfe. Eines Abends, als sie aus einer Gesellschaft abgeholt wurde, gingen ihre Pferde durch. Das ließ sich leicht machen, Ein junger Mann warf sich todesmutig den Gäulen in die Zügel. Und das war er. Alles ging nach Verabredung. Die Dankbarkeit des Mädchens gegen ihren Retter war groß. Heut leben sie in glücklichster Ehe."

„Reizend," sagte Reinhard. „Ich habe Bewunderung für dich. Und darf ich mir die indiskrete Frage gestatten, wie du mit deinen Klienten das Geschäftliche verabredest?"

„Auch das ist verschieden. Ich lasse mir Wechsel oder Schuldscheine geben, die bis zu einem bestimmten Termine zu treuer Hand hinterlegt werden. Das macht mir mein Anwalt. Kommt die Ehe nicht zustande, so erhält der Aussteller — oder die Ausstellerin, was auch vorkommt — die Papiere zurück."

Reinhard hörte mit gemischtem Empfinden zu. „Du sprachst vorhin von einem Freundschaftsdienst," sagte er. „Den will ich nicht annehmen. Betrachte mich wie jeden andern, der mit dir in Verbindung tritt."

Ein feines und höchst anmutiges, leicht verliebtes Lächeln ging um ihren Mund.

„Ich bedaure, daß ich das nicht kann," antwortete sie. „Ich helfe dir kameradschaftlich und verlange nichts weiter dafür, als daß mir auch künftighin ein Stückchen deines Herzens bleibt ... Gib mir die Hand, Reinhard. Ich hab dich lieb — das ist das Weib. Aber ich fühle auch wie Mutter und Schwester zu dir. Ich möchte dich glücklich wissen ..."

Er ließ ihr seine Hand und küßte die ihre. Doch eine Welle des Widerstands rann dabei durch seine Seele. „Kommen wir zur Sache, Karla," sagte er.

„Gut, gut," fiel sie ein und nahm ohne weiteres wieder die Miene ruhiger Verständigkeit an, „wir wollen nicht zwecklos die Zeit verlieren. Ich sagte dir schon, wen ich für dich im Auge habe — ein nicht hübsches, aber —"

„Aber sehr sympathisches Mädchen," ergänzte er ungeduldig. „Das habe ich behalten. Bitte weiter."

„Sie ist Waise, Tochter eines Berliner Großindustriellen und noch heute Mitinhaberin eines blühenden Geschäfts, das der Associé ihres verstorbenen Vaters führt."

„Und heißt?"

„Käthe Böninger heißt sie."

Reinhard schnellte in die Höhe.

„Die —?!" rief er.

„Kennst du sie?" fragte die Baronin erstaunt.

„Ja — ich habe sie freilich jahrelang nicht gesehen. Wußte auch, daß sie vermögend ist, aber daß sie so reich —"

„Meine Informationen sind die besten. Sie ist in Kairo und logiert in Mena House. Du wirst auch nach Kairo reisen. Wenn deine Mittel erschöpft sind, leihe ich dir gern."

„Ich danke dir ... Karla, ich bitte um andre Vorschläge. Es liegen Umstände vor, die es mir ganz unmöglich machen, zu ihr zu reisen."

Sie begriff das nicht. „Aber da sage mir doch nur," begann sie fassungslos.

„Ich kann und will dir nichts sagen," fiel er erregt ein. „Laß dir genügen, wenn ich dir erkläre, daß ich nicht zu ihr kann. Jedenfalls muß ich mir die Sache reiflich überlegen. Reiflich. Es ist ein verteufeltes Quiproquo. Ich will gehen, Karla. Vielleicht ... nein, es hat gar keinen Zweck, über die Geschichte noch ein langes und breites reden. Mir wirbelt der Kopf. Weiß Gott, mir wirbelt der Kopf. Ich muß an die Luft."

„So geh," sagte sie ruhig. „Du wirst ja wiederkommen und wissen, ob du dich mir anvertrauen willst oder nicht."

Er zog ihre Hand an die Lippen. „Au revoir, Karla. Sei mir nicht böse . . ."

⁂

Käthe Böninger —! Reinhard suchte in seiner Erinnerung, um sich ein Bild von ihr zu entwerfen. Sie war eine reizlose Blondine, aber „sympathisch". War sie das? Ja, das konnte sie sein. Sie hatte schöne blaue Augen und schütteres Haar; war mager wie eine Katze und immer spießbürgerlich angezogen. Doch das waren Äußerlichkeiten. Er hatte sie gebeten, zu Lili zu ziehen, weil ihre schon etwas altjüngferlich gewordene Herbigkeit ein gutes Gegengewicht zu Lilis leichtsinnigem Temperament bildete, — und weil sie äußerst tugendhaft war. Aber sie war auch gescheit, hatte viel gelernt und mancherlei Interessen und besaß einen gewissen tapferen Humor. Sie liebte es, sich selbst zu belächeln.

Und sie hatte sechs Millionen. Auch die Hälfte würde genügen, sagte sich Reinhard.

Und nun saß Lili bei ihr und hielt seine Hetzjagd auf. Es war eine Hetzjagd, denn auf langes Warten war er nicht eingerichtet. Unter ihm und um ihn brach alles zusammen. Morsch war es immer gewesen. Er mußte sich im Galopp in die Ehe stürzen, wenn er nicht untergehen wollte.

Es war eine lächerliche Ironie des Schicksals. Noch gestern früh war er zu dieser Reise nach Kairo gequält worden. Der Generalkonsul Dittmar hatte ihn flehentlich darum gebeten, um die Geschichte mit Lili in Ordnung zu bringen. Und nun war es gerade Lili, die ihm die Reise unmöglich machte. Das ging denn doch nicht an, daß er in Gegenwart Lilis um die andere warb.

Am nächsten Tage entschloß er sich, noch einmal zu der Baronin Kuefffstein zu gehen. Aber er gab den Entschluß wieder auf. Es zog ihn nichts zu ihr. Er bekam sittliche Anwandlungen und hielt sich die Ehre seines Namens vor und des Rocks, den er trug. Und zum zwanzigsten Male erwog er, ob er nicht doch quittieren und sich im bürgerlichen Leben ein neues Sprungbrett schaffen sollte.

Aber auch dazu bedurfte er hilfreicher Hände, und auch das erforderte Zeit. Inzwischen hatte er im Hotel die Wochenrechnung bekommen, und der letzte Bräunling war angebrochen worden. Nun jagte ihn die Angst. Er telegraphierte an Happel nach Tokio: „Werde nach Wunsch des Botschafters handeln. Bitte schleunigst mein Gesamtmobiliar verkaufen, Miete bezahlen, Rest an mich. Brief unterwegs." Diesen Brief schrieb er noch am selben Tage. Da stimmte er den Ton höher. Er sprach von Verletzung seines Ehrgefühls, da er sich keiner Schuld bewußt sei, wolle sich aber aus militärischem Gehorsam fügen. Er quittiere gänzlich über die japanische Episode und bitte aus seiner Wohnung zu verkaufen, was nicht niet- und nagelfest sei. Vielleicht übernehme irgendeiner das Ganze in Bausch und Bogen; Prinz Thun habe sich ja lange danach gesehnt. Dann möge Happel sein Konto auf der Yokohama Bank regulieren und ihm über das Verbliebene einen Scheck senden. Momo solle die Komteß Uyeda behalten; er sei an Albertkakes zum Frühstück gewöhnt. Abgemacht.

Die Bummeltage hatten seinem Portefeuille den Rest gegeben. Nun mußte er schleunigst zu Siebenschuh. Er steckte seine Lebensversicherungspolice ein und fuhr nach der Linienstraße.

Der Mann hatte noch immer sein Sarggeschäft. Er war Tischler von Profession, arbeitete aber längst nicht mehr selber an der Hobelbank. Er war ein großer Mann geworden. Mit dem Sarghandel verband er ein Beerdigungsinstitut.

Reinhard trat in den Laden, der mit Särgen in jeder Größe gefüllt war, und fragte nach Herrn Siebenschuh. Ein junger Mann mit geschäftsmäßig trauriger Miene entgegnete, Herr Siebenschuh sei in seinem Privatkontor auf dem Hofe; ob man ihn holen solle.

Das verneinte Reinhard; er komme in einer besonderen Angelegenheit und bitte, in das Kontor geführt zu werden. Nun wurde ein Junge gerufen, der gerade die Messingbeschläge an einem Kindersarg putzte und auch schon die vorschriftsmäßige Trübseligkeit der Miene besaß. Der geleitete Reinhard über einen großen Hof, auf dem es nach Pferden und frischen Brettern roch. Denn links lagen die Ställe für die Trauerpferde, die sich durchweg in jenem höheren Lebensalter befanden, das jedwede Kapriolen ausschloß, und rechts lag die Schreinerei,

in der von früh bis spät nichts als Särge gearbeitet wurden.

Neben der Tischlerei befand sich eine Türe mit einer schwarzangestrichenen und deshalb undurchsichtigen Glasscheibe, auf der die Worte „Privat-Kontor" in weißer Farbe gemalt waren. Hier zog der Junge an einer Klingel, und nun öffnete ein riesiger Mann, der wie ein Viehhändler aus Oberösterreich aussah, und fragte barsch: „Was gibt es?"

„Entschuldigen Sie, Herr Siebenschuh," antwortete der Junge schüchtern, „hier ist ein Herr, der Sie privatim sprechen möchte."

Der Riese verbeugte sich. Der elegante Pelz Reinhards mochte ihm Achtung einflößen. „Bitte einzutreten," sagte er.

Das Kontor war ein winziges Loch, das ein großer, rohgearbeiteter Tisch fast gänzlich ausfüllte. Eine Rundung war auf einer Seite in den Tisch geschnitten, in dem der Arbeitsstuhl des Herrn Siebenschuh stand.

„Handelt es sich um eine Luxusleiche?" fragte Siebenschuh verbindlich.

„Doch nicht," entgegnete Reinhard lächelnd, „um einen lebendigen Luxusmenschen. Um mich selbst . . . Lieber Siebenschuh, wollen Sie mich partout nicht wiedererkennen? . . ."

Der Riese riß die Augen auf.

„Ja, wie ist mir denn," stotterte er, und dann ging ein Lachen grenzenloser Freude über sein dickes Biergesicht. „Herr Baron von Steffani," rief er dabei, „— ich denke, Sie sitzen in Japan — und ich langer Esel, wo hatte ich denn meine Augen, daß ich Sie nicht auf der Stelle wiedererkannte! ... Unverändert — auch noch so schlank wie sonst, ganz im Training, und der alte feine Mann . . ."

Die Nähe der Schreinerei merkte man. Nebenan wurde unaufhörlich gesägt, geklopft und gehämmert: es war ein Heidenlärm. Der große dicke Mann, der in seiner strotzenden Gesundheit einer lustigen Satire auf sein Sarggeschäft glich, fuhrwerkte in dem kleinen Raume umher, fand auch richtig noch einen Stuhl mit durchsessenem Rohrgeflecht und angebrochener Lehne, nahm einen dicken Shannon-Registrator aus dem Regal, griff in die Öffnung und holte eine Flasche hervor, suchte zwei Gläser aus dem Schränkchen neben der Tür, spülte sie am Ausguß der Wasserleitung aus und setzte sie dann auf den Tisch: mitten unter Rechnungen, Briefkopien, Wechselformulare und Musterbücher.

„So," meinte er, „zunächst wollen wir einen kippen. Einen Begrüßungsschluck, Herr Baron. Das ist Portwein, vierjähriges Lager, feinster Douro. Ich habe ihn mal an Stelle eines nicht eingelösten Akzepts annehmen müssen..." Er ließ den lichtroten Wein in die Gläser laufen... „Zu Ihrem Wohle, Herr Baron . . ."

„Prost, Siebenschuh... Ausgezeichnet."

„Nicht wahr?..." Siebenschuh lachte... „Na nu können wir plaudern. Sind Sie wieder beim Regiment, Herr Baron?"

„Vorläufig noch auf Urlaub. Aber mein Kommando in Japan ist zu Ende. Jetzt heißt es, sich wieder in Deutschland einleben. Zunächst muß ich Ordnung in meinen Verhältnissen schaffen — verstehen Sie? — Kläffer bezahlen, alte Schulden abstoßen, mich nach allen Seiten hin rangieren — man ist da drüben ein bissel aus dem Gleichgewicht gekommen."

„Machen wir alles, Herr Ritzmeister. Mit so einem Kavalier wie Sie habe ich gerne zu tun. Sie sind nicht leichtsinnig, spielen nicht, saufen nicht, treiben sich nicht mit den Weibern herum — Sie sind ein vornehmer Mensch. Sie sollten heiraten, Herr Baron."

„Meinen Sie, daß es an der Zeit ist?" Es muß nur die Rechte kommen."

„Wird sich schon finden. Herr Baron, ich habe überall meine Verbindungen und überall meine Finger mang. Kennen Sie eine Frau von Kuefffstein?"

„Daß ich nicht wüßte," erwiderte Reinhard unbefangen.

„Na also, wenn Ihnen die mal in die Quere kommen sollte: vor der hüten Sie sich. Die gesamten Heiratsvermittler Berlins möchten sie gern vergiften."

„Das ist eigentlich nur ein Beweis dafür, daß sie eine gewandte Frau ist," entgegnete Reinhard.

„Richtig. Aber sie ist auch persönlich ein gefährliches Weib. Die hat's in sich. Sie ist nämlich eine sehr schöne Frau — und alle Männer zappeln nach ihr. Und erst tut sie auch immer so, als ob. Aber bloß, um sie fester ranzukriegen. Wen die erst mal am Bändel hat, den läßt sie nicht so

leicht wieder locker. Den verheiratet sie einfach."

„Woher wissen Sie das alles, Siebenschuh?"

„Da war nämlich ein Leutnant aus Erfurt. Der wollte eigentlich gar nicht heiraten. Aber den hat sie auch an die Strippe gekriegt. Und wie er nu so ganz fest bei ihr saß, erklärt sie ihm eines Tages, sie hätte eine famose Frau für ihn. Gott bewahre von Provision oder so was — es geschähe alles aus Liebe und Freundschaft. Aber hastenichgesehn, wie die Hochzeit vor der Tür steht, legt sie dem Leutnant ein Akzept vor: sie hätte zuviel Auslagen gehabt, die müßten gedeckt werden. Es handelte sich um ein paar Tausend Mark. Der Leutnant unterzeichnete, denn hätte er es nicht getan und die Geschichte wäre an die große Glocke gekommen, dann hätte er schimpflich quittieren müssen. Das ist doch mal so. Nun stellte sich aber nachher raus, daß die angeblich sehr reiche Braut kaum die Kaution hatte ... Was soll ich Ihnen sagen, es kam so, daß der arme Leutnant doch noch den Abschied nehmen mußte. Heut hat er ja eine ganz gute Stellung, in einer Treibriemenfabrik — die hat sie ihm verschafft, alles was wahr ist. Aber eine Niederträchtigkeit bleibt's doch."

Reinhard ließ seinen Schnurrbart durch die Finger gleiten. „Da werde ich mich also vor ihr in acht nehmen," sagte er gedankenvoll.

„Sie brauchen die Kuefstein gar nicht, wenn Sie ernstlich heiraten wollen. Sie bringe ich alle Tage noch unter die Haube. Da können wir auch auf ein paar Damens zurückgreifen, die sonst nicht so leicht zu fassen sind, wie zum Exemplum Fräulein Böninger."

Jetzt fuhr Reinhard doch ein wenig zusammen. „Wie wer?" fragte er.

„Prost," entgegnete Siebenschuh und trank einen festen Schluck. „Immer nippen Sie aus, Herr Rittmeister — so 'n Portwein tut keinem Menschen was ... Ja, also, Fräulein Böninger steht schon seit sechs Jahren in den Listen sämtlicher Heiratsvermittler. Kolossal reich — Schwergewicht, Herr Baron, und dabei Familie feinfein, ohne Anhang, Waise, soll auch ganz betulich sein, will aber partumang nicht heiraten. Da müßte so einer kommen wie Sie. Die müßte im Sturm genommen werden — Tambur battang, Herr Rittmeister, so auf preußische Art. Und denn ist noch die kleine Martini da, Vater tot, Mutter eine geborene Heininger — wissen Sie von den Heiningers —"

„Hören Sie auf, Siebenschuh," fiel Reinhard ein, „Sie kommen zu spät mit Ihren Vorschlägen. Im Vertrauen gesagt: ich hoffe mich in den nächsten Wochen zu verloben. Aber dazu muß ich wahrscheinlich auf Reisen — muß mich neu equipieren, brauche allerhand. Brauche auch Bewegungsgelder. Wollen Sie mir die geben? Als Unterpfand würde ich Ihnen —"

„Herr Rittmeister," schrie Siebenschuh abermals, „ich bitte: nichts davon. Wenn Sie und Sie stehen so vor mir und sagen: Siebenschuh, ich brauche zwanzigtausend Mark —"

„Gerade die brauche ich."

„Abgemacht..." Siebenschuh erhob sich in seiner ganzen Größe aus dem Kreisausschnitt seines Tisches und reckte Reinhard die gewaltige Tatze entgegen ... „Da ist kein Wort mehr zu verlieren. Unterpfand — na, das fehlte mir noch. Bei Ihnen! Einen Depotwechsel, nichts weiter. Wie lange soll das Akzept laufen?"

„Ein halbes Jahr — aber es ist wahrscheinlich, daß ich es schon vorher einlöse."

„Schönchen. Sechs Prozent Zinsen: vor einer Wucherklage schütze ich mich immer. Aber Sie müssen mir noch fuffzig Kindersärge à dreißig Mark abnehmen, sonst komme ich nicht auf die Kosten. So mach' ich es immer, das wissen Sie ja. Sie kaufen die Särge, und die Kaufsumme wird dem Wechsel zugeschrieben. Die Särge bleiben gleich auf Lager, denn ich kaufe sie zurück, und Sie geben mir Quittung darüber."

„Einverstanden," entgegnete Reinhard. Er wußte: anders war es bei Siebenschuh nicht zu machen. Das obligate Sarggeschäft deckte die Wucherzinsen. Aber sonst war Herr Siebenschuh ein ehrlicher Mann, und zu fürchten brauchte man ihn nicht.

Reinhard fuhr zunächst zu dem Bankier Siebenschuhs und hob dort seine zwanzigtausend Mark ab. Dann kehrte er nach dem Hotel zurück, wo ihm der Portier einen Zettel gab: die Baronin Kuefstein hatte in seiner Abwesenheit angeklingelt. Das war das

drittemal seit seiner letzten Aussprache mit ihr, und der Zufall hatte immer gewollt, daß er um diese Zeit nicht im Hotel gewesen war. Er hatte auch nie geantwortet, und nun, nach den merkwürdigen Aufklärungen Siebenschuhs, dachte er erst recht nicht daran ...

Am folgenden Abend kam ein Rohrpostbrief von ihr: „Lieber Freund, warum so still? Ich habe ein paarmal vergeblich versucht, Dich telephonisch zu erreichen. Hast Du die Reise nach Kairo in Erwägung gezogen oder bleibst Du bei Deinem Nein? Sollte letzteres der Fall sein, so sprich baldigst wieder bei mir vor: ich möchte Dir einen neuen Vorschlag unterbreiten.

Karla."

Er wußte noch immer nicht, was er tun sollte. Wenn er die Partie mit Käthe Böninger aufgab, mußte er notgedrungen eine andere suchen. Aber es war fraglich, wo er die größere Sicherheit fand: bei der Baronin oder bei Siebenschuh ...

An diesem Abend fühlte Reinhard sich nicht ganz wohl und ging deshalb nicht aus. Am folgenden Morgen merkte er, daß eine starke Grippe ihn gepackt hatte: die Influenza grassierte wieder in Berlin. Er hielt es für zweckmäßig, den Hotelarzt rufen zu lassen, der ihm Bettruhe verordnete und ein Medikament verschrieb. Vier Tage mußte er das Bett hüten; dann durfte er wieder aufstehen, sollte aber noch Hausarrest halten, um einem Rückfall vorzubeugen. Nun schrieb er eine Zeile an die Baronin: er habe Influenza und dürfe nicht ausgehen, werde indessen zu ihr kommen, sobald er wieder genesen sei. Am andern Morgen wachte er erst durch ein Klopfen an der Tür auf. Der Briefträger brachte einen Brief: eingeschrieben und durch Eilboten zu bestellen. Reinhard sah: die Adresse trug Lilis Handschrift, die Marke war eine ägyptische.

Also eine neue Unannehmlichkeit; das war wohl sicher. Er badete erst, schlüpfte in seinen Pyjama, bestellte sich Frühstück und öffnete hierauf den Brief. Ein Scheck über zehntausend Mark, zahlbar an der Hauptkasse der Deutschen Bank, fiel ihm entgegen.

„Donnerwetter," sagte Reinhard unwillkürlich. Dann begann er zu lesen: „Lieber Reini; kriege keinen Schreck, wenn ich bitten darf. Ich wollte Dir nur sagen, daß Du ein hervorragend lieber Kerl bist. Weißt Du, daß ich das eigentlich gar nicht erwartet hatte, nachdem Du mich so schnöde vor die Tür gesetzt hast? Löwenclau hat mir geschrieben, wie Ihr den Dittmar eingewickelt habt. Hättest Du dem Alten gesagt, daß Deine Verlobung mit mir rückgängig gemacht worden sei, dann wäre das für mich natürlich ein fürchterlicher Reinfall gewesen. Sicher hätte er mich zurückholen lassen, zum mindesten aber die Vormundschaft niedergelegt, und dann hätte es neue Zerrereien gegeben, und vielleicht wäre ich wirklich noch auf ein Jährchen in eine Pension gesteckt worden. So aber entwickelt sich alles vorschriftsmäßig. Ich habe Dittmar telegraphiert, daß ich im Mena House wohne und hinzugefügt, daß ich Dich erwarte. Daraufhin ist umgehend ein Anttworttelegramm eingetroffen: das Gesuch um die Mündigkeitserklärung sei bereits eingereicht, das Einverständnis zu meiner Heirat gebe er und — staune, Reini — fünfundzwanzigtausend Mark fällige Zinsen seien mir beim Credit Lyonnais in Kairo angewiesen worden. Was das für Zinsen sind, weiß ich nicht, ist mir auch egal. Vermutlich hat sich Dittmar den Kopf zerbrochen, wovon ich hier lebe, einen Brief kündet er mir an. Jedenfalls lege ich Dir gleich zehntausend Emchen bei, weil Du nun auch wirklich hierherkommen mußt: das ist nämlich sogenannte gebieterische Notwendigkeit, Reini. Dittmar kann Dir in Berlin begegnen, und dann reißt das feine Gewebe unsrer indirekten Lügen sofort, und mir kann es hundsmiserabel ergehen. Du hast ja doch noch Urlaub und in Berlin nichts weiter zu suchen, während Du hier —

„Also, da muß ich einen Absatz machen. Mich willst Du nicht, das steht fest, und so, wie alles liegt, scheint es mir auch besser, wir gucken uns nur von der Freundschaftsseite an. Nun habe ich aber eine ausgezeichnete Remplacante für mich. Nämlich wen? Nämlich Käthe Böninger. Lieber Dragoner, die mußt Du unter allen Umständen heiraten. Sie möchte zwar als alte Jungfer versauern, weil sie behauptet, die Männer wären alle nichts wert und nur hinter ihrem Gelde her — aber man weiß ja, was auf solche Redensarten zu geben ist. Es muß nur einer kommen, den sie lieb

gewinnt — na, und — ich brauche wohl nichts weiter hinzuzufügen. Natürlich hat sie keine Ahnung von dem, was zwischen Dir und mir passiert ist, von Ver- und Entlobung und allem sonstigen Dramatischen, und braucht es ja auch gar nicht zu wissen. Wird wirklich was zwischen Euch, so bitte ich mit der öffentlichen Verlobung nur bis zu meiner Mündigkeitserklärung zu warten. Ist es soweit, dann schreibe Dittmar ruhig von der veränderten Sachlage, und die Geschichte ist abgemacht. Dann kann er mir nichts mehr tun, und was er über mich denkt, soll mir herzlich gleichgültig sein.

„Ich bitte Dich, liebster Reini, zögre keinen Augenblick und mache Dich sofort auf die Reise. Um meinet- und auch um Deinetwillen. Ich zittre vor Angst, daß Du Dittmar noch einmal in die Hände fallen könntest. Und hier ist es so herrlich — Sommer, Palmen, Pyramiden, schmutzige Beduinen, Wüste, prachtvolle Sonnenuntergänge und ausgezeichnete Verpflegung. Und dann Käthe Böninger. In vollstem Ernste, Reini: sie wäre etwas für Dich. Viel reicher wie ich, freilich auch ein bißchen älter, dafür aber sinniger und als Frau sicher bequemer. Sie hat mancherlei von früher beibehalten, was uns skeptischer veranlagten Menschenkindern vielleicht töricht erscheint; anderseits ist ihr Wesen frischer und resoluter geworden, und ihr Humor hat eine gewisse Kernigkeit angenommen, eine originelle Note. Du weißt, daß ich sie früher nicht so recht leiden konnte und daß wir uns eigentlich immer in den Haaren lagen; aber sie hat mich so liebevoll aufgenommen, daß ich förmlich gerührt bin und ihr heimlich viel abgebeten habe.

„Telegraphiere mir Deine Ankunft und grüße Olaf, wenn Du ihn sehen solltest.

Deine Lili."

Dieser Brief nahm Reinhard den letzten Rest von krankhaftem Unbehagen. Also nun war es abgemacht. Das Schicksal winkte wieder einmal. Von drei Seiten war ihm zu einer Ehe mit Käthe Böninger geraten worden: jetzt stand sein Entschluß fest. Er telephonierte an das Reisebureau und ließ sich die schnellste Verbindung mit Alexandrien mitteilen. Die ging über Neapel. Wenn er seine Angelegenheiten so beschleunigte, daß er schon morgen abend mit dem Luxuszuge abreisen konnte, so war er Sonnabends nacht in Neapel und konnte am Montag vormittag mit dem Dampfer „Kronprinz" des Norddeutschen Lloyd nach Alexandrien weiter.

‚Galopp, Reini!' rief er sich zu.

Er steckte den Scheck Lilis in seine Brieftasche. Den wollte er ihr zurückgeben; vorläufig hatte er ja zur Genüge Geld. Dann zog er sich Uniform an und fuhr zu seinem Kommandeur. Graf Brügge besichtigte den Reitunterricht in der zweiten Schwadron. Reinhard fand ihn in der Mitte der Winterreitbahn neben dem dicken Rittmeister von Laar und dem kleinen Grafen Para und hörte von der Tür aus, wie er gerade einen Sergeanten gewaltig herunterputzte.

„Sie können sich zum Train versetzen lassen, Beuchlitz," schrie er, „zur Bäckerkolonne — da gehören Sie hin! Wollen Sie nicht die Güte haben, die Schenkel zurückzunehmen? Steigen Sie ab, Beuchlitz, und schnallen Sie erst einmal die Bügel länger. Zwei Löcher länger. . . . Da sah er Reinhard im Rahmen der Türe. „I," sagte er zu dem Rittmeister, „ist das nicht Steffani?"

Herr von Laar fuhr mit der Hand an die Mütze. „Befehlen, Herr Graf," antwortete er, „das ist Steffani."

„Was will denn der? — Lassen Sie inzwischen die Hindernisse aufstellen, Rittmeister von Laar —"

Und Graf Brügge stakerte durch den Sand der Menage nach der Tür. „Tag, lieber Steffani — na, was gibt's denn?"

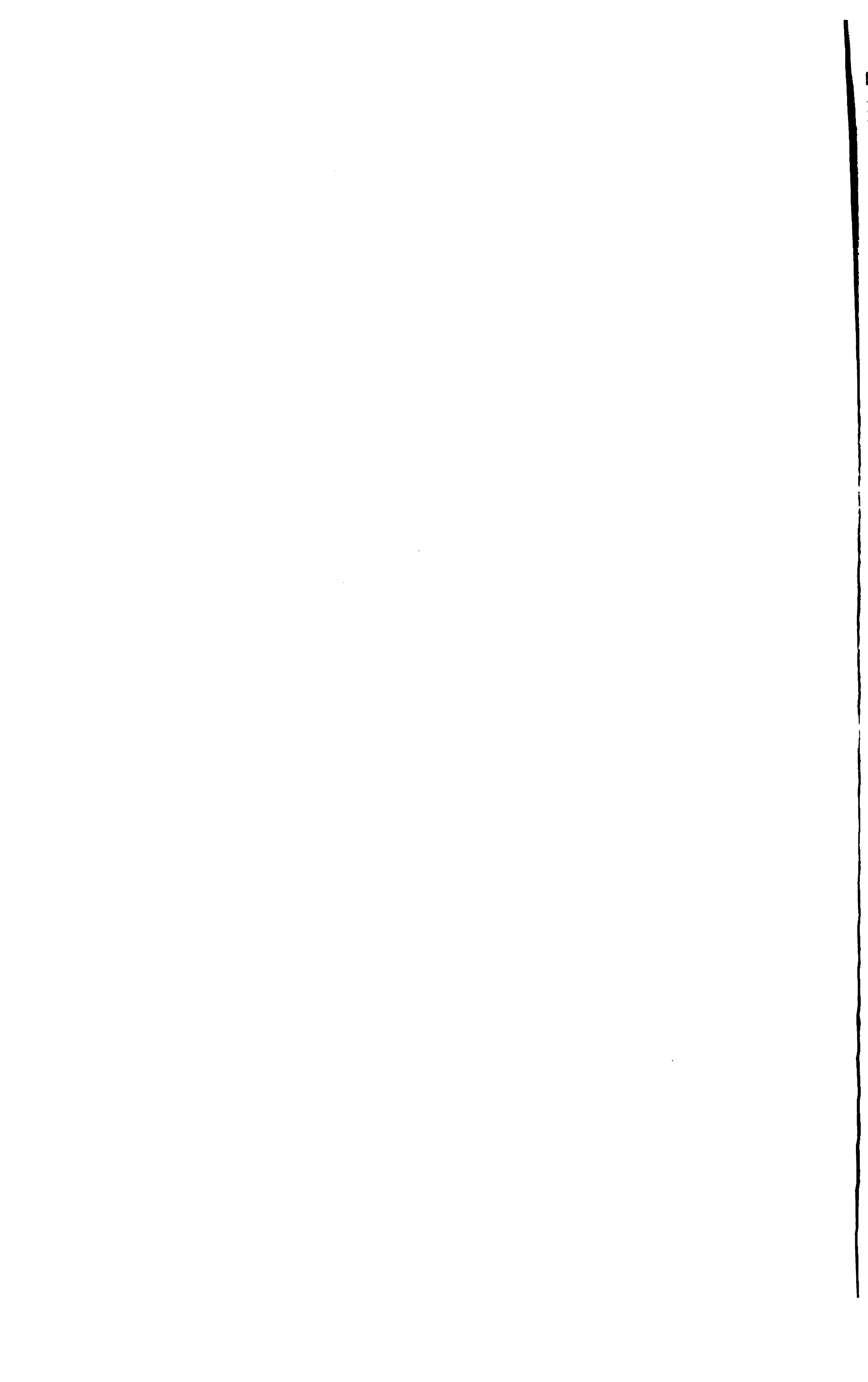
Reinhard stand in dienstlicher Haltung vor ihm. „Habe den Auftrag, den Herrn Grafen ganz gehorsamst um Entbindung meines Kommandos in Tokio zu bitten," meldete er.

„W a s haben Sie?" fragte Brügge erstaunt, und die Muskeln zuckten in seinem kleinen, eirunden Gesicht. „Auftrag — was? Von wem? . . . Kommen Sie mal in den Vorraum, hier kann man kein Wort verstehen . . . Donnert mit den Sprungstangen nicht so gegen die Bande!" schrie er in den Reitsaal zurück. Dann trat er mit Steffani in den kleinen Windschutz vor der Tür.

Reinhard überreichte ihm den Brief des Herrn von Happel und gab dazu die nötigen Erklärungen. Aber es dauerte



Bauernkirmes im Hunsrück. Gemälde von Josse Goossens



lange, ehe Graf Brügge die Sachlage verstand.

„Verfluchte Geschichte," sagte er. „Und wollen Sie sich das so ruhig gefallen lassen, Steffani?"

„Ich kann nichts dagegen machen, Herr Graf. Herr Graf ersehen aus dem Briefe Happels, daß es sich lediglich darum handelt, dem Botschafter und der japanischen Regierung Unannehmlichkeiten zu ersparen. Und diese Wahrheit wollte ich dem Herrn Grafen nicht vorenthalten."

„Was sehr verständig ist. Ich danke Ihnen, lieber Herr von Steffani. Bin auch ganz dafür, daß Sie sich ruhig fügen. Na und nu? Wollen Sie gleich wieder in die Front zurück? Wie steht's denn mit der Heiraterei? Gesuch um den Konsens haben Sie noch nicht eingereicht."

„Das ist es eben, Herr Graf. Es sind noch allerhand Formalien zu erledigen. Meine Braut ist in Kairo — und da möchte ich gehorsamst bitten, daß mir der von Seiner Exzellenz dem Herrn Botschafter bewilligte Urlaub bis zum ersten April noch belassen wird."

„Ich habe nichts dagegen. Sie wollen auch nach Kairo?"

„Zu befehlen, Herr Graf."

„Na, dann reisen Sie glücklich. Aber reichen Sie Ihr Urlaubsgesuch noch schriftlich ein — jetzt muß allens schwarz auf weiß gemacht werden. Adje, Steffani. Schreiben Sie mir mal von da unten."

Er gab ihm die Hand. Das war nun auch besorgt. Reinhard fuhr nach dem Geschäftszimmer des Regiments, seine neue Adresse aufzugeben. Es gab auch sonst noch allerlei Kleinigkeiten zu besorgen: Geldwechsel, verschiedenes für die Reise, Handbücher, einen neuen Krimstecher, einen Paß. Aber er war rechtzeitig fertig. Als die Koffer am nächsten Abend gepackt in seinem Zimmer standen, griff er nach dem Telephon und ließ sich mit Frau von Kueffstein verbinden. Er war vorsichtig: schreiben wollte er in seiner delikaten Angelegenheit nicht. Am Apparat in der Kueffsteinschen Wohnung meldete sich die Zofe, die dann die Baronin heranrief.

„Guten Abend, lieber Freund," sagte sie. „Wieder ganz gesund?"

„Dieu merci. Gestern durfte ich aufstehn. Und heute will ich leichtsinnig sein. In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Kairo."

Einen Augenblick herrschte drüben ein gleichsam verwundertes Stillschweigen. Dann sprach die Baronin weiter: „Also doch entschlossen. Ich freue mich darüber. Aber könnte ich Euer Gnaden nicht noch einmal vor der Abreise sehen?"

„Unmöglich, gnädigste Freundin. Ich habe meinen Entschluß sehr plötzlich gefaßt und noch alle Hände voll zu tun."

„Darf ich auf den Bahnhof kommen, addio sagen?"

„Bitte nicht. Bitte keinesfalls. Ich möchte alles vermeiden ... Muß ich erst aussprechen?"

„Nicht nötig. Ich verstehe schon. Aber der Herr wird schreiben?"

„Auch nicht. Absichtlich nicht. Wenn es soweit ist, schicke ich Anzeige."

„Einverstanden. Glückliche Reise."

„Merci und auf Wiedersehn."

⌘ ⌘ ⌘

Reinhard hatte von Neapel aus Tag und Stunde seiner Ankunft an Lili telegraphiert und um die Besorgung eines Zimmers gebeten. Er traf mit dem Expreßzuge von Alexandrien um die Mittagszeit in Kairo ein und sah, als er aus dem Fenster schaute, zu seiner Überraschung Lili und Käthe Böninger auf dem Perron.

„Hallo, meine Damen," rief er lustig und schwenkte seinen grauen Reisehut. „Das nenne ich liebenswürdig."

„So sind wir immer," antwortete Lili, die ihre Trauer um den Vater rasch abgelegt hatte. Sie war ganz in Weiß. „Du kannst mir ruhig einen Kuß geben. Käthe nimmt's nicht übel."

„Im Gegenteil," entgegnete Käthe, „sie freut sich darüber. Guten Tag, Herr von Steffani — lange nicht gesehen."

Sie reichte ihm die Hand.

„Daran war Japan schuld," sagte er. „Aber Japan ist aufgegeben. Die Chrysanthemen locken nicht mehr, und Kirschblüte habe ich auch in Deutschland."

Lili war erstaunt. „Du gehst nicht mehr nach Tokio?" fragte sie.

„Nein, mein Kind. Das erzähl ich dir alles später. Vorläufig habe ich Erholungsurlaub und will ihn gehörig ausnützen. Ich bin froh, daß ich aus Berlin geflüchtet bin. Ujeh, das Wetter! Fünf Tage war

ich influenzakrank. Aber nun mein Gepäck ..."

Die praktischen jungen Damen hatten ein Hotelauto mitgebracht. Die Zolluntersuchung war bereits in Alexandrien erledigt worden; ein paar Schajal brachten die Koffer in den Wagen, und dann raste das Auto durch die Straßen des neuen Kairo, über die Nilbrücke und an dem Inselhotel von Gesireh vorüber.

Man plauderte unbefangen von dem und jenem. Reinhard fand dabei auch Zeit, mit raschen, unauffälligen Blicken Käthe zu beobachten.

Sie war nicht mehr so brennend mager: das konstatierte er zunächst. Von Figur konnte man bei ihrer greulichen Kostümierung trotzdem nicht sprechen. Sie trug ein kräftig blaues Leinenkostüm mit viel zu vielen Klöppeleinsätzen und einen kleinen Matrosenhut mit blaurotem Bande auf dem schütteren Haar. Das stand ihr gar nicht. Die Jacke war zu weit, der Hut sichtlich zu eng. Alles rutschte an ihr. Und diese Farben! Aber das Gesicht war freundlich. Sehr schön waren noch immer die Augen, von dem Blau eines heiteren Märzhimmels, auch die Lippen hatten einen anmutigen Schwung und die Zähne waren gesund. Und wie gesagt: über dem ganzen Gesicht lag eine derbe Fröhlichkeit.

Der Wagen fuhr über die Kanalbrücke bei Giseh und bog in die große Lebbachbaumallee ein, die zu den Pyramiden führt.

„Sind Sie zum erstenmal in Ägypten?" fragte Käthe.

„Wenigstens in Kairo," antwortete Reinhard. „Als ich nach Japan fuhr, hatte ich nur kurzen Aufenthalt in Port Said."

„Warum brüllen Sie nicht vor Freude, da Sie nun die Pyramiden vor sich sehen? Das tun alle Touristen."

„Ich bin aber nicht Tourist genug. Auch habe ich schon Schöneres gesehen. Ich finde die Pyramiden stupid."

„Bravo," sagte Käthe. „Es gefällt mir von Ihnen, daß Sie nicht gleich in sinnlose Begeisterung versinken."

„Er begeistert sich überhaupt nicht leicht," warf Lili ein.

„O doch — das kann ich schon. Aber ich muß ein Objekt vor mir haben, das die Begeisterung lohnt. Die Pyramiden sind Prunkstücke einer barbarischen Zeit."

„Richtig," sagte Käthe. „Und wenn man weiß, daß dieselbe Zeit wahrhafte Kleinodien der Kunst hervorgebracht hat, könnte man fassungslos werden. Ich muß mit Ihnen in die Museen gehen, Herr von Steffani. Unter den Skulpturen und Goldschmiedearbeiten gibt es unvergleichliche Schönheiten. Lili ist dazu nicht zu gebrauchen. Wenn sie durch drei Säle gelaufen ist, wird sie müde und bekommt Hunger."

„Geht nur," rief Lili lachend; „ich bin froh, wenn ich daheim bleiben kann ..."

Der Wagen hielt vor dem Mena House. Araber sprangen hinzu, um das Gepäck abzuladen, die Hotelglocke schrillte, schwarzbefrackte Kellner wurden sichtbar, der Gerant nahte mit tiefen Verneigungen. Der Pensionspreis wurde besprochen und gut geheißen, dann geleitete Lili den Freund in sein Zimmer, das sich als hübsch und behaglich erwies.

„Ich muß noch ein paar Minuten mit dir allein sein," sagte sie. „Rasch eine kurze Instruktion."

„Die schriebst du mir schon. Käthe weiß nichts von unsrer verunglückten Verlobung."

„Das ist noch nicht alles. Natürlich war sie sehr verwundert über mein plötzliches Eintreffen. Da habe ich denn halb und halb die Wahrheit gesagt. Ich hätte es bei der Ohlstädt nicht mehr ausgehalten und kurzerhand meinen Vormund benachrichtigt, daß ich nach Kairo reisen würde."

„Gut, Lili. Ich bringe dir übrigens herzlichst dankend deinen Scheck zurück."

Er zog seine Brieftasche und reichte ihr das Papier.

„Brauchst du denn kein Geld?" fragte sie.

„Ich habe vorläufig noch genug."

Er schloß seinen großen Reisekoffer auf.

„Und wie denkst du über Käthe?" fragte sie lauernd.

Da wandte er sich mit hastiger Bewegung um.

„Liebe Lili," antwortete er ernst, „ich bitte dich, darüber nicht mehr zu sprechen. Ich bin hierhergekommen, weil — weil ich mich von Löwenclau verleiten ließ, Dittmar nicht ohne weiteres die Wahrheit

zu sagen — und weil ich nun die Folgen tragen muß ... Ich bedarf auch der Erholung ... Ich möchte aber unter keinen Umständen, daß du dich für eine Sache interessierst, an die ich — nun also, an die ich vorläufig gar nicht denke."

Sie lächelte. „Versteh schon. Gar so dumm bin ich ja auch nicht. Es ist immer gut, wenn man sich eine schöne Attitüde bewahrt."

Reinhard schlug den aufgeklappten Koffer wieder zu. Er schloß das Fenster, ging zur Tür, öffnete und schaute in den Korridor. Dann setzte er sich Lili gegenüber.

„Ich will dir gegenüber nicht heucheln," sagte er. „Natürlich suche ich nach einer reichen Frau. Aber ich will mich nicht an die erste beste verkaufen. Ich muß erst sehen, ob Käthe einigermaßen zu mir paßt. Die blöde Jugend, die mit der beauté de diable paradiert, hat keinen Reiz mehr für mich. Darüber bin ich hinaus. Die achtundzwanzig Jahre deiner Kusine stören mich also nicht. Aber anderes stört mich an ihr — vorläufig nur Äußerlichkeiten."

„Zum Exempel ihr Mangel an Eleganz."

„Auch das. Es ist kein Sichgehenlassen, es ist eingefleischte Philistrosität."

„Falsch, Reinhard. Es ist Widerspruch gegen die Koketterie. Ich glaube sogar mehr: es ist die Absicht, nicht gefallen zu wollen."

„Und kann ich ihr denn je eine Liebeserklärung machen? Lili, sie wird mir ja niemals glauben. Sie fühlt die Lüge heraus."

„Das wird an dir liegen. Leidenschaft darfst du ihr natürlich nicht vortäuschen. Sie ist auf Ironie eingestellt und würde dich auslachen. Du mußt die Zuversicht in ihr erwecken, daß du ihr ein ausgezeichneter Gatte sein würdest, zunächst ein liebevoller, aber auch ein verständiger Gatte, ein guter Freund. Hat sie erst dieses kräftige Vertrauen, dann hast du auch gewonnen. Begreifst du?"

„Ja — und mit leiser Verwunderung über dich. Wie bist du anders geworden!" Er stand auf und streckte sich ... „Ich will auspacken. Wollen abwarten, wie sich alles entwickelt. Helfen, verstehst du — helfen sollst du mir nicht. Ich bin schon zufrieden, wenn du meine Absichten nicht durchkreuzest."

„Was soll das wieder?" fragte sie erstaunt. „Ich habe viele Untugenden — aber hinterlistig war ich nie."

Ein leises Zittern ging durch ihre Stimme, während sie sich erhob. Da bereute er seine letzten Worte. In ihrem bodenlosen Leichtsinn steckte doch viel Gutherzigkeit; die hatte auch der künstlich genährte Zynismus Löwenclaus nicht ausrotten können.

„Ich habe es nicht böse gemeint, Lili," sagte er. „Es war eine törichte Wendung — entschuldige."

Er zog sie mit Herzlichkeit an sich — wie er es mit ihr als Kind getan hatte. Und da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„Dummer Kerl ... Soll ich dir auspacken helfen?"

„Danke schön — ich mache das besser allein. Sag', hast du nähere Nachricht von deinem Vormund?"

„Nur den in seinem Telegramm avisierten Brief, der den Inhalt der Depesche bestätigt. Wir sollen ihm unsre Hochzeit anzeigen."

„Na, das eilt uns ja nicht," rief er, schon wieder vor seinem Koffer stehend.

„Nein," erwiderte sie lustig, „das eilt uns nicht. Vorläufig antworte ich auch nicht. Übrigens scheint er sehr zahm geworden zu sein. Wenn ich mehr Geld brauchte, schreibt er, möchte ich mich nur melden. Auch lange Abrechnungen schickt er mit, aus denen ich absolut nicht klug werde. Ich glaube, ich bin sehr reich. Du warst doch dumm, daß du mich nicht genommen hast."

„Auf Kündigung? — Danke gehorsamst."

Sie stellte sich vor ihn hin und legte ihre Hände auf seine Schultern. Der Goldpunkt in ihren Pupillen begann wieder zu leuchten, und die roten Lippen schoben sich in einem merkwürdigen Lächeln über die Zähne zurück. „Und wenn ich Olaf nun schießen lasse — he? Nimmst du mich dann?"

Ihr Blick verwirrte ihn wieder: es war derselbe Blick, mit dem sie von ihm in Berlin Abschied genommen hatte. Er hatte etwas Aufrührendes in dem Widerschein seiner purpurner Tiefen.

Reinhard zwang sich zu einem Lächeln.

„Schäfchen du," sagte er. „Ich meine, wir können uns klar darüber sein, daß wir

beide kein Paar bilden würden, über das die lieben Engel im Himmel Halleluja singen könnten."

Sie ließ die Arme sinken und wandte sich um. „Du hast recht," antwortete sie. An der Tür drehte sie noch einmal den Kopf zurück. Reinhard schien, als hätten alle Züge ihres Gesichts sich verschoben, als lägen die Augen tiefer, und als wäre aus ihrem Lächeln ein unverständliches Grinsen geworden. Aber sie nickte harmlos und rief ihm zu: „Auf Wiedersehn, Reini!" —

Die Damen hatten schon ihre Bekanntschaften gemacht. Reinhard fand sie vor dem Diner in der Halle in lebhafter Unterhaltung mit einigen anderen Gästen des Hauses und wurde vorgestellt. Er behielt die Namen nur flüchtig. Ein junger englischer Offizier, der in Kairo garnisoniert und in seiner schmuck sitzenden Uniform erschienen war, schien sich besonders für Lili zu interessieren, die zu dem Diner — ohne Rücksicht auf ihre Trauer — ein tief dekolletiertes maisgelbes Chiffonkleid auf blauem Grunde angelegt hatte. Käthe — in einem modefarbenen Suhrakostüm mit zahlreichen schwarzen Sammetwimpeln — unterhielt sich mit Professor Donnhof, einem Leipziger Ägyptologen, der in der Umgebung des nahe gelegenen Beduinendorfes El-Kafr Ausgrabungen veranstaltete. Dann waren noch ein stark provinziell aussehendes französisches Ehepaar, Herr und Frau Ausone aus Montpellier, anwesend, ferner Herr von Summin, ein Agrarier aus Hinterpommern, und ein vornehmer alter Holländer mit weißem Haar und rötlichen Augen, der Jonkheer van Hecking. Alle diese Herrschaften bildeten eine gemeinsame Gruppe. Man unterhielt sich englisch, französisch und deutsch; auch der Baron aus Hinterpommern beherrschte leidlich die Sprachen, und wenn ihm eine Vokabel fehlte, fragte er Käthe.

Reinhard war von Lili als „mein Vetter Rittmeister von Steffani" vorgestellt worden. Das war in diesem Falle ganz vernünftig und erklärte das „du" und die Intimität, über die man sonst vielleicht unnötige Glossen gemacht hätte. Die drei speisten gemeinsam an einem kleinen Tische, und während des Diners fand Reinhard erste Gelegenheit zu einem näheren Kennenlernen Käthes. Ihre Toilette war wieder ungemein geschmacklos; namentlich die zahllosen schwarzsammetnen Bänder und Fähnchen, die wie nachträglich aufgenäht schienen, störten ihn. Aber ihr Wesen hatte in der Tat etwas Frisches und keck Zugreifendes bekommen; es hatte zwar die alte Herbigkeit behalten, doch gemildert durch einen burschikosen Zug und eine derbe Ehrlichkeit.

Reinhard fand ihr gegenüber sofort den richtigen Ton.

Da Mondschein war, so wollte man nach dem Diner nach den Pyramiden reiten. Aber Professor Donnhof schlug einen Spaziergang nach seinem Ausgrabungsfelde vor, und damit waren die Damen einverstanden.

„Nur nicht reiten," sagte Käthe Böninger; „Herr von Steffani, ich warne. Die Esel bocken, die Pferde sind nicht von der Stelle zu kriegen, und auf den Renommierkamelen kann man sich in der Seekrankheit üben ... Aber wir wollen uns umziehen."

Das geschah. Im Sande der Lybischen Wüste waren Frack, Lackschuhe und Dinertoiletten nicht angebracht. Reinhard hatte sich rasch in ein bequemes Touristenkostüm geworfen, auch die Damen ließen nicht lange auf sich warten. Im letzten Augenblick baten noch Herr von Summin und Sir Crichton, der englische Leutnant, sich anschließen zu dürfen, und nun marschierte man los.

In der Nähe der großen Pyramiden hatten die deutschen Forscher einen umfangreichen Tempelbau aufgedeckt, und ein paar hundert Schritt weiter wehte auch die deutsche Fahne über den Zelten und Holzbaracken der Expedition. Donnhof befahl einigen eingeborenen Arbeitern Fackeln zu entzünden und führte seine Gäste durch die Ausgrabungen. Er war ein trockener Gelehrter, und wenn er sprach, hörte es sich an, als doziere er vom Katheder herab. Aber lebendiger als er sprachen die monolithischen Granitpfeiler, die ungeheueren Alabasterblöcke, die fast lückenlos übereinandergeschichteten Felsplatten, die von einer vollendeten Beherrschung der Materials Zeugnis ablegten.

„Ich glaube, wir werden unsre Ansichten von heute mittag revidieren müssen, Herr von Steffani," sagte Käthe Böninger. „Im

Kolossalen kann doch auch eine hoheitsvolle Würde liegen."

Schließlich fanden sich auch noch der Assistent Donnhofs ein und ein junger Beamter aus dem Ägyptischen Museum, mit denen man in das Zeltlager zurückkehrte, wo den Gästen Tee vorgesetzt wurde. Das war nun sehr romantisch. Die Damen saßen in der kleinen Baracke auf Feldstühlen. Eine Öllampe brannte auf dem wackligen Tische und zwischen den Ziegelsteinen eines primitiven Kamins ein Kohlenfeuerchen, auf dem ein grinsender Kopte das Teewasser zum Sieden brachte. Über die Stampferde des Bodens huschte eine kleine Eidechse; durch das geöffnete Fenster lugte die Apfelsinenscheibe des Mondes aus dunstigem Himmel.

Professor Donnhof zeigte noch einige zum Totenkult gehörige, neu aufgefundene Gegenstände: eine Osirisstatuette, einen Totenkegel aus gebrannter Erde, eine Maske, ein Kästchen für Grabfiguren. Dann mußte man an den Aufbruch denken. Diesmal bildeten Reinhard und Käthe den Abschluß.

„Geben Sie mir den Arm, gnädiges Fräulein," sagte Reinhard. „Der Boden ist mit Geröll bedeckt — Sie könnten leicht fallen."

Sie schob ohne weiteres ihren Arm unter den seinen. „Schön' Dank," antwortete sie. „Wo sind die andern? Man sieht gar nichts."

„Sie gehen voran. Ich höre das Kichern Lilis."

„Sie kokettiert wieder einmal auf Teufelholen."

„Ja — das tut sie immer noch gern, falls sich eine Gelegenheit bietet. Sonst ist sie reifer geworden."

„Zweifellos. Wenn sie in gute Hände käme, würde ich nicht für ihre Entwicklung fürchten."

„Es ist die Frage, was Sie unter guten Händen verstehen. Die bewegende Kraft in ihr ist der Widerspruchsgeist. Nur einer, den sie selbst von ganzem Herzen liebt, würde sie zügeln können."

„Glauben Sie das?"

„Ich vermute es. Natürlich müßte dieser Eine eine starke Individualität auch in moralischem Sinne sein."

„Gewiß. Ihr Freund Löwenclau ist das leider nicht. Ich bin damals, als ich noch im Könnekeschen Hause lebte, öfters mit ihm zusammengekommen. Seine ganze Weltanschauung beruht auf falschen Schätzungen."

„Gnädiges Fräulein, ich denke, daß er sich zuweilen an der eigenen Rhetorik berauscht. Vergessen Sie nicht, daß es Mode geworden ist, den Leumund der Moral äußerst gering zu schätzen. Aber meist nur mit dem Munde."

„Mag richtig sein. Trotzdem: ich habe den Einfluß Löwenclaus auf Lili immer sehr ungünstig beurteilt. Sie besitzt eine große Aufnahmefähigkeit, und ihrem eigenen Oppositionsgeist entspricht das ewig Verneinende in seinem Wesen. Ich würde es für ein Unglück halten, wenn die beiden sich heiraten wollten ..."

Reinhard schwieg einen Augenblick. Es war klar, daß auch Käthe Böninger nichts von den häuslichen Verhältnissen Löwenclaus wußte. Und er hatte keine Ursache, sie zu verraten.

„Ich habe etwas auf dem Herzen, Herr von Steffani," begann sie von neuem. „Darf ich eine Frage an Sie richten?"

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein."

„Ich habe immer geglaubt, daß Sie und Lili einmal ein Paar werden würden. Ist das ganz ausgeschlossen?"

„Vollständig. Sie können auch fragen warum. Weil Lili sich niemals in die gesellschaftlichen Verhältnisse einer Offiziersfrau schicken würde. Überdies, gnädiges Fräulein: ich bin viel zu alt für die Kleine."

„Ist ein Mann je zu alt für ein Mädchen?"

„Ja, das ist eine Frage, über die wir Tag und Nacht debattieren könnten, ohne zum Abschluß zu kommen. Man müßte sie von Fall zu Fall betrachten."

Käthe war stehengeblieben. „Wo sind wir eigentlich?" fragte sie. „Und wo sind unsre Begleiter?"

Reinhard schaute sich um. „Ich sehe sie auch nicht mehr," erwiderte er. „Sie müssen einen andern Weg genommen haben, und wir haben im Eifer der Unterhaltung nicht darauf geachtet. Teufel, ist das dunkel! Der Mond ist noch da, aber er sieht wie eine versagende Petroleumlampe aus. Warten Sie einen Augenblick, gnädiges Fräulein, ich will mich zu orientieren versuchen. Nach links dürfen wir uns nicht

halten, da kommen wir in die Totenstadt hinein. Der Koloß rechts muß der Cheops sein, die Lichter dahinter stammen vermutlich von dem Araberdorf. Und das Helle gerade vor uns ist der Scheinwerfer des Mena House. Also en avant. Sie sind doch nicht müde? Wir haben noch ein ganzes Stück zu laufen."

„Gott bewahre, ich bin nicht müde," entgegnete sie und hing sich wieder an seinen Arm. „Aber ich freue mich doch, daß ich Sie bei mir habe. Was sind das für dunkle Gestalten, die hier überall umherhuschen?"

Sie hatte kaum ausgesprochen, als die beiden plötzlich mitten in einer Horde von Beduinen standen, die aus dem Schwarz der Gräberstadt wie lemurenhafte Erscheinungen auftauchten. Käthe erschrak unwillkürlich vor dem verdächtigen braunen Gesindel, stieß einen leisen Schrei aus und drängte sich dichter an Reinhard.

„Keine Angst," sagte er beruhigend, aber seine Hand griff dabei doch nach seinem kleinen Taschenrevolver. Die Kerle hüteten sich vor zu großem Geschrei. Zweifellos hatten sie hier auf der Lauer gelegen, um verspätete Touristen anzubetteln oder einen Gelegenheitsdiebstahl auszuführen, denn Polizisten gab es um diese Zeit nicht mehr auf dem Pyramidenfelde. Sie bettelten auch jetzt gehörig, umdrängten die beiden, streckten die Hände aus und baten auf englisch, französisch und deutsch um einen Backschisch. Reinhard kannte die Bande. Hätte er ein paar Piaster unter sie geworfen, so würde er ihre Unverschämtheit noch mehr gereizt haben. Er begnügte sich also damit, seinen Stock fester mit der Linken zu umspannen, ihnen ein drohendes Wort zuzurufen und dann weiter zu gehen.

Aber die Kerle wichen nicht. Sie vertraten ihm den Weg und wollten ihm allerhand, natürlich gefälschte kleine Altertümer verkaufen: Statuetten, Skarabäen, Bronzenadeln, Amulette, die sie aus ihren Lumpen hervorzogen. Und plötzlich schrie Käthe abermals auf. Man hatte ihr das kleine Handtäschchen, das sie am Arme trug, weggerissen.

Nun wurde Reinhard wütend. „Verdammtes Gesindel!" schrie er auf deutsch. Er zog seinen Revolver. Der Hahn knackte. Und im Augenblick verschwanden die Beduinen: sie tauchten unter, sie waren wie fortgewischt. Ein letztes Dunkel sprang an ihnen vorüber: auf allen Vieren, wie ein Schakal. Dann herrschte Totenstille.

„Sie sind bestohlen worden?" fragte Reinhard.

„Man hat mir meinen Pompadour entrissen."

„Enthielt er Wertvolles?"

„Nein — ein Taschentuch und ein paar Pfund in Gold."

„Es ist empörend, daß die Regierung das infame Gesindel noch immer duldet. Was nützt es, wenn ich den Diebstahl anzeige? Man wird den Scheich verhören, und damit ist die Geschichte abgemacht."

„Lassen wir die Sache auf sich beruhen," erwiderte Käthe. „Die paar Goldstücke machen mich nicht ärmer. Vor allen Dingen wollen wir uns eilen, nach Hause zu kommen. Bin ich froh, daß ich Sie neben mir habe! Die Kerle hätten mich massakrieren können."

Reinhard lachte. „Dazu sind sie doch wohl zu vorsichtig," sagte er. „Sie haben ein bissel Furcht gehabt, nicht wahr?"

„Das kam unwillkürlich. Ich danke Ihnen, daß Sie mich beschützt haben."

„Aber, gnädiges Fräulein —"

„Nun ja — die Drohung mit dem Revolver hat die Bande erschreckt. Gehen wir denn richtig?"

Es war so. Man hatte den Gang des Plateaus erreicht und stieg nun abwärts auf dem nicht zu verfehlenden Wege zwischen den gegen den Flugsand aufgeführten Steinmauern. An der kleinen italienischen Villa rechtsseitig der Straße kamen ihnen schon Professor Donnhof, Herr von Summin, Sir Crichton und Lili mit Laternenträgern entgegen. Sie hatten in der Tat einen näheren Weg gewählt und sich geängstigt, daß die beiden anderen sich im Dunkel der Nacht verirren könnten. —

Als Reinhard zu Bett ging, überschlug er die Sachlage. Er entsann sich: Käthe hatte ihn eigentlich immer ganz gern gehabt und war auch nur aus Gefälligkeit für ihn zu Lili gezogen. Er war ihr noch so sympathisch wie damals: daran zweifelte er nicht, und der freundliche Zufall hatte durch die Spitzbüberei der Beduinen

dafür gesorgt, daß sie sich auch gleich ein **wenig** nähertreten konnten. Die Einlei**tung** ließ sich also nicht übel an; nun mußte **er den** Eroberungsplan geschickt weiter ver**folgen**. Zunächst mußten die geistigen **Interessen** sich finden. Das konnte nicht **schwer** sein, wenn Lili vernünftig war und **sie auf** einige Stunden am Tage allein **ließ**. Das Freundschaftsverhältnis mußte **erst** gefestigt werden. Es mußte dahin **kommen**, daß sie ihn auch entbehren lernte. **Da** dachte er an ein kluges kleines **Manöver**. Er wollte sich eines Tages verabschie**den** und eine Reise vorschützen: eine längere Jagdpartie in das Innere oder etwas Ähnliches. Er konnte auch, wenn er inner**lich** seiner Sache sicher war, Vabanque spielen und vorgeben, sein Urlaub gehe zu Ende. Das mußte die Entscheidung beschleunigen ...

‚Gemeinheit,' sagte er sich, als er das elektrische Licht auf seinem Nachttisch ausdrehte. Aber eine andere Stimme sprach zögernd dagegen: ‚Keine Gemeinheit, nur Lebensweisheit. Denn nicht ihr Geld soll ja der Einzelzweck deiner Ehe sein, sondern die Hoffnung, endgültig über die Lügen des Lebens zu quittieren. Erreichst du das, so hast du ihr mehr zu verdanken als ihre Millionen. Aber auch s i e soll dir danken können. Die Ehe soll Sonne um sie verbreiten.'

⁂

Vom nächsten Tage ab begann er das Kriegsspiel, das ihn hergeführt hatte. Er fuhr am Nachmittag mit Käthe in das Ägyptische Museum und begeisterte sich ehrlich mit ihr im Anblick einer untergegangenen Kultur. Es lag in Käthes Art, sich vorzubereiten; sie hatte schon ein paarmal das Museum besucht und wußte gut Bescheid. Und sie freute sich sichtlich, daß Reinhard mit Interesse ihren Erklärungen lauschte und im allgemeinen ihren Ansichten zustimmte. Nur dann und wann widersprach er; da warf er geflissentlich eine Streitfrage auf, um der Unterhaltung größere Anregung zu geben und sich selbst in hübschere Pose setzen zu können. Das machte er sehr geschickt.

Von nun ab besuchten die beiden häufig gemeinsam die Sehenswürdigkeiten Kairos. Lili hielt sich zurück. Sie erklärte, viel zu faul zu sein, um sich an diesen langweiligen Rundfahrten zu beteiligen. Man besuchte die Hassan-Moschee, die Gamia Mohammed Ali, die Zitadelle, die Universität, schlenderte durch die Basare, nahm den Tee auf Shepheards Terrasse und ergötzte sich an dem bunten Trubel des Straßenlebens.

Bei einer solchen Gelegenheit fand Reinhard den ersten Beweis für das Sieghafte seiner Umlagerungskunst. In dem Schauladen eines großen Modebasars am Opernplatz sah er eines Tages eine schöne Toilette aus altrosa Marquisette mit Ekrüguipuren inkrustiert.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wie hübsch," sagte er. „Das würde Ihnen ausgezeichnet stehen. Am Mittwoch ist der Ball im Gesireh Palace, den wir besuchen wollen. Da können Sie die Toilette zum erstenmal tragen."

„Ist sie nicht zu kostbar für mich?" fragte Käthe, trat aber doch näher und nahm das Kostüm interessierter in Augenschein.

„Darf ich einmal ehrlich sein, Fräulein Käthe?"

„Sind Sie es nicht immer?"

„Wenigstens gebe ich mir Mühe. Also ich finde, Sie verstehen sich nicht zu kleiden. Das liegt nicht etwa an Ihrem Geschmack, den ich schätzen gelernt habe, sondern an Ihrer Gleichgültigkeit gegen äußere Dinge."

„Lieber Gott, für wen soll ich mich denn hübsch anziehen?" fragte Käthe unter hellem Erröten.

„Für Ihre Umwelt, in der es doch auch Leute gibt, bei denen die Gleichgültigkeit aufhört."

Sie stand dicht vor dem Schaufenster und hatte, da sie ein wenig kurzsichtig war, ihre Lorgnette gezogen. „Das Ding ist sicher sehr teuer," sagte sie; „aber ich will es kaufen, um Ihnen gefällig zu sein. Kommen Sie mit ..."

Am Abend vor dem Diner klopfte sie bei Lili an, die eben aus dem Bade kam.

„Lilichen, heute bin ich aber mal leichtsinnig gewesen," begann sie.

„Das halte ich für unmöglich, Käthe, oder dein ganzes Innere muß sich gekrempelt haben."

„Hat sich auch ein bißchen. Ich habe eine Balltoilette für dreißig Pfund gekauft."

Lili setzte sich auf den nächsten Stuhl. „Mein Gott, was habe ich für einen Schreck

bekommen. Käthe, ich kenne dich nicht wieder."

„Ich kenne mich selbst nicht wieder. Sage mal, findest du auch, daß ich mich unvorteilhaft anziehe?"

„Aber wie! Unerhört greulich. Wie alt bist du? Achtundzwanzig. Na, und du ziehst dich an, als ob du bereits eine gediegene Achtundvierzigerin wärst."

„Danke."

„Bitte."

„Ich verstehe nicht viel von Toilettefragen. Ich glaube, ich bin auch geizig."

„Natürlich bist du das. Wer so reich ist wie du, hat die Verpflichtung, seine überflüssigen Moneten unter das Volk zu bringen. Aber du bist auch dumm, geliebte Freundin. Du entstellst dich absichtlich. Heute nicht: das schwarze Sammetkleid mit der Brügger Spitze kleidet dich gut. Heute scheinst du auch ein anständiges Korsett zu tragen. Du hast eine sehr hübsche Figur, bloß merkt man davon gewöhnlich nichts. Du bist immer so pummlich angezogen."

„Schimpfe nicht wieder. Hilf mir lieber. Du bist ein koketter Racker und verstehst das Inszenesetzen. Ich möchte mich von nun ab ein bißchen anständiger kleiden."

Lili fuhr in die Höhe. „Käthe, das ist ein glorioser Gedanke!" rief sie. „Wer hat dich darauf gebracht?"

„Niemand," erwiderte sie verlegen. Und dann überwog ihre Ehrlichkeit. „Ich will dir sagen, wie es kam," fuhr sie fort. „Ich ging heute mit Steffani —"

„Aha!" rief Lili.

„Warum denn aha?" Sie wurde verwirrt ... „Also, Lili, dann erzähl' ich nicht weiter."

„Ist auch nicht nötig. Steffani hat guten Geschmack und liebt eine gewisse Eleganz. Paß' mal auf, wie ich dich ausstaffieren werde. Morgen geht's los. Du mußt einen nagelneuen Trousseau bekommen. Du hast ja gar nichts. Über deine Wäsche könnte jede Volksschullehrerin die Nase rümpfen. In deine Taschentücher würde sich keine gebildete Aztekenfrau schnauben. Strümpfe wie die deinen trägt heute keine Souffleuse mehr. Ich ziehe dich von Grund aus neu an."

Käthe veränderte ihren äußeren Menschen, und alle Welt im Mena House riß die Augen auf. Nur Steffani tat so, als bemerke er durchaus nichts Auffallendes. Aber er freute sich doch. —

Der Ball in Gesireh Palace Hotel auf der Nilinsel bot ein farbenprächtiges Bild des kairenischen gesellschaftlichen Lebens. Natürlich hatte England die Vorhand; die stattlichen Erscheinungen der Offiziere in ihren knapp sitzenden hübschen Galauniformen verdrängten fast den schwarzen Frack. Auch vom Hofe des Khedive hatten sich einige bekannte Persönlichkeiten eingefunden, und gegen elf Uhr tauchten sogar, zuerst unbemerkt, dann allgemein erkannt, die Prinzen Muhammed Ali und Abbas auf, begleitet von zwei Kammerherren und einem Flügeladjutanten.

Da die Nacht warm war, so promenierte man in den Tanzpausen in dem prachtvollen, festlich erleuchteten Park des Hotels. Reinhard hatte ein paarmal mit Käthe getanzt, sie dann aus den Augen verloren und suchte sie nun, um sie zum Souper zu führen. Er traf sie in der Nähe der ehemaligen Haremsgebäude am zweiten Springbrunnen, der durch das weiße elektrische Licht in Silberglanz getaucht wurde.

„Warum so allein?" fragte er.

„Eine ästhetische Laune, Herr von Steffani," entgegnete Käthe. „Hinten am Nil ist es wundervoll. Da steht ein alter Teakbaum, unter dem ich ein bißchen geträumt habe. Wo steckt Lili?"

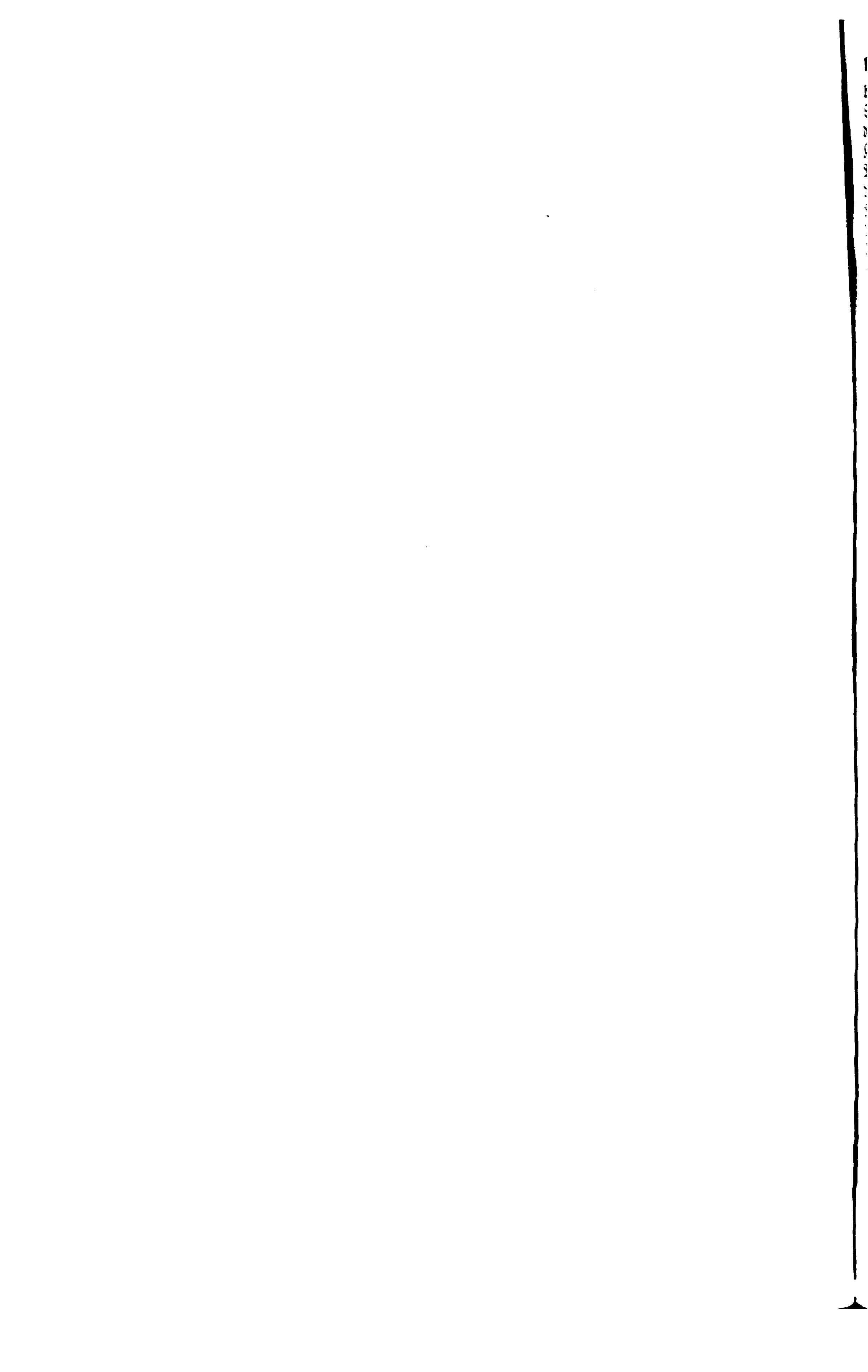
„Sie wird viel umschwärmt und sieht wie ein Badeengelchen aus. Darf ich Ihnen ein Kompliment über Ihre Toilette sagen?"

Sie lächelte. „Nein. Oder ich müßte Ihnen das Kompliment zurückgeben. Denn Sie sind ja die Veranlassung, daß ich diese Toilette trage. Aber lassen wir die Kleiderfrage: ich will Ihnen Schöneres zeigen."

Sie geleitete ihn an dem arabischen Kiosk vorüber zu einer Gruppe Sykomoren auf einer kleinen Anhöhe am Nil. Hier war es still. Die Ballgäste blieben in den Gartenanlagen vor dem Schlosse; nur zuweilen tönten ein paar leise Musikklänge wie das Zirpen von Heimchen herüber. Die Wipfel der Sykomoren waren so dicht, daß das Mondlicht nur in dünnen zitternden Streifen zwischen den herzförmigen Blättern und den Doldentrauben hindurchdringen konnte, und da ein leiser Wind die Krone



Bildnis der Frau B.
Gemälde von Ludwig Wieden



bewegte, so tanzte es wie schillernde Schlangen über den schwarzen Boden. Von dieser Anhöhe aus sah der Wunderbau des Kiosks am Rande des Weihers wie ein Märchentraum aus; weiter hinten, zwischen dem dunklen Grün der Araukarien, die ihr Nadelgefieder im Mondenschein badeten, leuchteten die bunten Ballongirlanden der Illumination. Die Fassade des zum Gasthaus gewordenen ehemaligen Lustschlosses trat scheinbar zurück vor dem ungeheuren Glanz des elektrischen Lichts, der sie umschwamm. Auf der Nilseite aber führte der Mond allein die Herrschaft. Die optische Täuschung war so groß, daß das schmutzige Wasser fast bernsteingelb erschien; eine ruhende Dahabije zeichnete in den feinen Umrissen einer sauber geschnittenen Silhouette sich ab. Auch der Hintergrund, die Vorstädte Ismailije und Bulak, lehnte sich in schwarzen, ausgezackten Konturen gegen den Horizont.

„Es ist merkwürdig," sagte Käthe, „wie leicht bei mir der Anblick eines schönen Naturbilds die Gedanken umsetzt..." Sie legte ihre Hand auf seinen Arm ... „Sie sind nicht religiös, Herr von Steffani? Wohl selbstverständlich nicht, denn der moderne Mensch und die Religion scheinen ja Größen unvereinbarer Art ..."

Er mußte ein Lächeln unterdrücken. Er dachte an die Gartenszene im „Faust" und an Gretchen Frage: „Sag, wie hast du's mit der Religion?" ... Sie forschte ihn aus.

„Ich bin es nicht in dogmatischem Sinne," antwortete er vorsichtig. „Aber ich bin auch kein Atheist. Vor allem respektiere ich den Glauben, wenn er sich nicht in Kleinkrämerei und Fatalismus verliert."

Ihre schönen blauen Augen blickten sinnend über das bewegungslose Wasser.

„Kleinglaube ist Unglaube," entgegnete sie, „es ist die Angst schwacher Gewissen."

Reinhard wurde es unbehaglich. Theosophischem fühlte er sich nicht gewachsen.

„Bleiben Sie so stehen," sagte er, „genau so, den Blick dem Monde entgegen. Ich wußte nicht, daß Sie zur Mystik neigen. In diesem Moment liegt unverkennbar ein schwärmender Ausdruck in Ihren Augen. Jetzt könnten Sie Bilder stürmen oder zu einem Kreuzzuge aufrufen."

Nun lächelte sie. „Keins von beiden, lieber Freund. Aber ein bißchen Recht haben Sie doch. Es geht ein gewisser Dualismus durch meine Natur, und in stillen Stunden angle ich nach Ausgleichen. Das ist so eine Art metaphysischen Lebensdrangs, der nach Geheimnissen zu schürfen sucht — und im Grunde doch nur Unbefriedigung."

„Das ist es — zweifellos. Wir leiden ja alle an ihr. Suchen alle nach größeren Werten und finden sie schließlich nur —"

Er stockte einen Augenblick, und sie schaute ihn fragend an.

„Nur —?"

„Nur in der Liebe," schloß er.

Sie wurde flammendrot, lächelte aber wieder: ein Lächeln verhaltener Ironie.

„Haben Sie das selbst gefunden, Sie großer Seelenkenner?" fragte sie trocken.

„Nein. Aber ich möchte es finden. So wie Sie mich hier vor sich sehen, gehöre ich zu den Bemitleidenswerten, die noch nie geliebt haben — ich meine, eindringlich geliebt, — bis zur Verzweiflung geliebt, hangend und bangend. Das glauben Sie nicht: ich sehe ein spöttisches Zucken um Ihren Mund, ein Zucken, das mich verdrießt. Und wenn Sie nicht einen so hübschen Mund hätten —"

Er wurde verwegen und versuchte sie zu umschlingen. Er vergaß jede feine Vorberechnung und setzte sein Alles auf eine Karte.

Aber sie war nicht wie Frau von Kueffstein. Sie schlug ihn energisch auf die fürwitzige Hand und riß sich los: ohne erzürnt zu sein, mit einem Flackern überlegenen Humors in den Augen.

„Vorsicht, Steffani," rief sie. „Sie vergaloppieren sich."

Er verneigte sich.

„Bitte um Entschuldigung," sagte er. „Ich war ungezogen. Es soll nicht wieder geschehen. Doch nun hören Sie mich einmal ruhig an."

„Nicht eine sogenannte Liebeserklärung. Sie sehen so aus, lieber Freund, als ob Sie gleich loslegen wollten. Aber ich schenke Ihnen das Geständnis. Wir wollen doch keine Komödie miteinander spielen, Sie und ich. Wenn Sie ... Still," unterbrach sie sich plötzlich. „Das ist Lilis Stimme ..."

Sie war es und rief nach Käthe. Lili

stürmte in fliegendem Kleide daher, drei Offiziere hinter ihr und zuletzt Herr von Summin mit bordeauxrotem Angesicht. In der Ferne leuchtete auch der weiße Bart des alten Jonkheer van Heeking.

„Hallo, hier bin ich," rief Käthe zurück.

„Nehmt sie gefangen," schrie Lili, „und schleppt sie an den Soupertisch. O Käthe, wo steckst du nur? Wir warten alle auf dich und hungern und dürsten ..." Nun sah sie Reinhard und sank zu einer tiefen Verneigung in die Knie ... „Ah, — auch der Vetter Steffani! — Unsern Gruß, hoher Herr. Stören wir euch in der Deutung der Sterne? ..."

Er machte gute Miene zum albernen Spiel und lachte. „Im Gegenteil. Die Sterne haben uns gesagt, daß im Speisesaal die Schüsseln dampfen. Die frische Luft hat unsern Appetit gestärkt."

„Sir Crichton, geben Sie meiner Kusine den Arm," ordnete Lili an. „Wir wollen im Triumphzuge nach dem Hotel zurück."

Sie selbst hing sich an Reinhard. Er schämte sich ihrer. Sie sah wie eine Mänade aus: mit erhitztem Gesicht und zerzaustem Haar. Sie hatte keinen Tanz ausgelassen. Das Kleid hing von ihren nackten Schultern, als wolle es jeden Augenblick vollends herabgleiten.

„Ist es soweit?" fragte sie.

„Was?"

„Dummchen — ich meine, hast du dich aussprechen können?"

„Nein. Gar kein Gedanke. Frage nicht erst."

Sie schwieg verletzt. Dann entzog sie sich ihm und hing sich an die Arme der beiden Leutnants, die trotz ihrer englischen Steifheit entzückt von dem wilden Mädel waren. —

Während des Soupers saß Reinhard nicht neben Käthe, fand auch im weiteren Verlaufe des Ballabends keine Gelegenheit, sich ihr allein nähern zu können. Der alte Jonkheer van Heeking ging plötzlich nicht mehr von ihrer Seite. Darüber ärgerte sich Reinhard. Er hätte gern Gewißheit gehabt, ob ihre kecke Durchschneidung seines Werbungsgesuchs endgültige Entscheidung sein sollte. Er war beunruhigt und machte sich Vorwürfe, zu stürmisch vorgegangen zu sein.

Zu ein Uhr nachts hatte er sich das Hotelautomobil bestellt. Der Ball war beendigt, doch Lili wollte noch bleiben. Es bedurfte einiger energischer Worte von Reinhard, um auch sie zum Aufbruch zu bewegen. Mürrisch stieg sie in den Wagen und nahm neben Käthe Platz.

Unterwegs wurde wenig gesprochen. Nur einmal sagte Reinhard zu Käthe: „Der alte holländische Jonkheer hatte Sie ja gewaltig in Anspruch genommen, gnädiges Fräulein?"

„Er ist ein liebenswürdiger Herr," erwiderte Käthe, „und hatte mir viel zu erzählen. Ich habe seinen ganzen Lebenslauf kennen gelernt."

„Er macht unstreitig einen vornehmen Eindruck," warf Lili ein.

„Gewiß. Er war Resident in Java und hat da seine Frau verloren. Seine beiden Söhne sind aktive Offiziere ... Übrigens hat er mir einen Antrag gemacht," fügte sie nach kurzer Pause hinzu.

„Was?!" rief Lili erstaunt. Sie wurde wieder munter. „Erzähle, Käthe! Einen richtiggehenden Antrag?"

„Ja — — aber, Lili, ich bitte dich, sei diskret."

„Selbstverständlich."

„Interessant," sagte Reinhard. „Wie alt mag der Jonkheer sein?"

„Auch das hat er mir nicht verhehlt. Achtundsechzig. Aber er sei trotz Java noch gesund und rüstig — nur fühle er sich einsam. Im Sommer lebt er auf seinem Gute bei Apeldoorn, im Winter reist er meist ..." Ein Lächeln ging über ihr Gesicht ... „Das Gut würde er mir vererben — die Söhne wären versorgt."

„Nun sieh mal an," rief Lili, „ein Gut bei Apeldoorn? Wo liegt denn Apeldoorn?"

„Ich weiß nicht. Ich habe in aller Höflichkeit abgelehnt."

Der Wagen hielt, und damit wurde das Gespräch unterbrochen. —

Beim ersten Frühstück am nächsten Morgen wartete Reinhard vergeblich auf Käthe. Sicher schlief sie noch: der Ballabend mochte sie ermüdet haben. Reinhard fand unter seiner Post auch einen Brief des Grafen Brügge vor: die Angelegenheit seiner Enthebung von dem Kommando in Tokio sei in allen Ehren erledigt worden, und der

Rote Adler dritter schwebe schon in der Luft. Zum Schluß fragte Brügge, wie es denn nun um die Heirat stehe.

Das wußte Reinhard selbst nicht. Er hatte schlecht geschlafen und zergrübelte sich den Kopf, wie er die Dummheit von gestern würde gutmachen können. Schließlich ging er in den Khedivial Sporting Club, um eine Partie Tennis zu spielen, und kehrte zum Lunch in das Hotel zurück. Da er Käthe noch nicht im Speisesaal vorfand, so suchte er kurz entschlossen ihr Zimmer auf und klopfte bei ihr an.

„Herein," rief sie. „Treten Sie nur näher, Herr von Steffani — ich möchte Sie sowieso gern sprechen."

Er begrüßte sie. „Der Abend gut bekommen?" fragte er.

„Der Abend ja, aber der Morgen nicht. Mir ist ein seltsamer Brief zugeflogen. Sie kennen den Generalkonsul Dittmar?"

„Den Vormund Lilis — jawohl," entgegnete Reinhard mit stockender Stimme. Ihm ahnte eine peinliche Auseinandersetzung.

Käthe nahm den Brief vom Schreibtisch und reichte ihn Steffani.

„Nehmen Sie Platz und lesen Sie," sagte sie. „Der Inhalt verträgt sich nicht recht mit dem, was Sie mir neulich mitteilten."

Und Reinhard las: „Sehr geehrtes Fräulein Böninger, entschuldigen Sie, wenn ich mir Ihre Vermittlung erbitte. Ich hatte Lili ersucht, mir ihre Verheiratung oder wenigstens ihre offizielle Verlobung mit Herrn Rittmeister von Steffani rechtzeitig schreiben zu wollen. Sie läßt aber nichts von sich hören. Nun liegt die Sache so, daß am 27. März, ihrem achtzehnten Geburtstag, ihre Volljährigkeitserklärung erfolgen soll, die ich beantragt habe. In diesem Antrage habe ich ausdrücklich betont, daß Lili vor ihrer Verheiratung stehe und aus diesem Grunde ihre gesetzliche Mündigkeit erwünscht sei. Mir liegt also sehr an einer bündigen Anzeige des Datums ihrer Hochzeit, und bitte ich Sie freundlichst, mir dieselbe baldmöglichst übermitteln lassen zu wollen.

Mit dem Ausdruck meiner besonderen Hochachtung Ihr ergebenster

Christian Dittmar."

Reinhard hatte sich bei der Lektüre dieser Zeilen ein wenig verfärbt. Aber er behielt seine Fassung.

„Der Brief spricht eine Wahrheit aus, die nicht Tatsache ist," sagte er. „Aber ich möchte den Widerspruch nicht allein erklären. Lili mag Zeugin sein. Gestatten Sie, daß ich sie hole?"

„Gern, Herr von Steffani."

Lili bewohnte das Zimmer gegenüber. Reinhard ließ absichtlich die Tür zu dem Salon Käthes offen, klopfte bei Lili an und rief sie.

„Bist du schon angezogen, Lili?"

„Ja — ich komme sofort zu Tisch."

„Sei so freundlich, erst einmal bei Fräulein Böninger vorzusprechen. Es ist etwas Wichtiges passiert."

„Oho. Hoffentlich erfreuliches. Ich bin gleich drüben."

Sie kam, und Reinhard gab ihr den Brief Dittmars, den sie ohne Erregung durchflog. Sie war viel zu klug, um sich einschüchtern zu lassen.

„Und?" fragte sie.

„Wir sind Fräulein Böninger Aufklärung schuldig," entgegnete Reinhard. „Dazu ist die Wahrheit nötig. Sie ist rasch gesagt. Es handelte sich..." er verstummte für einen Augenblick... „darf ich sprechen, Lili?"

„Ohne weiteres. Aber ich kann es auch. Es handelte sich um eine Notlüge. Ich wollte endlich meine Freiheit haben und da — da schnurrte ich Dittmar vor, daß Reinhard um mich angehalten hätte. Das glaubst du mir doch, Käthe?"

Käthes Blick mochte Lili zu dieser Frage veranlaßt haben.

„Weshalb soll ich dir nicht glauben? Ich traue dir das ganz gewiß zu. Aber daß Herr von Steffani zur Unterstützung deiner Notlüge extra nach Ägypten gereist sein sollte —"

„Mein Ehrenwort, daß ich ihn darum gebeten hatte," fiel Lili eifrig ein.

„Ich hatte sowieso vor, vor dem Klima Deutschlands zu flüchten," sagte Reinhard ruhig. „Übrigens habe ich Lili mein Unbehagen vor der Rolle, die sie mir zugedacht hat, keinen Augenblick verhehlt."

Käthe nickte. „Und was soll ich dem Generalkonsul antworten, Lili?"

„Bitte gar nichts. Du bist nicht verpflichtet dazu. Oder willst du antworten,

so schreibe kurz, du hättest mir seinen Brief gegeben. In acht Tagen ist mein Geburtstag. Da werde ich Dittmar einfach mitteilen, daß meine Verlobung mit Steffani sich zerschlagen habe."

Die Stirn Käthes verdunkelte sich.

„Ich kann diese Hinterhaltigkeit nicht gerade hübsch finden," antwortete sie. „Doch das ist deine Sache. Bitte geh voran zum Lunch. Ich möchte noch ein paar Worte mit Herrn von Steffani sprechen."

Lili sprang aus dem Zimmer.

„Ich hatte gar kein Recht zu dem Inquisitorium," fuhr Käthe fort. „Aber sehen Sie, Herr von Steffani, es gibt etwas, was ich gründlich verabscheue: die Lüge nur um der Lüge willen. Daß Lili verlogen ist, weiß ich ja. Sie aber können mir getrost die Wahrheit sagen. Sie müssen es sogar. So wie wir zueinander stehen — ja, das kann ich wohl sagen, verlange ich es. Und Sie haben vorhin noch nicht die volle Wahrheit gesagt. Ich glaube einfach nicht, daß Sie nach Ägypten gekommen sind, um Lilis kleine Betrügereien zu fördern. Das sähe Ihnen durchaus nicht ähnlich. Es muß da noch etwas passiert sein, was Sie mir verhehlen . . ."

Reinhard hatte sich gesetzt. Er fing ihren Blick auf, der sehr ernst auf ihm haftete und nach einer Scheidung von Echtem und Unechtem zu forschen schien. Und da sprang er lebhaft auf.

„Sie haben recht, Fräulein Käthe," rief er, „es liegt gar keine Ursache vor, Ihnen die volle Wahrheit vorzuenthalten. Ich kam nach Berlin, um Lili zu heiraten. Nun wissen Sie es. Es bestand eine alte Freundschaft zwischen uns, die Sie ja kennen. Ich erkläre Ihnen auch ohne Erröten, daß ich aus materiellen Gründen diese Heirat wünschte. Gewiß hatte ich Lili als liebenswert in der Erinnerung, aber dazu kam die ganz verständliche Erwägung, daß ihr Vermögen mir auf die Beine helfen würde — in einer Situation — in einer Situation, Fräulein Käthe, da ich dem Zusammenbrechen nahe war."

„Verstehe," sagte sie, „nur weiter."

„Nun also — ich kam nach Berlin und fand eine ganz andre Lili vor, als die gewesen war, die ich vor zwei Jahren verlassen hatte. Über diese andre Lili sprach ich mit Ihnen in der Nacht auf dem Heimweg vom Ausgrabungsfelde Donnhoffs. Und bei Gott, da habe ich die Wahrheit gesagt. Wir haben uns wieder getrennt. Daß sie zu Ihnen gereist war, erfuhr ich erst bei Löwenclau — und Löwenclau bewog mich auch, Dittmar vorläufig zu verschweigen, daß aus der geplanten Ehe nichts werden könnte. Und dann schrieb mir Lili noch von hier aus und bat mich flehentlich, doch auch nach Kairo zu kommen."

„Und Sie kamen. Aber nicht Lilis wegen. Ganz gewiß nicht. Mein lieber Freund, Sie kamen, weil Sie wußten, daß ich hier war. Das kann ein plötzlicher Einfall gewesen sein. Sie sagten sich: Lili kann und will ich nicht heiraten — aber da unten ist ja noch ein andres reiches Mädchen — schon ein bißchen angejahrt und keineswegs bezaubernd — immerhin: das ist eine Nothelferin, um die ich mich mal umtun kann. Herr von Steffani, ist das wahr oder nicht?"

Er war kreidebleich. „Gnädiges Fräulein," stammelte er.

„Ist das wahr oder nicht?" wiederholte sie.

Der Schärfe ihrer Kombinationsgabe gegenüber versagte seine Gewissenlosigkeit. Er lehnte sich gegen den Tisch, vor dem er stand, und hielt sich mit beiden Händen fest.

„Ja, es ist wahr," sagte er. „Aber ebenso wahr ist es, daß ich längst wieder abgereist sein würde, wenn . . ." und nun erhob er seine Stimme . . . „hören Sie wohl, Käthe, und schauen Sie mir in die Augen — wenn ich nicht ehrliche Zuneigung zu Ihnen gefaßt hätte."

Da ging ein heller Glanz über ihr Gesicht. „Geben Sie mir die Hand, Reinhard," rief sie, „das glaube ich Ihnen! . . ." Ein Schluchzen drängte sich in ihre Kehle, aber sie überwand es und blieb ruhig . . . „Und nun setzen Sie sich wieder und lassen Sie uns ohne Aufgeregtheit weitersprechen. Ganz freundschaftlich . . . Daß ich Tiefen der Liebe nicht aufzurütteln vermag, weiß ich. Trotzdem hat es mir nicht an Bewerbern gefehlt. Die wollten nur mein Geld — und einer war unter ihnen, um den ich sogar bittre Tränen vergossen habe. Da wollte ich mich denn in der Entsagung üben. Aber das ist nicht so leicht. Nein,

das ist nicht so leicht für jemand, der keinen Stein in der Brust trägt — und doch auch ein Verlangen nach Glück hat, sei es selbst nur ein bedingtes Glück, ein Stückchen von dem ganz großen ... Was gestern abend kommen sollte, ahnte ich. Aber ich wollte keine Liebeserklärung, auch keinen Schwur — kein Theater. Eine Stunde später kam ein wesenhafterer Antrag — und da empfand ich auf einmal den heißen Wunsch, daß Sie, Reinhard, ebenso zu mir sprechen möchten wie Herr van Heeking. So leidenschaftslos und doch liebevoll, so abgeklärt und doch aus vollem Herzen. Denn was wir beide finden möchten, nicht wahr, soll doch kein Rausch sein, kein ewiger Honigmond, sondern ein fester Bestand, der sich auf den Glauben zueinander gründet."

„Und auf noch mehr," sagte Reinhard, unwillkürlich bewegt durch die ruhige Ehrlichkeit des Mädchens, „— auch auf eine unvergänglichere Liebe als die der Leidenschaft. Käthe, ich hatte keine lichtere Jugend als du. Wenn der Fluch des Geldes dein Herz vereinsamen ließ: mir hat der Mangel Stunde um Stunde vergiftet — nein, nicht der Mangel, etwas viel Schrecklicheres: der Zwang des Scheins. Ich sagte dir gestern, daß ich so recht eigentlich noch niemals geliebt hätte. Das war keine Phrase. Bei Gott, Käthe, ich kam nicht dazu. Ich war wie ein gehetztes Tier — und mein Herz schlug irgendwo in andern Welten."

„Wir holen es wieder und werden es festhalten. Das wollen wir tun, Reinhard. Wir heiraten als verständige Menschen, aber dabei brauchen wir doch auch unser Herz. Wir wollen uns lieb gewinnen — wir wollen einander Liebe lehren ..."

Es lag viel Süßigkeit in ihrem Tone, da sie dies sagte: ein keusches Abwehren dessen, was doch schon ihr Herz erfüllte, und zugleich ein sehnsüchtiges Verlangen. Er sah nichts als ihre schönen Augen, die voller Verklärung waren, und spürte ein weiches Gefühl, etwas wie Rührung. Wortlos griff er nach ihrer Hand und zog sie an die Lippen. Doch heute war sie es, die ihn mit beiden Armen umschlang. In überströmender Zärtlichkeit, einem lange zurückgedrängten, allmächtig werdenden und doch weihevollen Empfinden, das ihre Jungfräulichkeit erschauern ließ, gab sie ihm den ersten Kuß. —

Aber man wollte verständig bleiben.

„Noch ein paar hurtige Fragen, Reinhard," sagte Käthe. „Wann soll die Hochzeit sein?"

„Ich bin nicht für langes Warten. Ohne Verlobungszeremonien. Hier unten. In vier Wochen. Ich nehme Nachurlaub."

„Du willst bei der Waffe bleiben?"

„Versteht sich. Ich bin sehr gern Soldat."

„Ist mir auch recht. Ich werde eine bessre Offiziersfrau werden, als Lili es sein könnte. Sind deine Schulden erheblich? Auch das muß ich fragen. Oder nimmst du es übel?"

Er lachte. „Kein Bein. Nein, sie sind minimal. Ich wutschte immer zwischen Tür und Angel durchs Leben. Eine Wechselschuld von gegen zwanzigtausend Mark — das übrige spricht nicht mit."

Sie wollte sprechen, doch ein Pochen an der Tür unterbrach sie. Ein Kellner kam und meldete: „Fräulein Könneke erwartet die Herrschaften. Das Frühstück ist gleich vorüber."

„Wir kommen schon," rief Käthe. „Reinhard, was wird Lili sagen?"

„Uns gratulieren," antwortete er. „Ja, das tat ich noch nicht. Ich gratuliere dir, Käthe."

Er küßte sie.

„Und ich dir auch," sagte sie und küßte ihn wieder.

Dann gingen sie zusammen in den Speisesaal. Sie war glückselig, und er durchaus zufrieden.

„Kinder, wo bleibt ihr denn?" rief Lili ihnen zu. „Wir sind gleich beim Dessert."

„Wir essen nach," erwiderte Reinhard, „heut eilt es uns nicht."

Er bestellte eine Flasche Cliquot und schrieb dann mit seinem Taschenbleistift auf die Rückseite des Menüs: „Als Verlobte empfehlen sich — Käthe und Reinhard."

Das Blatt schob er Lili zu. Sie las es und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Ihr Gesicht wurde plötzlich fahl, und ihr Mund verzog sich. Aber einen Augenblick später ebbte wieder das Blut in ihre Wangen zurück, und alle Züge glichen sich in einem sonnigen Lächeln aus. Sie streckte beide Hände dem Paare entgegen.

„Tausend Glückwünsche," sagte sie. „Ihr

beiden gehört auch zusammen — ihr seid so vernünftige Leute ..."

※ ※ ※

In diesem Jahre war der März in Unterägypten besonders schön. Die Chamsinwinde hatten noch nicht eingesetzt und die Hitze war auch um die Mittagszeit erträglich; ganz köstlich aber waren die Abende. Reinhard und Käthe beschlossen daher, den ägyptischen Aufenthalt nach Möglichkeit auszudehnen. Man hatte anfänglich noch geschwankt, ob man auch die Hochzeit hier unten feiern sollte. Reinhard war sehr dafür. Ein langer Brautstand paßte beiden nicht; es war schon hübscher, man kam gleich als Ehepaar nach Berlin zurück und in die neuen Verhältnisse hinein. Vorher mußten nur die notwendigen Formalitäten geregelt werden. Das war rasch geschehen. Ein ausführlicher Brief Reinhards an seinen Kommandeur, in dem er zugleich um verlängerten Urlaub bat, erledigte das Geschäftliche der Angelegenheit; dann traf man die üblichen Vorbereitungen auf dem Generalkonsulat und beim evangelischen Pfarramt und setzte den Hochzeitstag auf den zehnten April fest. Inzwischen begann man auch schon an die neue Häuslichkeit zu denken und kaufte mit Eifer ein.

Jetzt ärgerte sich Reinhard, daß er Herrn von Happel gebeten hatte, sein Mobiliar in Tokio zu veräußern. Er sandte ihm ein Telegramm und bat, von dem Verkaufe Abstand zu nehmen. In seiner Antwortdepesche bedauerte Happel jedoch, daß das nicht mehr möglich sei: Prinz Thun habe die ganze Einrichtung bereits für dreißigtausend Yen erworben. Das war ein anständiger Preis, und es ließ sich nichts dagegen sagen. Aber wenigstens wollte man sich für das verlorene Japan schadlos halten, und es ging nun auf die Jagd nach ägyptischen Spezialitäten. An den Kreuz- und Querzügen durch die Basare in der Muski und ihren Seitenstraßen beteiligte sich auch Lili lebhaft und verschwendete viel Geld für sudanesische Stoffe, syrische Teppiche und Stickereien und arabische Holzarbeiten. Und wenn Käthe sie dann fragte, wo sie all dies Zeug lassen wolle, so lächelte sie eigentümlich und erklärte, einmal werde ja auch sie heiraten und dann hätte sie doch gleich einen Teil ihrer Ausstattung zusammen. Übrigens war sie liebenswürdig und gefällig und immer in guter Stimmung, trotzdem sie sich ohne Grund von ihren englischen Courmachern zurückgezogen und sogar ihre Tennispartien aufgegeben hatte. Der alte Jonkheer van Heeking war plötzlich abgereist. Die Verlobung Käthes hatte sich doch im Hotel herumgesprochen, und es schien beinahe, als schäme der Holländer sich seines Korbes. Er verschwand ohne Verabschiedung.

Zu Lilis achtzehnten Geburtstag hatten Käthe und Reinhard ein paar hübsche Aufmerksamkeiten besorgt. Man baute ihr in Käthes Salon am Vormittage auf. Dann klopfte Reinhard bei ihr an und rief sie herüber.

Sie war heut früher aufgestanden als sonst und schon völlig angekleidet. Reinhard war erstaunt, sie in einer eigentümlich gerührten Stimmung zu finden. Das kannte er nicht an ihr. Es schien sogar, als ob sie geweint hätte: ihre Augen waren ein wenig gerötet.

Aber beim Anblick der Geschenke jubelte sie. Da wurde sie zum Kinde. Sie umarmte Käthe und gab Reinhard die Hand, trat dann ein wenig vom Tische zurück, stellte sich in Positur und fragte: „Merkt ihr nichts Außergewöhnliches an mir? Gar nichts?"

Beide verneinten. „Du hast wieder einmal ein neues Kleid an," sagte Reinhard.

„Das auch. Ich trage es zur Feier des Tages. Aber es ist ein doppeltes Fest. Ahnt ihr wirklich nichts?"

Reinhard wurde betroffen. Auch Käthes Gesicht war ernst geworden.

„Du hast dich doch nicht etwa verlobt?" fragte sie zögernd.

Lili nickte. „Richtig geraten" — und mit sich überstürzenden Worten fügte sie hinzu: „Das hätte ich euch schon am Tage nach eurer Verlobung sagen können. Da kam der entscheidende Brief Löwenclaus. Aber ich habe das Geheimnis bewahrt, weil ich bis zu meinem Geburtstag warten wollte. Nun gratuliert mir."

Das taten die beiden. Es war eine kühle Beglückwünschung. Reinhard wußte gar nicht, was er von dieser Überrumpelung denken sollte. Das war doch alles einfach unmöglich — oder die Gräfin Löwenclau mußte tot sein.

Lili erwähnte die Gräfin mit keinem Wort. Sie plauderte unbefangen weiter.

„Daß sich zwischen uns beiden etwas angesponnen hatte, wißt ihr ja längst. Aber meine feste Zusage hatte Löwenclau noch nicht. Na — nun hattet ihr euch aber verlobt, und da fand ich Geschmack an der Sache — und außerdem brauchte ich auch Dittmar nicht mit einer direkten Unwahrheit zu kommen. Dem habe ich nämlich telegraphiert, daß meine Hochzeit am zehnten April stattfinden wird."

„Mit Löwenclau?" fragte Reinhard.

„Nein, das habe ich nicht depeschiert," erwiderte Lili ruhig. „Nur das Datum. Daß ich Löwenclau heirate und nicht dich, wird er ja noch früh genug erfahren. Vor allem lag mir an meiner Mündigkeit. Und die wird heute ausgesprochen: so hat mir Dittmar mit herzlichen Glückwünschen zurücktelegraphiert . . ."

Käthe zögerte nicht, ihrem Unwillen über die Täuschung Ausdruck zu geben, aber Lili fiel ihr ins Wort: „Kindchen, ich bitte dich, keine sittliche Empörung. Damit kommst du bei mir nicht weit. Ich habe getan, was ich für gut hielt — in meinem Interesse für gut, und mit einer kräftigen Dosis Egoismus bringt man sich am bequemsten durchs Leben."

„Und du willst am selben Tage heiraten wie wir?" fragte Käthe. „Kommt denn dein Bräutigam hierher?"

„Jawohl" ... Ihr Ton hatte eine abweisende Schärfe angenommen ... „Aber du brauchst dich nicht zu ängstigen, daß wir euch am Hochzeitstage zur Last fallen werden. Auf geistliche Trauung verzichten wir sowieso. Wir nehmen nur das Konsulat in Anspruch — und dann dampfen wir ab und reisen erst noch ein bißchen umher. Ich möchte Syrien und Palästina kennen lernen — dazu ist jetzt die beste Jahreszeit . . ."

Käthe war verstimmt. Sie wollte Lili an ihrem Geburtstag keine Szene machen, aber am liebsten hätte sie ihr gehörig die Wahrheit gesagt. Gegen ihre Verlobung war natürlich nicht anzukämpfen. Käthe hatte Löwenclau nie leiden mögen und war der festen Überzeugung, daß die Ehe tiefunglücklich verlaufen würde. Doch das war Sache der beiden. Gründlich ärgerlich aber war sie darüber, daß Lili, ohne sie zu fragen, ihre Heirat auf denselben Tag gelegt hatte, an dem sie heiraten wollte. Das war eine grobe Taktlosigkeit, die ihr fast die Freude an der eigenen Hochzeit verleiden konnte.

Nach dem Frühstück pflegte sich Käthe eine Stunde zurückzuziehen, um Briefe zu schreiben, und diese Gelegenheit benutzte Reinhard, um Lili in ihrem Zimmer aufzusuchen.

„Komm nur," rief sie ihm entgegen. „Ich kann mir schon denken, was du willst. Ich bin auch gern bereit, dir Rede zu stehen, bitte dich aber, nicht heftig zu werden. Ich bin schrecklich nervös."

„Was ich begreife," erwiderte Reinhard; „mir würde es an deiner Stelle ähnlich gehen ..." Er setzte sich. „Willst du die Liebenswürdigkeit haben, mir zu erzählen, wie ihr die Verlobung möglich gemacht habt? Die Gräfin Löwenclau lebt doch noch ...!"

Lili schloß ein Fach ihres Schreibtisches auf, riß eine Anzahl Papiere heraus und suchte aus diesen einen Brief hervor. Dann schaute sie Reinhard mit flirrenden Augen an und fragte zach, mit einem leisen Zittern der Stimme: „Sag', bist du noch mein Freund?"

„Gewiß bin ich das," erwiderte er, „obwohl du harte Proben an meine Freundschaft stellst."

„Lieber Gott, ich bin, die ich bin . . . Darf ich dir vorlesen, was Olaf schreibt?"

„Bitte."

Sie strich das zerknitterte Papier glatt und begann zu lesen: „Liebe Lili! In dieser Nacht ist für uns die Entscheidung gefallen. Als ich heute früh in das Schlaf- und Leidenszimmer Marijas trat, fand ich sie tot im Bett. Der Arzt stellte den Totenschein auf Herzlähmung aus: infolge einer Entartung des Herzmuskels, die zur Herzentzündung geführt habe. Aber, Lili, ich weiß es besser. Ich fand in dem Glase auf ihrem Nachttisch noch einen Rest Medizin. Ihr war Digitalis verordnet worden, und sie hat die ganze Flasche geleert. Daß sie sich längst den Tod gewünscht hatte, wußte ich ja. Sie ahnte wohl auch etwas von unserm Verhältnis; ich glaube sogar, sie hat Deine letzten Briefe an mich gefunden.

„Sei's wie es sei. Fest steht, daß sie von

den Leiden ihres Lebens erlöst ist; daß sie das große Nirwana erreicht hat, die Loslösung von allem Irdischen. In drei Tagen begrabe ich sie und werde ihr Orchideen aufs Grab legen: das war die Blume, die sie mir in das Gefängnis in Moskau gebracht hat. Wir wollen ihrer in treuer Freundschaft gedenken, wir beide, die wir fortan unser Leben zu teilen haben.

„Ihr Tod war eine Tat, die sie zur höchsten Freiheit geführt hat, und einen Teil dieser Freiheit hat sie auch uns geben wollen. Es ist selbstverständlich, daß wir, die wir uns gegen die kritiklose Sucht einer Unterwerfung unter fixierte Dogmenlehren immer gewehrt haben, uns auch der Sitte des Trauerjahres nicht fügen werden. Es liegt das zugleich im Sinne der Verstorbenen, die unsre Ansichten von der Auslösung alles Schematischem aus dem Lebensprozesse geteilt hat. Ich würde Dir ohne weiteres vorschlagen, daß wir uns nun zu einer freien Ehe vereinigen, wenn ich nicht Deinen Vormund zu fürchten hätte — nicht auch wüßte, daß Du in dieser Beziehung noch immer an Vorurteilen hängst. Deine Mündigkeit soll am 27. erklärt werden. Ist das geschehen, so können wir uns sofort kopulieren lassen. Ich würde zu diesem Zwecke zu Dir nach Ägypten kommen, wo wir nach meinen Erkundigungen nur dem Konsulat unsere Personenstandspapiere vorzulegen haben, um zusammengesprochen zu werden. Gib mir bitte beschleunigte Nachricht, wie es mit Deiner Majorennitätserklärung steht. Inzwischen bringe ich hier alles in Ordnung, damit ich auf Deinen Ruf sofort abreisen kann ..."

Sie ließ den Brief sinken. „Und so weiter," sagte sie. „Der Abschluß kommt nicht in Betracht. Ich habe Olaf geantwortet, daß ich für heute die gesetzliche Erklärung meiner Volljährigkeit erwarte und daß wir am zehnten April heiraten können. Da Käthe aber mit dem Termin wenig einverstanden zu sein scheint, so bin ich auch bereit, ihn zu verlegen."

Sie sah Reinhard fragend an, als ob sie auf seine Antwort wartete. Er zog aber nur seine Zigarettentasche.

„Darf man bei dir rauchen?"

„Ja natürlich — soviel du willst. Aber auch deine Ansicht möchte ich hören."

Er sah in den Rauch seiner Zigarette hinein. „Es widerstrebt mir," antwortete er langsam, „dir an deinem Geburtstage etwas Unerfreuliches zu sagen. Aber da du es wünschest, will ich dir meine Meinung nicht vorenthalten. Wenn ich du wäre, würde ich auf Grund dieses Briefes Löwenclaus jede Verbindung mit ihm abgebrochen haben. Ich will alle Tiraden lassen, will auch nicht von Pflicht und Sittlichkeit sprechen. Ich stelle mich lediglich auf den Boden des Gefühls. Und da finde ich es geradezu ungeheuerlich, daß Löwenclau einen knappen Monat nach dem Tode seiner Frau eine neue Ehe schließen will."

„Das habe ich erwartet," entgegnete Lili in erzwungener Ruhe. Nun nahm auch sie eine Zigarette vom Schreibtisch. „Aber du triffst dich selbst mit deinem Vorwurf. Hättest du das sogenannte Trauerjahr um meinen Vater abgewartet, wenn wir in den heiligen Stand der Ehe getreten wären?"

„Ich glaube nicht. Aber das wäre doch etwas ganz anderes gewesen. Zunächst wollte ich auf mein Kommando nach Japan zurück und dich mitnehmen. Also schon äußere Umstände würden für uns maßgebend gewesen sein, die Zweckmäßigkeit über das Herkommen zu stellen. Es wäre dazugekommen, daß auch Innerliches nicht dagegengesprochen hätte. Dein Vater stand dir wie ein Fremder gegenüber. Anders war es mit der Gattin Löwenclaus. Was er dieser armen Frau zu verdanken hatte, hat er mir selbst gestanden. Vergiß doch auch nicht die Andeutungen, die er dir macht: daß ihr Selbstmord wahrscheinlich die Folge der Erkenntnis ist, daß ihr euch anzugehören wünscht. Und wenn Löwenclau sich in seinem amoralischen Dünkel auch turmhoch über allen gesellschaftlichen Zwang erhaben fühlt: unbegreiflich bleibt es mir immer, daß er sein Herz mit Füßen tritt. Denn ich weiß aus seinem eigenen Munde, wie nahe ihm seine Frau gestanden hat..."

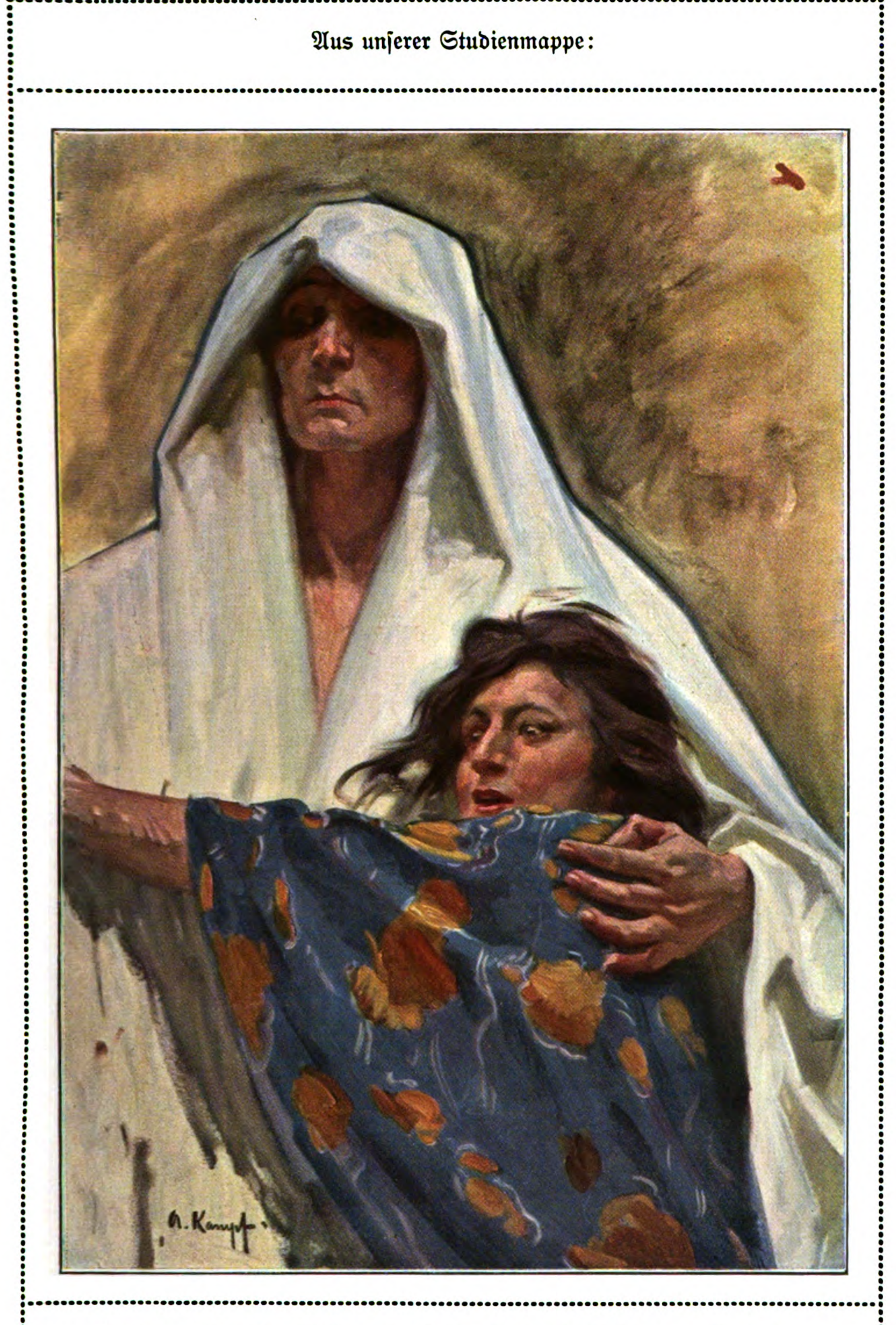
Lili saß am Schreibtisch und hatte die Beine gekreuzt. Sie rauchte in kurzen Zügen, aber fast ununterbrochen.

„Das wäre Olafs Sache," entgegnete sie. „Seine Gefühlsstimmungen kann ich nicht lenken."

„Aber du hättest das Recht gehabt, dich ihnen zu widersetzen."

„Was hätte ich damit gewonnen? Gar

Aus unserer Studienmappe:



Ölstudie zu den Wandbildern im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg
Von Prof. Arthur Kampf

nichts. Ich habe die Gräfin zweimal im Leben gesehen — habe Mitleid mit ihr gehabt, habe sie herzlich bedauert — das war alles. Tiefere Regungen hat sie mir nicht einflößen können. Es lag für mich also kein Grund vor, Olaf zu widersprechen. Im übrigen wollte ich auch die Geschichte mit Dittmar in Ordnung bringen."

„Da es sich lediglich um deine Mündigkeit handelte, würde es genügt haben, wenn du ihm mitgeteilt hättest, aus der Ehe mit mir sei nichts geworden, aber dafür hättest du dich mit Löwenclau verlobt. Eine Übereilung der Heirat liegt gar nicht in deinem Interesse."

„Doch," sagte sie und wippte mit den Füßen. Sie blies in den Rauch ihrer Papyros. Und plötzlich warf sie den Kopf zurück, und ein Blick sinnloser Neugier, ein Reflex boshafter Erwartung traf Reinhard. „Oder aber," fuhr sie fort, „ich hätte auf seinen Vorschlag einer freien Ehe eingehen müssen."

„Müssen!" rief er. „Mein Gott, liebst du den Mann denn so wahnsinnig?"

Sie lachte. „Liebe? . . . Wir sprachen ja schon einmal über dies wertvolle Thema . . . Ich liebe ihn, und dich liebe ich auch . . . Was heißt denn Liebe? Und wie meinst du sie? Animalisch, romantisch, ästhetisch, psychisch?"

„Lili, ich bitte dich, wippe nicht immer mit den Füßen. Es macht mich krank."

Sie saß sofort still. „Ich will eine Gegenfrage stellen," sagte sie. „Liebst du deine Käthe — und in welchem Sinne?"

Er biß sich auf die Lippen und erhob sich stracks.

„Bitte, bleibe," rief sie. „Nicht davonlaufen. Ich nehme die Frage zurück . . . Setz' dich wieder. Ich bin noch nicht zu Ende . . . Hör', Reini, ich will dir mein Innerstes anvertrauen. Es ist nicht wahr, was Löwenclau von meinen Vorurteilen schreibt. Ich hätte mich längst zu der illegitimen Ehe entschlossen — während die Gräfin noch lebte. Was Könige konnten, darf der gemeine Sterbliche auch. Aber damals war er dagegen. Nicht aus Sentiments — nein, das glaube ich nicht . . . Schaue einmal in das Grau seiner Augen: da wirst du seine Seele sehen. Sie ist wie ein Eisblock. Er hat sich gegen meine Umarmung gewehrt — haha — ja, so ist es! Er steht über der Liebe, Reinhard. Sie ist ihm kein heiliges Zeichen, sondern Trivialität. Ich will dir etwas sagen: er lebt nie in sich selbst, sondern immer nur draußen . . ."

Sie brach ab, sprang auf und warf ihren Zigarettenrest in den Kamin.

Reinhard stand vor etwas Unfaßbarem. Es war ja Widersinn, es war grinsender Hohn, daß dies leidenschaftliche Kind sich an den in seiner Häresie erstarrten Skeptiker ketten wollte. Es war ein Verbrechen. „Wenn du so denkst, Lili," sagte er, „— ja, wenn du dir seiner Lieblosigkeit bewußt bist: warum drängst du dann auf eine Vereinigung mit ihm?"

Sie war am Fenster stehengeblieben, und Reinhard war es, als wische eine unsichtbare Hand über ihre Augen. In ihrem Blicke erlosch etwas.

„Weil ich nicht anders kann," erwiderte sie.

„Aber, Lili, was heißt denn das?" sagte er warmherzig. „Komm einmal her und setz' dich auf meinen Schoß — ‚als wie in alter Zeit' . . . Sei nicht verrückt, Kleine. Es ist ja noch nicht zu spät. Du kannst immer noch tun, was du willst."

„Ich will nichts andres," entgegnete sie. Sie saß auf seinen Knien, und er hielt sie fest. Sie war so steif und bewegungslos, daß er sie in der Tat halten mußte, sonst wäre sie zu Boden gefallen. Ihre Stimme klang einförmig, auch etwas rauh. Aber ihr Herz schlug stark: das spürte er.

Mitgefühl regte sich in ihm. „Lilichen," begann er von neuem in freundschaftlichem Tone, „ich bitte dich herzlich, überlege, was du tust. Aus allem, was du sagst, höre ich deutlich heraus, daß du Löwenclau nur heiraten willst, um seinen Namen zu tragen. Nicht wahr, es ist doch so?"

„Nein, es ist nicht so," antwortete sie. „Ich muß ihn heiraten, Reinhard. Ich komme von ihm nicht los."

Er schüttelte den Kopf. „Liebes Kind, das ist Unsinn. Du liebst ihn nicht —"

„Das sagte ich nicht," fiel sie ein.

„Gut: jedenfalls liebst du ihn nicht so glühend, daß dich ein unwiderstehliches Verlangen in seine Arme treibt. Pflichten hast du auch nicht gegen ihn. Also was zieht dich zu ihm?"

Sie zuckte mit den Achseln. „Ich weiß

nicht. Frage nicht soviel. Ich werde ihn ja doch nicht mehr los."

„Das hängt nur von deinem Willen ab, Lili."

„Nein, von seinem. Sein Wille ist der meine."

Reinhard neigte den Kopf. Sie war sein Geschöpf — so hatte er selbst gesagt. „Hör' mich einmal in Ruhe an, Lili," sagte er. „Ich spreche als dein ältester Freund zu dir. Löwenclau ist ein so komplizierter Mensch, daß auch mein Urteil über ihn verschiedentlich geschwankt hat. Aber das glaube ich dir zuversichtlich sagen zu können: er ist kein guter Charakter. Käthe fürchtet, daß eure Ehe nur unglücklich verlaufen könne —"

„Sagt das Käthe?" fiel sie ein.

„Ja — und ich teile ihre Ansicht."

„Du hast Käthe hoffentlich nicht erzählt, daß Olaf schon verheiratet war."

„Bis jetzt noch nicht."

„Das darfst du auch nie, Reinhard. Das darfst du nie," rief sie lebhaft.

Seine Miene wurde unmutig. „Es wird mir schwer, ihr etwas zu verheimlichen," erwiderte er. „Glaube doch auch nicht, daß das Geheimnis bleiben wird."

„Ganz gleichgültig. Ich will es nicht."

„Also gut. Das ist eine Sache für sich. Wichtiger ist augenblicklich dein Verhältnis zu ihm. Ich verlange nicht, daß du es ohne weiteres lösest, obwohl es sicher das Richtigste wäre. Aber ich verlange, daß du die Hochzeit aufschiebst."

„Ich sagte dir schon, daß ich nicht auf den zehnten April bestehe."

„Du bist von heute ab frei. Reise, sieh dir die Welt an, lege Länder und Meere zwischen dich und Löwenclau. Suche dich seinem Einfluß zu entziehen . . ."

Lili schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht," erwiderte sie kurz.

Da wurde er heftig. „Du bist eine Närrin," rief er. „Verzeihe — aber — aber ich verstehe dich nicht. Du sagst, du kannst nicht. Das ist Unsinn. Jeder kann, wenn er will."

„Ich will aber nicht."

Nun war es mit seiner Geduld zu Ende. Er wurde hart und stieß sie förmlich von seinen Knien. „So laufe in dein Verderben hinein! Ich kann dich nicht hindern. Jedenfalls schwöre ich dir, daß die Freundschaft zwischen uns aus ist, wenn du diesen Mann heiratest. Das sage ich dir im vollen Ernste."

„Nein, das sagst du nur im Augenblick der Heftigkeit," erwiderte sie. „Glaube mir doch, Reinhard: ich werde Löwenclau nie wieder los. Gesetzt auch, ich könnte mich überwinden und ihm in deinem Sinne schreiben: er würde doch meine Spuren finden — und dann bin ich wieder in seiner Gewalt . . ."

Sie sah ihn scharf an, und dann vertiefte sich ihr Blick, und in ihren Augen begannen wieder die Goldpunkte zu glitzern. Sie trat dicht vor ihn hin und legte ihre Hände auf seine Schultern. „Du hättest mich vor dem Untergange bewahren können," sagte sie, „ja, du. Du wärst meine Rettung gewesen. Warum nahmst du mich nicht? Oh — du Schwächling — du hattest Angst vor der ‚Ehe auf Abbruch'! Reinhard, es wäre ja niemals dahin gekommen. Du hättest den Einfluß Löwenclaus besiegt — denn du warst ja viel eher mein als er . . ."

Ein neuer Grundakkord ihrer Seele klang zu ihm empor: das Leid, und unwillkürlich steigerte es ihren Ton zum Pathos. Er sah in ihren Augen das mystische Flackern der Sehnsucht — und eine unheimliche Ahnung von der Unnatur alles dessen, was ihm erstrebenswert dünkte, dämmerte in ihm auf. Aber zugleich empfand er doch auch mit aller Kraft, daß nur ein starker bewußter Egoismus ihm helfen konnte, der vielleicht eine Selbsttäuschung war, ihn aber über die Gefahr der Schwäche hinausbrachte.

„Laß das, Lili," sagte er; „es ist ja zu spät — viel zu spät."

Da ließ sie die Hände sinken und wandte sich um.

„Du hast recht — viel zu spät," wiederholte sie. „Meine Schuld oder deine — wir wollen es nicht untersuchen. Es steht fest, daß es zu spät geworden ist . . ." Sie blieb noch einen Augenblick so stehen und starrte durch das Fenster in das Palmengrün . . . Das war der Moment höchster Gefahr. Es kämpfte etwas Drohendes in Reinhard — etwas wie der Instinkt der Auswahl. Und hätte sie jetzt noch den Mut besessen, an seine Brust zu fliegen, und ihn mit allen seinen eigensüchtigen

Interessen so skrupellos gefangen zu nehmen, daß im Jauchzen des Augenblicks alles zum Vergessen gekommen wäre: er hätte rettungslos unterliegen müssen.

Aber sie hatte das Hoffen aufgegeben. Sie wandte sich zurück und sagte in gleichmütigem Tone: „Ich verschiebe meine Hochzeit auf unbestimmte Zeit. Teile das Käthe mit. Übrigens wollen wir doch auch daran denken, daß heut mein Geburtstag ist. Ich gestatte mir, euch feierlichst zu einem solennen Diner zu laden. Halb acht zu Stepheard. Das ist mal eine Abwechslung. Bitte, höchste Eleganz der Toilette . . ."

— Ein paar Tage später stellten Reinhard und Käthe die Liste derer zusammen, an die sie die Anzeige ihrer Vermählung schicken wollten. Käthe hatte schon ihre eigene Liste entworfen, und in ihr fand er auch den Namen der Baronin Kuefffstein.

„Kennst du die?" fragte er.

„Ja. Du auch?"

„Ich habe zu Lebzeiten ihres Mannes in ihrem Hause verkehrt. Wer hat dich bei ihr eingeführt?"

„Beide Kuefffsteins waren häufiger bei meinem Vater zu Gast. Und nach seinem Tode nahm sich die Baronin sehr liebevoll meiner an. Aber ich will dir auch sagen, weshalb ich nicht mehr zu ihr gegangen bin. Ich erzählte dir von einem, mit dem ich einmal so gut wie verlobt war — dem Schuft, du weißt. Den habe ich bei ihr kennen gelernt. Und das hat mir ihr Haus verleidet."

„Verstehe ich. Übrigens spricht man neuerdings allerhand von ihr — und nicht immer Günstiges. Aber eine Anzeige verpflichtet zu nichts."

„Also schicken wir ihr eine."

„Abgemacht."

Sie saßen nebeneinander und gingen weiter die Listen durch. —

Am zehnten April fand, wie bestimmt war, die Hochzeit statt. Als Zeugen fungierten Herr von Giörgens, der Flügeladjutant des Khedive, und — da man keinen besseren fand — Herr von Summin. Von einem großen Diner sah man ab. Man frühstückte mit dem Geistlichen, der das Paar eingesegnet hatte, einigen Mitgliedern des Generalkonsulats und den übrigen Teilnehmern der Hochzeit im Mena House, und dann reisten Käthe und Reinhard noch am Nachmittag nach Alexandrien ab. Von dort wollten sie an die Riviera.

Lili begleitete sie auf den Bahnhof. Bei Abfahrt des Zuges schauten die beiden aus dem Fenster und sahen ihre helle, ganz in Weiß gekleidete Gestalt noch lange auf dem Perron stehen. Dann nahm sich Lili ein Billett und fuhr mit dem nächsten Lokalzuge nach Heluan, wo im Hotel Al-Hayat am Fuße der Mokattamberge seit drei Tagen Graf Löwenclau auf sie wartete.

⌘ ⌘ ⌘

Im Oktober waren Reinhard und Käthe mit der Einrichtung ihres neuen Hauses in Berlin so weit fertig, daß sie es beziehen konnten. Es fehlte natürlich noch mancherlei, aber die intimere Ausgestaltung und der letzte künstlerische Abschliff hatten keine Eile; vorläufig drängte es die beiden, aus dem ungemütlichen Hotelleben in das eigene Heim zu kommen.

Das Haus lag in der Gneisenaustraße, und den Ankauf hatte der brave Siebenschuh vermittelt, der Allerweltsmann mit dem Sarggeschäft. Es war ein einfach gebautes zweistöckiges kleines Palais, das bisher einem schlesischen Magnaten als Wintersitz gedient hatte, der vor kurzem gestorben war. Anfänglich hatte man an eine Mietswohnung gedacht, als aber Siebenschuh mit seinem Angebot hervortrat, merkte die geschäftskluge Käthe sofort, daß der Ankauf des hübschen Hauses auch eine glückliche Spekulation sein würde. Reinhard lockte die praktische Anlage der Stallungen, denn er hatte die Absicht, sich nun auch wieder auf den Rennplätzen zu beteiligen; Käthe dagegen gefielen das Stille und Vornehme, der große Wintergarten, die Wirtschaftsräume und vor allem der kleine Park hinter dem Hause mit seinen Fliederhecken und alten Buchen.

Bei aller wirtschaftlichen Verständigkeit war das neue Haus doch auf großen Zuschnitt eingerichtet worden. Käthe hatte auch nichts dagegen; man konnte es sich leisten, und das Gefühl materieller Unabhängigkeit vermehrte ihre gesellschaftliche Sicherheit. Sie hatte bei ihren ersten Besuchen im Offizierskorps nicht übel gefallen. Die Majorsgattin war ihr ein wenig hochnäsig gegenübergetreten, eine andere hielt ihre Toilette für zu gesucht einfach, eine

dritte fand sie sehr häßlich; im allgemeinen hatte sie jedoch gut abgeschnitten. Rittmeister von Laar war in die Provinz versetzt worden, Reinhard hatte seine alte Schwadron wieder bekommen. Aber der Frontdienst gefiel ihm nicht; er bewarb sich um ein Kommando im Kriegsministerium.

In den Manöverwochen war Käthe allein geblieben und hatte die Zeit benützt, ihre Ausstattung zu vollenden. Jetzt erst merkte sie, wie sehr ihr eine ratende und helfende Freundin fehlte. Obwohl sie unendlich viel von Lili trennte, wünschte sie die Cousine doch oft herbei. Lili hatte einen guten Geschmack, und der ging ihr noch immer ab. Aber wer wußte, wo Lili jetzt weilte! Sie hatte Reinhard Ende April noch von Kairo aus ihre Vermählung mit Olaf Löwenclau angezeigt und dann ein paar Ansichtskarten aus dem Libanon und aus Damaskus geschickt. In den letzten Wochen aber hatte sie gar nichts mehr von sich hören lassen.

Bei Besorgung ihrer Toiletten traf Käthe gelegentlich die Baronin Kueffstein in einem großen Modesalon. Die Baronin, sehr elegant wie immer und ganz Dame von Welt, war aufrichtig erfreut über das Wiedersehen und erbot sich sofort, Käthe hilfreich zur Hand zu gehen. Nun entsann Käthe sich freilich, daß Reinhard bei Versendung der Vermählungsanzeigen eine mißliebige Andeutung über die Kueffstein gemacht hatte; aber sie war doch zu flüchtig hingeworfen worden, um ernsthafte Beachtung zu verdienen. Zudem hatte die Baronin sich Käthes nach dem Tode des alten Böninger so herzlich angenommen, daß die junge Frau ihr immer noch viel Sympathie bewahrte, und da sie wußte, daß Karla in allen Angelegenheiten der Mode auf dem laufenden war, so ging sie gern auf ihren Vorschlag ein. Nun trafen die beiden in der Abwesenheit Reinhards sich fast täglich. Käthe war sehr glücklich über die Hilfeleistung der gewandten Frau und sprach sich in diesem Sinne auch brieflich Reinhard gegenüber aus. Daß er ihr zurückschrieb, sie möge sich nicht auf allzu intimen Fuß mit der Baronin stellen, überraschte sie nicht sonderlich, denn sie wußte ja, daß er irgend etwas gegen sie hatte. Aber sie faßte das nicht tragisch auf; sie kannte Wert und Wirkung des Klatsches und war überzeugt, daß es sich um nichts Böses handeln könne. Immerhin schränkte sie den Verkehr ein wenig ein.

Nun kehrte Reinhard aus dem Manöver zurück. Sie zeigte ihm triumphierend ihren Trousseau und sprach dabei auch von Frau von Kueffstein.

„Was hast du eigentlich gegen sie?" fragte sie. „Du machtest mir schon einmal eine verschleierte Andeutung, die ich aber nicht recht verstanden habe. Sie kann bei dem Verkehr in ihrem Hause doch unmöglich einen schlechten Ruf haben."

„Das habe ich auch nicht behauptet," entgegnete Reinhard vorsichtig. „Aber nicht schlecht braucht noch nicht gut zu sein. Unter uns, Käthe — ich will dir ohne weiteres sagen, was man sich von ihr er-erzählt. Man sagt — du hörst, ich bleibe nur bei dem On dit —, daß sie ihre ausgedehnte Bekanntschaft benützt, um Pärchen zueinander zu führen.

Käthe war sehr erstaunt. Sie hatte noch nichts von der Vorliebe der Kueffstein für das Ehestiften gehört. Aber sie nickte lebhaft und rief: „Ah — also so ist es! Da kann ich mir auch erklären, warum sie mich verheiraten wollte und ganz entrüstet tat, daß ich lachend dankte, als sie mir ein paar Vorschläge machte. Aber ich habe das alles für halben Scherz gehalten und nur einmal . . ." Sie brach den Satz ab und fuhr fort: „Und wie sollen wir uns nun zu ihr verhalten? Sie wird mir sicher Besuch machen und auch erwarten, von uns eingeladen zu werden."

„Das ist unmöglich," erklärte Reinhard kurzweg. Aber er schränkte sofort seine Abwehr ein. „Wenigstens würde es gefährlich sein," fügte er hinzu. „Ich werde einmal Erkundigungen einziehen, wie der augenblickliche Verkehr bei der Baronin beschaffen ist, und wie man sie beurteilt. Also warten wir ab . . ."

Der Zufall wollte, daß Reinhard einige Tage später auf dem Rennplatze den kleinen Leutnant von Harries von den Kronprinzhusaren traf, mit dem zusammen er das unliebsame Abenteuer im Teehause zum geschlossenen Fächer in Yoshiwara gehabt hatte.

Harries strahlte über das ganze Gesicht, als er Reinhard sah.

„Habe schon gehört, Herr Rittmeister," sagte er, ihm kräftig die Hand schüttelnd,

„und gestatte mir gehorsamst, Ihnen noch nachträglich meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Gleichzeitig erlaube ich mir, mich Ihnen als glücklichen Bräutigam vorzustellen.“

„Gratuliere. Seit wann denn?“

„Vor dem Manöver kam die Sache ins reine.“

„Und wer ist die Beneidenswerte, der Ihr Herz gehört?“

„Miß Maud Teall, eine Bekanntschaft von der Weltreise.“

„Also Amerikanerin?“

„Ja — aber auch sonst all right. Bildhübsch und verliebter, als ich's verdiene. Herr Rittmeister, Sie sehen sozusagen den Glücklichsten der Sterblichen vor sich.“

Jetzt wurde Reinhard interessierter.

„Lebt Ihr Fräulein Braut denn in Berlin?“ fragte er.

„Nur augenblicklich. Die Eltern haben von Tacoma, Washington, U. S. A., ihren Segen gekabelt. Maud muß noch mal 'rüber. Aber im Februar klettre ich in die Ehe. Deutsch spricht sie ganz fließend. Ist überhaupt fabelhaft gebildet. Frau von Kueffstein sagt, das wäre geradezu eine Seltenheit bei den Amerikanerinnen.“

„Kennt die Kueffstein sie auch?“

„Aber ja. Sie wohnt ja bei ihr. Sie hat sie eingeladen...“ und plötzlich wurde er brennendrot... „Sie sind befreundet,“ schloß er.

Steffani nahm den jungen Offizier unter den Arm und schritt mit ihm hinter die Tribünen, wo es ziemlich menschenleer war. Dort ging er mit ihm auf und ab.

„Ein paar Worte im Vertrauen, Harries,“ sagte er. „Ganz kameradschaftlich. Sie waren der erste, der mich — an Bord der ‚Germania‘ — auf die Eigenheiten der Frau von Kueffstein aufmerksam machte. Nehmen Sie jetzt von mir die Warnung an, vorsichtig zu sein. Ich weiß, man spricht bereits in der Gesellschaft darüber, daß die Baronin sich mit Heiratsvermittlungen befaßt. Und Sie kennen die Strenge der Kabinettsorder.“

„Zu befehlen, Herr Rittmeister,“ entgegnete Harries ernst. „Danke gehorsamst für gütige Warnung. Meine Braut reist schon in der nächsten Woche nach Amerika zurück. Übrigens will ich nach meiner Hochzeit den Abschied nehmen und mir ein Gut kaufen... Herr Rittmeister sind so liebenswürdig offen zu mir gewesen, daß ich bitten möchte, auch mir eine Warnung — nein, eine ähnliche Offenherzigkeit zu gestatten. Darf ich?“

„Aber gewiß — ich kann Ihnen ja nur dankbar dafür sein.“

Harries ließ den Blick forschend in die Runde schweifen. Alle Welt war auf den Tribünen oder an den Barrieren, und die paar gleichgültigen Menschen, die plaudernd vor den geöffneten Türen des Restaurants standen, achteten nicht auf die beiden Offiziere.

„Herr Rittmeister verzeihen, wenn ich das heikle Thema überhaupt berühre,“ begann Harries zögernd. „Ich ging vorhin an einer Gruppe Menschen vorüber und hörte Ihren Namen nennen. Das machte mich stutzig — und da spitzte ich denn die Lauscher. Man stritt sich anscheinend und debattierte über das Vermögen Ihrer gnädigsten Gattin. Und dann sagte einer: ‚Na jedenfalls hat die Kueffstein wieder ein gutes Geschäft gemacht, denn die hat ihm doch die ganze Geschichte vermittelt...‘ Das habe ich deutlich gehört, Herr Rittmeister...“

Reinhard wechselte die Farbe. Teufel, war das ein ekelhafter Klatsch! Ein paar Monate verheiratet und schon im Munde der Leute!... Er lächelte verächtlich.

„Das ist eine Niederträchtigkeit,“ antwortete er. „Hat Ihnen vielleicht Frau von Kueffstein selbst eine ähnliche Andeutung gemacht?“

„I Gott bewahre, Herr Rittmeister,“ entgegnete Harries eifrig, „— ich entsinne mich überhaupt nicht, mit ihr über Sie gesprochen zu haben.“

„Ehrenwort, Harries?“

Der junge Offizier wurde verlegen. Er hakte seinen Säbel aus und fuhr mit der Spitze der Scheide spielend über den geschorenen Rasen.

„Ich bitte, mich von dem Ehrenwort zu entbinden, Herr Rittmeister,“ antwortete er. „Ich möchte mich auch korrigieren. Es ist möglich, daß bei der Kueffstein einmal Ihr Name gefallen ist — das ist schon möglich — aber ich glaube ganz bestimmt — glaube ziemlich sicher —“

„Schon gut, lieber Harries,“ fiel Reinhard ein. „Strengen Sie Ihr Gedächtnis nicht unnötig an.“

Er biß sich auf die Lippen. Sicher, auch die Baronin war indiskret gewesen. Vielleicht nicht mit Absicht. Aber irgendeine taktlose Bemerkung hatte sie fallen lassen.

„Wie es immer sei," sagte Steffani, „es handelt sich um eine gemeine Lüge. Ich habe meine jetzige Frau schon vor Jahren kennen gelernt ... Wir wollen auf den Rennplatz zurück. Möglich, daß Sie die Leute noch sehen, die vorhin über mich gesprochen haben ..."

Sie schritten um das Restaurant und die Tribünen und blieben einen Augenblick vor dem Menschenwall stehen, der die Barrieren umgab. Das Flachrennen war auf der Höhe. In weiter Ferne sah man hinter einer bebuschten Böschung die farbigen Punkte der Reiter auftauchen und sich in rasender Schnelle fortbewegen.

Herr von Harries berührte den Arm Steffanis.

„Da, Herr Rittmeister," sagte er. „Sehen Sie den großen Kerl dicht vor den Startpfosten? Den Elefanten mit dem schäbigen Zylinderhut, der mit den Armen in der Luft herumfuchtelt — und jetzt seinen Krimstecher hervorzieht — ?"

„Ah — der?! Und der war es, der die Äußerung getan hat?"

„Doch nicht. Das war ein andrer. Aber der Elefant stand daneben und schimpfte über die Kuefffstein. Und zwar gehörig ..."

Der Elefant war Siebenschuh. Reinhard war nicht in der Stimmung, lange zu überlegen. Er trat hinter Siebenschuh und tippte ihn auf die Schulter.

Der Riese schaute sich um und machte eine tiefe Verbeugung.

„Ah — Herr Rittmeister — habe die Ehre. Ganz gehorsamer Diener, Herr Rittmeister ..."

„Kann ich Sie mal sprechen, Siebenschuh?"

„Aber natürlich ..." Er schaute über die Rennbahn ... „Muß es gleich sein?"

„Ja, gleich."

Siebenschuh verließ ungern seinen Platz. Er mußte doch sehen, ob Doktor Rehs langbeiniger „Schneider Kakadu" als erster zum Ziele kommen würde. Auf den hatte er einen gehörigen Batzen gesetzt. Aber natürlich: Steffani ging vor. Mit Steffani waren noch bessere Geschäfte zu machen als mit dem „Schneider Kakadu".

Reinhard schritt mit ihm hinter den Totalisator. Kein Mensch sah den beiden nach. Aller Augen wandten sich dem grünen Plane zu. Überdies: auf dem Rennplatze kommt man mit allerhand Gelichter zusammen; auch die gefährlichsten Buchmacher drängen sich an die Herrenreiter heran. Es ist wie ein neutraler Boden, der die gesellschaftlichen Unterschiede aufhebt.

„Ein paar ernsthafte Worte, Siebenschuh," begann Reinhard. „Mir ist zugetragen worden, man spräche darüber, daß ich bei meiner Heirat die Dienste der Baronin Kuefffstein in Anspruch genommen hätte. Ist Ihnen derlei auch zu Ohren gekommen?"

Siebenschuh trug sein ehrlichstes Gesicht zur Schau.

„Also Herr Rittmeister," entgegnete er, „da Sie mich fragen, muß ich schon die Wahrheit sagen: jawoll, es ist so. In allen Heiratsbureaus will man ganz genau wissen, wieviel die Kuefffstein an Ihnen und was die gnädige Frau Gemahlin ist verdient hat. Sechzigtausend Mark wäre das wenigste. Konobbe sagt sogar achtzig; die Jäkeln meint bloß fuffzig, aber die Klostermann verschwört sich, es wären dicht an die hundert gewesen. Na, Herr Rittmeister, nu sitzen Sie ja so schön warm — also lassen Sie die Leute doch reden."

„Nein, Siebenschuh, ich will das Geklatsch nicht — und wenn es nicht aufhört, dann hole ich mir irgendeinen aus der verdammten Gesellschaft heraus und überliefre ihn den Gerichten. Das können Sie Ihren Freunden sagen."

Siebenschuh schlug sich vor die Brust. „Herr Rittmeister entschuldigen Sie, aber da muß ich doch bitten. Das sind nicht meine Freunde. Mit der Schwefelbande macht man vielleicht mal ein Geschäft, aber man ästimiert sie nicht von wegen Freundschaft. Und wenn ich Sie wäre: da pfiff ich auf ihr Gerede. Vor die Gerichte — auch noch. Da würde vielleicht die Kuefffstein als Zeugin vorgeladen werden — und — denn müßte sie schwören — und — na, und denn wird die Sache am Ende erst recht sengrig."

„Warum erst recht, Siebenschuh? Was ist das wieder für eine alberne Bemerkung."

Siebenschuh zog seine Zigarrentasche. „Ne Havanna gefällig, Herr Rittmeister?

Die können Sie ruhig rauchen — Konkursmasse, aber Primaauswahl. Nicht? Schade. Na, ich werd' mir eine ankokeln . . ." Er biß die Spitze ab und entzündete sein Taschenfeuerzeug. Während er die Zigarre anbrannte, sprach er weiter . . . „Herr Rittmeister, ich habe mir ja nichts merken lassen, weil ich gleich das große Geschäft von wegen dem Hause mit Ihnen machen konnte. Aber ein bißchen verkniffen war ich doch, daß Sie damals so direkt von mir zur Kuefstein gelaufen sind. Am Ende war ich's doch, der Sie zuerst auf — na, Sie wissen ja — auf die Dame aufmerksam gemacht hat. Und meine Vermittlung würde Ihnen weniger gekostet haben als wie bei der Frau Baronin, das können Sie mir schon glauben . . ."

Eine finstere Wolke lag auf Reinhards Stirn. Die Reaktion gegen seinen Leichtsinn setzte mit voller Schroffheit ein. Es war schwer, das Gesindel wieder abzuschütteln, mit dem er sich befaßt hatte.

„Sie sind nicht klug, Siebenschuh," antwortete er. „Es ist mir nicht im Traume eingefallen, die Baronin in Anspruch zu nehmen — zumal Sie mich extra noch vor ihr gewarnt hatten . . ." Es widerstrebte ihm, sich vor dem alten Gauner gewissermaßen zu entschuldigen, aber er wollte dem Klatsch, der gefährlich werden konnte, ein Ende machen . . . „Tatsache ist, daß ich, als ich bei Ihnen war, schon auf dem Sprunge stand, nach Ägypten zu fahren, um mich dort zu verloben. Das ist Tatsache, Siebenschuh! Sie entsinnen sich, daß ich lachte, als Sie mir mit Ihrem Heiratsvorschlage kamen — denn damals war eben schon alles abgemacht. Ich kam lediglich zu Ihnen, um mir Reisegeld zu holen . . . Und nun hören Sie mal zu, mein Alterchen — hören Sie aufmerksam zu. Ich bin nicht gewillt, meinen guten Namen über aller Leute Zunge zerren zu lassen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich bei Neueinrichtung meines Stalles auf Ihre Dienste zurückgreifen will — vielleicht werde ich auch sonst noch hie und da Ihre geschäftliche Vermittlung gebrauchen können — — das alles geschieht aber nur unter der Bedingung, daß Sie Ihren Helfershelfern die ungewaschnen Mäuler stopfen. Sie können es, denn Sie stehen mit der ganzen Sippe in Verbindung. Und darauf muß ich Verlaß haben. Verstanden, Siebenschuh?"

Der lange Spitzbube sah ohne weiteres ein, daß es nur seinem Interesse entsprach, wenn er sich gut mit Steffani stellte. Wie er selbst über die ganze Geschichte dachte, brauchte er ja nicht zu sagen. So spielte er sich denn wieder auf den Ehrenmann auf und legte die rechte Pranke auf die Brustseite.

„Herr Rittmeister, wenn Sie und Sie geben mir einen hohen Befehl," begann er im leichten Tremolo seines schönsten Rechtlichkeitsgefühls, „so bin ich einfach Ihr Untergebener. Ich werde die Bande schon fassen. Die hab' ich nämlich durch die Bank in der Tasche — alle mit'nander. Und wenn ich höre, daß sich wieder einmal einer vergegenwärtigen sollte und Ungebührliches über den Herrn Rittmeister spricht, dann haue ich ihm unter der Blume eine 'runter, die sich gewaschen hat. Jawoll, dadrauf können Sie sich sicher verlassen. Aber nu bitte ich mich zu beurlauben. Ich möchte doch gerne dabei sein, wenn gefinischt wird."

Reinhard war froh, ihn los zu sein und ließ ihn laufen. — (Schluß folgt)

Vergessen

Im Traumesdunkel nur kommst du noch;
Wach leb' ich ein andres Leben;
Du hast mir lichtestes Wachen doch
Und Sonn' und Segen gegeben.

Wie Totenglocken im Heidegrund
Ist mir dein Wort verklungen
Und hast dich doch einst mit dem süßen Mund
Tief in mein Leben gesungen.

Es führt ein Pfad, stillstumm und grau,
Von Rosen zu Zypressen;
Und von allem Süßen, du süße Frau,
Das Süßeste wird vergessen.

Fritz Erdner



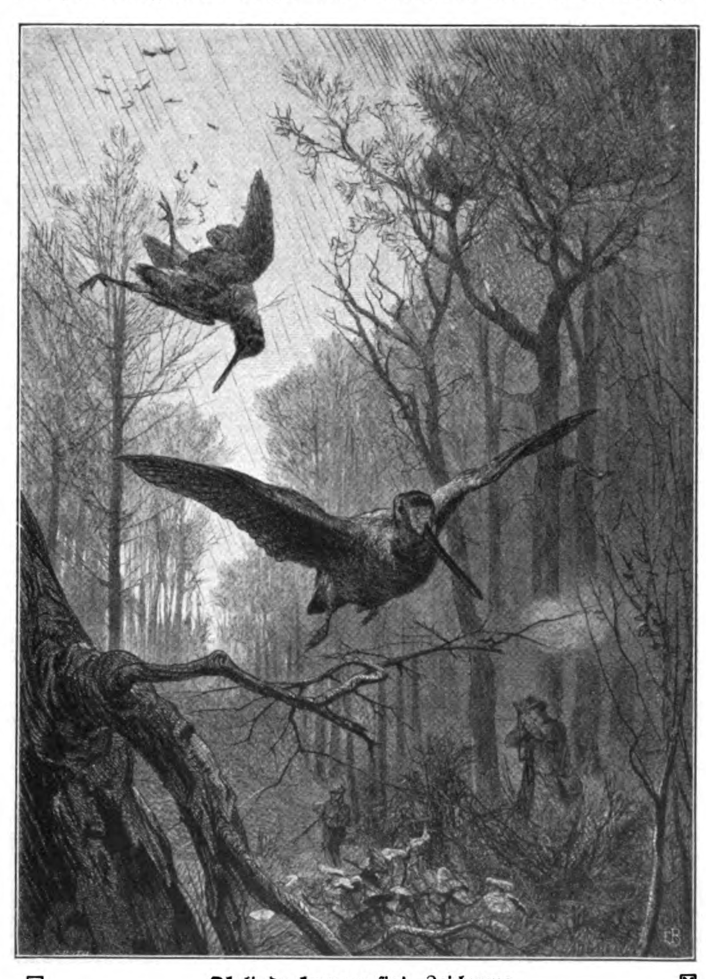


Johann Christian Kröner und sein Werk

Von Friedrich v. Gagern

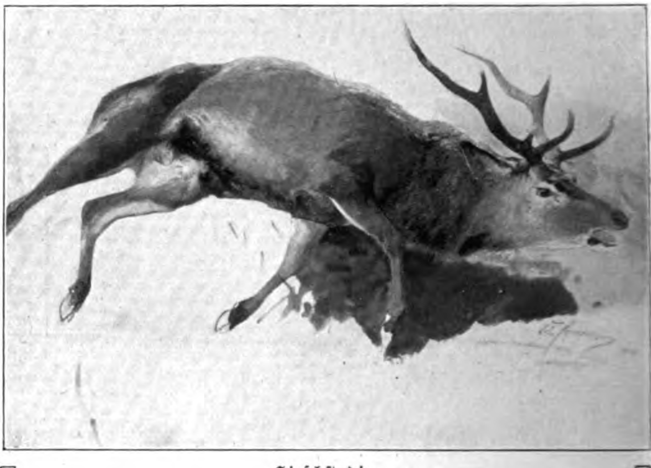


u einer Zeit, da die Kunst längst auf klassischer Höhe stand, in den Tagen der Spätrenaissance, lag die Tiermalerei noch tief im argen. Die kompositorische Riesenkraft eines Rubens kann ebensowenig entschädigen für den auffallenden Mangel an Richtigkeit, wie der mikroskopische Fleiß der niederländischen Küchenstück- und Wildstillebenmaler für den Mangel an Bewegung. Ich erinnere nur an das Pferd bei Rubens. Es ist das schwerfällige mythologische Heldenschlachtroß, ein Pferd voll edlem Pathos und massiver Theatralik, aber durchaus ohne Wahrscheinlichkeit seiner Umrisse wie Bewegungen. Das Pferd war aber neben der übrigen nützlichen Hauskreatur noch das bei weitem bestbekannte und jedenfalls am sorgfältigsten studierte Tier. Das Wild kam natürlich noch ungleich schlechter weg: der Meister mußte sich auf seine Phantasie verlassen, und die vermochte nicht, mit bekannten, vertrauten Vorstel-

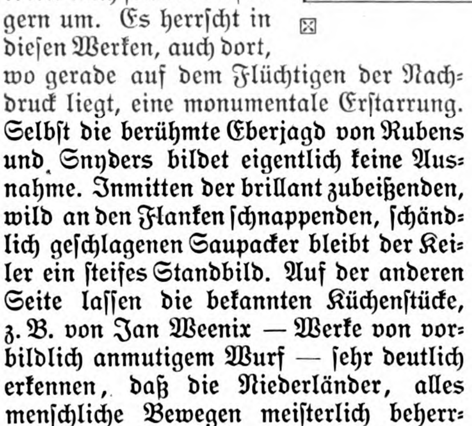


Okuli, da kommen sie! Zeichnung

lungen zu arbeiten, sobald sie Hühnerhof und Stall verließ und das Jagdrevier betrat. Ich führe als Beispiel jenes bekannte Bild an, das einen von zwei sehr seltsam großen Raubkatzen gehetzten Rehbock darstellt; dieser, auf den Hinterläufen stehend wie ein ehernes Feldherrnroß, greift mit beiden Vorderläufen hoch in die Luft und sieht sich dabei kokett nach seinen Verfolgern um. Es herrscht in diesen Werken, auch dort, wo gerade auf dem Flüchtigen der Nachdruck liegt, eine monumentale Erstarrung.



Hirschstudie



Selbst die berühmte Eberjagd von Rubens und Snyders bildet eigentlich keine Ausnahme. Inmitten der brillant zubeißenden, wild an den Flanken schnappenden, schändlich geschlagenen Saupacker bleibt der Keiler ein steifes Standbild. Auf der anderen Seite lassen die bekannten Küchenstücke, z. B. von Jan Weenix — Werke von vorbildlich anmutigem Wurf — sehr deutlich erkennen, daß die Niederländer, alles menschliche Bewegen meisterlich beherrschend, das Tier doch nur der Farbe nach begriffen. Auch die besten Küchenstücke sind nichts als Stilleben, und das Stilleben erschöpft sich in der Darstellung malerisch aufgebauter Ruhe. Hier ringt eine von vollendeter Technik getragene, sehr lebhafte, bei Rubens geradezu vulkanische Gestaltungskraft mit dem Mangel an Beobachtung, an Vorstellungsmaterial. Daran ändert der Pottersche Stier ebensowenig wie etwa das Hausgetier von Hondekoeter. Den in dröhnenden Sprüngen angreifenden Stier hätte Potter nicht darzustellen vermocht; vortrefflich aber gelang ihm der gemächlich wiederkäuende. Diesen konnte er nach der Natur zeichnen; Wild hält aber dem porträtierenden Stift nicht stille.

Es ist nun sehr bezeichnend, daß die niederländischen Tiermaler schon übertroffen waren, ehe überhaupt der Kunstbegriff sich aus dem Geistesleben der Menschheit herauskristallisiert hatte. Ich will nicht einmal auf die „Sterbende Löwin" von Kujundschik, dieses Meister-



Landschaftsstudie aus dem Harz



Hirschkampf. Gemälde von Prof. Joh. Christian Kröner

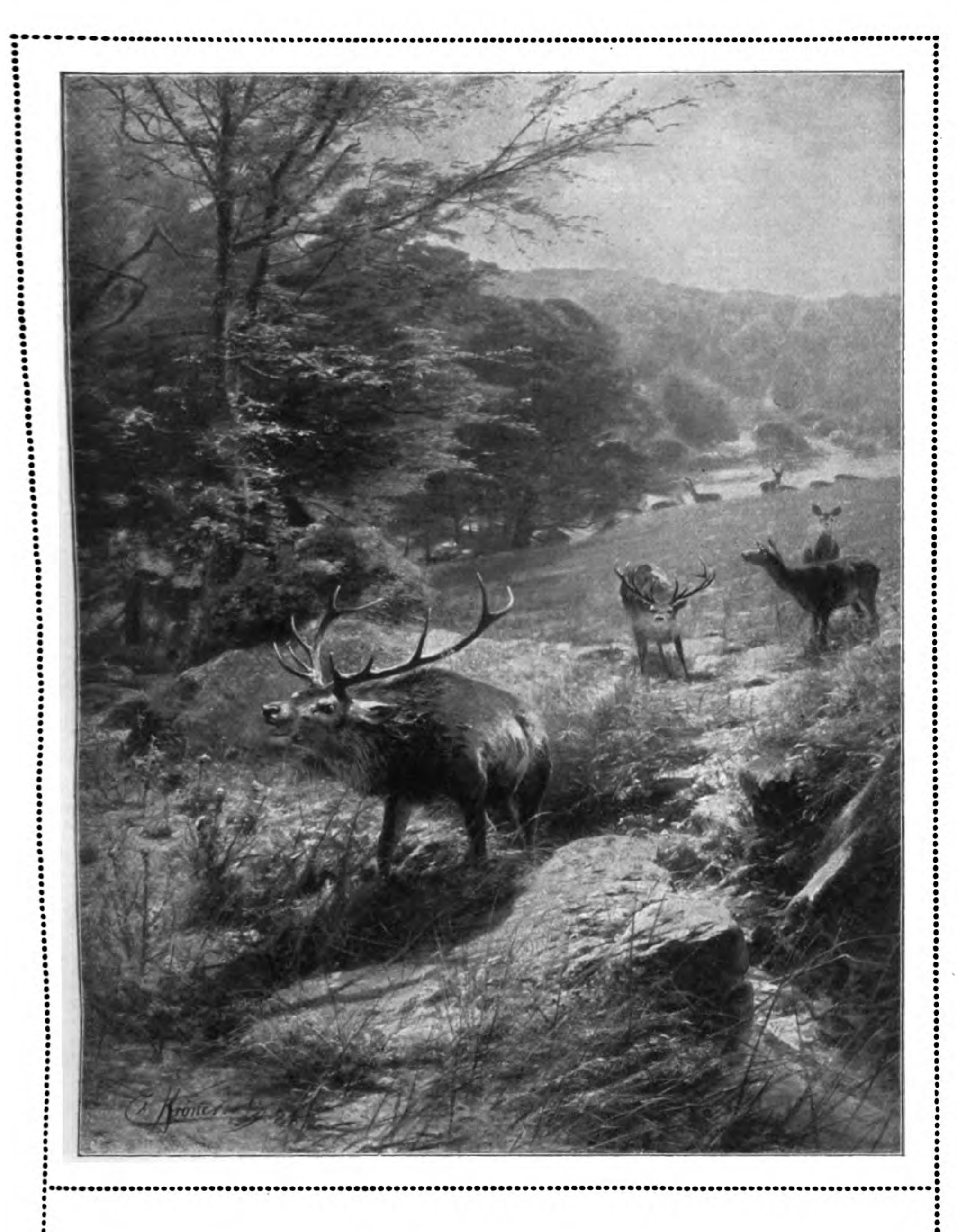
werk allerersten Ranges, verweisen, denn es gehört bereits einer auch in Beziehung auf Kunst gesteigerten Kultur an. Ich erinnere nur an die Jagdschildereien an den Wänden der Höhle von Altamira in Spanien. Hier hat ein rohes Jägervolk seine in Not und Lust gewonnenen Erfahrungen in beredter Bilderschrift verewigt. Mit Erdfarben sind manche dieser Bilder etwas angetuscht; andere blieben überhaupt Skizze, lapidare Skizze. Aber wie richtig geschaut erscheint hier das Tier, bald in der Ruhe, meistens im Sturm von Flucht oder Angriff! Unwillkürlich wird man an allermodernste Meister, Schüler der Momentphotographie, erinnert, wenn man diese in sichtlichem Kampfe mit dem harten Material umrissenen Urbilder betrachtet, die das Sinnfällige der Bewegung in wenige scharf charakterisierende Linien zusammenfassen und sich mit den sparsamsten, freilich wirkungsvollsten Ausdrucksmitteln — darin der Karikatur verwandt — begnügen.

Dem Wilde und dem Weibe galten die stammelnden Anfänge der Kunst, als dem Nächstliegenden, den ganzen Umfang des Lebens Beherrschenden. In der Darstellung des Tieres hatte der Jäger immer einen weiten Vorsprung vor seinen Mitbewerbern. Sein Dasein speiste ihn mit Erfahrung, dem Niederschlag aus fortgesetztem Beobachten. Begegnete diese Erfahrung, reich an Erinnerungsbildern, im Inneren schöpferischem Drange, so wurde sie wieder, zum Kunstwerk verdichtet, nach außen projiziert.

In den Zeiten der Renaissance hatte der Mensch die ursprüngliche, enge Beziehung zum Tiere längst verloren, seelisch wie materiell. Die Jagd, ein Vorrecht des Adels und der Landesherren, war dem Bürger unzugänglich, auch dem Künstler. Der Mensch stand überhaupt mit seiner Existenz nicht mehr auf dem Boden der Jagd, der tägliche bittere Kampf um Leben und Nahrung machte längst nicht mehr seinen Daseinsinhalt aus. Dazu kam noch, daß die Scholastik eine hohe Mauer zwischen Mensch und Tier aufgebaut hatte, die auch die Reformation nicht einriß. Nur die Gruselneugier des Menageriebesuchers oder der nüchterne Nutzungsgrundsatz verbanden den Menschen mit dem seelenlosen, dumpfen Tiere, das bloß Sklave war, weiter nichts. So kommt es, daß ein Rubens Kolossalvisionen von einfach überwältigender Riesenperspektive komponiert, daß Rembrandt und Hals höchst bewegliche, ja mitreißend drängende Gruppen zu malen imstande sind, während ihre landgenössischen Tiermaler im Vergleich zu diesen Leistungen doch nur sehr Mäßiges hervorbringen. Gleichwohl bahnten gerade die Niederländer jenen Rückweg zur Natur an, auf dem später das Rokoko ein wenig tändelte, den aber erst der Mensch des XIX. Jahrhunderts, geführt von Goethe, von den Romantikern, und von seiner innersten Sehnsucht, mit bewußter Energie verfolgt hat.

Freilich: die Eroberung des Tieres durch die Kunst ging nur langsam vonstatten. Noch ältere zoologische Bilderwerke aus dem XIX. Jahrhundert strotzen von Verzerrungen. Mag auf anderen Stoffgebieten der Kunst der Streit verschiedener Richtungen berechtigt sein: der Tiermaler darf nur Realist, muß vielleicht sogar Naturalist sein. Sein Schaffen kennt eigentlich nur e i n e n gesunden Wurzelboden, den der genauen Beobachtung. Nicht allein die schon früher beherrschte Anatomie, die dem Künstler gleichsam das Modellskelett liefert, gehört zu den Grenzgebieten und Behelfen der Tiermalerei, sondern in ebenso hohem Maße das junge Fach der Biologie und die noch in den Anfängen stehende Tierpsychologie. Keiner ist sicherlich hier in solchem Maße zum Forscher berufen, wie der Jäger, den sein Leben täglich zum Zeugen intimster Idyllen, dramatisch wilder Vorgänge macht. Und gleichzeitig ist keiner mehr zum Dichter, zum Künstler schlechthin geboren als abermals der Jäger. Sein Leben ist wundervolles, ruhig schauendes Einsamsein mit Wald und Wild, ist Glaube an uralte, verborgene, heilige Kräfte, ist Spannung und Trieb. Oder wie Liliencron so schön sagt: „Jeder Dichter müßte Jäger sein. Shakespeare und Turgenjew waren es ... Der Jäger ist eng befreundet mit dem Grashalm, den er tritt, mit der Blume, mit dem Strauch, mit dem Blatt, mit dem Zweig . . . Die Bäume liebt er zu ihm gehörend, wie ein Stück seiner Seele ..."

Ein Jäger, ein Forscher, ein Dichter, ein Künstler war der Mann, zu dem uns



Abgeschlagen

Gemälde von Prof. Joh. Christian Kröner

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München

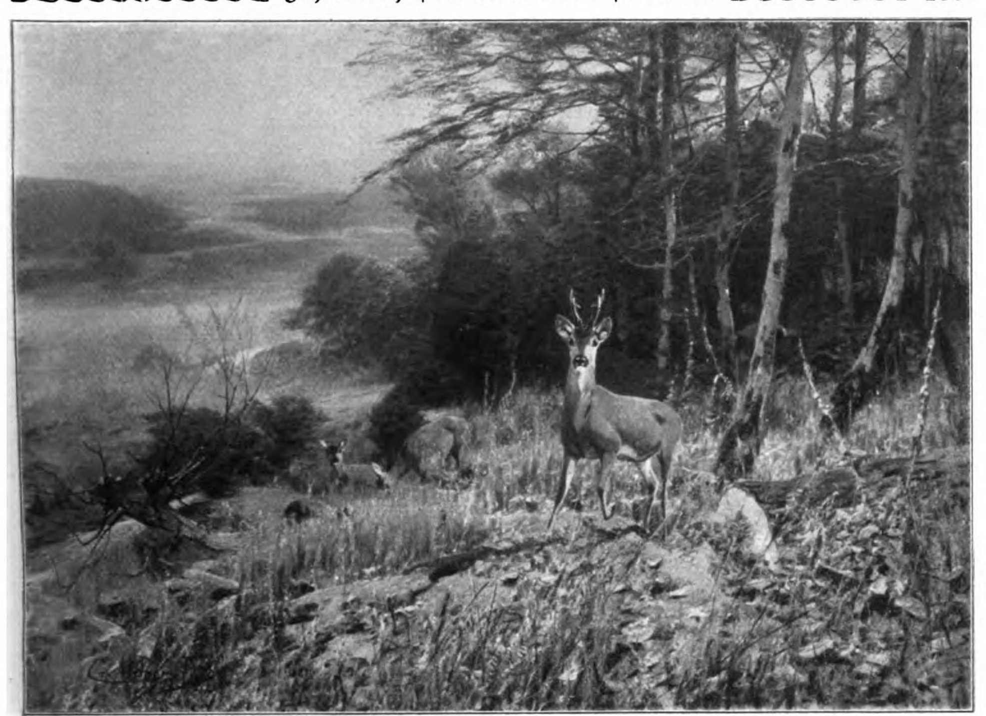


Frühmorgen im Harz. Gemälde. Photographieverlag der Photographischen Union in München

dieser Weg geführt hat: Johann Christian Kröner. Mehr als das: er war ein deutscher Jäger und deutscher Maler. Für deutsche Jäger hat er aus deutschen Revieren heraus die unerschöpflichen Schätze seines Könnens gehoben. Die Massentragödien und riesenhaften, im Tropenglast lodernden Szenerien der Ursteppe, die z. B. Wilhelm Kuhnert zu seinem Sondergebiet gemacht hat, sind ihm zeitlebens fremd geblieben.

Kröner war einer jener Künstler, die ganz plötzlich die ruhige Entwicklung durchbrechen. Im Grunde genommen war er niemandes Schüler, sein eigener Lehrer, ohne direkte Vorgänger; ein Wildling, ein Blutauffrischer. Franz von Pausinger, den ich den Doré der Jagd- und Tiermalerei nennen möchte, blieb immer Romantiker; romantisch edles Wild in romantisch schauerlichen, recht theatralischen Landschaften, das ist sein Stil. Für Ludwig Beckmann, Mützel, Specht, Guido Hammer war die Landschaft lediglich Staffage und Gegenstand der Willkür, meist sogar der Vernachlässigung. Dagegen gehört es zu Kröners schwerwiegenden Verdiensten, daß er die Landschaft nicht als nebensächliche Kulisse behandelte, nicht als flüchtigen Hintergrund; sondern als Milieu. Deshalb widmete er ihr unendliche Sorgfalt. Bis in ganz intime Einzelheiten hinein studierte er etwa Formations- oder Vegetationsbesonderheiten des Reviers, in dem er auf stillem Pirschwege für seine Leinwand mit dem Skizzenbuch, mehr aber noch mit dem ruhig schauenden Auge sammelte. Das beweisen seine gewissenhaften Studien, z. B. aus dem Harz, der Kröner immer als deutschestes aller Gebirge und deutschestes aller Hochwildreviere besonders wert gewesen sein mag.

Das war später, in der ruhigeren Düsseldorfer Zeit. Seine erste Schule, zugleich seine einzige, machte Kröner in München, eben um die Wende, da dort die künstlerische Führung vom alten Kaulbach (der innerhalb der Grenzen seiner, tiefsinniger Karikatur ein hervorragender Tierzeichner war: Reineke Fuchs!) an Piloty überging. Ins oberbayerische Hochgebirge war der junge Kröner gezogen, als ihm eines Tages die Taglöhnerarbeit in seines Bruders, des Dekorationsmalers, Diensten über das Maß



Abend am Waldesrand. Gemälde. Photographieverlag der Photographischen Union in München

erlaubter Prüfung hinauszugehen schien. Er fühlte sich zu Besserem geboren als zum Schablonisten und Linienzieher. Und hatte er dann auch Jahre hindurch mit nagender Not zu ringen: hessisch Blut verzagt nicht. Nur ein kurzes Jahr lang skizzierte er mit den Jungmünchnern im bayerischen Gebirge; welche Befruchtung er dort empfangen, läßt sich nicht feststellen. Dann schraubte er sich als Autodidakt im strengsten Sinne des Wortes bis zu seiner Vollendung hinauf, die er später nie ganz verleugnet hat. In Düsseldorf blieb der noch ganz unbekannte und mittellose Künstler der Akademie fern; ein gefährlich Beginnen für eine aufstrebende Kraft.

Sein Lehrer war der deutsche Wald, sein Meister das deutsche Wild. Er unternahm Beutezüge in die deutschen, sagenraunenden Bergforste, in den Teutoburger Wald, in die Lüneburger Heide, an die Ostseeküste — und hier tat sich das Geheimnis lebendiger Wirklichkeit auf. Aus dem kleinen Dekorationsmaler wurde der gefeierte, begehrte Professor Kröner, der Klassiker unter Deutschlands Jagdmalern. Das darf man getrost sagen, denn der Verewigte wäre heute fünfundsiebzig Jahre alt. Schon seit den siebziger Jahren war er berühmt, seit den achtziger Jahren populär. In vielen tausend großen und kleinen, guten und schlechten Reproduktionen sind Kröners bekannteste Werke über Deutschland verbreitet; fast in jedem Jägerzimmer hängt neben Geweihen und Gewehren auch ein Kröner.

Kröner war ein Neugründer und Anbahner, ein Entdecker und Stilfinder. Nicht etwa der erste Jäger, dem die Büchse ebenso liebvertraut war wie Stift und Pinsel; auch Ludwig Beckmann verstand sich fürtrefflich aufs Weidwerk, auch Pausinger, auch Hammer. Aber sicherlich war Kröner der erste, der mit vollem Bewußtsein und voller Wucht Stil, Mittel und Wirkungen der neueren Kunst auf das bisher recht vernachlässigte Revier anwandte, in dem er von Blut aus zu Hause war: auf das Jagdgetier und auf den Wald. Man kann sagen, Kröner schuf einen neuen Hirsch, einen neuen Rehbock — das sogar so sehr, daß er, wie mancher Meister voll Eigenart, fast zum Schöpfer einer von Nachahmern gern benutzten Schablone wurde. Entscheidend ist aber, daß er das Wild zum Aus-

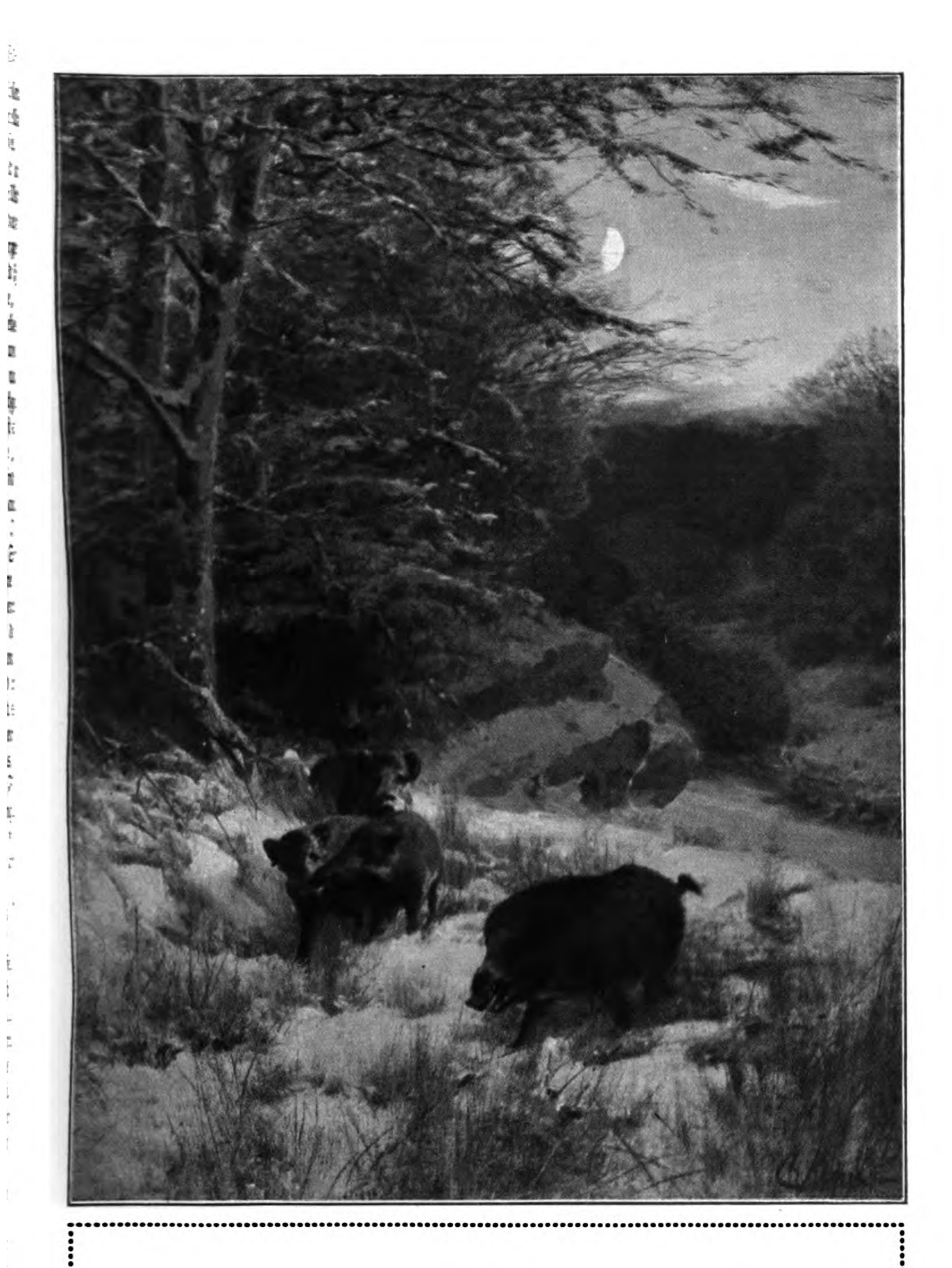
druck einer ganz bestimmten Landschaft erhob. So ging er weit über das schlichthergebrachte Porträt hinaus. Oder er spiegelte gewisse Beleuchtungs- und Farbenstimmungen im Getier und dessen Treiben; er interpretierte durch das Wild die Landschaft; in den Wildgestalten, die fast durchweg Nerv seiner Gemälde sind, rafft er noch einmal alles zu lebendigstem, packendstem Sinnbild dessen zusammen, was schon der kühle Herbstnebel, der zarte, grüne Abendhimmel, der silbrige Morgendunst, der glitzernde Tau im fahlen Waldgrase verdeutlichen. Deshalb sind seine Tiere so unlösbar eng verwachsen mit der Landschaft, die sie beleben; sie stehen nicht als Statisten vor Baum und Busch, nicht als Helden vor gleichgültigen Kulissen, sondern sie wurzeln organisch fest im Nährboden, dessen Schicksal und Mangel und Frühling auch die ihrigen sind; wurzeln im Grunde wie ihre Brüder, Tanne und Eiche, Kinder der Berge, der Wälder, der Heide.

Das Bild „Wildschweine im Schnee", eines der besten Werke Kröners, könnte ebensogut heißen „Nachwinter". Der klare, feuchte Tauhimmel, in dessen sanfte, grüne Glut der junge Mond sinkt; die schon wärmeren Schatten im Tale klingen den nahenden Frühling an; an den Buchen hängt noch das tote Vorjahrslaub. Ganz unaufdringlich erscheint in dieser Landschaft die Gruppe der vier Sauen; sie gehört schlechterdings in das Bild, so unmittelbar, wie das Pfluggespann zum Acker. So im „Frühmorgen im Harz", so im „Abend am Waldesrand". Der hohe landschaftliche Reiz dieser Bilder wird noch gehoben durch die tierische Belebung, den aufwerfenden Rehbock, den schreienden Hirsch — prachtvoll ist das überraschte Zurücktreten des schwächeren Nebenbuhlers festgehalten —, aber hervorragende Werke wären das auch ohne diese wirkungsvollen, die Stimmung zu voller Plastik verdichtenden Wildgestalten. Naß und kühl, in Tau erschauernd ist dieser Herbstmorgen, fahl noch der junge, blasse Sonnenschein, lang und wässerig sind die Schatten. Bilder von so zwingender Kraft sind immer gut.

Der Natur, wie er sie schaute, blieb Kröner unentwegt treu. Und er schaute sie gut, er sah sie scharf, er erblickte sie immer richtig, den künstlerisch verwertbaren Ausschnitt mit sicherem Geschmack wählend. Aber er beschied sich nicht mit der Darstellung wiederkäuender Ruhe, erstarrter Pose. Kröner war vor allem Vollblutjäger und auch als Jäger genauer Kenner der wilden Urdramatik im Tierleben, die, genau wie die menschliche, nur minder verlarvt und verzerrt, sich um Weib und Weide, Liebe und Hunger aufbaut. Gerade solche Motive, mitten aus dem triebhaft gewaltigen Liebesleben des Wildes, reizten den Meister, wie schon andere vor ihm. Aber wie oft er auch den dröhnenden Brunftkampf der Hochgeweihten gemalt haben mag, besser ist es ihm nie gelungen als in dem Gemälde „Abgeschlagen". Daß der Kampf zu Ende und entschieden ist, das macht den Hauptreiz und die Feinheit des Werkes aus. In der grauroten Decke des Geschlagenen Schmiß an Schmiß, Schmarre an Schmarre, aufgepflügt von des Gegners Endendolch. Mit krummem Rücken zieht er davon. Wutvoll sträubt er den Bart auf dem Rükken; seine Lichter sehen scheel und giftig. Noch röhrt er: Rache dafür! So tut es der abgekämpfte Hirsch. Er schreit seinen ohnmächtigen Haß in den Herbst hinaus, auch wenn ihm der Tod in aufgerissener Flanke brennt. Wehe dem unschuldigen Geringeren, den er in seinen Wegen trifft. Er forkelt ihn zuschanden. Aber hinter ihm her orgelt der Platzhirsch: Hier bin ich Herr!

Noch einen anderen Kröner gibt es. Das Gemälde „Durch die Schützenlinie" zeigt ihn in voller Form. In verzweifeltem Todessturm bricht das Wild durch den Feuerkordon. Wenn auch hier der landschaftliche Rahmen nicht gerade vernachlässigt ist, so galt doch die ganze Liebe der Komposition dem Hirsch, der unter höchstem Zusammenraffen aller Kraft die furchtbare Grenze überfällt. Dieses Anspannen aller Muskeln, dieses im Emporfliegen sich Zusammenziehen hat Kröner ungemein überzeugend zum Ausdruck gebracht.

Hier bewährt sich Kröner in einer seiner stärksten Fähigkeiten: das stürmische Presto con brio solcher Bewegung darzustellen. Dieser Hirsch ist ganz Sehne, ganz unbeschreibliche Schnellkraft, seine Läufe sind — wie Rilke einmal so schön von der Gazelle sagt — „mit Sprüngen geladen". Unwiderstehlich fliegt er über das Hindernis. Solche Einzelphasen der Bewegung



Wildschweine im Schnee
Gemälde von Prof. Joh. Christian Kröner

erhascht nur das erfahrene Jägerauge, das fast so rasch ist wie der Verschluß des Momentapparates. Oder, genauer gesprochen: der Beruf des Jägers, die Jagd selbst steigern durch Übung und Schulung die Geschwindigkeit des Rapportes zwischen Bild, Sinnesreiz und Bewußtsein bis zu einer Höhe, von der der zahme Asphaltmensch kaum etwas ahnt. Im Bruchteil einer Sekunde hat der erfahrene Schütze eine blitzschnell abschnurrende Kette von Schlüssen gezogen. Er weiß, wie weiten Weg die Kugel bis zum Hirsche zurückzulegen hat, er ist mit sich im reinen über Stärke und Jagdbarkeit des Geweihten, über dessen Fluchtgeschwindigkeit, über das Maß, um welches das Korn seiner Büchse dem Wilde vorauseilen muß, soll das Blei im richtigen Augenblicke den rechten Fleck treffen. Und ehe sein Puls einen anderen Schlag getan, schlägt die Kugel hell auf die Blattschaufeln des Hirsches — und der steigt hochauf, rast in überstürzten Fluchten weiter, um jählings zusammenzukrachen wie ein gefällter Baum ... So arbeitet das geschulte Jägerauge, so sieht es auch. Wo andere nichts erfassen als wirres Bewegen, da fängt die des Zielnehmens gewohnte Pupille noch klare Augenblicksbilder ab.

Gerade Kröner durfte recht wohl auf das moderne Hilfsmittel der Kamera verzichten; er tat es. Der stolze Künstler verachtete den hirn- und nervenlosen Apparat. Sein eigenes Auge fing die Bilder ab; die licht- und farbenempfindliche Seele bewahrte sie; der reife Geschmack entwickelte sie; der sichere Stift fixierte sie. Heute ist die Kamera ein unentbehrlicherer Reisebegleiter als das gute, liebe, alte Skizzenbuch. Mag auch diese Methode nicht ohne Berechtigung sein, sie nimmt viel von den feinsten Reizen des Schaffens. Es gewährt doch immer einen hohen Genuß, den Weg eines großen Werkes, über viele mehr oder weniger ausgeführte Einzelstudien laufend, zu verfolgen. Und was bedeutet ein dickes Album voll Filmbeute gegen ein schlankes Buch, dessen Seiten kreuz und kraus mit flüchtigen, sparsam andeutenden Skizzen bedeckt sind,



Fuchshetze. Zeichnung



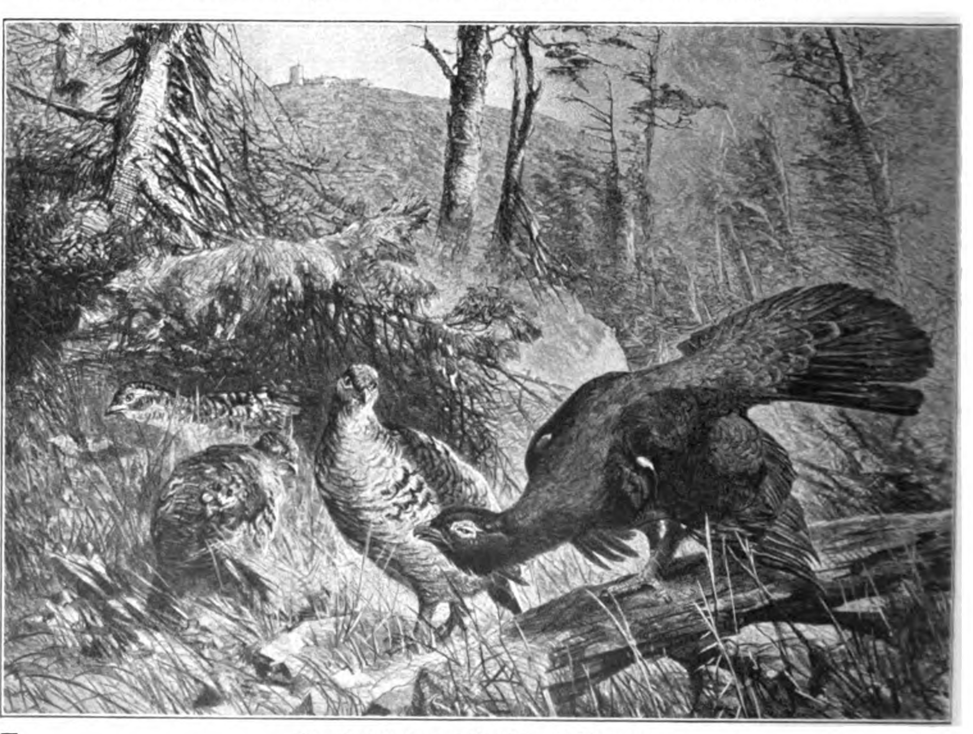
Durch die Schützenlinie. Gemälde von Prof. Joh. Christian Kröner (Copyright by Franz Hanfstaengl in München)

wie gerade Kröner sie zeichnete! In drei Strichen warf er einen Hirsch hin, einen äsenden Hirsch — und es war ein kleines Kunstwerk an Richtigkeit.

Schließlich bedarf ja das Kamerabild immer noch künstlerischer Umdeutung und Steigerung. Wenn Kröner z. B. in der Drastik der Bewegung fast weiter ging, als das Laienauge es duldet, so besteht noch immer ein sehr meßbarer Unterschied zwischen dem, was er sah — und jeder Jäger sieht — und dem, was die Kamera kühl registriert. Wirklichkeit verlangen wir mit Recht von der Kunst; aber doch nur jene Wirklichkeit, die unserem Betrachten erscheint — nur die Wissenschaft operiert mit mathematischer Wirklichkeit. Und diese hat für unsere Sinne immer etwas Unwahrscheinliches, überlebenswahres. Selbst das flinkeste Auge sieht das Rennpferd niemals in den lächerlichen Einzelphasen des Galopps, die die Kamera aus dem Fluß der Bewegung herausreißt.

Daß ein Herrenmensch wie Kröner, der sogar die bequeme Straße der Akademie verschmähen zu dürfen glaubte, niemals die Chamäleonverwandlungen des malerischen Modernismus mitgemacht hat, versteht sich von selbst. Kröner, der musterhaft reinliche Zeichner, schwor noch zur alten Schule: erst gut zeichnen, dann gut malen. Langsam, aber stetig erweiterte er seinen Horizont, steigerte er seine Technik. Es mag ja sein, daß ab und zu ein Werk aus der geschlossen aufstrebenden Reihe seiner ungezählten Schöpfungen herausfiel, aber die Sicherheit seines Blickes erlahmte nicht bis ins Alter. Und daß er trotz der ihm erstehenden scharfen Konkurrenz immer an der Führung blieb, ist der beste Beweis für sein im besten Sinne volkstümliches Können. Auch der hochgeniale Friese, auch Wilhelm Kuhnert, auch Karl Wagner, auch Zimmermann vermochte ihm nicht den Rang streitig zu machen. Manche dieser Meister sind doch auch von Kröners Art zu schauen und zu gruppieren befruchtet worden.

Ein schönes, stolzes Leben, das dieser Mann gelebt hat: das des sinnenden, einsamen Pirschjägers, das des Künstlers, dem es gegeben ist, innerste Sehnsucht und innerstes Entzücken in Licht und Farbe aufzulösen. Wir danken ihm viel.

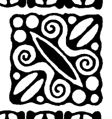


Auerhahnbalz am Brocken. Zeichnung



Der Panamakanal vor der Vollendung

Von Friedrich Otto





Der kühne Gedanke, einen Kanal, der Süd- und Nordamerika trennt, zu bauen, stammt von keinem Geringeren als dem Eroberer Mexikos, von Fernando Cortez, dem Karl V. befohlen hatte, die Durchfahrt zu suchen. Als Cortez die ersehnte Öffnung zwischen den beiden Meeren nicht fand, machte er den Vorschlag, die Landenge von Tehuantepec zu durchstechen. Doch wurde den Spaniern diese hoffnungslose Idee bald so zur Last, daß Philipp II. verbot, überhaupt von dem Kanal zu sprechen.

Erst das durch Deutschland politisch niedergeworfene und nach neuem Aufschwung strebende Frankreich interessierte sich nach 1870 wieder ernsthaft für die Trennung der beiden Weltteile, die wie Asien und Europa an der Landenge von Suez, in Panama ihre Achillesferse hatten. Eine bewundernswerte Duplizität im Okzident und Orient der Welt. Das Jahr 1879 brachte den ersten großen Panamakongreß, doch schon genau zehn Jahre später brach das französische Unternehmen zusammen, nachdem über eine Milliarde Mark an dem Unternehmen verloren war und die beiden Worte Panamakanal und Panamaskandal nicht bloß äußerlich einen höchst fatalen Gleichklang hatten. Von der Milliarde ist nur knapp die Hälfte verbaut worden. Die andere, bessere Hälfte kommt nicht auf den Kanal, sondern auf den Skandal, denn rund 700 Millionen Franks flossen in die Hände der Betrüger.

Nach dem Siege der Vereinigten Staaten über Spanien in Kuba erhob die bis dahin im Schatten der Washingtoner Akten wohlverwahrte Monroedoktrin ihr Europas Machtgelüste erstarren machendes Gorgonenhaupt, und die schlaue zweite französische Panamakanal-Gesellschaft, die Lesseps' unglückseliges Erbe angetreten hatte, übergab den Staaten alle ihre Rechte. Die Union mit den Hands-off-Manieren des Mächtigen ersuchte den Staat Kolumbia, ihr den schmalen Streifen Landes zum Bau des Panamakanals abzutreten, aber die junge, kurzsichtige Republik wollte nicht. ‚Goddam!' dachte man im Weißen Haus, veranstaltete mit guten goldenen Dollars eine kleine Revolution in der kolumbianischen Provinz Panama, und der Erfolg war, daß sich die Provinz zu einer kleinen, aber „selbständigen" Republik erklärte. Dieser neue Pseudostaat von Uncle Sams Gnaden verkaufte 1903 die Kanalzone an seinen Beschützer. Damals war der Imperialist Roosevelt am Steuer, der vor einer lachenden Zuhörermenge das monumentale Wort sprach: „I took the Isthmus" oder auf gut deutsch gesagt: Ich raubte den Isthmus.

Damit war die Grundstücksfrage geregelt. Amerika zahlte für das Terrain zehn Millionen Dollars, und da der ganze Kanalbau über zwei Milliarden Mark kostet, geht die geringe Kaufsumme für das Baugelände in der Gesamtsumme spurlos und spielend unter.

Das immer wachsame, aber in Amerika nie glückliche Albion hatte schon vorher, als der Kanalbau für die Union noch im Stadium einer politischen Doktordissertation zu stehen schien, den Vereinigten Staaten in die Arme zu fallen gesucht, indem es durch seinen tüchtigen Lord Pauncefote einen Vertrag mit der ungeratenen Tochter schließen ließ, dahin, daß die Kanalzone stets neutral — unbefestigt — bleiben sollte und der Kanalbetrieb für alle Nationen wirtschaftlich unter denselben Bedingungen vor sich gehen müßte. Gewiß doch, sagten zehn Jahre später die Vereinigten Staaten: Der Vertrag bezieht sich auf die freie Republik Kolumbia, aber unterdessen haben wir den Kanalstreifen gekauft und sind Herren im eigenen Hause geworden; da werden wir uns doch keine Vorschriften machen lassen. Mit Mühe und Not haben sich in unseren Tagen erst Taft und dann Wilson dazu verstanden, die Beantwortung dieser Frage aller Fragen überhaupt dem Haager Schiedsgericht zu überlassen. Wir können uns über die Antwort beruhigen; die Union baut und befestigt den Kanal jedem Schiedsgericht zum Trotz. England hat seine Fassade bewahrt, aber machen kann es nichts. Die Panamakanalfreiheit ist für Europa ein für allemal dahin, und wenn wir unsere Hand ehrlich auf unser europäisches Handelsherz legen, können wir es den Amerikanern auch nicht übelnehmen. Unsere ganze Weisheit geht dahin, daß wir im handelspolitischen Frieden mit der Union unter allen Umständen besser fahren werden, als im Krieg mit ihr.

Das ist die kurze und für Europa so enttäuschungsreiche Vorgeschichte des Panamakanalbaues. Sie kann uns als Deutsche nicht sonderlich befriedigen.

Viel angenehmer ist es für uns, die technische Seite des Kanalbaues zu betrachten. Ihr objektiver Charakter stellt sie jenseits von jeder nationalen Eifersüchtelei.

Es hatte ursprünglich geheißen, der Panamadurchstich soll ein Seehöhenkanal sein, das heißt, er soll den Atlantischen und den Stillen Ozean durch einen Wasserweg in gleicher Höhe verbinden. Denn man sagte sich, ein solcher Kanal hat stets sein sicheres Gewässer, kann so leicht nicht durch Erdbeben und Erdrutsche verschüttet werden und vermeidet den umständlichen Schleusenbetrieb. Aber der Seehöhenkanal hätte sechzig Prozent mehr gekostet als der Schleusenkanal. Dies allein hätte wohl schon den

Ausschlag für die Schleusendurchführung gegeben, jedoch kam noch ein zweites Bedenken hinzu: die beiden Ozeane, die wohl im Süden und Norden auf breiter Fläche einander berühren, haben gar keine gleiche Höhe. Zu gewissen Zeiten oder richtiger Gezeiten wohl. Aber die Flut- und Ebbedifferenz im Stillen Ozean beträgt fünf bis sechs Meter und im Atlantischen nur knapp einen Meter, sodaß der Panamakanal als Seehöhenkanal zumeist ein quirlender Strom von heraus- und hereinschlagenden Meeresmassen gewesen wäre und mehr eine Kraftquelle für weiße Kohle als eine ruhige Schiffahrtsstraße dargestellt hätte.

Daher ist man beim Schleusensystem geblieben, das übrigens auch eine etwa fünf Jahre kürzere Bauzeit beansprucht, als für den Niveaukanal nötig gewesen wäre. Was ein Schleusenkanal ist, weiß ja jeder. Die Schiffe müssen emporsteigen und wieder hinab, und es muß im Scheitel des Kanals eine Wasserquelle sein, die das nach beiden Meeren durch die Schleusen abfließende Wasser immer wieder ersetzt. Diese blutnotwendige Wassermenge liefern bei Gatun, das nur acht Kilometer vom Atlantischen Ozean entfernt liegt, die großen Seen und der Rio Chagreß, und auf diesem kurzen Wege von Kolon bis Gatun muß der Kanal sich mit Hilfe von Schleusen auf seine größte Höhe von etwa 26 m heben, also etwa die Höhe eines sechsstöckigen Berliner Hauses, das es übrigens nicht gibt. Diese Höhe ist nicht allzu bedeutend und wird durch drei gewaltige Schleusen erreicht.

Nehmen wir an, es kommt ein Schiff von Europa her. Bei Kolon fährt es in die breite Kanalöffnung ein, und nach kurzer Fahrt trifft es vor Gatun auf die erste der drei Schleusen. Diese hebt es um 6¼ m, die zweite auf 15½ m und die dritte auf 26 m. Jede der drei Schleusen ist 320 m lang und 34 m breit und läßt daher auch alle Schiffe der Welt bis auf die 50000- und 60000-Tonnenschiffe der Neuzeit hindurch. Oben auf dem Scheitel von Gatun, tritt das Schiff in den See von Gatun, der das eigentliche Zentrum und die eigentliche technische Leistung des Kanalbaues ist, denn ihn haben die Erbauer durch einen ungeheuren Damm eingefangen. Der Damm hat eine Bodenfläche von 2 Millionen qm und muß einer Oberfläche von 240 qkm Wassers standhalten, also einen unermeßlichen Wasserdruck ertragen. Der See selbst wird durch Flüsse derart gespeist, daß er das verlorene Wasser vermutlich stets wieder ersetzt erhält.

Ist das Schiff aus der dritten Schleuse in 26 m Höhe in den Stausee von Gatun gefahren, so hat es lange glatten Weg. Es fährt bis nach dem Orte Obispo, der etwa auf halbem Wege von Gatun bis Panama am Pazifik liegt. Hier bei Obispo liegt die vierte Schleuse, die das Schiff auf 17 m herabnimmt, und dann folgen nach kurzer Fahrt zwei weitere Schleusen, die das Schiff ganz auf das Niveau des Pazifik hinabtragen. Also sechs Schleusen, drei hinauf von Kolon nach Gatun und drei hinab von Gatun nach Panama. Es versteht sich, daß jede der Schleusen doppelt ist, damit die Schiffe nicht aufeinander zu warten brauchen. Denn man will täglich 41 Durchschleusungen ermöglichen, und Zeit ist Geld. Daher Doppelschleusen. Also eigentlich nicht sechs Schleusen, sondern zwölf Schleusen, sechs Zwillingsschleusen.

Der ganze Kanal ist 72 km lang und an keiner Stelle, außer in den Schleusen, weniger als 95 m breit. Eine besonders kritische Stelle war die zwischen Kulebra und Empire, mehr nach der Pazifikküste zu, wo die Wirbelsäule von Nord- und Südamerika mit ihrem steinernen Knochengerüst liegt. Hier wollten sich die geängstigten Techniker mit 60 m Kanalbreite begnügen, aber Taft, der an Europas Dynamit dachte, befahl die volle Breite, und dabei blieb es. Und bei Kulebra sind dann auch Hunderte von Millionen Mark verpulvert worden, um aus den Felsen dem Wasser ein breites Bett zu sprengen. Wenn eine Ellipse zwei Lichtbrennpunkte hat, so hat der Panamakanal auch zwei technische Brennpunkte, die zugleich seine gefährlichsten Stellen sein werden. Bei Gatun, wo die drei stolzen Schleusen liegen, drohen Erdbeben all die Betoneisenwände der Techniker zu zerquetschen wie Mehlbrei, und im Kulebraeinschnitt liegen Kapitalien begraben, die den Kanal finanziell so ungeheuerlich belasten. Auch sind hier am meisten Erdrutsche zu befürchten. So stürzten kürzlich über eine Million Kubikmeter Gesteine ab. Natürlich konnte ein Unternehmen der kapitalstarken Union nicht an der finanziellen Frage scheitern, aber gegen elementare Ereignisse sollen selbst die Yankees nicht gefeit sein; die Zukunft wird es lehren, ob in wasserarmen Zeiten nicht die Seen und Flüsse von Gatun versiegen oder Erderschütterungen den Kanalbetrieb unterbrechen.

Das ist ganz skizzenhaft der Zug des Kanals. Er scheint auf den ersten Blick nicht besonders auffallend und stellte doch die Technik unserer Tage vor Ungeheuerliches.

Die Lesseps-Gesellschaft hatte, einer Milliarde Mark zum Trotz, nur fünfzehn Prozent der Kanalarbeit zu leisten vermocht, und ihre französische Nachfolgerin ließ den Maschinentransport auch nach dem Zusammenbruch ständig durch 700 Mann bewachen; aber all das hat nicht verhindert, daß die französischen Maschinenaufgebote durch eine beispiellos fortschreitende Maschinentechnik überholt wurden. Die raffinierten Feinheiten der Elektrotechnik, die Druckluftmethoden, die Eisenbetonwasserbaukunst, all das kannten die Franzosen noch nicht und besaßen erst die Amerikaner in unseren letzten Tagen. Daher ist die Geschichte der Technik des Panamakanalbaues nahezu die Geschichte der Technik unserer Zeit überhaupt.

Die größte mechanische Leistung am Kanalbau haben die Bagger und Bohrer voll-

bringen müssen. Leider liegen bis heute noch keine summarischen Ziffern über die ganze Menge des auszuhebenden Gesteins vor. Im ganzen waren wohl etwa 150 Millionen cbm auszuheben, davon beim Kulebraeinschnitt, wo die Lesseps-Kompanie auch zuerst erlahmte, allein gegen 68 Millionen cbm. Auch daran wird man die Größe der Arbeit ermessen, wenn man hört, daß allein etwa acht Millionen Mark für die Anschaffung von Baggern allerart ausgegeben werden mußten und daß beispielsweise im Einschnitt von Kulebra (Kulebra = Schlange) zehn Geleise nebeneinander liegen, um Eisenbahnzügen Platz für die Beförderung des zermalmten Kanalgesteins zu schaffen. Die Zahl der Dampfschaufeln im Kanal beträgt nicht weniger als 120, die in einem normalen Monat 2¼ Millionen cbm bewältigen. Für die nasse Exkavation finden sich außerdem im Kanal Saugbagger — zwanzigzöllige, schwimmende Saugbagger, die den Schlamm fressen wie Sonne den Frühlingsschnee —, Greifbacher, Eimerleiter-, Dampfschaufelflußbagger und Hochseebagger, die alle ihre eigenen Nebenapparate nötig haben, um erfolgreich arbeiten zu können. Die Kanaltechniker aller Welt könnten daher mit Vorteil den Panama-Isthmus als Hochschule der Praxis besuchen.

Äußerst interessant sind auch die Bohrarbeiten gewesen. Die mit Hilfe von Preßluft getriebenen Gesteinsbohrer dringen in einer Stunde 6 m tief in das Gestein ein und stellen bis zu 14 m tiefe Löcher her, in die dann Ladungen bis zu 180 Pfund Dynamit eingeführt werden. Auf einen Pfiff der Dampfpfeife zieht sich die Arbeiterschar in ihre kleinen Holzhütten zurück, auf die während der Explosion ein Regen von zerschmetterten Steinen niederprasselt, während Aufseher aufpassen, ob alle Ladungen explodiert sind.

Entsprechend diesen Arbeiten im Bett des Kanals müssen auch die Transportanlagen eingerichtet sein. Die Amerikaner haben nicht bloß sehr gewaltige Schwebetransportanlagen geschaffen, sondern auch außerordentlich schnelle, die etwa bis 30 km in der Stunde fahren. Ihre Türme überragen das Kanalbett 43 m hoch. Auf den Schienen der Panama-Eisenbahngesellschaft verkehren täglich 20 Frachtzüge, die eine so hohe Beanspruchung der Schienen darstellten, daß man die schwersten Schienen der Welt, die der Meter 32 kg wiegen, legen mußte. Nach Vollendung der Bahn sollen wieder normale Schienen verwendet werden. Ferner verkehren täglich acht Personenzüge auf der Bahn. Außer dieser alten Bahn sind auch am Kanal noch die gewaltigen Schienenstränge der Isthmus-Kanalkommission vorhanden, die über einen gewaltigen Wagen- und Lokomotivpark verfügt. Diese Förderzüge haben allein im Kulebraeinschnitt die Leistung von 47 Dampfschaufeln, die sich auf eine Strecke von nur 2,5 km verteilen, zu bewältigen. Die Förderwagen hatten ursprünglich eine Tragfähigkeit von 12000 kg, wurden aber später auf eine Traglast von 100000 kg erhöht. Diese Wagen haben die beachtenswerte Länge von beinahe 12 m. Die gewaltigen Ladungen werden am Ziel ihrer Fahrt nicht durch Kippen entleert, sondern durch gewaltige, pflugartig über den Wagen hinweggezogene Entlader ihres Inhalts beraubt. Elf solcher „Pflüge" entleeren in einem Monat allein rund 3000 Förderzüge mit 56000 Wagen.

Die riesigen Schleusen von Gatun sind bereits erwähnt worden. Hierhin wurde die Hauptmasse des Baggergutes geschafft, um Material für die mächtigen Dämme zu liefern, die den See von Gatun umgürten. Die Anlagen bei Gatun haben etwa 40 Millionen Tonnen oder 40 Milliarden kg Baggergut verschluckt, und auch hieraus kann man wieder ermessen, was beim Kanalbau an Arbeit zu bewältigen war. Um die Baggergüter schnell genug heranzuschaffen, mit Beton zu mischen usw., wurde bei Gatun eine von den übrigen Schienenwegen abgesonderte elektrisch-automatisch betriebene Zugförderung geschaffen, die ein Denkmal der Tiefbautechnik ist. Sämtliche Zementwerke der Vereinigten Staaten Nordamerikas haben in der letzten Zeit ihre Preise erhöhen können, so hoch war der Konsum bei Gatun. Ganze Regimenter von riesigen Betonmischmaschinen stellen hier automatisch ein zuverlässig gleichmäßiges Gemisch her, das in Wagen hineinstürzt, die mit 60 km Geschwindigkeit, ohne zu wenden, wieder der Schwebebahn zueilen und ihren Inhalt in große Holzkisten entladen, die einen Betonblock von 1400 cbm umklammern. Natürlich sind die Innenwände des „Caissons" mit Stahl gepanzert, mit Platten, die eine Länge von über 15 m haben. Diese gewaltigen Kunststeinquaderblöcke bilden die Grundsteine des Dammes und der Schleusen. Es sind Steine vom Umfang eines Berliner Wohnhauses. Den ganzen 2½ km langen Weg vom Betonmischwerk bis zum Grunde der Schleusen legten die Wagen trotz Umladens, Entleerens und der Höhendifferenz in 4½ Minuten zurück. Sie eilten dann wieder, abermals ohne zu wenden, zu den Mischbirnen zurück. Erwähnt sei noch, daß für das Gatuner Betonmischwerk eine Anlage geschaffen werden mußte, die das nötige Gestein zerkleinert, und nach den Angaben von Dipl.-Ingenieur Max D. Fiegel, der die Kanalzone besuchte, täglich 2300 cbm Gestein in Trümmer schlägt.

Nun zu den Menschen! Die Panamakanalzone liegt in den Tropen — 22 bis 30° Durchschnittstemperatur — und wird von Eingeborenen bewohnt, die im Schatten ihrer heißfeuchten Wälder alles andere eher schätzen als Arbeit. Die angeworbenen Arbeiter aus anderen Zonen wurden aber durch Malaria, Pocken, vor allem aber den Yellow Jack, das gelbe Fieber, dezimiert. Selbst die Neger, die man von Jamaika „importierte", starben wie die Fliegen. Erst als Präsident Roosevelt mit der ganzen Großzügigkeit, die den Nordamerikaner auszeichnet, die Ver-

waltung, die soziale und hygienische Fürsorge neu organisierte, konnte dem Massensterben Einhalt gegeben werden.

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und militärischer Disziplin wurden die Eier und Larven der Stegomyamücke, die das gelbe Fieber verbreitet, und die Anophelesmücken, die die Malaria übertragen, systematisch vernichtet. Mit ganzen Ozeanen von Petroleum meisterten die Amerikaner diese Feinde, und zum Überfluß wurde sogar eine Kanalfeuerwehr organisiert, die den häufigen Petroleumbränden wehrte. Ferner gab es eine neue Wasserleitung vom Rio Grande nach Panama, gute Trinkwasseranlagen auf der ganzen Kanalstrecke, es wurden gesunde Arbeiterwohnungen, hübsche Hotels, tadellose Hospitäler, Unterhaltungsplätze, Lesehäuser, Schulen und Kirchen geschaffen und dem Spiel- und Lotterieteufel zu Leibe gegangen. Selbst an gesunde Ammen für die unschuldigen Säuglinge dachte Uncle Sam. Für die Angestellten gab es nach acht Monaten Dienst 1½ Monate Urlaub. Auf diese Weise ist es ermöglicht worden, daß heute eine kerngesunde Armee von nahezu 40000 Menschen am Kanalbau tätig ist: Panamaneger, Farbige aus Hawai und Haiti, Griechen, Italiener, Ungarn, Westindier allerart, zeitweise auch Chinesen und als leitende oder bessere Angestellte Nordamerikaner.

Originell ist die Scheidung dieser Völker in Silber- und Goldangestellte. Die Masse erhält ihren Lohn in Silber, die höheren bekommen ihn in Gold, doch können auch Farbige, wenn sie tüchtig sind, in die Klasse der Goldangestellten emporrücken. Alles in allem hat die Kommission etwa 50000 Menschen täglich zu verpflegen, und wenn man bedenkt, daß die Verproviantierung dieser Massen in der Hauptsache von dem 3500 km entfernten New York geschieht, so wird man den Amerikanern auch in dieser Beziehung nicht seine Anerkennung versagen können. Das Kriegsministerium der Union hat bei dieser Arbeit nebenbei glänzende Erfahrungen einheimsen können. Unsere Hausfrauen dürfte es vielleicht interessieren, daß in der Kanalzone ein Pfund Rindfleisch von 30 Pfennig ab, ein Pfund Kalbfleisch von 40 Pfennig bis 80 Pfennig zu haben ist. Ein gutes Mittagsmahl kostet hier nur 30 Cents, wofür man selbst in den Vereinigten Staaten sich nicht anständig sattessen kann.

Ungeheuerlich sind die Löhne und Gehälter. Die Armee umfaßt:

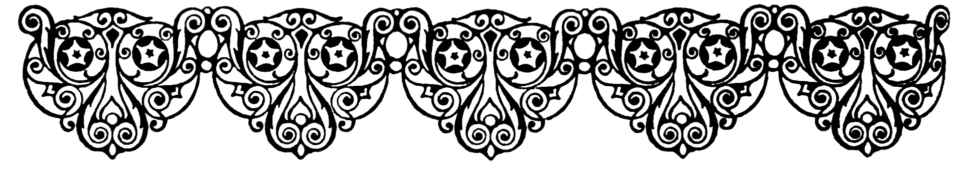
28000 ungelernte eingeborne Arbeiter,
2000 gelernte eingeborene Arbeiter,
4500 gelernte weiße Arbeiter,
1500 weiße Beamte.

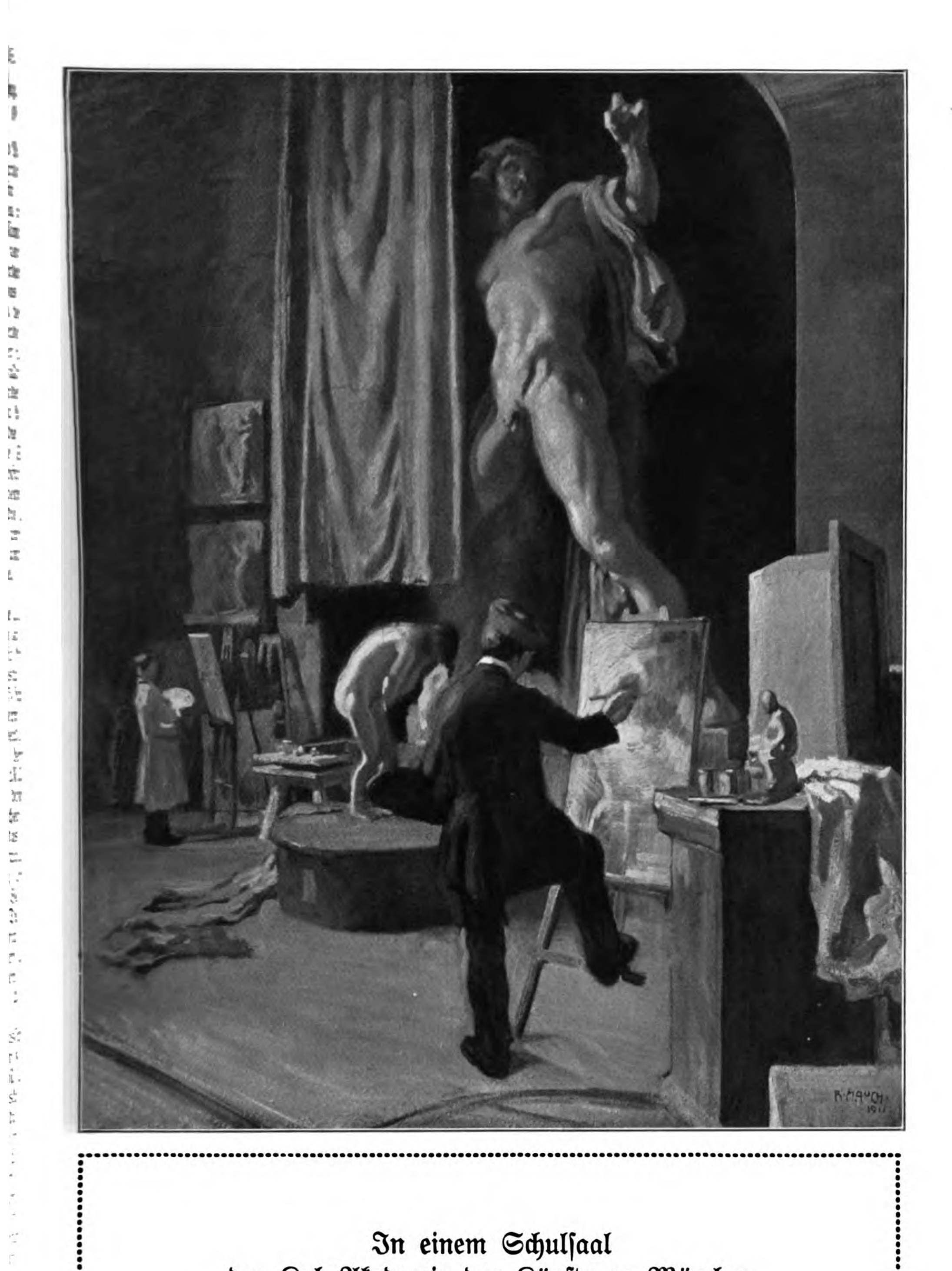
Diese erhalten monatlich nahezu 6 Millionen Mark, die in besonders geschützten Zügen herangeschafft werden.

Soviel von den Maschinen und Menschen. Die politische und damit auch wirtschaftliche Bedeutung des Kanals ist schon in der Einleitung gestreift. Durch den Kanal wird der Stille Ozean aufhören seinen Namen mit Recht zu führen, denn die Wege vom Osten Amerikas nach dem Westen werden durch den Kanal in einer für Europas Handel bedenklichen Weise abgekürzt, und besonders die Weststaaten Südamerikas werden wohl sehr zuungunsten der Handelsvölker Europas dem Einfluß Nordamerikas verfallen. Besonders erschwert wird der Handel Europas dadurch, daß alle Schiffe pro Registertonne 1 Dollar 50 Cents für die Kanaldurchfahrt zahlen müssen; eine Summe, die an sich für die teuren kohlenfressenden Dampfer nicht hoch und auch beim Suezkanal zu entrichten ist. Aber die Schiffe der Vereinigten Staaten werden von dieser Abgabe befreit sein und damit unter viel günstigeren Bedingungen Handel treiben können.

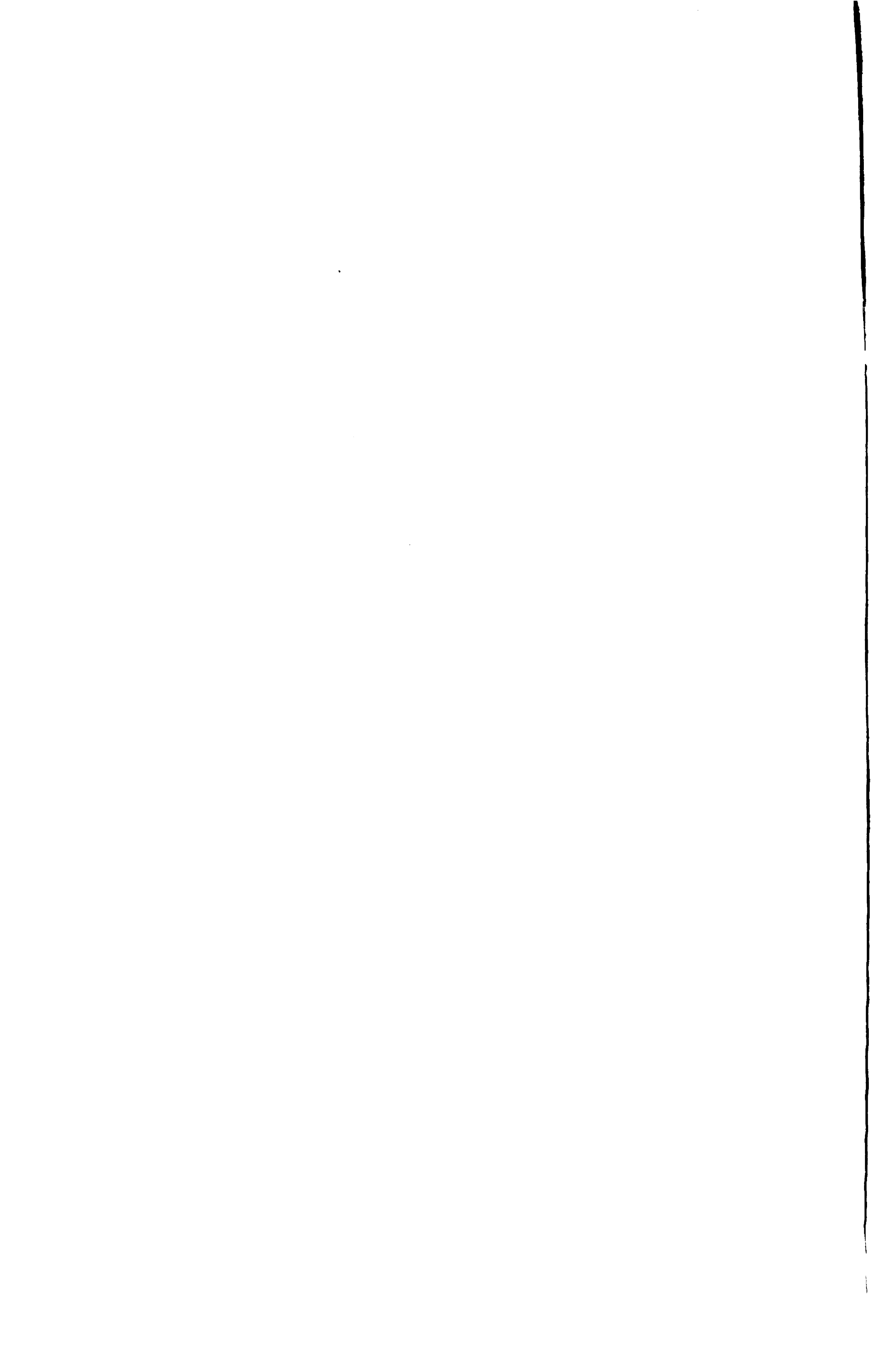
So wurde in New Jersey eine „Atlantic and Pacific Transportation Company“ mit 65 Millionen Mark gegründet, die die Post von New York nach San Franzisko befördern will und eine Flotte von 15 schnellen Postdampfern und 40 Hilfsdampfern bauen wird. An Bord der Dampfer werden sich in erster Linie — Bankfilialen befinden. Diese Linie wird allein mit 3,3 Millionen Mark subventioniert werden, mit denen sie ihre Kanalabgaben wieder wettmachen kann. Ja, die Yankees sind großzügig, das ganze Gebiet „will be depopulated“, d. h. sie wollen die ganze Gegend künstlich entvölkern, um im Kriegsfalle jeden Verrat und jede Beschädigung des Kanals zu verhindern. Die Engländer, die sich rühmen, daß sie mit einem „versehentlich“ gesunkenen Schiff den Suezkanal sperren können, wenn es ihnen passen sollte, haben hier jedenfalls ihre Meister gefunden.

Es sei noch erwähnt, daß voraussichtlich das erste Schiff im Juli 1913 den Kanal passieren wird. Aber erst 1915 soll durch eine Weltausstellung in San Franzisko, das auch allen Grund zur Freude hat, die endgültige Eröffnung des Kanals gefeiert werden. Eine Freiheitsstatue von 300 Metern Höhe, die 1 Million Dollar kosten darf, wird auf dem Plateau des Lincolnparkes bei San Franzisko zur Erinnerung an den Kanalbau errichtet werden und weithin in den Stillen Ozean den Sieg der Vereinigten Staaten hineinstrahlen.





In einem Schulsaal
der Kgl. Akademie der Künste zu München
Gemälde von Richard Mauch



Reisegeschichtlein aus den Abruzzen

Von Heinrich Federer

Wo liegt Italien?

Wo liegt Italien?

Die allermeisten wissen es nicht recht.

Von den sibillinischen Bergen her aus dem Nera- ins Velinertal hinüber und auf Rieti und Aquila zu ist eine Strecke von wenigen kurzen schönen Tagmärschen. Man läuft eine Straße ab, hart und schneeweiß wie alle Straßen da unten, an den Lehnen prachtvoll gemauert und schwungvoll über Bäche oder Runsen gehoben. Jedoch, sowie wir den weiten Verkehrsweg abkürzen und quer durch Nebentäler gehen wollen, sind es sogleich nur noch Sträßchen. Und übersetzt man nun gar eine Hügelkette — Berge nennt man sie hier — um gleich ins jenseitige Tal zu gelangen, so hat man bald nur noch Fußtritte von Hirten oder Stapfen von Ziegen und Maultieren und befindet sich nach einer Stunde schon wieder in weglosen Steinhaufen oder an schlüpfrigen, dürren Ränften. Selten geht es höher als achthundert Meter. Aber das genügt, um einen halben Tag und mehr toteneinsam durch eine gewaltige Stille des Lebens zu gehen. Im Norden haben wir das nicht. Steigt man dann wieder ins neue Tal, so grüßen schon nahe herauf schimmernde Kalkstädtchen, halb Stein, halb Mauerwerk, und noch einige Schleifen tiefer die alten Marmorvillen aus schweren, schwarzen Zypressengärten. Wo ein wenig Wasser die Bergfalte niederträufelt, da breiten sich unverweilt ganze Wälder von Büschen, wildem Obst und zahmen, gütigen Fruchtbäumchen aus. Und immer gelber, dünkt uns, werde die Sonne und immer veilchenhafter der Himmel und immer würziger und dichter die Luft. Fast hört man schon den großen alten Atemzug Romas.

Wer solche Gänge nicht kennt, kennt Italien nicht. Italien präsentiert sich auf dem Markusplatz und prahlt vor Sankt Peter und predigt Geschichte vor dem Palazzo Vecchio und tanzt am Kai zu Neapel. Aber das ist alles ein bißchen Bühnenitalien. Man hört den gelehrten Souffleur, der alles gar zu gut auswendig weiß, Historie, Kunst, Poesie, und man hört das Ah und das Oh und Händeklatschen des internationalen Publikums vor den Kulissen. Das stört. Aber noch mehr, mitten in die Musik der Orlando di Lasso-Sprache fallen greuliche Mißtöne: englische Heiserkeit, französischer Nasenkatarrh, deutscher Husten. Und schließlich, bei all den Herrlichkeiten fragt man: ja, habt ihr denn nur Säle, liebe welsche Brüder, nur Kirchen und Museen? Besteht Italien aus alter Malerei, altem Marmor, Garibaldistatuen, Priestern, Kutschern, Bettlern und Trinkgeldern? Ist das alles?

Wo liegt Italien?

In der Tat, Neapel und Venedig sind seine schönen Augen, Rom ist seine ernste Stirne und Florenz sein blühender Mund. Bologna ist ein, Genua der andere Goldfinger seiner schönen Hände. Mailand und Turin sind seine rüstig ausholenden Füße. Die Riviera ist sein Lachen, und die Abruzzen sind seine wilden Krausen. Aber wo ist sein Herz, sein innerstes, tiefstes, warmes Herz?

Von Hunderten, die nach Italien gehen, haben vielleicht neunundneunzig das echte Italien nicht gesehen. Sie standen vor dem Gemälde Italien, aber nicht vor dem lebendigen, menschlichen Italien. Sie sahen den Salon, aber nicht die Stüblein und Kammern, nicht die Herzen Italiens.

Ich habe zuerst nicht das Spotten verhalten können, als ich die elenden Geographiekenntnisse der Italiener erfuhr. So viele wußten nicht, wo meine kleine Alpenrepublik liege, und es war schon wunderbar, wenn ein gescheites Mädchen, nachdem ich ihm meine Schweizerstadt genannt hatte, die Achseln fröstelnd zusammenzog und sagte: „Ach ja, dort, Zurigo, unter finsterem Wald und Schnee und wildem Getier, buh, dort!"

Auch das eigene Land kennen sie nicht zum besten. Sie werfen Parma und Pisa und Padua und Pavia ungeniert untereinander. Selbst am Hauptbahnhof in Rom hat man mich von Schalter zu Schalter geschickt, als ich nach einem gar nicht fernen und gar nicht unbekannten Städtchen Anticoli Corrado über Tivoli und die Verzweigung Subiaco fahren wollte. Niemand wußte mir die Station, wo ich aussteigen mußte, anzugeben.

Aber was soll man sich darüber aufhalten? Wegen einer Stadt oder eines Dorfs? Wenn wir Nordländer mit einem jahrzehntelang abgerackerten Sümmchen Geld Südlandferien machen — nennt man es nicht so? — und Reisebücher kaufen und tischbreite Karten und Stadtpläne ausspannen, und wenn wir dann hinunterfahren ins mittägliche Land und schwitzen und hetzen und studieren und notieren und ein mühseliges italienisches Kauderwelsch dazu reden, — — und dann doch noch immer nicht wissen wo Italien liegt, sind wir dann hellere Geographen?

Wahrhaft, ich übertreibe nicht. Wer von Basel nach Zürich und Luzern und Genf fährt, in jeder Stadt ein paar Tage hockt, durch Kirchen, Bibliotheken und Zeughäuser läuft und am Ende noch in Altdorf den Wilhelm Tell aufführen sieht, der kennt die Schweiz darum noch lange nicht. Hätte er sich für zehn Tage in ein Entlebucherdorf eingenistet oder hätte er im Appenzellischen eine Woche unter Hirten und Geißen am Säntis zugebracht, bei Schotten, Käse und dürren Zwetschen, und hätte er dann einer Alpstubete beigewohnt oder einem Meiringer Hosenlupf: er hätte mehr von der Schweiz gesehen als aus sieben Münstern und siebzig Turmbesteigungen.

So verhält es sich auch mit Italien. Eine Wanderschaft durch Gebiete, wo keine Eisenbahn fährt und keine Kurorte sich breitmachen, offenbart dir das Herz des italienischen Volkes weit besser als das Straßenleben seiner gekuppelten und getürmten Hauptstädte.

Wo liegt Italien?

Abseits in Umbrien, in den kalabrischen Nestern, in den Dörfern der Marken, im zerstreuten toskanischen Hügelland, in den lombardischen Maisfeldern und den venetischen Fischerstädtlein, aber vor allem in den Abruzzentälern, wo ich jetzt auf- und niedergehe. Da hörst du kein anderes Wort als Italienisch, und auch dieses kann nur der Pfarrer buchmäßig sprechen. Was man da ißt und trinkt und womit man sich kleidet, ist vom Eigenen. Was für einen Wein trinkt man da aus Tonkrügen: Es ist ein starker, blauroter, erdschwerer Saft, der wie dickes Blut in den Leib strömt. Und was für Bilder hängen da in den dunkeln Stuben! Die längst entschwundenen Päpste Gregor XIV. und Pius VIII., und Garibaldi als blutjunger Freischärling und ein zopfiger König von Turin. Auch das mutet eigen an, wie man sich nur beim Taufnamen auf der Straße anredet und wie abends das ganze Dorf in die Gasse hinaushockt oder liegt und laut plaudert und nichts vor den Mitbürgern geheimhält. Die Straße ist die allgemeine Stube, voll Werktagsarbeit und Kindergeschrei schon am Morgen, voll Schnarchen und Träumen nachts. Im Kirchlein betet alles ordnungslos durcheinander, einzelne singen, ein Kätzlein miaut, und Vögel fliegen zwischen den Rippen des Chorgewölbes wie in einem Baumgeäst auf und nieder. Ei, wie führen sich da die Altarbuben um den Opfertisch herum auf! Einmal wie kleine Teufel und einmal wie kleine Cherube. Im ganzen Dorf hat nur der Wirt eine Uhr, aber eine steinschwere, an einem Lederriemen. Die Sekunden weist sie nicht. Der Pfarrer besitzt eine Stockuhr, deren Pendel seit Jahren stillsteht, und am Kirchturm, den die Buben schon von außen an den vorspringenden Steinen und Hacken bis zum Schalloch erklettert haben, sieht man nur eine Sonnenuhr. Die frechsten Kletterer haben sogar ins gemalte Zifferblatt ob dem Glockenfenster ihren Namen und eine spöttische Nase gekritzelt.

Das italienische Singen lernt man nur hier kennen. Es ist schwer, davon richtig zu reden. Tief und düster wie der Dudelsack klingt es zumeist, mit ein paar mehr schrillen als freudigen Pfiffen und Triolen dazwischen und einem flüchtig dreinfallenden Geplätscher und Geschäcker, als spotteten Gassenkinder. Aber der dunkle Strom von Mollakkorden erstickt den lautesten Kerl. Man versteht nur langsame, lange Wörter vom Text. Es ist mehr Naturlaut

als satzlicher Vers im Lied, ähnlich dem Jodel der Alpen.

So singt man in den wilden Abruzzen.

Aber in den Tälern von Umbrien, auf Rieti und Rom zu, ist das Singen schon lebhafter, schon ein bißchen Oper. Ein Bursche fängt an mit der Kehlkopfstimme, dann choralen die Bässe drein, dann trillert eine Jungfer mit rotem Kopftuch hochauf, wie ein Rotkehlchen, zum Necken oder Tändeln, man weiß es nicht. Tief und schwer antworten die Männer darauf, daß man an den Chor der Alten in der griechischen Tragödie denken muß. Der Vorsänger kann sich an dieses Maß nicht halten. Er ist der eigentliche Handelnde und Held und jubelt und jammert unbändig. Die Jungfer geht ihm mit ihren Soprannoten nach, einmal als suche sie ihn zu verstehen, einmal als äffe sie ihn nach, einmal als schmähe sie ihn mit klingend giftigen Worten. Er verzweifelt, sie lacht. Er droht, sie schmollt. Er wütet, sie duckt sich und schweigt zuletzt. Aber unter allem fließt die dunkle Männerbegleitung wie ein tiefer Fluß. Er und sie sind darauf das lichte und dunkle Schiff, die sich befehden, suchen, trennen und wiederfinden. Nach und nach geht das alte Thema in einen Stegreif über, alles wird Improvisation, der Sänger erfindet neue Strophen und Situationen, und sie sekundiert in ebenso geschickter Eingebung. Die Knaben auf den Knien lauschen mit offenem Mund und gleißenden Raubtierzähnen, und ihre runden Mohrenaugen glühen immer dunkler. Die Mädchen aber stehen auf der Mauer und versuchen leise mitzuspielen. Es wird schattig. Sterne flimmern auf die Köpfe nieder. Von den Bergen die Kühle und von den luftgefächelten Gärten der Pfirsichduft schweben über uns. Der Sang wird dünner. Die zwei Gegenspieler verstummen. Der Chor fließt langsam aus. Da und dort löst sich eine Gestalt vom Haufen, jetzt zwei, jetzt drei mitsammen. Gute Nacht!

Aber dann, wenn alles still ist und selbst die ewigen Zikaden schweigen, sieht man noch ein Knabenauge glühen. Unendliches Wachsein ist in ihm. O, Ernesto Bigio wartet aufs Leben, wo das alles wahr wird, was ihm jetzt vom Hassen und Lieben so abenteuerlich singt. O, er will mittun, an beidem mittun, daß einst die Dörfer abends auch von ihm singen und allen kommenden Buben die Zähne gleißen vor Durst nach gleicher Lieder- und Lauscherehre.

Das Leben ist von einer großartigen Einfachheit. Immer Reis oder Mais mit Öl und Wein oder wilden Früchten; hartes Brot, Kürbisse in Essig, Ziegenkäse und zuletzt etwas hartes, geräuchertes Fleisch. Du findest keine Zeitungen und keine Bücher hier, keine Brunnen als die Bäche und Zisternen, keine Musik als die Handorgel oder Holzpfeife, keinen Mann, vor dem man sich beugt als den alten Pfarrer, keinen Doktor als den Mesner mit seinen Kräutersalben, keine Laden, noch Handwerker, keine Arbeiter, nur Hirten. Und das geehrteste und ersehnteste Feierkleid ist ein schönes, feines, unbefleckt weißes Ziegenfell.

Man hat hier kein Zahnweh, kein Kopfweh, kurz keine Nerven. Stundenlang kann man im Steinflur des Hauses oder unter der Türe liegen und vom Mittag bis Vesper wie eine Katze schlafen.

Schreiben können in diesen obern Tälern, von denen ich rede, nicht viele Hände. Nur wer will, geht zum Pfarrer oder Maestro in die Schule. Ein paar Wochen im Jahr. Was lernt man? Zehnmal zehn sind hundert. Die Erde ist eine Kugel. Der Mond ist nur ihr kleiner folgsamer Kamerad. Italien hat einen König und den Papst der ganzen Welt. Aber es ist weit zu ihnen nach Rom. London ist die größte Stadt der Erde. Die Russen sind ein Volk im Schnee. Sie tragen hohe Pelzmützen wie Türme. Aber die Chinesen sind gelb und haben Zöpfe. Jeder Brief fängt mit Herr an und endet mit Diener . . . Das lernt man und noch einige solche große Wahrheiten. Das ist genug. Bei dieser Kost behalten sie Nerven wie Seile.

Was ist ihnen Dieselmotor und Aeroplan und Stenographie und Kabinettsorder und Börsenfinessen? Dummheiten. Lieber nicht lesen und schreiben können, aber dafür gesund und stark und wohlauf sein. Das Leben ist ohnehin so kurz, und gar so ein Jahr dreht sich schnell wie ein Wagenrad. Soll man es noch mit Hitze und Hetze kürzer machen? Lieg auf dem Rücken und laß es kommen und gehen!

Was fehlt uns? fragen diese Glücklichen den Fremden. Kann man das Leben besser

leben? Und lieben wir etwa nicht auch so tüchtig wie irgendwo und irgendwo? Geh hinunter zur Kirchhofmauer! Dort spazieren sie am Sonntag nach Vesper, Pietro und Maria, und schwören sich bei Sonne, Mond und dem größten Stern der Nacht ewige Liebe. Sie ist wie ein Feuer und er wie ein scharfer Wind. Das gibt eine hohe Glut. Rücken sie dem Pfarrhaus zu, so vergessen sie oft, früh genug umzukehren. Die alte Köchin Marina hat das Paar schon gesehen und schreit ihnen aus der Küche nach: „Schämt ihr euch nicht? He, auseinander!“ Denn sie ist eine dürre alte Pomeranze und sieht es nicht gern, wenn junge Pomeranzen anfangen zu blühen und zu duften. Und weil die zwei sie auslachen, wirft sie ihnen Seife und Bürste vom Gesims hinunter, trifft aber nie. Das Paar aber, nicht faul, hebt die Sachen auf und ruft: „Wir danken vielmal. Das ist das erste Hochzeitsgeschenk.“ — Siehst du, Herr, was wir für Spaßvögel sind! — Da schreit Marina: „Ich sag's sogleich dem Hochwürdigen.“ Und das Paar: „Geh! Je bälder, je lieber! Müssen wir ja doch bald die Sponsalien ablegen.“ — Da steckt die Alte den Kopf nicht mehr heraus und zerbricht ein paar Tassen vor Ärger. Sieht der Pfarrer die Scherben, so lacht er und sagt: „Ach, ich hab' so viel altes Geschirr im Haus!“ Merkt ihr den Witz? Pietro und Maria aber spazieren übermütig weiter, und wenn sie wieder auf den Kirchplatz kommen, sind sie rot wie angeblasene Kohlen und lachen dunkel ins Pflaster hinein und reden kein Wort mehr. Ist das nicht schön? Oder sieh' dir mal den Wirtssohn Michele an! Er ist vierzehnjährig und groß wie ein Baum. Da ging er zum Pfarrer und sagte: „Du, Priester Don Pol (Don Paolo), schreib' mir die Catarina Saldi auf! Schreib' sie dick in dein Kirchenbuch! Das ist meine Frau!“

„Ebben,“ sagt der Pfarrer und gibt dem schlanken Schlingel eine Prise von seinem scharfen Schnupf. Da er ja schon eine Braut hat, wird er wohl auch schnupfen dürfen wie ein Erwachsener.

Und, fahren die Bergdörfler fort, und Sibilla Pagni? Weißt du nichts von Sibilla Pagni?

„Was ist denn mit Sibilla Pagni?“ Unwissend schüttle ich den Kopf.

„Und von Taddeo Amente?“

„Nein, Freunde!“

„Dann weißt du nichts vom Amore!“

Und nun erzählt man, bald mit einer, bald mit drei und vier Stimmen zusammen, in einem Abruzzendorf ohne Uhren, Schulbücher und ohne ganze Hosensäcke, unter einer offenen Steintüre, bei einem Topf Wein, eine Geschichte junger, liebender Leute, die viel zu schön ist, als daß ich daraus eine korrekte deutsche Novelle spinnen könnte. Webe dir sie selber aus! Ich reiche dir nur den Faden.

Sibilla Pagni und Taddeo Amente.

Das Mägdlein Sibilla liebte den weißflockigen Taddeo schon von klein auf. Die Pagni haben zehn Schafe und zehn Ziegen. Aber Taddeos Vater hat nur zwei Schafe und zwei Ziegen.

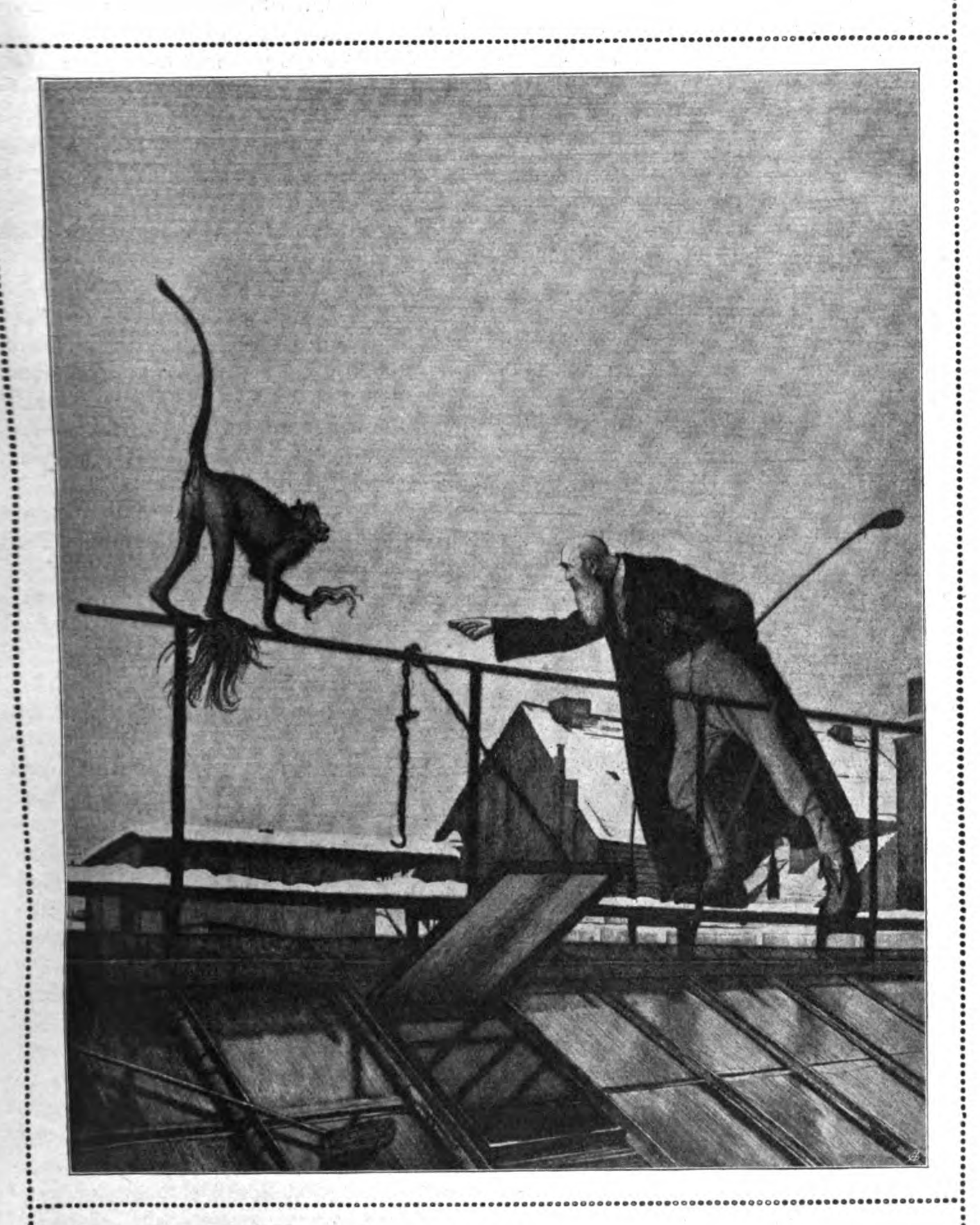
Da gibt es keine Heirat, sagt der alte Pagni. Und so ist es in diesen Dörfern. Man kann nur mit gleich viel Schafen und gleich viel Ziegen heiraten. Wer aber noch Esel oder Rinder hat, der heiratet keine Schafe und keine Ziegen. Das wäre ja zum Lachen.

Aber Sibilla rechnete gar nicht mit den Tieren. Ihr galt nur der schöne Mensch Taddeo Amente. Sie ließ ihn nicht los. Nur für ihn hatte sie Augen und Gebete und sang zu keinem Lied, wo er nicht mitsang, und trank aus keinem Napf, wo er nicht mittrank. Sie war rotwangig und rund und saftig anzusehen wie eine der vollen roten Nelken im Pfarrgarten. Er aber war bleich und schlank und still und rauh wie eine der weißen Steinnelken droben am Pratimonte. Nie sagte er ihr ein warmes Wort. Er mied sie und verzog den Mund, wenn sie neben ihm saß.

Da mußte sie ihn nach und nach fürchten. Aber sie liebte ihn darum nur noch mehr.

Wenn er seinen Bock und seine Geiß zum Bache trieb, hatte sie früher auch ihre fünf Paare zur gleichen Tränke geführt. Da sagte er einmal mit unaussprechlichem Hohn in seiner harten, kühlen Larve: „Schau, das reicht gerade für fünf Hochzeiten und kein Fetzlein mehr. Addio!“ Und er lief unter Geißelknallen mit seinem Vieh an eine andere Wasserstelle.

Moderne Graphik:



Die entwendete Perücke. Radierung von Prof. Richard Müller

Da nahm Sibilla am folgenden Tag nur die zwei magersten Ziegen an den Bach und wartete mit klopfendem Herz, was er ihr nun Gutes sagen werde. Taddeo aber kniff die sonnendürren Lippen noch giftiger zusammen und meinte: „Sind schon so viele Schätzchen draufgegangen?"

Von nun an kam sein kleiner Bruder Felice mit.

Jedoch wenn die Töchter und Jünglinge im Mai in die obersten Bergweiden zogen, dann konnte es nicht fehlen, daß Sibilla und Taddeo oft zusammentrafen. Und einmal, als im Reihen viel Prächtiges gesungen und dazu ein heftiger Wein getrunken worden war, lief die Jungfer dem kalten Knaben nach und kniete vor ihm und sagte wie ein kleines Kind: „Taddei, ich kann nicht leben ohne dich. Lieb' mich doch auch ein bißchen."

Darauf sagte er frostig: „Dummes Ding, wie heiß' ich denn, sag'!"

„Amente," erwiderte sie einfältig.

„Siehst du, ich fühle nichts. So heiß' ich, so bleib' ich, Addio!"

Und er schlenkerte mit den mageren Beinen bergauf zu den Gespanen zurück.

Aber er ging auch mit keinem andern Mädchen. Von jenem Kniefall an traf man ihn nie mehr unterwegs ohne den kleinen Felice neben sich. Sonst saß er daheim bei seiner alten Großmutter Zura und besserte am wackeligen Häusel herum.

Nun traf es sich anfangs Juni, als man das Vieh in den obersten steinigen Triften grasen ließ, bevor die Sonne alles verbrannte, daß ein ungewohnt langer Regen in die Täler goß. Wochenlang. Es ward so kalt auf den Höhen, wie im Christmonat. Man trieb das Vieh wieder Schritt für Schritt ins Dorf hinunter.

Taddeo, immer blank und frisch wie ein Eiszapfen, fror noch lange nicht. Er blieb. Seine Tiere würden so allein da oben ein wahres Festfressen feiern. Da wartete und wartete auch Sibilla mit ihrer Herde und ließ alle Hirtenschaft voraus, um mit Taddeo gemeinsam hinunterzugehen. Wenn er im ganzen Heimweg auch keine Silbe redete und immer auf die andere Seite blickte, einerlei, einerlei! Wenn sie nur mitgehen und hier und da einmal seinen schönen, flinken Schatten streifen durfte.

Sie hütete etwas tiefer unten, an einem Durchpaß, wo Taddeo durchaus vorbeiziehen mußte.

„Warum liebst du den Bub so blind?" fragte die letzte talabsteigende Hirtin das Mädchen mitleidig.

„Nicht blind, sag' das nicht! Ich lieb' ihn, weil ich ihn so gut sehe."

„Du bist verhext!"

„Kann sein, Maddalena, kann sein. Mit Milch verhext! Willst du wissen wie?"

„Sag'! Das wundert mich."

„Taddeo und ich sind am gleichen Tag geboren."

„Das sind noch viele."

„Aber seine Mutter ist an der Geburt gestorben. Und meine Mutter war krank und schwach. Da trug man uns zur dicken Linda, der Amme. Und die ließ zuerst Taddeo und dann mich trinken. Er immer zuerst, weil er so dünn war; ich immer zuletzt, weil ich schon rote Backen hatte."

„Ja, ja, davon wird es rühren. Aber dann sollte er dich doch auch lieben. Die gleiche Milch, Sibillchen!"

„O er liebt mich. Er zeigt es nur nicht. Er ist viel zu stolz!"

„Närrchen . . ."

„Nein, ich weiß es. Laß mich allein. Du sollst nicht lachen. Du wärst froh, wenn du Sibilla Pagni wärest."

„Wie kann man so groß und so dumm sein," schrie die andere fast zornig. „Da, jetzt weiß ich, du bist verrückt."

Sie lief hinunter, um den andern vom tollen Glauben Sibillas zu erzählen. Um die Hirtin da oben wird es einsam. Sie wartet und bohrt die großen schwarzen Augen in den Nebel, woher er kommen mußte.

Endlich tauchte etwas aus dem grauen Rauch, aber ward je näher, je kleiner. Es war Felice, der allein aus dem Nebel abstieg. Nur drei Tiere folgten ihm.

„Wo bleibt Taddeo?" fragte sie scheu.

„Wir haben den Widder verloren. Er gefriert oben, so kalt ist's." Dem Bübel dampfte bei jedem Wort der Atem zwischen den blauen Lippen hervor, dem Jüngferchen ins Gesicht.

„Ich will ihm helfen suchen," sagte Sibilla fast im Tone des Bettelns. Denn schon zog auch das Brüderchen eine krause Stirne, genau wie Taddeo, schüttelte den schafgelben Schopf und sagte, indem er sie mit zwei blitzend blauen, kalten Augen

kaum streifte: „Das macht Taddeo schon allein!“

„Sag', was du willst,“ schrie ihm das Mädchen in den Nebel nach, „aber ich helf' ihm doch. Es wird ja Nacht. Weiß Gott, ob es nicht zu schneien kommt!“

Sofort lief sie hinauf, nachdem sie noch ihre Herde unter einen Felsen geschirmt und warm zusammengekoppelt hatte. Sie lief von einer wilden Höhe in die andere, noch wildere, vom Nebel fast blind, während der Wind ihr das Haar in wilden Schlangen auseinanderriß. Zuweilen stand sie still und horchte. Aber sie wagte nicht zu rufen, weil sie fürchtete, wenn er sie höre, verberge er sich geflissentlich.

Höher und höher stieg sie. Schon lange war das letzte Hirtenhorn der zu Tal Ziehenden aus der Tiefe verstummt. Ringsum lag Nacht und Bergbrausen. Bissige Hagelkörner schossen herum.

Endlich ließ der Sturm ein bißchen nach, und es fing an, in dichtern Flocken zu schneien. Wie Tücher wehten sie nieder.

Da vernahm Sibilla nun auch ganz nahe das Trappeln eines Tieres. Es war der verlorene Schafbock. Aber Taddeo sah man nirgends. Jetzt rief sie gewaltig: „Taddeo, Taddeo! Ich habe deinen Bock gefunden. Ich halt ihn fest, komm!“

Sogleich hört sie ganz nah und trocken irgendwo vom Boden heraufsagen: „Ich kann jetzt nicht aufstehen. Tu' mir den Widder heim! Das ist das Gescheiteste.“

Aber das Jüngferchen tastet im Dunkel der Stimme nach, bis sie Taddeo neben einem Steinblock findet. Er ist darüber gestürzt und muß etwas gebrochen haben. Denn er hat es vielmal versucht, aber kann einfach nicht aufstehen.

„Laß mich liegen, ich liege ganz bequem!“ befiehlt er stolz. „Führ' du nur den Bock heim, wenn du so nützlich sein willst. Du kannst auch dem Onkel Zanini sagen, daß man mich morgen holen soll!“

Nach einem Weilchen fügte er bei: „Ich danke dir dafür!“

„Laß mich bei dir wachen!“ fleht sie.

„Ich brauche niemand, mach' dich weg!“

Da gehorcht sie und nimmt den Widder am Halsband. Aber vorher nimmt sie ihr Fell und ihre Decke von der Achsel und wickelt den zürnenden und grimmig scheltenden, aber völlig machtlosen Jüngling darin ein. Unter den blonden Kopf legt sie ihm ihr Haarmützchen und ihre Überjacke. So macht sie ihm ein kleines Bett in der steinigen Bettstatt. Halb entkleidet springt sie mit dem Tier davon.

Aber schon nach zehn Schritten muß sie abstehen. Es ist unmöglich, eine Richtung nach Ost oder Süd zu finden. Die Nacht und der Nebel und das graue Geflock weben eine undurchdringliche Finsternis.

Taddeo begreift das.

Ein paar Stunden hockt sie neben ihm in der Nässe und durchdringenden Kälte. Es schneit immer dichter. All der Nebel scheint sich in Schnee aufzulösen. Ganze Schwaden fallen hernieder.

Taddeo redet kein Wort. Stundenlang hört er ihr Atmen kaum. Sie rührt kein Glied. Endlich, da sie ihm die Flocken abwischt und die Felle enger wickelt, flüstert er: „Hast du mich denn so gern?“

Sie will etwas antworten. Aber es würgt sie zu sehr im Hals.

Es schneit und schneit unaufhaltsam. Wohin man langt, ist nichts als Schnee. Trotz Decken und Jacke friert Taddeo. Die Schmerzen im Rücken bohren wie Schrauben. Er fiebert. Seltsame, verdrückte Silben stößt er aus.

Da stützt sie sich mit beiden Armen über ihn, wie ein Hausdach, so daß kein Schnee mehr über ihn fallen kann. Alles, was da niederflockt, nimmt sie mit Kopf und Rücken auf. Naß ist sie bis auf die Haut. Aber sie fühlt keine Kälte. Sie liebt ja.

Taddeo klappert mit den Zähnen. Er redet irre, ruft erbärmlich ihren Namen.

Da, halb in Todesangst um ihn, halb in eigener Gliederschwäche, sinkt sie über Taddeo hin. Sanft und barmherzig wie ein warmer Mantel legt sie sich über den Jüngling. Von jetzt an ist er still, wie wenn er schliefe.

Sie deckt ihn, wie eine Schwester den Bruder in der Not deckte. Nach Mitternacht hört das Schneien auf. Der Himmel schaut eiskalt mit glitzerigen Sternenaugen auf das merkwürdige Paar herab. Der Schnee wird hart. Sibilla fühlt ihre Ärmel, ihren Rücken steif werden. Einerlei, ganz einerlei! Sie merkt, wie sie nach und nach starr wird, wie ein Holz oder ein Eiszapfen. Einerlei, ganz einerlei! Sie weiß nicht mehr, wo ihre Füße sind. Aber sie

hat immer noch Wärme genug, ihm das kalte Gesicht anzuhauchen und zu wärmen.

Sie fühlt seinen schnellen kurzen Atem, sie riecht seinen jungen Mund. Sie könnte ihn jetzt küssen, den stolzen. Tausendmal hat sie davon geträumt. Jetzt wäre es erfüllt, wenn sie den Mund nur leise neigte. Er hätte es vielleicht gern. Aber nein! Diese Nacht ist sie nur Schwester, nur Mutter, nichts anderes. Soll sie seine Braut sein, dann morgen, wenn er gesund und wach und stark ist. Aber er muß es zuerst sagen.

Taddeo scheint zu träumen. Er lispelt etwas durcheinander, bald von dem Widder, bald von Bruder Felice und der Nonna (Großmutter), bald ruft er die Madonna, bald die Hirten an, daß sie sich doch ein wenig sputen. Plötzlich sieht er mit den dunkelblauen Augen zu Sibilla auf und bittet milde: „Wenn du mich also so gern hast, Mädchen, so gib mir jetzt deinen Mund, daß ich dir danken kann.“

Sie gewährt es ihm nicht. Jetzt ist sie stolz. Aber, was sie kann, tut sie. Er fühlt ihren Arm unterm Kopf, ihre Hand an seiner Wange, ihre Seite an seiner Seite. Und die Sterne scheinen ihm plötzlich zu lachen und die Winde in der eisklaren Luft wie Harfen zu klingen, und indem er lallend wiederholt: „Ich will dir ja nur danken... danken...“ schläft er ein.

So finden ihn mit Laternen und Hunden die Hirten. Sein sprödes Gesicht ist wie in Tau aufgelöst, weich und gütig. Er schläft noch. Und sorglich deckt ihn die starre, in Eiskrusten wie in einem Silbergewand leuchtende Sibilla. Auch sie schläft. Sie sieht aus wie eine schneeweiße Henne, die über ihrem Küchlein das Gefieder verspreizt und im Schlafe noch sich sorgt und kümmert, daß es keine Blöße erleidet.

Man trägt die beiden heim, und da erweist es sich, daß der Taddeo in wenigen Tagen wieder gesund und behend herumwandelt wie zuvor. Ja, er ist eher noch schlanker und schöner gewoden. Aber Sibillas Füße sind erfroren, und ihre hübschen Händchen sind steif. Sie kann zeitlebens keinen Schritt mehr gehen. Ihr Gesicht ward wieder rot und duftig wie eine Nelke im Pfarrgarten. Aber ihre Finger bleiben verschrumpft und ihre zierlichen Zehen bleiben verbogen wie Wurzeln.

Alle Schafe und Ziegen bis auf zwei mußte Vater Pagni verkaufen, weil Sibilla in die Stadt zum Doktor mußte. Vielleicht konnte man ihre Glieder noch retten. Zuerst verkaufte er nur zwei Paare und war immer noch sehr stolz gegen Taddeo Amente. Aber der Doktor versuchte eine zweite Methode, und da hieß es wieder zwei Paare verkaufen. Nun ward der Pagni bescheidener und nahm Taddeos Gruß ab. Zum dritten probierte der Doktor es mit Magnetismus, und das kostete wieder zwei Paare. Nun grüßte Pagni den Burschen Amente zuerst auf der Gasse. Beim Dampf- und Schwitzsystem, das Dottore Marchi nun anwandte, kamen noch zwei Ziegen und Schafe aus dem Stall. Jetzt ging der Vater nach dem Aveläuten zur Nonna Zura Amente hinüber und sagte: „Frau, Taddeo sollte eigentlich meine Tochter heiraten oder mir als Knecht dienen. Das ist er uns schuldig.“

„Sag' es ihm selber!“ wehrte die Greisin ab.

Aber dem jungen, wortlosen, bleichen Menschen wagte er kein Wort zu sagen. Und als Sibilla von der weisen Arzneistadt zurückkam, ein Blumengesichtlein in einem Haufen Verkrüppelung, da brachte er erst recht kein Wort von Heirat mehr hervor. Nein, solche Menschen sollen nicht heiraten.

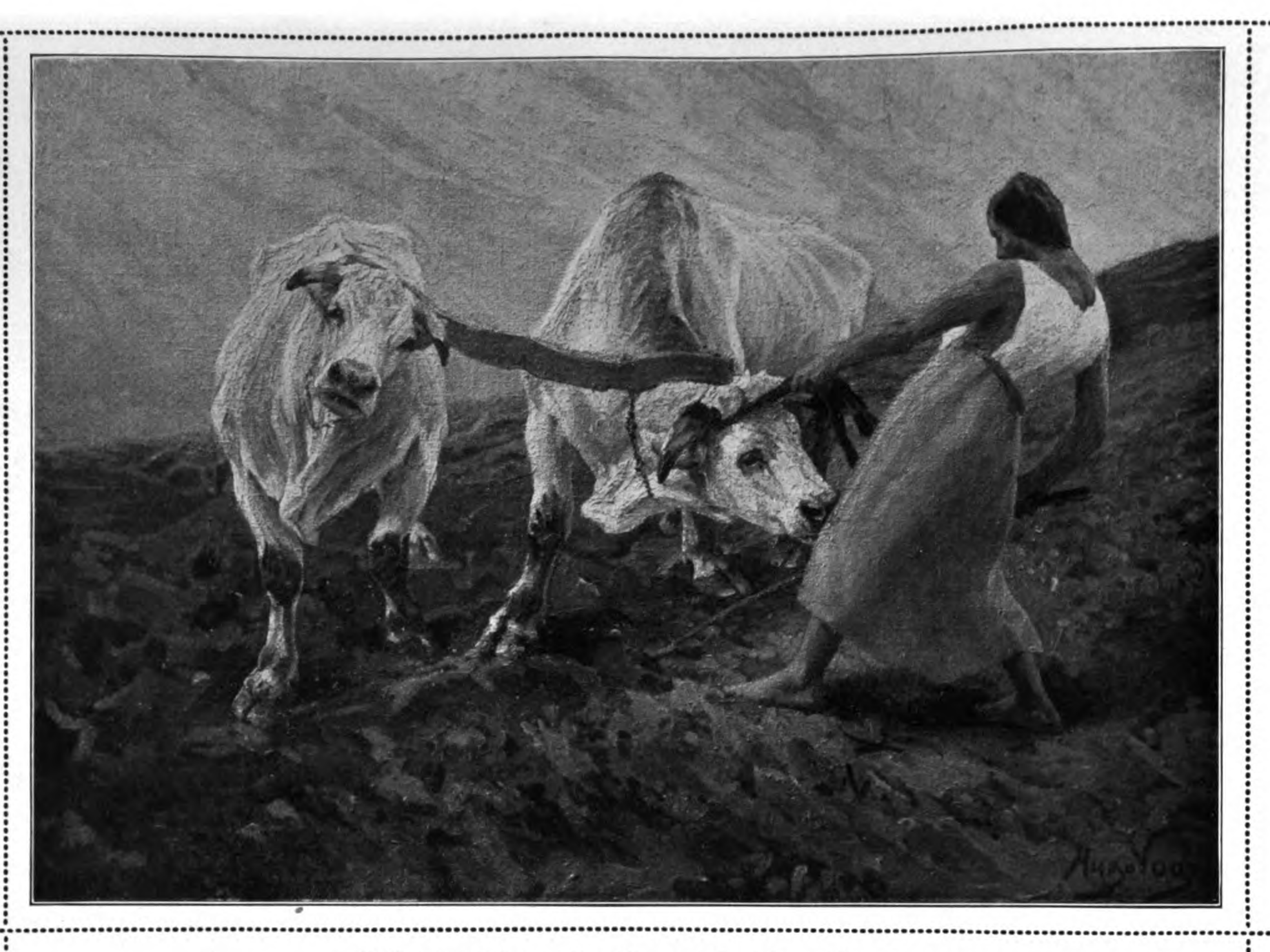
Nach zwölf Wochen wird Sibilla das erstemal in einem zweirädrigen Wägelchen in die Kirche gerollt. Es ist Sankt-Anna-Fest. Hier sehen sich seit der so bittern Nacht die zwei Leutchen Taddeo und Sibilla zum erstenmal wieder.

Der Pfarrer hat eine tapfere Predigt gehalten und die Messe gesungen und das Weihwasser gesprengt und beim letzten Schwung des Wedels gesagt: „So gehet hin im Frieden!“

Da stellt sich Taddeo vor ihn mitten in den Gang, wird schlanker und bleicher und zugleich gewaltiger als der Sankt Michael auf dem Altar und ruft: „Don Basilio Brusa, verkündet Sibilla Pagni und mich, Taddeo Amente, als Hochzeiter!“

Steif und ungläubig glotzt alles Volk den Jungen und das Krüppelchen an und kann sich nicht fassen.

Sibilla deckt das Gesicht mit den dürren, krummen Fingern und schreit wie ein kleines Kind: „Ich will nicht, ich will nicht. Ich bin ein Krüppel. Taddeo ist schön wie



Pflügende Ochsen. Gemälde von Prof. Hugo Vogel



ein Engel und muß auch eine schöne Frau haben!"

„Aber ich will," sagte Taddeo mit unwiderstehlicher Stimme. Mit einem Ruck hebt er Sibilla auf die Arme, leicht, als hebe er ein Vögelchen aus dem Nest.

„Nimm Lucia Bonati," piept das Vögelchen. „Sie ist jung und schön und gesund und blickt dir nach, wo du stehst und gehst."

Ihr ist es bitter ernst. Sie stemmt und sträubt sich und bittet und weint. Und die Bonati springt hurtig aus den Bänken, die Augen voll Liebeshunger, und schreit: „Da bin ich! Da bin ich!"

Aber Taddeo stößt sie verächtlich mit dem Ellbogen von sich und legt dafür sein lahmes Vögelchen vor den Altar nieder, zu Füßen des Pfarrers, und kniet daneben, aber hält Sibilla mit den Armen gerade so, wie sie ihn einst gestützt und gedeckt hat.

„Hast du ein Gelübde getan?" fragt Don Basilio mitleidig. „Dann sag' ich dir, Taddeo, daß selbst ein Eid dich nicht mehr bindet. Denn du hast der gesunden Sibilla, nicht dieser siechen zugeschworen."

Aber Taddeo schüttelt den Kopf. Dann beugt er sich zum herrlichen Dulderingesichtlein nieder, küßt es vor allen Kirchenleuten und vor dem Pfarrer und der Madonna kräftig auf den Mund und gebietet: „Pfarrer, gebt uns zusammen! Ich will es so, punktum. Ich liebe sie."

„Aber, aber . . ." stotterte Don Basilio noch immer und zeigt auf die krummen Glieder der Jungfer.

„O das tut nichts! Ich habe Hände und Füße für uns beide!"

„Das ist wahr," gesteht der Pfarrer mit einem bewundernden Blick auf den großmächtigen Jüngling.

„Und sie hat dafür ein Herz für Hunderte so stark."

„Auch das ist wahr," bekannte der Priester, indem er Sibilla musterte und sich vorstellte, wie dieses kleine Geschöpf so eine große Tat droben auf Pratimonte vollbracht hatte.

„Ja, es ist wahr," scholl es vielstimmig durchs ganze Schiff hinunter. „Sie hat ein Herz für Zwei, für Hunderte, für Tausende. Sie hat ein Herz fürs ganze Dorf."

Und so wurde es denn Wahrheit: seine Hände und Füße und ihr Herz zusammen schlossen eine prächtige Ehe.

Auf dem Heimweg soll Sibilla gefragt haben: „Taddeo, sag' mir jetzt auf Ehre und Seligkeit, hast du mich geheiratet per Amore o per Misericordia?"

„Per Amore," antwortete er sogleich und fuhr piano, piano mit dem Wägelchen über das elende Gäßchenpflaster.

„Warum hast du mich denn nicht schon früher geliebt? Wo ich noch soviel schöner war?"

„Ach du," lachte er, „damals hattest du zu viele Ziegen und Schafe, fünfmal zu viel!" So spaßte er noch.

Und es gab große, flinke, wetterharte Kinder aus dieser sonderbaren Ehe.

„Herr, morgen ist Sonntag. Wenn Ihr um acht Uhr daher steht, könnt Ihr sie beide sehen. Drei Buben und der Vater gehen mit dem Wägelchen. Morgen wird Federigo den Karren stoßen. Die Reihe ist an ihm. Und er läßt keinen andern vor."

— — — — — — — — — — — — —

„Und nun, Herr, wißt Ihr, ob wir lieben können. Hat Euch die Geschichte gefallen? Gut, so erzählt uns jetzt auch eine!"

„Ich weiß keine," sagte ich demütig und schwieg. — —

Selige Analphabeten.

Wir schulgerechten Spießbürger der Kultur empören uns, so oft es heißt, in Italien gebe es noch von hundert Menschen vierzig, die nicht lesen und schreiben können. So vielen Erdenkindern, jammern wir, sind also die Zauberpforten des Alphabets noch nicht aufgegangen, und alle Gemächer der Weisheit und des Glückes, in die sie führen, und alle Köstlichkeiten, die man drinnen genießt, sind ihnen ewig verschlossen, diesen Ärmsten der Armen!

Ich aber sage: reiche Menschen! Glückliche Analphabeten! Und nun stäupt mich in Gottesnamen, ihr Philister mit euern salomonischen Birkenruten!

Diese Buben und Mädchen, die ihren Namen nicht schreiben können, sagen ja niemals — und schon darin sind sie euch turmhoch überlegen — also, sie sagen ja niemals: hört, brave, gründliche deutsche Leute, macht es wie wir, zerbrecht Griffel und Tafel! Nein, das sagen sie nicht. Und sie hätten auch nichts dagegen, wenn ihr noch sieben andere Alphabete erfindet und zum Entzücken der Lumpensammler

Bücher auf Bücher schreibt. Sie lassen euch gewähren und wollen nur, daß ihr auch sie in Ruhe lasset.

Ja, sie begreifen es wohl, daß ihr lesen und schreiben müßt, weil es in eurem heißen und notleidenden Kulturleben ohne Buchstaben einfach nicht mehr ginge.

Aber sie bleiben dabei: sie haben das nicht nötig. Denn sie haben keine Bureaus und Kassenhefte, sie schreiben keine Briefe, brauchen keine Zeitungen, wollen weder Romane, noch Novellen, noch Gedichte lesen. Sie wollen noch das Leben leben, nicht das Leben lesen.

Weh euch, schreit ihr Philister. Soll denn alle Poesie der großen Dichter an ihnen verloren gehen? Sollen sie nichts von Shakespeare und Goethe und von ihren eigenen großen Sängern wissen?

Ich antworte: die Dichter, welche nicht für die feingeschulten Geister, sondern für das waschechte große Volk singen, die dringen auch in diese weltverlorenen Ecken hinauf und gelangen ins hinterste und letzte Ohr der Menschheit. Denn diese Poesie hat etwas von der Luft, die alle atmen, und vom Blut, das alle durchrieselt, und sie strömt mit diesen zwei Elementen von Dorf zu Dorf bis ins oberste Steinhüttlein.

Es gibt hier oben selbst Dichter. Wenn viele beisammen sitzen, erzählt einer zuerst vom Wetter und dann vom verstorbenen Nachbar und dann eine Geschichte mit Blitz und Sonne und Krachen und Glockenläuten. Und wie das Volk an den Schwellen beisammensitzt und einem abendlichen Sang gern zuhört, so hört es fast noch lieber dem Erzähler zu. Von Prigni, einem kleinen Weiler, mehr einem Ziegendörflein, zwei Stunden oberhalb dem Dorf, ist so ein Mensch gekommen, der Schnüre aus Lammhaar, Seifen, Tücher, Kettlein, Gürtel und bunte, leichte Schürzen feilträgt. Er ist die wandernde Chronik des Landes, hört von allem, lebt von allem, gibt von allem. Er ist gewiß ein tüchtiger Hausierer, aber noch ein viel besserer Dichter. Gewöhnlich übernachtet er hier beim Sigrist. Jeden Monat erscheint er einmal. Dann, wenn er seine Sachen verkauft hat, am Abend muß er erzählen. Und er täte es ungebeten. Müde vom langen Herumstolpern und Feilschen sitzt er auf dem Brunnenmäuerchen, gegenüber dem breitesten Haus im Dorf, wo wohl dreißig Menschen auf Stiegen, Söller und Gesimsen zusammenhocken können, und fängt an . . .

Was sind alle gedruckten und hübsch in Scheinleder gebundenen Romane gegen die lebendige Erzählung Marcotes, des Händlers? Das riecht nicht nach Papier und vernagtem Federkiel. Das riecht genau wie das Leben. Es spielen Strophen von Tasso, Abenteuer aus Dante, Späße aus Boccaccio und Komödien aus Goldoni hinein. Natürlich dörflich und krämerhaft zugestutzt. Es mischen sich Hochzeitsartikel und alte Sagen, Volksgerichte und Träume hinein. Aber alles zusammengerührt von Marcotes Kelle ergibt sein ureigenes Phantasiegericht.

Das muß man nun gesehen haben, wie alt und jung aufhorcht und weder hustet, noch die Nase putzt, solange das Wort klingt. Nur die kleinen Kinder schlafen zwischen den Knien der Jünglinge oder in den Schürzen der Frauen ein. Und wie alle Hörer erleben, was auf den dürren Plapperlippen des Hausierers geboren wird! Ihre Füße zittern, ihre Holzschuhe klappern, ihre großen Ohrenringe klimpern, wenn dem gefeierten Helden ein schönes Wagnis gelingt, wenn zwei schöne Menschen sich küssen, wenn eine alte müde Frau ihren braunen Sohn nach langen Jahren im gefährlichen Äthiopien schon am Schritt vor dem Haus sogleich erkennt! Aber fast immer wird die Erzählung zuletzt traurig, so daß man totenstill verharrt. Und auch Marcote, zu allem Dichten noch ein richtiger Schauspieler, schweigt am Schlusse eine lange, sehr schwere und drückende Pause lang und trinkt ernst sein Glas aus. Dann plötzlich schmeißt er eine lustige Frage in das große Loch der Schwermut, das er da geöffnet hat. Diese Frage knistert und knattert lustig wie ein Feuer auf, alle Gesichter erheitern sich, alle Hälse recken sich frisch. Ob sie wollen? Den Witz hören wollen, warum die gescheiten Menschen tief unten im Land das Abc brauchen. O che si, che si! Fang' er schnell an!

Marcote macht ein kluges Zeichen gegen sein leeres Glas, nickt beim Einschenken ein wenig, schnalzt mit den Fingern und beginnt:

Wie das Abc entstand.

„Auf den Höhen, wo die Menschen zuerst lebten, kam es keinem in den Sinn, daß

man anders als von Lippe zu Lippe reden könne. Nur wo ein Stummer aufwuchs, sprach er mit den Augen und Händen. Man verstand ihn. Es blieb doch noch immer eine Art Sprache.

„Aber hier oben muß man arbeiten, wenn man leben will. Jede Arbeit ist hier ein Kampf. Mit dem Wasser, mit dem Feuer, mit dem Stein, mit Luft und wildem Tier, mit allem müssen wir kämpfen. Sonst überwältigt uns eins ums andere. Und dieses Kämpfen ist schön und lustig, und man hat es keine Stunde langweilig."

Alles nickt um Marcote herum. Haargenau so ist das Leben.

„Aber die meisten Menschen wurden faul und neugierig und dumm und stiegen darum tief und tiefer und vermehrten sich unten, wo sie nicht zu arbeiten, noch zu kämpfen, nur um Essen und Trinken zu spielen brauchten, ich sag' euch, vermehrten sich wie Kaninchen. Und nun kam ein Übel nach dem andern. Die Luft ward schlecht, die Hitze groß, die Fliegenstiche entsetzlich und das Menschenleben viel kürzer. Dabei ward es langweilig zum Sterben. Wir leben nicht halb so lang, klagte man, wie einst auf den Bergen. Aber doch dünkt uns das Dasein zweimal länger. Wir müssen etwas erfinden, um das Leben auszuhalten. Wir müssen eine Kurzweil ersinnen, um darüber die ewiglange, gleichmäßige Schnur der Zeit zu vergessen.

„Zuerst saßen sie zusammen, wie wir hier, und wollten sich die alten Lieder vorsingen. Aber sieh da, sie hatten keine schönen Stimmen mehr. Wenn sie hoch singen wollten wie du, schöne Jungfer Rosetta, dann war die Luft zu dick, und sie erstickten an der Note. Und wenn sie tief singen wollten wie du, mein lieber dicker Padrone, der du mir immer das Glas nur halb voll schenkst..."

„Hier, hier, hier, Marcote! Nein, nimm mein Glas!" tönt es von allen Seiten.

„Danke, danke, gute Leute! Er ist übrigens besser, dieser Rote als der beim Giuseppe Nati in Orvieto. Also, wenn sie tief in den Baß brummen wollten, dann war der Atem zu dünn. Der schönste Baß zerrann wie ein Sandhaufen.

„Eccola, jetzt wollten sie sich Geschichten erzählen. Und ihr bestes Maul fing an mit dem schönsten Märchen, das es gibt, wisset, das von der alten Glockenfrau Sagnia, ihrem Töchterlein Bia und den sieben süßen Prinzen, vor allem dem Prinzen der großen Glocke Mansueto."

„O si, si, splendida favola!" zittert und ruft und staunt es im Chor.

„Also eine Geschichte, die man sehr leicht erzählen kann. Ich will sie euch vorsagen, daß ihr alle zuerst weint und dann wieder lacht. Ja, das will ich!" Der Hausierer schnalzt großartig mit Daumen und Zeigefinger.

„Das kannst du, wir wissen es. Fahr' nur fort, Carussim (Allerbester)!" sagt man ringsum.

„Aber ich würde nicht weinen!" schreit eine kecke Knabenstimme. Es ist Tito Amente, der lahmen Frau Sibilla jüngster, tollster Bub.

„Schweig, kleiner Affe!" überschreit man ihn. „Natürlich würdest du weinen. Zu allererst! Weiter, Marcote, weiter, hör nicht auf den Knirps da!"

„Weinen würde der Schuft wie ein schmelzender Bach, sag' ich. Übrigens, wenn ..."

„Jawohl, ich glaub' auch," lenkt der kluge, bildschöne Sohn des Taddeo Amente ein. „Nicht wie ein Bach, aber so wie das Brünnlein hinter dir, lieber Zio, würd' ich wohl weinen."

Weiß Gott, ob Marcote weiter erzählt hätte, wenn das bleiche Bürschchen nicht so verschmitzt nachgegeben hätte. Aber der Tod der Amente hat gelogen. Er würde in keinem Fall weinen. Er weinte nicht, als der gute Großvater im Zwilchsack festgeschnürt und ins Grab versenkt wurde. Trokken und kalt und bleich blieb er. Und er weinte auch nicht, als ihm der Mesner fast die Ohren ausriß, weil er zur Unzeit die Glocke geläutet hatte. Er gleicht dem Vater. Er weint nie.

„Also," hebt Marcote wieder an, „dieser Erzähler fing an die graue Sagnia und den Prinzen Mansueto zu schildern. Aber da habt ihr's: es kamen keine Farben und Lichter in seine Geschichte, wo doch schon die Prinzenlocken leuchten wie gekräuselte Sonnenstrahlen. Und es gab kein Lachen und Singen und Weinen in seinem Satz. Ihr könnt euch wohl denken, wo es keine Bäche und Felsen und Bergwinde hat und auch keine Aussicht weit über Himmel und

Erde wie hier oben, wie will man da Geschichten erzählen? Etwa aus einer Schachtel heraus? Ich bedanke mich. Nein, es ward alles langweilig, garstig, grau, was jener Mann vorbrachte. Man schlief ein, zuerst die Ältesten, dann die Jüngsten, dann die Frauen, dann die Männer. Zuletzt der Erzähler selber mitten in einem Satz. Wahrhaft, so ist's.

„Nur ein kleiner Naseweis namens Tito Amente, ein Fürwitz erster Klasse, schlief nicht. Er war viel zu trocken. Auch dünkte es ihn lustig, daß so viele Menschen da nebeneinander in Stühlen und an Tischen schliefen und ein ganzes Donnerwetter zusammenschnarchten. Und der magere Schlingel ging herum und fing Fliegen und warf sie ihnen ins Maul. Na, das war das Gescheiteste, was der Lümmel bisher getrieben hatte."

Alles lachte und zeigte mit gütiger Schadenfreude auf den wirklichen Tito Amente, der am Boden lag, keine Miene verzog, aber leise studierte, wie er den Hieb recht weh zurückgeben könnte.

„So geht es eben auch nicht, sagten die Menschen, als sie erwachten und die Fliegen ausgespuckt hatten. Wir müssen etwas anderes erfinden.

„Und sie erfanden die Eisenbahnen und die Tretmaschinen und das Papier und das Zeichnen und Malen und die Brillen und die Photographie und das Klavier und so weiter Tirlibirlimirlichirli.

„Aber darum ward es doch langweilig. Auf und ab, auf und ab, Gähnen — Schlafen, Gähnen — Schlafen, so ging's tagaus, tagein. Und in diesem Einerlei und in der schweren, schlechten Luft und im steten Herumstudieren wurde man nach und nach schrecklich vergeßlich. Niemand wußte mehr recht, wann man von den Bergen gestiegen, niemand, wie alt er war, man vergaß, ob es Samstag oder Montag sei, man vergaß seinen eigenen Namen, glaubt mir, man vergaß mitunter zu schnaufen, und so starben viele aus lauter Vergeßlichkeit.

„Da fingen sie an, in den Gurt oder Schürzenzipfel einen Knopf zu machen, wenn sie etwas durchaus im Sinn behalten wollten. Aber dann wußten sie am Abend nicht mehr, warum sie den Knopf gemacht hatten, und knoteten einen zweiten Knopf mit dem Sinne: er müßte den ersten Knopf erklären. Und für den zweiten Knopf brauchten sie einen dritten und so fort, bis die Schärpe oder Schürze nur noch aus Knöpfen bestand. Das war für einen Augenblick kurzweilig anzuschauen. Aber nachher ward man doppelt niedergeschlagen.

„Es ist schade um Gurt und Schürze, sagte man. Können wir uns denn nicht auf eine andere Art merken, was wir sonst einfach vergessen?

„Ein Giovanni Battista Dongio wollte am nächsten Morgen eine Ziege schlachten. Da kritzte er auf ein Papier zwei Hörner und mitten drin ein Messer. Benone, nun weiß ich's!

„Am Morgen sah er nun das Papier und wußte sofort, daß er etwas Zweihörniges töten müsse. Nur erinnerte er sich nicht mehr, ob es eine Ziege oder ein Schaf sei. Er hatte, wißt, nur so im allgemeinen zwei Hörner gezeichnet. Das war schade. Er schlachtete nun den Stier seines verhaßten Vetters Enzo. Dafür wurde er an einen Baum gehenkt. Denn damals machte man nicht viel Federlesens. So hatte sich Battista denn leider geirrt. Ich gebe es zu. Aber die Hauptsache ist richtig: er hatte etwas Zweihörniges getötet.

„Und dann wollte Bartolomeo Gerundi sich das Haar schneiden lassen und zeichnete etwas ein wie eine Mähne oder einen Besen aufs Papier. Er war stolz auf die Zeichnung. Als er jedoch am Morgen das Bild besah, blieb ihm nur noch ein Schimmer von der Idee, und er ging und rupfte dem Hahn die Federn aus. Dafür hat ihm sein Weib drei Maulschellen gegeben. Das war schon linder als Erhenken. Als er nun merkte, daß seine Zeichnung eher Haar als Federn betreffe, ging er zum Barbier und zeigte ihm das Blatt. Der hieb ihm den Bart nieder. Lacht nicht! Das war doch schon nahezu das Richtige. Am dritten Tag merkte Bartolomeo dann wie von selbst, daß eigentlich sein Haupthaar gemeint war.

„Und da sagte, nachdem noch viel auf die Weise verschnitzelt worden war, ein besonders heller Kerl: Leute, warum Bilder machen? Das gibt zuviel Arbeit. Und es wird nie genau. Können wir nicht bequem Zeichen erfinden für die Bilder? Barba... capilli . . . das ist nicht das gleiche. Wir

sagen ihm doch auch ganz anders. So wie wir's sagen, müssen wir's aufs Papier schreiben. B... a... r... b... a..., für jeden andern Ton ein anderes Zeichen. Ich höre da drei Töne.

„Nun ging es los. Jetzt hatten die Menschen wieder etwas zu tun. Man studierte Jahre, Jahrhunderte hindurch. Zuletzt gab es a und b und c, vierzig oder hundert eigene Zeichen. Aus denen sind die Worte gemacht. Ecco das Alphabet und das Schreiben!

„Von nun an, was die Menschen dachten, redeten, tun wollten, alles ward zuerst aufgeschrieben. Um es ja nicht zu vergessen, haben sie es sogar zwei- und dreimal notiert und auswendig gelernt. Wenn sich zwei Nachbarn begegnen und begrüßt haben, nehmen beide sogleich zweitausend Papierchen aus den Taschen und sehen nach, ob nichts drinnen steht, was sie einander sagen sollten. Ahi, das Alphabet ist etwas Köstliches! Bis sie die viertausend Zettel untersucht haben vergeht eine Woche!

„Sie schreiben einander auch Briefe, Zeitungen, Bücher. Sie schreiben einander nicht nur, was sie sagen möchten, sie schreiben einander auch von dem, was sie einander schreiben sollten und vom Geschriebenen und ... o Gott, mir wird schwindelig, es nur zu sagen. Sie gehen nicht mehr aus. Sie stecken im Tischwinkel und schreiben, Statt zu essen und zu trinken und zu schlafen schreiben sie. Statt zu leben, schreiben sie. Ihr Leben ist Papier ... Ecco das Alphabet!

„Auch sie selber sind weiß geworden und ohne Blutfärblein wie Papier. Und wenn ihr sie an den Händen nehmt, knistert es wie Papier. Wolltest du, heilloser Tito und Mädchenplager, einem Jüngferchen mit deinem Gurtmesser ein wenig am Hals ritzen, es käme schwarzes Blut, es käme Tinte heraus. Ecco das Alphabet!

„Ich sag' euch, kauft keine Bücher und keine Zeitungen. Es stinkt von allem Papier schon bis hinauf in unsere schönen Berge. Kauft lieber meine roten und blauen Schärpen, dodici soldi das Stück, und die violette Seife, soltanto sei soldi! Und da, die Schlinge, aih, aih, blutrot, wie sie genau Garibaldi in Sicilia trug und des Königs Bub sie heut trägt. Zwei zusammen nur venti soldi! Kauft kein Papier! Aber kauft meine Kettlein! Wenn ihr springt darin, o Jungfern, ist es, als ob die Glocken von Sant' Andrea am Sonntag läuten. Das ist ein Abc ... per Dio ... da kann man leben."

Während Marcote das sagt, hat er sein Ränzlein aufgetan und den Rest des Verkauftages über seine ausgebreiteten Arme gehängt. Man erkennt keine Farben. Alles ist blau oder grün im Mondlicht. Aber zauberisch glitzert der Flitter. Und da und dort reißt man ihm einen Kram vom Gelenk und wirft eine Münze auf seine Knie, bis der Krämer allen Trödel los ist.

Aber ei, ei, was geschieht? Hinter seinem Rücken stöbert der rachsüchtige Tito Amente im Tornister. Denn er weiß etwas Schlimmes, aber hat geschwiegen bis jetzt. Und nun streckt er beide Hände in die Höhe, beladen mit kleinen, fliegenden, am Titelblatt greulich bemalten Indianerheftchen. Er schleudert sie über den atemlosen Volkshaufen und schreit übermütig: „Jetzt seht einmal den Lügner! Da verkauft er selber Papier, pfui!" Und frech schürzt der bleiche Schlingel die Lippen und spuckt dem Hausierer vor die Füße. Der Mond versilbert dem hübschen kalten Teufel das Gesicht. Aber aus seinem wilden blonden Haar dampft es wie feines Goldgewölk.

„Was sagst du jetzt, alter Marcote! He, gib Bescheid!" fordert er und steht kühn vor ihn.

„Was ich sage," beginnt der Händler, nachdem er blitzschnell die Wut verbissen und den Schalk hervorgekehrt hat, „das ist kurz: muß ich nicht auch drunten im Land hausieren? Hätt' ich genug zu beißen vom Geld, das ich in den Bergen kriege? Es langte nicht für die Merenda (Vesperbrot). Und ich hab' Frau und sechs Kinder daheim. Da muß ich mich sputen, wenn keines verhungern soll. Verhungert wären sie alle und ich dazu, wenn mir jeder nur soviel abkaufte wie der Lümmel da. Er hat mir das Gurtmesser abgemarktet, hat mir drei Soldi zu wenig und einen falschen Quattrino gegeben. Nur schwindeln kann er und alte, ehrwürdige Leute anspucken. Povero me!"

Böse schauen die Leute auf den mondumflossenen Burschen. Man murrt ihn

an. Aber da fliegt ein blanker Quattrino und noch einer dem Alten vor die Füße, im gleichen hochmütigen Bogen, wie er vorher ausspie, schmeißt er sein ganzes Geld hin. Und da ist alles, der Krämer zuerst, sogleich entwaffnet.

„Aber du bist ein Amente, ich wußte es schon," ändert Marcote den Ton. „Stolz, hart, wie ein Plaggeist, aber Ehre habt ihr alle, Diavolo, Ehre wie ein König im Leib. Ich danke, ich danke, lustiger Tito. Grüße mir die Mutter Sibilla und den Vater Sindaco! Aber jetzt hilf mir die Hefte zusammenlesen. Ach, da sind sie schon."

Nein, Tito bewegte keinen Finger nach dem Kram. Das soll er selber wieder zusammenpacken. Aber als die übrigen ringsum rasch den ganzen Stoß beisammen hatten und dem Manne auf den Schoß legten, sagte Tito unbarmherzig: „Darum hast du eben doch gelogen. Du verkaufst Papier!"

„Hab' ich denn gesagt, ich verkaufe nicht? Euch hab' ich gebeten, nicht zu kaufen, um Gottes willen nicht. Es ist mein Schade. Aber ihr seid zu gut für Papier. Euch geb' ich Messer und Mützen und Gürtel und Ledertaschen. Aber nicht alle sind wie ihr. Im Land unten wollen sie Papier, wollen sie lesen, würden sie mich in Stücke reißen, wenn ich ihnen kein Papier brächte. Was ist da zu machen? Tito, hitziger, Narr!"

„Ja so, dann, freilich, diesen Affen da unten ..." Der Knab spuckte jetzt weit über alle Köpfe gegen Süden aus, wo die Berge zur unsichtbaren fernen Ebene abfielen.

Und alle Buben dachten: ‚Wie der spucken kann, großartig wie ein alter Raucher. Daß wir's doch auch könnten.'

„Aber meint ihr, ich verkaufe den Abcmenschen so gewöhnliches dummes Zeug zum Lesen? Weit gefehlt! Seht einmal diese Heftlein an! Kann einer von euch lesen?"

Marcote blickte fragend ringsum. In der Tat, verschiedene Zuhörer konnten buchstabieren, schwierig, ungern, aber von Zeit zu Zeit, wenn es galt, einen Anschlag an der Kirchenmauer zu erklären oder der Base den Brief ihres Geliebten in der römischen Kaserne zu entziffern, prahlten sie gewaltig damit. Jetzt hingegen wollte niemand lesen können. Sie schämten sich, diese vier Leser unter zehn Nichtlesern, ihrer Kunst.

„Also niemand kann lesen?" wiederholte Marcote befriedigt. „Ich wünsche euch Glück! Nun, es wäre auch zu dunkel. Aber die Bilder seht ihr noch, diese roten und schwarzen Teufel und diese braven weißen Krieger. Sieh mal hier, Tito! So wisset, das sind die Abessinier, die Mohren des Menelik, mit denen wir Italiener in Krieg geraten sind, immer einer gegen zwanzig solcher Rußteufel! Seht, wie wir uns wehren, wie wir dreinsäbeln und niederknallen und wie wir noch im Sterben rufen: Italia, Patria!"

„Italia, Patria!" summt es ergriffen im Chor. Auch Tito ist ganz feierlich geworden, hält beide Knie des Alten und schluckt gierig die Worte des Patriotismus ein.

„Davon ist im Heft ein langes und breites geschrieben. Es ist das Beste, was man lesen kann. Die langweiligen armen Menschen in der Ebene vergessen das Gähnen dabei. Sie werden mutig. Sie schnallen den Säbel an und schultern das Gewehr und marschieren auf den Feind wie ihr. Kurz, sie werden Italiener. Wollt ihr so ein Heft? Ihr braucht ja nur die Bilder anzuschauen. Dann versteht ihr genug. Zwei Soldi das Heft. Fünfzig Bildchen sind drin!"

Alles will von den Heften. Tito kauft gleich drei, eines für die Mutter, eines für sich und eines ... ja nun, eines für Bruna Baldi, mit der er auf der gleichen Weide hütet und gemeinsam aus einem Napf die Milch löffelt. Am Sonntag bringen die zwei dem Pfarrer ein Kesselchen voll Heidelbeeren. Dafür muß er ihnen lesen, was so dick unter jedem Bild gedruckt steht. —

Mit zufriedenen Seelen gehen die Leute auseinander. In fünf Minuten liegt schon alles auf dem Stroh. Die verlogenen Indianergeschichten unter dem Laubkissen, aber eine helle vaterländische Begeisterung im Kopf.

Sie schlafen im Nu, diese Analphabeten. Denn ihre Herzen sind rein. Kein Tintenklecks, kein Schreibfehler besudelt ihr Gewissen ... Gute Nacht!

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Persönliche Pantomimenerfahrungen

Von Friedrich Freksa (München)

Im Wesen der Pantomime liegt es beschlossen, daß sie mit dem Schauspieler gedacht, ja zum Teil erfunden werden muß. Ein Pantomimenplan ist leicht auszusinnen, aber er bleibt nur ein allgemeines Schema, solange nicht die eigentümlichen Gesten, die ein jeder Schauspieler besitzt, für die poetische Empfindung der Pantomime mit in Beziehung gesetzt werden. Diese Überzeugung teilte auch Max Reinhardt bei Verwirklichung unserer Pantomimenideen.

Da verschiedene Züge an meiner Pantomime „Sumurûn" belegt werden sollen, will ich hier kurz die Handlung skizzieren.

Die Herrin Sumurûn ist in die Gewalt eines grausamen Scheichs geraten, der sie eifersüchtig bewacht. Bei einem Ausgang mit ihren Frauen auf den Basar trifft sie den verträumten jungen Kaufmann Nureddin, der von ihrer Schönheit aufs tiefste ergriffen wird.

Sumurûn, die sich gegen den Scheich abwehrend und feindlich verhält, wird von diesem gedemütigt, indem er eine neue Sklavin kauft, die als Tänzerin in der Bude eines Gauklers beschäftigt ist.

In den Bann dieser Sklavin aber ist auch der Sohn des Scheichs geraten. Die Herrin Sumurûn rächt sich an dem Scheich, indem sie mit Hilfe ihrer Frauen den jungen Kaufmann Nureddin, unter Warenballen versteckt, in die Frauengemächer ihres Palastes hineinschmuggelt.

Der Gaukler, dem die schöne Tanzsklavin gehörte, hat diese durch eine Alte, die mit ihm zusammen lebt, verkaufen lassen, weil sie seine Liebeswerbungen verschmähte. Er hat sie aus Rache an den alten Scheich verkauft, weil er weiß, daß der Sohn dieses Scheichs seine Sklavin liebt.

Aus Schmerz aber, daß er die Schöne nicht mehr besitzt, hat er Bensch (Opiumgift) genommen und sich dann scheinbar erdrosselt.

Sein Körper erlebt Abenteuer mit den verschiedensten Personen, mit denen er zusammenstößt. Ein jeder glaubt, den toten buckligen Gaukler getötet zu haben, versteckt ihn und gibt ihn weiter.

So gelangt der Körper nach einer langen Irrfahrt in einer Sänfte in den Harem des Scheichs zu gleicher Zeit mit Nureddin.

Die Alte, die auch glaubt, an dem Tode schuld zu sein, ist dem toten Gaukler auf all seinen Irrfahrten gefolgt; endlich gelingt es ihr, herauszufühlen, daß ihm in der Kehle das Gift stecken geblieben ist, weil es durch das gleichzeitige Erdrosseln festgehalten war. Sie befreit den Gaukler von dem Gift; er erwacht zum Leben und zur Eifersucht und belauscht einen Plan der Tänzerin mit dem Sohne des Scheichs, die diesen auffordert, seinen Vater zu ermorden.

Zur selben Stunde haben sich Sumurûn und Nureddin in Liebe gefunden.

Der bucklige Gaukler weiß durch sein plötzliches Erscheinen den Sohn des Scheichs zu erschrecken. Der Scheich springt von seinem Lager, wo er mit der Tänzerin ruht, auf und tötet seinen Sohn, tötet die Tänzerin; da er aber die Schritte des Buckligen vernimmt, folgt er diesem und gerät in das Frauengemach, wo Sumurûn und Nureddin in Liebe alles vergessen haben.

Nureddin kämpft mit dem gewaltigen Scheich und ist beim Ringkampf schon am Unterliegen, da spielt ihm der Bucklige ein Messer zu. Er tötet den Scheich und befreit Sumurûn und ihre Frauen aus Not und Gefängnis. —

Die Vorliebe zumal der Schauspieler für die Pantomime selbst entsprang der Anschauung, man müsse dem Theater geben, was des Theaters ist, man müsse einmal zu klarem Ausdruck bringen, wie viele geistige, dramatische und lyrische Akzente das stumme Spiel der großen Schauspieler in sich schlösse. Die Erkenntnis, dies in reiner Form zu zeigen, war aus den Elementen der modernen Spielweise hervorgewachsen.

Die Duse hatte Größtes im stummen Spiel gezeigt. Ein Kainz, ein Reicher, ein Kayßler, eine Eysold, ein Moissi, ein Bassermann haben ihre stärksten Wirkungen in der Pause erreicht, in jenem stillen Moment, in dem sich die Seele auf sich selbst zu besinnen scheint; dieser stumme Moment kann ebenso stark wirken, wie etwa der Schrei einer Wolter. Es war nur eine Konsequenz der künstlerischen Art Max Reinhardts, bei seinen Darstellern dieses stumme Spiel allein auszukosten; zugleich fand der große Regisseur in der Pantomime die Gelegenheit, sich einmal seiner Freude an der Augenlust völlig hinzugeben.

Da keiner im Deutschen Theater praktische Pantomimenerfahrungen hatte, so gingen wir in diese neue Aufgabe blind hinein, aber mit einer frischen Begier, Neues zu erleben.

Eines nur war mir von Anfang an klar: daß eine künstlerische Pantomime anders gespielt werden müsse als die alte Jahrmarktspantomime, deren Reste sich im Kientoppspiele erhalten haben. Klar aber war, daß jedes primitive Verdeutlichenwollen der gesproche-

nen Worte durch Gesten oder ein grelles Mienenspiel vermieden werden mußte. Schon bei der Komposition der Szenen ging ich von dem Gedanken aus, daß die Situationen selbst die Begründung des stummen Spieles in sich tragen müßten.

So ist zum Beispiel der Zwang, nicht zu sprechen, vorhanden, wenn jemand in einem Zimmer schläft, oder aber etwas heimlich getan werden muß. Auch können die Szenen so geschaffen werden, daß sie wirken wie ein buntes Bild aus der Ferne, besonders wenn sich Massen bewegen, wie bei der Betrachtung eines Marktes (Basar).

Jedenfalls aber muß jede Situation so beschaffen sein, daß sie an sich ohne Jahrmarktsgesten deutlich werden kann.

Wenn man unter diesen Gesichtspunkten an die Komposition einer Pantomime herangeht, so muß man auf differenzierte Gefühle verzichten, doch können feinere seelische Regungen durch sorgfältige Ausnutzung der Art und des Spieltypus der einzelnen Schauspieler dargestellt werden.

Für die praktische Arbeit an der Pantomime war es gut, daß für die Rolle der Herrin Sumurûn eine Künstlerin wie Grete Wiesenthal zu Gebote stand, die selbst ein sehr starkes Regietalent besitzt und außerordentlich plastische Vorstellungen von dem hat, was sie mit ihrer Kunst erreichen will.

Ihre süße Lieblichkeit und ihr lyrisches Empfinden stimmten Moissis Nureddin entsprechend ein. Schon beim Durchsprechen ihrer Szene wußten wir, wie sich ihr Spiel gestalten würde, und konnten nun von Anfang an die entsprechenden Gegengewichte für sie schaffen.

Paul Wegener verkörperte in seinem alten Scheich allein schon durch seine Erscheinung beim Auftreten alles Böse, alles Grausame, so daß die Befreiung der Prinzessin Sumurûn aus seinem Banne etwas war, das sich wie von selbst in der Komposition ergab.

Die eigentliche Märchenstruktur aber wuchs aus der mächtigen, grotesken Gestaltungskraft eines Schildkraut, der den Buckligen verkörperte. Es lag anfangs nicht im Plane, diesen Buckligen wieder zum Leben zu erwecken, weil dies ohne Worte als ein schweres und mißliches Unternehmen erschien. Aber schon bei der ersten Probe der zweiten Szene wirkte Schildkraut so ungeheuer stark und plastisch, daß Reinhardt mich ansah und fragte: „Ist es nicht schade, daß Schildkraut nun ganz wegfallen soll?“

Aus der Empfindung, diese stärkste Begabung dürfe unmöglich verloren werden, schritt ich sofort daran, den ganzen Stoff umzukomponieren. Freilich dauerte es lange, bis die Wiedererweckungsszene klar zur Anschauung gebracht wurde. Endlich ergab es sich, daß das Brutalste in diesem Fall das Beste wäre. Die Alte mußte dem scheintoten Buckligen mit beiden Füßen auf den Bauch treten, bis das verderbliche Stück Bensch aus seinem Munde wieder zum Vorschein kam. Schildkraut gelang es, diese Wiedererweckungsszene zu einer schauerlich grotesken Komik zu steigern.

Hier nun kann ich über die eigentümliche Arbeitsweise sprechen, die sich bei „Sumurûn“ ergab. Der Plan war in großen Zügen festgestellt. Gemäß der Zeit, die im Theater so beschränkt ist, hatte Reinhardt nur nachts Stunden übrig, mit mir die Einzelheiten der neu zu probierenden Bilder festzulegen. So hatten wir denn jede Nacht Sitzungen, die zwischen elf und fünf Uhr morgens dauerten. Es war nötig, alle Abweichungen, die sich am Tag auf der Probe ergaben, in ihren Konsequenzen zu verfolgen und jede neue Szene bis in ihre kleinste Regung durchzusprechen.

Am nächsten Tage wurde auf der Bühne um zehn Uhr all das, was in der Nacht durchberaten und durchgesprochen war, mit den Schauspielern probiert. Dabei ergab es sich oft, daß Dinge, die wir für wirksam und gut hielten, sofort wieder umgeändert werden mußten, weil der betreffende Schauspieler die Wirkung allzu grell oder manchmal auch gar nicht herausbrachte.

Interessant war es, festzustellen, daß manche Darsteller von starker schauspielerischer Begabung ohne das gesprochene Wort fast hilflos wurden.

Nach einer solchen Probe von fünf oder sechs Stunden stellte Reinhardt mit mir in einer kurzen Beratung die neuen Ergebnisse in der Arbeit fest. Diese Resultate fixierte ich alsdann im Hotel mit der Maschine, um das Material für die Nachtarbeit vorzubereiten. Hier sei bemerkt, daß die gesamte schriftliche Arbeit an der „Sumurûn“ etwa zwölfhundert große Schreibmaschinenseiten umfaßt, und daß das große Text- und Regiebuch in seiner endgültigen Fassung mehr Seiten enthält als ein großes Drama. Hieraus kann sich der Leser ein Bild von der tatsächlich geleisteten Arbeit machen, zumal wenn er bedenkt, daß eine genaue, vorschriftsmäßige Beschreibung die stärksten Anforderungen an plastische Vorstellungskraft und Sprachgefühl stellt. Es ist klar, daß in Pantomimenbüchern vor allem das tatsächlich zu Tuende zu beschreiben ist, und daß man sehr sparsam sein muß mit den Adjektiven und Substantiven, die Affekte, Gemütsbewegungen und Leidenschaften ausdrücken, weil ja in jeder Bewegung bereits irgendein Gefühl oder eine seelische Erschütterung mitspricht. So muß man in all diesen Angaben sehr mit den Beiworten sparen, um den späteren Regisseuren und dem Darsteller die Höhepunkte und Akzente nicht zu verwischen.

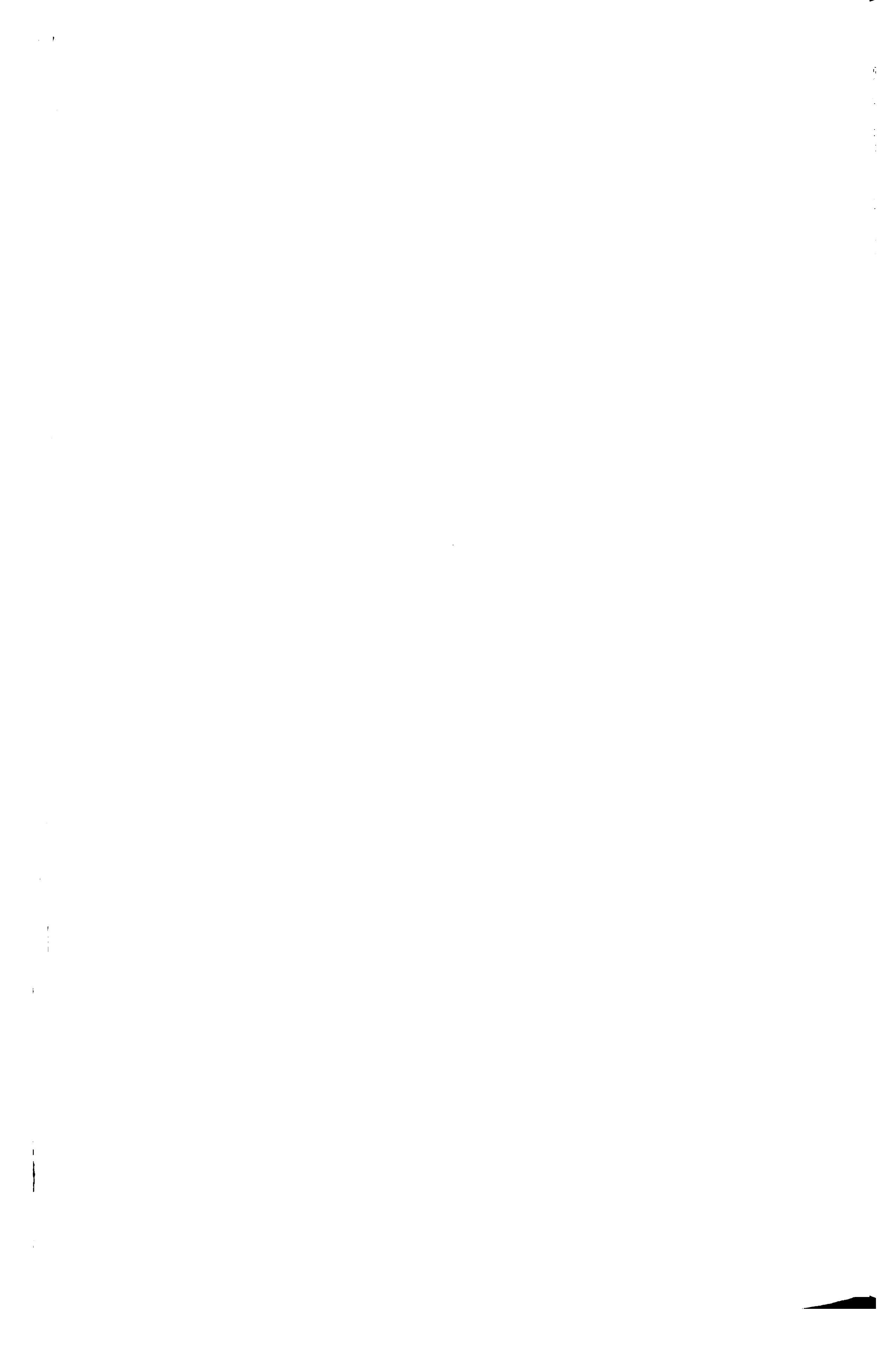
Gut lesbar wird daher ein großes Pantomimenbuch immer nur für den Fachmann sein, für den Laien ist es eine trockene und mühselige Lektüre.

Ich will versuchen, dem Leser das beständige Einarbeiten neugewonnener Resultate an einem Beispiel klar zu machen: Am Ende des zweiten Bildes der „Sumurûn“



Auf der Düne

Holzskulptur von Prof. Fritz Heinemann



kommt die Alte, die sich nach dem Verkaufe der Tänzerin an den Scheich betrunken hat, wieder in die Gauklerbude und trifft als erste mit dem scheintoten Buckligen zusammen. Sie stößt ihn an einen Pfosten, schlägt ihn, bis sie endlich nach einigen Zornausbrüchen gewahr wird, daß sie einen Leichnam vor sich hat.

Dieser Vorgang war minutiös ausgearbeitet worden, aber bei der Probe fand der Darsteller der Alten, Herr Großmann, zwei neue Momente: Beim Anrühren vom Kopf des Buckligen fühlt er an seinen Händen etwas Klebriges, schaut hinein, sieht, daß es Blut ist und wischt es an seinem Rocke ab. Der andere Moment war ein ohnmächtiges Fletschen der Zähne, ein Herausstrecken der Zunge gegen den Leichnam, als ob der tote Spaßmacher ihn narre.

Beides war dem Darsteller im Flusse seines Spieles gekommen, und Reinhardt hatte sich mit mir durch einen Blick verständigt: das muß bleiben.

Nun bedeutet aber eine jede Bewegung eine Zeit von fünf, zehn, zwanzig Sekunden. Die Zeitfolge wird durch die Takte der Musik festgelegt. Darum müssen die Stellungen den Zeitmaßen genau angepaßt werden.

Was Gewöhnung und Übung tut, kann der Leser daraus entnehmen, daß ich später, als ich mit einer eigenen Truppe eine kleine Pantomime machte, die ganze Pantomime in ihrer Zeitdauer fast genau in den Sekunden festlegen konnte. Das war für den Komponisten der Pantomime „Rialon“, Max Ettinger, von größtem Vorteil, da er seine Musik dadurch genau abschätzen konnte.

Diesen Vorteil hatte der Komponist der Pantomime „Sumurûn“ nicht. Victor Holländer, der die riesige Partitur in etwa sechs Wochen geschrieben hatte, wurde auf den Proben manchmal in einer wahrhaft diabolischen Weise hin und her geworfen. Oft mußte er seine musikalischen Sätze strecken, oft mußte er Takte herausnehmen. Er tat dies unter heftigen Temperamentsausbrüchen. Aber zu jeder Probe erschien er mit gleicher Elastizität und verfolgte die Vorgänge am Klavier mit eiserner Energie.

Es war freilich nicht unsere ursprüngliche Absicht gewesen, eine Musik wie die Holländers anzuwenden. Wir hatten mehr an eintönige Geräusche, an Trommeln, an schwermütiges Klingen mit orientalischen Saiteninstrumenten gedacht.

Aber wer weiß, ob uns die Arbeit an dieser Riesenpantomime geglückt wäre, wenn wir nicht die Holländersche Partitur gehabt hätten, die an leicht merkbaren musikalischen Erinnerungszeichen reich ist. Jeder Schauspieler hatte sein klares Motiv, mit dem er auftrat, und die markanten Bewegungen wurden durch kräftig unterstrichene Noten klar zum Bewußtsein gebracht.

Aber ehe jede Einzelheit festgelegt war, mußte unendlich viel experimentiert und probiert werden. Jeder Darsteller brachte gemäß seinem Naturell verschiedene Vorbedingungen zur Pantomime mit.

Schildkraut als Mann, der aus dem Chargenspiel herausgewachsen war, erschien in seinen Gebärden bunt, reich und naturalistisch, aber gewann Größe durch die Stärke seines Ausdruckes.

Moissi, der sich seit Jahren nach Betätigung in der Pantomime gesehnt hatte, empfand seine Rolle als Nureddin nicht reich genug. Er faßte das in seiner Art in den Satz zusammen: „Ich hatte gedacht, ihr würdet mir einen pantomimischen Hamlet schaffen.“ Er glaubte vielleicht an eine Rolle mit vielen Gesten, während ihm doch die Gesamthaltung zur großen Wirkung verhalf. Und so hat er denn tatsächlich allein durch sein Dasein die Figur jenes träumerischen Märchenprinzen geschaffen, als der er im orientalischen Kaufmannsgewand erscheint.

Bei Wegener war vom ersten Augenblick an die Stilisierung zur großen Geste vorhanden, bei ihm ergab sich die starke Wirkung schon beim ersten Auftreten.

Doktor Blümner, der den Aufseher des Basars spielte, fand durch die Musik den eigentlichen trippelnden Rhythmus und jene halb tanzartige, halb zappelige Bewegung des Körpers, die der Rolle für alle Zeiten anhaften blieb. Diese Figur war ihm vom ersten Anfang an als rein musikalisch stilisiert.

All diese heterogenen Elemente galt es zu verbinden. Ich kann eingestehen, daß ein einheitlicher Stil für die „Sumurûn“ nicht gefunden wurde, aber die Ahnung eines großen pantomimischen Spieles überkam uns doch. Etwa auf der fünfzigsten Probe meinte Reinhardt, jetzt müsse man mit der eigentlichen Arbeit anfangen; jetzt erst könne man sehen, daß das Bleibende die großen, gespannten Bewegungen seien und das ganz große, ins Groteske gesteigerte Mienenspiel. Und er selbst zeigte das, was er wollte, außerordentlich eindrucksvoll in einigen Szenen.

Bei diesem stetigen Suchen war es natürlich, daß wir immer neue Einzelzüge fanden. Da aber Reinhardt ein Mensch ist, dem es schwer wird, ein gutes Detail fallen zu lassen, so ergab das für die Niederschrift des Manuskriptes und für die Fixierung der Musik immer neue Abänderungen, immer neue Zusammenstöße.

Die vier letzten Bilder kosteten noch besondere Kämpfe. Der Dramaturg Kahane plädierte für einen fröhlichen, heiteren Ausgang. Mit viel Scharfsinn und Beredsamkeit setzte er auseinander, daß nach all den bunten, grotesken Ereignissen, nach dem Lebendigwerden des toten Buckligen unmöglich der grausame und blutige Ausgang geglaubt werden könne, den ich skizziert hatte.

Jede Nacht, wenn wir zu dritt vom Theater in die Wohnung Max Reinhardts

fuhren, um zu arbeiten, plädierte ich bereits im Automobil für meine Köpfe und Kahane nannte mich daraufhin einen Robespierre.

„Warum kann nicht der alte Scheich eine Bußfahrt auf dem Kamel nach Mekka machen, so daß die jungen Leute auch ohne Mord glücklich werden?“ meinte er halb ernsthaft, halb ironisch.

Aber Reinhardt schloß sich, weil die Zeit drängte, meinem ursprünglichen Plan an und verstärkte sogar noch die sinnlichen und düsteren Momente um ein beträchtliches.

Als ein interessantes psychologisches Moment will ich hier erzählen, daß ich auf der Generalprobe noch überredet werden sollte, die Mord- und Blutbilder fallen zu lassen und die „Sumurûn“ mit der Liebesszene Sumurûn-Nureddin (Wiesenthal-Moissi) zu schließen.

Desgleichen herrschte eine große Abneigung gegen jenes Bild vor der Mauer, an der in der Mitte des Stückes die ganzen Personen in einem Zuge vorüberkommen: der Scheich, der die Sklavin gekauft hat, die Herrin Sumurûn mit ihren Frauen, die in einem Korb sich Nureddin nachtragen läßt, jene Szene, die für mich einen dramatischen Kontrapunkt bedeutete, da in diesem Zuge vom Markte ins Haus des Scheichs die ganze dramatische Bewegung lebendig wird. Zweimal siegte die Meinung, dieses Szenchen fortzulassen.

Das muß den Leser nicht etwa wundernehmen. So etwas ist typisch für jeden Theaterbetrieb. Die intensive Arbeit und Nervenanstrengung läßt den stärksten Theatersinn im Laufe der Proben schwach werden, und zum Schluß entscheiden nicht mehr klare Anschauung und Verstand, sondern Instinkt und Zufall.

Dieses vielumstrittene Szenchen hatte am Abend nachher den stärksten Beifall.

Die erste Anregung zur Idee des Blumenwegs gewann Reinhardt selbst durch die Lektüre der Schriften Kellermanns über Japan. Er sah in dem Blumenweg ein Mittel, das Publikum in den engsten Kontakt zum Schauspieler zu setzen.

Von Anfang an war es klar, daß der Blumenweg in der japanischen Form für die europäische Bühne nicht zu gebrauchen sei, da er in Japan seit Jahrhunderten im Wesen des Theaters begründet liegt.

Während noch die Meinungen schwankten, machte der Dichter Max Dauthendey, der von seiner Asienfahrt noch voller Erinnerungen war, Reinhardt einen Besuch und schilderte ihm seine Eindrücke vom japanischen Theater.

Dieser Besuch Dauthendeys bei Reinhardt entschied die schwebende Sache zugunsten des Blumenwegs. Es mag wohl bei Reinhardt selbst ein abergläubisches Gefühl mitgespielt haben, daß gerade zu der Zeit, wo wir uns mit diesem Problem beschäftigten, jemand aus der Ferne kam und lebendig darüber sprach.

Nun lag es mir ob, darüber klar zu werden, bei welchen Gelegenheiten der Blumenweg zu verwenden sei. Das war eine sehr schwere Aufgabe; denn sowie diese Idee im Theater bekannt wurde, fühlte ein jeder Schauspieler für sich die dringende Notwendigkeit, einmal über den Blumenweg hin- und zurückzulaufen. Es war ja so verlockend, unmittelbar sich im Kostüm in greifbarer Nähe beim Publikum zu zeigen.

Mir hingegen war klar, daß dieses Mittel nur dann wirken könne, wenn es bei den stärksten Akzenten verwendet würde, und so legte ich dem Blumenweg eine symbolische Schicksalsbedeutung unter. Ich leitete die Pantomime damit ein, daß ich Nureddin auf dem Blumenweg durchs Publikum bis zur Mitte des Vorhanges schreiten ließ, wo er sein Märchen erzählt, und erfand zur Abrundung der Pantomime jenen Schluß, in dem der Bucklige mit der Gardine die blutige Szene verhüllt und mit den geretteten Liebenden und den Frauen Sumurûns über den Blumenweg hinaus ins Freie flüchtet.

Der Blumenweg bedeutete für mich das Hinausführen aus der theatralischen Wirklichkeit in eine phantastische Ferne, ins Dunkle, ins Ungewisse.

So kommt der düstere Scheich im ersten Bild mit seinen Eunuchen über den Blumenweg gerade in die Szene hineingeschritten, in der Sumurûn und der junge Kaufmann Nureddin die ersten Liebesblicke gewechselt haben.

Ich gedachte, den Blumenweg auch für eine Szene von besonders grotesker Kraft zu verwerten, aber gerade diese Szene mußte fallen, weil der betreffende Schauspieler sie nicht zu spielen vermochte. Ich will diese Szene hier kurz skizzieren: Der Sklavenhändler glaubt den Buckligen erschlagen zu haben. Er und sein blinder Sklave tragen den leblosen Buckligen aus dem Sklavenhofe hinüber zu der Schaubude des Buckligen im Basar, wie sie im ersten Bild gezeigt worden ist. Sie setzen den Buckligen vor sein Haus, geben ihm die Wasserpfeife in den Mund und entfliehen, nachdem sie gegen das Haus mit Steinen geworfen haben. Bei ihrer Annäherung haben sie nicht beachtet, daß sich die Wasserpfeife, die der Bucklige im Arm hat, in ein Seil verheddert hat. Dieses Seil gehört den Dieben, die in das Haus Nureddins einbrechen.

Als der Neger die Steinwürfe hört und zum Hause herausschaut, sieht er seinen Herrn, den er ermordet zu haben glaubt, vor dem Hause sitzen und die Pfeife rauchend. Er gerät in Entsetzen. In diesem Augenblick kommt das Seil der Diebe in Bewegung und die Wasserpfeife, die hineingeraten ist, fängt an, mit dem Arm des Toten sich zu bewegen, ja noch mehr, sie beginnt zu tanzen, und dieser mißverstandene Vorgang wirkt auf den Neger so phantastisch, daß er mit grotesken Sprüngen fürchterlichsten Entsetzens über den Blumenweg flüchtet.

Es galt, die Wirkungen, die von dem Scheintoten ausgehen, in eine märchenhafte Übertreibung hineinzusteigern. Aber der Darsteller des Negers hatte nicht genug Kraft und Elastizität in den Beinen, um das wirklich zum Ausdruck zu bringen. Als Paul Wegener diese Szene begriffen hatte, war er entrüstet, daß er nicht den Neger spielen sollte, sondern den „langweiligen Scheich", wie er sich ausdrückte. In einer kurzen Andeutung zeigte er uns, was er aus dieser Szene gemacht hätte, aber der Scheich war uns für das dramatische Geschehen wichtiger als der Neger.

Ich kann wohl mit Recht sagen, daß wir trotz der siebzig Proben unfertig in die Premiere hineingingen. Dazu kam die unvermeidliche Verwirrung, die in den letzten Tagen durch das Fertigwerden der Dekoration und der Kostüme hereinbrach. Aber gerade an solchen Tagen zeigten sich damals bei Reinhardt die eigenartigen Vorzüge seiner Organisation, die unter Vernachlässigung und oft brüsker Verletzung aller anderen Interessen nur dazu dient, die Premiere dieses großen Regisseurs glanzvoll herauszubringen.

Stern, dieser genialste und findigste aller lebenden Theatermaler, hatte mit außerordentlicher Farbenphantasie all die bunten Vorgänge verwirklicht.

Dworsky, der Maschinenmeister, und Hoffmann, der Oberbeleuchter, die ich beide zu allerersten Theaterkapazitäten rechne, arbeiteten mit der Hingabe, die sie befähigt, auch noch im Chaos von neunzig Theaterarbeitern alles mit Ruhe zu erledigen.

Dazu brachte die Premiere eine besondere Überraschung. Leopoldine Konstantin, die die Rolle der bösen Tänzerin spielte, entfaltete sich bei der Uraufführung als eine ganz große Pantomimikerin und errang vielleicht den größten Erfolg des Abends überhaupt. —

Noch in stärkerer Weise als beim gesprochenen Drama kommt bei der Pantomime der Unterschied zwischen schauspielerischen Werten auf der Probe und schauspielerischen Werten am Abend der Aufführung zum Ausdruck. Bei der Pantomime sind in noch stärkerer Weise als im Drama beim gesprochenen Wort für die Phantasie des Schauspielers alle Details der Umgebung und des Kostüms notwendig, um ihn ganz in seiner theatralischen Wirklichkeit aufgehen zu lassen.

Daraus ergibt sich die praktische Notwendigkeit, bei den Proben der Pantomime möglichst gleich im Anfang alle wirklichen Requisiten zur Stelle zu haben und möglichst bald mit Kostümen und Dekorationen zu arbeiten.

Sehr wichtig ist auch, meines Erachtens, daß der Schauspieler nur allgemeine Überblicke über die Bilder erhält, in denen er auftritt, und daß er alle Stellungen zunächst vom Regisseur angewiesen bekommt. Dann wird später die schauspielerische Phantasie den Proben Bereicherung bringen, während sie sonst leicht größere Verwirrung und Unruhe stiftet als beim Drama; denn das Wort bindet den Schauspieler und seine Phantasie immerhin soweit, daß er Bestimmtes nicht tun kann, während das stumme Spiel ihm unendlich viel Rechte verleiht.

Vor allem ist es notwendig, die Folge der Bewegungen bis ins kleinste festzulegen; denn sonst geht schon bei der zweiten Aufführung das ganze mühselige Gebäude in Stücke.

Darum wird auch die Pantomime immer an eine Truppe mit ihrer Tradition und ihrem Regisseur gebunden sein. Wenn heute jemand das große Regiebuch der „Sumurûn" zur Hand nimmt und alles darin ausführt, wie es geschildert ist, so wird er sein Ziel erreichen, aber doch eine ungeheuer mühselige Aufgabe auf sich nehmen, während ein Regisseur aus der Truppe mit Leichtigkeit aus dem räumlichen Bühnenempfinden heraus alles gestalten kann. —

Für den Stil der künstlerischen Pantomime gibt es meines Bedünkens zwei verschiedene Wege. Die eine Wegrichtung, die zur musikalischen Pantomime führt, besteht darin, großen Tänzerinnen phantastische Möglichkeiten zur Entfaltung von Leidenschaften und Gefühlen zu geben. Diese Pantomime müßte sich immer an den Rhythmus einer bestimmten Musik binden. Ja, ich möchte noch weiter gehen und sagen, der Schöpfer einer solchen Pantomime müßte aus dem Affektkreis eines großen Musikers heraus seine Vorgänge schaffen, so daß nachher phantastischer Vorgang, Tanz und musikalischer Eindruck sich zu einem Ganzen verschmölzen.

Der zweite Weg zur künstlerischen Pantomime besteht darin, dramatische Phantasien zu schaffen in jenem von mir vorhin angedeuteten Stoffgebiet, in dem die stumme Geste möglichst natürlich erscheint: im Traum, im Märchen oder in entfernt geschauten Bildern des Lebens.

Die Pantomime vermag wegen des stummen Spieles die Phantasie des Zuschauers aufs höchste zu erregen und kann ihn selbst in vielleicht höherem Grade zum Dichter umschaffen als das gesprochene Wort; denn das Wort ruft im andern Menschen bestimmte Vorstellungen und Rhythmen wach, während die stummen Bilder, Bewegungen und Leidenschaften der Pantomime im Zuschauer eine vom Wort freiere Vorstellungswelt auslösen.

Darum ist die naturalistische Pantomime etwas, was in unserer Zeit dem Kinematographen allein vorbehalten bleiben wird. Die stilisierte Pantomime der Bühne aber sollte prinzipiell mit anderen Mitteln aufgebaut werden, als das Kinodrama. Es genügen ein paar Stoffe, ein paar Farbenflecke und vor allen Dingen die ungeheuren Kräfte der Beleuchtung, die wir jetzt im Theater haben, um phantastische Welten von besonderer Schönheit zu schaffen.

Zu der dekorativen Lösung dieses Stils machte ich vor zwei Jahren gelegentlich der Pantomime „Rialon" einen Versuch.

Ich stellte die ganze Szenerie vor einen schwarzen Samtvorhang, der im ersten Bild das Dunkel einer Kapelle gibt, in der ein Sarg steht. Pierrot tritt als Marquis im Frack, Eskarpins und Spitzenjabot durch die Mitte auf, begleitet von zwei fackeltragenden Dienern in scharlachfarbenen Livreen.

Der tiefe Grund des schwarzen Samtes, das grünliche Mondlicht, die Fackeln, die roten Flecke und der dunkle Sarg gaben mehr als etwa eine gotische Kirchenarchitektur.

Das Spiel entwickelt sich dann so, daß der Marquis den Sarg aufschrauben läßt, sich neben der weißgekleideten Leiche seines jungen Weibes setzt und nun in der Erinnerung das ganze Drama seines Lebens schaut.

Die einzelnen Situationen gab ich, indem ich mit Stoffen überzogene spanische Wände vor den mitwirkenden schwarzen Samthintergrund stellte, so daß dieser links und oben stets in breiten Flächen sichtbar blieb. Die Wände waren auf bestimmte starke Farben abgestimmt und bestanden aus Stoffen, etwa aus gelber oder violetter Seide. Die Impression einer Montmartreschenke wurde dadurch erreicht, daß auf die Wandteile grelle, bunte Varietéplakate geklebt wurden. Die Möbel wurden möglichst sparsam verwendet. Den Hauptausschlag gab das Licht. Ich zog in die auf der Bühne stehenden Lampen elektrische Beleuchtungskörper von fünf- bis sechshundert Kerzen ein, während ich Rampenlicht ganz vermied.

Da der Bühnenraum, den ich benötigte, jedesmal nur zwischen zwölf bis fünfundzwanzig Quadratmeter maß, so konnte ich das Bild mit einer einzigen Lichteinheit zusammenfassen, und vermöge des schwarzen Samthintergrundes, der alle Ausstrahlungen in seinen Tiefen aufsog, hatte ich Wirkungen von besonders seltsamer, phantastischer Art.

Eine einzige andeutend gut gewählte Farbenfläche ist für eine Pantomime besser als irgendwelche naturalistische, holzgetäfelte Zimmerwand. Der pantomimische Vorgang muß für den Zuschauer etwas Unwirkliches und Traumhaftes bleiben, damit er niemals das peinliche Gefühl hat, vor taubstummen Schauspielern zu sitzen. Eine ähnlich andeutende Inszenierung halte ich auch für die Oper für besser als die bisher übliche Art der Dekoration, bei der man sehr oft das Gefühl nicht los wird: warum singen diese Menschen eigentlich?

Freilich, die Oper wird immer kraft ihrer Musik eine größere Lebensberechtigung haben als die Pantomime; denn diese ist, wie ich auch schon oben andeutete, allzusehr auf die primitiven dramatischen Formen beschränkt, allzusehr an das Schauspielermaterial, an Kostüme und Dekorationen gebunden. Etwa ein dauerndes pantomimisches Theater schaffen zu wollen, wäre eine Absurdität; denn ich möchte eine Wette eingehen, daß nach der Aufführung von acht Pantomimen jede Möglichkeit einer neuen Erfindung verbraucht ist, wie ja schon die neueren pantomimischen Aufführungen Reinhardts beweisen, daß sich die Einzelzüge in sehr vielem wiederholen.

Da sind die größeren Möglichkeiten für das naturalistische Spiel des Kinodramas vorhanden, das zudem mit Tricks und schnellem Szenenwechsel arbeiten kann und auch groteske, phantastische Dinge vorzubereiten vermag, wie sie in der an die Bühne gebundenen Pantomime nie zu erreichen sind.

Aber einen unbestreitbaren Wert hat die Pantomime. Sie ist ein außerordentliches Erziehungsmittel für Schauspieler, Regisseure und Dramatiker. Sie zeigt, welchen Reichtum an Gesten und Ausdrucksmöglichkeiten der Schauspieler besitzt. Sie nötigt den Regisseur, eine jede schauspielerische Nuance abzuwägen und zu überwachen, und zwingt den Dramatiker, einen jeden Augenblick in starken Bildformen zu denken.

Und dennoch dank' ich's dir!

Zwar hab' ich Schmerzen viel um dich gelitten,
In herben Kämpfen Wunden nur erstritten,
Und dennoch dank' ich's dir!
Schufst du auch meinem Leben manche Narbe,
Gabst du ihm doch die dunkelrote Farbe,
Wie sie allein des echten Weines Zier. —
Süß süße Düfte aus dem Becher quellen,
Es schlägt empor in liebedurst'gen Wellen.
Wird er noch lange sprühen, jäh erkalten?
Darf meine Hand ihn eine Weile halten?
Ich weiß es nicht.
Und dennoch dank' ich's dir!

Hans Friedrich

Der Seekadett. Skizze von E. v. Hersfeld



Wenn bloß die Seekadetten nicht an Bord wären; es ist eine Strafe des Himmels für irgendwelche mir unbekannte Leutnantssünden, daß gerade ich — ausgerechnet ich — zum ersten Offizier auf einem Seekadettenschulschiff werden mußte!" —

„Nein, diese entzückenden Seekadetten, und wie schneidig sie aussehen in der kurzen blauen Jacke mit dem goldenen Dolch! Was sie alles erlebt haben, und wie sie tanzen können. Seitdem das Seekadettenschulschiff hier liegt, ist unsere ganze Pension wie ausgewechselt. Sie sind aber auch zu reizend!" —

„Lieber Vater, an Bord gefällt es mir sehr gut, ich bin sogar schon zum Steuern der Dampfpinasse kommandiert und gehe Wache auf der Kommandobrücke. Wir haben furchtbar viel Dienst, aber wir Seekadetten können alles famos, was unser Seekadettenoffizier verlangt." —

Drei ganz verschiedene Auffassungen aus drei Briefen, deren Schreiber leicht zu erraten sind. Etwas Wahres wird wohl in allen drei Briefen liegen. —

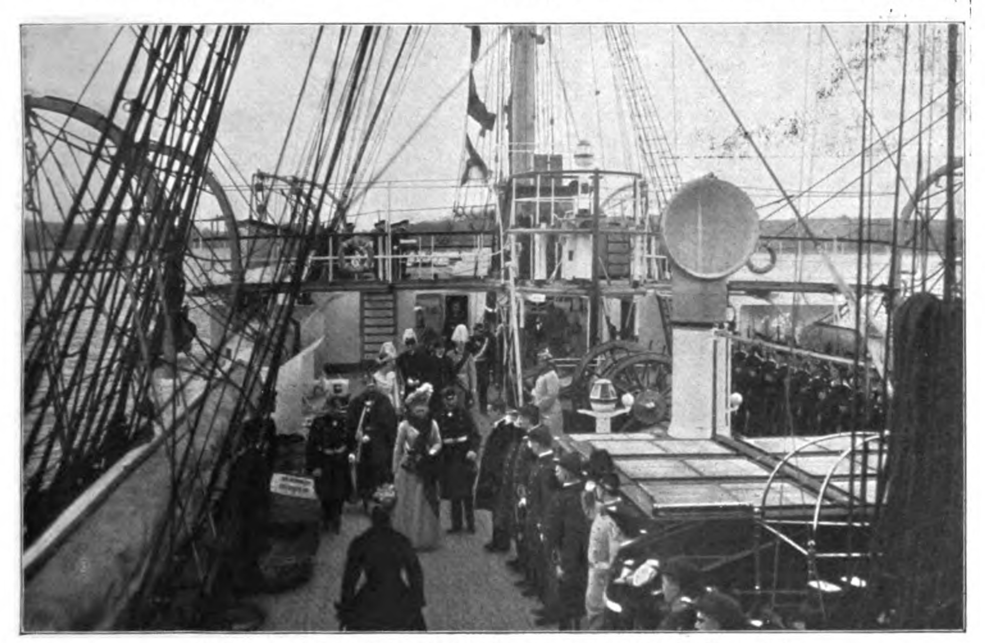
„Bootsmannsmaat der Wache! Pfeifen Sie die Seekadetten aufs Backbord-Achterdeck!" —

Ein kurzer Pfiff; unmittelbar anschließend tönt der Ruf über Deck und erklingt als Echo im Batterie- und Zwischendeck, „die Seekadetten backbord achtern!" —

Pfiff und Ruf des Bootsmannsmaaten gelten als Befehl, und in kürzester Zeit stehen die Seekadetten in zwei Reihen aufgebaut und ausgerichtet wie auf dem Exerzierplatz auf dem Achterdeck und werden dem Seekadettenoffizier zur Stelle gemeldet.

Der Seekadettenoffizier ist für sie die wichtigste Person an Bord; er selbst aber kommt sich dagegen wie eine Kinderpflegerin für Säuglinge vor. So selbstbewußt wie der „Herr" Seekadett an seinen Vater schreibt, so klein und hilfsbedürftig erscheint er in den Augen seines Seekadettenoffiziers.

„Ich möchte Sie jetzt zum letzten Male darauf aufmerksam machen, daß ein Kriegsschiff keine Kleinkinderbewahranstalt oder



Einstellung des Prinzen Adalbert auf dem Schulschiff „Charlotte"

eine Säuglingskrippe ist. Sie bilden sich ein, weil Sie das Abiturientenexamen gemacht haben, daß Sie etwas wüßten: Sie haben aber buchstäblich von nichts eine Ahnung. Der erste Offizier ist mit den Bootskadetten in jeder Beziehung unzufrieden; wenn das nächste Mal die Dampfpinasse wieder so jammervoll anlegt, daß die Scheuerleiste bricht, wird der betreffende Kadett einfach eingesperrt. Heute nachmittag ist Bootsdienst und Seemannschaft, im Anschluß hieran werde ich die Spinde revidieren; vor der Ronde sind mir die Logbücher vorzulegen."



Praktische Arbeiten an der Ankerlichtmaschine

Diese verhältnismäßig kurze, aber sehr inhaltsreiche Rede ist von dem Seekadettenoffizier unmittelbar vor der Hauptmahlzeit, das heißt kurz nach halb zwölf Uhr vormittags gehalten worden. Jeder Kenner von Marineverhältnissen weiß aus den wenigen Worten, daß ein recht bedrohliches Gewitter bereits über den Häuptern der Seekadetten sich zusammengezogen hat und daß es am laufenden Tage noch verschiedentlich einschlagen wird.

Trotzdem nichts vom Urlaub erwähnt worden ist, scheint dieser heute endgültig vom Programm zu verschwinden, das empfindet selbst der kühnste Middy, und manches kleine Mädchen drüben in der Pension an Land wird wohl mit ihren hübschen Augen umsonst nach den schneidigen Seekadetten aussehen. —

— — Spindrevision! Unerhört, dazu noch im Hafen; man ist doch schließlich ein alter ausgewachsener Mensch, der sein Spind wohl in Ordnung halten kann. Wenn obendrein noch an Land eine ganz gewöhnliche — ja sogar urgemeine — Spindrevision als Urlaubshindernis erkannt wird, dann ist Ehre und Reputation natürlich futsch. — Außerdem das Vorlegen der Logbücher! es ist wirklich himmelschreiend. Wie kleine Kinder wird man behandelt oder noch besser, wie Fürsorgezöglinge. Wir sind aber nicht solche, im Gegenteil, das Schiff kann froh sein, so anständige Kerls, wie uns an Bord zu haben. Das ist eine ganz blödsinnige Ausbildungsart. Schuld ist natürlich nur der Erste und auch der Alte. Der Seekadettenoffizier, sonst doch ganz verständig, läßt sich immer zuviel vom Ersten reinreden, er sollte lieber mal ordentlich streiken. —

Das ist heute der Grundton des Gesprächs in der Seekadettenmesse während der Mittagsmahlzeit, die mit merkwürdiger Eile eingenommen wird, denn die Spinde müssen noch vor dem um zwei Uhr beginnenden Bootsdienst aufgeklart werden, und an den Logbüchern ist auch seit letztem Sonntage, wo diese Bücher dem Kommandanten vorgelegen haben, nicht ein Wort geschrieben worden. Es sei hier eingeschaltet, daß das Logbuch ein dienstliches Tagebuch ist, in das auch private Anschauungen, interessante Beobachtungen, Beschreibung von Land und Leuten eingetragen werden müssen. Jeder Seekadett muß ein Logbuch führen.

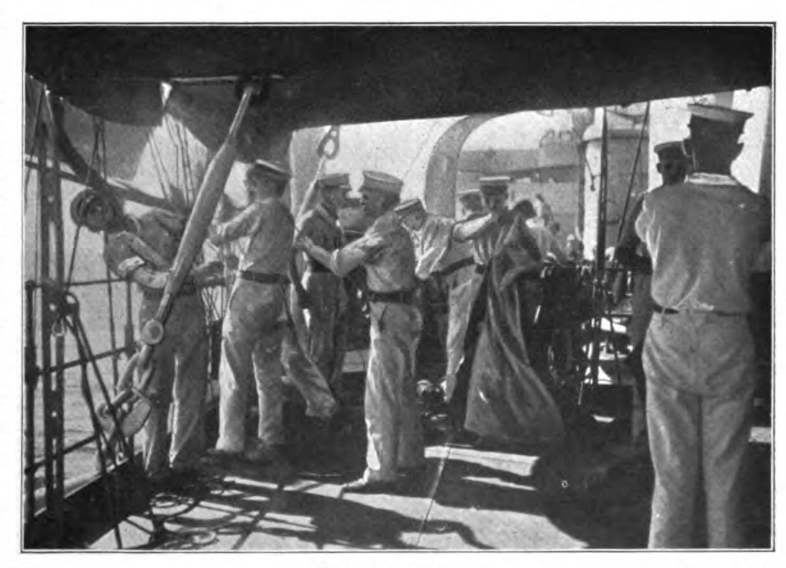
Der erste Offizier weiß schon lange und



Freizeit in der Messe

nimmt es auch als ganz selbstverständlich an, daß die Middies ihn nicht sonderlich lieben, sogar über ihn schimpfen — natürlich wenn's keiner hört; er ist vor etwa zwanzig Jahren ein ähnlicher Jüngling gewesen. Bei Tisch äußert er mit einer gewissen behaglichen Freude zum Seekadettenoffizier: „Ihre Kadetten haben endlich einmal wieder den nötigen Dampf; es war auch die höchste Zeit, daß die Jungens aufgemöbelt wurden. Nicht ein Tag in der letzten Woche ist vergangen, ohne daß mir gemeldet wurde, das Fallreep oder ein Boot sei zu reparieren; das ganze Schiff ruinieren mir diese Seehelden; dazu wie wild auf Land, als wenn drüben bei den kleinen Mädchen die ganze Seligkeit des siebenten Himmels läge. Es ist wirklich nötig, daß wir in See gehen, morgen kommen die Kohlen, und dann schnell raus aus diesem Capua." —

Die Lebensbedingungen an Bord sind so grundverschieden von denen an Land, daß gleich im ersten Dienstjahre die Erziehung mit aller Schärfe, aber ohne Schroffheit einsetzen muß. Wenn auf einem Flächenraum, der nicht so groß ist, wie ein preußischer Morgen, viele Hunderte, unter Umständen sogar über tausend Menschen beisammen leben und wenn diese Menschen nicht nur vegetieren, sondern alle in einem Sinne arbeiten und einmal kämpfen sollen, dann sind mustergültige Ordnung, die aus alter Seemannstradition herausgewachsen ist, und eiserne Disziplin einfach Lebensbedürfnis. Wer eine solche Ordnung und Disziplin dauernd als Last empfindet, der ist zum Beruf eines Seemanns nicht geeignet. Die Erziehung der Seekadetten muß daher dahin wirken, daß diese Grundbegriffe des Bordlebens vollkommen in den jungen Menschen übergehen, daß sie als etwas ganz Selbstverständliches von ihm angesehen werden. Sie gehören zum Seemann, wie die Kleidung zum Kulturmenschen gehört.



Sonnensegelsetzen

Man denke nur einmal, daß einem Studenten die Bude von seinem Professor revidiert würde oder daß er ein Tagebuch führen müßte, das alle Sonntage vorzulegen wäre. Selbst ein Fähnrich der Armee hat außerhalb seines Dienstes ganz *wesentlich* größere Freiheiten als ein Seekadett, der stets unter den Augen seiner Vorgesetzten und seiner zukünftigen Untergebenen arbeitet. — Gewiß gibt es auch Urlaub von Bord aus, aber das sind doch nur im Hafen wenige Stunden in der Woche, und vor Antritt eines solchen Urlaubs und nach Rückkehr wird der Urlauber gemustert, namentlich im Auslande, wo das Schiff stets ein Stück Deutschlands würdig repräsentieren soll.

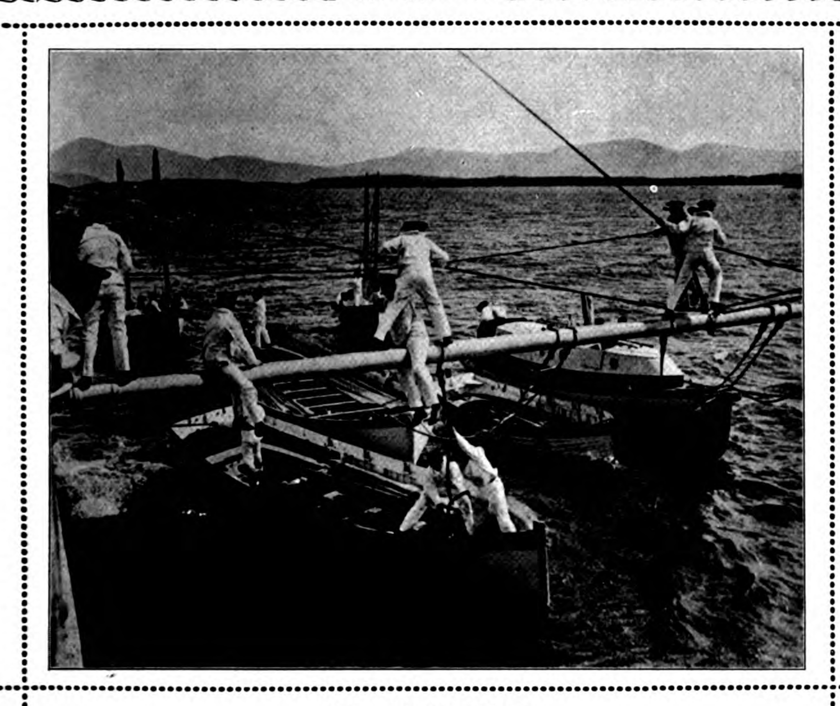
Kutter klar zum Fieren

Da man im Binnenlande vom Marinedienst nur ahnt, daß stramme Zucht und Ordnung gehalten wird, so ist man vielfach, namentlich früher der irrigen Ansicht gewesen, daß schwer zu erziehende Menschenkinder oder sonstige Taugenichtse zur Marine gehörten. Das berühmte Tauende im Verein mit der nervenberuhigenden Kost von Salzfleisch und Hartbrot sollten den Jungen bessern, und dann würde wohl bald ein brauchbarer „Schiffskapitän" aus ihm werden.

Für weit zurückliegende Zeiten und auch in diesem Falle nur für die Mannschaft hat diese Ansicht eine gewisse Berechtigung gehabt. Der Beruf des Seeoffiziers jedoch, dem die hohe Verantwortung für zahlreiche Menschenleben und für sein Schiff aufgebürdet wird, hat zu *allen* Zeiten stets einen besonders wertvollen Ersatz erfordert; schwache Charaktere müssen so schnell als möglich abgestoßen werden. Frische, fröhliche Menschen braucht unser Beruf, gesund an Leib und Seele, alt genug, um sich bereits eine *gute* wissenschaftliche Grundlage angeeignet zu haben, und doch wieder recht jung, daß sie wie junge Baumstämme sich noch biegen lassen, um sich hineinzufügen in die Eigentümlichkeiten des Seelebens. Als Seekadetten müssen sie hiermit schon so fest verwachsen, daß sie als Kommandanten im späteren Leben auf stolzer und einsamer Höhe, wie kleine Könige, mit starker Hand Schiff und Mannschaft — Millionenwerte und unersetzliche Menschenleben — zum Wohle des Vaterlandes führen können. Durch eiserne Zucht müssen sie zur Frucht reifen.*)

Das Verantwortungsgefühl wird in der Seekadettenzeit am besten durch den Bootsdienst herangebildet. Im Boot ist der Seekadett auf sich angewiesen; er ist selbständiger Führer des kleinsten „fahrbaren Untersatzes", wenige Menschen sind ihm anvertraut, und diese, meist Fischer und ältere gediente Mannschaften, ver-

*) „Durch Zucht zur Frucht" ist der Wappenspruch des ersten Großadmirals der Marine von Koester.



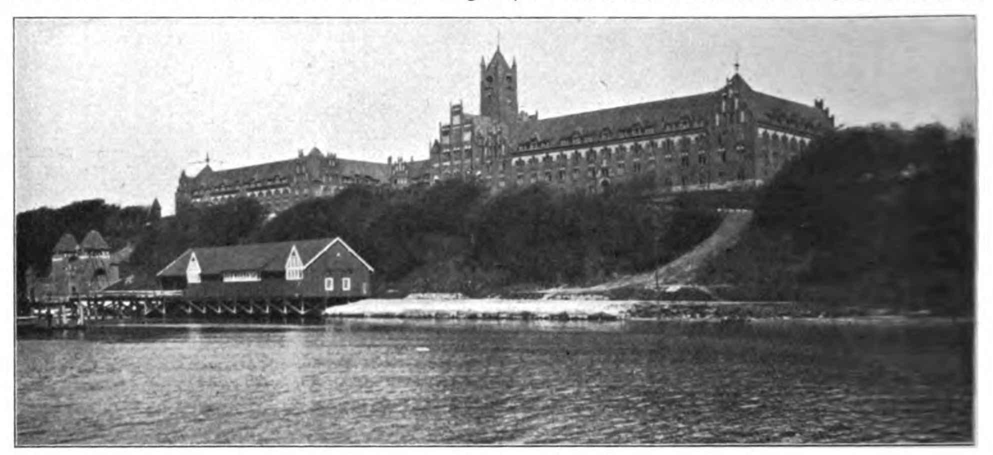
Klar zum Bootsdienst

stehen vom Bootsdienst in Wind und Wetter oft mehr als der Seekadett; trotzdem hat der jugendliche, gebildete Mann, der Seekadett, die Verantwortung. Natürlich sind ihm die Kunstgriffe und Regeln vorher durch seinen Offizier beigebracht. Er weiß theoretisch ein Boot zu führen, aber die Praxis läßt sich nur selbständig und allein durch Fahren erwerben. Stolz ist er auf seine kleine Jolle, die er auf Morgenwache als Kochboot führt, wo doch bloß Semmeln und Milch geholt werden, stolz auf die erste Fahrt in der Pinasse, wo er vielleicht bei regnerischer Hundewache Beurlaubte abholen darf. Dieser Stolz auf seine Verantwortung wirkt stärker als jeder Zwang, den der Seedienst mit sich bringt.

„Wenn nur das dämliche Anlegen am Fallreep nicht wäre. Jedesmal steht der erste Offizier dabei, er sagt nichts, aber er macht ein Gesicht — dann geht natürlich



Auf Marineschule beim Gewehrreinigen



Die Marineschule in Mürwik

etwas kaput," seufzt der junge Middy häufig nach solcher Fahrt. Es ist merkwürdig, daß der erste Offizier immer dort ist, wo etwas los ist oder auch nur los sein könnte. Er kennt seine Schäfchen genau, jedes Boot wird ihm an- und abgemeldet.

„Signalgast! Einen Kieker." Mit scharfem Auge verfolgt er ein Boot, wovon der führende Seekadett keine Ahnung hat. Stolz meldet der sich von der Bootsfahrt zurück, das Anlegen gelang diesmal famos, wie angenagelt stand das Boot am Fallreep, und nicht eine Schramme ist an den polierten Treppenstützen zu sehen; erhobenen Hauptes tritt er vor den gestrengen Ersten.

„Kennen Sie die Ausweichregeln?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän."

„Warum sind Sie dann dem Schleppzuge mit den Kohlenprähmen am Bug vorbei gelaufen?"

„Ich bin noch frei gekommen."

„Dann werde ich Ihnen eine alte Seemannsregel sagen. Man soll nicht bloß frei kommen, nicht bloß sehr gut frei kommen, sondern dem Gegenfahrer überhaupt niemals einen Zweifel aufkommen lassen. Machen Sie im Ernstfalle schneidige Manöver, aber lassen Sie die Finger davon, wenn es nur forsch sein soll." — — Wie ein begossener Pudel schleicht der Bootskadett in die Messe.

Beim Bootsdienst am Nachmittage werden die Seekadetten scharf herangenommen. An- und Ablegen wird mit Ruder-, Segel- und Dampfbooten geübt. Der Dienst ist interessant, aber immer sind beide Kadettenoffiziere und der gefürchtete Erste zugegen.



Besichtigung im Infanteriedienst

Zeitweilig erscheint sogar der Kommandant an Deck. Mit Glacéhandschuhen wird man dabei nicht angefaßt, im Gegenteil, es geht mit rechter Deutlichkeit dabei zu.

„Fassen Sie doch den Bootshaken nicht wie einen Federhalter an, dann können Sie sich natürlich nicht am Fallreep halten."

„Der zweite Kutter rudert, als wenn er Kuchenteig rührt."

„Sie sind hier nicht auf dem Wannsee, ordentlich hineingreifen in die Riemen, mehr Arbeit mit dem Körper und lang ins Kreuz."

„Eins — zwei —— Eins — zwei — tief runter die Köpfe, da ist keine Bouillon dahinter."

„Wenn Sie nicht zur See fahren können, fahren Sie doch als Droschkenkutscher."

„Riskieren Sie nur beim Segeln mehr die Fingernägel; Manicure können Sie wo anders treiben." —



Seekadett am Ruder

So und ähnlich lauten die ermunternden Zurufe, die, wenn eine besondere Dummheit passiert, noch etwas kräftiger werden.

Während der Ruhepausen wird über die Ausweichregeln und über die Lichterführung instruiert.

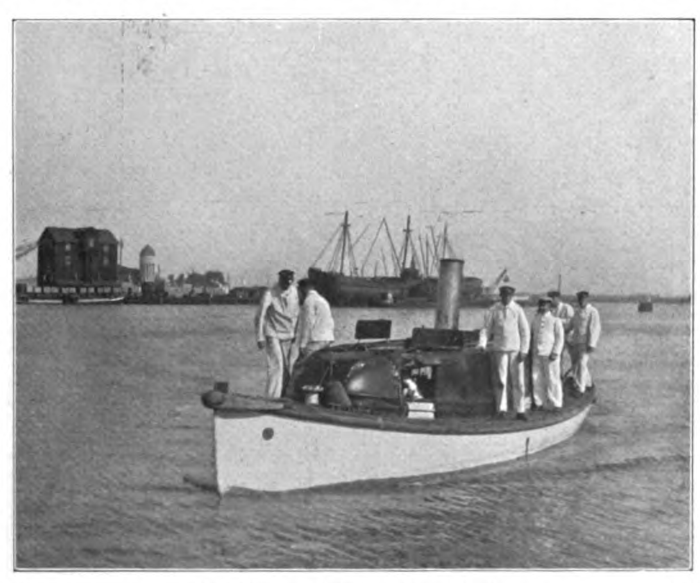
Die Stunden des Nachmittagsdienstes sind im Umsehen verflossen, die Seekadetten haben sich warm gearbeitet, und der Zorn von Mittag ist verflogen. Man schimpft nicht mehr über die Vorgesetzten, sondern der Bootsgenosse, der ein Anlegemanöver verfuscht, der einen Bootshaken über Bord geworfen, einen Riemen hat unterschneiden lassen, dem beim Segeln die Wendung versagte, wird gehörig aufgezogen.

„Ich finde, daß der Bootsdienst doch ganz gut ging, und wenn unsere Spinde in Ordnung sind, dann kommen wir auch noch an Land."

„Natürlich kommen wir an Land; die lumpige Spindmusterung schadet uns nichts, und wer nicht seine Sachen vernünftig nach dem Spindstauungsplan stauen kann, der kann auch an Bord bleiben."

„Hast du denn dein Logbuch fertig?"

„Never mind, ich habe in dieser Woche nicht eine Silbe geschrieben. Wir haben es doch erst Sonntag dem Alten vorlegen müssen; bis dahin haben wir also



Fahrübungen in der Dampfpinasse

alle geschrieben, und seitdem ist doch nichts passiert."

„Willst du nicht deine Erlebnisse mit der schwarzäugigen Schönen aus der Pension eintragen oder den Mahnbrief von deinem alten Herren abschreiben. Jedenfalls die Ansichtskarte, die du heute bekommen hast, mußt du einkleben, das rettet das Ganze." Die Sonne des Humors bricht wieder durch, der Zwang ist vergessen.



Vor der Musterung

Der Älteste der Seekadetten mahnt energisch vor den Spinden anzutreten. Primus inter pares bei fünfzig Seekadetten ist kein ganz leichter Stand.

„Die Seekadetten vor ihren Spinden zur Stelle!" meldet der geplagte Älteste dem Seekadettenoffizier: die Musterung beginnt.

Gestaut sind die Spinde tadellos, und manche Mutter würde ihrem Sprößling, der als Seekadett stolz umherschwimmt, diese Ordnungsliebe nicht zutrauen. Der Seekadettenoffizier kennt aber seine Pappenheimer. Die äußerliche Ordnung der sauber übereinander gepreßten Wäsche, die glattgelegten blauen Tuch- und Arbeitsanzüge und das ausgerichtete geputzte Schuhzeug im untersten Fach imponieren ihm schon lange nicht mehr. Er geht wie immer aufs Ganze, und eine Stichprobe genügt ihm nicht.

„Zeigen Sie mir Ihre Strümpfe! — Wo sind die Namenläppchen? — Wieviel sind noch bei der Waschfrau? Wie groß war Ihre Wäscherechnung im letzten Monat?"

„Warum haben Sie einen unvorschriftsmäßigen Schlips?"

„Nehmen Sie einmal Ihre Tuchjacke auseinander."

„Packen Sie Ihre sämtlichen Stiefel aus, vor allem die Zivilstiefel, die Sie an Land zu tragen pflegen."

„Von Ihnen wünsche ich das Nähzeug, die Handtücher und das Putzzeug zu sehen."

In die dunkelsten Ecken des Spindes wird mit der Kabellampe hineingeleuchtet, sogar nach Staub auf den Spinden vergeblich gesucht.

Scheinbar ist alles in Ordnung; der Kadettenoffizier verzieht keine Miene; ob's wohl noch Urlaub gibt?

„Wenn die Spindmusterung vorbei ist, läßt der erste Offizier den Herrn Kapitänleutnant bitten!" meldet der Läufer des Ersten. — Das Urlaubsbarometer scheint wieder zu fallen. Das Gewissen der Nächststehenden, welche diese Botschaft gehört haben, wird im Geiste revidiert. Eine dunkle Stelle hat grundsätzlich jeder Untergebene, wenn er zu seinem Vorgesetzten gerufen wird. Auch dem Kadettenoffizier scheint ein langes Zögern peinlich oder unnütz. Er sieht nach der Uhr und kürzt die Musterung ganz wesentlich ab. — —

„Die Spinde der Seekadetten sind gemustert und waren in Ordnung bis auf einige Kleinigkeiten —."

„Was hatten Sie jetzt noch mit den Kadetten vor?"



Einschiffung in Mürwik

schließend gleich auslaufen, so geben Sie allen Kadetten Urlaub bis elf Uhr; Logbücher können in See geschrieben werden; die kleinen Mädchen wollen doch noch einen Abschiedsgruß."

Wieder werden die Seekadetten aufs Achterdeck gepfiffen, wieder erscheint der Seekadettenoffizier. Das schlechte Gewissen schlägt energisch, sollte etwa eine Weinrechnung zu hoch sein, oder sind die Bulleyes der Messe nicht geputzt? Los ist sicher etwas —

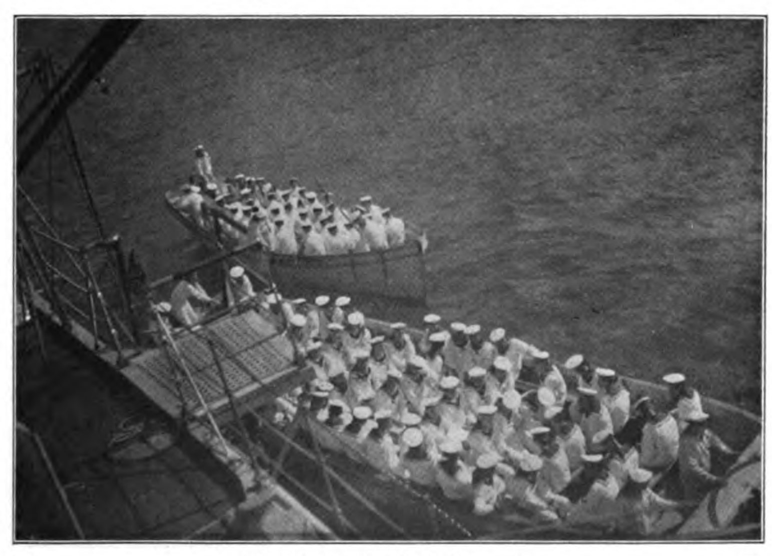
„Eigentlich möchte ich ihnen Zeit geben, ihre Logbücher zu schreiben, weil ich diese heute abend durchsehen wollte."

„Und morgen?"

„Morgen wollte der Navigationsoffizier mit den Kadetten an Land observieren."

„Das Observieren ist in einem stillen Exerzierhafen besser als hier, wo die Middies durch den Sextanten bloß nach den kleinen Mädchen schielen: wir waren ja auch jung. — Das Schiff nimmt morgen früh um sechs Uhr kriegsmäßig Kohlen, ich will den Schulschiffrekordbrechen und brauche deshalb alle Leute, Seekadetten und Divisionsoffiziere. Einen Kohlenprahm und die dazugehörigen Wippen sollen die Kadetten bedienen, damit sie lernen, wie das Geschäft geht. — Da wir an-

„Die Logbücher sind heute nicht vorzulegen. Die Seekadetten haben Urlaub, auch die Wache. — Das Beurlaubtenboot setzt in zwanzig Minuten ab. Morgen früh um sechs Uhr werden wir beim Kohlen einen Prahm übernehmen, dann zeigen Sie, was Sie leisten. Der erste Offizier verlangt einen Rekord, also nicht bummeln an Land. Gleich nach dem Kohlen geht es in See." — Die Gesichter strahlen. An Land! Alle, sogar die Wache. Der



Die Beurlaubtenboote setzen ab



Sonntagsruhe in See

Name des Schiffes, vom Bootssteurer gerufen, über das Wasser, um die letzten Nachzügler zur Eile anzuspornen. In der Ferne schimmern deutlich die Lichter des Schulkreuzers. Oben im Top sind die roten und weißen Signallaternen angestellt; sobald sie verlöschen, heißt es für die Boote „Zeit zum Absetzen", damit niemand sich auf eine unzuverlässige Taschenuhr bei verspäteter Rückkehr berufen kann.

Erste ist doch ein riesig anständiger Kerl, dafür wollen wir ihm aber auch morgen seine Kohlen reinschmeißen, auf uns kann er sich verlassen.

Der Urlaub vergeht im Fluge. Schon liegen die Beurlaubtenboote zum Abholen bereit an der Landungsbrücke. — Merkwürdig, daß auf Urlaub die Abendstunden so reißend schnell verfliegen, während die vier Stunden einer Abendwache niemals ein Ende nehmen wollen. Laut hallt der

„Klar bei Riemen — ab — Riemen bei — Ruder an!"

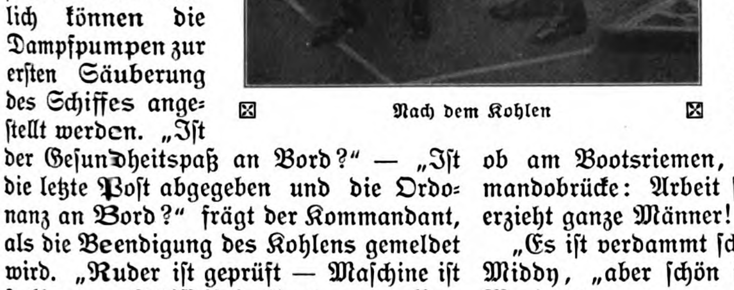
Ein Winken herüber und hinüber, man kann trotz der Dunkelheit die hellen Sommerkleider der lieben Freundinnen an Land noch eine Zeitlang erkennen. Morgen geht es Anker auf und in See. Ob man sich wohl noch einmal im Leben wieder sieht? Meist nein. Nur die Ansichtspostkarte übermittelt vielleicht bei Gelegenheit mal einen Gruß.

„Die Beurlaubten antreten zur Musterung." Schon wieder, denkt mancher im stillen, man kommt aus den Musterungen in der Marine nicht mehr heraus, aber Ordnung muß sein. — Keiner fehlt. In der Messe darf kein Licht mehr brennen, sonst könnte man vielleicht noch etwas klöhnen, aber seit neun Uhr ist „Ruhe im Schiff". Es ist auch gesünder, sofort in die Hängematte zu kriechen, der morgende Tag fängt früh mit dem Kohlenfest an, und dann kommt ein



Eine Pause während des Dienstes

Seeturnen, diesmal mit praktischem Maschinendienst. Mit jugendlicher Kraft wird bei Sonnenaufgang mit der Mannschaft um die Wette gearbeitet; schwarz wie die Hölle ist das Geschäft, geschuftet muß werden, daß der Schweiß in Strömen fließt. Der Kadettenoffizier leitet den Kohlenprahm persönlich; der Erste ist wie stets überall. Endlich können die Dampfpumpen zur ersten Säuberung des Schiffes angestellt werden. „Ist der Gesundheitspaß an Bord?" — „Ist die letzte Post abgegeben und die Ordonanz an Bord?" frägt der Kommandant, als die Beendigung des Kohlens gemeldet wird. „Ruder ist geprüft — Maschine ist seeklar" — Schiff ist seeklar" — — „Nun denn man los; aufpfeifen zum Ankerlichten" — —

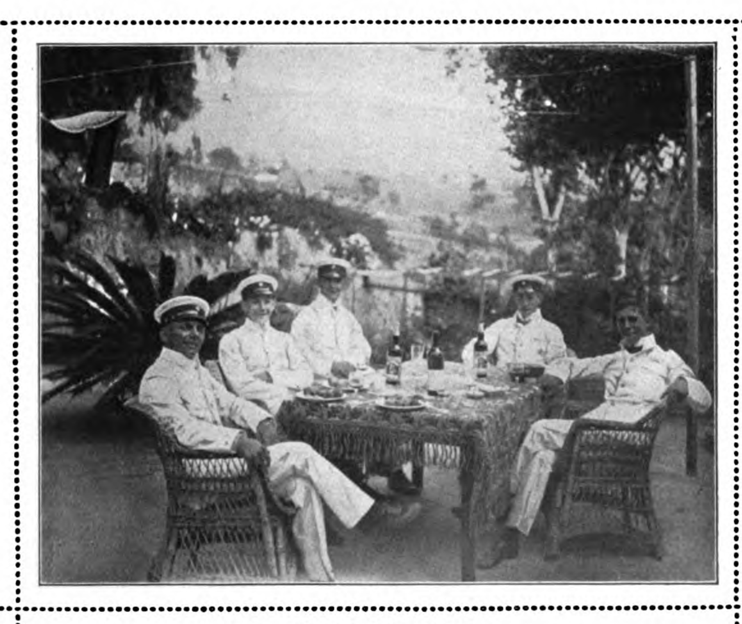




Nach dem Kohlen

„Die Seekadetten sind doch während dieser Fahrt in der Maschine und vor dem Feuer?" — „Zu Befehl, Herr Kapitän, die eine Hälfte ist bereits vor den Kesseln." Heizen? — Ja natürlich heizen, sogar in den Tropen, volle sechs Wochen heizen müssen die Seekadetten. — Wenn das die kleinen Mädchen an Land wüßten. Ob vor den Feuern, ob in der Maschine, ob am Bootsriemen, ob auf der Kommandobrücke: Arbeit schändet nicht, Arerzieht ganze Männer!

„Es ist verdammt schwer," schreibt der Middy, „aber schön ist es doch bei der Marine."



Der Seekadett im Auslande



Jürgens Mütter

Novelle von Adelheid Weber





An Lili Dörstlinger war wieder ein neues Talent entdeckt worden. Das geschah oft und hatte sonst nicht viel zu besagen; denn sie steckte voll von Begabungen für alle gefälligen Künste und hatte ein vielgepriesenes Geschick, alles was sie angriff, originell und hübsch zu gestalten. Aber sie machte nicht viel daraus; denn sie scheute durchaus den Ernst, den die Ausbildung zu jeder wirklichen Kunst fordert, und aus allen ihren vielen Talentchen wurde darum niemals ein wirkliches Talent; sie blieben immer in den Ansätzen stecken.

Aber diesmal glaubte Lili an den Ernst ihrer Begabung und war voller Eifer, sie auszubilden. Denn Hermine Winter selbst hatte sie zufällig geigen hören und hatte gesagt, ein so fester und großer Strich sei ihr bei einem blutigen Dilettanten und Nichtskönner noch nicht vorgekommen, und sie wolle Lili unterrichten. Und Hermine Winter war das Orakel und der halb gefürchtete, halb angebetete Gegenstand der Schwärmerei aller Backfische des Kreises, dem sie durch Verwandtschaft und Familienfreundschaft angehörte. Sie war an zehn Jahre älter als Lili und ihre Freundinnen und war ein großes, schönes Mädchen mit klassisch streng geschnittenen Gesichtszügen und einer prachtvoll gewachsenen Gestalt. Sie hatte nichts von „süßer Mädchenhaftigkeit", sondern gab sich fest, sicher, zuverlässig, ein wenig gewalttätig und geradezu, mit einem herzhaften, gesunden Humor — wie ein „ganzer Kerl". So sagten die jungen Mädchen und kamen sich heimlich heldenhaft vor, wenn sie sie mit solchem Worte bezeichneten; denn sie hatten einen ungeheuren Respekt vor ihr. Schon daß sie Geigenstunden gab, obwohl ihr Vater ein sehr vermögender Mann war, stempelte sie zu einer imponierenden Ausnahme unter den reichen jungen Mädchen ihres Kreises. Ebenso, daß sie alle Anträge mit der Begründung zurückwies, sie könne niemand lieben als ihre Geige. Dabei gab sie sich den jungen Männern gegenüber, die sie — etwas von weitem — anbeteten, einfach kameradschaftlich, ohne einen von ihnen sichtlich zu bevorzugen. Sie sah aus und wirkte wie ein Tatmensch und hatte trotz ihrer dunkeln Schönheit gar nichts von dem, was junge Mädchen als dämonisch zu bezeichnen pflegen. Wenigstens solange sie mit ihnen sprach oder scherzte. Aber dann spielte sie. Und es war, als ob die Sommernacht eine Stimme bekommen hätte und die Sehnsucht der ganzen Welt aus ihrer Geige herausschrie und schluchzte und jauchzte, und alle süße Zärtlichkeit aller Menschenherzen köstliche Verheißungen in die kleinen Mädchenohren flüsterte. Die jungen Mädchen sagten, der wunderschöne Dämon säße in ihrer Geige, und sie selbst wüßte gar nichts von ihm — und sie liefen ihr nach und warteten mit neugierigem Schauder, ob er die Ernste, Maßvolle, Sichere nicht einmal in Person ergreifen und mit sich fortreißen werde.

Was sie dann wohl tun werde?

Vorderhand gab sie einer von ihnen, eben der kleinen Lili Dörstlinger, Geigenstunde, und, ob nun „der Dämon" vielleicht doch in Hermine selbst steckte oder nicht, jedenfalls tat ihre Schülerin, was sie noch nie in ihrem Leben getan hatte: sie arbeitete sehr ernstlich für sie. Denn sie wußte nur zu gut, in allem, was Kunst hieß, verstand Hermine keinen Spaß, und sie fürchtete nichts in der Welt so, als daß Hermine mit verächtlichem Ton „Talentverwüsterei" von ihrem Geigen sagen könnte, wie sie es von ihrem Pfuschen in Farben und Ton gesagt hatte, oder ihr gar, wie sie es Robert Heusner getan, Bogen und Geige aus der Hand nehmen und in den Kasten legen werde, weil sie nicht wert sei, sie zu führen. Robert Heusner, sonst ein noch ärgerer Leichtfuß als Lili, war seitdem sehr fleißig geworden und nun, wie Hermine selbst sagte, ihr bester Schüler. Das spornte Lili noch mehr; denn Robert Heusner war ihre erste und dauerhafteste

Liebe. Sie kannte ihn von ihrer frühesten Kindheit an; er stand im Alter zwischen ihr und Hermine, die drei Familien waren unter den ersten Ansiedlern der Villenkolonie gewesen und wohnten unweit voneinander; die Gärten von Winters und Heusners stießen zusammen und streckten sich zu dem damals noch sehr schönen Harthafen hinunter, dessen sanft abfallende, mit Kiefern bestandene Ufer, die im Vorfrühling durch die weichsten und sanftesten braunen, grauen und grünen Farbentöne das Auge entzückten, noch durch keine modernen Gartenkünste verzierlicht worden waren. Das Dörstlingersche Besitztum, viel kleiner, lag in der damals noch fast unbebauten Wangenheim-Straße; sein Garten war zwischen die alten Kiefern eingesprengt wie eine lachende Oase. Immer schwebte über ihm der zarte Duft der kleinen Heideblumen, die auf den Ödländereien ringsum blühten. Wenn die Sonne warm schien, wurde er aber ganz verschlungen von dem starken Atem der Kiefern, der der kleinen Lili zu Kopf stieg wie junger Wein. Sie löste dann wohl ihr langes, goldgelbes Haar aus den Banden des Zopfes, flocht einen Kranz von goldgelben Ringelblumen hinein und spielte mit ihrem kleinen Bruder, der gar keine eigene Phantasie hatte, aber ihr wie ihr Leibeigener folgte, Elfenkönigin oder Märchenprinzessin, und ihre sanfte Mutter sah ihr mit verzückten Augen zu. Das merkte Lili sehr wohl, und ihr Selbstgefühl wäre gewiß noch üppiger ins Kraut geschossen, hätte nicht Robert Heusners Verhalten gegen ihre Reize ihm einen Dämpfer aufgesetzt. Denn Robert Heusner, der schon als Student in Lilis Augen der schönste Mann der Welt war, wie Hermine das schönste Mädchen, sah über Lili hinweg, als wäre sie gar nicht vorhanden, und hing mit seinen Augen nur an Hermine, die ihrerseits damals kaum, wenn er mit ihr sprach, an ihn dachte. Er aber lernte wahrscheinlich nur geigen, um mit ihr in nähere Berührung zu kommen; denn eigentlich war er Klavierspieler und hatte es auf diesem Instrument schon zu so großer Fertigkeit gebracht, wie sich mit seiner ungleichmäßigen und leichten Art zu leben und zu arbeiten vertrug. Nun aber geigte er mit großem Eifer und ließ deshalb sogar die lustige und lockere Gesellschaft fahren, in der er sich sonst nur zu oft und zu sehr behagte. Vielleicht wurzelte seine Liebe zu Hermine in der halbbewußten Empfindung, daß sie seinem schwankenden Leben den Halt gebe, und es war im Grunde sein eigenes, besseres Teil, an das er sich in dieser Liebe klammerte.

Hermine aber war in ihren Gedanken viel älter als er und hatte nur Musik in ihrem schönen, kleinen, schwarzen Kopf.

Lili, die ein Talent hatte, das Komische in tragischen Situationen zu erkennen, auch wenn sie selbst darin steckte, lachte manchmal in sich hinein, wenn ihr einfiel, daß sie drei die Heinesche „alte Geschichte" mit vertauschten Rollen spielten und ihr Leben eine kleine Prozession war, in der eins hinter dem andern herging, Hermine voran, hinter ihr Robert und hinter Robert Lili, und jeder nur sah, was vor ihm war, so daß Lili trotz ihrer grünen Jugend die einzige eigentlich Wissende war. Und es war gewiß ein Zeichen von nicht schlechter Artung, daß sie ihre glückliche Rivalin Hermine nur um so mehr vergötterte, je tiefer Hermine sie selbst in den Schatten stellte, und daß sie sich ihren eigenen Wert dadurch zu beweisen trachtete, daß sie sich des Lobes von Hermine würdig zu machen suchte. Freilich wurde ihr diese Tugendhaftigkeit durch Herminens Gleichgültigkeit gegen Robert wesentlich erleichtert.

Sie übte also mit ungewohnter Ausdauer und war selig, wenn Hermine sie dafür lobte. Das tat Hermine freilich nicht mit vielen oder schmeichelhaften Worten; aber wenn sie sagte: „brav" oder: „läßt sich hören" — immer mit dem Punkt dahinter — denn so redete sie — so war die kleine Lili schon in der Vorhalle des Himmels. Allmählich gewann ihr die Arbeit, wie es jede erfolgreiche Tätigkeit und besonders die an einem Talent zu tun pflegt, auch an sich Freude ab, aber eigentlich blieb doch das „brav" mit dem Punkt dahinter die Hauptsache, für die sie ihre flatterhafte Natur kasteite. Sie war so schon in verhältnismäßig kurzer Zeit bei den Klassikern angelangt und geigte ein leichteres Beethovensches Adagio gar nicht übel herunter, während freilich der Mozart, mit Hermine zu reden, es für sie noch „zu dick hinter den Ohren hatte". Aber ihr Ehrgeiz ging weiter.

Hermine hatte sich damals ein Trio eingerichtet, in dem sie die Geige, Robert Heusner, der noch immer ihr Schüler war, obgleich er jetzt als juristischer Beirat in die Bank seines Vaters eingetreten war, das Klavier und ein alter, musikalischer Oberst a. D. das Violoncell spielte. „Mit unbedingtem Ausschluß der Öffentlichkeit," antwortete Hermine auf jeden Versuch Neugieriger, in ihre musikalische Dreieinigkeit zuhörend einzudringen. Um so mehr brannte Lili darauf, als einzige Ausnahme von dieser Regel zugelassen zu werden, und sie machte sich selbst keineswegs klar, ob ihr Ehrgeiz sich auf die Musik oder auf Hermine, oder am Ende auf Robert Heusner richtete.

Und an einem Märzmorgen geschah, was im Leben der drei Menschen Epoche machen sollte.

Lili sollte Geigenstunde haben, hatte aber noch eine Viertelstunde Zeit und wollte sie am See zubringen. Es war trotz der frühen Jahreszeit schon sehr warm. Im Dörstlingerschen Garten blühten die gelben Ziersträucher, und die Mandelbäumchen hatten rosige Knospen. Der kupferfarbige Prunus trug schon ein paar weiße Blüten; auf der Anhöhe am Zaun standen Krokus und Aurikeln in Gold, Blau und Braun, grüner Hauch lag über den Zweigen. Die Vögel sangen noch nicht, aber es war ein Klingen und Schwirren in der Luft, wie von tausend sich leise stimmenden Kehlchen. Dazu schetterten die Stare, und in die Spatzen war eine fröhlich lärmende Unruhe gefahren. Als Lili zum See kam, ließen die Goldweiden ihre feinen Zweige mit den noch zusammengerollten Blättchen wie goldene Schnüre gegen den lichtblauen Himmel herabhängen; der Ahorn stand in grünem Gold, und die Kastanien hatten von Harz glänzende, große, purpurne Blattknospen. Von den besonnten Kiefern, die am jenseitigen Ufer sanft in die Höhe stiegen, kam zum erstenmal in diesem Jahr jener berauschende Duft, der das junge Blut immer ein wenig toll machte.

Lili nahm den Hut ab, als hindere er sie, und lief mit ihrer Geige über die Brücke zurück nach dem Winterschen Hause. Das lag wie verzaubert hinter den großen, schweigenden, schwarzen Tannen. Aber die Fenster nach dem Garten mußten offen sein; es drang Geigenklang zu Lili herüber. Sie klinkte das Gartenpförtchen auf, lief um das Haus herum und die Stufen zur großen Veranda hinauf, nach der sich das Musikzimmer öffnete. Da stand sie und lugte vorsichtig, von der Seite her, durch die halboffene Tür.

Nein, es war nicht Robert Heusner, der da geigte. Er stand mit dem Rücken gegen die Tür, aber so, daß Lili sein scharf geschnittenes, dunkles Profil sehen konnte, und schaute unverwandt und reglos auf Hermine. Sie stand am Flügel, das Gesicht Lili voll zugewandt, und geigte. Sie hatte Robert wohl eine Passage vorspielen wollen, und die Musik hatte sie dann weiter fortgerissen. Ihr Spiel war lauter Nachtigallenschluchzen, und ihr Gesicht war jung und sehnsüchtig und sonnenwarm wie die Knospen der Kastanien und der Duft der Kiefern.

Und Robert Heusner neigte ihr den Kopf entgegen, als wolle er sie mit seinen Blicken wie an goldenen Schnüren zu sich ziehen.

Lili stand da, überwältigt von nie gefühltem Empfinden. Ein Ruck ging durch ihre Glieder, eine Flamme lief über ihr Herz.

Sie stieß gegen einen Stuhl auf der Veranda.

Hermine sollte nicht weiter spielen, sollte ihm nicht das Herz aus der Brust geigen — weiter dachte sie nicht.

Das Spiel brach auch gleich ab. Der Zauber löste sich. Robert richtete sich rasch in die Höhe und sah sich um, Hermine, die Geige noch in der Hand, machte einen Schritt auf Lili zu, die nun unter die Tür trat.

Sie sagte: „Ah, du bist's, Kleine. Du kommst zur Stunde. Adieu, Robert. Morgen um fünf. Pünktlich."

Sie war nun wieder die alte, die hinter jeden Satz den Punkt machte.

Robert hatte sich nicht so rasch wieder in der Gewalt; er machte schweigend erst Hermine, dann Lili eine Verbeugung, die in Anbetracht seiner sonstigen Gewandtheit ungeschickt zu nennen war. In seinen Augen waren noch lauter goldene Sonnenpünktchen; sie sahen noch aus wie geblendet, verwirrt, voll von Licht, das sie nicht fassen konnten. Er ging dicht neben Lili vorbei und sah sie nicht.

Da war es Lili, als ginge von den beiden der Kiefernduft aus, der sie toll machte.

Sie spielte nun Tonleitern und Solfeggien wie aus dem Traum heraus, ohne deutliches Bewußtsein, aber mit der mechanischen Sicherheit des Schlafwandlers. Als sie aber zu ihrem Beethovenschen Adagio kam, kehrte ihr die Empfindung der Gegenwart zurück, wie ein stachelnder Schmerz, der sie zur höchsten Kraftleistung spornte.

Als sie nach dem letzten Ton den Bogen sinken ließ, nahm Hermine sie bei beiden Ohren und küßte sie herzhaft auf den Mund.

„Bist ein Kerl, Kleine," sagte sie.

Lili trat ein wenig zurück.

Sie mußte sich zwingen, Hermine nicht zurückzustoßen. Und in aller ihrer leidenschaftlichen Erregung war ein schreckhaftes Staunen über die Veränderung ihres Empfindens. Aber auch ein dumpfer Wille, der sie auf ein bestimmtes Ziel zustieß.

„Hab' ich gut gespielt?" fragte sie.

Hermine sah sie erstaunt an.

„Frag' nicht so dumm," antwortete sie.

„Darf ich mir nun etwas wünschen?"

„Wünsch' zu."

„Darf ich — manchmal — morgen — deinem Trio zuhören?"

Hermine schwieg. Sie sah Lili an, erstaunt, unschlüssig. Dann ging ein lieber Zug über ihr Gesicht. Sie nahm Lili wieder bei den Ohren.

„Bist musiksüchtig, Kleines?"

Lili wurde rot. Aber sie nickte.

„Komm," sagte Hermine. „Morgen um fünf. Adieu, Kind."

Diese Nacht schlief die kleine Lili Dörstlinger sehr wenig, und am Tage ging sie umher wie im Traum. Manchmal trat sie vor den Spiegel und sah wie erstaunt ihr Bild an, das mit der bösen Falte zwischen den glitzernden Augen so ganz anders aussah als das lachende Kindergesicht, das ihr sonst entgegenschaute.

Aber sie gefiel sich; sie fand sich bedeutend, „dämonisch" geworden, und ihr Kindskopf machte sich eine Rolle zurecht, an die er im Grunde selber nicht recht glaubte und die eigentlich ein Spiel war, wie hundert andere Spiele, die die kleine Lili in ihrem kurzen Leben schon begonnen und wieder weggeworfen hatte, wenn ihr die Laune dazu vergangen war. Aber jetzt war sie da und hatte das Gepräge heißer Leidenschaft.

Sie stand nun vor dem Spiegel, probierte Haartrachten und wählte unter ihren Kleidern. Am liebsten hätte sie sich einen Kranz von goldsternigen Aurikeln auf den Kopf gesetzt; der hätte zu ihren gelben Haaren und ihrem süßen Kindergesicht am besten gestanden. Doch wenn sie sich vorstellte, wie verwundert Herminens große, graue Augen auf solchem phantastischen Schmuck ruhen würden, wurde ihr heiß. Aber ein Goldband konnte sie sich kranzartig um den Kopf winden; das stach kaum von ihrem Haar ab und umrahmte das Gesicht doch sehr schön.

So blieb es denn beim Goldband und einem lichtgrünen Kleide, und Lili war mit sich zufrieden, als ihr Bild ihr aus dem Spiegel wie eine Frühlingsblume entgegenlächelte.

Sie traf mit Willen erst in letzter Minute in Villa Winter ein. Sie dachte es sich wirkungsvoll, wenn alle auf einmal sie so hübsch sähen.

Aber sie hatte sich verrechnet. Die Geigenden stimmten schon ihre Instrumente, Robert tippte das A, und alle hatten für nichts mehr Sinn wie für das Trio, welches sie zunächst spielen wollten. Hermine nickte ihr wohl freundlich zu, die Männer blickten überrascht auf und verbeugten sich; aber eigentlich sah sie keiner von ihnen. Enttäuscht schlich sie zur Fensternische dem Flügel gegenüber, um den sich die Spieler gruppierten.

Ehe sie begannen, sagte Hermine noch zu ihr: „Wir müssen uns heut daran halten, Kleine; der Herr Oberst hat um acht noch eine musikalische Sitzung, und wir wollen zwei Mozarts und einen Brahms exekutieren. Wir spielen jetzt das B-dur-Trio von Mozart."

Sie begannen. Lili saß in ihrer Fensternische und sah die Spielenden an, ohne eigentlich die Musik mit ihrem innern Ohre zu hören. Robert saß mit dem Rücken gegen das Fenster, das Profil ihr zugewandt, der Oberst und Hermine an der Breitseite des Flügels vor ihren Pulten, so daß Lili Hermine voll ins Gesicht sah, während der Oberst ihr sein Profil zukehrte. Die Züge der beiden Geigenden zeigten denselben Ausdruck reinen, hohen

Ernstes der Fachleute, der in aller Begeisterung sozusagen etwas Sachliches behält, weil das große Werk, dem sie Leben geben wollen, zugleich ihre tägliche, ihnen genau bekannte Arbeit ausmacht.

Der Oberst, ein Sechziger, ging von einer Kammermusikvereinigung zur andern, und wenn er hier drei Stunden lang seine ganze Kraft an Brahms gesetzt hatte, so fuhr er unmittelbar nach dem letzten Cellostrich nach Berlin zurück und spielte in einem andern Trio noch zwei Stunden Mozart oder Haydn. Sein Leben ging in der Musik vollkommen auf und hatte keinen andern Zweck noch Inhalt wie sie. Lili wunderte sich immer, daß solch stetes Weilen auf den Gipfeln der Empfindung den alten Herrn nicht schon innerlich ganz ausgezehrt hatte und daß keine Spur von Überschwenglichkeit oder Zerflossenheit in seiner großen, aufrechten Offiziersgestalt und in den regelmäßigen, männlichen Zügen des schön geformten Kopfes zu finden war, dessen Eirund das militärisch kurz geschnittene Haar unverwischt zeigte. Er sah aus wie der Typus des hochintelligenten preußischen Offiziers, der mit Ernst und voller Beherrschung der Aufgabe eine wichtige Arbeit ausführt. Und Lilis echter Dilettantensinn amüsierte sich über diesen Ernst, der aus der Kunst eine Arbeit machte.

Aber viel mehr als über den Oberst staunte sie über Hermine. Denn das schöne Mädchen trug vor ihren herrlichen, grauen Augen einen Kneifer, der für Lili die klassische Schönheit ihres Gesichtes geradezu travestierte. Das leidenschaftliche Kind empfand einen wirklichen Schmerz bei dem Anblick dieser Entstellung und doch zugleich eine unklare Genugtuung und ein schadenfrohes Vergnügen. Hermine aber dachte augenscheinlich an nichts weniger, als an ihr Aussehen; sie dachte überhaupt an nichts und niemand wie an ihre Geige.

Robert Heusners Gesicht war das einzige bewegte unter den Spielern, und die Erregung, die in seinen sonst so sorglosen Zügen zitterte, erweckte Lilis unmittelbare Sympathie.

‚Er ist der einzig Fühlende, er ist meinesgleichen,‘ dachte sie.

Und indes sie die Unempfindlichkeit der beiden Künstler mit dem Unverständnis des Dilettanten kritisierte, hörte sie selbst sehr wenig von ihrer Musik. Nur daß der herrliche Wohllaut sie durchdrang wie der Sonnenschein und der Kieferndurft da draußen. Das Larghetto riß sie freilich aus ihrer Zerstreutheit; seine himmlische Schönheit drang selbst zu ihren halbverschlossenen Ohren. Es erschien ihr aber sehr profan, daß Hermine, als der letzte Geigenton singend dahingestorben war, ihren Kneifer abnahm und putzte.

Dabei begegnete Herminens Blick dem des Obersten, und ein ernstes Lächeln ging verständnisvoll von einem Gesicht zum andern.

„Jedesmal beschlägt er mir bei diesem Larghetto,“ sagte Hermine, und der Oberst erwiderte mit ruhiger Zustimmung: „Ja, es ist das Vollendetste, was je geschrieben worden ist.“

Lili horchte auf.

Weinte denn Hermine?

„Aber traurig ist der Satz doch eigentlich nicht,“ sagte sie.

Hermine lächelte sie lieb an.

„Nein, Kleinchen; er ist nur über die Maßen schön.“

Lili schwieg verdutzt; es wollte ihr nicht in den Kopf, daß vollkommene Schönheit weinen machte.

Die Spieler nahmen die Musik wieder auf; eine herrliche Melodie folgte der andern; Lili aber wurde unruhig in ihrer Nische.

Wenn das kein Ende nahm, wenn niemand etwas anderes dachte wie Musik, wozu war sie dann gekommen?

Nun war auch das zweite Mozartsche Trio zu Ende. Aber die Spieler verschnauften nur wenige Minuten; dann legten sie Brahms auf die Notenpulte.

Lili erschrak; denn das war ein dickes Opus, viel dicker als Mozart. Und sie hatte für Brahms „gar nichts übrig“, wie sie, ihren Mangel an Verständnis umschreibend, zu sagen pflegte. Nun war ihr mindestens eine halbe Stunde Langeweile todsicher.

Aber es kam wieder anders als sie gedacht.

Zuerst ergriff sie das dunkle Largo der Einleitung ganz sonderbar, und sie horchte mit einer gewissen Spannung auf den Fortgang. Dann kam eine breite, schwere Me-

lodie, die rauschte wie ein Rabe mit weitausgebreiteten Flügeln daher — und dann kam ein Sturm, ein Donnern, ein Toben, und dazwischen immer die Melodie, jetzt wie ein Klagen, nun wie ein Schlachtgesang.

Aber dann kam ein Wirrwarr, Disharmonien — das Spiel brach ab.

Lili blickte unwillkürlich auf Robert, der dunkelrot dasaß, Schweißperlen auf der Stirn.

„Wollen noch einmal vom letzten Einsatz des Hauptthemas beginnen," sagte der Oberst gutmütig.

Sie fingen nochmals an, kamen aber diesmal nur wenige Takte weit, dann ließ Robert die Hände sinken.

„Verzeihung, ich komme nicht mit," sagte er leise.

„Das Trio ist auch sehr schwierig," erwiderte der Oberst freundlich, „wir spielen es nächstesmal besser."

Er unterhielt sich noch eine Weile mit Herminen über den Bau des Stückes und die Verwendung der einzelnen Instrumente darin. Robert hörte nur scheinbar zu; er kämpfte sichtlich noch mit der Demütigung über sein Fiasko. Als der Oberst ihn ins Gespräch ziehen wollte, lehnte er gereizt ab: „Ich genieße die Musik mit der Phantasie und zergliedere ihre Schönheiten nicht mit dem Verstande."

„Ich auch!" rief Lili, sich zu ihm stellend. „Die Blume ist dazu da, daß ich mich an Farbe und Duft freue, nicht, daß ich ihre Staubfäden zähle."

„Ja," erwiderte der Oberst freundlich, „das ist der Unterschied zwischen dem Berufskünstler und dem Laien. Aber wenn Sie einmal mehr in die Musik eingedrungen sein werden, gnädiges Fräulein, so werden Sie finden, daß die Kenntnis der Form den Genuß des Inhalts nicht schmälert, sondern nur vertieft und verfeinert."

Lili ärgerte sich über die Selbstverständlichkeit, mit der sie zu den Nichtverstehern geworfen wurde.

„Es gibt doch Menschen, die die Musik mit Wonne genießen und nicht über sie denken wollen," erwiderte sie.

„O, die Wonne, wie Sie den höchstverfeinerten Sinnengenuß nennen, den die Musik bereitet, durchdringt auch den Berufsmusiker," erwiderte der Oberst. „Nur gibt er sich ihm nicht passiv hin."

„Also genießt er nicht!" rief Lili und sah dabei nicht den Oberst, sondern Robert an, dessen Augen zum erstenmal verwundert, beistimmend, sympathisierend an ihrem Gesicht hingen. Dieser Blick spornte sie.

„Na, da hast du denn diesmal schwelgen können, kleine Sybaritin," sagte Hermine. „Über die göttliche Wonne in Mozart geht ja wohl keine andere."

„Ach," rief Lili, „Mozart! Der hat ja gar kein Temperament, bei dem ist alles bloß Wohllaut!"

„Bloß — Wohllaut?" wiederholte Hermine und nahm den Kneifer ab, als könne sie mit ihren eigenen Augen besser hinter den Grund kommen, der Lili zu solchen Blasphemien reizte. „Du bist noch zu jung. Bist noch nicht mozartreif," entschied sie dann ruhig.

Lili lachte gereizt.

„Und du spielst Mozart mit dem Kneifer. Bei Wagner würde er dir schon abfallen!"

Nun lief doch ein rasches Rot über Herminens Gesicht. Lili aber streifte Roberts Blick, der immer erstaunter auf ihr ruhte. Es war das Sichfinden der Unbedeutenden, die solange das Joch der Überlegenen getragen hatten.

Hermine war wieder ganz ruhig.

„Ich benutze das Glas stets, wenn ich mit andern spiele," sagte sie. „Es könnte mich doch mal eine Unsicherheit ankommen, die sie stören würde. Mit scharfen Augen finde ich mich durch einen Blick auf die Noten wieder zurecht."

„Und verpfuschest deine Schönheit!"

„Auf die kommt's beim Spielen nicht an."

„Finden Sie das auch, Herr Heusner?"

„Ich spiele ja auch, da habe ich selbst die Augen in den Noten," erwiderte Robert, sah aber Lili unverwandt an.

„O, seid ihr alle Fische!" rief sie.

Nun lachte er.

„Nur im Beruf," erwiderte er, und nun war in Stimme und Augen soviel Schmeichelei, daß Lili rot wurde und ein prickelndes Glücksgefühl durch ihre Adern lief.

Der Oberst nahm jetzt Abschied; er mußte zum nächsten Trio, und die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, interessierte ihn augenscheinlich gar nicht.

„Der ist immer im Beruf, also immer Fisch," sagte Lili hinter ihm her, und dann

mit ängstlicher Keckheit zu Hermine: „Und du auch!"

Hermine hatte ihr kokettes Spiel mit Robert gar nicht bemerkt; sie legte jetzt mit mütterlicher Gebärde ihren Arm um Lilis Schultern und sagte: „Das Kleine ist heut streitsüchtig. Und sieht dabei aus wie ein Frühlingsblümchen. Nicht, Robert?"

Wieder flogen Lilis und Roberts Blicke zusammen und rasch wieder auseinander. Und in Lili war in diesem Augenblick eine Scham, als täuschten sie beide ein edles Vertrauen. Sie sagte, sie müsse nach Hause. Hermine selbst forderte Robert auf, „das Kind" zu begleiten, da es schon dämmerig wurde.

Sie brachen rasch auf. Hermine legte Lili noch sorglich ein warmes Tuch um die Schultern.

„Die Märztage sind Hitzepitze wie kleine Mädchen," sagte sie lächelnd, als Lili sich gegen die warme Hülle sträubte. „Aber wenn die Sonne weg ist, sind sie ebenso schnell wieder kalt."

Lili lachte ein wenig gezwungen und verabschiedete sich schnell.

Vor dem Hause stand sie mit Robert ein Weilchen still.

Der Mond stand wie eine riesige, von innen heraus leuchtende Apfelsine am hellblauen Himmel, und die elektrische Lampe gegenüber auf der Straße warf blauweißes Licht auf den Weg. Die großen Tannen aber vor dem Hause standen schwarz und regungslos wie gepanzerte Wächter. Und dabei quoll aus dem Boden, wo überall frisches Gras sproßte, aus den Sträuchern, die ihre feinen Äste noch braun gegen das Licht streckten und doch schon an jeder Zweigspitze ein grünes Federchen hatten, ein ganz feiner, ganz intensiver Duft, als brächen in weiter Ferne Rosen auf.

Auf den oberen Fenstern des halbversteckten Hauses glitzerte ein Streifen Mondlicht.

Robert wies mit dem Kopf darauf.

„Dornröschens Schloß," sagte er.

Sie hatte eben genau dasselbe gedacht. Von Robert es zu hören, reizte sie.

„Dornröschen mit einem Kneifer und beinah dreißig Jahren!" rief sie lachend. „Die wird kein Prinz mehr wecken."

Robert schwieg und blickte sie an, wie getroffen von einer ganz neuen Entdeckung.

„Dreißig Jahre!" sagte er dann langsam. — „Aber die Schönheit hat keine Jahreszeiten — Helena bleibt Helena —"

„Und in Ninon de l'Enclos verliebte sich mit sechzig ihr Sohn — oder war's der Großsohn?" fiel Lili lachend ein.

Robert Heusner schwieg einige Atemzüge lang, in denen alles in Lili zitterte in Furcht, Scham, Erwartung — und Genugtuung. Dann neigte Robert sich zu ihr.

„Ich habe gar nicht gewußt, wieviel Geist und Schalkheit still neben mir gewachsen und groß geworden ist," sagte er.

„Ja, manchem setzt erst der Zufall die Brille auf."

„Aber dann gehen ihm die Augen um so vergnüglicher auf."

Sie waren unter diesen Scherzreden nicht geradeswegs zu Lilis Hause gegangen, sondern — hatte er oder sie vom kürzesten Wege abgelenkt? — nach der Brücke des Sees.

Da blieben sie stehen und schauten über das Wasser. Es hatte noch einen Schimmer des Abendglanzes bewahrt und lag träumerisch da im Zwielicht von Mond und Dämmerung. Zur rechten Hand das Inselchen vor dem Winterschen Hause mit seinen schwarzen, feinen Bäumchen verschwamm wie ein Traumbild fast körperlos im Dämmer. Aus dem Wald im Hintergrund schienen Lichter herüber, blank und golden. Über die Brücke drüben, wo der See mit einem andern zusammenfloß, glitten langsam, unhörbar, elektrische Wagen wie eine goldene Schlange.

Das alles war wie ein Traumbild, und wie im Traum, der dumpf und schwer und doch zauberisch mit angstvoller Süße sie lähmte, atmete Lili kurz und hastig an der Seite Roberts. Beide schwiegen. Lili hielt die Augen starr auf die Ferne gerichtet, aber sie fühlte Roberts Blick, der auf ihr ruhte.

Endlich zerriß sie mit Anstrengung den Traumbann.

„Ich muß nach Hause," sagte sie leise.

„Ja?" gab er ebenso leise zurück. „Müssen Sie? Es war schön."

Sie standen noch einmal vor Lilis Hause still.

Auch der Dörstlingersche Garten war verzaubert. Der Mond zeichnete eine kleine Tanne, die da stand, ganz deutlich wie ein

Malwerk auf die weiße Hauswand. Lange, blaue Schatten lagen auf dem milchweißen Wege. Alle Büsche waren eingesponnen in weiße Silberfäden. Dahinten im Garten war graues Zauberwerk, bläuliche Gespensterei. Es duftete nach verborgenen Veilchen.

Robert nahm Lilis Hand und küßte sie.

Sie zitterte und pulste in der seinen wie das Herz eines gefangenen Vogels.

Nun riß sie sie ihm fort, klinkte die Gartentür auf und lief die Treppenstufen zum Haus hinauf.

Als sich die Haustür vor ihr öffnete, sah sie sich noch einmal verstohlen um.

Robert war ein paar Schritte weitergegangen, stand nun und sah über den Gartenzaun.

✻ ✻ ✻

So fing das Spiel an. So ging es weiter. Sie spielten es mit Herzklopfen, mit bösem Gewissen und sagten sich fortwährend, daß es nur ein Spiel sei — auch dann, als schon gefährlicher Ernst daraus geworden war. Hermine hätte vielleicht mit einem guten, klaren Wort sie damals noch wecken können. Vielleicht. Lili wollte ja anfangs nur Robert beweisen, daß noch andere Leute wie Hermine auf der Welt wären.

Und Robert? Robert wollte sich und Hermine wohl dasselbe beweisen. Hätte sie ihn einmal nur lieb angeblickt, er wäre ihr zu Füßen gefallen und hätte den Saum ihres Kleides geküßt.

Das ahnte Lili wohl durch alle seine Galanterie und scheinbare, zuletzt auch wirkliche Verliebtheit hindurch, und eben dieses Ahnen verwirrte ihr Kopf und Herz, bis sie nichts mehr dachte als ihn.

Aber sie wußte nicht, dachte nicht daran, was Hermine litt. Hätte Hermine es sie ahnen lassen, vielleicht hätte damals wirklich noch die nur vergrabene, verschüttete Liebe zu Hermine, die doch noch die tiefste ihres Lebens war, gesiegt. Hermine aber hatte wohl selbst lange nicht gewußt, daß sie Robert liebte. Sie war solange neben ihm hergegangen und hatte seine Liebe nur geduldet. Nun hatte sie sich allmählich um ihr Herz gesponnen, und eines Tages, in diesem sehnsüchtigen Lenzweben, im Anschauen von Lilis Spiel mit Robert, fühlte sie sich selbst gefangen. Gefangen und nicht imstande, mit ihrem gewohnten, kraftvollen Zugreifen das Netz zu zerreißen und Klarheit und Wahrheit in alle Verwirrung zu bringen. Das Erstaunen über sich selbst, die sich noch nie hatte unterkriegen lassen und jetzt hilflos in Qualen zusehen mußte, wie ein junges, unbedeutendes Kind ihr, der Starken, Klugen, Gefestigten den Kranz wegnahm, lähmte ihr die Kraft zu kämpfen. Noch mehr aber stolze Scham. Denn sie war achtundzwanzig Jahre, war älter als der Mann, um den sie litt, war — das wußte sie wohl — viel bedeutender als er — und sollte ihn zurückrufen, nun er sich von ihr zu einem Kinde wandte? Sie begriff ja selbst nicht, wie es hatte zugehen können, daß sie den Knaben liebte, den Schüler, den so lange hoffnungslos sie Anbetenden. Nicht um ihr Leben hätte sie es ihn ahnen lassen, noch weniger jetzt, wo sie hörte, daß er sich wieder seinem früheren, überlustigen Leben zugewandt hatte, während sie so qualvoll um ihn litt.

Lili war es, die in einer Art von qualvoller Neugier, welche ihre Bosheit ebenso gegen sie selbst wie gegen Hermine wandte, an diese verworrenen Verhältnisse zu rühren wagte. Nicht geradezu freilich, sondern indem sie das Gespräch auf Grillparzers Sappho brachte. Hermine ließ sie lange reden, bis sich Lili in ihrem Schweigen verstrickte und verwirrt und ungeduldig ausrief: „Nun sag' doch auch ein Wort, Hermine! Waren Melitta und Phaon schuldig gegen Sappho?"

Da richtete Hermine sich auf, sah Lili groß und stolz an und antwortete ruhig: „Was ist da viel zu reden? Wenn eine Sappho einen haltlosen Knaben lieben kann, so geht sie eben an sich selbst zugrunde, nicht an ihm."

Da redete Lili ihrem Gewissen vor, daß Hermine „einen haltlosen Knaben" also nicht lieben könnte und daß sie selbst ein Recht habe, nach ihm zu langen. Und war doch böse und rachsüchtig, weil Hermine den Geliebten gering achtete.

Hermine aber fand nun endlich die Kraft, das schmachvolle Netz, in das sie sich verstrickt fühlte, mit starker Hand zu zerreißen.

Zuerst hob sie die Trioabende auf. Die vorschreitende Jahreszeit gab genügenden Grund dazu. Wer sie ansah, glaubte ihr

ohne weiteres, daß die früher als sonst eintretende Hitze sie sehr angegriffen habe.

Noch aber war Robert immer ihr Schüler, wie Lili ihre Schülerin, und keiner von ihnen hatte sich über ein Nachlassen ihres Lehreifers zu beklagen. Nur war sie mehr und mehr in diesen Stunden streng sachliche Lehrmeisterin geworden, und alle drei litten wohl gleichmäßig unter dem Zwange, den zu brechen niemand den Mut hatte, obwohl Lilis Fleiß sich naturgemäß vermindert hatte und Robert, durch seine nächtlichen Lustbarkeiten arbeitsscheu, in seinen Nerven stark irritiert wurde, so daß ihm oft genug die Herrschaft über den ohnehin mangelhaft bewältigten Stoff ganz entglitt.

Auch hier war es Hermine, die die Initiative ergriff.

Robert und Lili hatten ihre Stunden noch immer hintereinander; sie trafen sich gewöhnlich vor dem Winterschen Hause, wenn er ging und sie kam. Vorher pflegte Lili für eine halbe Stunde an den See zu gehen, wo in Blumenanlagen eine Bank stand, auf der sie oft saß und wo Robert sie häufig traf.

Auch sonst waren sie jetzt viel zusammen, ritten mit anderen bekannten Herren und Damen in den Grunewald hinein oder spielten Tennis. Es hatte sich eine heimliche Vertrautheit zwischen ihnen gebildet, die sie wie ein Freimaurerzeichen verband, wenn sie unter anderen waren, die aber sofort einer süß quälenden Befangenheit wich, wenn sie miteinander allein waren. Sie suchten sich stets und wußten sich dann nichts zu sagen.

Als der Flieder blühte und die Nachtigallen sangen, trieb es sie immer ruheloser um.

Jetzt war es Juni. Die Tannen hatten schon ihre Goldfingerchen in hellgrüne Triebe verwandelt, die sich entzückend jung aus dem alten dunkeln Grün in die Höhe streckten; die kleinen Bäumchen unter ihnen sahen von oben bis unten goldgrün aus. Daneben standen die Kiefern bläulich mit langen, grünen, harztriefenden Schößlingen. Von irgendwoher kam ein leichter Brotduft: der Roggen blühte. Um die Bank in den Anlagen blühten die Rosen, und der See lag weiß im Sonnengefunkel. Im Erlenbusch über dem Weg sang am hellen Mittag die Nachtigall, und aus dem Luch rief der Kuckuck unaufhörlich erregend und lockend. Süß und schwer kam Akazienduft auf sanfter Luftwoge dahergeschwommen.

Lili saß auf ihrer Bank und hatte Geigenkasten und Notenmappe auf die Erde gestellt. Sie hatte den Hut abgenommen, hielt ihr rotes Sonnenschirmchen über sich, so daß sie rot überhaucht wie eine eben erblühte Rose aussah. Sie saß mit geschlossenen Augen wie verzaubert in der Sonnenglut, die sie außen und innen brannte.

Nun hob sie die Lider in süßem Schrecken, denn von der Herthastraße her kam ein Schritt, den sie unter tausenden erkannt hätte — Robert stürmte daher, den Geigenkasten in der Hand, außer sich. Schreck und Freude fuhren Lili so stark in die Glieder, daß sie ganz still sitzen blieb und ihm nur atemlos entgegenstarrte. Er kam auf sie zu, warf seinen Geigenkasten zu dem ihren und ließ sich neben sie auf die Bank fallen.

Er sah trotz seines Laufens sehr blaß aus und biß die Zähne aufeinander.

„Mein Gott, was ist Ihnen geschehen?“ fragte Lili endlich.

„Sie hat mich weggejagt,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. Und dann schrie er: „Weggejagt hat sie mich!“

Lili griff in ihrem Schrecken nach seiner Hand. Ein unnennbares Gefühl trieb ihr die Tränen in die Augen.

„Robert!“ flüsterte sie, „Robert!“

Da sah er ihr ins Gesicht, über das nun große Tropfen rollten und das in seiner fassungslosen Zärtlichkeit unglaublich kindlich und lieblich zu ihm aufblickte.

„Sie weinen um mich, Lili!“ rief er außer sich. „O du Süße, du Süße, du Süße!“

Sie lag in seinen Armen, fast erstickt von seinen Küssen.

So verlobten sie sich.

Erst spät erfuhr sie, was ihn so außer sich gebracht hatte. Er hatte seinen Part schlecht gespielt, mehr und mehr verwirrt von Herminens eisigkaltem, immer feindlicher werdendem Blick.

Da hatte sie ihm die Geige aus der Hand genommen und mit schneidender Verachtung gesagt: „Geben Sie das Geigen auf, Herr Heusner; es verträgt sich nicht

Friedhof in Elbleiten (Sächsische Schweiz). Gemälde von Max Kuchel

mit Ihrem lustigen Leben. Oder geigen Sie andern vor. Meine Zeit ist dafür zu schade."

Als er das erzählte, wieder weiß im Gesicht vor Wut, stieg Lili das Blut zu Kopf. Sie fühlte seine Kränkung schon als eine eigene. Und wollte ihn rächen.

Sie sah auf ihre Uhr. Sie zeigte halb eins; ihre Geigenstunde war schon zur Hälfte verstrichen. Sie hob ihren Violinkasten auf.

„Jetzt sag' ich ihr meine Stunde auf — ich weiß auch wie."

Er sah sie überrascht an.

„Was willst du sagen, Lili?"

„O Gescheites. Laß nur."

Und sie warf sich ihm noch einmal in die Arme und rannte davon, den Geigenkasten in der Hand.

Ehe sie um die Ecke bog, sah sie sich noch einmal um. Robert stand noch immer und starrte ihr nach, wie sie zu Herminens Haus lief.

Es durchlief sie heiß und kalt. Ein halbes Bewußtsein von aller der sündhaften und kindischen Torheit, die alle drei verderben wollte, war in ihr; aber es trieb sie unaufhaltsam weiter in sie hinein.

Als sie vor das Wintersche Haus kam, lag es so still hinter den Tannen — so still, daß sie den Schritt anhielt. Zum letztenmal kam es ihr vor dieser Ruhe wie Warnung — Zaudern — Scham.

Dann aber lief sie um das Haus herum die wenigen Stufen zur Veranda hinauf, klinkte die Tür zum Musikzimmer auf — und stand Hermine gegenüber.

Sie kehrte Lili den Rücken zu, hatte beide Ellbogen auf den Flügel gestützt und das Gesicht in die Hände vergraben. Sie rührte sich nicht, als Lili eintrat.

Das nahm Lili als Beleidigung und bekam den rechten Mut zu ihrem Tun. Mit lauter, heller Stimme sagte sie: „Verzeih, daß ich zu spät komme, Hermine. Ich habe mich aber eben mit Robert Heusner verlobt."

Eine tödliche Stille folgte. Dann strich Hermine langsam mit beiden Händen über ihr Gesicht und wandte sich Lili zu, ohne sonst ihre Stellung zu verändern. Ihr Gesicht sah grau aus wie das eines Steinbildes, aber ihre Stimme klang voll und dunkel wie Glockenton. Und sie sagte: „Ich gratuliere. Ihr seid einander wert."

Lili tanzte die Stube vor den Augen; aber sie erwiderte lachend: „Dank' schön; das ist ein großes Lob für mich. Dank' auch sehr für deine Mühe; Stunden kann ich nun auch nicht mehr nehmen. Wir machen wohl bald Hochzeit."

Nun wandte Hermine sich um und stand hochaufgerichtet da.

„Adieu," sagte sie. Nichts weiter.

Sie hielten es beide nicht mehr der Mühe wert, einander vorzulügen. Haß sprühte ihnen aus den Augen.

Lili machte einen spöttischen Knicks und ging.

An der Ecke wartete Robert. Er war noch immer sehr blaß; Lili sah es wohl; sie sah auch genau, alles in ihm konzentrierte sich auf eine Frage, die er nicht aussprach.

Da machte sie sich in aller Eile eine Rolle zurecht, die sie besser kleidete, als die eben gespielte. Und die ihn nicht ahnen ließ, was sie jetzt wußte. Sie fälschte nicht die Worte — sie bog nur den Sinn. Hermine war die düpierte Schulmeisterin, Lili die Kameradin, die Robert rächte.

Und wieder küßte er sie. Auf der einsamen Straße — in der Mittagsglut — unter dem Gang der Nachtigall.

Da logen sie beide.

⌘ ⌘ ⌘

Ihre Brautzeit war kurz; als die Blätter fielen, machten sie Hochzeit. Sie hatten keinen Grund gehabt, ihre Vereinigung hinauszuschieben; ihre beiderseitigen Väter waren in ziemlich gleicher Vermögenslage, miteinander gut bekannt — es gab kein Hindernis zu besiegen. Robert rückte auf einen höheren Posten in dem Bankgeschäft seines Vaters hinauf; Lilis Eltern kauften dem Paar eine kleine Villa in einer noch unbebauten Straße der Kolonie. Der Ernst ihrer Zukunft kam keinem von ihnen beiden recht zum Bewußtsein; auch lernten sie einander nicht kennen. Waren sie in Familie, so sprachen sie über die Möbel, die nach Zeichnungen von Künstlern für sie entstanden; waren Lilis Freundinnen da, so bewunderten sie die eleganten Toiletten, die mit Spitzen überrieselte Wäsche der Aussteuer, sprachen von der Hochzeitsreise, die sie machen, von den Gesellschaften, die sie künftig geben wollten. Und das Bewußtsein, daß alle Freundinnen sie

beneideten, war ein Hauptstück in Lilis Glück.

Robert sprach mit, wenn sie mit den andern sprach, er küßte Lili, wenn sie allein waren. Er war von einer aufgeregten und lustigen Leidenschaftlichkeit gegen Lili, die sie ansteckte. Sie waren beide wie im Fieber, und die wenigen Sommermonate schwanden ihnen dahin wie ein wirrer Traum.

Hermine sahen sie in dieser Zeit nur selten und sprachen sie nie. Sie hatte auch ihren Vater zu pflegen, der bedenklich kränkelte. Die Einladung zur Hochzeit, die wegen der alten Familienbeziehungen nicht zu umgehen war, schlug sie aus, ohne des Vaters Siechtum als Grund dafür anzugeben, kurzweg, ohne jede Phrase. Robert wurde blaß, als ihm Lilis ahnungslose Mutter in ihrer Überraschung die kurzen Zeilen zeigte. Lili ging ein Stich durchs Herz — etwas wie eiskalte Furcht rann ihr durch die Glieder. Aber dann kam auch wieder heiße Freude: sie hatte ihn doch und er war ihr eigen, der Mann, um den Hermine sie von sich stieß!

Ihr eigen! Glaubte sie das — damals — in seinen Armen? Sie wies jeden Zweifel von sich; denn sie war sein eigen, als er sie nach dem Hochzeitsdiner in den Wagen hob — sie wünschte und wollte nichts als sein werden mit Leib und Seele und allen ihren Gedanken und Handlungen. Welch böses Kind sie auch gewesen sein mochte, sie war ein Kind noch, und sie sehnte sich, durch ihn zum Weibe zu werden, ganz und bedingungslos zu seinem Eigentum und Geschöpf.

Wie sie ihr Wagen durch die Pracht der kupferfarbenen Ahornalleen und die Flammen der Ebereschenbüschel trug, da trug auch ihre Seele ihr feuerfarbenes Hochzeitskleid in Jubel und Demut. Sie nahm Roberts Hand und küßte sie, leise, scheu, in restloser Hingebung. Ihr war heilig zumute.

Und Robert? Robert riß sein junges Weib an sich und küßte es zum Ersticken.

So blieb es zwischen ihnen, bis sie in Paris waren und noch eine Weile nachher. Denn sie reisten nicht nach Italien, wie es Lili heimlich gewünscht hatte; sie ließ sich aber leicht von Robert überzeugen, daß eine Hochzeitsreise nach Italien durch die vielen kleinen Leute, die sie als höchstes Ziel ihrer Sehnsucht betrachteten, vulgär, ja lächerlich geworden sei. Sie fand es dann selbst für ein elegantes junges Paar sehr hübsch, die ersten Ehemonate in Paris zu verleben, und freute sich auf die höhere Eleganz, die sie dort kennen lernen und sich aneignen würde.

Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn die beiden so jungen, so eindrucksfähigen, so anschmiegungsbedürftigen Menschen allein miteinander in der herrlichen Natur, unter naivem Volke, unter hohen Kunstwerken die erste Zeit ihrer Ehe genossen hätten, vielleicht wären ihre im tiefsten Grunde noch so kindlichen Seelen in der reinen Schönheit zueinander gekommen, hätten sich in duftendem Feuer geläutert, wären miteinander verschmolzen. Lili wenigstens sehnte sich in einem dumpfen Halbbewußtsein nach etwas, das ihr die Leidenschaft nicht gab, die sie beide durchloderte. Aber diese Sehnsucht, dumpf und verworren, wie sie war, wurde von den tausend Eindrücken der glänzenden Stadt übertäubt, zurückgedrängt. Sie lebten wie unter laut schallender Musik, wie in blendendem elektrischem Licht, wie in einem Strome glitzernden, parfümierten Wassers, das ihr Boot angenehm und erregend umplätscherte und sie unaufhörlich von einem reizenden Eindruck zum andern trug. Sie wohnten in einem eleganten Hotel, sie sahen und genossen, was alle Fremden mit wohlgefüllter Börse in Paris sehen und genießen, und wenn sie von einem Ritt oder einer Wagenfahrt ins Bois heimgekehrt — d. h. in ihr Hotel zurückgekommen — waren und ein gutes Diner eingenommen hatten, beschlossen sie ihren Tag in einem Theater oder einem Varieté. Wollten sie daneben noch einen Atelierbesuch machen oder sonst etwas moderne Kunst sehen, so wußten sie kaum, woher die Zeit dazu nehmen, und hatten beide das Gefühl des Gehetztseins, das sie zu einem wirklichen Genuß auch da nicht kommen ließ, wo sie ihn sonst hätten haben können. Nie aber hörten sie Musik. Davon hätten sie zu Hause genug gehabt, sagte Robert, als Frau Katiza Dombrowska ihnen zuredete, mit in die Große Oper zu kommen.

Sie hatten im Hotel Bekanntschaft mit ihren Tischnachbarn gemacht, reichen Guts-

besitzern aus Russisch-Polen, einige Jahre verheiratet und sehr amüsant. Frau Katiza war ein feines Persönchen mit aschblondem Haar und großen, grauen Augen, mehr reizend als hübsch, sehr elegant und von jener feinen, anmutigen, schmeichelnden Koketterie, in der die polnischen Damen von niemand übertroffen werden — es sei denn von den polnischen Herren. Die beiden Ehepaare waren bald die besten Vergnügungsgenossen, und da Frau Katiza es für lächerlich erklärte, wenn Ehegatten sich als „Inséparables" gerierten, Robert aber nach Art junger und unreifer Menschen nichts so sehr fürchtete, wie für komisch genommen zu werden, so machte es sich von selbst, daß er fast immer Frau Katiza und Herr von Dombrowski Lili begleitete. So war Lili bald besser über die Meinungen und Eindrücke des polnischen Herrn orientiert, als über die ihres jungen Gatten. Es kam dazu, daß Robert immer schweigsam gegen sie gewesen war, während der Pole sehr lebhaft, mit einer leichten Sentimentalität, die vom Esprit ihre Lichter bekam, über alles sprach, was es im Himmel und auf Erden — auf der pariserischen Erde natürlich — gab. Lili imponierte die Gewandtheit, mit der er nicht nur seine Eindrücke in hübsche Worte brachte, sondern sie auch alle auf Lili zu beziehen wußte, so daß stets eine versteckte oder offene Galanterie gegen sie dabei herauskam. Und mehr als sein hübscher, sehr roter, mit einem feinen Schnurrbärtchen verzierter Mund sagten seine großen, schwarzen, schwermütig ergebenen Augen und die Art, wie er seine schlanke, elegante Gestalt ritterlich, ehrerbietig und melancholisch anbetend zu ihr neigte. Er hätte wohl zu einer frühen Feuerprobe für die junge Ehe werden können, wenn Lili nicht so ganz von Robert erfüllt gewesen wäre, und — wenn sie nicht sehr bald bemerkt hätte, daß Frau Katiza sich gegen ihren Robert ebenso bezaubernd zeigte, wie ihr Gatte gegen sie. Nur daß ihre Koketterie ebenso schelmisch wie seine schwermütig war. Da mußte sie lachen, und damit war der Zauber gebrochen, und sie konnte schon am selben Abend, als sie mit Robert allein war, über ihr chassé croisé scherzen.

Aber allmählich stieg doch einige Unruhe in ihr auf, und um so mehr, als Robert von Tag zu Tag sich sichtlich angeregter mit Katiza unterhielt, während er, mit Lili allein, sich wortkarg und verschlossen gab. Er sei müde von all dem Umherlaufen und Sichamüsieren, gab er zur Antwort, wenn sie mit ihm zu plaudern versuchte. Und eine Woche später sagte er, er werde sich doch bei seiner eigenen Frau nicht anzustrengen brauchen, unterhaltend zu sein.

Es war früh für die arme Lili, aus ihrem geträumten Himmel auf die platte Erde zu fallen. Noch folgten ja auf die böse Ernüchterung Glutwellen der Leidenschaft, aber die Unbefangenheit des Glückes war für sie zerstört, und das Gefühl, es sei in ihrer Ehe etwas nicht so, wie es sein müßte, wuchs in ihr und überschattete ihren Frohmut. Sie achtete jetzt auf alles, was Robert tat oder nicht tat, mit Unruhe, Kränkung, Mißtrauen.

Das eine merkte sie bald: wenn sie mit Robert allein war, hatten sie einander nichts mehr zu sagen. Zuerst hatte auch sie geschwiegen, aus Gekränktheit, aus Schüchternheit, aus Stolz. Lange aber war es ihr unmöglich, so neben Robert herzugehen; sie näherte sich ihm wieder, suchte den zerrissenen Faden ihres Einverständnisses wieder anzuknüpfen. Sie stoppelte alles zusammen, wovon sie glaubte, daß es Robert interessieren könnte; sie griff hierhin und dorthin nach Stoff zur Unterhaltung — und dann, an seiner Art, auf ihre Versuche zu reagieren, bald, indem er höflich und gutmütig, aber gleichgültig auf ihre Unterhaltung einging, bald, indem er sie mürrisch und gelangweilt ablehnte: da merkte sie, daß sie einander nichts mehr zu sagen hatten.

Sie wurde nun ganz unsicher gegen ihn, und das machte die Sache nicht besser. Es kam dahin, daß sie wirklich alle beide ihre polnischen Freunde nicht mehr entbehren konnten und ihre Gesellschaft suchten, um nur nicht miteinander allein zu sein.

Sie waren acht Wochen in Paris und nahmen in ihrem kleinen Salon das Frühstück ein. Der Garçon brachte ihnen wie immer mit dem Tee zugleich die Post: Geschäftssachen für Robert, einen Brief an Lili von ihrer Mutter. Sie las und stieß einen Laut des Erschreckens aus.

„O Robert," rief sie in ihrer Bestürzung, „Herr Winter ist gestorben!"

Robert ließ den Brief fallen, den er las; er war blaß geworden.

„Mein Gott, Hermine!“ stieß er hervor. Er sprang auf.

„Wir müssen gleich packen — nach Hause reisen — Hermine ist ganz allein,“ sagte er, so ganz betäubt von dem Gefühl, das die unerwartete Nachricht in ihm wieder aufgeweckt hatte, daß er darüber alles vergaß, die Vergangenheit, die Gegenwart — und seine Frau.

Die aber saß wie angenagelt auf ihrem Stuhl. So klar, als hätte Robert es mit nackten Worten ausgesprochen, sah sie, wie er litt in dem Gedanken, daß Hermine litt — sah, daß Herminens Unglück alles ausgelöscht hatte, was ihn von ihr getrennt — auch sein Weib — auch seine Ehe —, sah in diesem jähen, unbewachten Aufschießen der alten Flamme, daß er noch immer Hermine liebte — nicht sie. Und aus dieser Erkenntnis stieg eine andere in ihr auf, eine schlimmere, die, daß er sie nie geliebt hatte. Daß sie ihm ein Surrogat für das Versagte gewesen war — nichts weiter.

Es fiel etwas in ihr herunter, tief und schwer. Und dann stieg aus dem Schutt ihres Glückes, ihres Vertrauens eine wilde Flamme empor und züngelte nach ihrem Kopf. Und sie sagte mit einer klaren, hellen, ihr aber fremden Stimme: „Du hast wohl vergessen, daß Hermine dich ’rausgeworfen hat? Willst du das zum zweitenmal riskieren?“

Robert stand still, wie vor den Kopf geschlagen. Dann erwiderte er mit haßfunkelndem Blick: „Danke für die liebevolle Erinnerung.“ Und ging zur Tür hinaus.

So zerbrach die Lüge ihrer Ehe im ersten Anprall an die Wahrheit. Und die Wahrheit war, daß Robert Hermine liebte. Und daß Lili es wußte.

Von jenem Tage ab war Lilis Wesen wie vereist. Jetzt konnte sie Roberts Hand nicht mehr fassen, auch wenn er sie ihr einmal entgegenstreckte. Wenn die Leidenschaft in ihm aufloderte und er Lili in die Arme nahm, so dachte sie: er will sich betäuben, um nicht an Hermine zu denken; war er freundlich mit ihr — und er hatte noch immer etwas von der knabenhaften, naiven Zutraulichkeit, die ihr junges Herz ihm zugewinnen wollte, dann dachte sie: wäre Hermine jetzt hier, so würde er dich gar nicht sehen; war er verstimmt: er trauert um sie; scherzte und lachte er: er verstellt sich, um dich zu täuschen. War er gut: er zwingt sich zu dir; war er gereizt: du bist ihm zuwider, weil er dich mit ihr vergleicht. Was immer sie taten, wo sie gingen und standen, Hermine war mit ihnen, war zwischen ihnen. Lili dachte bewußt an sie, Robert unklarer. Aber er wollte sich entfliehen, griff bald nach Lili, bald nach Katiza. Aber Lili wich ihm aus; die Dombrowska mit ihrer Koketterie und ihrem schmeichelnden Wesen zog ihn wohl für eine Weile an; aber auch sie kostete ihn noch zuviel Mühe, zuviel Selbstbeherrschung und Gêne; ihn dürstete nach stärkeren und bequemeren Betäubungsmitteln. Von jener Zeit an gingen die Herren öfter zusammen aus, ohne die Damen, und wenn Robert wiederkam, duftete er nach Zigaretten und starken Parfüms. Dann widerte er Lili an, und sie entzog sich ihm schroff. Da ging er immer öfter aus, bald ganz allein. Und endlich geschah es, daß er manchmal halb berauscht zurückkehrte.

Da zog sich Lili ganz von ihm zurück und hielt sich auch sonst sehr einsam. Ihr Gesicht wurde magerer und blasser, ihre rosige Jugend verblich; sie verlor ihren Reiz. Sie begann zu kränkeln; Robert aber ahnte nicht den Grund. Und sie sagte ihn nicht. Scham und Stolz schlossen ihr den Mund, denn der Vater ihres Kindes liebte sie ja nicht.

Sie freute sich nicht auf das Kind. In dieser Krise fühlte sie, die selbst noch ein Kind war, daß sie wohl einer festen Hand bedurft hätte, die sie leitete, statt daß sie selbst bald leiten sollte. Und sie war voller Bitterkeit, daß sie nun leiden sollte um eines willen, der sich nichts aus ihr machte. So, weil sie ohne Geduld litt und keine freudige Hoffnung am Ziel ihres Passionsweges stand, wurde ihr Leiden unerträglich. Stolz und Trotz verboten ihr jede Klage; aber ihre Nerven wurden immer reizbarer. Robert nahm ihre Ausbrüche als schlechte Laune und Mangel an Selbsterziehung und erwiderte sie mit steigender Ungeduld. Das stete Zusammensein mit den Freunden verschärfte natürlich jede Kränkung, die eins dem andern durch ein böses Wort, durch noch böseres Schweigen zufügte. Und Katizas immer rosige Laune,

ihre heitere und freundliche Schmiegsamkeit waren gewiß geeignet, Lilis Verbitterung durch den Gegensatz noch schwärzer erscheinen zu lassen.

Als sie endlich die Heimreise antraten, waren Schicksal und Art ihrer Ehe schon entschieden. Sie reisten im selben Coupé; sie nächtigten in demselben Schlafraum, speisten am selben Tisch, unterhielten sich miteinander, Robert sorgte höflich und zuvorkommend für Lilis Behaglichkeit — und sie waren doch jeder mit sich ganz allein, jeder ganz einsam mit seinen Gedanken und seinem Kummer.

So reisten sie durch Frankreich. Als sie nach Deutschland kamen, lag das vom Rhein bis zur Spree im Schnee. Wenn Lili durch die Glasscheibe des schmalen Korridors ins Weite sah, standen die Berge so weich und die Wälder so feierlich da, und es war eine so tiefe Stille in der Welt, daß sie ihr Herz pochen hörte. Und der Frieden auf der Erde senkte sich schwer wie lastender Schnee auf niedere Dächer auf ihr unruhvolles Gemüt. Er stand neben ihrer Pein wie ein großes, schönes Marmorbild neben einem häßlichen, kleinen Kranken, daß sie ihren Schmerz wie eine Sünde und eine Widrigkeit fühlte. Die Natur tat nicht ihre Arme auf, ihr krankes, heißes Herz mütterlich zu umfangen; sie hob den großen, weißen Finger mahnend, beschämend. Das arme Kind fror; eine Sehnsucht kam über es nach warmen Händen und Worten, und Lili ging ins Coupé zurück und setzte sich neben Robert. Aber er blickte sie nicht an, und sie fand nicht den Mut, nahe zu ihm hinzurücken und ihre Schulter an die seine zu schmiegen.

Und das Gefühl grenzenloser Verlassenheit kam jetzt erst recht über sie und drückte ihr die Kehle zu. Sie stand wieder auf und stellte sich an ein Korridorfenster, damit sie nicht laut aufschluchzen müßte.

Und dann meldete sich Berlin.

Endlose Lichterreihen an den Geleisen, in den vorüberbrausenden Zügen, in den langen Bahnhöfen, in den Fabriken, die von oben bis unten wie funkelnde Laternen aussahen, an Schuppen, in den Straßenzügen der Vororte, in den elektrischen Bahnen, die über, neben, unter ihnen dahinschossen — jetzt eine Flut von Licht aus vier Straßen, die sich weit vor ihnen auftaten — nun Wasser, umgeben von Lichtern, Goldstreifen im Fluß, und leuchtende Straßen tief unter ihnen — Licht, Licht, überall Licht: das war Berlin.

Lili drängte sich an Robert. Im Augenblick hatte sie alles vergessen, außer daß sie nun beide zu Hause waren. Er merkte nicht auf sie; ihn hatte die Unruhe des Ankommenden ergriffen; er stand auf, langte in die Wagennetze nach dem Gepäck, fuhr in die Westentasche nach den Fahrkarten. Der Zug hielt im Bahnhof Zoologischer Garten.

Sie stiegen aus, drängten sich, den Gepäckträger hinter ihnen, durch die Menge der Ankommenden, passierten die Schranke, bestiegen eine Droschke.

Auf Lilis Bitte ließ Robert das Verdeck niederschlagen.

Die Prachtstraße des Kurfürstendamms hinunter — über die Eisenbrücke von Halensee — noch eine matt erleuchtete Straße: sie waren im Grunewald.

Wieder im Schnee. Aber nun in ihrem kleinen Wagen wie körperlich mitten darin, in allen Einzelheiten. Die köstlich reine Luft blies ihnen ins Gesicht und wie ein belebender Atem in die Lungen. Die Laubbäume neben ihnen hoben ihr kahles Geäst schwarz und fein von dem blauweißen Grunde. Wieder stand der Vollmond wie eine goldene Pomeranze am hellblauen Himmel, und die Lampen sahen auch goldgelb aus gegen das viele Blau und Weiß. Die Tannen warfen tiefe, grünschwarze Schatten auf den Weg, ein Streifen Schnee sah im Licht einer elektrischen Lampe grünblau aus wie eine Pfauenfeder und beinahe dicht daneben ein anderer Streifen rosig überhaucht. Auf den Kiefern lag der Schnee dick und schwer; die Heideparks sahen friedvoll weiß aus schwarzem Gestrüpp, und das weiße Feld dahinter dehnte sich merkwürdig weit, fern, feierlich. Und doch war alles heimelig vertraut.

Und nun eine ganz einsame, im Schnee vergrabene Straße, ein kleines, vom Souterrain bis zum Dach erleuchtetes Haus.

Der Wagen hielt.

Die Haustür öffnete sich. Die zarte Gestalt von Lilis Mutter stand darin.

„Lilichen!"

„Mama!"

Robert sprang vom Wagen, hob Lili herunter; sie lief die Stufen hinauf und faßte die Mutter in beide Arme.

„Mama! Mama!“

„Kind! Lilichen! Na na, wer wird denn, du Dummchen!“

Und der Mutter Wangen gestreichelt und geweint — geweint — alle verhaltenen Tränen da draußen in der Schneedämmerung vom Herzen geweint.

Als Robert mit dem Ablohnen des Kutschers, mit den Weisungen an Diener und Mädchen wegen des Gepäcks fertig war und sie ins erleuchtete Haus traten, hatte Lili schon ihre Tränen vom Gesicht gewischt und versuchte zu lachen.

Aber die Mutter sah sie immer wieder verstohlen an und rasch wieder weg, wenn sie ihren Blick ertappt fühlte.

Sie mußten sich gleich an den reich gedeckten, blumengeschmückten Tisch setzen; Mama selbst legte „dem Kinde“ immer neue Leckerbissen auf den Teller.

„Iß man, Lilichen. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Ihr habt in Paris gewiß beide nicht ordentlich gefuttert. Robert sieht auch ganz mies aus.“

Nun lachten beide und versicherten, sehr wohl und vergnügt zu sein.

Als Mama sich endlich davon überzeugt hatte, daß in Lili „gar nichts mehr 'reinginge“, führte sie ihre Kinder durch ihr neues Haus und zeigte ihnen alle Zimmer, deren Einrichtung sie bis dahin nur einzeln gesehen hatten, und die jetzt in geschmackvoller Zusammenstellung sehr hübsch wirkte. Lili und Robert empfanden allmählich wirklich etwas von dem Stolz eines jungen Ehepaares auf sein erstes Heim und wurden darüber in Wahrheit und Natürlichkeit munter wie beschenkte Kinder.

„Ihr könnt das nun alles nach eurem Geschmack umkrempeln,“ sagte Mama. „Das macht erst den rechten Spaß. — Aber nun hab' ich dir was Besonderes zu zeigen, Lilichen. Komm man mit. — Nein, du nicht, Robert; wart man im Herrenzimmer auf uns; jetzt wollen wir unter uns Pfarrertöchtern sein.“

Sie faßte Lilis Arm und rief lachend über die Schulter zurück: „Mang uns mang ist keiner mang, der nicht mang uns mang gehört.“

„Mang“ heißt nämlich „zwischen“ auf ostpreußisch, und die zierliche kleine Mama bediente sich ihres angeborenen derben Idioms bei besonderen Gelegenheiten mit vielem Behagen an dem drolligen Gegensatze, in dem es zu ihrer Erscheinung und Art stand.

Sie zog nun Lili die Treppe hinauf zu einem Zimmer, das sie noch nicht betreten hatten.

„Deine Stube,“ sagte sie auf der Schwelle und ließ Lili eintreten.

Vor Lili lag die Erfüllung eines lang gehegten Herzenswunsches. Von der Decke herab leuchtete eine rosig verhüllte, schöne Kupferlampe mit zartem Dämmerlicht in ein Rokokozimmerchen, Polster und Vorhänge in Perlgrau mit Rosengewinden, ein Teppich in denselben Farben und Mustern, vergoldete, geschweifte Schränkchen, Tischchen, Stühlchen — ein kleines Prinzessen- oder Puppenparadies.

Und Lili erfuhr bei der Erfüllung dieses ihres Mädchenwunsches, was so oft den lang gehegten Wünschen geschieht: als er ihr nun erfüllt wurde, war sie über ihn hinausgewachsen.

Aber viel mehr, als es damals der Fall gewesen wäre, wo sie ihn mit Jubel verwirklicht gesehen hätte, rührte sie jetzt die Güte, die ihn ihr beschert hatte.

Sie fiel der Mutter um den Hals. Die aber zog sie zu einem der Schränkchen und zog an zwei Bronzegriffen eins der bauchigen Schublädchen ein wenig auf.

Schneeiges, Spitzenbesetztes, Bebändertes, winzig Kleines kam zum Vorschein.

„Ist's richtig, Lilichen?“ flüsterte Mama und sah schamhaft von der Tochter weg bei der Frage.

Lilis Herz, das eben noch freudevoll war, sank trübe und schwer hinab.

„Ja,“ sagte sie.

„O du glückselige Kreatur!“ jubelte Mama. „Nun kann Robert auch kommen! Nein, nein, ist das aber nett! — Robert! Robert!“

„O Gott, Mama — bitte, sag' es ihm nicht!“

„Ihm sagen — ?“

Mama sah ihr Kind entsetzt an.

„Ja weiß er denn nicht?“

„Nein.“

Da wurde die kleine Mama sehr blaß und strich sich verwirrt über die Stirn, als

habe sie eine plötzliche Todesnachricht erhalten. Vielleicht war es auch so etwas: die Nachricht vom Tode eines Glückes.

Am nächsten Tage, als Lili und Robert die Eltern besuchen kamen, hatte sich die leichte Natur der kleinen Mama schon wieder zurechtgefunden. Ihre eigene Ehe war zu Anfang auch nicht gewesen, was sie glücklich nannte; es hatte viel Sturm und Regen darin gegeben; aber zuletzt hatte sich alles zurechtgezogen zu einem nicht gerade strahlenden, aber ruhigen, ein wenig bedeckten Tage. Sie flüsterte der Tochter ab und zu eine Andeutung darüber ins Ohr, einen Rat, nur gleichmäßig heiter und friedlich ruhig zu sein und „Unarten des Gemahls" auf die leichte Achsel zu nehmen, wie sie selbst es stets getan.

Lili aber, als sie ihren ernsten, stillen, früh gealterten Vater nun nach ihren eigenen, reifenden Erlebnissen wiedersah, wurde zum erstenmal von der Ahnung erfaßt, daß seine „Unarten," seine Heftigkeit und üble Laune, vielleicht ihren Grund in einem schweren Herzen gehabt hatten, das sich mit den Enttäuschungen des Lebens nicht so leicht hatte abfinden können wie das ihrer Mutter. Und sie fühlte sich zum erstenmal dem Geiste nach als sein Kind. Es zog sie mehr zu ihm hin als zu der liebenswürdigen kleinen Mama, bei der sie wohl fühlte, daß sie sich mit anderer Leid nicht gern belastete, und daß sie es darum wegscherzen und wegliebkosen wollte.

Aber sie kam auch ihrem Vater nicht recht näher. Er war eine einsame Natur geworden und verstand Lilis schüchterne Annäherungsversuche nicht, kämpfte auch schon damals mit einem beginnenden schweren Leiden.

So stand das junge Geschöpf, vielbeneidete Gattin eines schönen und reichen Mannes, geliebt von guten Eltern, umgeben von Freundinnen, die ihr Glück priesen und beneideten, in ihrer Heimat und ihrem eigenen Hause — ganz allein, ganz einsam.

Die Gatten lebten sich immer mehr auseinander. Sie sahen sich fast nur noch bei Tische. Robert kam um fünf nach Hause und fuhr nach Tisch meist wieder nach Berlin. Er hatte Lili zuerst manchmal aufgefordert, ihn in ein Theater zu begleiten; als sie ablehnte, nahm er's für Eigensinn und ließ sie gewähren mit der verstockten, höflichen Ruhe, in die sie sich einander gegenüber eingewöhnten.

So kam das Frühjahr, und Robert nahm seine Ritte wieder auf. Er blieb dann lange aus, nächtigte sogar oft auswärts. Dabei sah er verfallen aus, krank oder überangestrengt oder verwüstet. Lili begann nun doch unruhig zu werden, sowenig sie sich's Wort haben wollte. Sie fing an, auf Worte zu merken, die Bekannte, Dienstboten, ja selbst ihre Mutter hie und da fallen ließen über Ausschweifungen junger Männer, denen ihre Frauen Einhalt tun sollten. Die Ohnmacht, zu der sie sich der Sachlage gegenüber verurteilt fühlte, erbitterte sie gegen ihr Schicksal, gegen Robert.

Einmal, nach dem Essen, kam ihre Mutter, gerade als Robert sich verabschieden wollte, um auszureiten. Da sagte Mama mit einem ihr sonst fremden, nachdrücklichen Ernst: „Du solltest nicht soviel reiten, Robert. Es bekommt dir schlecht, und Lili ist zuviel allein."

Robert wurde rot wie ein ertappter Junge, und wie ein trotziger Junge warf er den Kopf auf und erwiderte: „Ich habe Lili anfangs oft vorgeschlagen, mich zu begleiten; es hat ihr aber nicht beliebt."

Mama sah von einem zum andern.

Lili war so rot wie Robert; sie blickten jeder mit zusammengezogenen Brauen ins Leere.

Da sagte Mama langsam: „Lili soll reiten? — Ja, hast du denn keine Augen, Robert?"

Robert sah Mama an — sah Lili an — wurde noch röter und sagte ungewiß, verwirrt, benommen: „Ja — verstehe ich recht? Lili — ?"

Da drückte eine Faust Lilis Herz zusammen, daß alle Bitterkeit herausquoll, die sich darin angesammelt hatte, und sie, die Bitterkeit, stieß hervor: „Ja. Leider."

Robert stand wie vor den Kopf geschlagen und starrte Lili an.

Und Lili starrte ihn an.

Aus seinem schönen Gesicht, das sie einst so sehr geliebt, starrten ihr alle die Kränkungen, die er ihr angetan, alle die Wüsterei, vor der ihr ekelte, starrte ihr ihre verpfuschte Jugend, ihre verdorbene Liebe entgegen.

Ihre Mundwinkel zogen sich herab, ihre Augen funkelten.

So sah sie ihm ins Gesicht. Dann kehrte sie sich von ihm ab und trat ans Fenster.

Hinter ihrem Rücken hörte sie die Tür hart ins Schloß fallen. Sie wandte sich nicht um.

Am nächsten Tage kam Robert auch nicht zu Tisch. Von da an ließ er oft durch das Telephon absagen. Es war deutlich, er wollte seine Frau nicht sehen. Sie aber war zu jung, zu unfertig, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu verstehen — und zu verzeihen, daß er einer von den unglücklichen Menschen war, die in ihrem tiefsten Wesen von der Gnade anderer leben, die die Anerkennung, die Liebe, das Vertrauen oder die Herrschaft eines andern Menschen brauchen, um sich daran zu halten, und die straucheln, fallen, ihren starken sinnlichen Trieben zusinken, wenn dieser Halt zerbricht. Als ihm der starke Halt, Hermine, sich entzog, war Robert gestrauchelt. Er hatte nach Lili gegriffen und sich an ihr eine kurze Zeitlang gehalten. Aber sie war zu schwach, ihn zu tragen, und so ließen sie einander fahren, und er sank nun mit unheimlicher Schnelle — sank um so rascher, als er sich schämte, daß selbst sie, die er noch immer für das kindische, eitle und leere Geschöpf hielt, als das er sie erkannt zu haben glaubte, ihn so tief unter sich selber achtete.

Aber er wußte, daß er sank, und hatte immer das Bild dessen im Auge, was er gewesen war, da er neben Hermine lebte. Dies Bild war ihm eine Pein — und doch brauchte er es, um wenigstens in der Vergangenheit, in dem, was er doch einmal gewesen war, in seiner Erniedrigung einen Unterschlupf für einen Rest von Selbstachtung zu finden.

Der Frühling ging in den Sommer über. Lili ließ sich jetzt auch vor den besten Freundinnen verleugnen, lag ganze Tage in ihrem verdunkelten Zimmer und fühlte sich elend zum Tode. Stundenlang dachte sie nichts wie das Psalmwort: ‚Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht,‘ und an dem Wort entfesselte sich der Hang, mit Tränen das Leben wegzuschwemmen.

Aber als der Juni sich dem Ende nahte, wurde ihre Last leichter, ihre Gesundheit besser. Ihre Jugendkraft richtete sich wieder ein wenig auf.

Und eines Morgens, als sie das Fenster öffnete, kam ein lieblich feiner Duft über ihren kleinen Garten dahergeschwommen. Da wußte sie: auf dem Schmargendorfer Weg blühten die Linden.

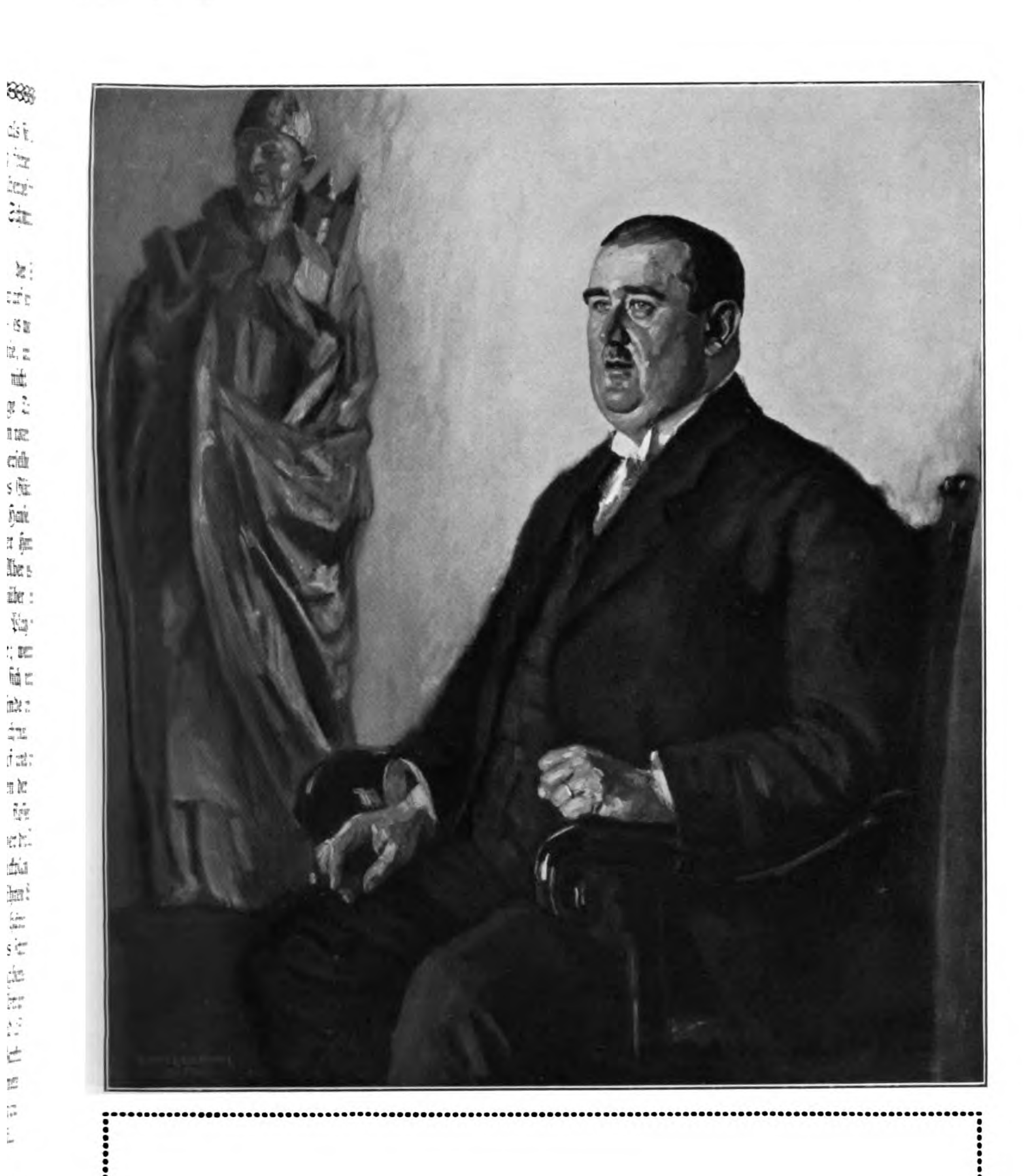
Eine Sehnsucht nach der Schönheit draußen kam ihr. Sie warf ein leichtes, loses Morgenkleid über — es war damals noch einsam in der Kolonie, und die einheimischen Damen dachten nicht daran, zu einem Morgenspaziergange Toilette zu machen. So nahm sie ihren roten Sonnenschirm — es war noch derselbe, der im vorigen Jahre ihr törichtes Glück gesehen — und stahl sich aus dem Hause.

Auf der Bank vor der Herthastraße mußte sie schon rasten. Aber es saß sich schön da, die Sonne gegenüber, und, von ihr beschienen, der kleine Platz mit den blühenden Bäumen vor ihr; weiter rechts ein Heidepark, über dem sich rotbraune, feine Gräser im Morgenwinde in leichten Wellen bewegten. Manchmal blitzten Funken an den Halmen auf und tauchten wieder unter. Die Konturen der Kiefern, die den Garten begrenzten, flossen in der Sonne ganz auseinander; aber die Tannen im Vordergrunde des Schmuckplatzes standen deutlich da und ließen ihren Behang wie blitzende Silbertroddeln hängen oder wie Kristalle, durch die Grünes schimmerte und noch etwas Weiches, Unsagbares. Der Morgennebel hing noch als silbriger Duft um den Fuß der Sträucher und löste ihre Formen auf. Jetzt kam der Parkwächter hinter den Bäumen hervor, öffnete seinen Wasserschlauch, und ein Springquell von funkelnden Diamanten überstäubte die Sträucher.

Da wollte Lili noch mehr Wasser haben, stand auf und ging zur Brücke über dem See. Der Weg macht kurz vor dem See eine Biegung, und so war sie der Brücke schon sehr nahe, als sie eine schwarze Frauengestalt am rechten Geländer lehnen sah. Sie kehrte ihr aber den Rücken zu, und Lili gedachte leise auf die linke Seite zu gehen, so daß sie die ganze Breite der Brücke zwischen sich und sie legte. Aber der Kies unter ihren Füßen knirschte, und die schwarze Dame wandte sich nach dem Geräusch um.

Sie standen beide wie festgenagelt.

Es war Hermine. Lili hatte sie nie in



Bildnis des Museumsdirektors Dr. Koetschau

Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Schwarz gesehen, und Hermine hatte Lilis Gestalt ganz anders in der Erinnerung, wie sie jetzt vor ihr stand. So brauchten beide einen Moment, um sich zum Bewußtsein zu bringen, wem sie gegenüber standen. Dann machten sie beide eine Bewegung, Hermine vor-, Lili zurückzugehen. Aber beide mußten sie noch einmal nach der andern hinblicken. Und Lili sah, wie überschlank Hermine geworden war, und ihr Gesicht so bleich und — so alt! Sie war noch immer schön, schöner vielleicht als früher in dem herben, großen Zuschnitt ihrer Erscheinung; aber jede Spur von Jugend war von der noch nicht Dreißigjährigen wie weggewischt. Und Lili sah neben diesem herben Antlitz einer tragischen Muse das in siegreicher, warmer Lebensfülle strahlende Mädchengesicht, das vor wenig mehr als einem Jahre über der Geige dem jungen Robert entgegengeglüht und das aller Schicksal heraufbeschworen hatte. Und sie dachte an Roberts verwüstetes Gesicht und sah an ihrer eigenen Gestalt herunter und rief: „Ach, Hermine, wie unglücklich sind wir alle drei geworden!“

Herminens Gesicht überflammte sich; in ihre Augen stieg der Zorn. Dann aber sah sie die Veränderung, die auch mit Lili vorgegangen war und auch deren Jugendreiz weggewischt hatte. Sie wußte ja von Roberts wüstem Leben. Und statt des Wortes, das die Unverschämte zurückstoßen sollte, die an geheime Wunden zu rühren wagte, kam ein anderes.

Hermine trat ein paar Schritte auf Lili zu; es sah aus, als wollte sie ihr die Hand hinstrecken. Sie tat es nicht, aber sie sagte in ihrem alten, rauhen Ton: „Mußt wohl viel leiden, Kleine?“

Lili stiegen Tränen in die Kehle, sie konnte nur den Kopf neigen.

Da sagte Hermine mit verhaltenem Ton: „Dafür hast du aber nachher das Kind — du bist doch eine glückselige Kreatur.“

Da war wieder das Wort, das schon die Mutter Lili entgegengerufen hatte. Es warf ihre Fassung ganz zusammen.

„Ich will es nicht! Ich will sein Kind nicht!“ stieß sie heraus.

Gleich aber kam ihr die Scham, und ihr Unglück, das sie schamlos gemacht, fiel mit Klauen und Zähnen über sie her. Sie vergrub das Gesicht in die Hände, legte es auf das Brückengeländer und schluchzte.

Da fühlte sie Herminens Hand auf ihrer Schulter.

„Arme Kleine!“ sagte Hermine. „Aber weißt du, wenn ich ein Kind hätte, mit Blut und Tränen wär's mir nicht zu teuer erkauft. Barfuß wollt' ich drum nach Rom wandern — oder gar nach Paris, was für meine seelische Konstitution viel schlimmer wär'.“

Sie lachte, und Lili mußte durch ihre Tränen ein wenig mitlachen, so befreiend wirkte Herminens Humor, wenn sie ihn einmal walten ließ.

„Ist auch schlimmer,“ sagte sie und folgte Hermine zu der Bank, auf die sie sich nun nebeneinander setzten. Hermine nahm ihre Hand von Lilis Schulter; da faßte Lili sie und küßte sie.

Sie zuckte ein wenig.

„Ih, wer wird denn?“ schalt Hermine. Und dann ganz in ihrem alten Mentorton: „Sag' mal, Lili, übst du auch noch ordentlich?“

Lili senkte den Kopf.

„Ich hab' die Geige nicht mehr berührt — seit — damals.“

Über Herminens Gesicht zuckte es. Doch sie faßte sich gleich.

„Das ist aber sehr unrecht,“ schalt sie. „Du hast Talent; das verpflichtet.“

Lili erkannte wohl Herminens Absicht, ihr Ablenkung und Trost in der Arbeit zu geben. Aber sie wollte keinen Trost.

„Ich kann jetzt die Musik nicht vertragen,“ antwortete sie halb trotzig, und dann leise: „Sie nimmt mir die Fassung.“

Hermine schwieg und senkte den Kopf. Dann aber hob sie ihn wieder und sagte frank: „Na ja, zuerst tut sie weh. Aber wenn man seinen Schmerz nicht kajoliert, sondern ihn niederzwingt — du glaubst nicht, Kleine, wie feig er sich da duckt. Vor ehrlichem Willen nimmt er Reißaus, und man weiß zuletzt gar nicht, wo er geblieben ist.“

„Aber die Musik kajoliert ihn.“

„Ih, keine Spur. Man muß sie bloß nicht dazu mißbrauchen, Kleine. Üben mußt du — arbeiten auf der Geige — nicht flennen — mit Tonleitern hat noch kein Mensch ein Herz zerbrochen — höchstens sich die Finger und andern die Ohren.“

Sie lachten beide, und dann schüttelten sie sich die Hände und gingen auseinander. Keine hatte die andere zu sich eingeladen oder eine weitere Zusammenkunft angeregt. Aber Lili war, als hätte sie eine wunderschöne Sache, die sie einmal besessen, wiedergefunden und von neuem verloren. Sie trug nun eine große Sehnsucht in sich, die sie schmerzte und reinigte.

Und ihr war, als hätte sie etwas, das sie mit jener noch reinen, noch lichten Zeit, da Hermine ihr Idol gewesen, verband. Sie griff zur Geige, wie Hermine ihr geheißen. Die ersten Töne zwar brachen ihre Fassung ganz entzwei; sie warf die Geige hin und heulte ihren Schmerz den vier Wänden zu wie ein kleines Kind. Aber Herminens Wille war mächtig über ihr; sie nahm die Geige wieder auf, biß die Zähne zusammen und begann Tonleitern und Solfeggien zu üben. Die Selbstbeherrschung und der Ansatz zum ernsten Arbeiten taten ihr wohl; als sie nach einer Stunde die Violine wieder in den Kasten legte, waren ein wenig Befreiung, ein wenig Selbstachtung in ihr. Die verschaffte sie sich nun alle Tage.

Sie hatte Zeit dazu. Ihren Umgang hatte sie aufgegeben. Die Mutter hatte den Vater nach Karlsbad, von da in die Schweiz begleitet, wo er Genesung von seinem Leiden zu finden hoffte. Anfang September wollte Herr Dörstlinger dann weiter südwärts gehen, die Mutter aber heimkehren, um Lilis Pflege zu leiten.

Robert kam kaum mehr nach Hause. Sahen sich die Gatten einmal an, so sprühte ihnen Haß aus den Augen. Was sich bei Lili darunter an Jammer besudelter Liebe verbarg, wußte sie selbst nicht; aber einmal traf sie den Jammer auch in Roberts Augen, und er packte sie und ließ sie nicht mehr los. Sie begann darüber zu grübeln, wie es möglich war, daß Robert, der doch noch vor einem Jahre, wenn auch schwach und leichtsinnig, so rein gewesen war, so rasch und unaufhaltsam dem Abgrunde zurannte. Nein, nicht rannte — sank, fiel; denn es war, als ob er gar keinen Willen hätte, sondern, losgelassen von einer Hand, die ihn festgehalten, jetzt ins Bodenlose hinabfiele. Und als ob er das wüßte und sich doch nicht halten könne noch wolle. Denn auch sein Vater hatte keine Macht über ihn; es gab furchtbare Szenen zwischen ihm und dem Sohne, die aber nur zur Folge hatten, daß Robert sich auch dem Geschäft mehr und mehr entzog.

Lili aber begann, mitten in ihrem Leiden und ihrem Haß zu Gedanken zu kommen, die über ihr eigenes Ich hinweg nach dem Grunde von Roberts Fall und nach Hilfe suchten. Und immer lauter flüsterte eine Stimme in ihr, sie selbst müsse die Hand nach ihm ausstrecken und ihn zu halten versuchen. Freilich, wenn sie ihn dann sah, verwüstet, feindlich, dann prallte ihr guter Wille an seiner Kälte und ihrem Zorn ab und ihre Hand zog sich zurück. Aber der Gedanke ließ sie doch nicht mehr los. Ihr Gewissen war erwacht.

Vielleicht hatte das Geigen es aufgeweckt. Die Selbstentäußerung, die sie beim Üben betätigen mußte, wirkte auch auf das übrige Leben zurück.

Es war nun Ende Juli und drückend heiß. Lili litt sehr und ging gar nicht mehr aus. Aber sie zwang sich, täglich vor- und nachmittags je eine Stunde zu üben und war froh, daß sie ihren Willen gegen die Tyrannei des Körpers durchsetzte. Sie hatte sich bisher streng nach Herminens Weisung an Tonleitern und Fingerübungen gehalten; an einem der letzten Nachmittage des Juli aber glaubte sie, ihren standhaften Fleiß einmal belohnen und, mit Herminen zu reden, „ihrer lieben Seele Bonbons geben" zu dürfen, indem sie sich endlich an geformte Musik wagte. Sie ging ins Musikzimmer hinunter und wählte unter den Noten.

Es war so angenehm kühl in dem großen, nach Norden gelegenen Raum, daß sie beschloß, dort zu spielen, da Robert, dessen Zimmer an den Saal grenzte, zu Tisch hatte absagen lassen. Es war übrigens erst vier Uhr nachmittags, und sie hatte eine Stunde Zeit bis zu Tische. Sie wollte aber nicht spielen, was sie selbst in glücklicheren Tagen gespielt hatte, und kramte in Roberts Noten, die neben den ihrigen lagen. Es war viel Mozart dabei, und ihr kam die Lust zu sehen, ob sie denn nun „mozartreif" geworden sei, da sie doch soviel erlebt hatte.

Da war in einer Sonate ein Andante, das ihr einfach aussah, auch wenig von den Mordanten, Doppelschlägen und Trillern aufwies, die es allemal „hinter den

Ohren" hatten, wenn man sie elegant spielen wollte. Sie stellte also die Sonate auf das Pult und begann zu spielen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß sie just zu dem Tonstücke griff, dessen mangelhafte Ausführung den Grund zu Herminens Bruch mit Robert gegeben hatte. Von Stund' an hatten sie ja die Musik in Worten und Werken gemieden. Sie stümperte erst eine Weile an dem Andante herum, geriet dann aber in Fluß und merkte zu ihrem Erstaunen, daß sie in der Zeit, in der sie — die rein technischen Übungen der letzten vier Wochen ausgenommen — keine Musik gemacht oder gehört hatte, in ihrem Verständnis, ja selbst in der Fähigkeit, vom Blatt weg zu erfassen und wiederzugeben, mehr gereift war als in der ganzen musikgesättigten Zeit vorher. Zum erstenmal erfuhr sie, daß ein Reifen des Geistes und Charakters durch stark empfundene Erlebnisse auch das positive Können in einer Kunst steigert.

So spielte sie mit immer größerer Freude, und die holden, getragenen Melodien drangen ihr süß ins Herz, so daß sie darüber die ganze Welt vergaß.

Da wurde die Tür zu Roberts Zimmer plötzlich aufgerissen und wieder zugeschmettert, und Robert stand Lili gegenüber.

Er sah rot und aufgeregt aus, und seine Augen blänkerten, als ob er getrunken hätte. So konnte sich auch Lili sein Betragen nur erklären. Ihr Herz klopfte, aber sie bewahrte ihre Haltung und spielte weiter. Da stürzte er auf sie zu, riß ihr den Bogen aus der Hand und warf ihn ins Zimmer.

„Was wagst du?" schrie er sie an.

Lili zitterte an allen Gliedern, sagte aber kalt: „Du bist deiner Sinne nicht mächtig. Leg dich nieder."

Er ergriff ihr Handgelenk und drückte es zusammen, daß sie aufschrie.

Endlich ließ er sie los.

„Du! Du! Du!" preßte er zwischen den Zähnen hervor.

Er sah schrecklich aus in seiner Wut, und Lili mußte ihre letzte Kraft aufbieten, um ruhig zu sagen: „Wenn du jetzt nicht sofort das Zimmer verläßest, rufe ich um Hilfe."

„Um Hilfe, du!" schrie er. „Wen ruf' ich zur Hilfe gegen dich, du Verwüsterin meines Lebens!"

Die Empörung gab ihr Mut.

„Du hast zuviel getrunken," erwiderte sie verächtlich. „Sonst würdest du deine Frau nicht beschimpfen."

„Und du?" schrie er. „Du, die mich ins Gesicht hinein höhnt mit dem, was mich zu dem Menschen gemacht hat, der ich jetzt bin — du, die mir das Stück ins Gesicht wirft, das an meinem Unglück schuld ist, dich durch mein Leben mitschleppen zu müssen —"

Lili wich alles Blut zum Herzen zurück. Sie wurde blaß bis in die Lippen, und mit diesen weißen, bebenden Lippen erwiderte sie: „Ja, es war sehr dumm von mir, dich aufzuheben, als Hermine dich wegwarf. Ich hatte leider Mitleid mit dir."

„Mitleid! Als ob mir nicht tausendmal besser gewesen wäre, wenn ich an meiner Liebe zu Hermine zugrundegegangen wäre, damals, als ich ihrer Liebe noch wert war!"

„Du warst ihrer niemals wert. Ein Mensch, den Hermine geliebt hat und dann wegwirft, muß wertlos sein!"

Robert taumelte zurück, stierte Lili an.

„Den Hermine geliebt — Hermine geliebt —" stammelte er.

Und dann leuchtete wie eine Lohe die Wahrheit der grausamen Worte der Vergangenheit ins Gesicht.

Er schlug die Fäuste vor die Stirn.

„Sie hat mich geliebt — und ich hab' sie verlassen — verlassen um dieser nichtigen, dummen Puppe —"

Er stieß die vernichtenden Worte heraus, in einer Verzweiflung, die Lili Glieder und Zunge lähmte. In diesem schrecklichen Augenblicke aber ging die große, entscheidende Wandlung in ihr vor: sie fühlte nicht mehr sich, sie fühlte ihn. Was nur ganz große Menschen sonst können: die eigene, tödliche Kränkung vergessen und nur an die Qual denken, die sie dem andern erpreßt — das zuckte jetzt in wehen Blitzen durch dieses kleine Herz, als es der Verzweiflung des Verlorenen zum erstenmal ganz auf den Grund sah. Noch lähmte Lili die plötzliche Erkenntnis jeden Entschluß. Sie starrte auf Robert, der, aschgrau und verfallen im Gesicht, wirr vor sich hinstammelte: „Verloren — aus — nicht mehr wert, daß sie mich mit dem Fuße — aus!"

Jetzt aber kehrte er sich mit einem gewaltsamen Rucke um und stürzte nach der Tür.

Lili schrie auf — ein furchtbarer, entsetz-

lich schneidender Schmerz zuckte durch ihren Körper.

Aber der Schmerz löste auch die Lähmung ihres Willens.

Sie stürzte Robert nach, ergriff ihn beim Ärmel, klammerte sich an ihn. Er wollte sie abschütteln. Sie aber nestelte sich mit ihren zarten, kleinen Fingern in seinen Rock ein und rief: „Nein, ich lasse dich nicht, bis du mich gehört hast. Aber komm zum Sofa; ich kann nicht mehr stehen."

Und sie hing sich an ihn und schleppte ihn ins Zimmer zurück.

Als sie saßen, durchfuhr Stich um Stich ihren Körper, als zerfleischten sie scharfe Messer. Aber sie drückte die Fingernägel in die Handfläche und sagte: „Hör' mich an. Ja, ich bin die Schuldige. Wir haben alle drei gesündigt, aber ich am schwersten. Darum will ich jetzt gutmachen. Büßen will ich. Ich lasse dich frei. Ich willige in die Scheidung. Geh, fang ein neues Leben an. Wenn du wiederkommst, ihrer wert, wird Hermine dir verzeihen. Denn ich glaube, sie liebt dich noch heut."

Da sank Robert in sich zusammen, immer mehr, bis er auf den Boden zu Lilis Füßen glitt. Und er legte den Kopf in ihren Schoß und weinte wie ein kleines Kind. Wie einem Kinde streichelte sie ihm das Haar.

Endlich, da er ausgeweint hatte und Lili fühlte, daß sie nicht mehr minutenlang den wütenden Schmerzen würde widerstehen können, die sie zerfleischten, sagte sie sanft: „Steh auf, Robert. Geh. Fang ein neues Leben an."

Er schüttelte matt den Kopf.

„Es ist aus mit mir. Ich fühl's. Aber du hab' Dank. Vergib."

Er küßte ihr die Hände, stand auf und ging, ohne sie anzublicken, hinaus.

Sie hörte noch Hufschlag draußen.

‚Er kommt nicht wieder,' dachte sie. Dann verließ sie die Besinnung. —

Sie hat ihn nicht wiedergesehen. Er ging nach Chile, wo sein Vater Handelsverbindungen hatte. Aber sein zerrütteter Körper widerstand nicht den Angriffen des Klimas. Ein Jahr später hat ihn das Fieber hinweggerafft.

Lili aber rang jetzt mit dem Tode. Doch sie trug ihre Qualen mit Dankbarkeit. Sie ließen sie nicht denken. Hätte sie denken können, sie wäre wahnsinnig geworden. Denn sie liebte ihn und hatte ihn verloren — liebte ihn und hatte ihn verderbt, vielleicht getötet. Das wußte sie jetzt, aber die barmherzigen Qualen des Körpers ließen sie es nicht fühlen.

„Barmherzigkeit!" hat sie immer gemurmelt, und sie haben für Flehen genommen, was ein Dankgebet war.

Und endlich, als die Qualen stärker wurden als sie, nahm die Barmherzigkeit sie ganz in ihre Arme.

Von den nächsten Wochen und Monaten wußte sie nichts.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie in ihrem Bett im Musiksaal. Dahin hatten sie sie gebracht, weil er der größte und kühlste Raum im Hause war und weil er weder Stoffvorhänge noch Teppiche hatte — denn Lili war von einer schweren Krankheit in die andere gefallen, und lange hatte niemand geglaubt, daß sie ihr Lager je wieder lebend verlassen werde.

Aber nun schlug sie die Augen auf und wußte nicht, was mit ihr geschehen war. Ein angenehmes, verwirrtes Gefühl von Erleichterung und Müdigkeit war alles, was sie empfand. Es war grüne Dämmerung im Zimmer, denn die Jalousien waren niedergelassen, aber die Stäbe wagerecht gestellt. Auf einem Tischchen in Lilis Nähe standen in einer japanischen Vase Chrysanthemen. Sie empfand das alles wohltuend; aber die Augen fielen ihr gleich wieder zu. Sie merkte noch, daß sich jemand über sie beugte, versuchte auch, die Lider zu heben; aber sie waren zu schwer.

Sie hat dann von diesem Nachmittag an bis zum nächsten ununterbrochen geschlafen.

Als sie wieder erwachte, war sie ganz munter. Die grüne Dämmerung, das große, leere Zimmer, ihr eigenes Bett und ihre schneeweißen, ganz schmal gewordenen Hände waren ihr schon alte Bekannte.

Aber nun traf ihr Ohr ein Laut — ein sonderbarer, ganz unbekannter, wie der leise, jubelnde Schrei eines erwachenden Vögelchens — und doch ganz, ganz anders.

Sie wollte den Kopf heben, aber er war noch zu schwer; doch brauchte sie auch nur die Bettdecke ein wenig niederzudrücken, denn sie hatten es, das unerhört Neue, so in die Nähe ihres Bettes, ein wenig nach unten hingeschoben, daß es ihre Augen bei ihrem Erwachen gleich sehen sollten. Aber

sie wußten nicht, daß Lili jetzt wachte, denn sie hielt sich ganz still.

Und so sah Lili es — aber zuerst sah sie Hermine. Sie trug ein lichtgraues Kleid, das unter dem Busen mit weißer Schnur gegürtet war — sie hatte die Trauer abgelegt, damit sie Lili nicht erschrecke, wenn sie erwachte. So stand Hermine, schlank und hoch — und so schön! — am Kopfende eines schneeweißen Gitterbettchens und lächelte — oder vielmehr sah mit dem Ausdruck einer himmlischen Freude über die Gitterlehne herab auf ein ganz rundes, ganz rosiges Kindergesichtchen. Das hatte die schwarzen Augen groß zu ihr aufgeschlagen und lachte sie an. Zwei runde, rosige Patschchen, zu Fäustchen geballt, hatte es, eins am Kinn, eins auf die Bettdecke gestreckt. Und lag da, ein Bild des Behagens, und lachte. Und krähte ein bißchen. Hermine lachte es an, und das Kindchen lachte zurück.

„Hermine!" flüsterte Lili, denn rufen konnte sie noch nicht.

Hermine fuhr ein wenig zusammen, trat gleich vom Kinderbett zurück und kam zu Lili.

„Kleine!" sagte sie. „Na, Kleine?"

Das klang so rauh und frisch wie Vorfrühlingswind, der alles Eis auftaut, und sie legte ihre warme, braune, lebendurchströmte Hand auf Lilis blasses Händchen.

„Hermine!"

„Na, was denn?"

Da kniete sie neben Lilis Bett und legte ihre Hand auf Lilis Haar.

„Ich bin nicht wert, es zu haben — nimm du's!"

Hermine stand so rasch auf, als hätten ihr Lilis Worte einen Stoß gegeben. Eine ganze Weile dauerte es, bis sie erwiderte, und es klang rauh: „Red' nicht so dumm."

Aber dann kam's sanfter, gütig: „Red' überhaupt nicht, Kind. Schlaf wieder. Schlaf dich gesund."

„Ich bin gesund, Hermine. — Und du hast mich gepflegt, du, der ich soviel —"

„Still, Lili."

„Und das Kind wär' gewiß auch ohne dich gestorben."

„Na, es war schon gut, daß deine Mama mich zu Hilfe rief. Sie hatten hier ja alle den Kopf verloren. Du wolltest durchaus auskneifen, Kleine."

Sie kniete jetzt wieder neben Lilis Bett und sagte leise, ohne sie anzusehen, als schäme sie sich des Bekenntnisses: „Als ich dich so mit deinen Qualen ringen sah — so ein junges Geschöpf und so hilflos —, und ich dir ein wenig helfen konnte —, da hab' ich dich wieder lieb gewonnen, Lili. Da bist du allmählich zu meinem Kinde geworden." Und dann lachte sie und fügte hinzu: „Ich bin also die Großmutter von Jürgen, siehst du! — Und nun mach' die Augen zu und schlaf!"

Lili küßte ihre Hand, legte ihren Kopf hinein und schlief in der Hand ein, geborgen und warm wie ein Kind im Schoß der Mutter.

⌘ ⌘ ⌘

Seitdem haben sich Lili und Hermine in Jürgen geteilt, oder vielmehr, jede von ihnen ist ganz seine Mutter ohne Neid auf die andere. Von Hermine lernte Lili ihr Kind zu baden und zu pflegen und zu tränken. Von Hermine hat sie es gelernt, das Kind zu erziehen und sich selber. Sie sagt, ohne Hermine wäre sie selbst vielleicht noch ein unerzogenes Kind.

Jeden Morgen holte Hermine Jürgen zu sich herüber, und er spielt zu ihren Füßen in ihrem schönen, großen Garten. Oder er guckt sie mit großen Raffaelschen Engelsaugen an, während sie geigt. Zum Mittag bringt sie ihn Lili zurück, und die beiden Mütter bereden alles, was ihr Kind betrifft, von seinen Höschen an, von denen keins ohne Herminens Rat gekauft und beinahe keins ohne Herminens Klaps zerrissen wird, bis auf die schwierigsten Erziehungsprobleme. Aber noch viel mehr erzählen sie sich von seinen Lieblichkeiten und Drolligkeiten — wenn man drollig nennt, was in seiner himmlischen Vernünftigkeit in grellem Kontrast zu der unvernünftigen Gröblichkeit unsers Wirklichkeitslebens steht.

Jürgen steht noch mit dem Weltall auf du und du; wie ein kleiner Heiliger Franziskus sagt er: meine Schwester, die Sonne, und mein Bruder, der Wurm; er erzählt dem Hofhund Geschichten, damit er sich nicht so langweile, und umarmt die Henne, die „ihm" ein Ei gelegt hat. Den Schnee belobt er, weil er gefallen ist, damit Jürgen schneeballen kann, und dem Regen rät er, aufzuhören, weil Jürgen draußen spie-

len will. Zum Mond sagt er: „Pomm runter, Mond, Jürgen will dein 'sicht teicheln," und den Eiszapfen steckt er in seine Jacke, damit ihn nicht so friere. Die Menschen nennt er alle beim Vornamen und redet sie auf der Straße an als seine Brüder und Schwestern, denen er nur Liebes zutraut. Und es ist gewiß niemand unter ihnen, der sein Vertrauen zu täuschen vermöchte, und wer sich diesen unbedingten Glauben an die Güte der Menschen und Dinge erhalten könnte, der würde siegreich sein wie die Sonne und der Frühling, und alle Welt würde ihm jauchzend dienen.

Weil aber Jürgen so lieblich sieghaft ist, würde seine Mutter Lili, die selbst noch immer etwas von einem lieblichen Kinde hat, ihn vielleicht wild wachsen lassen wie einen jungen Baum im Urwald, wenn nicht seine andere Mutter Hermine da wäre, die ihm die allzu üppigen Triebe weise beschnitte. Die kindliche beugt sich ohne Herzweh der älteren Mutter; sie weiß, Jürgen hat in seinem Blut auch etwas von der Schwäche seiner Eltern gegen sich selbst, und es ist wohlgetan, daß seine andere Mutter ihm das Rückgrat stärke und den Willen härte gegen sich selber. —

Sie saßen wieder dicht beieinander, die beiden Mütter, und sahen Jürgen zu, der zu ihren Füßen Bäume pflanzte. Er riß nämlich Gras vom Wegrande, bohrte mit seinem Hölzchen ein Loch in den Kies und steckte den Halm hinein, im festen Glauben, es werde „morgen" ein Baum daraus werden. Daß dies „morgen" — ein unendlich dehnbarer Zeitbegriff — niemals kam, tat ihm nichts; denn er hatte bis „morgen" die alte Hoffnung vergessen und pflanzte eine neue — der kleine Mensch.

Nun war er seines Gärtnerspiels müde geworden, hatte Hölzchen und Halme beiseite gelegt, war auf die Bank geklettert und saß ein Weilchen still neben Hermine.

Bald aber stand er auf der Bank und näherte seine kleine Nase Herminens Haar. Endlich seufzte er auf, wie er bei wichtigen Entdeckungen zu tun pflegte, und sagte: „Du, Hamine, bist du schon ein bißchen alt?"

Hermine wandte ihm überrascht das Gesicht zu. „Warum meinst du, Jürgen?"

„Na, da sind doch an deiner Seite von deiner Tirn Haale, die sehen danich danz jung aus."

Hermine faßte unwillkürlich nach ihrer Schläfe, wo sich schon ein paar graue Haare eingefunden hatten.

Sie lächelte.

„Ja, Jürgen, ich bin schon ein bißchen alt."

Jürgen schwieg ganz still und sah Hermine mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von zartem Mitleid an.

Dann näherte er seinen Mund ihrem Ohr, sagte aber laut — denn er hatte noch nichts verbergen gelernt und ahmte nur unwillkürlich die Gebärden nach, die er anderen bei solcher Gelegenheit machen sah: „Na, laß man, Hamine, das schad't nicht; ich will die alten Haale man lieb haben."

Und er näherte sein Mündchen ganz zart ihrer Schläfe und drückte die roten Kinderlippen auf die grauen Haare.

Da lachten seine beiden Mütter einander mit Tränen in den Augen an.

Grüne Blätter

Alle Blumen welken in meiner Nähe,
Die Farben entschlummern, die Blätter sinken.

Ich tränk' sie, laß ihnen Sonne, Schatten
Wie andre Frau'n, doch leben sie nicht
Und danken mir's nicht, wie anderen Frauen.

Grüne Palmen spreiten die großen Blätter
Und recken die schlanken Schäfte empor.
Der Efeu hängt lange Ranken, hakt fest.
Und das Farnkraut entfaltet die breiten Wedel.

Wo keine Blüten, da keine Früchte,
Die Einsame schränkt die Hände zusammen
Und sinnt in das weite Gleichmaß der Welt.

Antonie Steimann



Mit Schwert und Pflug

Unseren Schutztruppenoffizieren gewidmet von Hans Osman



Das heroische Zeitalter unserer Kolonien und damit auch die Zeit für unsere Schutztruppe ist vorüber — der Schutztruppenoffizier muß resignieren und der Zivilverwaltung Platz machen. Diesen weisen Satz hört man jetzt oft von allen möglichen „Kolonialpolitikern", und jedesmal, wenn ich ihn höre, ärgere ich mich.

Das heroische Zeitalter — darunter verstehen die Neunmalweisen die lustige, gute alte Zeit draußen, wo die Schwerterorden noch leichter zu verdienen waren, als heute, und wo der Offizier, der in den Kolonialdienst aus der heimischen Armee übertrat, noch bei den alten Tanten in den Verdacht geriet, er hätte zu Hause etwas „ausgefressen". Gott sei Dank, diese letztere Meinung hat nicht allzulange vorhalten können, unsere Schutztruppler haben dafür gesorgt, daß sie schnell genug erstickt worden ist. Aber bestanden hat sie einmal.

Vor zwölf Jahren ließ mich einmal eine sehr liebe Tante hart an, als ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß ein mir nahestehender, junger Offizier gar keine Lust zu haben schien, sich zur Chinaexpedition zu melden. „Das hätte der Junge doch nicht nötig — ob ich etwa sagen wollte, daß er ein ebenso leichtsinniger Bengel wäre, wie ich, der es zu Hause nicht aushalten könne?"

Ich weiß, die alte Dame hat's mir und namentlich unseren Schutztruppenoffizieren später abgebeten, als der Südwester Orlog unsere Schutztruppe auch in weiteren Volkskreisen populär gemacht hatte, aber früher war ihre Ansicht eben die landläufige. Und doch waren damals schon unsere besten Schutztruppler draußen.

Die alte Garde vom Schutztruppenregiment, den Frankfurter Zwölfern: Morgen, Schwabe, François, Liebert — sechsundzwanzig haben wir einmal aufgezählt, die alle aus diesem einen Regiment hervorgegangen sind, sich draußen die Sporen verdient haben! Und vor allem der eine, der Typ unseres Schutztruppenoffiziers: Hans Dominik.

Den Theoretikern, die davon reden, daß die Zeit der Schutztruppe vorbei sei, sollte man gerade diesen einen Schutztruppler vorhalten. Ich weiß, es gibt noch viele solche, wie Hans Dominik, daheim und draußen. Gott sei Dank, daß es so ist, denn Dominik war nicht nur der Typ des Schutztrupplers, sondern der Typ des preußischen Offiziers schlechthin — aber es ist wohl wenigen vergönnt gewesen, ihre Fähigkeiten so auf einem großen, umfassenden Gebiete auszubreiten, wie es gerade ihm beschieden war. Wenn ich darum gerade von ihm erzählen will, so meine ich dabei auch alle die anderen Offiziere, die hoffentlich auch in Zukunft mit Schwert und Pflug draußen im Dienste des neuen Deutschlands wirken werden.

Mit Schwert und Pflug, das ist es gerade, was uns den Schutztruppenoffizier und auch den Unteroffizier in den Kolonien so wertvoll macht. Denn fast alle haben sie auf ihren Stationen im Innern, die sie mit dem Schwerte in der Hand aufgebaut haben, alsbald zum Pfluge gegriffen und sind so zu wirklichen Kulturpionieren geworden. Der Offizier bringt eben in der Regel schon von seinem heimatlichen Berufe her einen sicheren Blick für das Praktische mit, weiß namentlich mit Leuten umzugehen, und das ist in den Tropen für jeden viel, wenn nicht überhaupt das Wichtigste.

> Nicht rechts geschaut,
> Nicht links geschaut,
> Gerade aus!
> Auf Gott vertraut —
> Und durch!

Das war Hans Dominiks Wahlspruch — und nach diesem Spruche hat er die zwanzig Jahre seiner Kameruner Zeit gelebt, vom ersten Tage an, wo er als junger Leutnant unter Morgen und Stettenheim die Buea-Leute zur Raison zwang. Nach dem Spruche hat er gehandelt, als er mit einer Handvoll schwarzer Soldaten die mächtigen Fulbesultanate im Norden Kameruns unter die deutsche Herrschaft beugte, als er ganz zuletzt die Makka in ihren fast unzugänglichen Sümpfen heimsuchte und der gefährlichen, heimtückischen Gesellschaft die Lust am Menschenfleisch austrieb.

Er hat es in seiner Bescheidenheit nie gesagt, aber desto lauter sagten es die weißen Ansiedler und mit ihnen neidlos seine Kameraden von der Schutztruppe: Hans Dominik hat Kamerun mit dem Schwerte erobert! Aber das größere war doch: er hat das eroberte Land noch ein zweites Mal mit dem Herzen erobert.

Sein Name war auch unter den Eingeborenen ein Programm. Er bedeutete ihnen die Verkörperung der deutschen Macht und damit aber auch der deutschen Gerechtigkeit und der deutschen Kolonisationsarbeit. Als Dominik im Jahre 1906 wegen der fälschlichen Anschuldigungen im Reichstage heimberufen wurde, fing es an, in Mittelkamerun zu gären. Selbst um die treue Jaundestation herum, Dominiks eigenste Schöpfung, machten sich bedrohliche Anzeichen geltend. Da ward er, noch ehe sein Urlaub abgelaufen war, wieder hinausgeschickt, um das Land zu beruhigen.

Und seine bloße Ankunft an der Küste bewirkte Wunder, übte mehr Einfluß auf die unruhigen Eingeborenen aus, als es eine ganze Expedition getan haben würde.

In wenigen Stunden trug die Signaltrommel die Kunde, daß Dominik wieder im Lande sei, bis weit, weit ins Innere hinein. Wie ein großer, drohender Vogel flatterte die Nachricht über die Wipfel des hundertjährigen Urwaldes und zog über die weiten Grasländer, überall Angst und Schrecken verbreitend.

„Dominiki a so!" — Dominik kommt! Das Zauberwort brachte mit einem Schlage alle aufrührerischen Gelüste zum Schweigen. Sein Marsch nach Jaunde glich einem Triumphzuge. Meilenweit zogen ihm die Eingeborenen entgegen, stundenlang begleiteten sie ihn unter dem Jubelrufe: „Dominiki, wa so?" Dominik, bist du gekommen?

Und der alte Wute von Ngilla, der noch kurz zuvor nach der Jaundestation die höhnische Botschaft geschickt hatte, die Weißen möchten kommen und möglichst viele Gewehre mitbringen, daß er sie ihnen abnähme, sandte dem Heimkehrenden drei Rosse und viele große Elfenbeinzähne als Ehrengeschenk entgegen. Bei seinem Einzug in Jaunde wurde er von einer nach Tausenden zählenden Menge empfangen, wie ein König, der nach siegreichem Feldzuge in seine Residenzstadt zurückkehrt, wie ein wirklicher Vater des Landes, der er auch im wahrsten Sinne des Wortes war.

Wer das Jaunde, das Dominik geschaffen hat, zum ersten Male sah, der glaubte nicht, daß hier der gefürchtetste Krieger des Landes seinen Sitz hatte. Schon die Straße, die vom Njong-Flusse herauf, 75 Kilometer lang, nach dem festen Platze führte, war vor Jahren, als man noch dicht an der Küste, im sogenannten „Assessorenbereiche", mühselig auf holprigem Eingeborenenwege wandern mußte, in der ganzen Kolonie berühmt. Wie eine der mächtigen Heerstraßen des kolonisierenden Römerreichs, wie eine der Chausseen der napoleonischen Zeit durchzog sie breit und bequem die blühende Jaundelandschaft. Rechts und links lagen schöne, große Dörfer, und die Bevölkerung empfing den durchmarschierenden Weißen mit achtungsvoller Ehrerbietung — er stand unter Dominiks Schutz, und das genügte. Und dann Kongola-Jaunde selbst! Kongola-Jaunde, die mauerumgürtete Feste „Dominikis", die wie ein breiter, behäbiger Herrensitz zwischen grünen Mangobäumen mit ihren weißschimmernden, zwanzig Fuß hohen Bastionen daliegt.

„Alles selbstgebrannte Ziegelsteine, selbstgezimmerte Balken und sogar selbstgeformte und gebrannte Dachziegel!" Seine strahlenden Blauaugen lachten vor Stolz, wenn er dem Gaste sein Jaunde zeigte. Noch stolzer war er, wenn es dann — nach alter heimischer Sitte — nach dem Kaffee „durch die Ställe" ging. Und er durfte stolz sein!

War es ihm doch gelungen, das wilde, ungebärdige Garua- und Adamauavieh, das in den weiten Grassteppen seiner nördlichen Heimat völlig ungezähmt weidete, zu anständigem, reputierlichem Stallvieh zu erziehen, das sich ohne Widerstand von den schwarzen Stallschweizern melken ließ. Und ebenso stolz konnte er auch auf seine großartige Schweinezucht sein, die er durch europäische Eber auf einen hohen Stand gebracht hatte.

Ausgedehnte Reis- und Maisfelder umgaben den Platz, und die Gouvernementswege waren wie unsere heimischen Chausseen mit Obstbäumen eingefaßt. Zur steingebauten Europäerstadt — auch ein Werk Dominiks —, in der wie in einem reichen Bauerndorfe die weißen Kaufleute saßen, führte z. B. eine etwa dreihundert Meter lange Orangenallee, deren Duft zur Blütezeit in schweren, süßen Schwaden hin- und herwogte.

So war Dominiks Stadt, Kongola-Jaunde, die Perle des Südens der Kolonie.

Die vielen Tausende von Eingeborenen, die weit im Umkreise ihre Dörfer hatten, blickten alle nach Jaunde, wo „ihr" Dominik saß, wie zu einem Horte der Weisheit und der Macht. Keiner ihrer Häuptlinge hatte es je verstanden, so klug Recht zu sprechen, keiner hatte die Tiefen ihrer alten Bräuche so fein ausgelegt wie Dominik — keiner aber hatte auch mit so fester, eiserner Faust ihren finsteren Aberglauben so im Zügel gehalten wie er. Der üblen Sekte der „Manntiger", vor der früher kein einsamer Wanderer im Busche, kein sorgloser Schläfer sicher gewesen war, hatte er mit unnachsichtlicher Strenge den Garaus gemacht. So mancher der finsteren Gesellen, die, ein Leopardenfell um die Schultern, lange spitze Messerklingen an allen Fingern, der Schrecken des Landes gewesen waren, hat den hohen Galgen, das Wahrzeichen der Halsgerichtsbarkeit der Station geziert.

Noch nicht vierzigjährig erlag dieser beste Kameruner einer tückischen Krankheit auf der Heimreise, nachdem er den schwierigen Makkafeldzug siegreich beendet hatte. Vielleicht wäre er der Kolonie erhalten geblieben, wenn er, der schon schwer krank in die Makkasümpfe zog, sich noch rechtzeitig geschont hätte.

Als wir ihm auf dem stillen Schöneberger Friedhofe das letzte Geleite gaben, da wurde manches Männerauge naß. Sein Geist aber lebt fort in unseren Schutztruppenoffizieren, die alle wie er bereit sind, mit dem Pfluge in der Hand die Wunden zuzudecken, die sie dem deutschen Neuland mit dem Schwerte schlagen mußten. Und deshalb sollte man allen denen, die behaupten, die Zeit der Schutztruppe sei in den Kolonien vorüber, Dominiks Bild vor Augen halten und ihnen sagen: „Sie fängt jetzt erst an!" Ein großer englischer Kolonalpolitiker hat einmal gesagt: „Gute Gouverneure können nicht in der Heimat erzogen werden, man muß sie draußen in der Kolonie finden!" Dieser Spruch gilt auch für uns.

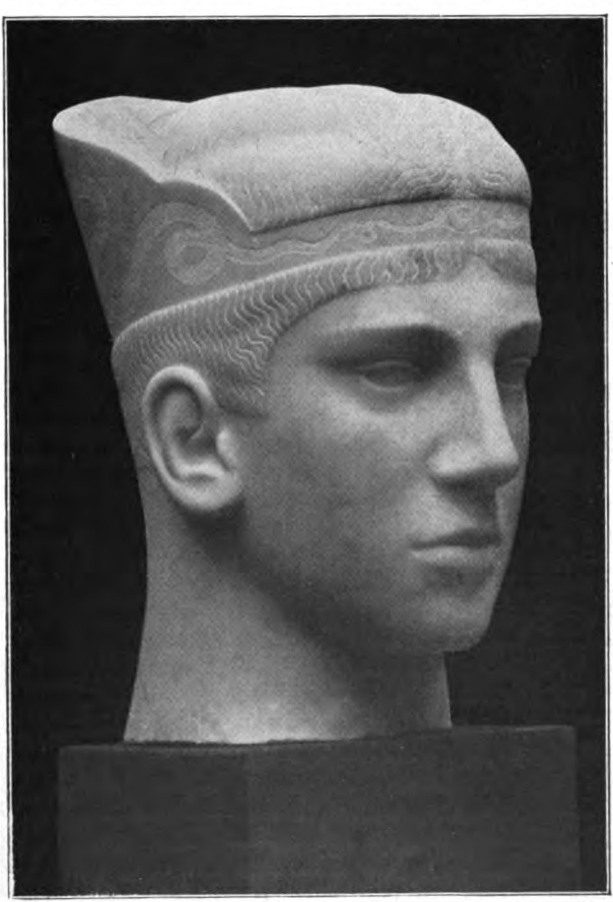




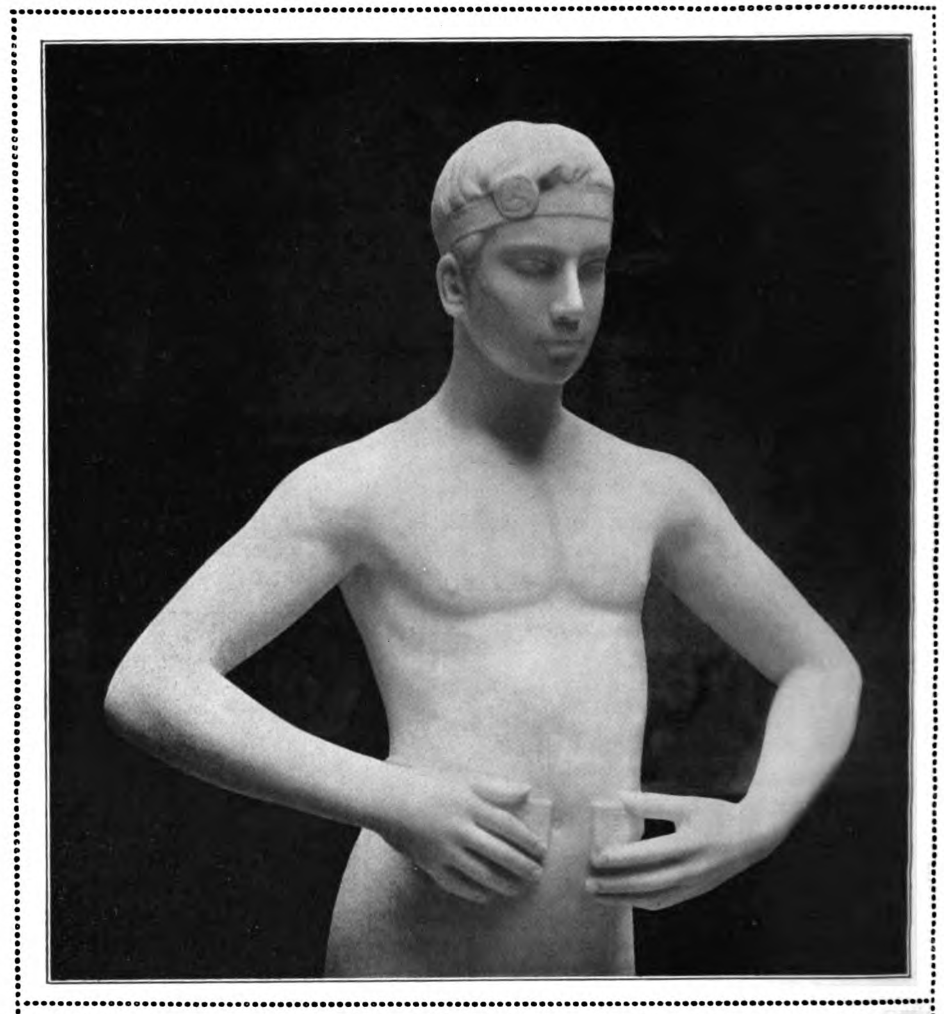

Sascha Schneider. Von Gerhart Rosenhagen-Romint

Unter den Künstlererscheinungen der Gegenwart ist Sascha Schneider ohne Zweifel eine der interessantesten. Nicht nur wegen seiner Abgeschlossenheit gegen die allgemeinen Tendenzen des neuzeitlichen Kunstschaffens, sondern vor allem deshalb, weil seine von hellenischem Geiste erfüllten Schöpfungen gleichwohl einen Künstler mit ausgesprochen deutscher und durchaus moderner Empfindung, eine mit höchster geistiger und seelischer Energie ausgestattete Begabung verraten.

Allerdings ist Sascha Schneider von Geburt nicht Deutscher, sondern Russe. Er wurde 1870 in St. Petersburg geboren und trägt von Mutterseite her Schauspielerblut in den Adern, worauf sich vielleicht sein besonderes Talent zur Menschen- und Charakterdarstellung zurückführen läßt. Aber schon als kleiner Knabe kam Schneider nach einer, ob der Härte des frühverstorbenen Vaters sehr unglücklich verlebten Kindheit nach Deutschland und zwar nach Dresden, wo die um so liebevollere Mutter seine künstlerischen Neigungen verständnisinnig unterstützte und förderte. Er besuchte die Kreuzschule und widmete sich dann, ein mit dem Rüstzeug der humanistischen Bildung glänzend versorgter Jüngling, dem Studium der Malerei auf der Akademie jener Stadt, die seine wahre und echte Heimat geworden ist. Es kostete seinen Lehrer Hofmann, den Oheim



Knabenkopf Bildwerk in Marmor

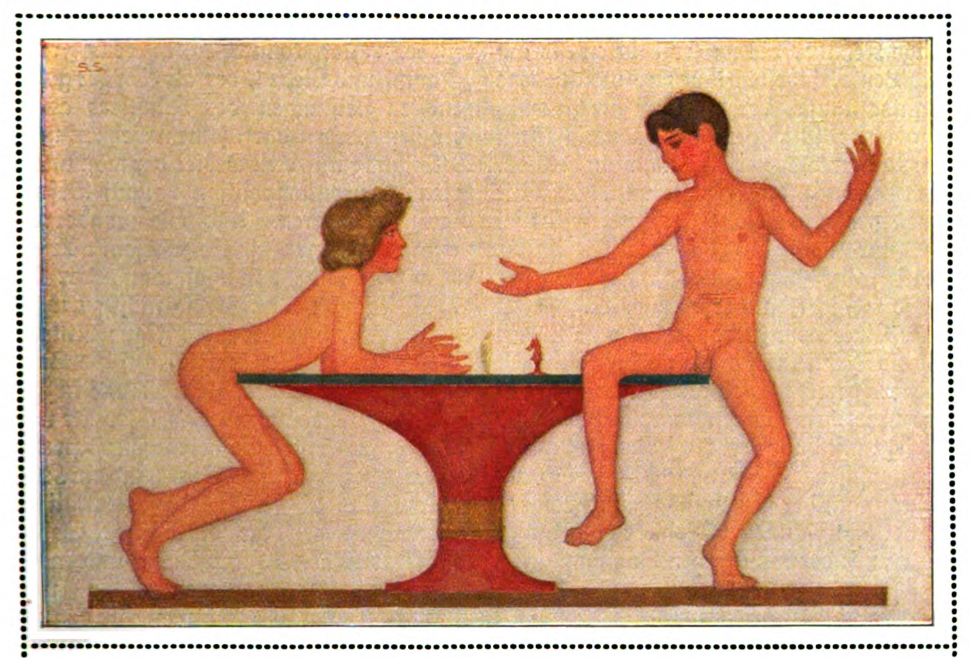


Gürtelbinder (oberer Teil). Bildwerk in Marmor

Ludwig von Hofmanns, nicht viel Mühe, die hervorragenden Eigenschaften des strebsamen, wenn auch eigenwilligen Schülers herauszufinden, obwohl er ihn wegen des eigensinnigen ‚Verbesserns‘ der Natur oft und nicht immer mit den höflichsten Worten tadelte. Der Sinn für Schönheit, die Freude an dem Anblick einer gesunden, kräftigen, normal entwickelten Menschenerscheinung waren bei dem jungen Manne in so hohem Grade ausgebildet, daß er allem Häßlichen, namentlich körperlichen Mißgestaltungen, gern weit aus dem Wege ging. Ästhet strengster Ordnung, fiel er aus allen Himmeln, als man ihm in der ersten Aktstunde einen schmierigen Kerl in zerlumpten Wollkleidern auf das Podium stellte, der, aus dieser unsauberen Schale befreit, durch den abschreckenden Eindruck des leiblichen Kerns den Enttäuschten in schleunige Flucht trieb.

Schneider, der sich hauptsächlich allein weiterbildete, trat zuerst als Zeichner hervor. Eine Reihe monumentaler männlicher Akte und gedankenreicher Kartons machten seinen Namen schnell bekannt. Später offenbarte er sich auch als ausgezeichneter Maler in verschiedenen Freskobildern und mit wuchtigen Ölgemälden, wie den „Ungleichen Waffen“ und anderen.

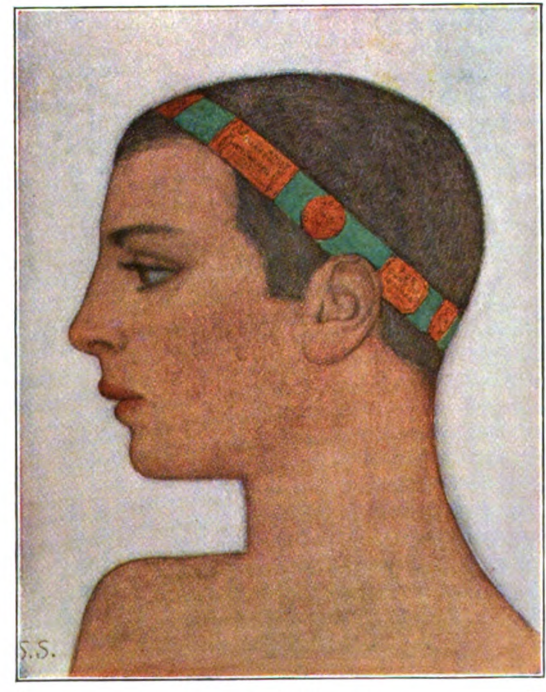
Die Kartons, unter denen „Judas Ischariot“ und „Das Gefühl der Abhängigkeit“



Spielende Knaben. Gemälde

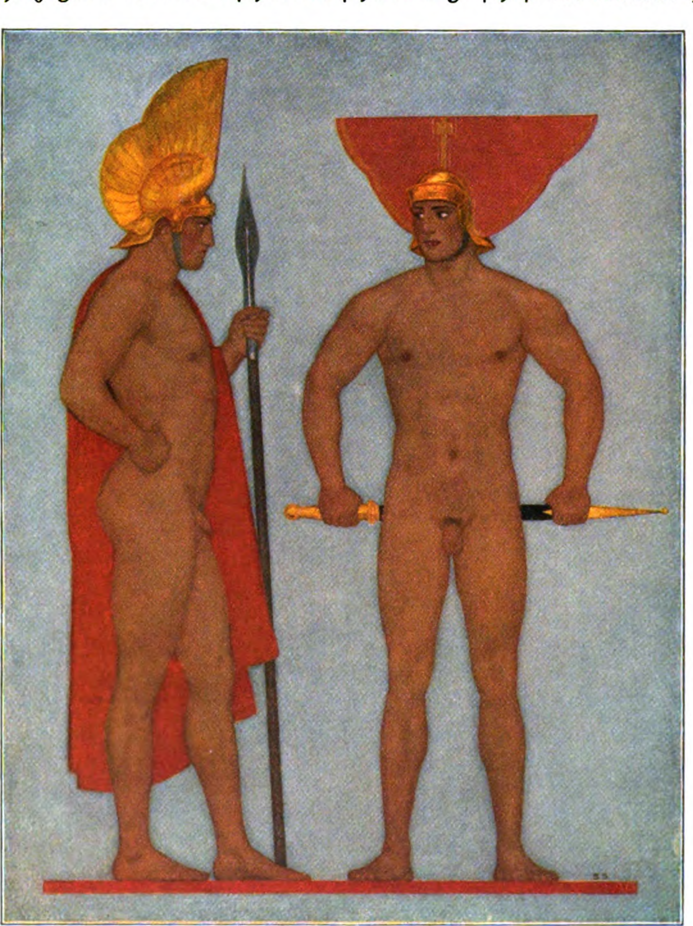
als die bedeutendsten anerkannt wurden, erschienen als Folge bei Breitkopf & Härtel in Leipzig in Holzschnittreproduktionen.

Schon bei der ersten Ausstellung seiner Bilder, die er vor etwa zwanzig Jahren veranstaltete, wurde man auf Schneider in besonderer Weise aufmerksam. Denn bereits damals unterschied sich seine Auffassung so erheblich von den Anschauungen jener noch im Anfangsstadium einer völligen Umwälzung begriffenen Kunstperiode, daß man sogleich den starken, temperamentvollen Willen des jungen Künstlers, seinen festen Entschluß zur Verfolgung einer bestimmten, seinem inneren Wesen entsprechenden Richtlinie erkannte. Es war nur zu natürlich, daß er mit seinen Arbeiten bei den Anhängern der neuen Kunst keine Sympathien erweckte. Schienen sie doch gerade das Gegenteil der Ideale auszusprechen, um die man kämpfte. Daß Schneider, entgegen der Strömung, die mit der Romantik und Adonisierung der Wirklichkeit aufräumen wollte, seine Gestalten mit literarischem Beiwerk umgab, sie zu Trägern tiefsinniger Gedanken und abstrakter Vorstellungen machte, daß er Symbolik trieb, war un-



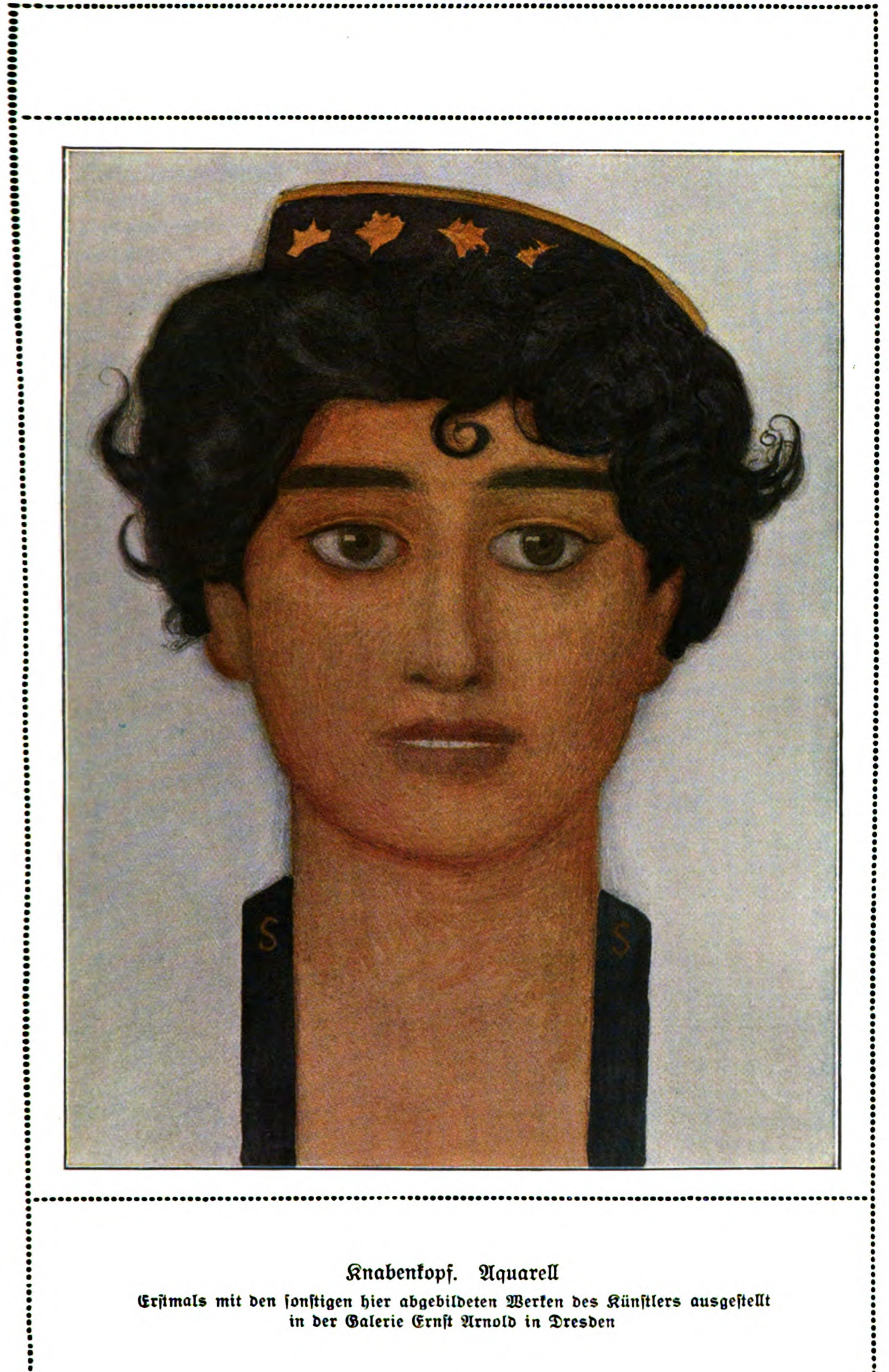
Knabenkopf. Aquarell

verzeihlich. Die große Menge freilich und einige Kenner, die weiter blickten als andere Leute, jubelten ihm zu, verschiedene Staatsankäufe, der Auftrag zur Ausmalung einer sächsischen Kirche verschafften ihm Ruhm. Aber er ließ sich nicht betören. Ihm bedeutete die Begeisterung, die er mit seinen großen Kartons entfachte — es sei hier nur noch auf das charakteristische Blatt „Der Anarchist" hingewiesen — um so weniger, als er wußte, daß sie in erster Linie dem Gedankenstoffe galt, sein auf die Darstellung eines vollendet schönen Körpers gerichtetes Streben aber vollständig übersehen worden war. Er wandte sich jetzt mit doppeltem Eifer dem Studium der Menschengestalt zu und war glücklich, als er kurz nach der Ernennung zum Professor an der Kunstschule zu Weimar vom Großherzog mit der malerischen Ausschmückung des Foyers im neuen Hoftheater betraut wurde. Hier konnte er in dem Friese „Kampf und Liebe", der als eine der glänzendsten Leistungen des Künstlers angesprochen werden darf, seinem Sehnen nach Betätigung auf dem Gebiet der monumentalen Figurenkomposition vollauf Befriedigung gewähren. Und wie wundervoll verstand er seine Aufgabe zu lösen, obwohl er mit Ludwig von Hofmann, der die andere Wand bekam, farbig nicht zu wetteifern vermochte. Manche Figur entstand an Ort und Stelle, sogleich auf die Leinwand gemalt, ohne daß ein Modell in Anspruch genommen wurde. In Weimar war es auch, wo Sascha Schneider zuerst zu modellieren begann. Der „Eros" und ein Knabenkopf sind die Früchte dieses wichtigen Zeitabschnittes. Nach einer in der Gesellschaft des Malers Hans Unger unternommenen Reise nach Ägypten, die den unmittelbaren Anstoß zur Umwandlung seiner künstlerischen Prinzipien gab, kehrte er noch einmal nach Weimar zurück, um bald darauf, einer Einladung der Fürstin Schachofskoy folgend, dauernden Aufenthalt in ihrem bei Florenz gelegenen Palast zu nehmen.



Krieger. Gemälde

In der abgeschiedenen Stille dieses herrlichen Tuskulums, wo er, ein freier Künstler, sich ungestört mit historischen und philosophischen Studien und seinen Arbeiten beschäftigt, sind unter anderem auch die Werke hervorgegangen, mit denen er vor kurzem, nach zehnjähriger Pause — in der Zwischenzeit malte er allerdings noch das Gemälde für die Universität Jena und das



Knabenkopf. Aquarell

Erstmals mit den sonstigen hier abgebildeten Werken des Künstlers ausgestellt
in der Galerie Ernst Arnold in Dresden

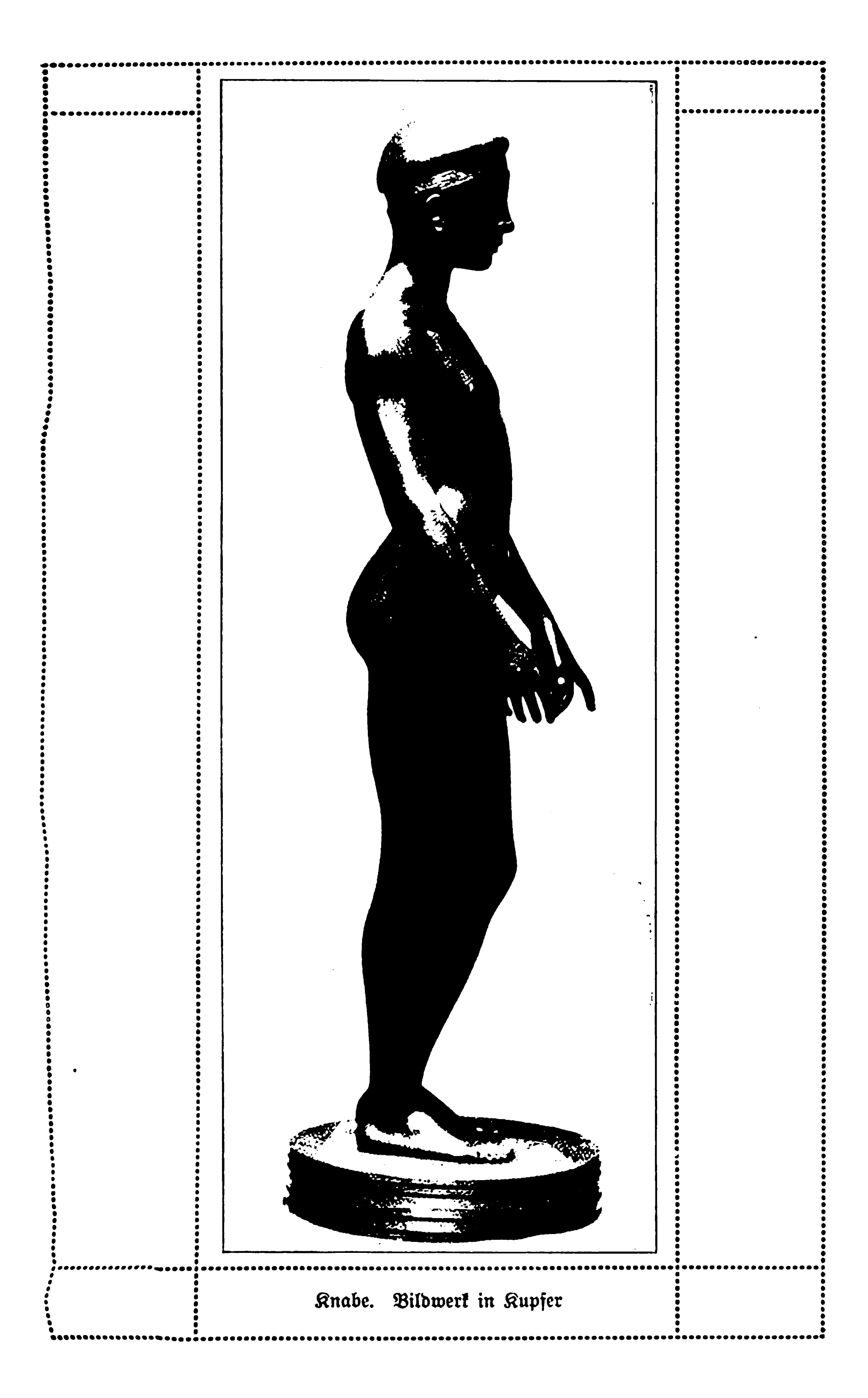
Bild für die vierte Wand des Festsaals im Buchgewerbehause zu Leipzig — wieder einmal vor das Forum der Öffentlichkeit getreten ist. Das Verdienst, uns die Bekanntschaft mit diesen ausgezeichneten Werken vermittelt zu haben, gehört der Galerie Arnold in Dresden, der wir auch die Erlaubnis zur Wiedergabe der Bilder und Skulpturen in dem vorliegenden Hefte verdanken.

Knabenkopf. Aquarell

Man könnte auf den ersten Blick mit einiger Berechtigung annehmen, daß der Künstler in seinen neuen Schöpfungen sich völlig anders gibt als früher. Allein, wer den einzelnen Phasen seiner Entwicklung nachgeht, wird bald finden, daß er von Anfang an im Banne des Wunsches stand, den menschlichen Körper in der vollkommenen, wesentlichen Schönheit seiner physischen Bildung, in allgemein gültigen Normaltypen darzustellen, ähnlich wie Polyklet, mit dem er sich auch im Punkte des Kanons berührt, wie seine im Verlage der Galerie Arnold erschienene Schrift „Mein Gestalten und Bilden" zeigt.

Absichtlich verzichtet Sascha Schneider auf jede Illusionserregung. Als Maler will er weder Licht- noch Raumwirkungen erzielen, sondern er kehrt vollkommen in die Fläche zurück, will nicht Lichteffekte durch Farbeneffekte und Raum- durch Flächeneffekte nachbilden und vortäuschen. Auch läßt er den dargestellten Körper für sich allein, ohne ablenkende Nebendinge wirken. Seine Losung ist also: Erhabene Einfachheit unter Verzicht auf alle unwesentlichen Einzelheiten. Als Bildhauer erstrebt er selbstredend das gleiche. Der Marmor soll Stein, das Metall Metall bleiben und nirgends eine fleischartige Wirkung beabsichtigt werden. „Es heißt vollständig und bewußt übersetzen." Außerdem versagt er sich die Darstellung von Augenblickszuständen mit der Begründung: „Der erste überraschende Eindruck, den eine lebhafte Stellung im Bildwerk hervorbringt, ist bald überwunden, und wir werden mit der Zeit peinlich berührt, der Ausdruck wird zur Pose, zur Grimasse. Alle Versuche, eine Bewegung auszudrücken, führen zu keiner nachhaltigen Befriedigung. Bewegen tut sich das Kunstwerk nicht. Es gibt schlechtweg keine laufenden oder springenden, werfenden oder schreitenden Figuren."

Daß ein solches Programm, das den Verzicht auf alle Hilfsmittel jahrhundertelanger Überlieferung vorschreibt, die Wahl des Themas ungemein beschränkt, ja eine gewisse Eintönigkeit zur Folge haben muß, ist klar. Aber ebenso sicher dürfen wir darauf rechnen, daß es, von einem scharfen und durchdringenden Geiste gehandhabt, zu monumentalen Schöpfungen führt. Das hat Sascha Schneider bereits bewiesen,



Knabe. Bildwerk in Kupfer

indem er uns die köstlichen Jünglings- und Männergestalten schenkte, die seinen Vorstellungen von wahrer Kraft und Schönheit entsprechen. Der universale Künstler ist von dem Verlangen beseelt, inmitten einer formvollendeteren Rasse zu leben. Deshalb möchte seine Kunst das Interesse ausgedehnter Kreise auf den Sport und seine körperbildende Kraft hinlenken. „Nicht um der Rekorde willen," wie er sagt, „sondern um ein höheres Ergebnis: Gesundheit, Mannhaftigkeit, Schönheit." Seine Gestalten sind nicht der Wirklichkeit entnommen, sie sind Abstraktionen, gewonnen durch Feststellungen, Messungen und Vergleiche am lebenden Material. Nicht Modellporträts, sondern Erinnerungsbilder, wirken sie gleichwohl wie nach der Natur geschaffen, ja es strömt von ihnen, weit mehr als von vielen Werken der Realisten und Impressionisten, der Hauch eines gesunden, momentanen Lebens aus.

In dem Bestreben nach Vereinfachung der Form, des Inhalts und der Ausdrucksweise hat Sascha Schneider zurzeit keinen ebenbürtigen Rivalen. Man könnte höchstens Ferdinand Hodler und Egger-Lienz als diejenigen nennen, die immer mehr die Vorzüge eines neutralen Umgrundes und des Vermeidens plastischer Wirkungen für die Veredlung der malerischen Darstellung zu erkennen scheinen. Schneiders Maltechnik ist die des Fra Angelico: grüne Untermalung, darüber in Violett die Eigenschatten, dann der Lokalton.



Knabenkopf. Bildwerk in Marmor

Mädchen mit Schleier. Teil eines Gemäldes

Will man dem genialen Meister, dessen Schöpfungen prophetisch in eine bessere Zukunft weisen, eine Anerkennung aussprechen, so geschieht es vielleicht am besten mit dem Goethewort: „Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen; es muß etwas Anderes, Unvergleichliches werden." Denn Sascha Schneiders Kunst hat wirklich Neues und Unvergleichliches geschaffen, sie verbindet Vergangenheit und Gegenwart zu einer vollendeten Einheit, ist Kultur im höchsten Sinne und in konzentriertester, durchgeistigster Form.

Ein Stranddrama

Novelle von Hans Land



In dem dänischen Seebade Hornbaek am Kattegat — —

Frau Ingeborg stand am Fenster ihres kleinen Pensionszimmers und beobachtete diese Morgenszene: neue Pensionsgäste aus Kopenhagen waren im Wagen vor der Gartentür vorgefahren. Eine kleine Familie, Vater, Mutter, Tochter. Die beiden Damen halfen dem Herrn so vorsorglich aus dem Wagen — Frau Ingeborg sah schärfer hin — und erschrak. Der Mann war blind. Sie seufzte tief. War es Mitleid mit dem Manne? Mitleid mit sich selbst, denn Frau Ingeborg sah Blinde nicht gern, am wenigsten in einer Sommerpension, wo man nicht gern an Trauriges gemahnt wird. Aber eben lachte der Blinde hell auf — die Pensionsdame, ein kleines, hageres Fräulein, war herbeigeeilt und hatte ihn begrüßt. Sie nahm ihn unter den einen Arm, die Frau des Blinden führte ihn an der anderen Seite, und die drei schritten ins Haus. Die Tochter des Blinden war im Garten stehen geblieben und sah sich dort mit der sicheren Keckheit des Kopenhagener Fräuleins gelangweilt um. Ihre trivial-hübschen Züge, von dem Goldrahmen des Blondhaars umwallt, sagten: ‚Oh — wie langweilig! Wenn bloß erst diese vier Wochen hier um wären und man zu seinen kleinen Freuden in die Stadt zurückkönnte!‘ So jung das Ding aussah in seinem koketten englischen Straßenkostüm mit dem riesigen Federhut — es lag doch viel Wissendes in ihrer Erscheinung und in ihren Zügen. Die Kopenhagenerinnen sind im Flirt berühmt. Frau Ingeborg seufzte wieder, ein ärgerlicher Zug trat in ihre ausdrucksvollen Züge, die die dramatische Künstlerin erkennen ließen. Sie liebte es nicht, stets neue Gesichter um sich zu sehen. Dies Kommen und Gehen in den Pensionen war ihr ein Greuel. Überhaupt die vielen Menschen im Haus! Davon hatte man im Winter in Stockholm genug. Das Theaterleben tauchte sie und ihren Mann ohnehin ständig in eine wirbelnde Menschenflut. Wie oft hatte sie ihren Mann beschworen, lieber ein ganz kleines Häuschen für die Sommerwochen zu mieten, wo man allein war und nur sich gehörte. Aber Axels Nerven waren nicht ruhebedürftig. Er konnte die Einsamkeit nicht ertragen. Er mußte in die wimmelndsten, dicksten Menschenhaufen mitten hinein, sonst war ihm nicht wohl. Er brauchte, suchte ständig Sensationen, auch im Sommer. Auch in den Ferien. Nach einem schweren Winter, in dem er die größten Heldenpartien gesungen, die tollsten Liebesabenteuer gewagt, jagte es ihn zu neuen Erregungen. Er ruhte nicht. Mit den Fischern in nebligen Sturmnächten hinaus auf das Meer, mit den Jägern in nächtliche Wälder, zum Tennis — aufs Rad — zum Schwimmen — zum Tanz — wo irgendein Sommerball war — und last not least — hinter jedem hübschen Gesicht wie der Teufel hinterdrein — er — mit seinen fünfundvierzig Jahren ...

Frau Ingeborg sank müde in den Korbstuhl am Fenster und sah durch ihre Lorgnette sich das blonde Fräulein an, das noch immer gelangweilt den Garten musterte und uninteressiert über das Meer hin zu den scharfen Linien des Kullengebirges nach Schweden hinüberschaute. Die Frau im ersten Stock seufzte auf, ein Ingrimm ging ihr durchs Herz. Dies blonde Mädel war ganz und gar Axels Ferientyp. Der Teufel hatte das Ding ins Haus gejagt. So sahen die Mädel mit Vorliebe aus, mit denen Axel seine Sommerflirts trieb. Blond, trivial, wie von Zigarettenplakaten gestohlen, keck, zierlich — jung — es würde gehen wie sonst. Frau Ingeborg wußte es. Da knarrte die Gartentür — im weißen Tennisanzug, den Schläger in der Hand — eine Zigarette im Munde — trat Axel in den Garten, hochgewachsen, blond, kein graues Haar — Jugend, Frische und Eroberermut in den blitzenden blauen Augen. — Ein Ruck ging durch seinen Körper, als er das Mädel erblickte. Er grüßte mit seinem werbendsten Lächeln und

zeigte seine berühmten Zähne, die so herausfordernd leuchteten. Auch das Mädel erschrak. Frau Ingeborg sah es. Sie fuhr richtig zusammen. Erwiderte Axels Gruß ein wenig verlegen und errötete tief. Purpurn schoß ihr die Glut in das stadtbleiche Grisettengesicht. Mit seinem imposantesten Heldenschritt war Schwedens größter Bühnendonjuan an dem Mädel vorbeigekommen und hatte die kleine Holztreppe zur Veranda erreicht. Auf der zweiten Stufe blieb er stehen und wandte sich noch einmal nach der Goldblonden um. Auch sie hatte im gleichen Moment den Kopf nach dem stattlichen Manne gewendet. Sie wechselten einen kurzen Blick, der Frau Ingeborg so ins Herz schnitt, daß sie aufsprang und vom Fenster zurücktrat ...

Eine Stunde später bei der Frühstückstafel starrte Axel wie hypnotisiert auf das dünne Hälschen des Fräuleins, das an der gegenüberliegenden Quertafel mit dem Rücken zu dem schwedischen Sängerpaare saß. Das Fräulein hatte sich in ein halsfreies, im Rücken spitz dekolletiertes weißes Pikeekleid geworfen, das ein Goldgürtel in der Taille umschloß. Ihr Haar war schön — das gleißendste Goldgewirr, in einer breiten, modischen Frisur weit über die Ohren gelegt. Das Mädel wußte, wie man sein bißchen Schönheit gebührend zur Wirksamkeit brachte. Das wußte sie. Kaum war der Kaffee gereicht, als man sich von der Tafel erhob. Während Frau Ingeborg mit dem asthmatischen Organisten aus Kopenhagen sprach, sah sie, wie Axel der Blonden eine Zigarrette anbot. Sie nahm sie natürlich, und eine Stunde später bereits radelten beide — Axel und das Mädel — wie alte vertraute Freunde in den Wald. — Frau Ingeborg warf sich auf ihr Bett ... Sie wußte, was nun kam. Axel zögerte nicht, er raffte an sich, was sich raffen ließ. Und ihm versagte sich keine. Das hatte sie oft erlebt. Aber so oft sie es auch erlitten, es war ihr immer wieder eine Marter. In der Stadt und auf seinen Gastspielreisen gingen diese Dinge hinter ihrem Rücken vor. Sie ahnte sie, brauchte sie aber nicht zu sehen. In den Sommerferien — da sah sie sie. Und das war das Allerschlimmste. Axel war kein böser Mensch. Von dieser Flattersucht abgesehen, der zarteste, feinfühligste, beste Kamerad. Nie hatte er auch nur mit dem Gedanken gespielt, seine Frau zu verlassen. Das fiel ihm nicht ein. Und wenn sie selbst, von Scham und Ingrimm überwältigt, ihm vorschlug, daß sie sich trennen wollten, so sah er sie hilflos an, ganz verzweifelt — weil er den Gedanken nicht fassen konnte. Nie würde er sie lassen, nie sich von ihr trennen. Sie sollte es nun doch endlich wissen, daß er nicht ohne sie leben konnte. Diese harmlosen Kindereien dürfe doch eine kluge Frau wie sie nicht ernst nehmen. Kindereien — dabei hatte eine rabiate Altistin, deren Axel nach drei Wochen überdrüssig geworden war, vor zwei Jahren auf ihn geschossen. Die ganze schwedische Presse war wochenlang von der Sache voll gewesen. Gott weiß, was nun hier wieder sich anspann und wie es enden würde. Vielleicht war das blonde Mädel verlobt, und der Bräutigam kam dazwischen ... Es war zum Verzweifeln! Nie wird dieser Mann Vernunft annehmen! Nie von diesen blöden Tändeleien genug bekommen, die ihn so zahllose Male schon in die fatalsten Klemmen gebracht hatten. Sie machten es ihm eben nur allzu leicht, die verdammten Frauenzimmer. Sie liefen ihm nach. Der schöne, berühmte Mann war wie ein Licht, in das die Motten haufenweise schwirrten. Und aus der Tändelei wurde dann gar so leicht blutiger Ernst. All das hinderte ihn nicht. Der schwedische Leichtsinn war in seinem Blut und blieb darin. Na — das würden ja nun wieder schöne Ferienwochen werden. Und solch ein Flirt in dem kleinen dänischen Badeklatschnest. Waren die beiden zweimal im Walde gesehen worden, so befanden sie sich bereits in aller Mäuler. Sagen ließ Axel sich nichts. War er verliebt, so wurde er vollkommen zum dummen Jungen und kannte weder Vorsicht noch Vernunft. Frau Ingeborgs Zähne knirschten aufeinander. Nein. Das sollte feststehen: Führte er mit der Blonden wieder ein Theater für die ganze Badegesellschaft auf, so würde sie, Ingeborg, einfach ihren Koffer packen und abreisen. Sie hatte keine Lust, wieder der Gegenstand allgemeinen Interesses zu werden und den Klatschmäulern Stoff zu geben. Diesen Sommer nicht. Das würde sie Axel noch heut erklären, in aller Ruhe — ohne jede Erregung und ohne ein spitzes Wort.

Die Sache fing gleich fortissimo an. Zum Diner um sechs Uhr fehlten der schwedische Kammersänger und das blonde Fräulein aus Kopenhagen. Die Frau Mutter, Konferenzrätin Marer, stellte sich Ingeborg vor und fragte besorgt, ob sie nicht wisse, wo ihre Tochter sei. Auf Ingeborgs erstaunten Blick setzte die alte Dame betreten hinzu, sie hätte gehört, Inger, ihre Tochter, sei mit dem Herrn Kammersänger in den Wald gefahren. Ingeborg antwortete ziemlich unhöflich, sie wisse hiervon nichts. Nach dem Braten verließ sie die Tafel, da sie vor Ärger Migräne bekommen, und ging auf ihr Zimmer. Im Nebenraum hörte sie Axel laut pfeifen. Er kleidete sich um. Richtig, drunten im Garten lehnten die beiden Räder vertraulich nebeneinander. Sie trugen das Badezeug angeschnallt — beide. Frau Ingeborg schossen die Tränen in die Augen. Da kam Axel herein, in Hose und Tennishemd, das Handtuch in der Hand. „Entschuldige, Muck — wir — äh, ich habe mich verspätet."

„Ihr habt euch verspätet, Axel."

„Ja. Ja — auch — das. Wir haben uns verspätet, Inger und ich ..."

„Inger und du?"

„Ja — Inger heißt sie. Scheußlicher Name. Aber ich nenne sie Ariel ..."

Unter Tränen mußte Frau Ingeborg lachen.

„Ein etwas teurer Name," sagte sie bitter, „für eine Nähmamsell."

„Nähmamsell, Muck? Du, der Vater ist Konferenzrat — der Bräutigam Arzt."

„Aber sie sieht doch wie eine Nähmamsell aus, Axel."

„Findest du? Nein, wirklich — ich finde es nicht. Wir haben in den Dünen gebadet — es war herrlich ..."

„Gebadet? In den Dünen gebadet? Am ersten Tage der Bekanntschaft ..."

„Ja — Muck — morgen — morgen kann ja schlechtes Wetter sein. Das verdammte Barometer fällt wie Blei."

„Nun und warum seid ihr nicht zu Tisch gekommen? Das macht doch Aufsehen. Ist peinlich ..."

„Mir am meisten, Muck. Aber zu den Dünen ist es weit, anderthalb Stunden Radtour hin, gleiche Zeit zurück. Wir konnten nur eine halbe Stunde Sonnenbad haben — und dann passierte noch das Pech, daß mein Hinterrad punktiert wurde, auf der Mitte des Rückweges, und da mußte ich schieben."

„Was brauchst du mit einem fremden Mädchen, das verlobt ist, in den Dünen zu baden, Axel?"

„Dort baden viele Leute — aber wenn es dir unangenehm ist, Muck ..."

„Kannst du es ja heimlich tun, nicht wahr?"

Er antwortete nicht, sah seine Frau ratlos wie ein gescholtener Knabe an.

„Und weshalb nahmst du nicht wenigstens soviel Rücksicht auf mich, das Fräulein vorauszuschicken, wenn dein Rad punktiert war?"

„Siehst du — Muck, ich bat, ich beschwor Inger, das zu tun. Sie wollte absolut nicht von mir fort."

„So liebt sie dich schon."

„Rasend," sagte er treuherzig.

Ingeborg erbleichte, dann wurde sie purpurrot, sie öffnete die Lippen, aber sie sagte nichts. Nur stille Tränen rannen aus ihren Augen. Er kam heran, legte den Arm um die hochgewachsene, dunkelblonde, leicht schon ergraute Frau und sagte mit seiner weichsten Stimme: „Nimm doch den Unsinn nicht ernst, Muck. Es ist Unsinn. Ich versichere dir. Sonnabend kommt der Doktor, Ingers Bräutigam. Dann ist die Sache ohnehin aus. Laß uns die drei Tage — bitte — bitte — denn mehr — mehr haben wir nicht — und wenn du willst, reisen wir dann gleich ab."

„Wohin," sagte sie, bebend vor Zorn, „wohin soll ich mit dir? Diese blonden Affen laufen ja überall herdenweise herum, und du nimmst sie in die Arme, wo du sie findest. Zum Nordpol müßte ich mit dir, um Ruhe zu haben, oder ins Grab — eher — das sehe ich wohl — gibt es bei uns keinen Frieden." Sie ging aus der Tür, die sie leise hinter sich schloß. Er sah sie an diesem Tage nicht mehr. Am nächsten Morgen um vier Uhr früh ging er — mit Inger natürlich — auf Fischer Rasmussens Motorboot mit den Netzen in See ...

Sie trieben es arg, die beiden, in den nächsten drei Tagen. Sie kamen zu keiner Mahlzeit mehr nach Hause, sondern durchstreiften zu Rad alle Wälder ringsum, wurden mehrfach von Leuten aus der

Pension beim Bad in den abgelegenen Dünen beobachtet und bewegten sich allerorten ungezwungen wie Liebesleute, die sich den Teufel um die Welt kehren. Dabei konnte der Schwede gut des Mädchens Vater sein. Es war ein Skandal, wie er an den dänischen Küsten nicht besser gewünscht werden konnte.

Frau Ingeborg lag mit einer kleinen Unpäßlichkeit zu Bett. Es schien ihr die genehmste Art, über diese Frist hinwegzukommen, bis Ingers Bräutigam kam. So sah und hörte sie nichts und vermied es vor allem, von der Konferenzrätin darüber befragt zu werden, wo Inger stecke. Die Dame hatte alle Hände voll zu tun, den stets um seine Tochter besorgten Blinden zu beruhigen und ihm ihr halbe Tage währendes Ausbleiben zu erklären. Heut hatte eine Freundin in Espergaerde Geburtstag, wohin Inger durchaus radeln mußte, morgen hatten zwei Freundinnen sie nach Hellebaek abgeholt. Die kleine verängstigte Konferenzrätin war froh, wenn sie den blinden Mann zur Not beruhigt hatte; den Wildfang von Tochter zu regieren, das hatte sie längst aufgegeben. Im Herbst war Hochzeit mit dem Doktor, da mochte dieser seinen Habicht selber zähmen, bis dahin würde Gott schon helfen. Die Mutter ließ Inger diese kurze Freiheitsfrist zwar beengten Herzens, aber sie ließ sie ihr, im schmerzlichen Hinblick auf ihre eigene Ehe, die ihr kaum anderes als Sorge und Enttäuschung gebracht. Mochte das Mädchen die letzte knappe Sommerfrist seiner Freiheit genießen, die Mutter gönnte es ihr, wenn nur Skandale vermieden blieben. Die stille, ein wenig verhärmte Frau des Sängers sah nicht danach aus, als würde sie solche hervorrufen.

Endlich war der Sonntag gekommen und mit ihm Ingers Bräutigam, Doktor Aage Friis vom Kommunehospital in Kopenhagen, der seine vier Wochen Urlaub in Hornbaek bei seiner Braut verbringen wollte und auf seiner Segeljacht gekommen war. Frau Ingeborg sah ihn im Garten. Es war ein schlanker, hübscher, junger Mensch, sehnig, seegebräunt, von elegantem Wuchs und prachtvoller Gestalt, ein frischer froher Junge mit einem Kinderlachen, das hell durch den Garten klang. Der Leichtsinn und die Treulosigkeit des Mädchens erschienen Frau Ingeborg ganz unfaßlich beim Anblick dieses prächtigen jungen Menschen. Da sprang er, seinen Schläger zu holen, ins Haus, um im ersten Match seine Kräfte mit Axel beim Tennis zu messen. Inger saß schon frech und lustig auf dem Empirestuhl und ließ ihre Goldschuhe und goldfarbigen Strümpfe kokett in der Julisonne glänzen. Aber Axels Laune war stark heruntergedrückt. Er sah seinen kurzen Sommertraum am Ende und saß viel in der Konditorei mit seiner Frau, trank Kalorik nach Noten und wurde ziemlich einsilbig. Heute war der Doktor mit seiner Braut und seiner Schwester, die aus Kopenhagen zu Besuch gekommen war, nach Kullen hinüber gesegelt, obgleich die See recht unruhig war. Ingers Eltern waren mit der Fähre voraus gefahren. Am Nebentische saßen Schweden, die sich über die Hornbaeker Hafenbauten unterhielten, über die Verlängerung der Mole, die so seltsame Unterströmungen am Strande nach sich gezogen hatte, daß man beim Schwimmen ordentlich zur Vorsicht genötigt war. Na — heute würden sie ohnehin nicht baden, weil es zu stürmisch war.

„Die Idioten," flüsterte Axel zu seiner Frau hinüber. „Die Sturmbäder sind die schönsten. Ich bade heut."

„Dann solltest du aber jetzt nicht soviel Punsch trinken," mahnte Ingeborg.

„Er schmeckt heut so wundervoll," erwiderte Axel. Sprang aber im nächsten Moment überrascht von seinem Stuhl auf. Inger betrat die Konditorei.

„Sie hier," rief Axel, „ich denke, Sie sind mit dem Doktor nach Kullen?"

„Nein," sagte sie, mit einem Gruß gegen Frau Ingeborg hin, „wir haben uns gezankt. Aage ist mit seiner Schwester allein gesegelt. Kommst du in die Dünen?" flüsterte sie mit einem scheuen Blick zu Ingeborg hin.

„Unmöglich!" sagte er leise. „Ich bade vom Strande aus. Baden Sie doch auch dort. In einer Stunde — um zwölf."

„Es ist ungemütlich heut zum Baden. Das Wasser steigt. Ich freue mich — die werden in ihrer Jolle schön seekrank geworden sein — Aage und seine Schwester. Freilich, jetzt sind sie wohl schon längst drüben. Ich wollte hier nur Schokolade kaufen," setzte Inger hinzu und ging zum

Ladentisch. „Du kommst nicht in die Dünen?“ zischte sie leise — mit einem wütenden Blick zu ihm.

„Ich kann nicht. Kann nicht. Bitte, kommen Sie um zwölf an den Strand. Ich bade so gern bei Sturm. Bade in jedem Fall.“

„Danke! Ich nicht!“ sagte sie kurz und ärgerlich: „Adieu!“ Sie nickte zu Ingeborgs Tisch und eilte hinaus.

„Sie ist nicht mit nach Kullen?“ fragte Frau Ingeborg ihren Mann.

„Nein. Sie hat sich mit dem Doktor gezankt. Meinetwegen,“ setzte er achselzuckend hinzu, „was geht das mich an?“ Er trank sein Glas in einem Zuge leer und zog mächtige Rauchwolken aus seiner Zigarre. Nach einer halben Stunde gingen Axel und Ingeborg nach Hause. Der Kammersänger, rot und heiß von Punsch und Ärger, packte sogleich sein Badezeug zusammen.

„Laß doch das Bad heute,“ sagte Frau Ingeborg.

„Und warum? Weil es mir Spaß macht. Weil es mein einziges Vergnügen ist. Weil der Arzt mir gesagt hat, daß die Bäder hier bei Weststurm die kräftigsten, salzigsten und gesündesten sind.“

„Heut ist der Sturm aber ganz ausnahmsweise stark.“

„Man braucht ja nicht weit hinauszugehen. Ich will nur ein halb Dutzend Wellen über den Rücken kriegen, dann habe ich genug. Willst du dich nicht schlafen legen?“

„Nein, Axel. Ich gehe mit zum Strand, damit du nicht zu weit hinausgehst.“

„Gut.“ Er hatte etwas ärgerlich sein Badezeug zusammengeschnallt. Im stillen hatte er doch noch gehofft, Inger würde zum Baden kommen. Er hätte sie gern noch einmal allein gesprochen, denn morgen war ja der Bräutigam wieder da, und vielleicht ließ sich am Ende für heut nachmittag irgend etwas noch verabreden. Sie gingen zusammen zum Strande hinab — Axel und Ingeborg. Der Weststurm fegte wild über den weißen Sand, die Brandung donnerte, aber droben lachte ein tiefblauer, wolkenloser Himmel, die Sonne strahlte aus allen Registern, und das aufgewühlte Meer kochte in Stahlblau und Weiß.

„Himmlisch,“ sagte Axel. „So liebe ich es am meisten! Da sieh doch, Ingeborg — da gehen ja sogar die Abc-Schützen ins Wasser — und ich sollte mich fürchten!“ In der Tat kam eine ganze Familie mit Kindern bis zu sechs Jahren in Bademäntel gehüllt über den Strand. Aber der Hafenvogt kam schon hinter ihnen her und sagte, die Kinder sollten doch lieber nicht heute ins Wasser, es sei gar zu wild. Da machte die ganze Familie kehrt. „Na und ich — Petersen?“ rief Axel lachend den Hafenvogt an. „Soll ich auch vor dem bißchen Sturm ins Mauseloch kriechen?“ Der graue Seemann lachte breit. „Nee, nee, einen Seebären wie den Herrn Kammersänger wird's ja nicht gleich am Kragen nehmen.“

„Wollte ich auch meinen,“ lachte Axel und ging in das Badehäuschen zur Linken. Ingeborg legte sich müde in den warmen Sand und deckte sich mit ihrem Regenmantel zu. Sie sah noch mit halbgeschlossenen Augen, wie Inger über den Strand gejagt kam, ihr Badezeug im Arm, und im Badehäuschen rechts verschwand. Im Wasser war zurzeit kein Mensch. Einige Badegäste lagen im Dünengras und ließen sich den salzigen, frischen Wind um die Nasen wehen. Jetzt kam Axel in seinem schwarzen Schwimmkostüm aus dem Zelt heraus und ging der Brandung zu. Mit einem lauten Juchzer warf er sich mitten hinein. Ingeborg schrie auf, denn der große, starke Mann wurde im Nu von einer hohen grünen Woge erfaßt und umgerissen. Er verschwand in dem Gischt und tauchte nach, wie es Ingeborg schien, endlos langer Zeit erst hinter der Dünung wieder auf. Weit — weit hinter der Dünung. Das Wasser rauschte wie Orgelton, es brauste und brüllte, und der Sturmgesang fuhr dazwischen, daß es recht wie eine wilde Symphonie erklang. Axel winkte zu Ingeborg herüber, und auch sie hob die Hand, ihm zuzuwinken, aber im nächsten Moment verschwand sein Kopf in einem tiefen Wellental, über das dann ein wahres Wassergebirge groß, schwer und grün hinwegrollte. Axel kam immer weiter vom Strande ab. Ingeborg sprang auf, rief und winkte ihm, zurückzuschwimmen — und er hob wieder den Arm und grüßte. Oder war es ein Zeichen, daß er in Not sei? Er schwamm nicht. Er arbeitete mit Armen und Beinen gegen die Flut und hob nur den Arm. Jetzt war es Ingeborg, als hörte sie durch

all das Brausen seinen schwachen Hilferuf. Da schrie sie selbst gellend auf, denn plötzlich begriff sie, daß Axel in Gefahr war. Im nächsten Augenblick schoß Inger aus ihrem Badehäuschen. Sie war halb entkleidet, stand da mit bloßen Armen und Hals, ohne Schuh und Strümpfe, im kurzen weißen Rock. Sie sah einen Moment auf das wild wütende Wasser hinaus, dann schrie auch sie, genau wie Ingeborg, gellend auf. Noch einmal schrie sie — „Axel!!!" — schrie sie über das Sturmesbrausen hinweg. Sie streckte die nackten Arme wie beschwörend nach dem fern versinkenden Manne aus, der jetzt draußen, ein willenloses Spielzeug der Wogen, umhertrieb — und im nächsten Moment stürzte sich Inger in die Flut, die sie — eine willkommene Beute — mit fortriß. Ingeborg war lautlos mit erstarrten Augen zu Boden gesunken und lag in einer tiefen Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sah sie zahllose Menschen am Strande, die erregt durcheinander schrien und hinaus zeigten, Badegäste und Fischer — alles bunt durcheinander. Ein paar Männer standen entkleidet in der Brandung, sie hielten sich bei den Händen und versuchten den, der die Tête hielt, durch die mauerhohe Brandung hindurchzudrängen, um dann, zusammen eine Kette bildend, zu den Verunglückten gelangen zu können. Umsonst. Die Dünung warf die vordersten fünf Männer stets wieder von neuem wie Spielzeug durcheinander, bis sie, zu Tode erschöpft, mit blutenden Gliedern, davon Abstand nehmen mußten. Bei der Mole, an der Hafeneinfahrt, kämpfte Rasmussens Motorboot, um hinauszukommen zu den Ertrinkenden. Als das Boot endlich durch die Dünung gekommen war, war von den zwei Menschen eine Spur nicht mehr zu finden . . . Stundenlang suchten die Boote nach Axel und Inger — die Strömung hatte beide fortgeführt . . .

. . . Als Frau Ingeborg aus ihrer zweiten Ohnmacht zu sich kam, lag sie auf ihrem Bett in ihrem Zimmer in der Pension, und der Arzt, Dr. Jensen, stand an ihrem Lager und fühlte ihren Puls. Das Zimmer war voller Menschen. Ingeborg dankte dem Arzt schmerzlich lächelnd und bat ihn, sie allein zu lassen. Der Doktor winkte den Leuten, und sie gingen. Leise fragte sie: „Nicht gefunden?" Der Doktor schüttelte den Kopf. Keine Träne vergoß diese Frau. Ihre starre Ruhe war schrecklich. Der Arzt befürchtete einen nachträglichen elementaren Ausbruch ihres Gefühls, vielleicht in Gestalt einer Verzweiflungstat, und beschloß, die Pensionsinhaberin zu veranlassen, ein wachsames Auge auf die Frau zu haben. Mit geschlossenen Augen lag sie da. „Sind Sie müde?" fragte der Arzt. „Über die Maßen," flüsterte sie, „unsäglich müde und matt."

Leise ging der Arzt hinaus. Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, sprang Ingeborg von ihrem Bett auf und eilte zum Fenster. Noch immer standen die Leute in dichten Gruppen und besprachen das Unglück, deuteten auf das Meer und zeigten auf Ingeborgs Fenster. Die ganze Hornbaeker Fischerflottille kreuzte draußen vor dem Badestrand und suchte die Toten. Seltsamerweise war, wie Ingeborg mit Erstaunen sah, der Seegang jetzt viel flacher geworden. Der Sturm war entschieden plötzlich abgeflaut, und wie im Hohne lachte die Sonne voll herab. War es nicht, als hätten die wilden Naturgewalten nur die zwei Opfer verlangt? Nun sie sie hatten, legten sie sich friedlich nieder wie gesättigte Bestien. Frau Ingeborg staunte über die starre Ruhe, die in ihr war. Keine Träne vergoß sie. Es war ein Schmerz in ihr, gewiß, aber sie konnte nicht einmal sagen, worüber. Nicht Axels Tod schmerzte sie so. Vielleicht konnte sie den nur noch nicht recht fassen. Ja, sie wußte, er war ertrunken, aber daß er nun nie wiederkommen würde, das stand noch nicht klar in ihrem Erkennen. Drunten im Badezelte lagen ja doch noch seine Kleider, in denen er vor einer Stunde gesund und lebendig gewesen. Vor einer Stunde — Und nun — — —

Es klopfte. Frau Ingeborg fuhr zusammen. Die Pensionsdame trat ein, ein kleines, graugescheiteltes, altes Fräulein im schwarzen Kleid. Sie hielt ein Telegramm in der Hand. Ingeborg griff hastig danach. „Für mich?" Das Fräulein schüttelte den Kopf. Ingeborg las. Es war eine Depesche von Kullen. Ingers Eltern telegraphierten an ihre Tochter, sie solle mit der nächsten Dampffähre von Helsingör aus hinüberkommen. „Gott sei Dank!" hauchte Ingeborg. „Ja," sagte das alte Fräulein,

„Gott sei Dank, daß wir sie heute nicht hier haben. Der Jammer wird morgen noch groß genug sein.“

Draußen riefen sie nach Fräulein Hansen, und diese eilte wieselgeschäftig hinaus.

‚Gott sei Dank, daß sie nicht hier sind — die Eltern —‘ dachte Ingeborg. ‚Ehe sie kommen, muß ich hier fort sein. Ich will sie nicht mehr sehen — unter keinen Umständen. Morgen früh fahre ich bestimmt, geschehe, was will.‘ Es war ein Zorn in ihr gegen diese alten Leute, gegen diese Mutter, die alles geschehen ließ, gegen den Blinden, der nicht achtgab, gegen diesen Bräutigam — der — nein — nein — nicht gegen diese armen Unglücklichen hatte sie Groll. Ihr Groll ging gegen dieses Mädchen, dieses tolle, wilde, unbändige Ding, das so voll heißen Lebens war, daß es für einen Mann, den es vor fünf Tagen noch nicht gekannt, daß es für einen solchen Mann Eltern, Bräutigam, Zukunft, Ruf, Ehre, Leben — alles — alles wie Plunder hinwarf — ihr junges, neunzehnjähriges Leben hinterdrein. Der Groll gegen das blonde, dumme Ding fraß sich tief ein in dieses verwaiste Herz und ward zum Neide. Ja, bei Gott, die konnte lieben! Ja. Sie sah den Mann, den sie vier Tage geliebt und kaum zwanzig Stunden besessen hatte, im Wasser sterben und stürzte ihm nach — ohne Besinnen, ohne Zögern, ohne Zagen. Sie suchte nicht den billigen Ausweg einer Ohnmacht — nein — mit dem Schrei „Axel“ folgte sie dem Sterbenden, ohne einen Augenblick zu zaudern, in seinen nassen Tod ...

Ja — sie konnte — sie konnte lieben ...

Frau Ingeborg suchte in ihrem leergebrannten Herzen nach ihrer Trauer — und fand sie nicht. Ein Liebespaar hatte den Tod in den Wellen da draußen gefunden. Sie, Ingeborg, blieb zurück wie ein fern Beteiligter, der die Sache mit zerstreuter Teilnahme hört. Ob sie es gewußt hat, die kleine Nähmamsell, daß dieser Mann nach drei Wochen spätestens ihr den Tritt gegeben und sie kalt verabschiedet hätte? Auch danach hat sie nicht gefragt. Die Mädchen in ganz Skandinavien kannten Axel Foströms Leporelloliste und die Zahl seiner Liebesopfer. Diese hier, die nahm ihn endgültig allen anderen weg, sie nahm ihn endgültig und unwiderruflich. Sie nahm ihn auch Ingeborg. Das fühlte diese. Sie — Inger war seine Witwe gewesen, aber nur einen Atemzug lang, dann sprang sie in den gleichen Tod, der ihn geholt — Frau Ingeborg faltete unwillkürlich die Hände, schüttelte den Kopf und ihre blassen Lippen murmelten ein Wort: „Groß.“

Drunten dumpfes Gemurmel. Sie ging zum Fenster, man brachte die Kleider der Toten — seine — und ihre — seine großen, eleganten weißen Strandschuhe und ihre kleinen goldenen. Ein Paar war vom Tode geholt worden, ein Paar — ein Liebespaar ... Keine Träne — nur ein kalter, fast spöttischer Strahl kam aus Ingeborgs Augen ...

Gegen Abend erhielt sie die Meldung, Axels Leiche sei gefunden. Knapp hundert Meter von der Unglücksstätte hatten die Fischer sie am Strande gelandet. Eine Stunde drauf holte der Gemeindevorsteher Ingeborg zu ihrem toten Gatten. Es war schon dunkel. Bei Kerzenlicht lag der Tote in der Dorfkirche vor dem Altar im offenen Sarge, in die schwedische Flagge gehüllt, das Gesicht mit einem Tuch verdeckt.

„Nehmen Sie das Tuch weg,“ sagte Ingeborg.

„Nein,“ sagte der Vorsteher. „Das Gesicht ist ganz zerschlagen. Die Brandung warf den Kopf wohl tausendmal auf die Steine. Sie sollen es nicht sehen.“

„Gut,“ sagte Ingeborg und wandte sich zum Gehen. Erstaunt über ihre Kälte und Ruhe, fragte der Vorsteher: „Wollen Sie den Trauring nicht zurück haben?“

„Das will ich,“ entgegnete Ingeborg und erschrak fast selbst über die Härte ihrer Stimme.

Der Vorsteher hatte Axels Rechte ergriffen, und Ingeborg trat rasch und entschlossen herzu und streifte dem toten Manne den Trauring ab.

‚So scheide ich mich von dir,‘ sagte sie in Gedanken, dann ging sie aufrecht mit zurückgeworfenem Kopf aus der Kirche. Sie war noch in ihrem weißen Sommerkleide und glich einer Frau, die von einem Feste kam. Keinen Blick warf sie auf den Toten zurück. Sie gab alle Anordnungen, die Leiche nach Stockholm überzuführen. Dann reiste sie mit dem Nachtzuge noch ab.

Ingers Körper wurde nie gefunden ...



Oskar Wilde

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer



Zuweilen kann es uns wohl unheimlich werden, wie schnell heut Persönlichkeiten und Vorgänge „historisch werden". Was uns noch gestern Gegenstand des heftigsten Streitens, der lebhaftesten Verwunderung, des angestrengtesten Grübelns war, das ist heut schon „längst erledigt" und mit fester Marke in eine bereitstehende Abteilung des großen Welt-Aktenschranks eingereiht. Man möchte Heinrich Heine darum beneiden, welche Leidenschaft sein Name noch zu entzünden vermag: wieviel Lebenskraft muß seine Persönlichkeit noch besitzen! Ja man möchte allgemeiner sagen, als wirklich „aktuell" würden nur noch langvergangene Ereignisse, lang dahingeschiedene Gestalten empfunden — und Tagesereignisse. Über Luther und die Reformation, über den Dreißigjährigen Krieg, über Napoleon streitet man noch so heftig wie über die jüngsten Finanzgesetze; was aber zwischen heut und Großväter- oder Urahnenzeit liegt, wird gleichmütig behandelt — oder rasch vergessen.

Welche Kämpfe haben sich vor einem halben Menschenalter an den Namen Oskar Wildes geknüpft! Er galt der Jugend der „höheren Kreise" Europas, wenigstens soweit sie aus dem Scheltnamen der „Décadents" einen (nicht völlig unberechtigten) Ehrennamen gemacht hatte, als eine Art Erlöser: von der Häßlichkeit der Gegenwart sollte er zu strahlenderen Tagen führen, einer aus Gold und Edelsteinen und allem was sich Künstliches nur erdenken läßt aufgebauten „himmlischen Stadt" schon auf Erden entgegen. Als dann seine gerichtliche Verurteilung erfolgte, entlud sich der ganze Groll der Gegner seiner Tendenzen in einer unbedingten Verwerfung seines Wesens und seiner Meinungen. Und dann wurde es rasch still, und der traurige Tod des durch eigene Schuld und fremde ins Elend Gehetzten fand nur noch müde Hörer.

Ich glaube, wir sollten unser Interesse nicht so ausschließlich von der Aktualität einerseits und der dauernden Bedeutung anderseits beherrschen lassen. Zu den „Dauerwerten" der Literatur oder der Kultur möchte auch ich Oskar Wilde nicht rechnen; wohl aber zu jenen Übergangserscheinungen, an denen für die Entwicklung der Zeiten soviel — und für das Wesen des Menschen selbst in seiner Abhängigkeit von Raum und Zeit nicht wenig zu lernen ist!

Oskar Wilde, wie die meisten berühmten Engländer der neueren Zeit, war kein Engländer. Von den beiden Stämmen, die in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts für die geistige Entwicklung Großbritanniens das meiste geleistet zu haben scheinen, sind die Schotten durch langsame sichere Zähigkeit, die Iren durch sprunghafte Kraft des Erfindens und Improvisierens ausgezeichnet. Oskar Wilde ist 1856 in Dublin geboren, und wenn er auch niemals, wie der in einigen Punkten ihm verwandte, in den meisten ihm entgegengesetzte Bernard Shaw, ein nationales Irentum gegen die herrschende Rasse ausgespielt hat, ist doch in seiner Art, über England zu urteilen, ein Ansatz uralter Fremdheit oder Feindschaft nicht zu verkennen. Wie der Schotte Thomas Carlyle ruft er ausländische Art gegen die einheimische an, französische wie Carlyle deutsche; freilich ist die Neigung, in ästhetischen Fragen sich von den Nachbarn jenseits des Kanals beraten zu lassen, auch bei den echtesten Engländern eine altererbte. Aber auch die Neigung zur Märchendichtung, die Neigung, sich traumhaft über Wirklichkeit und Möglichkeit selbst im realen Leben hinwegzusetzen, endlich und vor allem die Neigung zur Paradoxie dürfen wir dem irischen Ursprung zuschreiben. Die Iren sind leidenschaftliche Gesellschaftsmenschen im Gegensatz zu den einsiedlerischen Schotten und den auf den engen Kreis einer festen Auswahl sich gern beschränkenden Engländern; sie sind laut und Übertreibungen geneigt; sie stehen dem blassen und leicht philiströsen Traditionalismus der Engländer mit einer ausgesprochenen Sehnsucht nach starken Farben gegenüber. In alldem möchte man in Wilde ein heimisches Erbteil vermuten. Und sogar wenn er einmal in seiner paradoxen Art sagt: „Fragen sind niemals indiskret — Antworten können es sein," fällt uns die sprichwörtliche Gewohnheit der Iren ein, zu fragen und sogar auf Fragen nur mit neuen Fragen zu antworten.

Wilde entstammte einer angesehenen Familie; sein Vater hatte als berühmter Chirurg den niedern Adel erhalten. Seine Mutter war schriftstellerisch tätig und mit dem Verfasser des Schauerromans „Melmoth", Maturin, verwandt; Wilde hat in seinen schlimmsten Tagen diesen Namen als Decknamen für den beschmutzten eigenen gebraucht.

Er hatte die in England übliche Erziehung junger Gentlemen durchgemacht; und da es dort noch nicht wie bei uns als besondere Auszeichnung gilt, ein schlechter Schüler gewesen zu sein, so durfte er sich auch später noch einer Medaille für die beste griechische Arbeit rühmen. Er trat in die englische Gesellschaft als Anwärter auf allen geselligen Ruhm ein, mit jenen Verbindungen, die der Besuch der englischen Eliteschulen und Universitäten schafft, mit jener Fähig-

keit, die ihm angeboren war, mit einer ganz persönlichen Begier nach Erfolgen.

Aber es war nicht so leicht, England zu erobern. Ein lebhafter Widerstand versperrte ihm den Weg zum Ziel — Widerstand prinzipieller und persönlicher Art. Lange Zeit wollte man ihn schlechterdings nicht ernst nehmen, ganz so wie es dann wieder Shaw ergangen ist. Ich erinnere mich von meinem ersten Aufenthalt in England noch der Karikaturen, die mit englischer Schonungslosigkeit übrigens gerade auch seine äußere Erscheinung aufs Korn nahmen: damals ward der später wegen seiner Schönheit Gepriesene wegen seiner Häßlichkeit verspottet. Der Geschmack kam ja seiner Erscheinung mehr und mehr entgegen; ich gestehe aber, daß ich das Preislied auf seine Schönheit niemals habe begreifen können. — Oder es liefen Anekdoten über Gespräche Wildes herum, die ihn keineswegs in vorteilhafter Beleuchtung sehen ließen; eine z. B. von einer Gesellschaft bei Whistler. Der witzige Maler sollte eine Bemerkung gemacht haben, die Wilde zwang, sich ärgerlich auf die Schenkel zu schlagen: „Dumm, daß ich das nicht gesagt habe!" „Seien Sie ruhig, Wilde," habe Whistler geantwortet, „morgen werden Sie es gesagt haben!" Eine Geschichte, die immerhin Wildes Talent, sich fremde Paradoxien anzueignen, nicht schlecht beleuchten würde. — Allmählich drang er durch. Auf die „Gedichte", 1880, folgten Erzählungen und Dramen; den vollen Erfolg sicherte ihm das keineswegs bedeutende oder auch nur für ihn besonders charakteristische Lustspiel „Lady Windermeres Fächer". Auf den stürmischen Herausruf trat er damals vor den Vorhang, die berühmte riesige Orchidee im Knopfloch, in nachlässigster Pose, und sagte: er freue sich, daß das Publikum endlich anfange, für seine Werke reif zu werden . . . Nun genoß er mit vollen Zügen die ganze Ergiebigkeit seiner Erfolge. Er konnte sich den erträumten Luxus in jeder Form gestatten; er durfte sich unter die Spitzen der Gesellschaft rechnen; er war, was ihn vielleicht am meisten freute, bei jedem Wort einer begeistert aufhorchenden Zuhörerschaft sicher. Reisen und literarische Beziehungen dehnten den Kreis seiner geistigen Wirkungen weit aus. Er hatte eine Stellung, wie sie seit lange kein Dichter seinem Geist allein verdankte; etwas von dem Ruhm Byrons, von der Macht Voltaires schien auf ihn übergegangen zu sein . . . Und dann kam der schreckliche Umschwung. Ein Aristokrat, dessen Sohn Wilde mit schwärmerischem Entzücken umgab, klagt ihn an, diesen seinen Sohn sittlich zugrunde zu richten; ärgerliche Szenen, bei denen sich Wilde zu formloser Grobheit herabließ, machten die Feindschaft unversöhnlich. Wilde verklagte den Marquis of Queensberry — einen Sprößling des berühmten Hauses Douglas — wegen Beleidigung. Der Prozeß führte zu den peinlichsten Kreuz- und Querfragen, die eine seltsame Neigung Wildes ergaben, sich mit rohen und anrüchigen Menschen zu umgeben. Aber plötzlich nahm der Beleidigungsprozeß noch eine ganz andere Wendung. Als gerade der Anwalt der Gegenpartei in seiner Rede begriffen war, erhob sich Wildes Verteidiger und erklärte sich, „höchst bestürzt" im Einverständnis mit seinem Klienten bereit, den Strafantrag zurückzuziehen. Die weitere Folge war eine staatliche Anklage gegen Wilde; seine Verurteilung zu zwei Jahren Zuchthaus wegen eines häßlichen Verbrechens; die Abbüßung seiner Strafe; seine Ächtung in der eben erst vor ihm auf den Knien liegenden Gesellschaft — sein Name durfte nicht genannt, seine Bücher durften nicht verkauft werden —, schließlich sein körperlicher Zusammenbruch nach einer kurzen Zeit elender Verbannung. Im Jahre 1900 ist er gestorben, nachdem er eine Weile in gläubiger christlicher Ergebung sein Heil gesucht hatte und dann ebenso vergeblich einen Teil wenigstens des früheren Glanzes hatte wiedererobern wollen.

Diese Erlebnisse sind vielleicht schon halb vergessen; und man möchte wünschen, sie wären es ganz, damit Oskar Wilde nicht allzusehr nur als „interessante Persönlichkeit" im schlimmen Sinne des Wortes erscheint. Denn man muß zwar sagen, daß sein Schicksal leider mit seinem Wesen eng zusammenhing und nicht etwa nur auf fremden Machenschaften oder bösem Zufall beruhte; daß aber doch in denjenigen Eigenschaften, die ihm zum Verhängnis wurden, sein Wesen sich keineswegs erschöpft. Weil Wilde allzusehr, und mit den Jahren immer mehr, alles Gewicht auf die glänzende Außenseite seiner Existenz legte, wollen wir nicht ganz seine stilleren Qualitäten vergessen, die die schlechtesten wahrlich nicht waren; wir wollen auch nicht vergessen, daß er, in vielem der glückliche Erbe früherer Generationen, doch auch in mancher Hinsicht für deren Schuld hat büßen müssen!

Wir wiesen auf sein Werben um die „Gesellschaft" hin. Dem Deutschen erscheint das besonders befremdlich: unsere Dichter haben entweder die sogenannte bessere Gesellschaft ganz verschmäht, oder sie haben in ihr selbstverständlich Platz gefunden. Was Grabbe nie begehrte, das ergab sich für Hebbel ohne weiteres. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß die englische Gesellschaft doch eine durchaus andere ist und für das Leben der Nation viel mehr zu bedeuten hat: auch Ober- und Unterhaus sind eigentlich nur ein Ausschuß der guten Gesellschaft. Diese ist in London — und um die Hauptstadt handelt es sich schließlich auch in dem am meisten dezentralisierten Lande! — einerseits viel weitherziger als bei uns und auf der anderen Seite viel engherziger. Weitherziger: denn nirgends in der Welt ist es einer tüchtigen oder originellen Persönlichkeit leichter gemacht, zu Ansehn zu kommen, die herrschenden Schichten, Adel, Kirche, Rechtsgelehrte, stehen dem Eindringling leichter offen als

irgendwo sonst. Aber um so unerbittlicher hält man an gewissen Forderungen fest, die sich allgemein in dem Begriff des „Gentleman" vereinigt finden. Mit Umgangsformen, die bei uns bisweilen gestattet oder übersehen werden, ist man in England dauernd unmöglich.

Eben wegen dieser eigenartigen Stellung der „Gesellschaft" in England hat nun der Schriftsteller zu ihr ein eigenes Verhältnis. Sie nimmt ihn, wenn er eben als Gentleman gilt, williger auf als eine andere; Addison, oder Tennyson, oder Browning haben in ihr neben den ersten gelten können — soweit sie es eben selbst wollten. Daneben aber hat die englische Gesellschaft zu allen Zeiten darauf gehalten, dem Schriftsteller zu zeigen, daß Talent allein noch nicht adelt, ja noch nicht gesellschaftsfähig macht. Hielten bei uns lange die Fürsten sich ihre Hofnarren, so hat England nicht ganz selten Schriftsteller von Bedeutung zu Hofnarren der Gesellschaft erniedrigt. Das Günstlingstum, das für Schmeicheleien bei irgendeinem reichen Edelmann Pfründen und Pensionen verlieh, war dem Selbstgefühl des englischen Schriftstellers keineswegs günstig; und Selbstgefühl ist es, was von dem Gentleman, mit vollem Recht, zuerst gefordert wird. Aber etwa Lawrence Sterne, der große Humorist, der eigentliche Vater jenes literarischen Humors, den man sich gewöhnt hat Jean Paul zu Ehren den spezifisch deutschen zu nennen, war in der Gesellschaft nichts Besseres als der geduldete Schmarotzer . . . Bei der Gesellschaft in Deutschland ward doch dergleichen nur bei einzelnen Gönnern möglich!

Aus diesen Verhältnissen entwickelte sich eine Feindschaft zwischen Dichter und Gesellschaft, die in Lord Byrons Auftreten und Schicksalen stark mitgespielt hat. Es entwickelte sich aber auch eine eigentümliche Art von Halbschriftstellern: Männer der Gesellschaft, die nichts oder nur wenig schrieben, aber durch ihre witzigen Worte Lieblinge eben dieser Gesellschaft wurden. Sie konnten in hohem bürgerlichem und sozialem Ansehen stehen, wie der Geistliche Sidney Smith im Beginn des XIX. Jahrhunderts; noch häufiger aber waren es „angestoßene Existenzen", die eben wieder in ihrem Auftreten etwas Schmarotzendes hatten, für ihre geistreichen Aussprüche eingeladen — und bezahlt wurden. Es gab unter ihnen offizielle „Laureati", Preisträger der öffentlichen Anerkennung wie die Dramatiker Foote und Hook; und mit besonderer Freude wurden Wettkämpfe der Kampfhähne beobachtet. Man ist noch heute auf den Witz dieser „Löwen" stolz, sammelt ihre Aussprüche, und läßt selbst einen Fox oder Sheridan mehr um ihrer witzigen Aussprüche willen unsterblich sein als wegen soliderer Ansprüche.

In diese Tradition tritt Wilde. Er weiß, daß der Witz populär macht. Er bemerkt, daß dem Witz viel verziehen wird. Er ist aber gleichzeitig in seinem Stolz entschlossen, ein vollberechtigtes Mitglied der Kreise zu werden, die den „Schriftsteller" bei dem geringsten Verstoß gegen ihre Regeln als einen „Shopkeeper", als einen der für seine Ware im Einzelverkauf bezahlt wird, behandeln. Seine Impertinenz ist zuvorkommende Notwehr. Und — er hütet sich, ganz Schriftsteller zu werden. Ein Stück Dilettant wird in dem höchst gewandten Techniker absichtlich gewahrt; er will sowenig in erster Linie nach seinen Schriften gerichtet werden, wie Wolfram von Eschenbach — dem auch die soziale Stellung des Ritters noch wichtiger ist als der Dichterruhm.

Diese Hinneigung zu einem oft sogar nur geheuchelten Dilettantismus, zur Improvisation und Gelegenheitsdichtung, wird nun aber durch fremde Einflüsse eingeschränkt. In der englischen Literatur sind fast beständig zwei Richtungen nebeneinander hergegangen: eine streng englische und eine französierende. Auch deutsche Einflüsse haben sich bemerkbar gemacht, in Walter Scott, in Carlyle, in Coleridge; aber gerade die Meister der Form haben sich — wie übrigens in andern Ländern auch — stets auf französische Art gestützt: so noch zuletzt der erst kürzlich gestorbene Swinburne, der letzte bedeutende Dichter der „Victorianischen Ära", der Anbeter Victor Hugos. Der englische Dichter lebt, wie der englische Künstler, wie der Engländer überhaupt, am liebsten in einer festen und streng heimischen Tradition. Aber gegen deren Zwang empören sich immer wieder Revolutionäre. Die englische Literatur in ihrer traditionellen Haltung ist ausgesprochen moralistisch, lehrhaft auch bei den Feinden der herkömmlichen Moral, wie gerade Lord Byron, wie Swift oder Shelley, wie Burns und Browning. Jene Revolutionäre waren daher fast gedrängt, von den Franzosen die bedenkliche Parole „l'art pour l'art" zu übernehmen: die Kunst habe zur Moral oder zu irgendwelchen Endzwecken schlechterdings keine Beziehungen.

Hier sitzt nun eine starke Wurzel von Wildes Wesen. Jene Formel hat ihn mit wirklicher aufrichtiger Begeisterung erfüllt; gleichzeitig aber hat ihn, wie seine französischen Vorbilder, das Gefühl beseligt, wie er dadurch den herkömmlichen Anschauungen der „Spießbürger" widerspreche. Seine wichtigsten Lehrer sind französische Autoren der „reinen Kunstrichtung" gewesen. Für keinen schwärmt er mehr als für den virtuosen, aber kühlen Verskünstler Theophile Gautier. Daneben ist ihm der leidenschaftlichste Vorfechter jener Theorie, Gustave Flaubert, Autorität. Und was in der Kunst die Geringschätzung des Inhalts ist, das ist in der Philosophie der spielende Skeptizismus; Renan ist von Wilde bewundert worden wie wenige. Endlich hat sich das Formenspiel in der sich von Zola abtrennenden Schule des tendenzlosen Naturalismus — der Zolas war das nie! — erschöpft; und der letzte Ausläufer dieser Richtung, Huysmans, hat

mit seinem Kunststück „A rebours“ den stärksten Einfluß auf Wildes stärkstes Werk, den „Dorian Gray“, ausgeübt. —

Diese „Kunst um der Kunst willen“ war in Frankreich und in England im Leben schon mächtig gewesen, ehe sie es in der Dichtung wurde. Aus ihrem Geist ist jenes wunderliche Geschöpf geboren, das Wildes unmittelbarste Vordeutung zu sein scheint: der Dandy.

In dem England des Prinzregenten Georg blühte diese seltsame Blüte auf; aber ein Franzose, der Graf d'Orsay, war ihr eigentlicher Schöpfer. Ein halber Narr und ganzer Schmarotzer wie der berühmte „schöne“ Brummel wurde von Lord Byron wegen seiner Kunst, die Krawatte zu binden, beneidet — als er nach Frankreich entfliehen mußte, um dort kläglich zu sterben wie Wilde, hinterließ er dem besten Freunde auf einem Zettel das kostbare Geheimnis: „Mit Stärkemehl muß man sie befestigen!“ Diese ans Kindische grenzende Sorge für die äußere Erscheinung stellte gewissermaßen das Höchste an „zweckloser Kunst“ dar, und zugleich an durchaus gesellschaftlicher Kunst: man lebte nur, um sich für den Abend zurechtzumachen. Der Dandy ist ein „Ästhet“, der seine Ideale auf die andern Menschen zugewandte Seite seiner Existenz beschränkt. Es ist der materialistische Ästhet, für den es nur den Körper und seine Hülle gibt.

Aber hinter diesem kindlichen Spiel steht doch, dem Dandy selbst verborgen, Größeres. Und es gehört eben zu Wildes besonderen Eigentümlichkeiten, daß er fast widerwillig offenbart, worin der Dandy eine symbolische Vordeutung ist.

Wir erinnern an eine der bedeutendsten — und originellsten Erscheinungen der neueren Zeit: an Richard Wagner. Welcher Spott hat sich an die berufene Korrespondenz mit der Putzmacherin geknüpft! Welches Gelächter haben die Schlafröcke aus Atlas erregt und die samtenen Baretts! Aber Wagner hat das selbst verteidigt: er brauche den Glanz; er könne nun einmal nicht in der Dürftigkeit eines Sebastian Bach leben. Der in der Kunst nach dem „Gesamtkunstwerk“ rang, konnte das Leben und die ganze Lebenshaltung nicht völlig abseits halten von dem Streben nach einheitlichem Zusammenwirken aller Künste. Dahin zielt auch der Dandysmus, nur mit lächerlichem Haften an dem, was einem Wagner nur Dekoration war. Auch das eigene Leben wollte Goethe zum Kunstwerk machen; auch die eigene Lebenshaltung will der Dandy kunstgemäß gestalten.

Nichts hat Wilde stärker betont als den Gegensatz zwischen Kunst und Natur; nichts leidenschaftlicher verfochten als die Erhabenheit der Kunst über die Natur. Seine glänzendsten Sätze finden sich gerade hier; freilich nicht seine eigensten Gedanken, denn gerade hier bleibt er von Vorgängern und Mustern abhängig. Der englische Essayist de Quincey hatte den Verfall des Mörderhandwerks beklagt: Wilde folgt seinen Spuren, indem er einen Aufsatz betitelt: „Über den Verfall der Kunst zu lügen“. Er sieht nämlich mit Schrecken eine immer zunehmende Abhängigkeit der Kunst von der Wirklichkeit — und damit eine immer wachsende Einschränkung ihrer Freiheit. Und unter „Lügen“ versteht er die bewußte Abweichung von der Wirklichkeit. So steht er als einer der Führer auf jenem Wege, den aller Unsinn der „Futuristen“ nicht ganz diskreditieren kann: auf dem Wege, der der Phantasie ihre zu lange eingeschränkten Rechte wieder sichern will. — Er erklärt: nicht nur stehe die Kunst viel höher als die Natur, sondern sie sei auch viel mächtiger; denn in Wahrheit zeige stets sie den Weg, dem die Natur erst folge! Die Physiognomien der Menschen, die Landschaften, die typischen Erlebnisse werden von dem Dichter und Künstler erfunden, ehe sie von der Wirklichkeit nachgeahmt werden ... Der Grundgedanke stammt von Maupassant; aber nicht bloß wegen der geistreichen Arabesken, mit denen er ihn ausschmückt, hat Wildes Ausführung selbständige Bedeutung. Bei ihm ringt sich unter dem Schleier des Paradoxons — das überall so oft unreife Wahrheiten verkleiden muß! — die Einsicht durch, daß, was wir „Natur“ nennen, nur eine Schöpfung unserer Vorstellung ist — eine Einsicht, die z. B. Bölsche sehr hübsch dargetan hat. Und so ist schließlich auch sein Dandytum zu einer Weltanschauung erhoben. Was hinter dem allen liegt, hinter dem Aufputzen der eigenen Gestalt, hinter dem Bedürfnis nach der Künstlichkeit, hinter der Lehre von der schöpferischen Bedeutung der Kunst und nur der Kunst — das ist am Ende die große starke Sehnsucht auch eines Nietzsche nach Erschaffen eines neuen Menschen, einer neuen Welt.

Ein tiefer Abscheu vor der Häßlichkeit unserer wirklichen Welt beseelt ihn. „Überall entstehen die schmückenden Künste,“ ruft er in einem der wenigen Momente, in dem er seinem heimlichen Optimismus den Sieg über die herkömmliche Ironie erlaubt. Denn eben in der Kraft zu schmücken, das heißt eben über die quälende Häßlichkeit wegzuhelfen, sieht er die Aufgabe der Kunst. Das Häßliche ist für ihn das Böse, die Kunst ist für ihn die einzige Tugend. Was aber ist das Häßliche? Nun, im wesentlichen ganz einfach das, was wir alle so nennen: Mißverhältnisse der Formen, trübe Farben, ekle Gerüche. Schließlich: das Animalische; das was nach Nietzsches Lieblingswort „überwunden werden muß“. Hier, glaube ich, haben wir den innersten Kern von Wildes Persönlichkeit.

Er hat in einem Dialog, dessen unbehilfliche Länge allein schon beweist, wie sehr ihm hier das Thema am Herzen lag, ausgeführt, die Kritik sei nicht bloß eine wahre Kunst, sondern sie sei es eigentlich mehr als die „produktive Kunst“ — ein Satz, der in neuester Zeit ja vor allem durch Alfred Kerr

zum Dogma erhoben worden ist. Man fühlt ohne weiteres, wie diese Anschauung mit der von der Superiorität der Kunst über die Natur verwandt ist: die bildende Kunst steht zu der Kritik, wie zu ihr die Natur. Je stärker sich die Subjektivität kundgeben kann, desto höher steht nach Wilde das Werk. Nun ist alle bildende Kunst — in welchen Begriff wir diesmal die Poesie einschließen — gebunden durch Gesetze der Technik und auch der Tradition, die selbst der stärkste Neuerer nur bis zu einem gewissen Grade abzuschütteln imstande ist. Darin eben ist die Kunst der Natur so nahe, die ja ganz und gar nichts als Bewahrung von „Tradition“ und „Technik“: was sind denn die „Naturgesetze“ anders als die Formulierung gewisser feststehender Regeln für die Technik der großen Urkünstlerin Natur? Wilde aber will loskommen vom Zwang: er will die Selbstherrlichkeit des Menschen. Die Kritik ist für ihn zweierlei: erstens ein freies Spiel des freien Geistes, und zweitens doch auch eine Förderung des Ideals, das heimlich in allen starken, unabhängigen Individualitäten wirkt, einheitlich und zwingend wirkt. Denn der Skeptiker glaubt fast wider Willen an eine siegende Bewegung zum Schönen, Starken, Vornehmen hin; er fühlt sich, ohne daß er das zu gestehen, ohne daß er das zu glauben wagte, als Apostel einer neuen Welt, die der Mensch nicht erwarten, sondern schaffen soll — als Apostel, um es mit dem Wort eines freilich viel größeren Geistesverwandten auszudrücken, des Übermenschen!

Ist doch auch im einzelnen nicht ganz selten eine Verwandtschaft der beiden Aphoristiker zu erkennen! Wie Nietzsche liebte Wilde den „Tanz“, das kühne und graziöse Spiel; und es ist ganz in Nietzsches Sinn, wenn er seine Neigung zur Paradoxie verteidigt: „Um die Realität zu prüfen, muß man sie auf dem Seil tanzen lassen!“ Es ist ganz auch im Sinne Nietzsches, wenn er in demselben Buche, das dies und viele andere intime Geständnisse in paradox-schüchterner Vermummung enthält — in seinem eigensten Buch, dem „Bildnis des Dorian Gray“, von einer unbedingten und unbegrenzten, von einer unmoralischen und verbrecherischen Hingabe an die Möglichkeiten des Lebens schwärmt: „Wenn auch nur e i n Mensch sein Leben ganz und gründlich auslebte, jedem Gefühl Form, jedem Traum Wirklichkeit verliehe — es würde ein so neuer Strom der Freude in die Welt fließen, daß wir alles Kranke des Mittelalters vergessen müßten und zurückkehren zum hellenischen Ideal, zu einem etwas feineren, reicheren als dem hellenischen Ideale vielleicht.“ Und so ist auch sein Verhältnis zur Antike, zu den modernen Franzosen, zu den zeitgenössischen Engländern — deren philiströse Enge er haßt — den Anschauungen Nietzsches vergleichbar.

Und hier treffen wir den letzten und wohl tiefsten Punkt, in dem die beiden überein-stimmen, der große Denker und der gewissenlose Feuilletonist, der Löwe der Gesellschaft und der Mann der sieben Einsamkeiten, der eitelste und der am wenigsten eitle unter allen neueren Propheten. Es ist die l e i d e n s c h a f t l i c h e L i e b e z u m L e b e n! Selten ist Wildes sarkastischer Mund so beredt geworden, als da er (in jenem großen Dialog über die Bedeutung der Kritik) die Gestalten der Kunst beneidet um ihr ewiges Leben — freilich auch hier der Erbe des großen Dichters Keats, doch aber mit ganz persönlicher Aneignung von dessen berühmten Versen auf die in Ewigkeit herrlichen Gestalten der griechischen Urne. „Die Statuen des Marmors, die Bilder der Leinwand kennen vom Leben nur eine köstliche Minute. Sie ist ewig in ihrer Schönheit, aber gebannt in eine Note der Leidenschaft, in eine Stimmung der Ruhe. Nur wen der D i c h t e r zum Leben ruft, der hat seine tausend Freuden und Schrecken, der kennt Mut und Verzweiflung, Lust und Leiden. Jahreszeiten kommen und gehen im fröhlichen oder traurigen Reigen ... Sie haben Jugend und Mannheit, sind Kinder und werden alt. Ewig währt die Dämmerung für die heilige Helena, wie Veronese sie am Fenster schaute ... Ewig dämmert der Abend den tanzenden Nymphen Corots unter Frankreichs Silberpappeln ... Doch die, die im Epos, im Drama oder Roman leben, sie sehen im Wandel der Zeiten junge Monde wachsen und schwinden; sie sehen die Nacht vom Abend- bis zum Morgenstern, und kennen den kreisenden Tag vom Aufgang bis zum Untergang ... Für sie blühen und welken die Blumen wie für uns, und die Erde, ‚die grünlockige Göttin‘ wechselt ihr Kleid, um sie zu erfreuen.“ Auch hier, sieht man, bemißt Wilde den Wert nach dem Maß der Subjektivität, oder sagen wir: der Freiheit. Alle Gestalten der Kunst beneidet er um ihr ewiges Leben: sie altern nicht und verfallen nicht, wie es uns beschieden ist; „für immer sind sie jung und schön“. Sie sind die glücklichsten aller Geschaffenen: schön ohne den Fluch, der auf die Schönheit gesetzt ist; wandlungsfähig ohne den Unsegen des Alterns und Häßlichwerdens. Das wäre der Traum: aus dem Leben in die Dichtung herüberzuschreiten wie der Kaiser und der Maler des chinesischen Märchens in das Bild hinübertreten; aber nicht um zu verschwinden, wie sie, sondern um voller, ausgiebiger zu leben ...

Diese Idee versinnbildlicht auch Wildes Hauptwerk — außer vielen einzelnen Aussprüchen das einzige, das auf die von ihm so heißersehnte Unsterblichkeit eine gewisse Anwartschaft hat. „Das Bildnis Dorian Grays“ teilt mit neueren Romanen — ich nenne nur Thomas Manns „Königliche Hoheit“ — die Richtung auf das Märchenhafte, die ja in jener Grundtendenz auf „Loslösung von der Natur“, von der Beobachtung, von der Wirklichkeit begründet liegt. Aber während in seinen eigentlichen reichlich sentimentalen Märchen, besonders

dem „Glücklichen Fürsten“ und „Rose und Nachtigall“, Wilde durchaus als Schüler Andersens erscheint, ist er hier auf den Bahnen der deutschen Romantiker und des Amerikaners Poe gegangen. Eine unheimliche Mischung von Realismus und Phantastik gibt diesem Roman wie den Erzählungen E. Th. A. Hoffmanns das Gepräge. Das Buch erzählt von einem Doppelschicksal: dem eines wunderschönen Jünglings und dem seines Porträts von Meisterhand. Die Handlung wird durch eine seltsame Figur bewegt: durch einen jungen Lord, dem Wilde alle seine verführerische Paradoxie geliehen hat, den er aber gleichzeitig zum bösen Verführer der Jugend machte —, wie er selbst es doch nur in den Augen seiner Feinde war. Dieser Lord aber ist doch nicht eigentlich ein Bösewicht, sondern nur der vollkommene Immoralist, der in mehr als Nietzschescher Kühnheit mit Menschen experimentiert. Es gelingt ihm, in Dorian Gray die Begier nach allen schönen Möglichkeiten zu erwecken — und damit zugleich die innere Schönheit seiner Seele zu vernichten. Denn diese durch alle Erfahrung des Lebens hindurch zu wahren, ist eben nur dem Kunstwerk gestattet, dem Menschen nicht, und doch ist der Mensch darauf angelegt, das Schöne in jeder Form zu begehren ... Nun beginnt ein mystisches Wechselspiel zwischen dem Bild und seinem Modell; und am Ende liegt der Held am Boden, durch gräßliche Verbrechen entstellt, durch ein wüstes Leben bis zur Unkenntlichkeit gealtert, ein erschreckliches Zerrbild seiner selbst — während ihm an der Wand in unvergänglicher Jugend und Schönheit sein Bild strahlt ... Denn die Kunst ist stärker als das Leben und mächtiger als die Natur; ja sie allein ist wahrhaftes Leben ...

Und dieser Roman ist nun, in dichterischer Übertreibung, auch Wildes Selbstdarstellung — und die symbolische Geschichte seines Lebens. Natürlich ist er weder der Dorian Gray noch der Lord Henry seines Romanmärchens; aber wenn er selbst geäußert hat, jedes Bild verrate mehr von dem Maler als von dem Dargestellten, so darf man für beide Gestalten, so unsympathisch sie uns berühren mögen, eine gewisse Dosis Selbstporträtierung nicht abstreiten. Hat doch sogar ein soviel objektiverer Geist, C. F. Meyer, bezeugt, in allen seinen Figuren bis zu den schlimmsten lebe etwas von ihm. Wildes Persönlichkeit ist ja nicht allzu schwer zu fassen: Ehrgeiz, Sehnsucht nach einer oft allzu äußerlich gefaßten Schönheit. Geheime Melancholie, die aus jenen beiden andern Eigenschaften ihre Nahrung saugt und sich hinter Ironie und blendenden Witz versteckt. Mehr Hochmut als Selbstsicherheit und selbst in den Tagen des höchsten Triumphes ein wenig Parvenütum. Eitelkeit, aber weder Neid noch eigentliche Bosheit. Ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft, dessen Entartung ihm verhängnisvoll werden sollte, war ihm eigen, aber, wie es scheint, besaß er mehr „Gehirnsinnlichkeit“ (um das böse Wort zu gebrauchen, das der Fürst Pückler auf Bettinen geprägt hat), als naive Erotik. — Diesen Charaktereigenschaften entsprachen natürlich die literarischen. Ganz auf Wirkung nach außen, auf geselliges Glänzen gestellt, war und blieb Wilde trotz sorgfältigen Feilens im einzelnen im ganzen ein Improvisator; freilich um in seiner eigenen Tonart zu sprechen, ein Improvisator mit guter Vorbereitung. Diese Vorbereitung war nun allerdings eine andere als die anderer dramatischer Einfallsvirtuosen: er hatte die gründliche Schulung eines englischen Gymnasiums, er hatte die große Kulturtradition seiner Heimat, er hatte endlich den Einfluß eines freien Umgangs mit den ersten Kreisen Englands zur Grundlage seiner Improvisationen, wo ein Nestroy oder selbst ein Bernard Shaw wesentlich nur ein buntes Zufallswissen einzusetzen hatten. Er war in der besten Literatur des zeitgenössischen Englands und fast noch mehr Frankreichs eingelesen; er besaß jene Anschauung bildender Kunst, die drüben immer noch zu den Voraussetzungen der Bildung gehört; nur zur Musik scheint er ein inneres Verhältnis nicht besessen zu haben. So sah es in seinem Inneren aus wie in den Salons, die er schildert: ein prächtig und doch geschmackvoll ausgestatteter Raum, ohne die Atmosphäre seelischer Größe, ohne Vertrautheit zwischen dem Raum und seinen Bewohnern. Ob er die Liebe im tieferen Sinne gekannt hat, wer will es bejahen oder verneinen? Seine Kinder hat er wohl geliebt; als er nach seiner Verurteilung auf den immerhin begreiflichen Antrag seiner Gattin — die sonst in seinem Leben keine Rolle spielt — von ihnen dauernd getrennt wurde, fand er ergreifende Worte des Schmerzes. Aber schien er damals nicht überhaupt einen Augenblick von der Tiefe des Schmerzes geheiligt? Und doch hat er nachher nichts gezeigt von jener Vertiefung durch das Leid, die er selbst von seinem Schicksal erhoffte; und schließlich hat er nur versucht, in kleinerem Maßstab seine alte Existenz zu erneuern. — Dieses Aufgehn in dem äußerlichen Ästhetentum, das ernstere Bedürfnisse seiner Seele aufzehrte, hat er in seinem Dorian Gray geschildert, den der Erfolg und die Eitelkeit, die Jagd nach dem Genuß und die spitzfindige Spekulation verderben und vernichten, wie sie Wilde vernichtet haben. Und die gefährliche Neigung zum „Spiel“, zur Verachtung des einfach Natürlichen, zur Überschätzung des Künstlichen hat sein Lord Henry mit dem Schriftsteller Wilde gemein.

Auf dies Buch beriefen sich seine Gegner vor Gericht. Sie taten es in verwerflicher Weise, indem sie Aussprüche seiner Gestalten zu Offenbarungen seiner Seele machten. Sie hätten es mit besserem Recht tun dürfen, wenn sie die ganze heiße und verdorbene Luft des Buches, wenn sie die Sympathie des Dichters mit Lord Henrys Experimentierlust und seinem kaltherzigen Schönheits-

enthusiasmus ins Feld geführt hätten. Denn das Buch prophezeite wirklich sein eigenes Schicksal. Es bewahrheitete sich an Wilde, was er so übermütig verkündet hatte: daß das Leben der Dichtung gehorchen und die Wirklichkeit der Erfindung folgen muß.

Wilde hat einmal in einem merkwürdigen Aufsatz von einem seltsamen Künstler erzählt, der schon die Aufmerksamkeit jenes Essayisten, de Quincey, auf sich gezogen hatte, eines Mannes, den wir überhaupt zu den Vorgängern Wildes rechnen müssen. De Quincey erzählte von einem Maler und dilettantischen Schriftsteller Wainwright, den die Habsucht und vielleicht auch der grausige „Spieltrieb" des geschickten Verbrechers zum mehrfachen Giftmörder gemacht hatten. So tief hinab hat Wilde selbst die außermoralische Paradoxie, das Spielen mit dem Unerlaubten nicht geführt. Aber es ist wohl kaum zu zweifeln, daß mindestens im juristischen Sinne seine Verurteilung zu Recht erfolgt ist — diese Verurteilung, die als grausiges Gegenstück zu seinem gesellschaftlichen Aufstieg und seiner Triumphatorstellung den eigentlichen Abschluß seiner Lebenstragödie bildet, dem der Tod nur als die „Wirklichkeit nach der Erfindung" gefolgt ist, der physische Tod nach dem bürgerlichen. Wir gedenken in die vielbeliebte Diskussion über Recht und Unrecht jener Gesetzesparagraphen und Strafbestimmungen nicht einzutreten; uns genügt, daß trotz allen illustren Beispielen, die für jene Verirrungen angeführt werden, ein natürlicher Widerwille sich von ihnen lebhafter abwendet als von schlimmer bestraften Taten. Und was für uns hier die Hauptsache ist: man hat nicht den Eindruck, als liege eine krankhafte Anlage vor, wie Platen sie tapfer bekämpft hat, sondern man hat die Empfindung einer halbwissentlichen Verirrung des sittlichen Gefühls, die aus dem hochmütigen Gegensatz gegen die herrschenden Anschauungen und aus dem Spiel mit „unbekannten Genüssen" geboren wurde. Er schwelgt in seinen Büchern in der Aufzählung kostbarer Steine, Essenzen, Bildwerke wie seine französischen Lehrmeister Gautier und Huysmans; aber er berauscht sich auch, wie der letztgenannte, an dem Anblick furchtbarer Verbrecher, widernatürlicher Paarung von Wollust und Grausamkeit. Wenn er gesündigt hat, geschah es nicht aus Leidenschaft, die ihm wohl überhaupt fremd war: er ist in die Sünde von einem ästhetischen Pharisäertum hinein genötigt worden, das wir keine Ursache haben, dem moralischen Pharisäertum vorzuziehen, von einem Dünkel, nicht so zu sein wie „jene", einem Dünkel, der ihn glauben ließ, für ihn gäbe es keine Sünde mehr.

Wir sind unsererseits nicht gewillt, den ästhetischen Pharisäismus wiederum im Geiste des ethischen zu verdammen, dessen abstoßende Härte Wilde gewiß in das entgegengesetzte Extrem treiben half. Am wenigsten scheint es uns gerecht, nachdem der Unglückliche seine Strafe bis zur Vernichtung abgebüßt hat, seine Werke sie noch einmal büßen zu lassen. England hat so einst seinen Byron gestraft — oder sich in Byron; bei Wilde hat die Achterklärung nicht so lange durchgeführt werden können wie bei seinem Vorbild, dem stolzen und gerade auch auf einen Rest von Dilettantismus stolzen Dichterlord. Aber wie wir in Byron den Dichter bewundern, so soll kein eigensinniges Hinweisen auf die Schwächen Wildescher Komposition, auf die Willkür oder das Schablonenhafte seiner dramatischen Figuren, auf das Gekünstelte seiner Form uns abhalten, in seinen Werken zweierlei zu bewundern: den schier unerschöpflichen Reichtum geistreicher Einfälle, in die fast unwillkürlich nicht selten sich Worte tiefer Weisheit neben übermütigen Halbwahrheiten verirren, und wohl noch mehr den Reiz einer geschlossenen und kühnen Weltanschauung, die wir (wir dürfen das Wort wiederholen) auch da bewundern, wo wir sie uns am wenigsten anzueignen vermögen. Die Periode der Naturentfremdung, die Überhebung des menschlichen Spieltriebs, die Freude am Leben als solchem hat keinen keckeren Ausdruck gefunden als in Oskar Wildes Schriften.

Und doch sind diese Schriften nur ein schwacher Abglanz seines Wesens. Wilde, der Gesellschafter, mit einer seit den Tagen der französischen Abbés unerhörten Fülle witziger Einfälle; Wilde, der Genießer, mit einer Freude an allem Schönen, in der das äußerste Raffinement fast wieder zur Naivität wurde; Wilde, der Mensch, der seine feuilletonistische Philosophie so ernst nahm, daß er ihr Märtyrer nicht bloß durch seine Bestrafung, sondern vor allem durch seine Verschuldung wurde: das ist eine in ihrer Art fast einzige Erscheinung. Unter seinen Werken mag nur das „Bildnis des Dorian Gray" die Kunde von seinem Wesen in andersdenkende Zeiten bringen; aber die Gestalt selbst wird alle seine Werke überleben — und wird gegen ihn bezeugen, daß das Leben doch stärker und die Natur doch schaffensmächtiger ist als die hochmütig und zugleich doch entsagungsvoll sie verleugnende Kunst!

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft;
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz;
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte und Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht. —

Seelsorge

Von Auguste Supper, Korntal

Es ist nicht viel von Heiner Jens zu sagen.
Er hat als Handelsmann sich durchgeschlagen
Und sich in mancher Fehde hart gewehrt.
Wo man ihn kennt, in all den engen Gassen,
Da heißt's: man kann sich auf den Jens verlassen,
Sein Ja ist so, wie wenn ein andrer schwört.
Ein wenig still ist er, ein wenig eckig,
Sein alter Kittel dünn und etwas fleckig,
Er hält sich scheu abseits vom großen Haufen,
Auch sieht man selten ihn zur Kirche laufen,
Sonst hat man Schlimmes nie von ihm gehört.

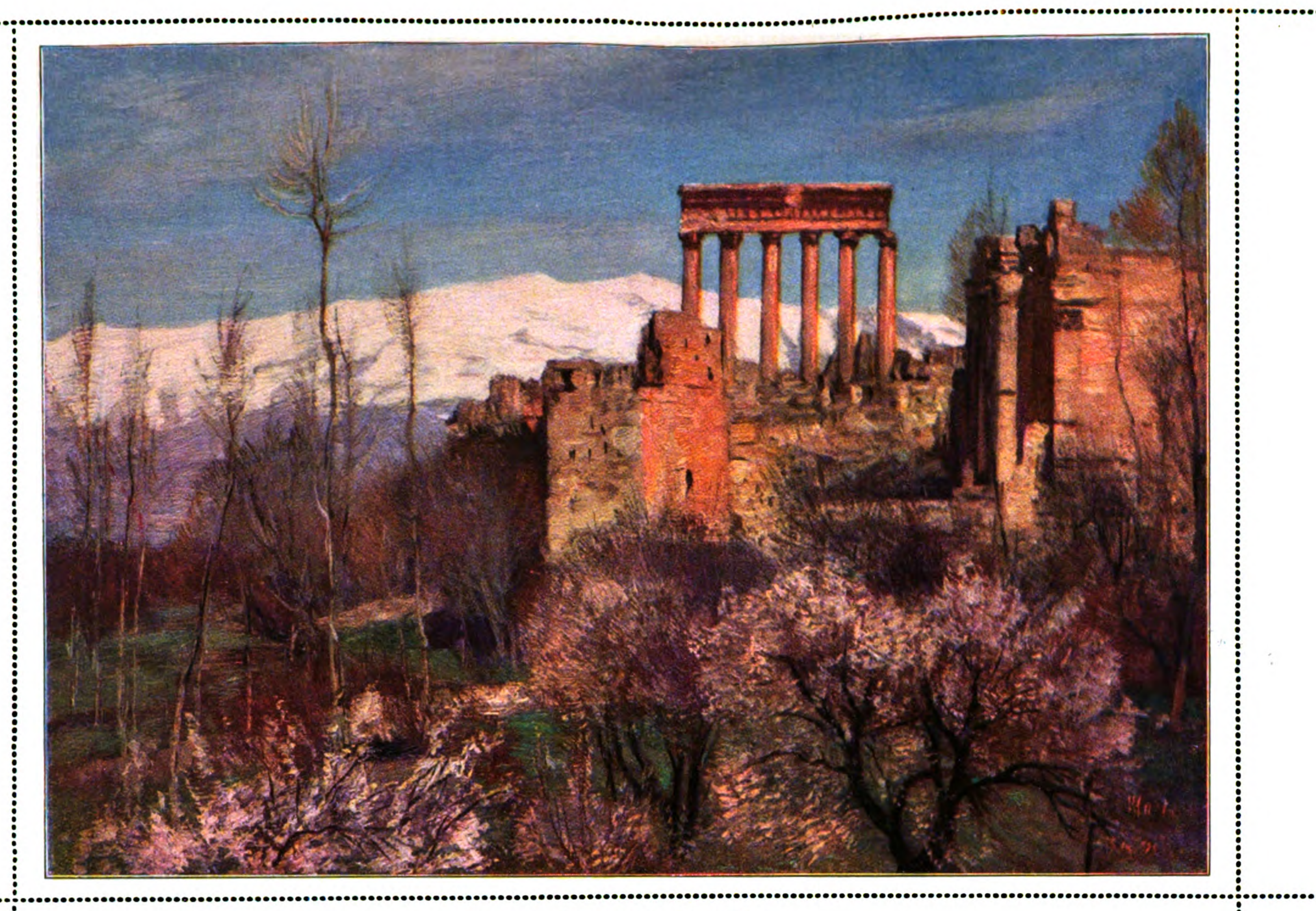
⁂

Alt ward der Heiner Jens, und wie's so geht:
Wer zitternd auf den eignen Füßen steht,
Der schaut zuletzt nach Stab und Stütze aus.
So kam denn Heiner vor des Pfarrers Haus
Und zog die Glocke an dem alten Tor.
Man tat ihm auf und führte ihn empor
Ins enge Stüblein, wo von Qualm umbraut
Der Pfarrherr freundlich ihm entgegenschaut.
Er kennt den Mann, doch nicht vom Kirchenstuhl.
Da oder dort, wo dunkle Not zu Haus,
Ging Heiner Jens verstohlen ein und aus,
Zog einen Nickel, ein Stück Brot heraus,
Gab's, nickte, ging. Er ahnte nicht dabei,
Daß ihm der Pfarrer auf der Fährte sei.
Nun fragt der Greis nach Heiner Jens' Begehr.
Der steht verlegen, seufzt und atmet schwer;
Dann bricht er los: „Es läßt mir keine Ruh,
Ich spür's, ich geh' nun bald dem Grabe zu
Und weiß nicht aus noch ein."
„Ei," sagt der Pfarrer, „'s wird so schlimm nicht sein.
Doch setzt Euch, Jens, und steckt die Pfeife an,
Dann reden wir zusammen Mann zu Mann.
Man muß dem Tode nur aus freien Stücken
Alltäglich freundlich in die Augen blicken,
Dann wird er zahm und frißt Euch aus der Hand." —
Der Jens bleibt stehen, wo er stand,
Und schüttelt trüb den Kopf.
„Es ist nicht dies; ich bin kein feiger Tropf.
Ich sag' zum Tod: Freund, spare dir Gewalt,
Der Heiner Jens kommt gerne und kommt bald.
Doch möcht' ich vorher eines noch ergründen,
Für eine Frage noch die Antwort finden."
Der Pfarrer drückt ihn in die Sofaecke.
„So setzt Euch, Jens, denn just zu diesem Zwecke
Ist, glaubet mir, ein Pfeifchen Tabak gut.
Wenn man so langsam tiefe Züge tut,
Dann steigt, — 's ist wunderlich, doch schwör' ich drauf, —
Für jede Frage eine Antwort auf.
Woher das kommt und wie's zusammenhängt,
Das konnt' ich mir noch niemals deutlich machen.
Vielleicht, daß da ein andrer für uns denkt,
Der klarer sieht in den verzwickten Sachen."
So sprach der Pfarrer, schönen Eifers voll.
Der andre weiß nicht, was er sagen soll.
Er setzt sich, greift zur Pfeife, klopft sie aus,
Stopft, pafft und zieht; dann quillt's aus ihm heraus:

„Ich habe jüngst im Bibelbuch gelesen, —
Es lag mir grad zur Hand, wie das so geht —
Und wie ich las, da ist mir doch gewesen,
Als gälte mir, was da geschrieben steht.“
Der Alte sinnt und pafft und nickt dann wieder.
Darauf der Pfarrherr: „Ei, und was stand da?“ —
Er nimmt ein Buch vom Bord und legt es nieder
Und schiebt's den Tisch entlang dem Heiner nah.
Der schlägt's nicht auf. Laut sagt er, wie im Grimme:
„Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme, —
Das stand im Buch geschrieben, daß Ihr's wißt.
Nun denk' ich seitdem: ‚Heiner Jens, du bist
Ein arger Lügenknecht, da ist kein Zweifel,
Du hörtest nie die Stimme, weiß der Teufel!‘“

Sie sitzen stumm. Der Qualm, er zieht und blaut.
Die Schwaden steigen langsam nach der Decke.
Der Jens blickt vor sich hin, der Pfarrer schaut
Versunken in Gedanken in die Ecke.
Jetzt zuckt's ihm wie ein Lächeln im Gesicht.
„Jens, sagt mir noch einmal: Wie ist's gewesen? —
Ich glaub', ich sehe in der Ferne Licht —
Ihr spürtet, sagtet Ihr, beim Bibellesen,
Daß jenes Wort für Euch, für Euch geprägt? —“
Der Heiner nickt. „Mir fuhr's durch Mark und Bein.
Da kann, Herr Pfarrer, gar kein Zweifel sein;
Auf mich war diese Rede angelegt.
Das Wort hat mich, scharf wie ein Hund, gestellt —“
„Ei,“ lacht der Pfarrer, „wenn sich's so verhält,
Dann herrscht in dieser Sache volle Klarheit:
Ihr hörtet Christum, Ihr seid aus der Wahrheit.“ —

Dem Jens wird langsam jetzt die Stirne rot.
Er legt die Pfeife weg, dann fragt er scheu:
„Ihr meint, daß so der Fall erledigt sei,
Und weiter, denkt Ihr, hab' es keine Not?
Wollt doch mich alten Kerl heut nicht betören!“
Der Pfarrer legt jetzt auch die Pfeife nieder.
„Was wollt Ihr mehr, was wollt Ihr Beßres hören?
Soll ich, was Er gesagt, Euch noch beschwören?
Ein Heilandswort soll man nicht drehn und wenden,
Man nimmt's ans Herz mit seinen beiden Händen.
Geht ruhig heim und kommt, ich bitt' Euch, wieder.“
Der Jens, er geht zur Tür und dreht sich um.
„Ihr haltet mich vielleicht für herzlich dumm, —
Doch mir war Angst, ich steck' in einem Sack
Mit all dem ganz gemeinen Lügenpack.
Und das wär' mir wahrhaftig kein Vergnügen.
Ich weiß ja wohl, ein Heil'ger bin ich nicht,
Doch haßte ich mein Leben lang die Lügen.“
Der Pfarrer schaut ihm lange ins Gesicht.
„Jens, einmal habt Ihr Seine Stimm' vernommen,
Jetzt tut die Ohren auf, weiß Gott, mir ahnt,
Sie wird noch häufiger bald zu Euch kommen,
Weil nun der Weg geebnet und gebahnt.
Versprecht mir dann, nicht neidisch zu behalten,
Was Euch geschenkt wird, wenn die Quelle rauscht.
Bringt auch ein weniges davon dem Alten,
Der gleich wie Ihr durch Tag und Nächte lauscht.
Ihr mögt zu jeder Stund am Tore klopfen,
Ich bin zu Haus und warte, was Ihr bringt.“
„Ja,“ sagt der Jens, „müßt nur die Pfeife stopfen,
Daß Euch das Denken so wie heut gelingt.“



Baalbek. Ölstudie von Georg Macco



Römische Münzen aus Baalbek (links ist der Jupitertempel dargestellt, auf der mittleren Münze die Stadtgöttin von Heliopolis).
Aus Puchsteins Führer durch die Ruinen von Baalbek. Verlag von Georg Reimer in Berlin

Die Ruinen von Baalbek. Von Klaus von Rheden

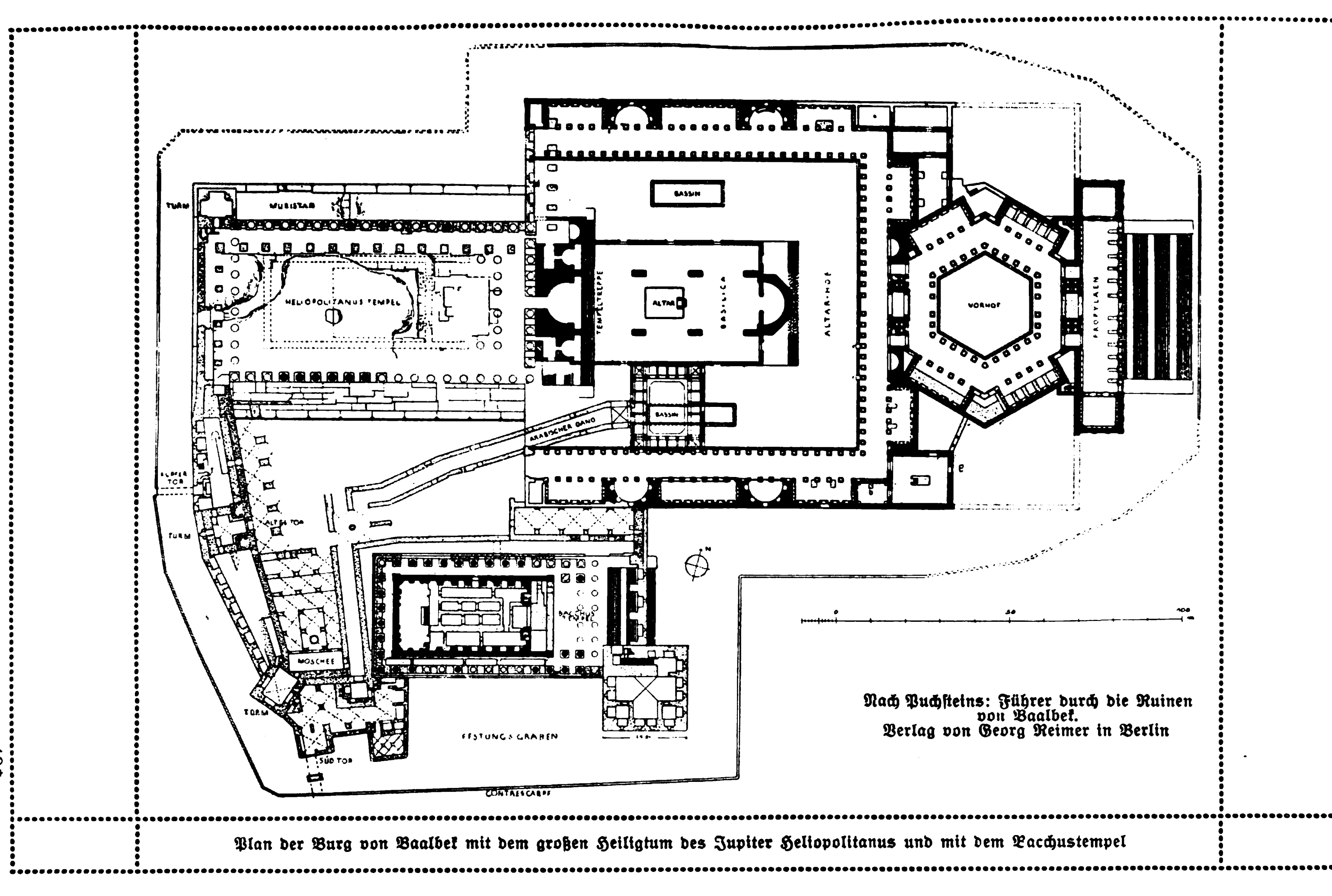


Die „Cincinnati", der stattliche Vergnügungsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie, legte in den ersten Märztagen wieder einmal im Hafen von Beirut vor Anker. Für die blühendste unter den Handelsstädten Syriens hatten wir aber nicht viel Zeit übrig: der Sonderzug, der uns über den Libanon führen sollte, hielt schon am Hafenkai. Vor zwanzig Jahren war die Reise beschwerlicher; da mußte man eine kleine Expedition ausrüsten, wenn man von der Küste aus in das Innere wollte. 1895 aber hat eine französische Gesellschaft eine Bahnlinie von Beirut nach Damaskus gelegt, die allerdings zu wünschen übrig läßt und in mancher Beziehung unsern einheimischen Klingelbahnen ähnelt. Sie ist schmalspurig und nach dem gemischten Abtschen Gebirgsbahnsystem erbaut, wobei die stärksten Steigungen bei Überschreitung des Libanon unter Beihilfe der Zahnradstange überwunden werden.

Aber für die Langsamkeit der Fahrt entschädigt das interessante Bild, das uns der Blick aus den Fenstern bietet. Bis zum Fuße des Gebirges rollt eine reich angebaute Ebene sich auf: Orangen-, Granaten- und



Die Ruinen von Baalbek von der Stadt aus gesehen. Links die sechs Säulen des Jupitertempels, rechts die Südseite des Bacchustempels (Phot. L. Bonfils, Beirut)

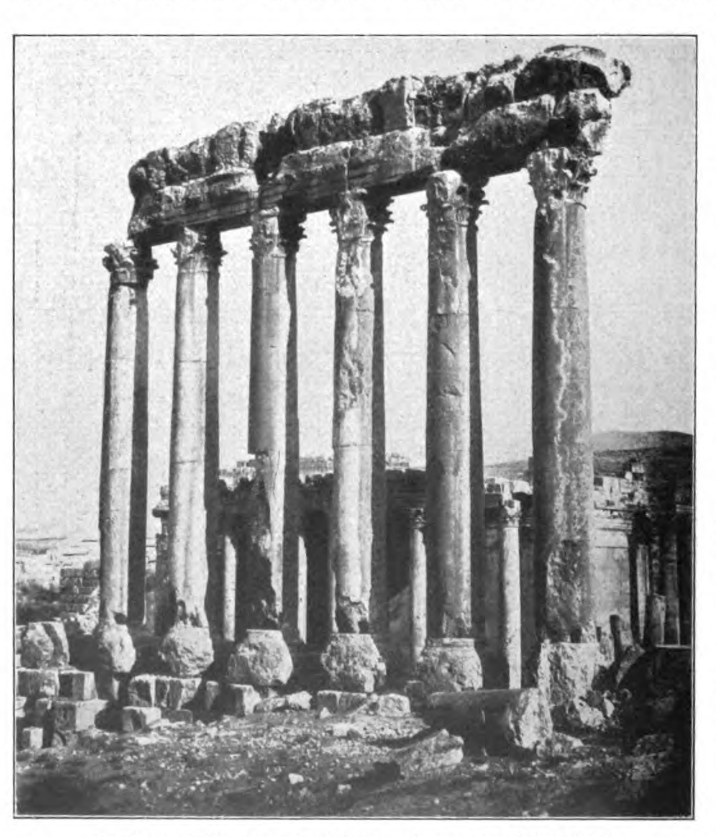


Plan der Burg von Baalbek mit dem großen Heiligtum des Jupiter Heliopolitanus und mit dem Bacchustempel

Maulbeerpflanzungen, durchsprenkelt von dem zarten Rosa blühender Aprikosenbäume und Myrtenbüsche. Das dunkle Grün der Olivenwälder beginnt erst am Hange der Berge; nun schlägt das Zahnrad ein, und der Zug windet sich gemächlich bis zu dem Sattel hinauf, der das Felstal des Nahr Beirut im Norden von dem fruchtreicheren Tal des Wadi Scharuhr im Süden scheidet. Wir steigen höher durch Pinienwaldungen und Weinberge, an hübsch gelegenen kleinen Dörfern vorüber, und dann durch eine umfangreiche drusische Ansiedlung nach Ain Sofar. Die Umgebung von Ain Sofar ist ziemlich öde und ganz schattenlos, aber die Luft köstlich, und wenn man auf den nahen Dschebel Keneise reitet, hat man von dort aus eine der schönsten Aussichten der Welt: auf das blühende Küstenland zwischen Tripolis und Saida, auf die steinerne Öde des Libanon und auf die breite grüne Ebene der Bekâa, die den Libanon vom Antilibanos trennt.

Hinter Ain Sofar hört die Vegetation allmählich auf. Wir sind noch im März, und wenn wir auch in Beirut bei schönstem Sonnenschein abfuhren: hier oben wird es kalt. Die Bahn durchbricht in mehreren Tunneln das Massiv, erreicht bei Baidar den höchsten Punkt des Gebirges und steigt nun abwärts zur Bekâa, einem fruchtbaren Weideland, das um diese Zeit mit Millionen wilder Blumen übersät ist. Wir frühstücken in Rajjak, dem Hauptknotenpunkt der Linie, und fahren dann weiter nach Baalbek oder vielmehr darüber hinaus durch das Orontestal bis Homs, dem alten Emisa, dem Geburtsort Heliogabals. Die Bahn soll später nördlich bis Aleppo und weiter nach Killis zum Anschluß an die große Bagdadstrecke verlängert werden, während südlich eine Fortsetzung von Rajjak über Nazareth nach Jerusalem geplant ist. Aber das liegt in weiter Ferne.

Wir durchkreuzen das Steppenland der Bekâa-Ebene und klimmen allgemach den Antilibanos hinauf. Nun sind wir schon tausend Meter über dem Meere, aber noch höhere Berge umstarren uns, und in der Sonne flimmert der Schnee auf den Kuppen. Eine Einöde, nur wenig bevölkert. Vereinzelte armselige Dörfer, hin und wieder ein Rudel weidender Schafe, ein springendes Gazellenpaar, ein Schwarm Rebhühner. Und mitten in dieser Öde steigt plötzlich, aus weiter Ferne sichtbar, ein wunderbares Bild empor: eine hoch aufragende Säulenreihe, ein Tempel in der Wüste. Das ist die Akropolis von Baalbek!



Die sechs Säulen des Jupitertempels von der Innenseite (Phot. L. Bonfils, Beirut)

Über die älteste Geschichte Baalbeks ist wenig Zuverlässiges bekannt. Sicher ist

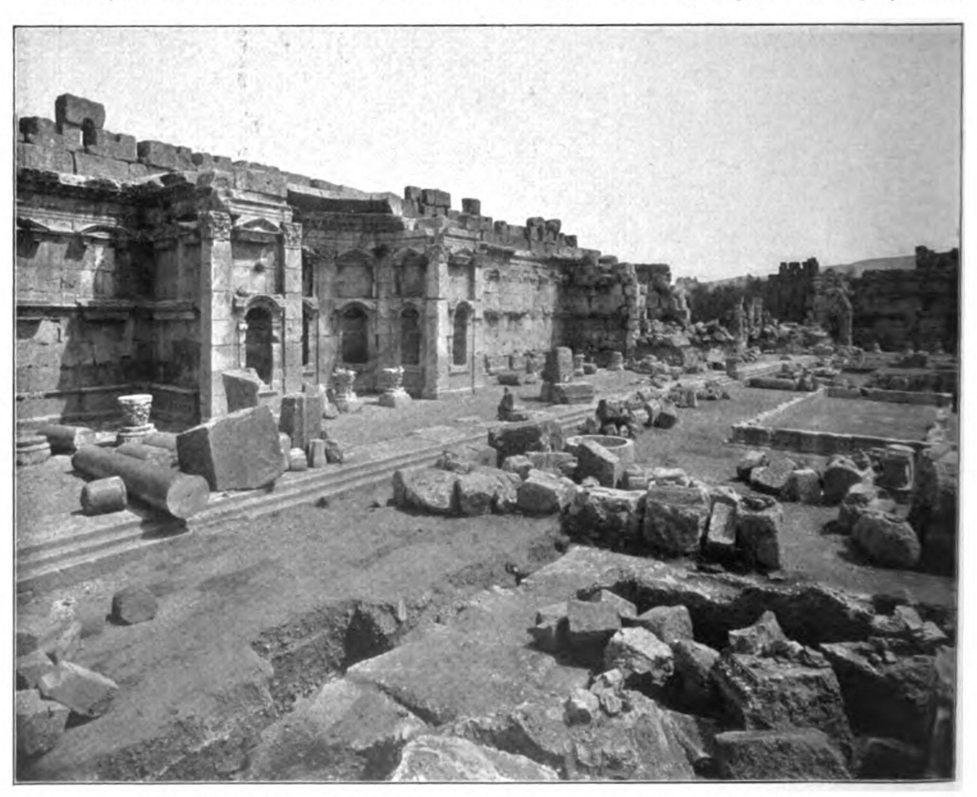


Überblick über den Vorhof und den Altarhof. Links der Bacchustempel (Phot. L. Bonfils, Beirut)

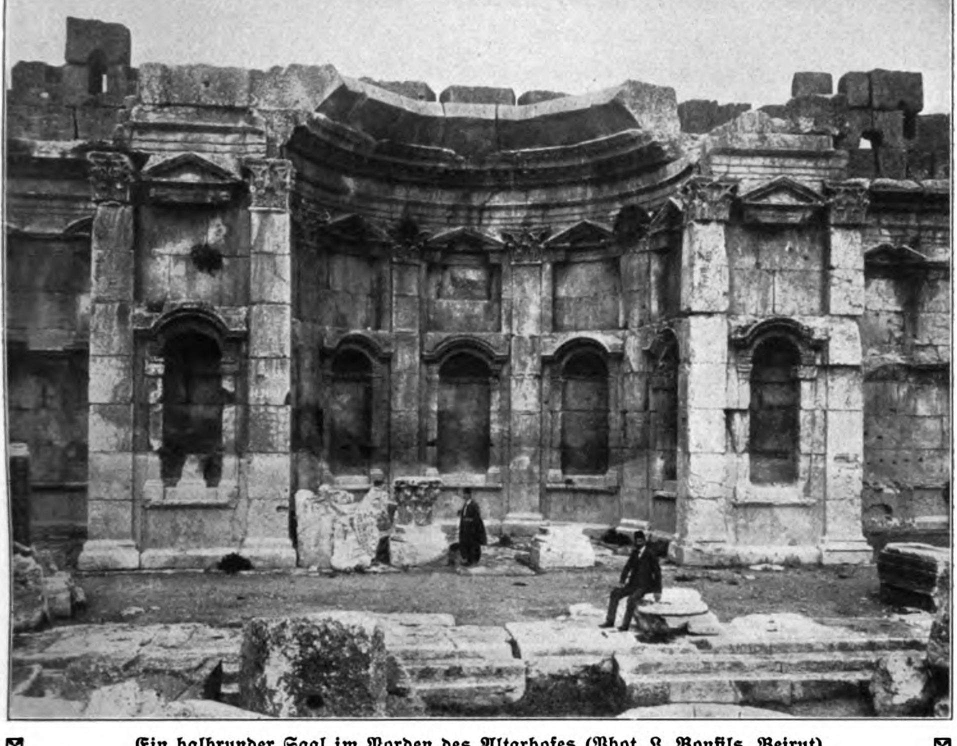
es eine phönikische Gründung. Ägyptische und assyrische Kriegsberichte nennen die Stadt; sonst erinnert nur noch der Name an jene Periode. Baal hieß bei den Kanaanitern Herr, hieß ursprünglich jeder Gott, den man an einem bestimmten Orte wohnend und wirkend dachte und demgemäß dort verehrte. Daher Baalbek, d. h. Baal der Bekäa, Herr des Tals, eben jener großen fruchtbaren Hochebene zwischen den beiden Höhenzügen, die ich erwähnte. Neben diesen Lokalgottheiten aber gab es auch einen Gott, der im höchsten Sinne des Wortes als Herr galt, der Allherr, das im Sonnenball verkörperte männliche Prinzip, dessen Ergänzung die Astarte bildete. Als Alexander der Große den Orient erobert hatte und Syrien unter die Herrschaft seiner Nachfolger kam, siedelte sich auch eine griechische Kolonie in Baalbek an; die Griechen identifizierten den Baal mit ihrem eigenen Sonnengott Helios und benannten die Stadt Heliopolis.

Arabische Schriftsteller führen die Bauten Baalbeks auf die Königin Balkis von Arabien und auf Salomo zurück; zuverlässige Nachrichten aber haben wir erst aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., wo wir Abbildungen des Tempels auf römischen Münzen finden. Augustus scheint die ersten römischen Kolonisten nach Baalbek geführt zu haben, die für ihre Stadt den griechischen Namen Heliopolis beibehielten und den Gott als Jupiter Heliopolitanus bezeichneten. Der Kult des phönikischen Baals verbreitete sich nun rasch über das ganze römische Reich. In den Baalsstätten Syriens, so in Emisa (dem heutigen Homs), wo später Heliogabal als Oberpriester waltete, ehe er zum Kaiser ausgerufen wurde, und in Palmyra wurden neue prunkvolle Tempel erbaut; in der Akropolis von Heliopolis aber schuf man ein Wunder der Welt.

Wahrscheinlich war es Antoninus Pius, der den Tempelbau errichten ließ, dessen großartige Ruinen man heute noch bewundern kann, während seine Nachfolger die schon von ihm geplanten Höfe und



Die Nordseite des Altarhofes (Phot. Kgl. Preuß. Meßbildanstalt, Berlin)



Ein halbrunder Saal im Norden des Altarhofes (Phot. L. Bonfils, Beirut)

Propyläen zur Ausführung brachten. Neben dem Jupiter Heliopolitanus fanden auch noch andere Gottheiten hier ihren Kult; so die Venus, deren Dienst sich dem wenig ehrbaren der syrisch-phönikischen Aschera näherte, der Merkur, ferner Bacchus und vielleicht auch Fortuna. Den Sonnengott selbst, den die alten Kanaaniter nicht bildeten, stellte man als bartlosen Jüngling dar in langem, panzerartigem Gewande, zwei Stiere neben sich, in der Rechten eine Peitsche, in der Linken Blitz und Ähren.

Nach Einführung des Christentums erging es auch den Tempeln zu Baalbek schlecht. Konstantin unterdrückte vor allem den Venusdienst in seinen schamlos gewordenen Formen und begründete eine Bischofsgemeinde. Theodosius zerstörte den großen Tempel und machte eine Basilika daraus. Elementare Ereignisse waren dem christlichen Fanatismus zuvorgekommen: Erdbeben hatten in Heliopolis bereits arge Verwüstungen angerichtet. Nun kamen noch die äußeren Feinde. Im Jahre 636 eroberte Abu Obeida, der Feldherr des Kalifen Omar, Baalbek. Im XI. Jahrhundert fiel es in die Hände der Sultane von Aleppo; auch während der Kreuzzüge wurde es viel umkämpft. Ein abermaliges großes Erdbeben schuf 1170 neue Trümmer, dann stürmten die Mongolen heran, bis 1517 die türkische Herrschaft anhub. Schon zu arabischer Zeit hatte man damit begonnen, die Akropolis in eine feste Burg, die Kalaa, umzuwandeln, so daß das große Ruinenfeld also die Reste dreier Perioden bietet: der römischen, der byzantinischen und der arabischen. Die Wiederentdeckung der Ruinen ging erst im XVI. Jahrhundert vor sich; dann kamen neue Zerstörungen durch Erdbeben, die schwerste 1759.

Die türkische Regierung hat für die Altertümer ihres Landes nie viel übrig gehabt; aber sie hat wenigstens auf Veranlassung des deutschen Kaisers, der auf seiner Palästinareise 1898 die Ruinen besuchte, gestattet, daß unter deutscher Leitung umfassende Ausgrabungen vorgenommen wurden. Sie fanden in den Jahren 1900 bis 1903 unter der Aufsicht des Professors Dr. O. Puchstein statt, der darüber im Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologi-



Riesensteine in der Westseite des Podiums vom Jupitertempel (Phot. L. Bonfils, Beirut)

schen Instituts (von 1901 und 1902) ausführlich berichtet und auch einen instruktiven „Führer durch die Ruinen von Baalbek" veröffentlicht hat. Seine fachmännischen Aufzeichnungen liegen dieser Skizze zugrunde.



Kapitelle mit Peristyldecke einer Säulengruppe auf der Südostecke (Phot. L. Bonfils, Beirut)

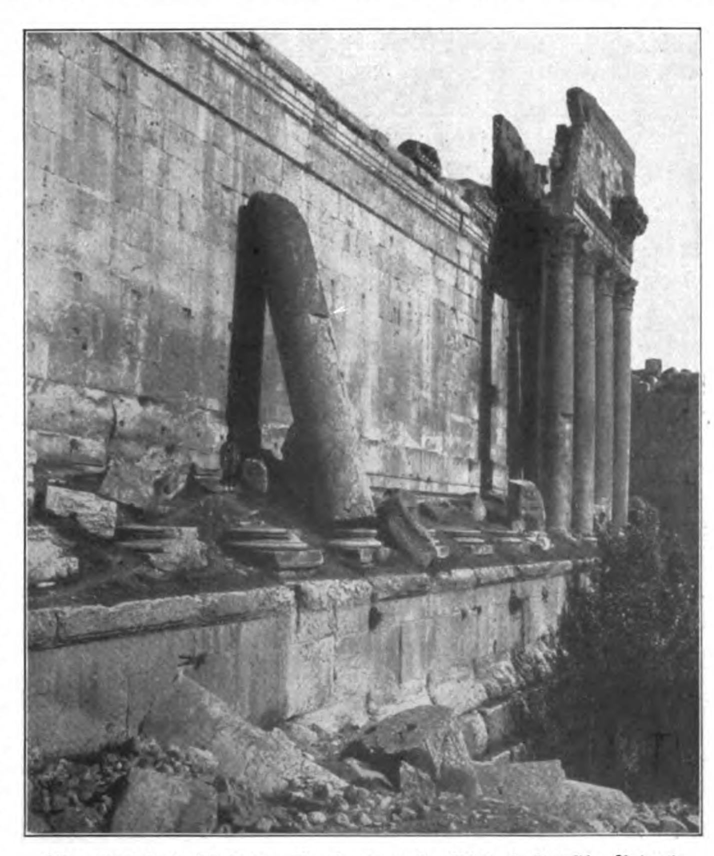
Baalbek ist heute das typische türkische Provinzstädtchen. Es hat etwa fünftausend Einwohner, meist mohammedischen Glaubens, darunter die Hälfte Mutwalis, einer schiitischen Sekte angehörig, die wie die Perser Mohammeds Schwiegersohn als den wahren Imam oder Nachfolger des Propheten betrachtet. Die Mutwalis sind eine fanatische, sittlich verkommene und diebische Gesellschaft, die sich schwer zügeln läßt. In Baalbek besitzen sie ein in hohen Ehren gehaltenes Heiligtum: das Grabmal der Sitt Chôla, einer Enkelin Mohammeds, die hier auf der Reise nach Damaskus als Gefangene starb. Die Grabstätte liegt, von Zypressen beschattet, in der Nähe der riesigen an-

tiken Steinbrüche, die das Material für die Akropolis geliefert haben und überall noch die Spuren der alten Arbeit zeigen. So findet man da u. a. einen kolossalen, noch nicht fertig behauenen Block, der 21,72 Meter lang und oben etwa 4,30, unten gegen 5,30 hoch und tief ist, also über 500 Kubikmeter Inhalt hat und trotz seines Gewichts von mehr als 1200 Tons als Baustein dienen sollte. Er bildet ein Gegenstück zu den berühmten drei Riesensteinblöcken in der Umfassungsmauer der Akropolis, die das Staunen der Fachwelt hervorrufen. In der Tat ist die moderne Technik sich noch nicht klar darüber, wie die römischen Baumeister diese kolossalen Werkstücke bewältigt haben können. Rollen, Hebel, schiefe Ebenen, Winden und Flaschenzüge können das allein nicht ermöglicht haben; die einzige Erklärung liegt in den ungeheuren Menschenkräften, über die die alten Herren verfügten, und in der — Geduld, die sie haben mußten und haben konnten. Man baute nicht von heute zu morgen.

Außer der Grabstätte der Sitt Chôla finden sich bei Baalbek noch andere mohammedanische Heiligtümer, zu deren Herstellung vielfach Quadern aus der Akropolis verwandt worden sind. Auch die schönen Granitsäulen der alten Moschee, die im XIII. Jahrhundert erbaut wurde und nun verfallen ist, stammen aus dem Tempel des Sonnengotts. Daß Baalbek zur Zeit, da man diese Moschee in Angriff nahm, noch eine industriereiche Stadt gewesen sein muß, weiß man; ihre Blütezeit fällt aber in die römische Epoche. Darauf weist vor allem die Akropolis hin, dieser gigantische Göttertempel, den man ganz gewiß nicht einem unbedeutenden Flecken zur Krönung gegeben hat.

Die Ausgrabungen der deutschen Expedition haben den Eingang zum Ruinenfelde bequem freigelegt. Wir beginnen die Besichtigung an der Ostfront, am ursprünglichen Eingang des großen Sonnentempels. Hier liegen die Reste der alten Propyläen, deren Abbildung uns aufgefundene römische Münzen zeigen. Zwei Türme flankierten eine stattliche Säulenhalle; eine Anzahl von Säulenbasen mit Sockeln ist noch erhalten.

Die prächtige Freitreppe, die zu den Propyläen führte, wurde von den Arabern abgebrochen, als sie die Akropolis in eine Burg verwandelten und hier den Festungsgraben anlegten, in dem nun wilde Blumen blühen und Feigen und Kakteen wuchern. Die deutschen Forscher haben nach den Maßen der alten eine neue Treppe erbaut und mit der Straße verbunden. Die Be-



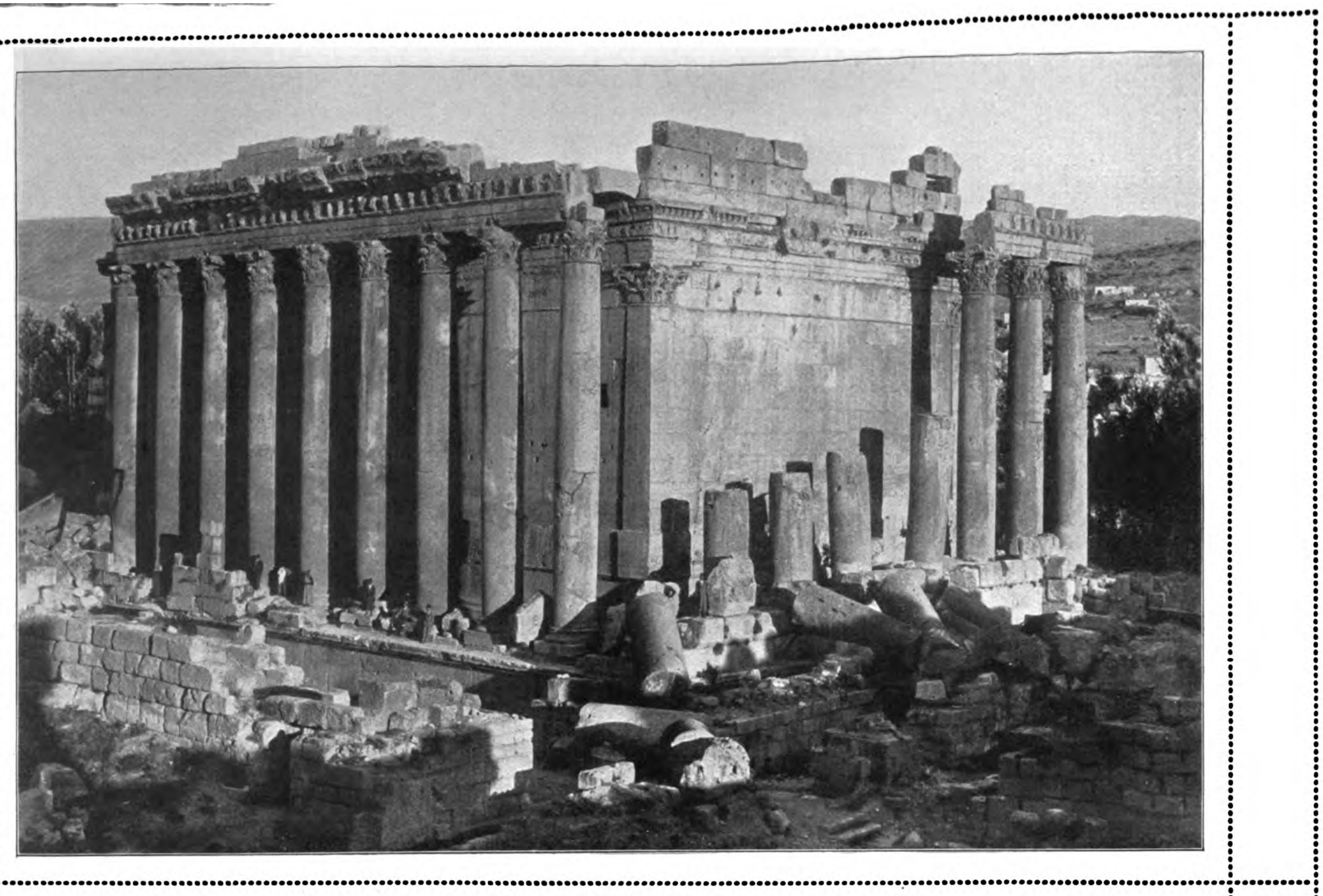
Alte angelehnte Säule des Bacchustempels (Phot. L. Bonfils, Beirut)

festigungsmauer der Araber, die oberhalb der Säulenbasen die beiden Türme verband, ist niedergelegt worden, aber auf den Türmen selbst haben sich noch die Zinnen und Schießscharten erhalten.

Wir betreten durch das Portal das Innere des Heiligtums, und zwar zunächst einen sechseckigen Hof von gegen 60 Meter Länge und 80 Meter größter Breite, von Winkel zu Winkel gemessen. Granit- und Marmorsplitter bedecken den Boden; Thymian, Lavendel und Salbei schießen zwischen den Trümmern hervor, Myrtengebüsch wuchert in den Ecken, Tamarisken und junge Platanen, eine schlanke Pinie, Feigenkaktus und Kiefern geben dem Gesamtbilde malerische Prägung. Arabische Steinkugeln, die aus den großen Katapulten geschleudert wurden und pyramidenförmig aufgeschichtet sind, erinnern wieder an die Zeiten der alten Burg. Säulenfundamente lassen erkennen, daß einst der ganze Hof von Säulenhallen umgeben war, hinter denen nur noch schlecht erhaltene Säle lagen. Dem großen Portal gegenüber liegt ein ebenso großes Tor, von zwei kleineren Türen flankiert; sie führen in einen zweiten Hof von 130 Meter Länge und 110 Meter Breite; den Altarhof, der in judäischer Zeit dem Vorhof der Priester entsprochen haben mag, wie denn die ganze Anlage eine Mischung von phönikischen und jüdischen Tempelbauten zeigt. Auch dieser viereckige Hof war ehemals von Säulenhallen umschlossen; die Mitte bilden die Trümmer einer christlichen Basilika. Die Säulen sind bis auf einige Stümpfe verschwunden; die Bruchstücke des Gebälks und der Gesimse aber zeigen in ihren mannigfachen Ranken, Blättern und Blüten wunderschöne Arbeiten von hoher künstlerischer Vollendung. Die Säle hinter den Säulenhallen waren symmetrisch angeordnet; die als Exzedren gedachten, in denen den Besuchern ihre festen Plätze angewiesen waren, öffneten sich nach der Halle und waren mit ihr durch ein gemeinsames Satteldach verbunden. Alle diese Räumlichkeiten waren reich dekoriert und mit zahlreichen Statuen geschmückt. Was sich erhalten hat, zeigt einen überraschenden Reichtum an Ornamenten und außerdem



Die Front des Bacchustempels von Nordost (Phot. Kgl. Preuß. Meßbildanstalt, Berlin)



Gesamtansicht des Bacchustempels von Nordwesten (Phot. L. Bonfils, Beirut)

überall das Bestreben, die Malerei durch architektonisch-bildhauerischen Schmuck zu beleben. Der einzige vollständig gebliebene Säulenschaft, eine sieben Meter lange monolithe Trommel aus fein poliertem ägyptischem Rosengranit, kann uns eine Vorstellung davon geben, welchen wundervollen Eindruck dieser Hof gemacht haben muß, als seine vierundachtzig Säulen noch das Gebälk stützten, über das eine Decke von einziger Schönheit sich spannte.

Wir steigen auf der Ostseite die drei Stufen hinab, die zu dem unbedeckten Teil des Hofes führen, und haben die Wasserbecken vor uns, die zur Reinigung vor Betreten des Allerheiligsten dienten und die mit reliefierten Brüstungen eingefaßt sind. Postamente in der Umgebung dieser Piszinen trugen Inschriften zufolge ehemals Kaiserstatuen und sicher waren die Becken selbst auch durch Brunnenfiguren geschmückt. Südlich der Bassins stoßen wir auf Reste der Basilika, in die man später arabische Hütten hineingebaut hat. Die in ihren Formen sehr einfach gehaltene Basilika wurde über dem alten heidnischen Brandopferaltar errichtet, der heute freigelegt worden ist und zu dem man hinabsteigen muß, da er tief unter dem Fundamente der Kirche liegt. Hier steht man wieder auf dem antiken Pflaster des Altarhofes; der Altar selbst ist leider nur noch zur Hälfte erhalten, doch sieht man noch einen Teil der Stufen, auf denen der Oberpriester hinaufschritt, um die Opfertiere zu töten und zu verbrennen.

Durch die westliche Tür der Basilika tritt man nunmehr in die Hauptanlage der Akropolis, in den großen Tempel, den Tempel des Jupiter Heliopolitanus, den Sonnentempel. Unser erster Blick fällt auf das Wahrzeichen von Baalbek, das uns schon aus der Ferne gegrüßt hat, auf die sechs hohen Säulen des Peristyls. Und dann umschweift



Innenansicht der Cella des Bacchustempels vom Adyton aus nach Osten
(Phot. Kgl. Preuß. Meßbildanstalt, Berlin)



Der Rundtempel vor der Freilegung der unteren Partien (Phot. L. Bonfils, Beirut)

das Auge das Schutt- und Trümmermeer in der Runde, Mauerreste, Gebälkstücke, Säulenstumpfe, abgesprengte Marmorsplitter, dazwischen schwarze und rötlich schimmernde Erdhaufen, Farnkräuter und dunkelrote wilde Blumen, eine schlanke junge Olive, ein verkrümmter Johannisbrotbaum. Die sechs Säulen sind das letzte, was von diesem Wunder der Welt übriggeblieben ist, aber sie sind von so unvergleichlicher Schönheit, daß man begreift, wie berauschend großartig der Tempelbau auf seiner stolzen Höhe gewirkt haben muß. Sie sind 22 Meter hoch, haben über 2 Meter Durchmesser und bestehen aus drei Stücken. Ursprünglich hatte der Peripteros neunzehn Säulen an jeder Langseite, zehn an den Breitseiten. Von der verschwundenen Cella hat man bisher nur geringe Teile des Fundaments aufgedeckt. Terrassen umgaben den Tempel; sie sind jetzt mit Geröll und Trümmerstücken gefüllt, von denen einige wohlerhaltene ganz köstliche Bildhauerarbeit zeigen. Auch die handwerkliche Sauberkeit ist bewunderswert. Die Lagerflächen sind tadellos geglättet; bei den kolossalen Steinen schließen die Fugen so dicht, daß man nicht ein Blatt Papier dazwischen schieben kann. Die Dübelöffnungen der Säulen sind mit Bronze ausgefüttert, und hie und da sieht man, wie die Araber sich bemüht haben, die Säulen zu verstümmeln, um die Bronzeröhren rauben zu können. Bauten die Christen eine Basilika in die Tempelanlagen: die Mohammedaner bauten eine Moschee hinein. Und ringsum die arabischen Befestigungen aus vielen Jahrhunderten: Mauern, die einst durch Wölbungen miteinander verbunden gewesen waren, Festungsgräben und Ausfallpforten, Sturzscharten und gewaltige Tore. Seltsam, wie unter dem Wechsel der Zeiten dies Riesendenkmal der Vergangenheit immer neuen Zwecken dienen mußte!

Schon von der Westecke der arabischen Festungsmauer aus bot sich uns ein überraschender Blick auf den zweiten Tempel, der dem Bacchus geweiht war. Er liegt tiefer als der große Sonnentempel und war einst von den Arabern besonders befestigt

worden. Der Bacchustempel ist verhältnismäßig besser erhalten als der große. Er steht auf hohem Podium, ist 69 Meter lang und 35 Meter breit, während die Verhältniszahlen des Jupitertempels 88:48 Meter sind.

Ein imposantes Portal führt in die Cella, nach Puchstein die großartigste Tür aus dem Altertum, mit einem Rahmen in reichster Bildhauerarbeit: ein Geschlinge von Blumengewinden, Ähren und Mohn, von Wein- und Efeuranken, dazwischen ein köstlicher Bacchantenreigen. Tierbüsten sitzen in den großen Blumen des Frieses, schöne Konsolen stützen das Gesims. Oben schwebt ein Adler, den Stab des Merkur in den Krallen, mit zwei Amoretten Girlanden tragend. Im Innern bewundern wir zunächst die prächtige Dekoration der Wände, ihre Ornamentik, die kannelierten Halbsäulen und Halbpilaster mit korinthischen Kapitellen, den Architrav, den Fries und das reiche Karnies darüber. Hoch, wie ein Chor in den christlichen Kirchen, lag das Adyton, das Allerheiligste, mit dem Marmorbildnis der Gottheit. Die Front des Allerheiligsten trug eine ähnliche Dekoration wie die anderen Wände der Cella und hatte in der Mitte eine große Öffnung für den Baldachin über dem Kultbild, von dessen Postament noch Spuren erhalten sind. Unter dem Altarhof breiten große Keller sich aus, die als Magazine, in arabischer Zeit wohl auch als Pferdeställe benutzt wurden. Einer dieser unterirdischen Räume ist in der christlichen Epoche als Kapelle eingerichtet worden und zeichnet sich durch seine Wanddekoration, vor allem aber durch seine unvergleichlich schöne Kassettendecke aus.

Nun treten wir zurück ins Freie zu einem raschen Spaziergang um die alten Umfassungsmauern der Akropolis, bei denen wiederum die Befestigungen der Araber interessieren. Östlich von der Akropolis, umbaut von den Häusern des Städtchens, stoßen wir noch auf einen merkwürdigen kleinen Rundtempel, den die deutsche Expedition ausgegraben hat. Man nennt den Bau Venustempel, könnte ihn aber auch der Fortuna zuweisen. Ein Peristyl von sechs schönen monolithischen Säulen umgibt eine runde Cella, deren Außenwand mit muschelförmigen Nischen für Statuen und mit Pilastern geschmückt ist, über die sich ein hübscher Fries mit Laubgewinden zieht. Auch die Tür ist wie bei dem Portikus des Bacchustempel schön dekoriert; der ganze Tempel aber ist ein sprechendes Beispiel für die barocken Tendenzen in der spätrömischen Architektur.

Als ich zum letzten Male, um Abschied zu nehmen von dieser gleißenden Trümmerpracht, die Ruinen der Akropolis besuchte, war der Sonnenuntergang nahe und über die Tempelbauten strahlte die Glorie des Himmels. Da ließ meine Phantasie die alte Pracht von neuem erstehen. Das schmutzige Türkenstädtchen verschwand, und auf den kahlen Höhen des Antilibanos sah ich Wälder von Zedern, Eichen und Pinien, sah in den Tälern Orangenhaine und saftige Wiesen, den Weinstock auf den Hängen und auf der Berglehne die weißen Häuser von Heliopolis. Oben aber sah ich seine leuchtenden Götterbauten: die schimmernden Säulen, die das Heiligtum des Sonnengottes umkränzen, und die heitere Schönheit des Bacchustempels. Und nun wurde mir auch der Name Baalbek erklärlich. Wenn man den Libanon hinabstieg in die Bekâa-Ebene, mußte das Auge des Wanderers sofort auf diese strahlenden Kultstätten fallen. Sie grüßten zu Tale, wie einst des Phidias Standbild der Athene vor der griechischen Akropolis weithin über das Meer gegrüßt hatte. Hier oben wohnte der „Herr des Tales": hinter den Säulenreihen des großen Tempels, zu dem Terrassen und Marmortreppen hinaufführten — da wohnte er im Allerheiligsten, und da stand sein übermenschliches Bildnis: nicht mehr der rohe Phallusstein des alten Baals, sondern der Sonnengott der Zeit, ein schöner, junger Mann im Panzerkleide, in der Rechten die Peitsche der Zucht, in der Linken den strafenden Blitz und die Ähren der Fruchtbarkeit, zu beiden Seiten die Stiere als Symbole zeugender Kraft. Und ich kann mir wohl denken, daß der Wanderer, der von der Küste kam und den beschwerlichen Weg über den Libanon zurückgelegt hatte, in der grünen Steppe der Bekâa angesichts dieses glänzenden, uns in den Ruinen noch überwältigenden Wunders staunend stehen blieb und in die Knie sank…



Frauen Paul Tanner pinx.

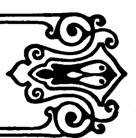
Frauen. Von Ernst Zahn

Zur Schloßterrasse stiegen sie empor,
Nachdem im Parke sie gestreift ein Weilchen.
Die blonde Santa schritt den andern vor,
In blasser Hand den blauen Strauß der Veilchen.
Und blaue Veilchen trug auch Giulia,
Gepflückt, wo sie, ein blauer Teppich, standen,
Und Flechten roten Golds trug Giulia,
Die wie ein Diadem die Stirn umwanden.
Auf weißen Marmorfliesen schritten sie,
Nun auf, nun ab, der hohen Frauen sieben.
Und ihrer Stimmen Laut war Melodie.
Und auf den königlichen Häuptern blieben
Die Sonnenstrahlen ruhen wie im Traum.
Der Wind im Garten wagte nicht zu flüstern.
Und nur von der Gewänder Seidensaum
War dann und wann ein Rauschen und ein Knistern.
„Wir sind die Welt," sprach Beatrice, der
Das Haar so weiß war, wie des Alpschnees Flocken.
„Wir sind ihr Schicksal, süß jetzt und jetzt schwer,
Ihr Wehschrei sind wir und sind ihr Frohlocken!"
Ihr Antlitz war wie Stein, ein Meer ihr Blick,
Aus dessen tiefsten Tiefen staunt die Sage.
Und wieder sprach sie: „Wir sind das Geschick!
Ich weiß es; denn ich lebte meine Tage."
„Wir sind verschwiegnes Leid," sprach Ellinor
Und zog mit schmaler Hand das Tuch zusammen,
Aus dem ihr stilles Antlitz sah hervor.

„Kühl sind die Stirnen, wann die Herzen flammen.
Die Lippe schweigt, wann unsre Seele spricht.
Wer wissen will, was unser Glück gewesen
Und wie der Gram heißt, dessen Dorn uns sticht,
Muß es von schlafentwöhnten Lidern lesen."
Das braune Haupt warf Fiametta hoch.
„Still sein ist viel," so sprach sie, „klug sein alles.
Und schilt man uns die Schwachen immer noch,
So ist es nur ein Wortspiel, leeren Schalles.
Gebt mir nur zu: Wir wissen, was wir tun,
Wenn wir die Hand auf Mannes Schulter legen;
Gar zärtlich wird sie ihm im Nacken ruhn
Und dennoch Ziele weisen seinen Wegen."
„Nicht doch," so wandte Rosalina ein,
„Ich will nur trösten und ich will vergeben,
Ich will nur Stab und nimmer Führer sein."
— Ihr spann ins Haar der erste Winter eben
Sein graues Garn und zähmte ihre Art. —
„Aufnehmen," fuhr sie fort, „in weichen Armen,
Was wund sich lief in langer Pilgerfahrt,
Ist mir Beruf, Bedürfnis mir Erbarmen."
Doch Lisa sprach: „Mein Haus ist meine Welt!"
— Leis klang am Gurt der Bund von Silberschlüsseln. —
„Vom Dach zum Boden alles wohl bestellt,
Mein Stolz sind weißes Linnen, reiche Schüsseln.
Ein traulich Feuer flackernd im Kamin
Macht mir mehr Sorge als der Welt Beginnen
Und daß, wer fremd vor meiner Tür erschien,
Tritt er herein, die Heimat findet drinnen."
Im Sonnenkusse brannte Giulias Haar.
Und Giulias heißer Blick begann zu lodern.
„Kalt seid ihr," rief sie, „und verständig gar!
Sagt, Frauen, mir, ob eure Sinne modern,
Ob eure Seelen schlafend oder tot?!
Wie wäre sonst wohl ungenannt geblieben,
Was unsres Lebens süßunselige Not:
Geliebt zu werden, ach, und — selbst zu lieben!"
Das Wort verklang, wie Saitenklang vergeht,
Und eine Weile war ein seltsam' Schweigen,
Als würden sich nach ihm, das schon verweht,
Noch immer lauschend sieben Häupter neigen,
Als würden sieben Seelen wie im Traum
Auf jenes süßen Wortes Echo warten.
Es rauschte der Gewande Seidensaum,
Und zaghaft flüsterte der Wind im Garten.
Doch endlich wandte Beatrice sich
Und forschte lang in Santas jungen Zügen.
„Was ließ bisher so ganz dich schweigen? Sprich,
Hast dem Gespräch du nichts hinzuzufügen?"
Die schlanke Blonde sah auf ihren Strauß.
In ihren blauen Augen war ein Sinnen.
Sie suchte sorglich sich die Antwort aus,
Der klugen andern Beifall zu gewinnen.
Das zarte Antlitz hob alsdann sie scheu.
„Verzeiht," sprach sie, „ich weiß noch nichts vom Leben,
Und was Erfahrung euch, mir wär' es neu,
Des Tages wart' ich, der es mir will geben.
Doch, was ihr spracht, drang tief ins Herz mir ein.
Nun pocht es mir mit ungestümen Schlägen.
Dies Leben muß ein großes Wunder sein,
Und wie in Andacht schreit' ich ihm entgegen!"



Der Totenkopf. Von Friede H. Kraze



„Ich bitte Sie, berühren Sie ihn nicht!“ sagte der russische Arzt, mein Tischnachbar aus dem Quisisana. Seine feingliedrige, nervöse und doch fest und ruhig zugreifende Hand legte sich dabei auf die meine, die sich ausstreckte. Es fiel mir nicht schwer zu gehorchen. Im Grunde hatte ich den Schmetterling gar nicht berühren wollen. Es war mehr ein Gefühl des Entzückens gewesen, das meine Hand geführt hatte.

Im nächsten Augenblick hatte Doktor Haller das schon begriffen. „Es war töricht von mir,“ sagte er und sah mich einen Augenblick gespannt an. Ich lächelte. Warum sollte er eine Gebärde frauenhaften Liebkosens nicht mißverstanden haben?

Wir kannten uns bereits gut genug, um keiner Auseinandersetzungen zu bedürfen. Wir nickten einander zu, und dann beugten wir unsre Köpfe tiefer über Cistus und Menthe, wo bewegungslos ein wunderschöner Schmetterling saß. Der pelzartige, mit dichtem, braunem Haar bekleidete Mittelleib schimmerte graublau und zeigte in lichtem Ocker den Totenkopf mit den beiden gekreuzten Knochen darunter. Der Hinterleib, gelb und schwarz geringelt, glänzte. Er hatte die Flügel ausgebreitet. Die Spannung mochte etwa 11 Zentimeter betragen. Tiefbraun mit Schwarz und Lichtgelb gewölkt prangten die Vorderflügel. Zwei goldgelbe Bänder legten sich darüber. Ebenso goldgelb erschienen die Hinterflügel von zwei schwarzen Bändern durchzogen.

Wie ein schimmerndes Wunder saß der Schmetterling furchtlos unter unsern Augen, als wisse er, daß ihm keine Gefahr drohe.

Da raschelte es unter dem Laubwerk. Eine Lazerte wahrscheinlich, wie sie sich zu Hunderten am Tage auf den Steinen sonnen. Die Cistusblüten, auf denen der Falter wie auf weißem Prunkbette ruhte, schwankten. Da schnitt ein pfeifender, schriller Ton durch die Stille. Ich fuhr zusammen. Mir schien, der Schmetterling habe geschrien. Noch einmal bewegten sich die weißen, leuchtenden Blüten. Heftiger als vorher, anhaltender. Die Lazerte fand wohl nicht ihren Weg. Da kam es noch einmal, dieses seltsame, schrille, wie zornige Pfeifen. Dann vibrierten die Flügel des Schmetterlings; noch ein wenig breiter, stolzer reckten sie sich aus, und dann erhob sich der Falter und flog langsam und ruhevoll hinaus in die Dämmerung.

„Er schrie?“ flüsterte ich, nachdem er unsern Blicken entschwunden war.

Die „blaue Stunde“ des Südens verblaßte bereits. Nicht mehr schwammen die Inseln der Sirenen wie Träume, die ein lautes Wort zerstören kann, in der fernhin opalisierenden Flut des Golfs. Während wir von Anacapri den Serpentinenweg hinunterstiegen, war das Meer unter uns von der Farbe des Lapislazuli zum Obsidianschwarz herabgedunkelt. Die Mondsichel hing schmal wie ein zerbrochener Armreif. Die Sterne funkelten so stark, daß sie sich zu bewegen schienen.

„Schrie er?“ fragte ich noch einmal.

Der Doktor schien aus Gedanken heraufzufahren. „Er schrie in der Tat,“ sagte er dann leichthin, in höflich fremdem Gesellschaftston. „Er hat eine Saugblase, die den Hinterleib ausfüllt. Wenn er gereizt wird, stößt er die Luft durch den Rüssel aus und ein. Das erzeugt den Ton, der Sie erschreckte.“

Er schwieg.

Ich versuchte, sein Gesicht zu erkennen. Irgendein Tonfall seiner Stimme trieb mich dazu. Aber es war zu dunkel bereits.

„Geben Sie mir Ihren Arm,“ bat ich ihn, wiewohl ich ihn noch soeben abgelehnt hatte.

Nachdem wir einige Minuten schweigend geschritten, fing er an: „Ich möchte Ihnen ein Erlebnis aus meinen Jünglingsjahren erzählen.“

Seine Stimme hatte den konventionellen Ton wieder verloren. Er sprach leise, wie ich vorhin. Und in dem Schweigen rundum und in der tiefen Dunkelheit des Weges erhielt jedes Wort einen seltsamen, geheimnisreichen Sinn. Die Geschichte des Totenkopfs, die ich hörte, wuchs weit hinaus über die Grenzen des Einzelschicksals eines Schmetterlings und wurde zum Symbol. —

Ich war von meinem Vater nach Ab-

solvierung meines Maturums nach Trostjanetz geschickt worden, erzählte Gebhard Haller. Ich war knapp siebzehn und schmalbrüstig und sollte ein halbes Jahr bummeln, eh' ich die Universität bezog.

Trostjanetz, ein kleinrussisches Dorf im südlichen Rußland, liegt in einem Landstrich voller Gegensätze. Anmutiges Hügelland und werfteweite ebene Rübenfelder; schwere, fette, schwarze Erde ohne Übergang neben sandigen Dünen; Reste von Eichenurwäldern und Kulturforste nach europäischem Muster. Weite Moräste durchziehen die Niederungen. Die Höhen, aus rotem Lehm bestehend, sind durch die ungebärdigen Frühlingsgewässer zu phantastischen Gebirgsformen ausgewaschen.

Als ich damals kurz nach Ostern hinkam, war es die Zeit der Zilla. Das ist die erste Frühlingsblume des russischen Südens. Alle Wegränder und Waldsäume faßt sie ein mit breiten Borten. Da ist keine Wiese, keine Lichtung im Walde, der sie nicht ihr himmelblaues Tuch überwürfe. Ihr folgt der zarte, weiße und fliederfarbene Lerchensporn. Hernach haben die Maiblumen das Wort, und der ganze Wald schwingt von Duftwellen, in welchen die hohen, anmutigen Stengel des Salomonsiegels sich wiegen wie Tänzerinnen.

Da wäre noch viel zu sagen von dem Blühen und Reifen im Kreislauf des Jahres. Ein Naturfreund vermöchte überschwenglich zu werden über diesen russischen Eichenwäldern, in deren vielartigem Unterholz Scharen von Singvögeln, z. B. Hunderte von Nachtigallen, nisten. Es ist eben in Rußland das vorhanden, was wir sonst in Europa vermissen: das Endlose. Alles geht ins Ungemessene. Vielleicht auch die Tugenden und die Laster des Volkes. Seine Gütigkeiten und seine Brutalitäten!

Einen Augenblick schwieg der Doktor.

Dann fuhr er fort: Meine Geschichte, die ich erzählen wollte, liegt übrigens nicht im Gebiet der Eichenwaldungen und des Frühlings, sondern da, wo die Rübenfelder sich erstrecken, auch ins Ungemessene. Um Trostjanetz regieren die Zuckerfabriken.

Bei einem dieser Zuckerfürsten war meines Vaters Bruder Hospitalarzt, und bei ihm, dem seelenguten Junggesellen, bummelte ich bereits fünf Monate.

Ich war weit gewandert an jenem Augusttage. Dort hinaus, wo die hundert und aber hundert Streifchen des Bauernlandes ihre vielfarbnen Bänder zwischen die unendlichen Ausdehnungen der Herrenfelder hineinflochten. Auf dem Heimweg sah ich Katjuscha, unsere dicke, vergnügte Wäscherin, lebhaft gestikulierend mir entgegenkommen. Sie hatte eine Raupe gefunden, die sie mir schenken wollte.

Es war ein wunderschönes, großes Tier, wohl 13 Zentimeter lang, hellgrün mit blauen Streifen auf dem Rücken und mit schwarzblauen Pünktchen betupft. Auf dem vorletzten Ringe trug sie, wie ein Schwänzchen herabhängend, ein S-förmiges Horn.

Ich hatte nie eine derartige Raupe gesehn, auch kein Buch zur Hand, um mich vergewissern zu können. Sie erinnerte mich an die Raupe des Ligusterschwärmers. Daß sie sich bei mir verpuppen und auskriechen sollte, war selbstverständlich.

Alle Leute aus dem Hospital waren zusammengekommen, um zuzusehen und zugleich die Raupe am Entwischen zu verhindern. Während ich ein hohes Einmacheglas mit Erde füllte, hatte ich sie auf den großen Verandatisch gesetzt, wo das schwerfällige Tier wie gejagt hin und her lief. Die Leute bildeten eine Kette um den Tisch: der überlebensgroße Dwornik, der „Hauskerl", mit seinem langen, schmalen, verschlagenen Pferdegesicht; der dicke, faule Damian, der eine Haut hatte wie ein Fräulein; die Hospitalsköchin Marfa, das schöne, üppige Weib mit der königlichen Haltung und der rührend demütigen Liebesgeschichte; Waßja, der Krankenpfleger, der just einen nüchternen Moment hatte; Praskowja, die kleine Zarte mit ihrem verblaßten Lächeln — alle wachten über meiner Raupe, die keines von ihnen je gesehn hatte.

Kartoffelkraut zur Nahrung war schnell herbeischafft, ein paar Pflanzen fürsorglich mit Wasser besprengt, damit das Tier nicht vom Durst leide. Lockre Erde etwa 15 Zentimeter hoch lag in dem Glase. Nun konnte die Wohnung bezogen werden.

Kaum fühlte die Raupe die weiche Erde, so begann sie sich hineinzubohren. In wenigen Sekunden war nichts mehr von ihr zu sehn. Damit erklärte sich ihre Unrast: ihre Stunde war gekommen. Sie mußte sich verpuppen.

Als ich meine Unwissenheit bezüglich

ihres Namens genugsam beteuert hatte, ließ man mich allein mit meinem Besitz. —

Ich hatte trotz aller Tierliebe noch niemals Schmetterlinge aus Raupen gezüchtet. Für einen Petersburger Jungen hatte das seine Schwierigkeiten. Immer wieder hob ich jetzt das Glas in die Höhe, um zu sehen, was seine Bewohnerin trieb. Schon im Verlauf der nächsten Stunden erschien sie auf dem Grunde des Glases, wo sie merkwürdige, wühlende Bewegungen ausführte. Nach einigen Tagen erkannte ich den Zweck: sie hatte sich eine Höhle gebaut, die Wände geglättet und gehärtet, und nun verwandelte sich die grüne Raupe in eine dunkelrotbraune Puppe. Wenn ich das Glas in die Höhe hob, klapperte es darin. Ich freute mich dessen, weil es etwas zu verheißen schien.

Einige Wochen waren darüber hingegangen. Des Wartens war ich schon fast müde geworden.

Ich hatte den Vormittag auf den Rübenfeldern zugebracht, die jetzt ein malerisches Bild boten gegen die sommerliche Eintönigkeit. Denn die Ernte hatte begonnen. Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen, in Trachten, die einander in leuchtender Buntheit zu überbieten suchten, hatten ihre fliegenden Lager dort aufgeschlagen.

Als ich heimkehrte, war's die kleine Praskowja, die mir atemlos entgegenflog. „Er kommt, er kommt!" —

„Wer?" —

Sie sah mich fast gekränkt an. „Der Schmetterling!"

Da überlief ich sie schnell genug. —

Wirklich er kam. Schon zur Hälfte hatte er sich herausgewühlt. Der dicke, braune, behaarte Kopf mit den Fühlern, die in einen Haarpinsel endigen, der halbe Leib mit der seltsamen Rückenzeichnung, wie wir sie eben beobachteten. Mir schlug das Herz vor Freude: also ein Totenkopf, dieser seltene Falter, kroch bei mir aus.

Die dunkeln Vorderflügel wühlten sich herauf. Jetzt auch die Hinterflügel, in den Falten von leuchtendem Ockergelb. Sie waren noch zusammengefaltet. Nun — er brauchte Licht, Luft, um zu erstarken und auszuwachsen!

Vorsichtig nahm ich ihn und setzte ihn auf ein Arrangement von Blumen am hellen Fenster meines Zimmers. Allerlei duftendes, honigspendendes Gewächs würde ihm wohl gefallen! Da geschah dasselbe, was wir soeben noch wahrnahmen und was mich damals ebenso erschreckt zurückfahren ließ wie Sie vorhin. Wie im Grimme schleuderte er mir seinen schrillen, bösen Ton entgegen. Und trotz dieses wiederholten Aufschreis, der mich warnte, setzte ich ihn, in bester Meinung, wieder auf die Blumen, von denen er wegstrebte. Einen Dämmerungsfalter, der eben aus der dunklen Kammer seines Grabes hervorgeschlüpft war, setzte ich mitten in das grelle Sonnenlicht. An meiner Unwissenheit war ich schuldlos, nicht aber an meiner Unüberlegtheit.

Als das gemarterte Tier verzweifelt immer wieder auf die Unterseite der Blätter in den Schatten strebte, ließ ich es zuletzt gewähren. Es würde auch auf diese Weise wohl auswachsen und sich entfalten. —

Indessen kam ein Brief von einem Kameraden, einem leidenschaftlichen Schmetterlingsfreunde, dessen Rat ich eingeholt hatte. Er erklärte die Raupe als eine des Totenkopfs und belehrte mich über das Wesen der Schwärmer. Auch erzählte er mir von seinen amerikanischen Schmetterlingen, wie sie in zwei Stunden ausgewachsen waren...

Da schlug mir etwas aufs Herz: drei Tage sind vergangen. Mein kleiner Freund verändert sich nicht. Seine Flügel strecken sich nicht. Zusammengefaltet, wie zerknittert bleiben sie. Schwerfällig, tastend, kriecht das Tier von Blume zu Blume. — Und als ich ihn stundenlang kaum aus den Augen lasse, durch meine Blicke diesen armseligen Stummel mit Wachstum und Schönheit befruchten möchte, da kommt mir eine andere Gewißheit: diese großen Augen, ohne jeden Glanz, ganz matt und trübe, im Hellen wie im Dunkeln — sie sehen nicht. Nicht nur ein Krüppel ist mein Schmetterling — er ist auch blind!

Und mir ist, als höre ich wieder den Aufschrei, als ich den eben Entwickelten ins grelle Sonnenlicht setzte. Ich denke daran, wie viele Male ich das Glas in die Höhe hob und die Puppe in ihrer Höhle hin- und herrollen ließ, anstatt dem Geheimnis des Werdens die Dunkelheit und Stille zu gönnen, deren es bedurfte.

Wie meine Schuld empfand ich des kleinen Wesens Krüppelhaftigkeit. — Ich

ließ mir in der Apotheke Äther geben, um seinem Leiden ein Ende zu machen. Und doch zögerte ich damit von Tag zu Tag. Halb hielt mich eine Hoffnung hin, halb war mir das Tierchen in seiner Hilflosigkeit doppelt ans Herz gewachsen. Nie wieder hatte ich seinen Schmerzenslaut hervorgerufen. Ich paßte seinen Aufenthaltsort seiner Neigung an. Im dunkelsten Winkel des Zimmers führte er auf immer erneuten, honigreichen Blumen ein Leben ohne Gefahr und voll Genügen und dennoch wie anders als das Dasein in der Unendlichkeit des Raumes und der Klarheit, wie er es in seinem selbstgewählten Grabe vielleicht geträumt hatte.

Und dann kam der Abend, der entschied.

Stundenlang hatten draußen unterm vollen Mond die schwermütigen und heitern Weisen der Mädchen geklungen. Dann schwiegen sie. Auch das Horn des Storosch, des Nachtwächters, verklang in der Ferne. Drüben, von der Bahnstation her, kam ein Pfeifen und Stampfen. Der letzte Zug von Kiew nach Charkow ging durch. Dann rauschten nur noch die Pappeln vor den geöffneten Fenstern des Zimmers, wo ich bei meiner kleinen Arbeitslampe saß.

Und jetzt schreckte ich plötzlich zusammen. Meine Blicke wurden von einem schwirrenden Rauschen in die Höhe gezogen. Auf dem Sims über den Blumen, groß, unbeweglich, ausgebreitet die schwarzgoldnen Flügel, sitzt ein Totenkopf.

Mein Blick fährt hin zu den Blumen. Nein, er ist es nicht! Kein Wunder hat meinen armen Freund verwandelt. Aber ist dennoch das Glück zu ihm gekommen?

Es ist, als spüre er die Nähe von seinesgleichen. Zitternder, hastiger sind seine tastenden Bewegungen. — Ich weiß jetzt alles, was über den Totenkopf zu wissen ist. Auch daß diese Schmetterlinge um ihrer Seltenheit willen auf viele Meilen hin voneinander angezogen werden. Vielleicht kommt jener strahlende aus dem düftereichen Schatten der Eichenwälder. Vielleicht wird ihre Vereinigung dem durch meine Schuld am Glück verkürzten in einem Augenblick alle Köstlichkeiten des Lebens offenbaren, davon er als Puppe träumte in seinem Sarg.

Ein Frohgefühl überkommt mich. Eine scheue Erregtheit. Das Bild der Psyche fällt mir plötzlich ein. Als harre eine in Leid und Dunkel und Ketten gefangene Seele auf ihre Erlösung durch jene andere, lichtstrahlende, welche die Liebe herzog aus Fernen.

Da nehme ich meine kleine Lampe und gehe sacht aus dem Zimmer, d. h. ich gehe auf die andere Seite des dicken Vorhangs, welcher in dem weiten Gemach meinen Schlafraum von meinem Arbeitsplatze trennt.

Und dann — ich weiß nicht, wielange es gewährt; ich hatte am Fenster gestanden in seltsam süße und schwere Träume versunken, wie sie noch nicht bisher durch mein Knabengehirn gegangen waren — plötzlich fuhr ich auf. Von der andern Seite des Vorhangs kommen Töne. Ich kenne es — dieses Schrillen und Pfeifen, aber dazwischen wie Laute der Klage, wie Schlagen und Stürzen.

Ich springe herzu mit meiner Lampe. Mein Blick durchfliegt den Raum. Leer ist das Sims. Leer stehn die schwankenden Blumen. Aber auf der Erde da — da liegt etwas, das schlägt um sich mit kleinen verstümmelten Flügeln, wie in entsetzlicher Qual. Der arme, winzige Leib zuckt und windet sich — und noch einmal ein matter Schrei der Not!

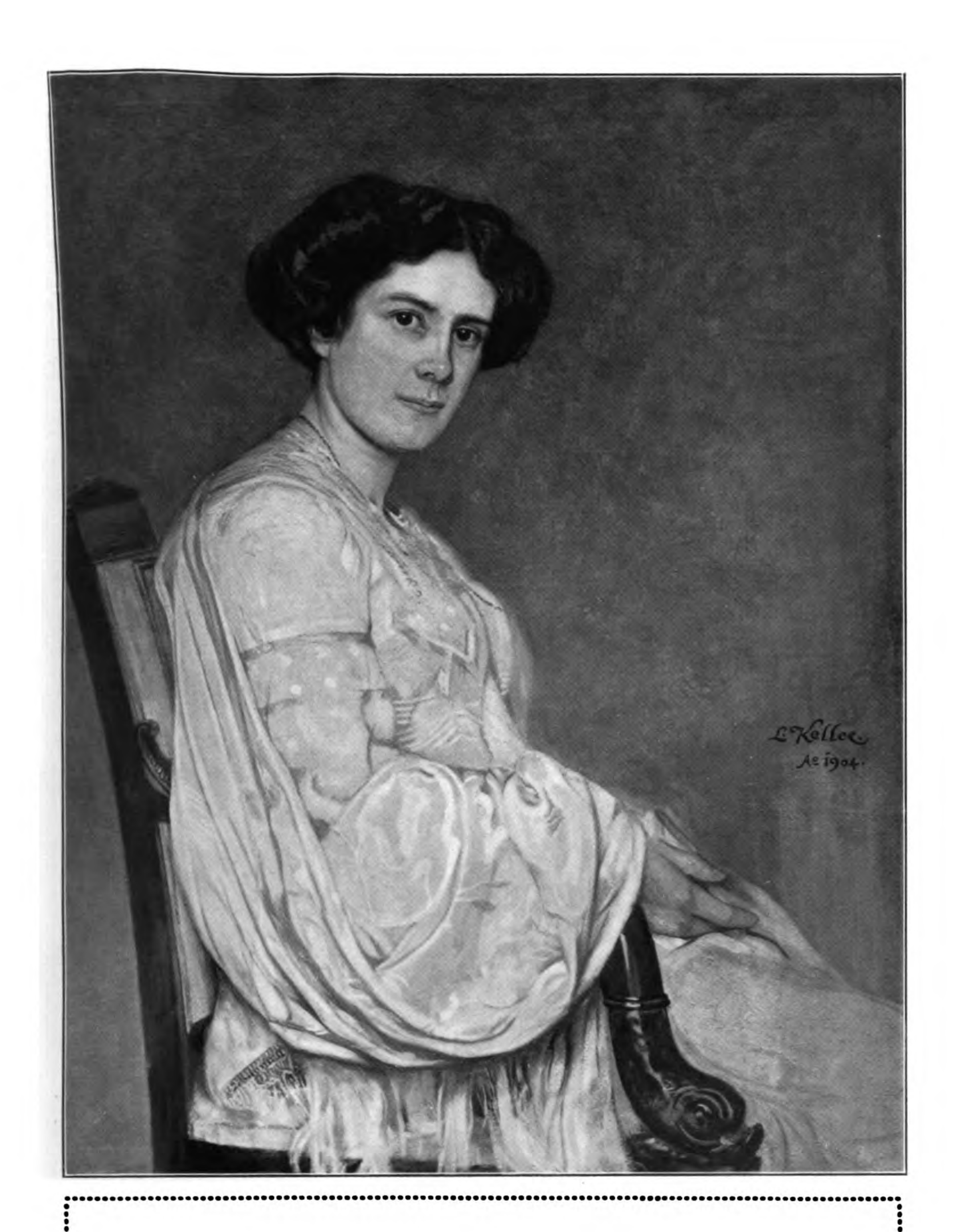
Allein bist du, Ärmster? Allerärmster? Wo ist deine schöne, strahlende Freundin? War sie nicht Psyche? Nicht die Erlösende? Hat sie dich verschmäht in deiner Krüppelhaftigkeit?

Oder hat sie dich segnen wollen, und der Liebe Herrlichkeit war zu viel für deinen verkümmerten Leib?

Wer weiß es? Wer weiß es? —

Ich kauerte über ihn gebückt, und ich redete, mit stockender Stimme glaub ich, Worte der Tröstung, während über meine brennenden Knabenwangen die Tränen stürzten.

Und dann sprang ich auf und holte den Äther, aber das dreifache Maß mußte ich nehmen, was genügt hätte, einen großen Schmetterling zu töten. So wild und schmerzvoll kämpfte das Leben um sein Recht. —



Bildnis der Gattin des Künstlers

Gemälde von Prof. Ludwig Keller



Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Thomas Mann, Der Tod in Venedig (Berlin, S. Fischer) — **Clara Viebig, Das Eisen im Feuer** (Berlin, E. Fleischel & Co.) — **Adele Gerhard, Magdalis Heimroths Leidensweg** (Berlin, Bruno Cassirer) — **Hermann Anders Krüger, Diakonus Kaufung** (Heilbronn, Eugen Salzer) — **Gustav Falke, Die Stadt mit den goldenen Türmen** (Berlin, G. Grote)



Als vor zwölf Jahren die „Buddenbrooks“ erschienen, glaubte man fast allgemein, einen Dichter-Erzähler von robuster Kraft und überlegenem Reichtum gewonnen zu haben. Nur wenige spürten instinktiv hinter dem staunenswerten Werke die problematische Natur des Urhebers.

Seitdem hat Thomas Mann die Welt doch eigentlich fortgesetzt enttäuscht. Nicht heftig; nicht so, daß man es laut werden ließ. Auch seine folgenden, sich überaus langsam folgenden Arbeiten waren vielfach von großer künstlerischer Feinheit. Man mußte Respekt haben vor der außerordentlichen Mühe, die ein Talent seines Ranges jeder Seite, jedem Satz, jedem Wort zuteil werden ließ. Aber man fühlte dunkel: dieser Dichter war ja gar nicht stark, sondern er erschien nur so, weil er sich heimlich zusammenriß; dieser Dichter war ja gar nicht reich, sondern er erschien nur so, weil er mit seinem Pfunde in äußerster Anstrengung wucherte. Er war keine einfache, geschlossene, sichere und robuste Natur, sondern eine komplizierte, gespaltene, unsichere, problematische — ein unkräftiger Mensch, den der große und frühe Ruhm nicht beflügelte, sondern dem er sich wie eine schwere, immer fühlbare Last auf die Schultern legte. In dem Bewußtsein, daß die Augen der Welt auf ihn gerichtet seien und daß der Erfolg ihn zu großen Leistungen sowohl wie zu vorbildlicher Würde verpflichte, hat er sich gewaltsam in Zucht genommen und sich zu Form und Haltung erzogen wie etwa ein Fürst, der repräsentieren muß. Fürstliches und künstlerisches Leben oder Scheinleben hat er ja auch nicht umsonst in seinem Roman „Königliche Hoheit“ in Beziehung gesetzt. Und doch (so scheint mir) quält ihn manchmal bei aller angenommenen Würde und allem zur Schau getragenen Selbstbewußtsein die heimliche Angst, daß er ja gar nicht der sei, für den er gelte, daß die Welt eines Tages seine innere Unsicherheit bemerken, daß er den allgemeinen Erwartungen am Ende nicht entsprechen könnte. Sehr empfindsame Seelen mögen sich in solchen schwarzen Stunden fast wie Betrüger des Volkes vorkommen und in Not und Ekel sowohl Kunst wie Künstler als etwas Verächtliches und Fragwürdiges abtun. Belege dafür dürfte man auch bei Thomas Mann hier und da finden. Zu anderen Stunden aber spornen sich gerade Dichter solcher Art zu schwindelnden Höhen der Selbst- und Kunstüberschätzung, benutzen jede Gelegenheit, sich und uns ihre Bedeutung zu suggerieren, und erklären uns fast mit einer gewissen Gereiztheit, daß alles das, was man ihnen als Schwäche auslegen könnte, eigentlich ihre Stärke sei. Der Graf Platen, eine durch und durch problematische Natur, gehörte zu diesen Leuten: seine inbrünstigen Renommistereien stammten nicht aus einer sicheren und überlegenen, sondern aus einer ganz verzagten Seele, und Platen ist der einzige Poet, den Thomas Mann in seiner jüngsten Novelle andeutungsweise nennt. Auch der Lübecker wird ja, aus einem instinktiven Drange der Selbstbehauptung, nicht müde, uns inbrünstig vorzusprechen, was wir von ihm glauben und wie wir ihn sehen sollen. Seit zwölf Jahren, seit seinem großen Erfolg, befindet er sich eigentlich in einem konstanten Zustand der Selbstverteidigung. Er verteidigt sich nicht nur gegen das, was man wider ihn gesagt hat, sondern noch mehr gegen alles, was man wider ihn sagen könnte. Nicht von außen kommt der Feind, der seine Ruhe stört, sondern der sitzt in ihm selber. Sich selbst will er in erster Linie überzeugen, sein eignes heimliches Mißtrauen überwinden und wegdisputieren Deshalb sucht er mit einem großen Aufwand von Geist fortgesetzt nach Gründen, die sein Selbstbewußtsein stützen, die ihn und die Art seines Schaffens bestätigen können. Er hat nach den „Buddenbrooks“ kein Werk vor die Öffentlichkeit gebracht, das nicht diese verdächtigen Selbstverteidigungen enthielte. Satz- oder gar seitenweise stehen sie in den „Tristan“-Novellen so gut wie in „Fiorenza“, in der „Königlichen Hoheit“ ebenso wie jetzt im „Tod in Venedig“. Ob man die mühselige Langsamkeit seiner Produktion zum Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt; ob man es bedenklich findet, daß alle Werke der letzten zwölf Jahre mit ärmlicher Ausschließlichkeit um das gleiche enge Künstlerproblem kreisen; ob man von irgendeiner andern Seite her die natürliche Grundschwäche dieses Dichters klarlegt — immer hat er schon im voraus darauf eine Antwort gegeben, hat mit Erklärungen und Gegengründen vorge-

baut, hat an allen gefährdeten Punkten seiner Stellung künstliche Befestigungen angelegt und seine Schwäche zur Stärke zu entwickeln versucht.

Seine jüngste Novelle, „Der Tod in Venedig" (Berlin 1913, S. Fischer), ist darin noch lehrreicher als die vorhergehenden Arbeiten. Der Held Gustav Aschenbach ist ein berühmter Schriftsteller, der sich schon früh mit einer mächtigen Prosa-Epopöe, einer figurenreichen Romandichtung die Bewunderung der Welt erzwang. Natürlich ist er (wie der Tonio Kröger und so viele andere) nur wieder eine Maske für den Schriftsteller Thomas Mann. Auch er ein schwächliches, vom Schulbesuch dispensiertes, allein erzogenes Kind, auch er einer alten streng bürgerlichen Familie entstammend, die ihm Zucht und Verantwortlichkeitsgefühl vererbte, während die fremdblütige Mutter ihm die künstlerischen Eigenschaften mitgab. Schon der auf Ruhmverlangen gestellte und von allen Seiten auf außerordentliche Leistungen verpflichtete Jüngling kennt „niemals Müßiggang, niemals die sorglose Fahrlässigkeit der Jugend"; er zügelt und erkältet sein warmes Gefühl, weil ihm dies banal und künstlerisch unbrauchbar zu sein scheint; er führt wie Flaubert das „Leben eines Heiligen und eines Hundes", um trotz seines schwächlichen Körpers die Aufgaben erfüllen zu können, mit denen Talent und Ehrgeiz ihn beladen; er gesteht, daß seine berühmten Werke nicht, wie viele glaubten, die Erzeugnisse gedrungener Kraft und eines langen Atems seien, sondern daß sie „vielmehr in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen emporgeschichtet" wären. So also wächst dieser Jüngling, der nie jung gewesen ist, der nie gelebt hat, heran, versteht es schon als Dreißiger, von seinem Schreibtisch aus zu repräsentieren und seinen „Ruhm zu verwalten" und erzieht sich bewußt zu Haltung, Würde, Form: der lebendige Klassiker. Man würde diesen armen Menschen bedauern und sich fragen müssen, ob das Spiel den Einsatz lohnt, wenn — ja, wenn man an der ganzen Geschichte nicht überhaupt leise zweifelte. Offenbar waltet doch auch hier ein frommer Selbstbetrug, der eine natürliche Schwäche erhaben auffärbt und zur Stärke macht. Die Thomas Mann und Gustav Aschenbach, die Flaubert und alle ihresgleichen opfern ihr Leben nicht etwa, wie sie uns erzählen, auf dem Altar der Kunst. Sondern sie ergreifen die Kunst mit dieser leidenschaftlichen Ausschließlichkeit nur, weil sie aus körperlicher Schwäche, aus Hemmungen innerer und äußerer Art, aus Lebensscheu an das Leben selbst nicht naiv herankommen und sich im Schein des Lebens, in der Kunst, wenigstens einen teilweisen Ersatz dafür verschaffen. Das klingt weniger märtyrerhaft, dürfte aber richtiger sein. Man sieht jedenfalls auch hier, wie sehr es im Wesen Manns liegt, aus seiner Not eine Tugend zu machen.

Ich sprach ferner von der Überspannung des Selbstgefühls, die man gerade bei diesen sich selbst leise mißtrauenden Dichtern antrifft. Man achte einmal darauf, welche Bedeutung, welche Meisterschaft, welche literarische Repräsentantenrolle Thomas Mann hier seinem alter ego zudiktiert! Die Jugend seines Landes bildet sich an ihm, in der ganzen Welt bewundert man sein immer treffendes Wort, die klassische Schönheit seines Stils, ja, er erscheint als der repräsentative Poet einer ganzen Epoche. Abgesehen davon, daß ein reiner Prosa-Erzähler zu solcher hohen Rolle zwar in der französischen, aber nicht in der deutschen Literatur gedeihen kann, vermag man auch deshalb nicht an die überragende Bedeutung Gustav Aschenbachs zu glauben, weil der krampfhafte Wille seine natürliche Mitgift zu sehr überwiegt. Wir respektieren Thomas Mann höchlichst, aber es wird niemand auf den Gedanken kommen, ihn für den größten zeittypischen Dichter zu halten. Und denselben Glauben, den wir ihm verweigern, verweigern wir auch seinem Geschöpf. Ich führe dies alles nur an, weil es psychologisch sehr interessante Rückschlüsse gestattet. Niemand, der über den Dichter zur Klarheit kommen will, wird an dem zweiten Kapitel des neuen Buches vorübergehen dürfen.

Die eigentliche Novelle erzählt nun, wie der schriftstellerische Held, etwas arbeitsmüde und vom nahenden Alter bedroht, in plötzlicher Reiselust nach Venedig fährt und wie sich hier sein Schicksal erfüllt. Am Lido sieht er einen etwa vierzehnjährigen polnischen Knaben von vollendeter Schönheit, und aus der ersten rein ästhetischen Freude entwickelt sich langsam eine ihn immer stärker umstrickende Leidenschaft, die der preziös-würdige Klassiker selber als „unstatthaft" und „unziemlich" empfindet. Sie reißt ihn völlig hin, vor ihr zersplittern all die künstlichen Sicherungen, die er sein Leben lang um sich gezogen hat, sie unterwühlt seine Haltung und Würde — ja, es wäre kaum nötig gewesen, die heimlich durch Venedig schleichende Seuche zu bemühen. Auch ohne sie hätten wir an die letzte Katastrophe geglaubt: der Tod dieses Mannes wäre nur der äußere Ausdruck für den völligen inneren Zusammenbruch gewesen.

Merken wir im Vorbeigehen an, daß der Dichter hier dem ihn ausschließlich beschäftigenden Künstlerproblem wieder nur eine neue Erscheinungsform abgewonnen hat. Es wiederholt sich in Thomas Mann ja ein gutes Stück des Falles Flaubert. Nach seinen ästhetischen Erkenntnissen und künstlerischen Anlagen durchaus dem Artistentum zuneigend, hat er anderseits als Familienerbteil zuviel von dem Geiste eines strengen, sittlichen, ja pedantischen Bürgertums übernommen, um nicht in einen ewigen und erschöpfenden Konflikt zu geraten. Während der Ästhet in ihm das menschlich warme Gefühl zu ersticken und durch die „kalten Ekstasen" des artistischen Nervensystems zu ersetzen

sucht, um nur ja nicht trivial zu werden, hat der Bürger in ihm eine rührende Sehnsucht nach dem Warmen, Menschlichen, Herzlichen, nach dem „Blonden und Gewöhnlichen“. Dieser Gegensatz ist so stark in ihm, daß er in den Mittelpunkt seines Schaffens tritt und daß ihn fast nichts weiter beschäftigt, als den Widerspruch zwischen Künstler- und Bürgertum, Kunst und Leben, Form und Wesen zu verfolgen, aufzulösen, zu vereinen. Die Erlösung aus einer artistischen oder sonstwie formelhaften Scheinexistenz — das ist sein ewiges Thema. Märchenhaft durchgeführt tritt es in der „Königlichen Hoheit“ auf, wo Liebe zur Retterin, tragisch durchgeführt erscheint es in der vorliegenden Novelle, wo Leidenschaft zur Vernichterin wird. Das Leben ist es, das hier und dort triumphiert — jenes Leben, das seiner im letzten Grunde nicht spotten läßt und auch die heranholt, die sich ihm so oder so entziehen wollen. Ob das eine Erkenntnis, eine Erfahrung, eine Furcht oder eine Sehnsucht von Thomas Mann ist, bleibe dahingestellt.

Es wären nun noch einige Worte über die Novelle als Kunstwerk zu sagen. Ohne Zweifel wird man das Thema peinlich finden, aber man muß bekennen, daß es mit vorbildlicher Zartheit behandelt wird. Im bürgerlich-moralischen Sinne bleibt der Held völlig „korrekt“; er nähert sich dem schönen Knaben überhaupt nicht, er spricht nie ein Wort mit ihm — das Ganze ist nur eine erotische Gefühlsausschweifung, und sie quält um so weniger, als man das dumpfe Empfinden hat, es wäre gerade vor diesem Helden eine notwendige Rache der Natur. Jedenfalls: soweit die Kunst an sich ein solches Thema überhaupt von dem peinlichen Erdenrest, der ihm anhaftet, befreien kann, ist es hier geschehn. Dagegen finde ich die Proportionen der Novelle nicht ganz glücklich. Thomas Mann braucht ein volles Drittel des Buches, ehe mit der Einführung des schönen Knaben die eigentliche novellistische Handlung beginnt. Das ist bei dieser enggeschlossenen Kunstform meiner Ansicht nach ein Mangel. Die ersten Kapitel erforderten eine stärkere Konzentration; sie haben etwas Schwerfälliges und Gewundenes. Aber dann steigt die Novelle prachtvoll an, um einen nicht mehr loszulassen. Immer schöner und eindringlicher wird die Darstellung; so fern man dem Helden sein mag, erlebt man doch die wachsende Leidenschaftsumstrickung mit; man fühlt, um die Worte der alten Ästhetik zu gebrauchen, Furcht und Mitleid mit ihm; man liest Seiten, die allerdings den Anspruch erheben können, zur besten deutschen Prosa der Gegenwart zu gehören, und man wird mit meisterhaftem Bedacht auf das Ende vorbereitet. Auch der Rahmen der Novelle ist sehr glücklich gewählt — ich habe sie in der Stadt gelesen, die ihr den etwas gesuchten Titel gegeben hat, und mir schien, sie könnte gar keinen besseren Schauplatz haben als dieses Venedig, das, halb Märchen, halb Fremdenfalle, so seltsam unwahrscheinlich und üppig lockend aus den Wassern steigt. Alles in allem halte ich den „Tod in Venedig“ für die beste künstlerische Leistung, die Thomas Mann nach den „Buddenbrooks“ herausbrachte.

Eilen wir weiterzukommen! Es ist gut, daß **Clara Viebig**, die heut den Lübecker ablösen soll, so gar keine problematische Natur ist. Sie gibt nicht das geringste Rätsel auf; sie ist durchaus nicht kompliziert; auch der naive Leser überschaut sie ohne weiteres. In wenigen Sätzen kann man ihr Wesen fixieren, während man über Künstler vom Schlage Thomas Manns eine Stunde lang reden kann und dann immer noch doppelt soviel Ungesagtes mit sich herumschleppt. Das heißt nun aber durchaus nicht, daß allein deshalb schon der eine mehr und der andere weniger ist. Novalis und Platen sind psychologisch unvergleichlich interessanter als Uhland und Storm; Spielhagen hat den zeitgenössischen Kritiker stärker gereizt, als Keller und Reuter. Die „Interessantheit“ schließt also noch kein literarisches Werturteil ein, und Clara Viebig braucht keine Träne zu vergießen, wenn über Ricarda Huch zehnmal soviel geschrieben wird wie über sie und wenn die moderne, zu andern Göttern betende Jugend für ihr Schaffen nicht mehr die frühere Teilnahme hat. Sie, die noch ganz im Naturalismus der achtziger Jahre wurzelt, wird es den Ästheten nie recht machen, aber nach wie vor wird sich ein großer Kreis an ihrer unzimperlichen, fest anpackenden Gestaltungskraft erfreuen.

Schon seit Jahren zeigte es sich, daß sie ihre großen Zeitromane einem allgemeinen Plane einordnete, daß sie Verbindungen zwischen den einzelnen zu schaffen und vorhandene Lücken auszufüllen suchte, so daß ihr Gesamtwerk am Ende ein Totalbild deutschen Lebens und deutscher Entwicklung während einer größeren Zeitspanne zu geben vermöchte. In ihren bisherigen Schöpfungen begleitete sie, bald hier, bald da ansetzend, die Epoche vom großen Kriege bis etwa zur Jahrhundertwende — in ihrer neuesten Arbeit geht sie noch einen Schritt weiter zurück, setzt mit der Revolution von 1848 ein und schließt mit der Mobilmachung von 1866. „**Das Eisen im Feuer**“ lautet der beziehungsreiche, wenn auch in seinen Beziehungen nicht ganz klare Titel des Romans (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.), und wer mit dem niemals überraschenden, aber oft nachdrücklichen und bezwingenden Talent der Viebig vertraut ist, weiß danach schon ungefähr, was ihn erwartet. In dem immer etwas romantisch angehauchten Schweden hat man für den Naturalismus das hübsche Wort „Schusterrealismus“ erfunden, und auch unsre Erzählerin ist ja nur dann glücklich und bedeutend, wenn sie Gevatter Schneider und Handschuhmacher schildern kann. So fehlt ihren Zeitromanen stets sozusagen die obere Hälfte, der Horizont, sie geben

nicht das ganze Bild, sondern nur einen Ausschnitt, und nicht „Deutsches Leben", sondern „Deutsches Kleinbürgerleben von 1848 bis 1900" müßte einst über ihrem oeuvre stehn. Auch hier ist die ganze Bewegung von 1848 aus der Schusterperspektive geschildert, Schlosser und Gastwirte, Budiker und Hebammen rücken zum Sturm vor, der Kartoffelkrieg der durch die Teuerung wütend gewordenen Handwerker- und Arbeiterfrauen ist mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit dargestellt, aber die Führer der Bewegung, die Dichter, die sie schüren, die Intellektuellen, die sie unterstützen, — sie fehlen im Bilde. Die Episodenfigur eines schwarzrotgoldnen Studenten, die dafür Ersatz bieten sollte, bleibt blaß und eindruckslos. Sehr bald treten die politischen Ereignisse dann zurück vor menschlichen Einzelschicksalen, und fast sofort spürt man mit Freuden die feste Führung. Der Held, um den sich alles gruppiert, der Schlosser und Schmied Hermann Henze ist einer jener saft- und kraftvollen Kerle, für die Clara Viebig eine Schwäche hat — ein Kerl, der mit gewaltigem Hammerschlag den Amboß zolltief in den Boden schlägt, der mit eiserner Faust störrische Gäule bändigt, der mit robuster Sinnlichkeit seine Pranke nach allen ihm über den Weg laufenden Weibern ausstreckt, der wie zehn arbeiten, aber auch ebenso saufen und sumpfen kann. Im tollen Jahr glüht er vor Begeisterung, dann gewinnt er eine glänzend gehende Schmiede samt einer schönen Meisterin, doch allmählich wird er träge wie die windstille Zeit, scheint sich zu verlieren und zu verloddern, bis er mit der erwachenden Zeit selber wieder aufwacht und mit hartem Hammerschlag 1866 am Amboß steht, einen neu anbrechenden großen Tag grüßend.

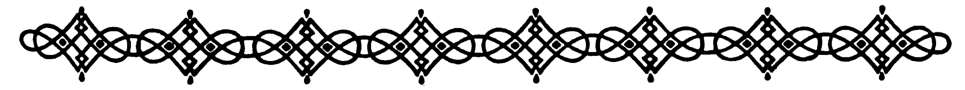
Enger oder loser mit ihm verknüpft ein Gewirr von Schicksalen und Gestalten, viele wieder aus dem vollen geschöpft, manche rührend und lange nachwirkend. Nur drei Figuren seien kurz herausgegriffen. Zuerst die bei der Viebig ständig wiederkehrende und doch mit immer neuer Kraft gestaltete schmerzensreiche Mutter, hier verkörpert durch die kleine Hebamme Witt, die alle ihre Kinder hergeben muß. Dann die prachtvoll gelungene alte Majunken, die heisere Moritatensängerin vom Stralauer Fischzug. Und endlich Herr Gottlieb, Gottlieb das lahme Faktotum, Gottlieb der Hausdiener, den man in ein Stück Packpapier gewickelt 25 Jahre früher unterm Torweg gefunden hat, Gottlieb, der mit Lieschen Krausnick aus Lübben Hochzeit macht. Ich habe das Gefühl, als hätte Clara Viebig diese Gestalt früher nicht so schaffen können, als käme hier ein Humor zum Ausdruck, der liebenswürdiger, heiterer, gütiger geworden ist. Vielleicht finden auch andre in dem Roman mehr menschliche Freiheit, als in früheren Werken — an eifrigen Lesern wird es dem „Eisen im Feuer" ja gewiß nicht fehlen.

Nicht ganz so wurzelstark und naturkräftig wie die Viebig, aber dafür vielfach feiner und differenzierter ist eine andre berlinisierte Rheinländerin: Adele Gerhard. Sie sucht sich Helden von wesentlich höherer Kultur; sie ist in der Stimmung oft sehr zart; sie erfreut fast stets durch schöne vornehme Frauengestalten, die auch nach schweren Wegen durch Staub und Niederungen noch immer etwas Reines und Schwebendes behalten. Ich glaube zwar nicht, daß sich ihr jüngster Roman „Magdalis Heimroths Leidensweg" (Berlin 1913, Bruno Cassirer) mit ihrer bisher besten Leistung, der „Familie Vanderhouten" messen kann, aber er gibt doch von ihrem Können und ihrer Darstellungsart eine gute Vorstellung. Mit Vorliebe überblickt sie ja in ihren Büchern ein ganzes Frauenleben, und zwar tut sie das unter Hervorhebung der wichtigsten Entwicklungsperioden in einer verhältnismäßig sehr knappen Art. Diese Knappheit hat ihre Vorzüge, aber es ist dabei kaum zu vermeiden, daß dem Bilde hier und da die Spuren des Skizzenhaften anhängen. So war ihr vorletztes Werk „Vom Sinken und Werden" zwar als Roman entworfen, nicht jedoch als Roman ausgeführt, und diese Neigung zum bloßen Skizzieren macht sich, obschon in wesentlich geringerem Grade, auch in der vorliegenden Arbeit manchmal bemerkbar. In blühender Jugend tritt uns darin schön, strahlend, gläubig die jüngste Tochter des Präsidenten Heimroth entgegen, durchzittert von den ersten purpurnen Ahnungen und Verheißungen des Lebens, durchwogt von unbekannten Empfindungen und süßer Zärtlichkeit, daß sie den Fliederbusch umfaßt, als wollte sie ihn an ihr Herz ziehn. Man würde dem holden Kinde mit wirklicher Freude statt des Flieders den Ulanenleutnant gönnen, aber da muß die eben zum Leben erwachende Magdalis die grausame Entdeckung machen, daß der Offizier — der Geliebte ihrer Mutter ist. Adele Gerhard operiert hier übrigens mit einem sehr bösen Zufall: es ist nicht wahrscheinlich, daß eine Gattin und eine Mutter heiratsfähiger Töchter einen Liebesbrief ihres Verehrers offen auf dem Tisch herumliegen läßt. Jedenfalls erstarrt die junge Magdalis in Schreck und Entsetzen, und ihre bigotte Schwester hat es leicht, den Schauder vor der sündigen Welt in ihr zu verstärken und das arme Kind ins Ehebett eines frömmelnden Barons zu treiben. Die langjährige Ehe, in der Magdalis lebensunfähige Kinder zur Welt bringt und auf einsamem Gutshof den lichtscheuen Wünschen eines verfallenen Schwächlings gehorchen muß, lernen wir nur in der flüchtigen Rückschau vor der Katastrophe kennen, die sie trennt. Von dem „Heiligen" der sie fünfzehn Jahre erstickt hat, rettet sich die reife Frau in eine neue Ehe, und wie sie nach Jahren des Glückes hier den schwersten Schlag empfängt und den bittersten Kelch trinken muß, das nachzulesen bleibe jedem

vorbehalten. Man wird nicht bezweifeln, daß auch die letzte Leidensstation eine tragische Notwendigkeit ist — eine Notwendigkeit, die allerdings nicht aus dem Charakter der Heldin, sondern aus dem des Mannes fließt.

In einer neuen, vom Verlag Eugen Salzer in Heilbronn herausgegebenen „Taschenbücherei Deutscher Dichter" liegen zwei Geschichten von Hermann Anders Krüger vor. „Diakonus Kaufung", die erste, ist auch die bessere. Sie erzählt von dem Niedergang eines hochbegabten Menschen, leidet aber ganz außerordentlich unter der gewählten Ich-Form. Denn da sich alle Entwicklungen nicht in dem Erzähler vollziehn, sondern in einem Menschen, den der Erzähler nur an bestimmten Punkten seines Lebensweges und in verschiedenen Zuständen antrifft, so bleiben uns alle feineren psychologischen Zusammenhänge und Übergänge naturgemäß verborgen, wir spüren den Zwang des Schicksals nicht deutlich genug und kommen so zu keiner tieferen Teilnahme. Die zweite Novelle, „Santa Elisa", ist künstlerisch noch unbedeutender und hat außerdem Züge einer nationalistischen Intoleranz, für die mir das Verständnis fehlt. Man muß annehmen, daß der Verfasser des so erfreulich tüchtigen „Gottfried Kämpfer" eine größere Armfreiheit braucht, um seine Fähigkeiten zu zeigen. In dieser Annahme wollen wir auf Späteres warten und die beiden Bagatellen nicht wichtiger nehmen, als sie wahrscheinlich gemeint sind.

Nach dem Fehlschuß eines zum Erzähler bestimmten Dichters wirkt der Treffer eines Mannes, der eigentlich ganz und gar Lyriker ist, doppelt erfreulich. Unser liebenswerter Gustav Falke, dem es bisher mit der Prosa wenig glücken wollte, hat unter dem Titel „Die Stadt mit den goldenen Türmen" die Geschichte seines Lebens veröffentlicht (Berlin, G. Grote), und mit dankbarem Behagen wird man dieses Werk voll echter Liebenswürdigkeit entgegennehmen. Es führt in einen engen Kreis, in ein bescheidenes, beschauliches, fast ein wenig philiströses Dasein. Der Knabe, der in der Stadt mit den goldenen Türmen, in Lübeck, aufwächst und der vielleicht zu ausschließlich von Frauen erzogen wird, ist sanft, fromm, blöde — ein Märchenspinner, ein Stiller, der sich selbst genug ist. Die Musik tut es ihm an und befördert wohl noch die zu große Weichheit seines Wesens. Wenn er in der Mathematikstunde „der größte Esel" ist, so setzt er nur eine lange dichterische Tradition fort, und wenn der werdende Jüngling eine zarte Neigung für Schmachtblondinen hat, so teilt er das gleichfalls mit allen angehenden Lyrikern. Bei seiner Schüchternheit und Schwäche ist es klar, daß er auf seinen Lebens- und Liebeswegen keine besondere Aktivität entfaltet. Er wird in Gottes Namen Buchhändler in Hamburg und Thüringen, er läßt sich dann von seiner Mutter bestimmen, Musiklehrer zu werden; er geht, ohne recht vorwärtszukommen, den Pfad, den ihm andere gewiesen haben. Mit vieler Anmut erzählt er dazwischen von allerlei Mädchen seiner Jugend, besonders von der stillen Dulderin Martha. Er heiratet endlich, und da er selber eine gewisse Neigung zu behaglicher Philistrosität eingesteht, ist man guten Mutes: er wird im umfriedeten Heim sein bestes Glück finden. Wieviel Schönes es dem Dichter gegeben hat, wissen wir ja auch alle. Und dann kommt — mit Liliencron — das große Erlebnis Falkes. Es ist schön, wie dankerfüllt er darüber spricht, mit welcher Bescheidenheit er sich Liliencron unterordnet, mit welcher Bewunderung er vor seinem Genie steht, mit welcher Milde er seine Schwächen entschuldigt, mit welchem Schmerz er bekennt, daß sie sich zuletzt ein wenig auseinandergelebt hätten. Einen neuen Zug zum Bilde Liliencrons vermag er allerdings nicht beizubringen, aber er bestätigt doch vieles durch persönliche Erinnerungen. Dem aufmerksamen Leser wird es dabei nicht entgehen, wie Falke oft nur durch das Medium der Kunst an das Leben herankommt, wie er nicht aus natürlicher Freude, sondern nur um zu schönen Gedichten zu gelangen, beinah versucht hätte, die derben Liebesabenteuer seines Meisters mitzumachen, wie er seine Mädchen gern unter Goetheschen, Kellerschen, Stormschen Bildern einführt, wie seine Phantasie ihm manchmal allerlei Streiche spielt und ihn in eine Helden- und Don Juan-Rolle hineinsteigert. Dehmel hat ihm darüber offene Worte gesagt (S. 422), und man braucht nur die Elske Carsten-Episode zu lesen, um zu verstehen, was er meint. Diese Episode mag Wirklichkeit sein, aber sie ist nicht Wahrheit: zur leidenschaftlichen Sinnlichkeit hat der keusche Gustav Falke kein Talent, und keine Kunst vermag zu ersetzen, was die Natur versagt. Noch etwas anderes fällt in dieser Lebensgeschichte auf: wir hören nichts von einer geistigen Entwicklung, nichts von jenen gefährlichen Krisen, die in bestimmten Abständen im Dasein aller bedeutenden Menschen aufzutreten pflegen. Im ganzen blieb dieses Leben doch im Idyllisch-Beschaulichen beschlossen. Auch die schönen Schlußworte der Autobiographie deuten daraufhin: „Ein ewiges Ahnen geht durch alle Kreatur von ihrer göttlichen Bestimmung. Und das war es, was mich trug, bis in diese Tage hinein, und was mich weitertragen wird, solange ich die Sonne noch grüßen darf: ein kindliches Vertrauen, du ruhst in sicherer Hand. Andere nennen es Gottvertrauen. Und warum soll ich es nicht auch so nennen?"



Illustrierte Rundschau

Inneneinrichtungen der Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn — Die neue Deutsche Botschaft in St. Petersburg — Arbeiten der Hamburger Kunstgewerbeschule — Medaille zum Regierungsjubiläum des Kaisers von Prof. Rud. Mayer in Karlsruhe — Zu unseren Bildern

An dieser Stelle haben wir wiederholt auf die erfreuliche Erscheinung hingewiesen, daß nicht nur die großen Verkehrszentren an dem Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes ihren Anteil haben, daß dieser Aufschwung vielmehr auch gerade unseren Mittelstädten regeres kunstgewerbliches Leben brachte. So haben die Werkstätten von Bernhard Stadler in Paderborn sich in den letzten Jahrzehnten weithin Ruhm und Ansehen erwerben können. Wirksam unterstützt von dem Architekten Max Heidrich (der übrigens selbst den Hobel führen gelernt hat), erscheinen diese Werkstätten fast auf allen Ausstellungen und erringen überall Erfolg. Sie streben nicht nur-ästhetische Ziele an, arbeiten auch nicht zu unerschwinglichen Preisen. Aber was sie liefern, ist geschmackvoll, frei von Einseitigkeit — auch von der ewigen kahlen Kastenform —, fein in der Farbenzusammenstellung und vor allem praktisch brauchbar. Manch hübsche originelle Idee läuft dabei mit unter. So ist die Rückseite des Schreibtisches in dem unten abgebildeten Herren-Arbeitszimmer als Büchergestell ausgebildet und damit der Raum vortrefflich ausgenutzt. Ebenso praktisch ist die



Das Haus Stadler auf der Baufach-Ausstellung in Leipzig. Entwurf: Max Heidrich

Arbeitszimmer in Eiche mit mattiertem Ebenholz
Entwurf: Max Heidrich; Ausführung: Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn



Speisezimmer. Mahagoni mattiert. Entwurf: Max Heidrich. Ausführung: Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn

Dreiteilung des Bücherschrankes derart, daß jeder seiner drei Teile durchaus selbständig ist und sich auch einzeln als etwas Ganzes darstellt; man kann also z. B. erst den Mittelteil anschaffen und dann, mit dem Wachsen der Bücherei, die Seitenschränke dazu kaufen. — Das Eßzimmer, in dem besonders das hübsche geräumige Büfett zu loben ist, ist in mattiertem Mahagoni, das Damenzimmer in mattiertem Rüster mit schwarzen Sprossen ausgeführt. —

Unsere Regierungsbauten (der verschiedensten Ressorts) erfreuen sich ziemlich selten der allgemeinen Anerkennung; auch wer nicht zu den berufsmäßigen Nörglern gehört, hat an ihnen leider mit Recht meist allerlei auszusetzen. Immerhin darf nicht verkannt werden, daß es besser geworden ist. Eine so einstimmige und freudige Anerkennung aber, wie sich unser sonst soviel angefochtenes Auswärtiges Amt mit dem Neubau der Petersburger Botschaft er-

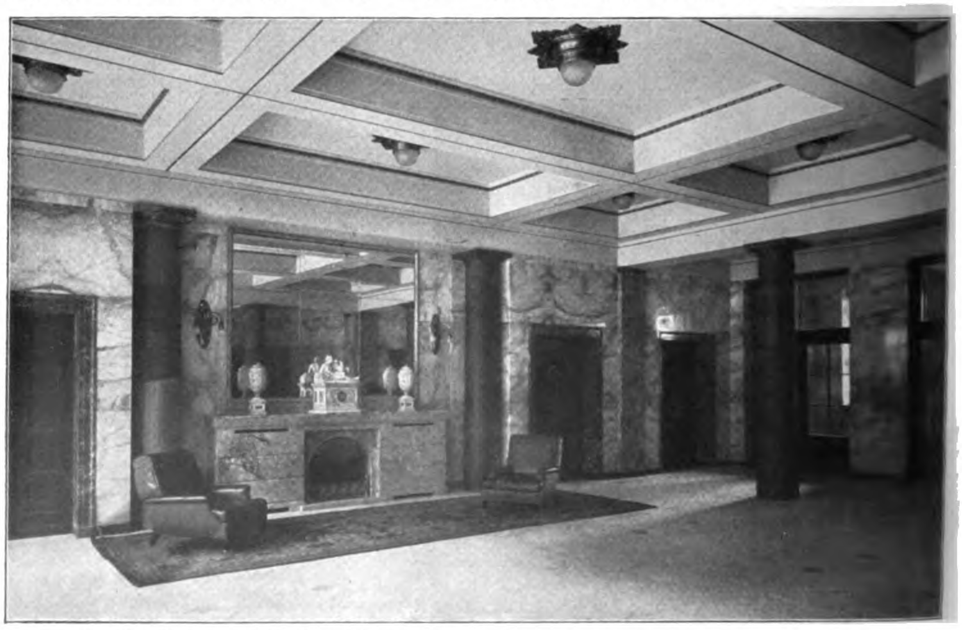


Aus einem Damenzimmer. Entwurf: Max Heidrich. Ausführung: Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn

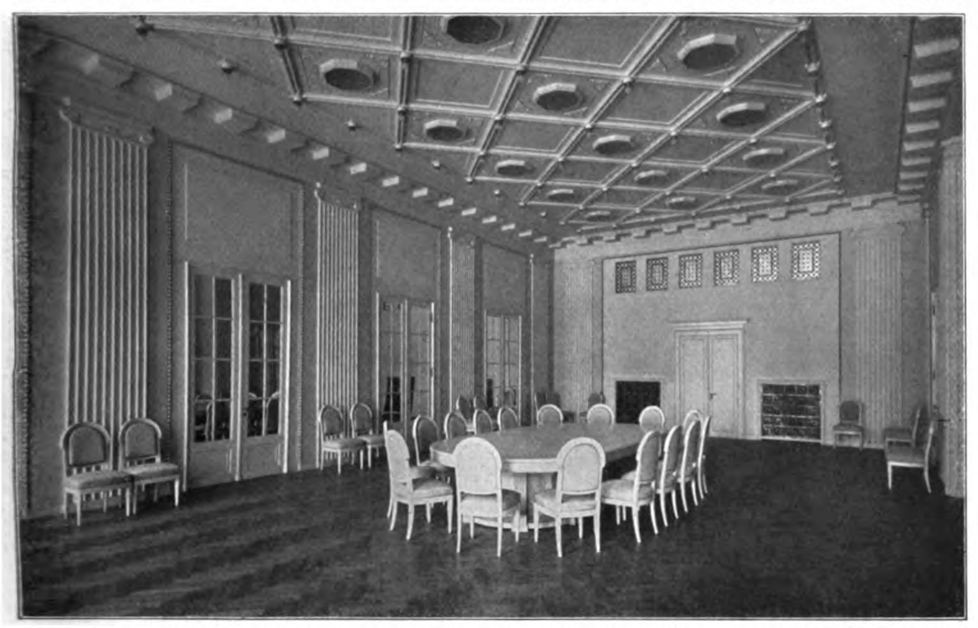


Das neue Deutsche Botschaftspalais in St. Petersburg. Erbaut von Prof. Peter Behrens

warb, steht doch ziemlich allein. Es war ein glücklicher Gedanke, daß das Amt einem Künstler Bauentwurf und Innenausstattung übertrug; besonders glücklich aber war die Wahl dieses Künstlers — nämlich die von Peter Behrens. Der treffliche Meister hat preußische Traditionen in seinem Werk aufklingen lassen: der überaus stattliche Bau mahnt bei aller Eigenart an die besten architektonischen Schöpfungen des alten Berlin; er ist durchaus modern-sachlich und doch monumental-festlich. Bei der Säulengliederung der stolzen Fassade aus finnländischem, rötlich schimmerndem Granit mit dem flachen Dach und den kupfergetriebenen Rossebändigern über der Mitte muß man unwillkürlich an das Brandenburger Tor denken. Preußisch, wenn man so sagen darf, ist auch das Innere angehaucht, in dem sich moderner Komfort mit allerlei ansprechenden Motiven des Hellenismus der Schinkelzeit merkwürdig harmonisch vereinigen. Aus der Flucht der repräsentativen Räume seien der Thronsaal, der Empfangssaal mit Werken von Klinger, Kalck-



Das Vestibül. Wände und Kamin in hellem Marmor, Säulen und Türumrahmungen aus braunem Stein

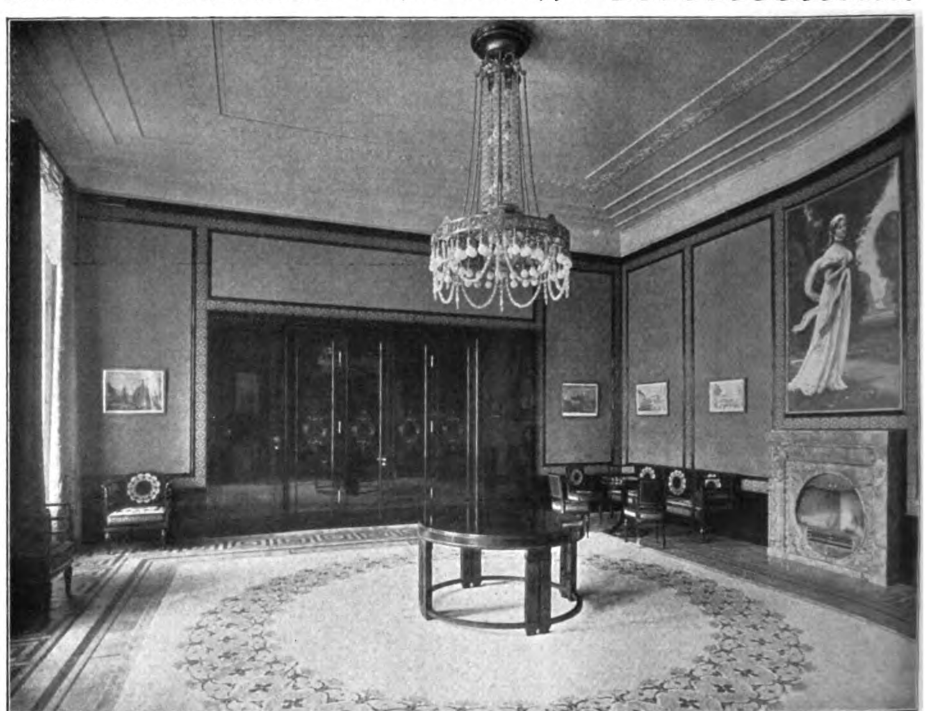


Der Speisesaal. In weißem Stuck, mit weißlackierten Holzmöbeln (Phot. E. Wasmuth, Archit.-Verlag, Berlin)

reuth, Böcklin, Thoma usw., ein reizendes, intimes Teezimmer (helle Linde) mit Stichen von Chodowiecki und Zeichnungen von Schadow, Krüger, Menzel und Liebermann herausgehoben, sowie ein allerliebster Paretzsaal im Empirestil des kleinen Schlößchens Paretz der Königin Luise. Prachtvoll endlich ist die Eingangshalle mit dem Treppenhause. Das Auswärtige Amt kann auf diesen Erfolg stolz sein. —



Der Thronsaal. Die Wände in gelblichem Stucco lustro mit diskret verteilter Freskomalerei



Das Paretzzimmer. Möbel in Mahagoni, an der Wand rechts: Königin Luise, Gemälde von Prof. A. Kampf



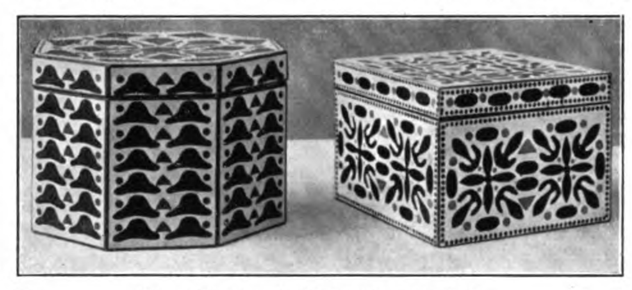
Partie aus dem Hof. Brunnenfigur von Emil Renker

Was unserem Kunstgewerbe nottut, ist die Heranbildung eines künstlerisch geschulten und technisch erfahrenen Nachwuchses, der den Anforderungen, die seine Zeit an ihn stellen wird, gewachsen ist. Die Meisterlehre, die jahrhundertelang die handwerklichen Erfahrungen vererbte, vermag, so unerläßlich auch die Beherrschung des Handwerklichen für jeden kunstgewerblich Tätigen ist, dies heute nicht mehr zu leisten, und auch die Lehrlingsschulen großer industrieller Unternehmungen wollen sich natürlich nur einen sorgfältig vorbereiteten Arbeiterstamm heranziehen. So ist es die Aufgabe der Kunstgewerbeschulen und der ihnen angegliederten Lehrwerkstätten geworden, in der Vereinigung von theoretischem Unterricht und praktischer Unterweisung die heranwachsende Generation für die ihrer harrenden Aufgaben heranzubilden. Die staatliche, von Direktor Richard Meyer organisierte und geleitete Hamburger Anstalt hat hier besonders erfreuliche Erfolge aufzuweisen. Von dem Irrwahn, daß Kunst sich in einen

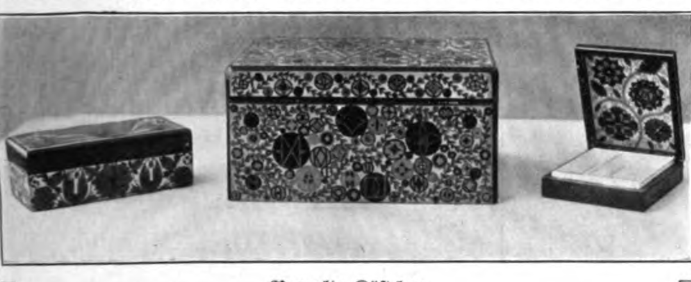


Messingkörbchen und silberne Broschen

säuberlich ausgetüftelten Lehrgang zwängen lasse, haben sich die hier wirkenden Lehrkräfte gründlich freigemacht. Man begnügt sich vielmehr damit, in dem großenteils noch sehr jungen Schülermaterial schlummernde Neigungen und Bestrebungen zu wecken, Zaghafte zu ermutigen und stürmische Begeisterung zu ruhiger Arbeitsfreude zu dämpfen, in allen Klassen aber auf freudige und selbständige Arbeit zu halten. Aus solchem Schaffen heraus sind die hier abgebildeten Schülerarbeiten entstanden, die nicht nur von der Geschicklichkeit der jugendlichen Arbeiter, sondern vor allem auch von der verständigen Erziehung zur Selbständigkeit zeugen. —



Pappkästchen mit schabloniertem Muster



Bemalte Kästchen

Unser alter Freund und Gönner Prof. Rud. Mayer in Karlsruhe hat zum Regierungsjubiläum des Kaisers eine Medaille herausgebracht, die gewiß auch unter unsern Lesern Freunde finden wird. Die Medaille wurde von der Kunstprägeanstalt B.H.Mayer in Pforzheim hergestellt und kostet in der größten Ausgabe (60 mm Durchmesser) in Silber 27, in Bronze 9 Mark. —

Der illustrative Schmuck unseres Heftes bringt viel Farbe. Farbe ist ja Trumpf! Josse Goossens, der junge Aachener, der seit einigen Jahren in München lebt, hat sich nicht zuletzt gerade durch seine kecke Farbenfreude einen Namen gemacht; seine „Bauernkirmes im Hundsrück" (zw. S. 168 u. S. 169) zeigt diese ganz eigene koloristische Begabung aufs neue. Bitte: das Blatt nicht in allzu großer Nähe betrachten! Ein zweites Aachener Kind, das schon zu größerer Berühmtheit sich emporrang, ist Prof. Arthur Kampf. Wir freuen uns besonders, auf S. 185 eine der neueren Studien des Meisters im Faksimiledruck veröffentlichen zu dürfen. Zwei farbige Blätter von Prof. Christian Kröner fügen sich dem Artikel über unsern großen deutschen Jagdmaler ein, ebenso das von



Gedrehte und bemalte Holzdosen

Schülerarbeiten aus der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg

Georg Macco (S. 289) dem Aufsatz über Baalbek. Ein stimmungsvolles Friedhofsbild gab uns der Hamburger Max Kuchel (zw. S. 248 u. S. 249), und wir dürfen wohl betonen, daß die farbige Reproduktion dieses in Farbe und Nuancen völlig schwelgenden Gemäldes besonders gelungen ist. Als letztes farbiges Bild seien die Sieben Frauen von Paul Tanner genannt (S. 303), die kein geringerer wie Ernst Zahn mit einem fein abgewogenen Gedicht begleitete. — Von unseren Kunstblättern in Tondruck seien zunächst drei interessante Bildnisse erwähnt, ein männliches (nach Seite 256) und zwei weibliche (nach den Seiten 176 u. 308). Das kraftvolle Männerbildnis von dem Münchner Ernst Liebermann stellt den Museumsdirektor Dr. Koetschau dar, der soeben von Berlin aus an die Spitze der Düsseldorfer Sammlungen berufen wurde, für die ein Ausbau größten Umfangs im Werk ist. Von den Damenbildnissen ist das von Professor Ludwig Keller selbstverständlich ganz rheinische Porträtkunst, das zweite — von Ludwig Wieden — ausgesprochen



Edelmetallarbeiten aus der Staatlichen Kunstgewerbeschule Hamburg

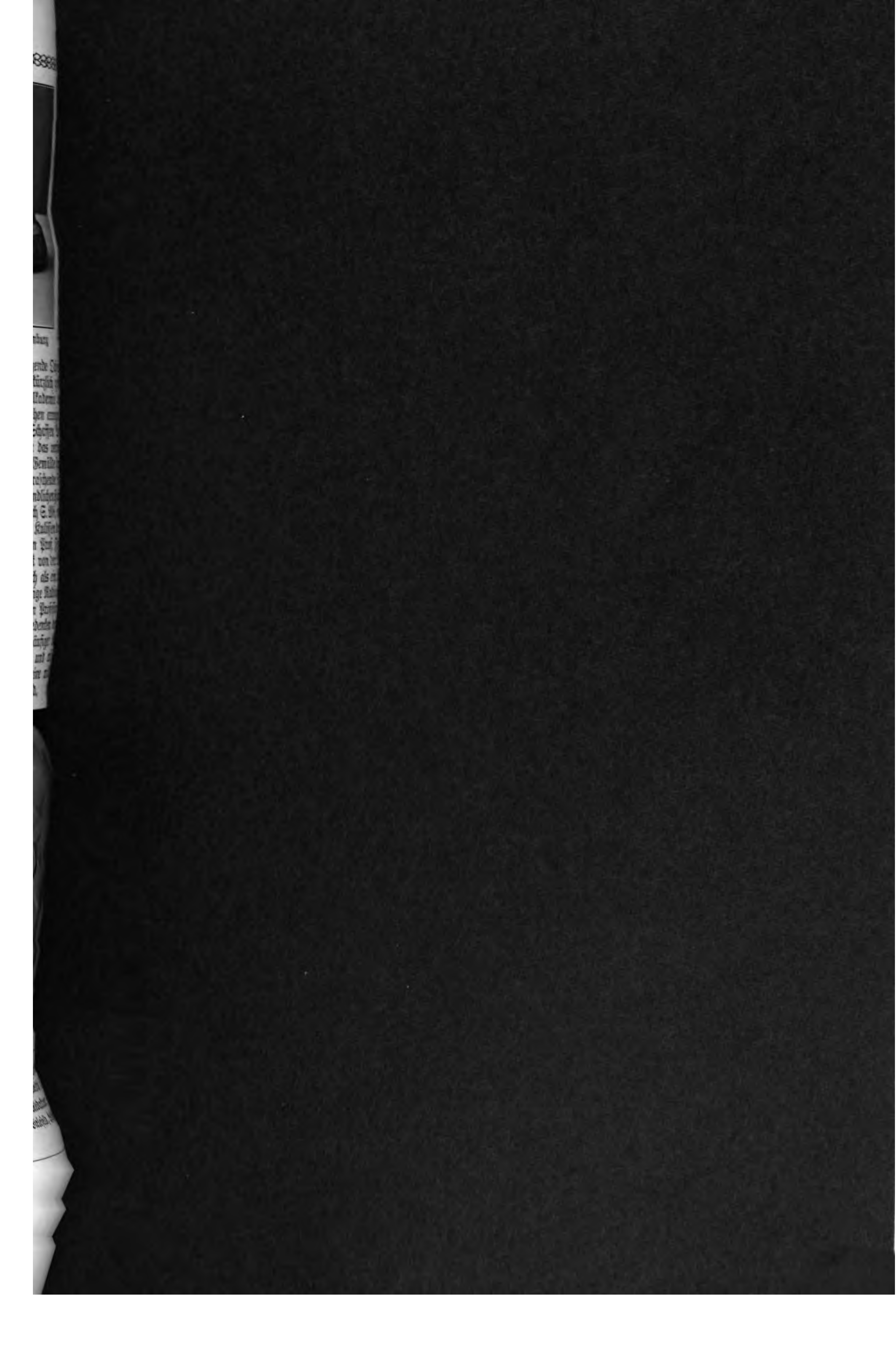
Wiener Provenienz: es lohnt wohl, sie auf dies Ursprungszeugnis hin einmal zu betrachten. Professor Hugo Vogel-Berlin gab uns sein neues Gemälde „Pflügende Ochsen“ (nach S. 216), das auf der kürzlich geschlossenen Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin starkes Aufsehen erregte. Unsere älteren Leser, die das Schaffen Vogels verfolgen konnten, werden das verstehen: aus dem schönen kraftvollen Gemälde spricht eine ganz neue — und überraschende Note. Von Richard Mauch, dem jugendlichen Habermannschüler, bringen wir, nach S. 208, ein frisches Bild, das uns hinter die Kulissen der Münchner Akademie führt; von Prof. Fritz Heinemann eine famose Plastik von der Waterkant (nach S. 224) und endlich als ein Blatt modernster Graphik die lustige Radierung „Die entwendete Perücke“ von Professor Richard Müller (S. 213). Wir gedenken der schönen Schwarzweißkunst nun häufiger Raum in unseren Heften zu geben und wissen, daß dies unseren Lesern als eine willkommene Bereicherung erscheinen wird. H. v. Sp.





Kaiserjubiläums-Medaille. Modelliert von Prof. Rud. Mayer, Karlsruhe

Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Dame in Biedermeiertracht

Gemälde von Wilhelm Viktor Krausz

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 11. Juli 1913

Roßhalde. Roman von Hermann Hesse



Als vor zehn Jahren Johann Veraguth Roßhalde gekauft und bezogen hatte, war sie ein verwahrloster alter Herrensitz mit zugewachsenen Gartenwegen, vermoosten Bänken, brüchigen Treppenstufen und undurchdringlich verwildertem Park gewesen, und es standen damals auf dem wohl acht Morgen großen Grundstück keine anderen Gebäude als das schöne, etwas verkommene Herrenhaus mit dem Stall und ein kleines, tempelartiges Lusthäuschen im Park, dessen Portal schief in verbogenen Angeln hing und an dessen einst mit blauer Seide tapezierten Wänden Moos und Schimmel wuchsen.

Sofort nach dem Kauf des Gutes hatte der neue Besitzer das baufällige Tempelchen niedergerissen und nur die zehn alten Steinstufen stehen lassen, die von der Schwelle dieses Liebeswinkels an den Rand des Weihers hinabführten. An Stelle des Parkhäuschens wurde damals Veraguths Atelier erbaut, und sieben Jahre lang hatte er hier gemalt und den größeren Teil seiner Tage zugebracht, seine Wohnung aber drüben im Herrenhaus gehabt, bis die zunehmenden Zerwürfnisse in seiner Familie ihn dazu gebracht hatten, seinen älteren Sohn zu entfernen und auf auswärtige Schulen zu schicken, das Herrenhaus der Frau und Dienerschaft zu überlassen und für seinen eigenen Bedarf zwei Zimmer an das Atelier anzubauen, wo er nun seither wie ein Junggeselle wohnte. Es war schade um das schöne herrschaftliche Haus; Frau Veraguth brauchte mit dem siebenjährigen Pierre nur das obere Geschoß, sie empfing wohl Besuche und Gäste, aber niemals größere Gesellschaft, und so stand eine Reihe von Räumen jahraus, jahrein leer.

Der kleine Pierre war nicht nur der Liebling beider Eltern und das einzige Band zwischen Vater und Mutter, das eine Art von Verkehr zwischen Herrenhaus und Atelierhaus aufrechterhielt; er war eigentlich auch der einzige Herr und Besitzer der Roßhalde. Herr Veraguth bewohnte ausschließlich sein Atelier und die Gegend um den Waldsee sowie den ehemaligen Wildpark, seine Frau herrschte drüben im Haus, ihr gehörte der Rasenplan, der Lindengarten und der Kastaniengarten, und jedes sprach im Gebiete des andern nur gastweise vor, von den Mahlzeiten abgesehen, die der Maler meistens im Herrenhause einnahm. Der kleine Pierre war der einzige, der diese Trennung des Lebens und Teilung der Gebiete nicht anerkannte und kaum von ihr wußte. Er lief im alten wie im neuen Hause gleich sorglos aus und ein, er war im Atelier und in des Vaters Bibliothek ebenso heimisch wie im Korridor und Bildersaal drüben oder in den Zimmern der Mutter, ihm gehörten die Erdbeeren im Kastaniengarten, die Blumen im Lindengarten, die Fische im Waldsee, die Badehütte, die Gondel. Er fühlte sich als Herr und als Schützling bei den Mädchen der Mutter wie bei Papas Diener Robert, er war der Sohn der Hausfrau für die Besuche und Gäste der Mutter, er war der Sohn des Malers für die Herren, die zu-

weilen in Papas Atelier kamen und französisch sprachen, und Bildnisse des Knaben, Gemälde und Photographien, hingen im Schlafzimmer des Vaters wie im alten Hause in den hellfarbig tapezierten Stuben der Mutter. Pierre hatte es sehr gut, es ging ihm sogar besser als solchen Kindern, deren Eltern in gutem Einvernehmen leben: es herrschte kein Programm über seine Erziehung, und wenn ihm je einmal auf mütterlichem Gebiete der Boden zu heiß wurde, so bot die Gegend um den Waldsee ihm eine sichere Zuflucht.

Er war längst zu Bette, und seit elf Uhr war im Herrenhaus das letzte helle Fenster erloschen. Da kam, spät nach Mitternacht, Johann Veraguth allein zu Fuße aus der Stadt zurück, wo er mit Bekannten den Abend im Wirtshaus zugebracht hatte. Beim Gang durch die laue, wolkige Frühsommernacht war die Atmosphäre von Wein und Rauch, von erhitztem Gelächter und verwegenenen Witzen von ihm abgefallen, er atmete bewußt die leicht gespannte, feuchtwarme Nachtluft und schritt aufmerksam auf der Straße zwischen schon hochstehenden, dunkeln Getreidefeldern der Roßhalde entgegen, deren hohe Wipfelmassen groß und still im bleichen nächtlichen Himmel standen.

Er ging am Eingang des Gutes vorbei, ohne einzutreten, sah einen Augenblick nach dem Herrenhaus hinüber, dessen noble, lichte Fassade edel und lockend vor der schwarzen Baumfinsternis schimmerte, und betrachtete das schöne Bild minutenlang mit dem Genuß und mit der Fremdheit eines vorüberkommenden Wanderers; dann ging er noch ein paar hundert Schritte die hohe Hecke entlang bis zu der Stelle, wo er sich einen Durchschlupf und heimlichen Waldweg zum Atelier bereitet hatte. Mit wachen Sinnen schritt der kräftige, kleine Mann durch den finsteren, waldig verwilderten Park seiner Wohnstätte zu, die plötzlich vor ihm lag, da wo die Wipfelfinsternis über dem See auseinandergezogen erschien und im weiten Rund der matte, graue Himmel sichtbar wurde.

Der kleine See stand fast schwarz in vollkommener Stille, nur wie eine unendlich dünne Haut oder ein feiner Staub lag das schwache Licht über dem Wasser. Veraguth sah auf die Uhr, es war bald eins. Er schloß eine Seitentüre des kleinen Gebäudes auf, die in seinen Wohnraum führte. Hier zündete er eine Kerze an und legte rasch die Kleider ab, trat nackt ins Freie hinaus und stieg langsam die breiten, flachen Steinstufen hinab in das Wasser, das vor seinen Knien in kleinen, weichen Ringen flüchtig aufblinkte. Er tauchte unter, schwamm eine kleine Strecke weit in den See, fühlte plötzlich die Müdigkeit nach einem ungewohnt verbrachten Abend, kehrte um und trat triefend ins Haus. Er warf einen zottigen Bademantel um, strich das Wasser aus seinen kurzgeschorenen Haaren und ging barfuß über einige Stufen zum Atelier hinauf, einem ungeheuren, fast leeren Raum, wo er alsbald mit einigen ungeduldigen Bewegungen alle elektrischen Lichter andrehte.

Hastig lief er zu einer Staffelei, auf der eine kleine Leinwand stand, seine Arbeit der letzten Tage. Mit auf die Knie gestützten Händen stellte er sich gebückt vor dem Bilde auf und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf die Fläche, deren frische Farben das grelle Licht spiegelten. So verharrte er zwei, drei Minuten, schweigend und starrend, daß die Arbeit bis zum letzten Pinselstrich ihm wieder lebendig in den Augen stand; es war seit Jahren seine Gewohnheit, vor Arbeitstagen keine andere Vorstellung mit ins Bett und in den Schlaf zu nehmen als die des Bildes, an dem er malte. Er löschte die Lichter, griff nach der Kerze und ging zum Schlafzimmer, an dessen Türe eine kleine Schreibtafel mit Kreide angehängt war. „Sieben Uhr wekken, Kaffee neun Uhr," schrieb er mit starken römischen Buchstaben darauf, schloß die Türe hinter sich und legte sich ins Bett. Mit offenen Augen lag er noch eine kurze Weile bewegungslos und zwang mit Anstrengung das Bild seiner Arbeit vor seine Sinne. Damit gesättigt schloß er die klaren, grauen Augen, seufzte leise auf und fiel rasch in den Schlaf.

Am Morgen weckte ihn Robert zur bestimmten Zeit, er erhob sich sofort, wusch sich in einem kleinen Nebenraum im fließenden kalten Wasser, schlüpfte in einen groben, stark verwaschenen Anzug von grauem Leinen und ging ins Atelier hinüber, dessen mächtige Rolladen der Diener schon aufgezogen hatte. Auf einem kleinen Tisch-

chen stand ein Teller voll Obst, eine Wasserkaraffe und ein Stück Roggenbrot, das er nachdenklich in die Hand nahm und anbiß, während er sich vor die Staffelei stellte und sein Bild betrachtete. Er aß im Auf- und Abschreiten ein paar Bissen Brot, fischte ein paar Kirschen aus dem Glasteller, sah einige Briefe und Zeitungen daliegen, die er nicht beachtete, und saß gleich darauf gebannt im Feldstuhl vor der Arbeit.

Das kleine Bild in Breitformat stellte eine Morgenfrühe dar, wie sie der Maler vor einigen Wochen auf einer Reise gesehen und in mehreren Skizzen notiert hatte. Er war in einem kleinen Landwirtshause am Oberrhein abgestiegen, hatte den Kollegen, den er am Ort besuchen wollte, nicht angetroffen, einen unerfreulichen Regenabend in der qualmigen Wirtsstube und eine schlechte Nacht in einem kalkig-modrig riechenden feuchten Gastzimmerchen verbracht. Noch vor Sonnenaufgang aus seichtem Schlummer heiß und übellaunig erwacht, hatte er die Haustüre noch verschlossen gefunden, war durch ein Fenster der Wirtsstube ins Freie gestiegen, hatte nebenan am Rheinufer einen Kahn losgemacht und war in den schwach strömenden, noch dämmerigen Fluß hinausgerudert. Eben als er umkehren wollte, sah er vom jenseitigen Ufer her einen Ruderer sich entgegenkommen, das schwach zuckende kalte Licht des milchig regnerischen Tagesanbruchs umfloß den dunkeln Umriß und ließ das Fischerboot übermäßig groß erscheinen. Von dem Anblick und dem eigentümlichen Licht plötzlich getroffen und innerlichst gefesselt, hatte er haltgemacht und den Mann näher kommen lassen, der bei einem schwimmenden Netzzeichen anhielt und eine Reuse aus dem kühlen Wasser emporzog. Zwei breite, mattsilbrige Fische kamen zum Vorschein, naßglänzend schimmerten sie einen Augenblick über dem grauen Strome und fielen mit einem schnalzenden Klang in des Fischers Boot. Veraguth hatte alsbald den Mann warten geheißen, das notdürftigste Malzeug geholt und eine Skizze in Wasserfarben gemacht, war einen Tag am Ort geblieben, zeichnend und lesend, und hatte andern Tages in der Frühe nochmals draußen gemalt, war weitergereist und hatte sich seither immer wieder in Gedanken von dem Bilde beschäftigt und gequält gesehen, bis es Form gewann, und nun saß er seit drei Tagen und war nahezu damit fertig geworden.

Ihm, der am liebsten bei voller Sonne oder auch im warmen gebrochenen Wald- und Parklicht malte, hatte die flutende Silberkühle des Bildes viel zu schaffen gemacht, aber sie hatte ihm einen neuen Klang gegeben; gestern war die Lösung vollends geglückt, und nun fühlte er, daß er vor einer guten, ungewöhnlichen Arbeit saß, bei der es nicht im Festhalten und löblichen Abschildern sein Bewenden hatte, sondern wo ein Augenblick aus dem gleichgültigen, rätselhaften Geschehen der Natur die gläserne Oberfläche durchbrach und den wilden, großen Atem dieses Geschehens spüren ließ.

Mit aufmerksamen Augen hing der Maler an dem Bilde und wog die Töne auf der Palette, die seiner gewohnten kaum mehr glich und fast alle roten und gelben Farben verloren hatte. Das Wasser und die Luft war fertig, es rann ein fröstelnd kaltes, unwilliges Licht über die Fläche, schattenhaft schwammen Gebüsche und Pfähle des Ufers in der feuchten, fahlen Dämmerung, unwirklich und aufgelöst stand der grobe Kahn im Wasser, auch das Gesicht des Fischers war ohne Wesen und Sprache, nur seine ruhig nach den Fischen greifende Hand war voll unerbittlicher Wirklichkeit. Das eine von den Tieren sprang glitzernd über den Rand des Bootes, das andere lag flach und still, und sein geöffnetes rundes Maul und erschrocken starres Auge war voll vom Weh der Kreatur. Das Ganze war kalt und beinahe bis zur Grausamkeit traurig, aber still und unangreifbar und ohne eine andere Symbolik als jene einfache, ohne die kein Kunstwerk sein kann und die uns die bedrückende Unbegreiflichkeit der ganzen Natur nicht nur fühlen, sondern mit einem gewissen süßen Erstaunen lieben läßt.

Als der Maler wohl zwei Stunden an der Arbeit gesessen hatte, klopfte der Diener und trat auf den zerstreuten Anruf seines Herrn mit dem Frühstück herein. Er trug leise die Kannen, Tasse und Teller auf, rückte einen Stuhl zurecht, wartete eine Weile schweigend und mahnte dann vorsichtig: „Es ist eingeschenkt, Herr Veraguth.“

„Ich komme," rief der Maler und rieb einen Pinselstrich, den er soeben am Schwanz des springenden Fisches gemacht hatte, mit dem Daumen wieder weg. „Ist warmes Wasser da?"

Er wusch seine Hände und setzte sich zum Kaffee.

„Sie könnten mir eine Pfeife stopfen, Robert," sagte er munter. „Die kleine ohne Deckel, sie muß im Schlafzimmer liegen."

Der Diener lief. Veraguth trank mit Inbrunst den starken Kaffee und fühlte die leise Ahnung von Schwindel und Zusammenbruch, die ihn neuerdings nach angestrengter Arbeit zuweilen anflog, zergehen wie Morgennebel.

Er nahm dem Diener die Pfeife ab, ließ sich Feuer geben und sog mit Gier den aromatischen Rauch ein, der die Wirkung des Kaffees verstärkte und verfeinerte. Er deutete auf sein Bild und sagte: „Sie haben als Junge geangelt, Robert, nicht wahr?"

„Wohl, Herr Veraguth."

„Sehen Sie einmal den Fisch dort an, nicht den in der Luft, den andern unten mit dem offenen Maul. Ist das Maul richtig?"

„Es ist schon richtig," sagte Robert mißtrauisch. „Aber das wissen Sie besser als ich," fügte er mit einem Ton von Vorwurf hinzu, als fühlte er einen Spott in der Frage.

„Nein, Verehrter, das stimmt nicht. Der Mensch erlebt das, was ihm zukommt, nur in der ersten Jugend in der ganzen Schärfe und Frische, so bis zum dreizehnten, vierzehnten Jahr, und von dem zehrt er sein Leben lang. Ich habe als Junge nie mit Fischen zu tun gehabt, darum frage ich. Also, ist die Schnauze recht so?"

„Sie ist gut, da fehlt nichts," urteilte Robert geschmeichelt.

Veraguth war schon wieder aufgestanden und prüfte seine Palette. Robert sah ihn an. Er kannte diese beginnende Konzentriertheit des Blickes, die ihn beinahe glasig erscheinen ließ, und wußte, daß jetzt er und der Kaffee, die kleine Unterhaltung von vorhin und alles das in dem Manne untersinke, und wenn er in einigen Minuten ihn anriefe, würde er wie aus einem tiefen Schlaf erwachen. Aber das war gefährlich. Robert räumte ab, da sah er die Post unberührt liegen.

„Herr Veraguth!" rief er halblaut.

Der Maler war noch erreichbar. Feindselig fragend blickte er über die Schulter zurück, genau wie ein Ermüdeter, der dem Einschlummern nahe war und nochmals angerufen wird.

„Es sind Briefe da."

Damit ging Robert hinaus. Veraguth drückte nervös ein Häufchen Kobaltblau auf die Palette, warf die Tube auf den kleinen blechbeschlagenen Maltisch, begann zu mischen, fühlte sich aber durch die Mahnung des Dieners gestört, so daß er ärgerlich die Palette weglegte und die Briefe an sich nahm.

Es waren die üblichen Geschäftssachen: die Aufforderung, sich an einer Ausstellung zu beteiligen, die Bitte einer Zeitungsredaktion um Mitteilung von Daten aus seinem Leben, eine Rechnung — aber da fuhr der Anblick einer wohlbekannten Handschrift ihm wie ein süßer Schauer in die Seele, er nahm den Brief an sich und las mit Genuß seinen eigenen Namen und jedes Wort der Adresse, wohlig in die Beobachtung der freien, eigenwillig charaktervollen Schriftzüge vertieft. Dann bemühte er sich, den Poststempel zu lesen. Die Briefmarke war italienisch, es konnte nur Neapel oder Genua sein; der Freund war also bereits in Europa, schon ganz nahe, und konnte in wenigen Tagen hier sein.

Mit Rührung öffnete er den Brief und sah mit Befriedigung die kleinen schnurgeraden Zeilen in ihrer strengen Ordnung stehen. Wenn er sich recht besann, so waren seit fünf, sechs Jahren diese seltenen Briefe des ausländischen Freundes die einzigen reinen Freuden gewesen, die er gehabt hatte, die einzigen außer der Arbeit und außer den Stunden des Umgangs mit dem kleinen Pierre. Und wie jedesmal, so befiel ihn auch jetzt mitten in der frohen Erwartung ein unklares, peinliches Gefühl von Beschämung, indem die Verarmung und Lieblosigkeit seines Lebens ihm ins Bewußtsein trat. Langsam las er:

Neapel, 2. Juni nachts.

Lieber Johann!

Wie gewöhnlich sind ein Mundvoll Chianti mit fetten Makkaroni und das Gebrüll einiger Hausierer vor der Schenke die ersten

Zeichen der europäischen Kultur, der ich mich wieder nähere. Hier in Neapel ist seit fünf Jahren nichts verändert, weit weniger als in Singapore oder Schanghai, und ich nehme es als ein gutes Zeichen dafür, daß ich auch daheim noch alles in Ordnung finden soll. Übermorgen kommen wir nach Genua, da holt mein Neffe mich ab, und ich fahre mit ihm zu den Verwandten, wo mich diesmal keine überwallenden Sympathien erwarten, denn ich habe in den letzten vier Jahren, ehrlich gerechnet, keine zehn Taler verdient. Ich rechne für die ersten Ansprüche der Familie vier, fünf Tage, dann Geschäftliches in Holland, sagen wir wieder fünf, sechs Tage, so daß ich etwa am 16. oder so zu Dir kommen könnte. Das wirst Du telegraphisch erfahren. Ich möchte mindestens zehn oder vierzehn Tage bei Dir bleiben, weißt Du, und Dich in der Arbeit stören. Du bist schauderhaft berühmt geworden, und wenn das, was Du vor etwa zwanzig Jahren über Erfolg und Berühmtheiten zu sagen pflegtest, nur halbwegs richtig war, mußt Du inzwischen bedeutend verkalkt und vertrottelt sein. Ich will Dir auch Bilder abkaufen, und meine obige Klage über die schlechten Geschäfte ist ein Versuch, auf Deine Preise zu drükken.

Man wird älter, Johann. Es war meine zwölfte Fahrt durchs Rote Meer, und zum erstenmal habe ich unter der Hitze gelitten. Wir hatten 46 Grad.

Herrgott, Alter, noch vierzehn Tage! Es wird Dich einige Dutzend Flaschen Mosel kosten. Es sind mehr als vier Jahre seit dem letztenmal.

Brieflich bin ich zwischen dem 9. und 14. in Antwerpen, Hotel de l'Europe zu erreichen. Falls Du irgendwo, wo ich durchreise, Bilder ausgestellt hast, laß mich's wissen! Dein Otto.

Vergnügt überlas Veraguth den kurzen Brief mit den gesunden, strammen Buchstaben und temperamentvollen Satzzeichen noch einmal, suchte aus der Lade des kleinen Schreibtisches in der Ecke einen Kalender heraus und nickte, darin lesend, mit Befriedigung vor sich hin. Es würden noch bis zur Mitte des Monats über zwanzig Bilder von ihm in Brüssel ausgestellt sein, das traf sich glücklich. So würde der Freund, dessen scharfen Blick er ein wenig fürchtete und dem die Zerrüttung seines Lebens in den letzten Jahren nicht verborgen bleiben konnte, wenigstens einen ersten Eindruck von ihm haben, auf den er stolz sein durfte. Das erleichterte alles. Er stellte sich Otto vor, wie er in seiner ein wenig massiven Übersee-Eleganz durch den Brüsseler Saal ging und seine Bilder betrachtete, seine besten Bilder, und für einen Augenblick freute er sich herzlich, daß er sie zu jener Ausstellung hergegeben hatte, obwohl nur wenige davon noch verkäuflich waren. Und er schrieb sofort ein Billett nach Antwerpen.

‚Er weiß noch alles,' dachte er dankbar, ‚es stimmt, wir haben das letztemal fast nur Mosel getrunken, und einen Abend haben wir sogar richtig gezecht.'

Er dachte nach und fand, es sei gewiß kein Moselwein mehr im Keller, den er selbst sehr selten besuchte, und er beschloß, noch heute eine Sendung zu bestellen.

Nun setzte er sich aufs neue vor die Arbeit, fand sich aber zerstreut und innerlich unruhig und kam nicht wieder zur reinen Konzentration, bei welcher die guten Einfälle ungerufen dastehen. So stellte er die Pinsel in einen Becher, steckte den Brief seines Freundes zu sich und schlenderte mit unentschlossenen Schritten ins Freie hinaus. Der See blitzte ihm mit heftiger Spiegelung entgegen, es war ein wolkenloser Sommertag aufgegangen, und der durchsonnte Park hallte von vielen Vogelstimmen wider.

Er sah auf die Uhr. Pierres Morgenlektionen mußten vorüber sein. Und er strich ziellos durch den Park, blickte zerstreut die braunen, mit Sonnenflecken bedeckten Wege entlang, horchte nach dem Hause hinüber, ging an Pierres Spielplatz mit der Schaukel und dem Sandhaufen vorbei. Schließlich kam er in die Nähe des Küchengartens und schaute mit flüchtigem Interesse in die hohen Kronen der Roßkastanien hinauf, auf deren schattentiefen Blättermassen die letzten freudig hellen Blütenkerzen standen. Bienen schwärmten mit wohlig leisem Geläute um die vielen halboffenen Rosenknospen der Gartenhecke, durch das dunkle Laub der Bäume her tat die frohe kleine Turmuhr des Herrschaftshauses ein paar Schläge. Sie schlug falsch, und Veraguth dachte

wieder an Pierre, dessen höchster Wunsch und Ehrgeiz es war, später einmal, wenn er größer wäre, das alte Schlagwerk wieder in Ordnung zu bringen.

Da hörte er jenseits der Hecke Stimmen und Schritte, die in der sonnigen Gartenluft mit Bienensummen und Vogelrufen, mit dem träge hinziehenden Duft der Buschnelkenrabatte und der Bohnenblüten gedämpft und zart zusammenklangen. Es war seine Frau mit Pierre, und er blieb stehen und lauschte aufmerksam hinüber.

„Sie sind noch nicht reif, du mußt noch ein paar Tage warten," hörte er die Mutter sagen.

Ein lachendes Gezwitscher der Knabenstimme gab Antwort, und die friedvolle grüne Gartenwelt und das sanft tönende verwehte Kindergespräch in der erwartungsvollen Sommerstille klangen dem Manne einen flüchtig zarten Augenblick lang wie aus dem fernen Garten der eigenen Kindheit herüber. Er trat an die Hecke und spähte zwischen den Ranken hindurch in den Garten, wo seine Frau im Morgenkleid auf dem sonnigen Wege stand, eine Blumenschere in der Hand und einen braunen, leichten Korb am Arm. Sie war kaum zwanzig Schritte von der Hecke entfernt.

Der Maler betrachtete sie einen Augenblick. Die große Gestalt mit dem ernsthaften und enttäuschten Frauengesicht bückte sich über die Blumen, der große, schlaffe Strohhut beschattete das ganze Gesicht.

„Wie heißen die Blumen da?" fragte Pierre. In seinen braunen Haaren spielte das Licht, die nackten Beine standen mager und sonnenbraun in der Helle, und wenn er sich bückte, sah man im weiten Ausschnitt seiner Bluse unter dem braungebrannten Nacken die weiße Haut des Rückens hervorschimmern.

„Buschnelken," sagte die Mutter.

„Ja, das weiß ich," fuhr Pierre fort, „aber ich muß wissen, wie die Bienen zu ihnen sagen. In der Bienensprache müssen sie doch auch einen Namen haben."

„Gewiß, aber den kann man nicht wissen, den wissen nur die Bienen selber. Vielleicht heißen sie sie Honigblumen."

Pierre dachte nach.

„Das ist nichts," entschied er dann. „Im Klee finden sie gerade soviel Honig, und in den Kapuzinern auch, und sie können doch nicht für alle Blumen den gleichen Namen haben."

Aufmerksam sah der Knabe einer Biene zu, die einen Nelkenkelch umflog, mit surrenden Flügeln davor in der Luft stillhielt und dann begierig in die rosige Höhlung eindrang.

‚Honigblumen!' dachte er geringschätzig und schwieg. Er hatte es längst erfahren, daß man gerade die hübschesten und interessantesten Dinge nicht wissen und erklären kann.

Veraguth stand hinter der Hecke und hörte zu, er betrachtete das ruhige, ernsthafte Gesicht seiner Frau und das schöne, frühreif zarte seines Lieblings, und sein Herz versteinerte sich bei dem Gedanken an die Sommer, in denen sein erster Sohn noch solch ein Kind gewesen war. Den hatte er verloren und die Mutter auch. Aber diesen Kleinen wollte er nicht verlieren, ihn nicht. Er wollte ihn als Dieb hinterm Zaun belauschen, er wollte ihn locken und an sich ziehen, und wenn auch dieser Knabe sich von ihm abwendete, dann wollte er nicht mehr leben.

Leise zog er sich über den grasigen Weg zurück und ging unter den Bäumen davon.

‚Das Bummeln ist nichts für mich,' dachte er ärgerlich und machte sich hart. Er ging an seine Arbeit zurück und fand denn auch, die Unlust überwindend und einer jahrelang gepflegten Übung gehorchend, die gespannte Arbeitsstimmung wieder, die sich keine Nebenwege erlaubt und alle Kräfte nur auf das augenblicklich Gewollte richtet.

Er war drüben zu Tische erwartet und kleidete sich gegen Mittag sorgfältig um. Rasiert, gebürstet und im blauen Sommeranzug sah er zwar nicht jünger, doch frischer und elastischer aus als im verwahrlosten Atelierkleid. Er griff nach dem Strohhut und wollte eben die Türe öffnen, als sie ihm entgegen sich auftat und Pierre hereinkam.

Veraguth bückte sich zu dem Knabenkopf hinab und küßte ihn auf die Stirn.

„Wie gehts, Pierre? War der Lehrer brav?"

„O ja, er ist nur so langweilig. Wenn er eine Geschichte erzählt, ist es gar nicht zum Lustigsein, sondern auch bloß eine Lektion, und am Schluß kommt immer,

daß gute Kinder sich so und so benehmen müssen. — Hast du gemalt, Papa?"

„Ja, an den Fischen, weißt du. Das ist bald fertig, und morgen darfst du es sehen."

Er nahm des Knaben Hand und ging mit ihm hinaus. Nichts in der Welt tat ihm so wohl und rührte alle versunkene Güte und hilflose Zartheit so in ihm auf wie das Gefühl, neben dem Jungen zu gehen, den Schritt seinen kleinen Schritten anzupassen und die leichte, zutrauliche Kinderhand in seiner zu fühlen.

Als sie den Park verließen und unter den dünnen Hängebirken hin über die Wiese gingen, blickte der Kleine sich um und fragte: „Papa, haben denn die Schmetterlinge vor dir Angst?"

„Warum? Ich glaube nicht. Neulich ist einer ganz lange auf meinem Finger gesessen."

„Ja, aber jetzt sind keine da. Wenn ich manchmal ganz allein zu dir hinüber gehe und ich komme dann hier vorbei, dann sind immer viele, viele Schmetterlinge auf dem Weg, und sie heißen Bläulinge, das weiß ich, und sie kennen mich und haben mich lieb, sie fliegen immer ganz nah um mich herum. Kann man denn Schmetterlinge nicht füttern?"

„Doch, das kann man, wir wollen es nächstens einmal versuchen. Man tut einen Tropfen Honig auf die Hand und streckt sie ganz ruhig aus, bis die Falter kommen und davon trinken."

„Fein, Papa, das probieren wir. Nicht wahr, du sagst es der Mama, daß sie mir ein bißchen Honig geben muß? Dann weiß sie, daß ich ihn wirklich brauche und daß es keine Dummheit ist."

Pierre lief voran durch das offene Haustor und den breiten Korridor, in dessen kühler Dämmerung der von draußen geblendete Vater noch den Hutständer suchte und nach der Speisezimmertüre tastete, als der Knabe längst drinnen war und die Mutter mit seinem Anliegen bestürmte.

Der Maler kam herein und gab seiner Frau die Hand. Sie war etwas größer als er, eine kräftige Gestalt, gesund aber ohne Jugend, und sie hatte zwar aufgehört ihren Mann zu lieben, sah aber noch heute den Verlust seiner Zärtlichkeit als ein traurig unbegreifliches, unverschuldetes Unglück an.

„Wir können gleich essen," sagte sie mit ihrer ruhigen Stimme, „Pierre, geh und wasch dir die Hände!"

„Hier ist eine Neuigkeit," fing der Maler an und gab ihr den Brief seines Freundes. „Otto kommt schon bald, und ich hoffe, er bleibt eine gute Weile da. Es ist dir doch recht?"

„Herr Burkhardt kann die beiden Zimmer unten haben, da ist er ungestört und kann nach Belieben ein und aus gehen."

„Ja, das ist gut."

Zögernd sagte sie: „Ich hatte gedacht, er käme viel später."

„Er ist früher gereist, auch ich wußte bis heute nichts davon. Na, desto besser."

„Nun trifft er eben mit Albert zusammen."

Veraguths Gesicht verlor den leisen Schimmer von Vergnügtheit, und seine Stimme wurde kalt, als er den Namen seines Sohnes hörte.

„Was ist mit Albert?" rief er nervös. „Er sollte doch mit seinem Freund ins Tirol gehen!"

„Ich wollte es dir nicht früher als nötig sagen. Der Freund ist von Verwandten eingeladen worden und hat auf die Fußreise verzichtet. Albert kommt mit Beginn seiner Ferien."

„Und bleibt die ganze Zeit hier?"

„Ich denke, ja. Ich könnte auch ein paar Wochen mit ihm verreisen, aber das würde unbequem für dich werden."

„Warum? Ich nähme Pierre zu mir herüber."

Frau Veraguth zuckte die Achseln.

„Bitte, fange doch damit nicht wieder an! Du weißt, ich kann Pierre nicht allein hier lassen."

Der Maler wurde zornig.

„Allein!" rief er scharf. „Er ist nicht allein, wenn er bei mir ist."

„Ich kann ihn nicht hier lassen, und ich will es nicht. Es ist unnütz, nochmals darüber zu streiten."

„Natürlich, du willst nicht!"

Er schwieg, da Pierre zurück kam, und man ging zu Tische. Zwischen den beiden entfremdeten Menschen saß der Knabe und wurde von beiden bedient und unterhalten, wie er es gewohnt war, und sein Vater suchte die Mahlzeit recht lange hinzuhalten, denn nachher blieb der Kleine bei Mama,

und es war zweifelhaft, ob er heute nochmals ins Atelier kommen würde.

⌘ ⌘ ⌘

Robert war in dem kleinen Nebenraum beim Atelier damit beschäftigt, eine Palette und ein Bündel Pinsel auszuwaschen. Da erschien in der offenen Türe der kleine Pierre. Er blieb stehen und sah zu.

„Das ist eine dreckige Arbeit," urteilte er nach einer kleinen Weile. „Überhaupt, Malen ist ja ganz schön, aber ich möchte doch nie ein Maler werden."

„Na, überleg' dir das noch einmal," meinte Robert. „Wo doch dein Vater so ein berühmter Maler ist."

„Nein," entschied der Knabe, „es wäre nichts für mich. Man ist immerzu schmierig, und die Farben riechen auch so furchtbar stark. Ein bißchen davon rieche ich sehr gern, zum Beispiel an einem frischen Bild, wenn es in einem Zimmer hängt und nur so ganz fein nach Farbe riecht; aber im Atelier, das wäre mir zu viel, da bekäme ich Kopfweh."

Der Diener sah ihn prüfend an. Eigentlich hätte er dem verwöhnten Kinde schon längst einmal seine Meinung sagen mögen, er hatte viel an ihm zu tadeln. Aber wenn Pierre da war und man ihm ins Gesicht sah, dann ging es doch nicht an. Der Kleine war so frisch und hübsch und ernsthaft, als wäre an ihm und in ihm absolut alles in Ordnung, und gerade der kleine Zug von herrischer Blasiertheit oder Altklugheit stand ihm merkwürdig gut an.

„Was möchtest du denn eigentlich werden, Junge?" fragte Robert ein wenig streng.

Pierre blickte zu Boden und besann sich.

„Ach, ich möchte eigentlich gar nichts Besonderes werden, weißt du. Ich möchte nur, daß ich mit der Schule fertig wäre. Im Sommer möchte ich bloß ganz weiße Kleider tragen, auch weiße Schuhe, und es dürfte gar nie der kleinste Fleck daran sein."

„So, so," tadelte Robert. „So sagst du jetzt. Aber neulich, als wir dich mit hatten, war auf einmal dein weißes Zeug voller Kirschenflecken und Grasflecken, und den Hut hattest du überhaupt verloren. Weißt du noch?"

Pierre wurde kühl. Er schloß die Augen bis auf einen kleinen Schlitz und starrte durch seine langhaarigen Wimpern.

„Für das hat mich meine Mama damals so gescholten," sagte er langsam, „und ich glaube nicht, daß sie dir Auftrag gegeben hat, es mir wieder vorzuhalten und mich damit zu quälen."

Robert lenkte schon ein.

„Also du möchtest immer weiße Kleider anhaben und sie gar nie schmutzig machen?"

„Doch, manchmal schon. Du verstehst mich gar nicht! Natürlich möchte ich manchmal im Gras herumliegen, oder im Heu, oder über die Pfützen wegspringen oder auf einen Ast klettern. Das ist doch klar. Aber wenn ich einmal wild gewesen bin und ein bißchen getobt habe, dann möchte ich nicht gescholten werden. Ich möchte dann bloß ganz still in mein Zimmer gehen und reine, frische Kleider anlegen, und dann wäre es wieder gut. — Weißt du, Robert, ich glaube wirklich, das Schelten hat gar keinen Wert."

„Das könnte dir passen, gelt? Warum denn?"

„Ja, sieh: wenn man etwas getan hat, was nicht recht ist, dann weiß man es gleich nachher doch selber und schämt sich. Wenn ich gescholten werde, schäme ich mich viel weniger. Und manchmal wird man doch auch gescholten, wenn man gar nichts Schlimmes getan hat, bloß weil man nicht gleich da war, wenn jemand rief, oder weil Mama gerade ärgerlich ist."

„Du mußt es ineinander rechnen, mein Junge," lachte Robert, „dafür tust du gewiß nicht wenig Schlimmes, was niemand sieht und wofür niemand dich schilt."

Pierre gab keine Antwort. Es war immer dasselbe. Wenn man sich einmal hinreißen ließ, mit einem Erwachsenen über etwas zu reden, was einem wirklich wichtig war, dann endete es immer mit einer Enttäuschung oder gar mit einer Demütigung.

„Ich möchte das Bild noch einmal sehen," sagte er in einem Ton, der ihn plötzlich von dem Diener weit entfernte und den Robert ebensowohl für herrisch wie für bittend halten konnte. „Gelt, laß mich noch einen Augenblick hinein."

Robert gehorchte. Er schloß die Ateliertüre auf, ließ Pierre eintreten und kam selber mit, denn es war ihm streng ver-



Mohnfeld. Gemälde von P. P. Müller-Werlau

boten, irgend jemand allein hier drinnen zu lassen.

Auf der Staffelei in der Mitte des großen Raumes stand ins Licht gerückt und in einen provisorischen Goldrahmen gepaßt das neue Bild Veraguths. Pierre stellte sich davor auf. Robert blieb hinter ihm stehen.

„Gefällt es dir, Robert?“

„Natürlich gefällt's mir. Da müßte ich ja ein Narr sein!“

Pierre blinzelte das Bild an.

„Ich glaube,“ sagte er nachdenklich, „man könnte mir viele Bilder zeigen, und ich würde es gleich herauskennen, wenn eins vom Papa dabei wäre. Darum habe ich die Bilder gern, ich spüre, daß Papa sie gemacht hat. Aber eigentlich gefallen sie mir nur halb.“

„Red' keine dummen Sachen!“ mahnte Robert ganz erschrocken und sah den Knaben vorwurfsvoll an, der jedoch unbewegt mit zwinkernden Augen vor dem Bild stehenblieb.

„Schau,“ sagte er, „im Haus drüben sind ein paar alte Bilder, die gefallen mir viel besser. Solche Bilder will ich später einmal haben. Zum Beispiel Berge, wenn die Sonne untergeht, und alles ist ganz rot und goldig, und hübsche Kinder und Frauen und Blumen. Das ist doch eigentlich viel netter als so ein alter Fischer, der nicht einmal ein rechtes Gesicht hat, und so ein schwarzes langweiliges Boot, nicht?“

Robert war in seinem Innern durchaus derselben Meinung und wunderte sich über den Freimut des Knaben, der ihn eigentlich freute. Er gab das aber nicht zu.

„Das verstehst du noch nicht recht,“ sagte er kurz. „Komm jetzt, ich muß wieder abschließen.“

In diesem Augenblick drang ein plötzliches pustendes und knirschendes Geräusch vom Hause herüber.

„O, ein Automobil!“ rief Pierre freudig und lief hinaus, unter den Kastanien durch in lauter verbotenen Abkürzungen quer über die Rasenplätze und mit Sprüngen über die Blumenrabatten hinweg. Atemlos kam er auf dem Kiesplatz vor dem Hause an und eben noch recht, um aus dem Wagen seinen Vater und einen fremden Herrn steigen zu sehen.

„Hallo, Pierre,“ rief Papa und fing ihn in den Armen auf. „Da ist ein Onkel angekommen, den du nimmer kennst. Gib ihm die Hand und frag' ihn, wo er herkommt.“

Der Knabe faßte den Fremden fest ins Auge. Er gab dem Manne die Hand und sah in ein rotbraunes Gesicht und in helle, vergnügte graue Augen.

„Wo kommst du her, Onkel?“ fragte er gehorsam.

Der Fremde nahm ihn auf die Arme.

„Junge, du bist mir zu schwer geworden,“ rief er munter seufzend und ließ ihn wieder los. „Wo ich herkomme? Von Genua, und vorher von Suez, und vorher von Aden, und vorher von — — —“

„O, von Indien, ich weiß, ich weiß! Und du bist der Onkel Otto Burkhardt. Hast du mir einen Tiger mitgebracht, oder Kokosnüsse?“

„Der Tiger ist mir wieder davongelaufen, aber Kokosnüsse kannst du haben, und auch Muscheln und chinesische Bilderbogen.“

Sie gingen durch die Haustüre, und Veraguth führte seinen Freund die Treppe hinauf. Er legte ihm, der ein gutes Stück größer war als er, zärtlich eine Hand auf die Schulter. Oben im Korridor kam ihnen die Hausfrau entgegen. Auch sie begrüßte den Gast, dessen frohes, gesundes Gesicht sie an unwiederbringliche freudige Zeiten in vergangenen Jahren erinnerte, mit einer gemessenen, doch aufrichtigen Herzlichkeit. Er behielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen und sah ihr ins Gesicht.

„Sie sind nicht älter geworden, Frau Veraguth“ rief er lobend, „Sie haben sich besser gehalten als Johann.“

„Und Sie sind ganz unverändert,“ sagte sie freundlich.

Er lachte.

„O ja, die Fassade ist immer noch blühend, aber das Tanzen habe ich so allmählich doch aufgegeben. Es hat ohnehin zu nichts geführt, ich bin immer noch Junggeselle.“

„Ich hoffe, Sie sind diesmal zur Brautschau herübergekommen.“

„Nein, gnädige Frau, das ist nun einmal verpaßt. Ich mag mir das hübsche Europa auch nicht verderben. Sie wissen, ich habe Verwandte und entwickle mich allmählich zum Erbonkel. Mit einer Frau dürfte ich mich in der Heimat gar nimmer sehen lassen.“

In Frau Veraguths Zimmer wurde ein Imbiß gereicht. Man trank Kaffee und Likör und plauderte eine Stunde, von der Seereise, von Gummipflanzungen, über chinesisches Porzellan. Der Maler war anfangs still und etwas bedrückt, er hatte dies Zimmer seit Monaten nicht mehr betreten. Aber es ging alles gut, und mit Ottos Gegenwart schien eine leichte, frohere, kindlichere Atmosphäre in das Haus gekommen zu sein.

„Ich glaube, jetzt möchte meine Frau gerne ein bißchen ruhen," sagte der Maler schließlich. „Ich will dir deine Zimmer zeigen, Otto."

Sie verabschiedeten sich und gingen nach den Gastzimmern. Veraguth hatte zwei Stuben für seinen Freund hergerichtet und ihre ganze Einrichtung selber besorgt, die Möbel gestellt und an alles gedacht, von den Bildern an der Wand bis zur Auswahl der Bücher im Schaft. Überm Bett hing eine alte, bleichgewordene Photographie, ein drollig rührendes Institutsbild aus den siebziger Jahren. Das fiel dem Gast ins Auge, und er trat näher, um es zu betrachten."

„Herrgott," rief er überrascht, „das sind ja wir, alle sechzehn von damals! Junge, du bist rührend. Ich habe das Ding seit zwanzig Jahren nimmer gesehen."

Veraguth lächelte.

„Ja, ich dachte, es würde dir Spaß machen. Hoffentlich findest du alles, was du brauchst. Willst du gleich auspacken?"

Burkhardt setzte sich breit auf einen mächtigen, mit Kupferecken beschlagenen Schiffskoffer und blickte zufrieden um sich.

„Fein ist's hier. Und wo bist du zu Haus? Nebenan? Oder oben?"

Der Maler spielte mit dem Griff einer Ledertasche.

„Nein," sagte er leichthin. „Ich wohne jetzt drüben, beim Atelier. Ich habe angebaut."

„Das mußt du mir nachher zeigen. Aber — — schläfst du auch drüben?"

Veraguth ließ die Tasche stehen und drehte sich um.

„Ja, ich schlafe auch drüben."

Sein Freund schwieg und besann sich. Dann griff er in die Tasche und zog einen dicken Schlüsselbund hervor, mit dem er zu rasseln anfing.

„Du, wir wollen mal ein bißchen auspacken, nicht? Du könntest gehen und den Jungen holen, es wird ihm Spaß machen."

Veraguth lief hinaus und kam bald mit Pierre wieder.

„Du hast schöne Koffer, Onkel Otto, ich habe sie schon angesehen. Und soviel Zettel drauf. Ich habe ein paar davon gelesen. Auf einem steht Penang. Was heißt das: Penang?"

„Das ist eine Stadt in Hinterindien, wo ich manchmal hinkomme. Paß mal auf, jetzt darfst du hier aufmachen."

Er gab dem Kinde einen flachen, vielzackigen Schlüssel und ließ ihn die Schlösser eines Koffers öffnen. Dann ward der Deckel aufgeklappt, und gleich das Erste, was obenauf lag und in die Augen stach, war ein umgekehrter, flacher Korb von bunter malaiischer Flechtarbeit, der wurde umgedreht und von Papieren befreit, und innen lagen zwischen Papieren und Lappen die schönsten phantastischen Muscheln, wie man sie in exotischen Hafenstädten zu kaufen bekommt.

Pierre bekam die Muscheln geschenkt und wurde ganz still vor Glück, und den Muscheln folgte ein großer ebenhölzerner Elefant, und ein chinesisches Spielzeug mit beweglichen grotesken Holzfiguren, und schließlich ein Rolle greller, leuchtender chinesischer Bilderbogen voll von Göttern, Teufeln, Königen, Kriegern und Drachen.

Während der Maler dem Knaben diese Dinge bestaunen half, packte Burkhardt die Ledertasche aus und verteilte Nachtschuhe, Wäsche, Bürsten und dergleichen Dinge im Schlafzimmer. Dann kehrte er zu den beiden zurück.

„So," sagte er ermunternd, „genug gearbeitet für heute. Nun das Vergnügen. Können wir jetzt einmal ins Atelier gehen?"

Pierre blickte empor und wieder, wie bei der Ankunft des Wagens, betrachtete er mit Verwunderung das bewegte und freudig verjüngte Gesicht seines Vaters.

„Du bist so lustig, Papa," sagte er anerkennend.

„Jawohl," nickte Veraguth.

Aber sein Freund fragte: „Ist er denn sonst nicht so lustig?"

Pierre blickte verlegen von einem zum andern.

„Ich weiß nicht," meinte er zögernd.

Dann aber lachte er wieder und sagte bestimmt: „Nein, so vergnügt bist du noch gar nie gewesen.“

Er lief mit dem Muschelkorb davon. Otto Burkhardt nahm seines Freundes Arm und ging mit ihm ins Freie. Er ließ sich durch den Park und schließlich zum Atelierhaus führen.

„Ja, da ist angebaut worden,“ stellte er alsbald fest, „sieht übrigens recht hübsch aus. Wann hast du das machen lassen?“

„Vor drei Jahren etwa, glaube ich. Das Atelier selbst ist auch größer geworden.“

Burkhardt sah sich um.

„Der See ist unbezahlbar! Da wollen wir am Abend ein wenig schwimmen. Du hast es schön hier, Johann. Aber jetzt muß ich das Atelier sehen. Hast du neue Bilder da?“

„Nicht viele. Aber eines, ich bin vorgestern erst damit fertig geworden, das mußt du ansehen. Ich glaube, das ist gut.“

Veraguth schloß die Türen auf. Der hohe Arbeitsraum war festlich sauber, der Boden frisch gescheuert und alles aufgeräumt. In der Mitte stand einsam das neue Bild. Sie blieben schweigend davor stehen. Die feuchtkalte, zähe Atmosphäre der trüben, regnerischen Morgenfrühe stand im Widerspruch mit dem klaren Licht und der heißen, durchsonnten Luft, die durch die Türen hereinfloß.

Lange betrachteten sie das Werk.

„Das ist das letzte, was du gemacht hast?“

„Ja. Es muß ein anderer Rahmen darum, sonst ist nichts mehr dran zu tun. Gefällt es dir?“

Die Freunde sahen einander prüfend in die Augen. Der größere und stärkere Burkhardt mit dem gesunden Gesicht und den warmen, lebensfrohen Augen stand wie ein großes Kind vor dem Maler, dessen Blick und Gesicht scharf und streng aus den vorzeitig ergrauenden Haaren sah.

„Das ist vielleicht dein bestes Bild,“ sagte der Gast langsam. „Ich habe auch die in Brüssel gesehen und die zwei in Paris. Ich hätte es nicht gedacht, aber du bist in den paar Jahren noch vorwärts gekommen.“

„Das freut mich. Ich glaube es auch. Ich bin ziemlich fleißig gewesen, und manchmal meine ich, ich sei früher eigentlich nur ein Dilettant gewesen. Ich habe erst spät richtig arbeiten gelernt, aber jetzt bin ich drüber Herr geworden. Weiter geht es nun wohl auch nicht, Besseres als das hier kann ich nicht machen.“

„Ich verstehe. Na, du bist ja auch reichlich berühmt geworden, sogar auf unsern alten Ostasiendampfern habe ich gelegentlich von dir sprechen hören und bin ganz stolz geworden. Wie schmeckt es denn nun, das Berühmtsein? Freut es dich?“

„Freuen, das will ich nicht sagen. Ich finde es in Ordnung. Es leben zwei, drei, vier Maler, die vielleicht mehr sind und mehr geben können als ich. Zu den ganz Großen habe ich mich nie gerechnet, und was die Literaten darüber sagen, ist natürlich Blech. Ich kann verlangen, daß man mich ernst nimmt, und da man das tut, bin ich zufrieden. Alles andere ist Zeitungsruhm oder Geldfrage.“

„Na ja. Aber wie meinst du das mit den ganz Großen?“

„Ja, damit meine ich die Könige und Fürsten. Unsereiner bringt es zum General oder Minister, dann ist er an der Grenze. Siehst du, wir können nichts tun als fleißig sein und die Natur so ernst nehmen, als irgend möglich ist. Die Könige aber, die sind Brüder und Kameraden der Natur, sie spielen mit ihr und können selber erschaffen, wo wir nur nachbilden. Aber freilich, die Könige sind rar, es kommt nicht alle hundert Jahre einer.“

Sie gingen im Atelier auf und ab. Der Maler, nach den Worten suchend, blickte angestrengt zu Boden, der Freund ging nebenher und suchte in dem bräunlich mageren, starkknochigen Gesicht Johanns zu lesen.

Bei der Türe zum Nebenraum blieb Otto stehen.

„Mach' doch hier einmal auf,“ bat er, „und laß mich die Zimmer sehen. Und gib mir eine Zigarre, gelt?“

Veraguth öffnete die Tür. Sie gingen durch das Zimmer und blickten in die Nebenräume. Burkhardt zündete sich eine Zigarre an. Er trat in das kleine Schlafzimmer des Freundes, er sah sein Bett und betrachtete aufmerksam die paar bescheidenen Räume, in welchen überall Maler-

geräte und Rauchzeug umher lag. Das Ganze war fast dürftig anzusehen und sprach von Arbeit und Askese wie etwa die kleine Wohnung eines armen, fleißigen Junggesellen.

„Also da hast du dich eingerichtet!“ sagte er trocken. Aber er sah und fühlte alles, was hier in Jahren vor sich gegangen war. Er bemerkte mit Genugtuung die Gegenstände, die auf Sport, Turnen, Reiten hinwiesen, und er vermißte bekümmert alle Zeichen von Behagen, kleinem Komfort und genießerischer Mußezeit.

Dann kehrten sie zu dem Bilde zurück. Also so entstanden diese Bilder, die überall an den Ehrenplätzen der Ausstellungen und Galerien hingen und die man mit schwerem Gold bezahlte; hier entstanden sie, in Räumen, die nur Arbeit und Entsagung kannten, wo nichts Festliches, nichts Unnützes, kein lieber Tand und Kleinkram, kein Duft von Wein und Blumen, keine Erinnerung an Frauen zu finden waren.

Über dem schmalen Bett hingen ungerahmt zwei Photographien angenagelt, ein Bild des kleinen Pierre und eines von Otto Burkhardt. Er hatte es wohl bemerkt, es war eine schlechte Liebhaberaufnahme, sie zeigte ihn im Tropenhelm mit der Veranda seines indischen Hauses hinter sich, und unterhalb der Brust floß das Bild ganz in mystische weiße Streifen auseinander, weil Licht auf die Platte gekommen war.

„Das Atelier ist schön geworden. Überhaupt, wie du fleißig geworden bist! Gib deine Hand her, Junge, es ist fein, dich wieder zu sehen! Aber jetzt bin ich müd' und verschwinde für eine Stunde. Willst du mich später abholen, zum Baden oder Spazierengehen? Gut, danke. Nein, ich brauche gar nichts, in einer Stunde bin ich wieder all right. Auf Wiedersehen!“

Er schlenderte bequem unter den Bäumen hinweg, und Veraguth sah ihm nach, wie seine Gestalt und sein Gang und jede Falte seiner Kleidung Sicherheit und ruhige Lebensfreude verkündete.

Indessen ging Burkhardt zwar ins Haus hinüber, schritt aber an seinen Zimmern vorbei zur Treppe, stieg hinauf und klopfte bei Frau Veraguth an.

„Störe ich, oder darf ich ein bißchen Gesellschaft leisten?“

Sie ließ ihn ein und lächelte, und er fand das kurze, ungeübte Lächeln auf dem kräftigen, schweren Gesicht sonderbar hilflos.

„Es ist herrlich hier auf Roßhalde. Ich war schon im Park und am See drüben. Und wie Pierre gediehen ist! Der hübsche Kerl könnte mir beinah mein Junggesellentum verleiden.“

„Nicht wahr, er sieht gut aus? Finden Sie, er gleiche meinem Mann?“

„Ein wenig, ja. Oder eigentlich mehr als nur ein wenig. Ich habe Johann in diesem Alter noch nicht gekannt, aber ich weiß noch ziemlich gut, wie er mit elf, zwölf Jahren ausgesehen hat. — Er scheint übrigens ein wenig überanstrengt. Wie? Nein, ich spreche von Johann. Hat er in der letzten Zeit sehr viel gearbeitet?“

Frau Adèle sah ihm ins Gesicht; sie fühlte, daß er sie ausforschen wollte.

„Ich glaube wohl,“ sagte sie ruhig. „Er spricht sehr selten von seiner Arbeit.“

„Was malt er denn jetzt? Landschaften?“

„Er arbeitet oft im Park, meistens mit Modellen. Haben Sie Bilder von ihm gesehen?“

„Ja, die in Brüssel.“

„Hat er in Brüssel ausgestellt?“

„Gewiß, eine ganze Menge Bilder. Ich habe den Katalog mitgebracht. Ich möchte nämlich eines davon kaufen und hätte gerne von Ihnen gehört, was Sie davon halten.“

Er bot ihr ein Heft hin und deutete auf die kleine Reproduktion eines Bildes. Sie betrachtete das Bildchen, blätterte in dem Büchlein und gab es ihm zurück.

„Sie müssen sich selber helfen, Herr Burkhardt, ich kenne das Bild nicht. Ich glaube, er hat es im vergangenen Herbst in den Pyrenäen gemalt und gar nie hier gehabt.“

Sie machte eine Pause und fuhr ablenkend fort: „Sie haben Pierre beschenkt, das war lieb. Ich danke Ihnen.“

„O, es sind Kleinigkeiten. Aber Sie müssen mir erlauben, auch Ihnen etwas Asiatisches als Andenken zu geben. Wollen Sie das? Ich habe ein paar Stoffe mitgebracht, die ich Ihnen zeigen möchte,

und Sie müssen sich davon aussuchen, was Ihnen gefällt."

Es gelang ihm, aus ihrem höflichen Sperren einen kleinen scherzhaft galanten Wortkrieg zu entfachen und die verschlossene Frau in gute Stimmung zu bringen. Er brachte einen Arm voll indischer Gewebe aus seiner Schatzkammer herauf, er breitete malaiische Battikstoffe und handgewobene Stücke aus, legte Spitzen und Seide über die Stuhllehnen, plauderte und erzählte, wo er dies und jenes gesehen und erfeilscht habe, fast für nichts, und entfaltete einen lustigen, bunten kleinen Basar. Er bat um ihr Urteil, hing ihr Spitzen über die Hände, erklärte ihre Machart und nötigte sie, die schönsten Stücke auszubreiten, zu betasten, zu loben und schließlich zu behalten.

„Nein," rief sie am Ende lachend, „ich mache Sie ja zum Bettler. Das kann ich unmöglich alles behalten."

„Keine Sorge," lachte er dagegen. „Ich habe vor Kurzem wieder 6000 Gummibäume gepflanzt und bin im Begriff, ein rechter Nabob zu werden."

Als Veraguth ihn abzuholen kam, fand er beide plaudernd in voller Fröhlichkeit. Verwundert sah er, wie seine Frau gesprächig geworden war, suchte vergebens, mit ins Geplauder zu kommen, und ging etwas schwerfällig daran, nun auch die Geschenke zu bewundern.

„Laß nur, das sind Damensachen," rief der Freund ihm zu, „wir wollen jetzt baden gehen!"

Er zog ihn hinaus und ins Freie.

„Deine Frau ist wirklich kaum älter geworden, seit ich sie zum letztenmal sah," fing Otto unterwegs an. „Eben war sie mächtig vergnügt. Soweit ist ja also bei euch alles in Ordnung. Fehlt noch der große Sohn. Was macht denn der?"

Der Maler zuckte die Achseln und zog die Brauen zusammen.

„Du wirst ihn sehen, er kommt dieser Tage. Ich schrieb dir ja einmal darüber."

Und plötzlich blieb er stehen, beugte sich gegen den Freund vor, sah ihm scharf in die Augen und sagte leise: „Du wirst alles sehen, Otto. Ich habe nicht das Bedürfnis, darüber zu reden. Du wirst sehen. — Wir wollen vergnügt sein, solange du da bist, Alter! Und jetzt gehen wir an den Weiher; ich will wieder einmal mit dir wettschwimmen wie in der Knabenzeit."

„Das wollen wir," nickte Burkhardt, der Johanns Nervosität nicht zu bemerken schien. „Und du wirst gewinnen, mein Lieber, was dir früher nicht immer gelang. Es ist ein Jammer, aber ich habe tatsächlich einen Bauch angesetzt."

Es war Abend geworden. Der See lag ganz im Schatten, oben in den Baumkronen spielte ein schwacher Wind, und über die schmale blaue Himmelsinsel, die der Park überm Wasser frei ließ, flogen leichte lilafarbne Wolken, alle von derselben Art und Form, in geschwisterlicher Reihe, dünn und langgestreckt wie Weidenblätter. Die beiden Männer standen vor der im Gebüsch verborgenen Badehütte, deren Schloß nicht aufgehen wollte.

„Lassen wir's!" rief Veraguth. „Das Zeug ist verrostet, wir brauchen die Hütte nie."

Er begann sich zu entkleiden, Burkhardt folgte dem Beispiel. Als sie schwimmbereit am Ufer standen und die Zehen prüfend in das stille, schattige Wasser steckten, kam im selben Augenblick über beide Männer ein verwehter süßer Glückshauch aus den fernen Knabenzeiten her, sie blieben minutenlang im Vorgefühl des leichten, holden Badeschauders stehen, und in ihren Seelen tat sich sachte das grüne, helle Tal der Jugendsommerzeiten auf, daß sie schwiegen und, der sanften Regung ungewohnt, mit halber Verlegenheit die Füße ins Wasser tauchten und der rasch aufblinkenden Flucht von Halbkreisen auf dem braungrünen Spiegel zusahen.

Nun tat Burkhardt einen raschen Schritt ins Wasser.

„Ah, das ist gut," seufzte er wohlig auf. „Übrigens können wir beide uns immer noch sehen lassen, und wenn ich meinen Bauch abrechne, sind wir noch zwei recht stramme Burschen."

Er ruderte mit flachen Händen, schüttelte sich und tauchte unter.

„Du weißt nicht, wie gut du es hast!" rief er neidisch. „Durch meine Pflanzung draußen läuft der schönste Fluß, und streckst du das Bein hinein, so siehst du es nicht wieder. Er ist voll von den verfluchten Krokodilen. Vorwärts jetzt, um den großen

Becher von Roßhalde! Wir schwimmen bis zur Treppe da unten und wieder zurück. Bist du soweit? Also: eins — zwei — drei!"

Rauschend stießen sie ab, beide mit lachenden Gesichtern und in mäßigem Tempo, aber der Hauch vom Jugendgarten war noch über ihnen, sie begannen alsbald ernstlich zu wetteifern, die Gesichter spannten sich, die Augen blitzten und die geschwungenen Arme glänzten mit weiten Wurfbewegungen aus dem Wasser. Sie waren gleichzeitig bei der Treppe, stießen gleichzeitig wieder ab und strebten denselben Weg wieder zurück, und nun warf sich der Maler in heftigen Schwüngen vorwärts, gewann Vorsprung und war eine kleine Weile vor dem andern am Ziel.

Stark atmend hielten sie stehend im Wasser, rieben sich die Augen aus und lachten einer den andern in schweigendem Vergnügen an, und es schien beiden, erst jetzt seien sie wieder die alten Kameraden und erst jetzt beginne die kleine, fatale Kluft von Ungewohntheit und Fremdheit zwischen ihnen zu verschwinden.

Wieder angekleidet saßen sie mit frischen Gesichtern und erleichtertem Gefühl nebeneinander auf den flachen Steinstufen der Seetreppe. Sie blickten über den dunkeln Wasserspiegel, der sich jenseits in der buschüberhangenen ovalen Bucht schon in schwärzlich braune Dämmerung verlor, sie naschten feiste hellrote Kirschen, die sie dem Diener noch in der braunen Papierhülle abgenommen hatten, und sie sahen mit befreiten Herzen dem herankommenden Abend zu, bis die tief stehende Sonne wagrecht zwischen den Stämmen hindurch hereinschien und auf den gläsernen Flügeln der Libellen goldene Feuer anzündete. Und sie plauderten ohne Pause und ohne Besinnen eine gute Stunde lang von der Institutszeit, von den Lehrern und den damaligen Mitschülern und was aus dem und jenem geworden sei.

„Mein Gott," sagte Otto Burkhardt mit seiner friedlich frischen Stimme, „es ist lange her. Weiß man denn nicht, was aus der Meta Heilemann geworden ist?"

„Ja, die Meta Heilemann!" fiel Veraguth begierig ein. „Sie war wirklich ein schönes Mädel. Alle meine Schreibunterlagen waren voll von ihren Porträts, die ich während der Schulstunden heimlich auf die Fließblätter zeichnete. Das Haar ist mir nie recht geglückt. Weißt du noch, sie trug es in zwei dicken Schnecken über den Ohren."

„Weißt du nichts von ihr?"

„Nichts. Als ich das erstemal von Paris zurückkam, war sie mit einem Rechtsanwalt verlobt. Ich traf sie mit ihrem Bruder auf der Straße, und ich weiß noch, wie ich über mich selber wütend war, weil ich sofort rot wurde und mir trotz dem Schnurrbart und der Pariser Abgebrühtheit wieder wie ein dummer kleiner Schulbub vorkam. — Nur daß sie Meta hieß! Ich konnte den Namen nicht vergessen!"

Burkhardt wiegte träumerisch den runden Kopf.

„Du warst nicht verliebt genug, Johann. Für mich war Meta herrlich, meinetwegen hätte sie Eulalia heißen können, ich wäre doch für einen Blick von ihr durchs Feuer gegangen."

„O, auch ich war verliebt genug. Einmal, als ich von unsrem Fünfuhrausgang heimkam — ich hatte mich absichtlich verspätet, ich war allein und dachte an nichts in der Welt als an Meta, und es war mir vollkommen gleichgültig, daß ich beim Zurückkommen bestraft werden würde — da kam sie mir entgegen, dort bei der runden Mauer. Sie hatte eine Freundin am Arm, und da ich so plötzlich mir vorstellen mußte, wie es wäre, wenn statt dem blöden Ding ich ihren Arm in meinem und sie so nahe an mir hätte, da wurde ich so schwindlig und verwirrt, daß ich eine Weile stehen blieb und mich an die Mauer lehnte, und als ich schließlich heimkam, war richtig das Tor schon geschlossen, ich mußte läuten und bekam eine Stunde Arrest."

Burkhardt lächelte und dachte daran, wie sie beide schon mehrmals bei ihren seltenen Zusammenkünften sich jener Meta erinnert hatten. Damals in der Jünglingszeit hatte einer dem andern seine Liebe mit List und Sorgfalt verschwiegen, und erst nach Jahren, als Männer, hatten sie gelegentlich den Schleier gelüftet und ihre kleinen Erlebnisse ausgetauscht. Und doch gab es heute noch in dieser Sache Geheimnisse. Otto Burkhardt mußte eben jetzt daran denken, daß er damals monatelang einen Hand-

schuh von Meta besessen und verehrt, den er gefunden oder eigentlich gestohlen hatte, und von dem sein Freund bis heute nichts wußte. Er überlegte, ob er nun auch diese Geschichte preisgeben solle, und schließlich lächelte er listig und schwieg und fand es hübsch, diese kleine letzte Erinnerung auch weiterhin in sich verschlossen zu halten.

⌘ ⌘ ⌘

Burkhardt saß in einem gelben Korbsessel bequem zurückgelehnt, den großen Panamahut auf dem Hinterkopf, eine Zeitschrift in den Händen, rauchend und lesend in der hell von der Sonne durchschienenen Laube an der Westseite des Atelierhauses, und nahe dabei hockte Veraguth auf einem niedrigen Klappstühlchen und hatte die Staffelei vor sich. Die Figur des Lesenden war aufgezeichnet, die großen Farbflecken standen fest, nun malte er am Gesicht, und das ganze Bild frohlockte in hellen, leichten, durchsonnten, doch maßvollen Tönen. Es roch würzig noch Ölfarbe und Havannarauch, Vögel taten verborgen im Laub ihre dünnen, mittäglich gedämpften Schreie und sangen schläfrig-träumerische Plaudertöne. Am Boden kauerte Pierre mit einer großen Landkarte, auf der sein dünner Zeigefinger nachdenkliche Reisen betrieb.

„Nicht einschlafen!“ schrie der Maler mahnend.

Burkhardt blinzelte ihn lächelnd an und schüttelte den Kopf.

„Wo bist du jetzt, Pierre?“ fragte er den Knaben.

„Warte, ich muß erst lesen,“ gab Pierre eifrig Antwort und buchstabierte auf seiner Karte einen Namen heraus. „In Lu — in Luz — Luz — in Luzern. Da ist ein See oder ein Meer. Ist der größer als unser See, Onkel?“

„Viel größer! Zwanzigmal größer! Du mußt einmal hingehen.“

„O ja. Wenn ich ein Automobil habe, dann fahre ich nach Wien und nach Luzern und an die Nordsee und nach Indien, wo dein Haus ist. Bist du dann auch zu Hause?“

„Gewiß, Pierre. Ich bin immer zu Hause, wenn Gäste zu mir kommen. Dann gehen wir zu meinem Affen, der heißt Pendek und hat keinen Schwanz, aber einen schneeweißen Backenbart, und dann nehmen wir Flinten und fahren im Boot auf dem Fluß und schießen ein Krokodil.“

Pierre wiegte voll Vergnügen seinen schlanken Oberkörper hin und her. Der Onkel aber erzählte weiter von seiner Rodung im malaiischen Urwald, und er sprach so hübsch und so lange, daß der Kleine schließlich müde wurde und nimmer folgen konnte. Er studierte zerstreut an seiner Karte weiter, sein Vater aber hörte desto aufmerksamer auf den eifrig plaudernden Freund, der in lässigem Behagen von Arbeit und Jagd, von Ausflügen auf Pferden und in Booten, von hübschen leichten Kulidörfern aus Bambusrohr und von Affen, Reihern, Adlern, Schmetterlingen berichtete und sein stilles, weltfremdes, tropisches Waldleben so verführerisch und heimlich auftat, daß es dem Maler schien, er sähe durch einen Spalt in ein reiches, farbenschönes, seliges Paradiesland hinein. Er hörte von stillen, großen Strömen im Urwald, von baumhohen Farnenwildnissen und weiten, wehenden Ebenen voll von mannshohem Langgras, er hörte von farbigen Abenden am Meeresufer, den Koralleninseln und blauen Vulkanen gegenüber, von wilden, rasenden Regenstürzen und flammenden Gewittern, von träumerisch beschaulichem Hindämmern heißer Tage auf den breiten, schattigen Veranden der weißen Pflanzerhäuser, vom Gewühl chinesischer Stadtstraßen und von abendlichen Ruhestunden der Malaien am flachen, steinernen Teich vor der Moschee.

Wieder, wie früher schon manchesmal, erging sich Veraguths Phantasie in der fernen Heimat seines Freundes, und er wußte nicht, wie sehr die Verlockung und stille Lüsternheit seiner Seele den verborgenen Absichten Burkhardts entgegenkam. Es war nicht allein der Schimmer tropischer Meere und Inselküsten, der Reichtum der Wälder und Ströme, die Farbigkeit halbnackter Naturvölker, die ihm Sehnsucht schuf und ihn mit Bildern berückte. Es war noch mehr die Ferne und Stille einer Welt, in der seine Leiden, Sorgen, Kämpfe und Entbehrungen fremd und fern und blaß werden mußten, wo hundert kleine tägliche Lasten von der Seele fallen und eine neue, noch reine, schuldlose, leidlose Atmosphäre ihn aufnehmen würde.

Der Nachmittag verging, die Schatten

wanderten. Pierre war längst weggelaufen, Burkhardt allmählich still geworden und endlich eingenickt, das Bild aber war nahezu fertig, und der Maler schloß eine Weile die ermüdeten Augen, ließ die Hände sinken und atmete minutenlang mit beinah schmerzlicher Inbrunst die tiefe, sonnige Stille der Stunde, die Nähe des Freundes, die beruhigte Ermüdung nach einer geglückten Arbeit und die Hingenommenheit der erschlafften Nerven. Das war, neben dem Rausch des Zugreifens und schonungslosen Arbeitens, seit langem wohl sein tiefster und tröstlichster Genuß, diese milden Augenblicke müder Entspannung, ähnlich den ruhevoll vegetativen Dämmerzuständen zwischen Schlaf und Erwachen.

Er stand leise auf, um Burkhardt nicht zu wecken, und trug die Leinwand vorsichtig in das Atelier. Dort legte er den leinenen Malrock ab, wusch die Hände und badete die leicht überanstrengten Augen in kaltem Wasser. Eine Viertelstunde später stand er wieder draußen, blickte dem schlummernden Gast einen Moment prüfend ins Gesicht und weckte ihn dann durch den alten Pfiff, den sie schon vor fünfundzwanzig Jahren untereinander als Geheimsignal und Erkennungszeichen eingeführt hatten.

„Falls du ausgeschlafen hast, Junge," bat er ermunternd, „könntest du mir jetzt noch ein bißchen von drüben erzählen, ich konnte während der Arbeit nur halb zuhören. Du sagtest auch etwas von Photographien; hast du die bei dir und können wir sie ansehen?"

„Gewiß können wir das, komm nur mit!"

Auf diese Stunde hatte Otto Burkhardt seit mehreren Tagen gewartet. Es war seit vielen Jahren sein Wunsch, Veraguth einmal mit sich nach Ostasien zu locken und ihn eine Weile drüben bei sich zu haben. Diesmal, da es ihm die letzte Gelegenheit zu sein schien, hatte er sich mit der durchdachtesten Planmäßigkeit darauf vorbereitet. Als die beiden Männer in Burkhardts Zimmer beisammensaßen und im abendlichen Licht über Indien plauderten, zog er immer neue Albume und Mappen mit Photographien aus seinem Koffer. Der Maler war über die Fülle entzückt und erstaunt, Burkhardt blieb ruhig und schien allen den Blättern keinen besonderen Wert beizulegen, und doch wartete er heimlich auf ihre Wirkung mit der heftigsten Spannung.

„Was für schöne Aufnahmen das sind!" rief Veraguth in hellem Vergnügen. „Hast du die alle selber gemacht?"

„Zum Teil, ja," sagte Burkhardt trocken, „manche sind auch von meinen Bekannten draußen. Ich wollte dir nur einmal eine Ahnung davon geben, wie es bei uns etwa aussieht."

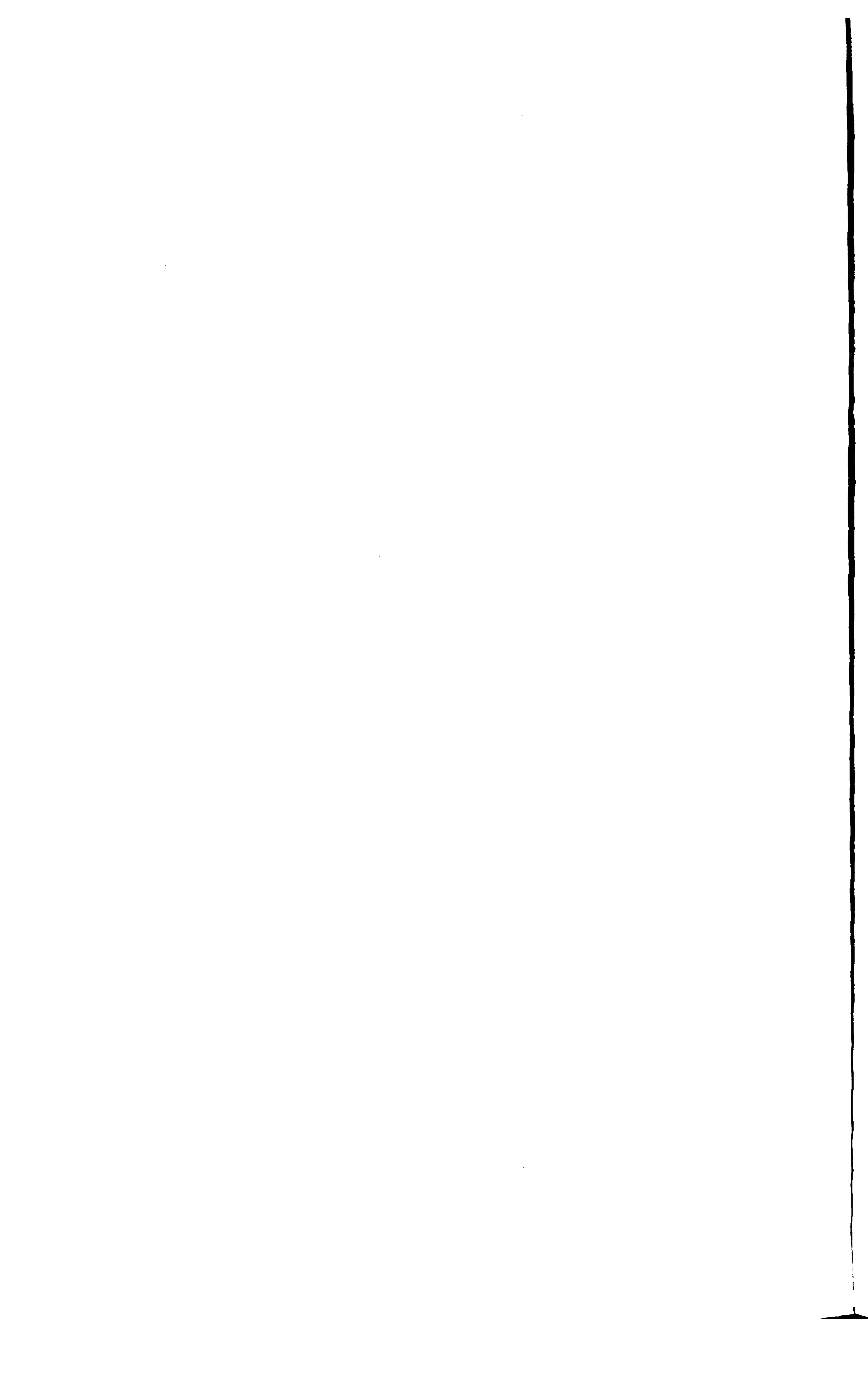
Er sagte es obenhin und legte die Blätter gleichmütig zu Stößen, und Veraguth konnte nicht ahnen, wie sorglich und mühsam er diese Sammlung zustande gebracht hatte. Er hatte viele Wochen lang einen jungen englischen Photographen aus Singapore und später einen Japaner bei sich gehabt, und sie hatten vom Meer bis in die tiefsten Wälder hinein auf vielen Ausflügen und kleinen Reisen alles aufgesucht und photographiert, was irgend schön und bemerkenswert schien, schließlich waren die Bilder mit der äußersten Sorgfalt entwickelt und kopiert worden. Sie waren Burkhardts Köder, und er sah mit tiefer Erregung zu, wie sein Freund anbiß und sich festsog. Er zeigte Bilder von Häusern, Straßen, Dörfern, Tempeln, Bilder der fabelhaften Batu-Höhlen bei Kuala-Lumpur und der wildschönen, brüchigen Kalk- und Marmorberge in der Gegend von Ipoh, und als Veraguth zwischenhinein fragte, ob nicht auch Aufnahmen von Eingeborenen dabei seien, kramte er Bilder von Malaien, Chinesen, Tamilen, Arabern, Javanen hervor, nackte athletische Hafenkulis, dürre alte Fischer, Jäger, Bauern, Weber, Händler, schöne, goldgeschmückte Weiber, dunkle nackte Kindergruppen, Fischer mit Netzen, Sakeys mit Ohrringen, welche die Nasenflöte spielten, und javanische Tänzerinnen in starrendem Silberschmuck. Er hatte Aufnahmen von allen Palmenarten, von großblättrigen, saftigen Pisangbäumen, von Urwaldwinkeln mit tausendfältigem Schlinggewächse, von heiligen Tempelhainen und Schildkrötenteichen, von Wasserbüffeln in nassen Reisfeldern, von zahmen Elefanten bei der Arbeit und von wilden, die im Wasser spielten und trompetende Rüssel gen Himmel streckten.

Der Maler nahm Bild für Bild in die

Ausblick ins Grüne

Gemälde von Prof. Carl Albrecht

(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)



Hand. Viele schob er nach einem kurzen Blick beiseite, manche legte er vergleichend nebeneinander, einzelne Figuren und Köpfe betrachtete er scharf durch die hohle Hand. Er fragte bei vielen Aufnahmen, um welche Tageszeit sie gemacht seien, er maß Schatten aus und versank immer tiefer in ein grüblerisches Anschauen.

„Man könnte das alles malen," murmelte er einmal abwesend vor sich hin.

„Genug!" rief er schließlich aufatmend. „Du mußt mir noch eine Menge erzählen. Es ist herrlich, dich hier zu haben! Ich sehe alles wieder ganz anders. Komm, wir gehen noch eine Stunde spazieren, ich will dir etwas Hübsches zeigen."

Angeregt und von aller Müdigkeit befreit, zog er Burkhardt mit sich und spazierte mit ihm eine Strecke auf der Landstraße feldeinwärts, heimkehrenden Heuwagen entgegen.

„Erinnerst du dich," fragte er lachend, „an den Sommer nach meinem ersten Akademiesemester, wie wir miteinander auf dem Lande waren? Da malte ich Heu, nichts als lauter Heu, weißt du noch? Ich hatte mich zwei Wochen lang abgemüht, ein paar Heuhaufen auf einer Bergwiese zu malen, und es ging nicht und ging nicht, ich brachte die Farbe nicht heraus, das stumpfe, matte Heugrau! Und als ich es schließlich doch hatte — es war noch nicht übermäßig delikat, aber ich wußte nun, daß es aus Rot und Grün gemischt sein mußte — da war ich so froh, daß ich nichts mehr sah als lauter Heu. Ach, das ist schön, so ein erstes Probieren und Suchen und Finden!"

„Ich denke, man lernt nie aus?" meinte Otto.

„Natürlich nicht. Aber die Sachen, die mich jetzt plagen, die haben nichts mit der Technik zu tun. Weißt du, seit ein paar Jahren passiert es mir immer häufiger, daß ich bei irgendeinem Anblick plötzlich an meine Knabenzeit denken muß. Damals sah alles anders aus, und etwas davon möchte ich einmal malen können. Für ein paar Minuten habe ich es manchmal wiedergefunden, daß plötzlich alles den sonderbaren Schimmer wieder hat — aber das reicht noch nicht. Wir haben so viele gute Maler, feine, delikate Leute, die die Welt so malen, wie ein kluger, feiner, bescheidener, alter Herr sie sieht. Aber wir haben keinen, der sie malt, wie ein frischer, herrschsüchtiger, rassiger Bub sie sieht, oder die, die es so versuchen, sind meistens schlechte Handwerker."

Er riß, in Gedanken verloren, eine rötlich blaue Skabiose am Feldrande ab und starrte sie an.

„Langweilt es dich?" fragte er plötzlich wie erwachend und blickte mißtrauisch herüber.

Otto lächelte ihm schweigend zu.

„Sieh," fuhr der Maler fort, „eins von den Bildern, die ich noch malen möchte, ist ein Strauß von Wiesenblumen. Du mußt wissen, meine Mutter konnte solche Sträuße machen, wie ich keine mehr sah, sie war ein Genie darin. Sie war ein Kind und sang fast immer, sie ging ganz leicht und hatte einen großen, bräunlichen Strohhut auf, ich sehe sie im Traum nie anders als so. Einen solchen Feldblumenstrauß möchte ich einmal malen, wie sie sie gern hatte: Skabiosen und Schafgarbe und kleine rosa Winden, dazwischen ein paar feine Gräser und eine grüne Haferähre gesteckt. Ich habe hundert solche Sträuße heimgebracht, aber es ist noch nicht der rechte, es muß der ganze Duft drin sein, und er muß sein, wie wenn sie ihn selber gemacht hätte. Die weißen Schafgarben gefielen ihr zum Beispiel nicht, sie nahm nur die feinen, seltenen mit einem Anflug von Lila, und sie wählte einen halben Nachmittag zwischen tausend Gräsern, eh' sie sich für eins entschied. — Ach, ich kann es nicht sagen, du verstehst das ja nicht."

„Ich verstehe schon," nickte Burkhardt.

„Ja, an diesen Feldblumenstrauß denke ich manchmal halbe Tage lang. Ich weiß genau, wie das Bild werden müßte. Nicht dieses wohlbekannte Stückchen Natur, gesehen von einem guten Beobachter und vereinfacht von einem guten, schneidigen Maler, aber auch nicht sentimental und holdselig wie von einem sogenannten Heimatkünstler. Es muß ganz naiv sein, so wie begabte Kinder sehen, unstilisiert und voller Einfachheit. Das Nebelbild mit den Fischen, das im Atelier steht, ist gerade das Gegenteil davon — aber man muß beides können . . . Ach, ich will noch viel malen, noch viel!"

Er bog in einen schmalen Wiesenweg ein, der leicht bergan auf einen runden, sanften Hügel führte.

„Jetzt paß auf!“ mahnte er eifrig und spähte wie ein Jäger vor sich in die Luft. „Sobald wir oben sind! Das werde ich in diesem Herbst malen.“

Sie erreichten die Anhöhe. Jenseits hielt ein laubiges Gehölz, abendlich schräg durchlichtet, den Blick auf, der, von der klaren Wiesenfreiheit verwöhnt, nur langsam sich durch die Bäume fand. Ein Weg mündete unter hohen Buchen, eine steinerne, bemooste Bank darunter, und dem Wege folgend fand das Auge einen Durchblick offen: über die Bank hinweg durch eine dunkle Bahn von Baumkronen tat sich frisch und leuchtend eine tiefe Ferne auf, ein Tal voll von Gebüsch und Weidenwuchs, der gekrümmte Fluß blaugrün funkelnd, und ganz ferne verlorene Hügelzüge weit bis in die Unendlichkeit.

Veraguth deutete hinab.

„Das werde ich malen, sobald die Buchen anfangen farbig zu werden. Und auf die Bank setze ich Pierre in den Schatten, so daß man an seinem Kopf vorbei in das Tal dort hinunter sieht.“

Burkhardt schwieg und hörte seinem Freunde zu, im Herzen voll Mitleid. ‚Wie er mich anlügen will!‘ dachte er mit heimlichem Lächeln. ‚Wie er von Plänen und Arbeiten spricht! Früher tat er das nie.‘ Es sah aus, als wolle er sorgfältig alles herzählen, woran er etwa noch Freude hätte und was ihn noch mit dem Leben versöhnte. Der Freund kannte ihn und kam ihm nicht entgegen. Er wußte, es konnte nicht lange mehr dauern, bis Johann das in Jahren Gehäufte von sich werfen und sich von einem unerträglich gewordenen Schweigen erlösen würde. So ging er abwartend mit scheinbarer Gelassenheit nebenher, immerhin traurig verwundert, daß auch ein so überlegener Mensch im Unglück kindlich werde und mit verbundenen Augen und Händen durch die Dornen wandle.

Als sie nach Roßhalde zurückkamen und nach Pierre fragten, hörten sie, er sei mit Frau Veraguth nach der Stadt gefahren, um Herrn Albert abzuholen.

⁂

Albert Veraguth ging heftig im Klavierzimmer seiner Mutter auf und ab. Er schien auf den ersten Blick dem Vater ähnlich, weil er dessen Augen hatte, glich aber weit mehr der Mutter, die an den Flügel gelehnt stand und ihm mit zärtlich aufmerksamen Augen folgte. Als er wieder an ihr vorüber kam, hielt sie ihn an den Schultern fest und wandte sein Gesicht zu sich her. Über seine breite, bleiche Stirn hing ein Büschel blonden Haares herein, die Augen glühten in knabenhafter Erregung, und der hübsche volle Mund war zornig verzogen.

„Nein, Mama,“ rief er heftig und machte sich aus ihren Händen los, „du weißt, ich kann nicht zu ihm hinüber gehen. Das wäre eine ganz sinnlose Komödie. Er weiß, daß ich ihn hasse, und er selber haßt mich auch, du magst sagen was du willst.“

„Hassen!“ rief sie mit leiser Strenge. „Laß doch solche Worte, die alles verzerren! Er ist dein Vater, und es gab eine Zeit, wo er dich sehr lieb gehabt hat. Ich muß es dir verbieten, so zu reden.“

Albert blieb stehen und sah sie funkelnd an.

„Du kannst mir die Worte verbieten, gewiß, aber was wird dadurch anders? Soll ich ihm denn etwa dankbar sein? Er hat dir dein Leben verdorben und mir meine Heimat, er hat aus unserer schönen, frohen, prächtigen Roßhalde einen Ort voll Unbehagen und Widerwärtigkeit gemacht. Ich bin hier aufgewachsen, Mutter, und es gibt Zeiten, da träume ich jede Nacht von den alten Stuben und Gängen hier, von Garten und Stall und Taubenschlag. Ich habe keine andere Heimat, die ich lieben und von der ich träumen und nach der ich Heimweh haben kann. Und nun muß ich an fremden Orten leben und kann nicht einmal in den Ferien einen Freund hierher mitbringen, damit er nicht sieht, was für ein Leben wir hier führen! Und jeder, der mich kennen lernt und meinen Namen hört, stimmt sogleich ein Loblied auf meinen berühmten Vater an. Ach Mutter, ich wollte wir hätten lieber gar keinen Vater und keine Roßhalde und wären arme Leute, und du müßtest nähen oder Stunden geben und ich dir Geld verdienen helfen.“

Die Mutter ging ihm nach und nötigte ihn in einen Sessel, setzte sich auf seine Knie und strich ihm die verschobenen Haare zurecht.

„So,“ sagte sie mit ihrer ruhigen, tiefen

Stimme, deren Ton ihm Heimat und Hort bedeutete, „so, nun hast du mir ja alles gesagt. Es ist manchmal ganz gut, sich auszusprechen. Man muß die Dinge kennen, die man zu ertragen hat. Aber man muß das, was weh tut, nicht aufwühlen, Kind. Du bist jetzt schon so groß wie ich und bist bald ein Mann, und darauf freue ich mich. Du bist mein Kind und sollst es bleiben, aber sieh, ich bin viel allein und habe allerlei Sorgen, da brauche ich auch einen richtigen, männlichen Freund, und der sollst du sein. Du sollst mit mir vierhändig spielen und mit mir im Garten gehen und nach Pierre sehen, wir wollen schöne Ferien miteinander haben. Aber du sollst nicht Lärm machen und es mir noch schwerer machen, sonst muß ich denken, du seiest eben doch noch ein halber Knabe und es werde noch lange dauern, bis ich endlich einen klugen Freund bekomme, den ich doch so gerne hätte."

„Ja, Mutter, ja. Aber muß man denn immerzu über alles schweigen, was einen unglücklich macht?"

„Es ist das Beste, Albert. Es ist nicht leicht, und von Kindern darf man es nicht verlangen. Aber es ist das Beste. — Wollen wir jetzt etwas spielen?"

„Ja, gerne. Beethoven, die zweite Symphonie — magst du?"

Sie hatten kaum zu spielen begonnen, so ging sachte die Türe auf, und Pierre glitt herein, setzte sich auf einen Schemel und hörte zu. Nachdenklich sah er dabei seinen Bruder an, seinen Nacken mit dem seidenen Sportskragen, seinen im Rhythmus der Musik bewegten Haarschopf und seine Hände. Jetzt, da er seine Augen nicht sah, fiel ihm Alberts große Ähnlichkeit mit der Mutter auf.

„Gefällt es dir?" fragte Albert während einer Pause. Pierre nickte nur, ging aber gleich darauf wieder still aus dem Zimmer. In Alberts Frage hatte er etwas von dem Tone gespürt, in welchem nach seiner Erfahrung die meisten Erwachsenen zu Kindern redeten und dessen verlogene Freundlichkeit und unbeholfene Überheblichkeit er nicht leiden mochte. Der große Bruder war ihm willkommen, er hatte ihn sogar mit Spannung erwartet und ihn drunten am Bahnhof mit großer Freude begrüßt. Auf diesen Ton aber gedachte er nicht einzugehen.

Mittlerweile warteten Veraguth und Burkhardt im Atelier auf Albert, Burkhardt mit unverhehlter Neugierde, der Maler in nervöser Verlegenheit. Die flüchtige Fröhlichkeit und Plauderlust war plötzlich von ihm abgefallen, als er Alberts Ankunft erfuhr.

„Kommt er denn unerwartet?" fragte Otto.

„Nein, ich glaube nicht. Ich wußte, daß er dieser Tage kommen sollte."

Veraguth kramte aus einer Plunderschachtel ältere Photographien heraus. Er suchte ein Knabenbildnis hervor und hielt es vergleichend neben eine Photographie von Pierre.

„Das war Albert, genau in gleichem Alter wie jetzt der Kleine ist. Erinnerst du dich an ihn?"

„O, ganz gut. Das Bild ist sehr ähnlich. Er hat viel von deiner Frau."

„Mehr als Pierre?"

„Ja, viel mehr. Pierre hat weder deinen Typ noch den seiner Mutter. Da kommt er übrigens. Oder sollte das Albert sein? Nein, unmöglich."

Man hörte leichte kleine Tritte vor der Türe über die Fliesen und über das Scharreisen gehen, die Türklinke ward berührt und nach einem kleinen Zögern niedergedrückt, und Pierre trat herein, mit seinem fragend freundlichen Blick schnell spähend, ob er willkommen sei.

„Wo ist denn Albert?" fragte der Vater.

„Bei der Mama. Sie spielen miteinander Klavier."

„Ach so, er spielt Klavier."

„Bist du ärgerlich, Papa?"

„Nein, Pierre, es ist hübsch, daß du gekommen bist. Erzähl' uns etwas!"

Der Knabe sah die Photographien daliegen und griff danach.

„O, das bin ich! Und das da? Soll das Albert sein?"

„Ja, das ist Albert. So hat er ausgesehen, als er gerade so alt war wie du jetzt bist."

„Da war ich noch nicht auf der Welt. Und jetzt ist er groß geworden und Robert sagt schon Herr Albert zu ihm."

„Willst du auch einmal groß werden?"

„Ja, ich will schon. Wenn man groß ist, darf man Pferde haben und Reisen

machen, das möchte ich auch. Und dann darf mich niemand mehr kleiner Junge heißen und in die Backen kneifen. Aber eigentlich will ich doch nicht groß werden. Die alten Leute sind oft so unangenehm. Albert ist auch schon ganz anders geworden. Und wenn die alten Leute immer älter werden, dann sterben sie zuletzt. Ich möchte lieber so bleiben wie ich bin, und manchmal möchte ich fliegen können und mit den Vögeln hoch droben um die Bäume her fliegen und zwischen die Wolken hinein. Da würde ich alle Leute auslachen."

„Mich auch, Pierre?"

„Manchmal, Papa. Die alten Leute sind alle manchmal so komisch. Mama nicht so sehr. Mama liegt hie und da in einem langen Stuhl im Garten und tut gar nichts als in das Gras hinein sehen, und dann hängen ihre Hände herunter, und sie ist ganz ruhig und ein wenig traurig. Es ist hübsch, wenn man nicht immerzu etwas tun muß."

„Möchtest du denn gar nichts werden? Baumeister, oder Gärtner, oder vielleicht Maler?"

„Nein, ich mag nicht. Ein Gärtner ist schon da, und ein Haus habe ich ja auch schon. Ich möchte ganz andere Sachen tun können. Ich möchte das verstehen, was die Rotkehlchen zu einander sagen. Und ich möchte auch einmal sehen, wie es die Bäume machen, daß sie mit ihren Wurzeln Wasser trinken und so groß werden können. Ich glaube, das weiß gar niemand richtig. Der Lehrer weiß eine Menge, aber lauter langweilige Sachen."

Er hatte sich auf Otto Burkhardts Knie gesetzt und spielte mit seiner Gürtelschnalle.

„Viele Dinge kann man nicht wissen," sagte Burkhardt freundlich. „Vieles kann man nur sehen und muß damit zufrieden sein, daß es so hübsch ist. Wenn du einmal zu mir nach Indien kommst, da fährst du viele Tage lang immer auf einem großen Schiff, und vor dem Schiffe her tauchen lauter kleine Fische auf, die haben kleine gläserne Flügel und können fliegen. Und manchmal kommen auch Vögel, die sind furchtbar weit von fremden Inseln her geflogen und sind ganz müde und setzen sich auf das Schiff und sind verwundert, daß da so viele fremde Leute auf dem Meer herum fahren. Die möchten uns auch gerne verstehen und uns fragen, wo wir herkommen und wie wir heißen, aber es geht nicht, und da sieht man sich eben in die Augen und nickt mit dem Kopf, und wenn der Vogel ausgeruht hat, dann schüttelt er sich und fliegt wieder übers Meer."

„Weiß man denn gar nicht, wie diese Vögel heißen?"

„O doch, das weiß man schon. Aber es sind Namen, die ihnen die Menschen gegeben haben, und wie sie selber zueinander sagen, das kann man nicht wissen."

„Onkel Burkhardt kann fein erzählen, Papa. Ich möchte auch einen Freund haben. Albert ist schon zu groß. Die meisten Menschen verstehen ja gar nicht recht, was man sagt und will, aber Onkel Burkhardt versteht mich gleich."

Ein Hausmädchen kam, den Kleinen abzuholen. Bald darauf war es Abendessenszeit, und die Herren gingen ins Haus. Veraguth war schweigsam und verstimmt. Im Speisezimmer trat ihm sein Sohn entgegen und gab ihm die Hand.

„Guten Tag, Papa."

„Guten Tag, Albert. Bist du gut gereist?"

„Danke, ja. Guten Abend, Herr Burkhardt."

Der junge Mann war sehr kühl und korrekt. Er führte seine Mutter zu Tisch. Man aß, und das Gespräch ging fast nur zwischen Burkhardt und der Hausfrau. Es kam die Rede auf Musik.

„Darf ich fragen," wandte sich Burkhardt an Albert, „welche Art von Musik Sie besonders lieben? Allerdings bin ich da längst nicht mehr auf der Höhe und kenne die modernen Musiker wohl kaum dem Namen nach."

Der Jüngling blickte höflich auf und gab Auskunft.

„Das Allermodernste kenne ich auch nur vom Hörensagen. Ich gehöre keiner Richtung an und liebe alle Musik, wenn sie gut ist. Am meisten Bach, Gluck und Beethoven."

„O, die Klassiker. Von denen haben wir zu unserer Zeit eigentlich nur Beethoven näher gekannt. Von Gluck wußten wir überhaupt nichts. Wir hielten alle stramm zu Wagner, müssen Sie wissen. Weißt du noch, Johann, wie wir zum erstenmal den ‚Tristan' hörten? Das war ein Rausch!"

Veraguth lächelte unfroh.

„Alte Schule!“ rief er etwas hart. „Wagner ist abgetan. Oder nicht, Albert?“

„O, im Gegenteil, er wird ja auf allen Theatern gespielt. Aber ich habe darüber kein Urteil.“

„Mögen Sie Wagner nicht?“

„Ich kenne ihn zuwenig, Herr Burkhardt. Ich komme sehr selten ins Theater. Mich interessiert nur die reine Musik, nicht die Oper.“

„Na, aber das Meistersingervorspiel! Das kennen Sie gewiß. Taugt das auch nichts?“

Albert biß sich auf die Lippen und besann sich einen Augenblick, ehe er antwortete.

„Ich kann wirklich darüber nicht urteilen. Es ist — wie soll ich sagen? — romantische Musik, und für die fehlt es mir an Interesse.“

Veraguth schnitt eine Grimasse.

„Nimmst du Landwein?“ fragte er ablenkend.

„Danke, ja.“

„Und du, Albert? Ein Glas Roten?“

„Danke, Papa, lieber nicht.“

„Bist du Abstinent geworden?“

„Nein, durchaus nicht. Aber Wein bekommt mir nicht, ich möchte lieber darauf verzichten.“

„Na, gut. Aber wir wollen anstoßen, Otto, Prosit!“

Er trank das Glas mit einem raschen Schluck halb aus.

Albert spielte die Rolle des wohlerzogenen Jungen weiter, der zwar ganz bestimmte Ansichten hat, sie aber bescheiden für sich behält, und der älteren Leuten das Wort läßt, nicht um zu lernen, sondern um seine Ruhe zu haben. Die Rolle paßte schlecht zu ihm, so daß auch er sich bald äußerst unbehaglich fühlte. Er wollte seinem Vater, den er nach Möglichkeit zu ignorieren gewohnt war, durchaus keinen Anlaß zu Auseinandersetzungen geben.

Burkhardt schwieg beobachtend, und so war niemand übrig, der das frostig versiegte Tischgespräch mit gutem Willen wieder aufgenommen hätte. Man beeilte sich mit dem Essen, bediente einander mit höflicher Umständlichkeit, spielte befangen mit den Dessertlöffeln und wartete in kläglicher Nüchternheit auf den Augenblick des Aufstehens und Auseinandergehens. Erst in dieser Stunde fühlte Otto Burkhardt bis ins Innerste die Vereinsamung und hoffnungslose Kälte, in der seines Freundes Ehe und Leben erstarrt und verkümmert war. Er blickte flüchtig zu ihm hinüber, sah ihn verdrossen mit schlaffem Gesicht auf die kaum berührten Speisen starren und erkannte in seinem Blick, dem er eine Sekunde begegnete, eine flehende Scham über die Enthüllung seines Zustandes.

Es war ein betrübter Anblick, und plötzlich schienen das lieblose Schweigen, die verlegene Kälte und humorlose Gezwungenheit dieser Tafelstunde laut Veraguths Schande zu verkündigen. In diesem Augenblick fühlte Otto, daß jeder weitere Tag seines Hierbleibens nur eine widerwärtige Verlängerung dieser beschämenden Zuschauerschaft und zur Qual für den Freund werden würde, der nur noch mit Ekel den Schein aufrechterhielt und nicht die Kraft und Laune mehr aufbrachte, sein Elend vor dem Zuschauer zu beschönigen. Hier galt es, ein Ende zu machen.

Kaum hatte sich Frau Veraguth erhoben, so schob ihr Mann seinen Sessel zurück.

„Ich bin so müde, daß ich mich zu entschuldigen bitte. Laßt euch nicht stören!“

Er ging hinaus und vergaß, die Tür hinter sich zuzuziehen. Otto hörte ihn langsam mit schweren Schritten durch den Gang und die knarrende Treppe hinab davongehen.

Burkhardt schloß die Tür und begleitete die Hausfrau in den Salon, wo der Flügel noch offen stand und der abendliche Wind in den aufgelegten Noten blätterte.

„Ich hatte Sie bitten wollen, etwas zu spielen,“ sagte er befangen. „Aber mir scheint, Ihr Mann ist nicht recht wohl, er hat den ganzen Mittag in der Sonne gearbeitet. Wenn Sie erlauben, leiste ich ihm noch ein Stündchen Gesellschaft.“

Frau Veraguth nickte ernsthaft und suchte ihn nicht zu halten. Er empfahl sich und ging, von Albert bis zur Treppe begleitet.

⌘ ⌘ ⌘

Die Dämmerung hatte begonnen, als Otto Burkhardt aus der schon vom großen Leuchter erhellten Hausflur trat und sich von Albert verabschiedete. Unter den Kastanien blieb er stehen, sog durstig die zart gekühlte, laubduftende Abendluft ein und

wischte sich große Schweißtropfen von der Stirne. Wenn er seinem Freunde ein wenig helfen konnte, mußte es in dieser Stunde geschehen.

Im Atelierhaus war kein Licht, und er fand den Maler weder in der Werkstatt noch in den Nebenräumen. Er öffnete die Türe gegen den Weiher und ging suchend mit leisen Schritten rund um das Haus. Da sah er ihn sitzen, in dem Rohrstuhl, in dem er ihn heute gemalt hatte, die Ellbogen aufgestützt und das Gesicht in den Händen, so ruhig als schliefe er.

„Johann!" rief er leise, trat zu ihm und legte ihm die Hand auf den gebeugten Kopf.

Es kam keine Antwort. Er blieb stehen, schwieg und wartete und streichelte dem in Müdigkeit und Leid Versunkenen das kurze, grobe Haar. In den Bäumen ging der Wind, sonst war es still und abendfriedlich. Minuten vergingen. Da kam plötzlich vom Herrenhause her durch die Dämmerung eine breite Klangwoge geschwollen, ein voller, lang ausgehaltener Akkord, und wieder einer. Es war der erste Takt einer vierhändigen Klaviersonate.

Da hob der Maler den Kopf, schüttelte die Hand seines Freundes sanft von sich und stand auf. Er sah Burkhardt still aus müden, trockenen Augen an, versuchte ein Lächeln aufzubringen und ließ davon wieder ab, indem seine starren Züge erschlafften.

„Wir wollen hineingehen," sagte er mit einer Gebärde, als suche er die von drüben heranflutende Musik von sich abzuwehren.

Er ging voran. Bei der Türe zum Atelier blieb er stehen.

„Ich denke, wir werden dich wohl nimmer lange hier haben?"

‚Wie er alles fühlt,' dachte Burkhardt. Mit beherrschter Stimme sagte er: „Es kommt ja auf einen Tag nicht an. Ich denke, ich reise übermorgen."

Veraguth tastete nach den Drückern. Mit einem feinen Metallton strahlten alle Lichter der Werkstatt blendend auf.

„Dann wollen wir noch eine schöne Flasche Wein miteinander trinken."

Er schellte nach Robert und gab ihm Aufträge. Mitten im Atelier stand Burkhardts neues Porträt, nahezu fertig. Sie standen davor und sahen es an, während Robert Tisch und Stühle rückte, Wein und Eis herbeitrug, Zigarren und Aschenschalen aufsetzte.

„Es ist gut, Robert, Sie können ausgehen. Morgen nicht wecken! Lassen Sie uns jetzt allein!"

Sie setzten sich und stießen miteinander an. Unruhig rückte der Maler im Sessel, stand wieder auf und drehte die Hälfte der Lichter wieder aus. Dann ließ er sich schwer in den Stuhl fallen.

„Das Bild ist nicht ganz fertig geworden," fing er an. „Nimm dir eine Zigarre! Es wäre nicht schlecht geworden, aber schließlich liegt nicht soviel daran. Und man sieht sich ja wieder."

Er suchte sich eine Zigarre aus, schnitt sie bedächtig an, drehte sie zwischen nervösen Fingern und legte sie wieder weg.

„Du hast es diesmal hier nicht gerade glänzend getroffen, Otto. Es tut mir leid."

Seine Stimme brach plötzlich, er sank vornüber, griff nach Burkhardts Händen und nahm sie fest in seine.

„Du weißt ja jetzt alles," stöhnte er müde, und ein paar Tränen fielen auf Ottos Hand. Allein er wollte sich nicht gehen lassen. Er richtete sich wieder auf, zwang seine Stimme zur Ruhe und sagte verlegen: „Entschuldige! Wir wollen einen Schluck trinken! Rauchst du nicht?"

Burkhardt nahm eine Zigarre.

„Armer Kerl!"

Sie tranken und rauchten in friedlichem Schweigen, sie sahen das Licht in den geschliffenen Glaskelchen blitzen und in dem goldenen Weine wärmer leuchten, sahen den blauen Rauch unentschlossen durch den weiten Raum schwanken und sich in launische Fäden verschnörkeln, und sahen einander zuweilen an, mit gelösten, offenen Blicken, die kaum der Sprache mehr bedurften. Es war, als sei schon alles gesagt.

Ein Nachtfalter strich surrend durch die Werkstatt und stieß drei-, viermal heftig mit einem dumpfen Schlag wider die Wände. Dann saß er still und betäubt, ein sammetgraues Dreieck, am Plafond.

„Kommst du im Herbst mit mir nach Indien?" fragte Burkhardt endlich zögernd.

Wieder war es lange still. Der Schmet-

terling begann langsam zu wandern. Grau und klein kroch er vorwärts, als habe er das Fliegen vergessen.

„Vielleicht,“ sagte Veraguth. „Vielleicht. Wir müssen ja noch miteinander reden.“

„Ja, Johann. Ich will dich nicht quälen. Aber ein wenig mußt du mir noch erzählen. Ich hatte nie erwartet, daß es zwischen dir und deiner Frau wieder gut werden würde, aber —“

„Es war ja von Anfang an nicht gut!“

„Nein. Aber es hat mich doch erschreckt, daß es soweit gekommen ist. So kann es ja nicht bleiben. Du gehst zugrunde.“

Veraguth lachte rauh. „Ich gehe nicht zugrunde, mein Junge. Im September stelle ich in Frankfurt zwölf neue Bilder aus.“

„Das ist schon gut. Aber wie lang soll das so gehen? Es ist ja sinnlos . . . Sag', Johann, warum hast du dich nicht von deiner Frau getrennt?“

„Das ist nicht so einfach . . . Ich will dir erzählen. Es ist besser, wenn du das Ganze einmal in der rechten Ordnung erfährst.“ Er nahm einen Schluck Wein und blieb vorgebeugt im Stuhle sitzen, während Otto sich weiter vom Tische zurückzog.

„Daß ich mit meiner Frau von Anfang an Schwierigkeiten hatte, weißt du ja. Es ging ein paar Jahre lang, nicht gut und nicht schlecht, und vielleicht wäre damals noch allerlei zu retten gewesen. Aber ich konnte meine Enttäuschung zuwenig verbergen, und ich verlangte von Adèle immer wieder gerade das, was sie nicht zu geben hatte. Schwung hat sie nie gehabt; sie war ernsthaft und schwerlebig, ich hätte das vorher wissen können. Sie konnte niemals fünf gerade sein lassen und sich mit Humor oder Leichtsinn über etwas Schweres weghelfen. Sie hatte meinen Ansprüchen und Launen, meiner ungestümen Sehnsucht und meiner schließlichen Enttäuschung nichts entgegenzusetzen als Schweigen und Geduld, eine rührende, stille, heldenhafte Geduld, die mich oft bewegte und mit der mir und ihr doch nicht geholfen war. War ich ärgerlich und unzufrieden, so schwieg sie und litt, und kam ich bald darauf mit dem Willen zu einem besseren Verständnis, bat ich sie um Verzeihung oder suchte ich sie in einer Stunde froher Laune mitzureißen, so ging es nicht, sie schwieg auch da und beharrte immer verschlossener in ihrem treuen, schwerfälligen Wesen. War ich bei ihr, so schwieg sie nachgiebig und ängstlich, sie nahm Zornausbrüche und lustige Stimmungen mit gleicher Gelassenheit hin, und war ich fort, so spielte sie für sich allein Klavier und dachte an ihre Mädchenzeit. So kam ich immer tiefer ins Unrecht und hatte schließlich eben auch nichts mehr zu geben und mitzuteilen. Ich fing an fleißig zu werden und habe so allmählich gelernt, mich in die Arbeit wie in eine Burg zu verschanzen.“

Offenbar gab er sich Mühe, ruhig zu bleiben. Er wollte erzählen, nicht anklagen, aber hinter den Worten stand fühlbar eben doch die Anklage, mindestens die Klage über die Zerstörung seines Lebens, über die Enttäuschung seiner Jugenderwartung und über die lebenslange Verurteilung zu einem halben, freudlosen, dem Innersten seiner Natur widersprechenden Dasein.

„Schon damals dachte ich zuweilen daran, die Ehe wieder aufzulösen. Aber das war nicht so einfach. Ich war an Stillsitzen und Arbeit gewöhnt und schreckte immer wieder vor dem Gedanken an Gerichte und Anwälte, vor dem Abreißen aller kleinen täglichen Lebensgewohnheiten zurück. Wenn mir damals eine neue Liebe in den Weg gekommen wäre, hätte ich den Entschluß leicht gefunden. Aber es zeigte sich, daß auch meine eigene Natur schwerfälliger war, als ich dachte. Ich verliebte mich mit einem gewissen wehmütigen Neid in hübsche junge Mädchen, aber es ging nie tief genug, und ich sah mehr und mehr, daß ich an keine Liebe mehr mich so weggeben könne wie an meine Malerei. Alles Verlangen nach Austoben und Selbstvergessen, jeder Wunsch und jedes Bedürfnis richtete sich dahin, und wirklich habe ich in diesen vielen Jahren keinen neuen Menschen in mein Leben aufgenommen, keine Frau und keinen Freund. Du begreifst, ich hätte ja jede Freundschaft mit dem Bekenntnis meiner Schande beginnen müssen.“

„Schande?!“ sagte Burkhardt leise mit einem Ton des Tadels.

„Gewiß Schande! So empfand ich es damals schon und das ist seither nicht anders geworden. Es ist eine Schande, unglücklich zu sein. Es ist eine Schande, sein Leben niemand zeigen zu dürfen, etwas ver-

bergen und bemänteln zu müssen. Genug davon! Ich will dir erzählen."

Er starrte finster in sein Weinglas, warf die erloschene Zigarre weg und fuhr fort.

„Inzwischen war Albert ein paar Jahre alt geworden. Wir hatten ihn beide sehr lieb, die Gespräche über ihn und die Sorgen um ihn hielten uns beisammen. Erst als er sieben Jahre alt war, begann ich eifersüchtig zu werden und um ihn zu kämpfen — genau so, wie ich jetzt mit ihr um Pierre kämpfe! Ich sah plötzlich, daß der kleine Junge mir unentbehrlich lieb geworden war, und ich habe mehrere Jahre lang mit beständiger Angst zugesehen, wie er ganz langsam kühler gegen mich wurde und mehr und mehr zur Mutter hielt.

„Da wurde er bedenklich krank, und in jener Zeit der Sorge um das Kind sank alles andere für eine Weile unter, und wir lebten eine Zeit lang so einmütig wie nie zuvor. Aus dieser Zeit stammt Pierre.

„Seit der kleine Pierre auf der Welt ist, hat er alles besessen, was ich an Liebe irgend geben konnte. Ich ließ mir Adèle wieder entgleiten, ich ließ es geschehen, daß Albert nach seiner Genesung sich immer enger an meine Frau schloß, daß er ihr Vertrauter gegen mich und allmählich mein Feind wurde, bis ich ihn aus dem Hause entfernen mußte. Ich hatte auf alles verzichtet, ich war ganz arm und anspruchslos geworden, ich hatte mir auch das Schelten und Herrschen im Hause abgewöhnt und hatte nichts dagegen, im eigenen Haus nur ein geduldeter Gast zu sein. Ich wollte nichts für mich retten als meinen kleinen Pierre, und als das Zusammenleben mit Albert und der ganze Zustand im Hause unerträglich geworden waren, da habe ich Adèle die Scheidung angeboten.

„Ich wollte Pierre bei mir behalten. Alles andere konnte sie haben: sie konnte mit Albert zusammen bleiben, sie konnte die Roßhalde behalten und die Hälfte von meinen Einnahmen, meinetwegen auch mehr. Aber sie wollte nicht. Sie wollte gern in die Scheidung willigen und nur das Notwendigste von mir annehmen, sich aber nicht von Pierre trennen. Das war unser letzter Streit. Noch einmal versuchte ich alles, um mir meinen Rest von Glück zu retten; ich bat und versprach, ich habe mich gebückt und gedemütigt, ich habe gedroht und geweint und schließlich getobt, aber alles vergebens. Sie willigte sogar darein, daß Albert weggegeben werde. Es zeigte sich plötzlich, daß diese stille, geduldige Frau keinen Finger breit nachzugeben gesonnen war; sie fühlte ihre Macht sehr deutlich und war mir überlegen. Damals haßte ich sie geradezu, und etwas davon ist immer hängen geblieben.

„Da ließ ich den Maurer kommen und habe mir die kleine Wohnung hier angebaut, und hier wohne ich seither und alles ist so, wie du es gesehen hast."

Burkhardt hatte nachdenklich zugehört und ihn nie unterbrochen, auch nicht in Augenblicken, wo Veraguth es zu erwarten, ja zu wünschen schien.

„Ich freue mich," sagte er vorsichtig, „daß du selber alles so klar siehst. Es ist alles ungefähr so, wie ich mir's gedacht hatte. Laß uns noch ein Wort darüber reden, es geht jetzt in einem hin! Seit ich hier bin, habe ich ja ebenso auf diese Stunde gewartet wie du. Nimm an, du hättest ein unangenehmes Geschwür, das dich quält und dessen du dich ein wenig schämst. Ich kenne es jetzt, und dir ist schon wohler, daß du es nimmer zu verheimlichen brauchst. Aber wir müssen damit nicht zufrieden sein, wir müssen zusehen, ob wir das Ding nicht aufschneiden und heilen können."

Der Maler sah ihn an, schüttelte schwerfällig den Kopf und lächelte: „Heilen? So etwas heilt nimmer. Aber schneide ruhig zu!"

Burkhardt nickte. Er wollte zuschneiden, er wollte diese Stunde nicht leer vorüber lassen.

„In deiner Erzählung ist eines mir unklar geblieben," sagte er nachdenklich. „Du sagst, du habest dich Pierres wegen nicht von deiner Frau scheiden lassen. Es ist die Frage, ob du sie nicht dazu hättest zwingen können, dir Pierre zu lassen. Wäret ihr vom Gericht geschieden worden, so hätte man dir doch wohl eines der Kinder zusprechen müssen. Hast du denn daran nie gedacht?"

„Nein, Otto, daran habe ich nie gedacht, daß ein Richter mit seiner Weisheit das wieder gut machen könnte, was ich verfehlt und versäumt habe. Es ist mir damit nicht gedient. Da meine persönliche Macht nicht



Sommer in Siebenbürgen (Büffelschwemme)

Gemälde von Prof. Karl Ziegler

ausreichte, meine Frau zum Verzicht auf den Jungen zu bewegen, blieb mir nichts übrig als zu warten, für wen Pierre selbst sich später einmal entscheiden werde."

„Es handelt sich ja einzig um Pierre. Wenn der nicht wäre, wärest du ohne Zweifel längst von deiner Frau geschieden und hättest doch noch ein Glück in der Welt gefunden oder wenigstens ein klares, vernünftiges, freies Leben. Statt dessen bist du in einem Wirrwarr von Kompromissen, Opfern und kleinen Notbehelfen eingeklemmt, in denen ein Mensch wie du ersticken muß."

Veraguth stürzte hastig ein Glas Wein hinunter. „Du redest immer von Ersticken und Zugrundegehen! Du siehst doch, ich lebe und arbeite, und der Teufel soll mich holen, wenn ich mich unterkriegen lasse."

Otto achtete nicht auf seine Gereiztheit. Mit leiser Eindringlichkeit fuhr er fort: „Verzeih, das stimmt nicht ganz. Du bist ein Mensch mit ungewöhnlichen Kräften, sonst hättest du diese Zustände überhaupt nicht solange ausgehalten. Wieviel sie dir geschadet und dich gealtert haben, spürst du selber, und es ist eine unnütze Eitelkeit, wenn du das vor mir nicht wahr haben willst. Ich glaube meinen eigenen Augen mehr als dir, und ich sehe, daß es dir miserabel geht. Deine Arbeit hält dich aufrecht, aber sie ist dir mehr Betäubung als Freude. Die Hälfte von deiner schönen Kraft verbrauchst du in Entbehrung und in kleinen täglichen Widerständen. Was bestenfalls dabei herauskommt, ist nicht Glück, sondern Resignation. Und dazu, mein Junge, bist du mir zu gut."

„Resignation? Das mag sein. Es geht auch andern so. Wer ist glücklich?"

„Glücklich ist, wer hofft!" rief Burkhardt nachdrücklich. „Was hast du zu hoffen? Nicht einmal äußere Erfolge, Ehren und Geld; von dem allem hast du mehr als genug. Mensch, du weißt ja gar nimmer, was Leben und Freude ist! Du bist zufrieden, weil du nimmer hoffst! Ich begreife das, meinetwegen, aber es ist ein scheußlicher Zustand, Johann, es ist ein übles Geschwür, und wer so eins hat und es nicht aufzuschneiden vermag, der ist ein Feigling."

Er war warm geworden und ging in heftiger Bewegung auf und ab, und während er mit gespannten Kräften seinen Plan verfolgte, sah ihn aus der Tiefe der Erinnerung Veraguths Knabengesicht an, und es schwebte ihm das Bild einer Szene vor, da er einst ähnlich wie heut mit ihm gestritten hatte. Aufblickend sah er des Freundes Gesicht, er saß zusammengesunken und blickte vor sich nieder. Nichts von den Zügen des Knabenkopfes war mehr vorhanden. Da saß er, den er mit Absicht einen Feigling geheißen, an dessen einst so peinliche Empfindlichkeit er gerührt hatte, und wehrte sich nicht.

Er rief nur in bitterer Schwäche: „Nur zu! Du brauchst mich nicht zu schonen. Du hast gesehen, in was für einem Käfig ich lebe, nun kannst du ja ohne Sorge mit dem Stock hereindeuten und mir meine Schande vorhalten. Ich wehre mich nicht, ich werde nicht einmal böse."

Otto blieb vor ihm stehen. Er tat ihm so leid, aber er bezwang sich und sagte scharf: „Du sollst aber böse werden! Du sollst mich hinauswerfen und mir die Freundschaft aufsagen, oder du sollst zugeben, daß ich recht habe."

Auch der Maler stand nun auf, aber schlaff und ohne Frische.

„Also, du hast recht, wenn dir daran liegt," sagte er müde. „Du hast mich überschätzt, ich bin nimmer so jung und nimmer so leicht zu beleidigen. Ich habe auch nicht soviel Freunde, daß ich damit Verschwendung treiben könnte. Ich habe nur dich. Setz dich her und trinke noch ein Glas Wein, er ist gut. Du kriegst in Indien keinen solchen, und vielleicht findest du dort auch nicht viele Freunde, die sich soviel Dickköpfigkeit von dir gefallen lassen."

Burkhardt schlug ihm leicht auf die Schulter und sagte beinahe ärgerlich: „Junge, wir wollen doch jetzt nicht sentimental sein — gerade jetzt nicht! Sag mir, was du an mir zu tadeln hast, und dann wollen wir fortfahren."

„O, ich habe nichts an dir zu tadeln! Du bist ein tadelloser Kerl, Otto, ohne Zweifel. Du siehst mir seit bald zwanzig Jahren zu, wie ich untersinke, du siehst mit Freundschaft und vielleicht mit Bedauern zu, wie ich allmählich im Sumpf verschwinde, und du hast nie etwas gesagt und mich nie dadurch gedemütigt, daß du mir etwa Hilfe anbotest. Du hast zugesehen,

wie ich jahrelang jeden Tag Zyankali mit mir herumtrug, und du hast mit edler Befriedigung bemerkt, daß ich es nie geschluckt und schließlich weggeworfen habe. Und jetzt, wo ich so tief im Dreck sitze, daß ich nimmer heraus kann, jetzt stehst du da und hast zu tadeln und zu mahnen . . ."

Er starrte mit geröteten, heißen Augen trostlos vor sich hin, und erst jetzt, da Burkhardt sich ein neues Glas Wein einschenken wollte und nichts mehr in der Flasche fand, bemerkte er, daß er die Flasche in der kurzen Zeit allein geleert hatte. Der Maler folgte dem Blick des Freundes und lachte grell. „O, entschuldige!" rief er heftig. „Ja, ich bin ein wenig betrunken, du darfst nicht vergessen, mir auch das anzurechnen. Es passiert mir alle paar Monate einmal, daß ich aus Versehen einen kleinen Rausch trinke — zur Anregung, weißt du . . ."

Er legte dem Freunde beide Hände schwer auf die Schultern und sagte mit plötzlich erschlaffter, hoher Stimme klagend: „Sieh, mein Junge, das Zyankali und der Wein und das alles wären entbehrlich gewesen, wenn jemand mir ein bißchen hätte helfen wollen! Du, warum hast du mich soweit kommen lassen, daß ich jetzt um ein bißchen Nachsicht und Liebe bitten muß wie ein Bettler? Adèle hat mich nicht ertragen, Albert ist von mir abgefallen, Pierre wird mich auch einmal verlassen — und du bist danebengestanden und hast zugesehen. Hast du denn nichts tun können? Hast du mir gar nicht helfen können?"

Des Malers Stimme brach, und er sank in den Stuhl zurück. Burkhardt war todesblaß geworden. Es stand ja viel schlimmer, als er gedacht hatte! Daß dieser stolze, harte Mensch durch ein paar Gläser Wein zum zynischen Geständnis seines heimlichen Makels und Elends verführt werden konnte!

Er stand neben Veraguth und sprach ihm leise ins Ohr wie einem Kinde, das man trösten muß. „Ich helfe dir, Johann, du kannst mir glauben, ich helfe dir. Ich war ja ein Esel, ich war ja so dumm! Sieh, es wird noch alles gut, verlaß dich drauf!"

Er erinnerte sich seltener Anlässe aus der Jugendzeit, bei welchen sein Freund in Zuständen großer Nervosität die Herrschaft über sich verloren hatte. Mit wunderlicher Deutlichkeit stand ein solches Erlebnis, das tief in seinem Gedächtnis geschlummert hatte, jetzt wieder vor ihm auf. Johann verkehrte damals mit einer hübschen Malschülerin, Otto hatte sich wegwerfend über sie ausgesprochen, und Veraguth hatte ihm in der heftigsten Weise die Freundschaft aufgesagt. Auch damals hatte der Maler sich an einer geringen Menge Weines unverhältnismäßig erhitzt, auch damals hatte er die roten Augen bekommen und die Gewalt über seine Stimme verloren. Es ergriff den Freund sonderbar, vergessene Züge einer scheinbar wolkenlosen Vergangenheit so seltsam wiederkehren zu sehen, und wieder wie damals erschreckte ihn der plötzlich enthüllte Abgrund von innerer Vereinsamung und seelischer Selbstpeinigung in Veraguths Leben. Das war ohne Zweifel jenes Geheimnis, von dem Johann je und je in Andeutungen gesprochen und das er in jedes großen Künstlers Seele verborgen vermutet hatte. Daher also kam diesem Manne der unheimlich unersättliche Drang, zu schaffen und die Welt zu jeder Stunde neu mit seinen Sinnen zu erfassen und zu überwältigen. Daher kam schließlich auch die sonderbare Traurigkeit, mit welcher häufig seine großen Kunstwerke den stillen Beschauer erfüllen konnten.

Es war, als habe Otto seinen Freund bis zur Stunde nie ganz verstanden. Nun sah er tief in den dunkeln Brunnen, aus dem Johanns Seele sich mit Kräften und mit Leiden sättigte. Und zugleich empfand er einen tiefen, freudigen Trost darüber, daß er es war, der alte Freund, dem sich der Leidende eröffnet, den er angeklagt, den er um Hilfe gebeten hatte.

Veraguth schien nicht mehr zu wissen, was er gesagt hatte. Er ruhte besänftigt wie ein Kind, das sich ausgetobt hat, und schließlich sagte er mit klarer Stimme: „Du hast diesmal kein Glück mit mir. Es kommt alles nur davon her, daß ich in der letzten Zeit nicht meine tägliche Arbeit gehabt habe. Es ist eine Nervenverstimmung. Ich vertrage die guten Tage nicht."

Und als Burkhardt ihn daran hindern wollte, die zweite Flasche zu öffnen, meinte er: „Ich könnte jetzt doch nicht schlafen. Weiß Gott, woher ich so nervös bin! Na, laß uns noch ein bißchen zechen, du warst doch früher darin nicht so spröde. — Ah,

du meinst, wegen meiner Nerven! Ich werde sie schon wieder in Ordnung bringen, darin habe ich Erfahrung. Ich werde in der nächsten Zeit jeden Morgen um sechs an die Arbeit gehen und jeden Abend eine Stunde reiten."

So blieben die Freunde bis gegen Mitternacht beieinander. Johann wühlte plaudernd in Erinnerungen der alten Zeit, Otto hörte zu und sah mit beinahe widerwilligem Vergnügen eine blanke, fröhlich spiegelnde Oberfläche sich beruhigt schließen, wo er eben noch in aufgerissene dunkle Gründe geblickt hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Andern Tages begegnete Burkhardt dem Maler mit Befangenheit. Er war darauf gefaßt, den Freund verwandelt und statt der gestrigen Erregtheit spöttische Kühle und abwehrende Scham zu finden. Statt dessen kam ihm Johann mit stillem Ernst entgegen.

„Also morgen reisest du," sagte er freundlich. „Es ist gut, und ich danke dir für alles. Übrigens habe ich das von gestern abend nicht vergessen; wir haben noch miteinander zu reden."

Zweifelnd ging Otto darauf ein. „Meinetwegen; aber ich will dich nicht wieder unnütz erregen. Wir haben vielleicht gestern allzu vieles umgerührt. Warum mußten wir auch bis zur letzten Stunde warten!"

Sie frühstückten im Atelier.

„Nein, es ist ganz gut so," sagte Johann bestimmt. „Es ist sehr gut so. Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt und alles noch einmal wiedergekäut, mußt du wissen. Ja, du hast vieles umgerührt und beinah mehr, als ich ertragen konnte. Du mußt bedenken, ich habe in Jahren niemand gehabt, mit dem ich reden konnte. Aber es soll jetzt aufgeräumt und ausgefressen werden, sonst bin ich wirklich der Feigling, den du mich gestern geheißen hast."

„O, hat dir das weh getan? Laß gut sein!"

„Nein, du hattest beinahe recht, glaube ich. Ich möchte heut noch einen schönen, frohen Tag mit dir haben; wir fahren den Nachmittag zusammen aus, und ich zeige dir ein schönes Stück Land. Aber vorher muß da noch ein wenig aufgeräumt werden. Gestern fiel das alles so plötzlich über mich her, daß ich die Besinnung verlor. Aber jetzt habe ich alles bedacht. Ich glaube, ich verstehe jetzt, was du mir sagen wolltest."

Er sprach so ruhig und freundlich, daß Burkhardt seine Bedenken fallen ließ.

„Wenn du mich verstanden hast, ist ja alles gut und wir brauchen nicht wieder von vorn anzufangen. Du hast mir erzählt, wie alles zustande kam und wie es jetzt steht. Du hältst also deine Ehe und deinen Haushalt und deinen ganzen bisherigen Zustand nur darum aufrecht, weil du dich nicht von Pierre trennen willst. So ist es doch?"

„Ja, genau so ist es."

„Nun, und wie denkst du dir das Weitere? Mir scheint, du habest gestern angedeutet, daß du mit der Zeit auch Pierre zu verlieren fürchtest. Oder nicht?"

Veraguth seufzte schmerzlich und legte die Stirn in die Hand; aber er fuhr im gleichen Tone fort. „Vielleicht ist es so. Das ist der böse Punkt. Deine Meinung ist, ich solle auf den Knaben verzichten?"

„Ja, aber ja! Er kostet dich Jahre und Jahre des Kampfes mit deiner Frau, die ihn dir schwerlich lassen wird."

„Das ist möglich. Aber sieh, Otto, er ist das letzte, was ich habe! Ich sitze zwischen lauter Trümmern, und wenn ich heute stürbe, so würden sich, außer dir, höchstens ein paar Zeitungsschreiber darüber aufregen. Ich bin ein armer Mann, aber ich habe dieses Kind, ich habe doch immer noch diesen kleinen lieben Kerl, für den ich leben und den ich liebhaben darf, für den ich leide und bei dem ich in guten Stunden mich vergesse. Du mußt dir das richtig vorstellen! Und das soll ich weggeben!"

„Es ist nicht leicht, Johann. Es ist eine verfluchte Sache! Aber ich weiß keinen anderen Weg. Schau, du weißt gar nicht mehr, wie es draußen in der Welt aussieht, du sitzest verbohrt und vergraben in deine Arbeit und in deine verunglückte Ehe. Tu den Schritt und wirf einmal alles weg, so wirst du plötzlich die Welt wieder mit hundert schönen Dingen auf dich warten sehen. Du hausest seit langem mit Toten zusammen und hast den Anschluß ans Leben verloren. Du hängst an Pierre, und er ist ja ein reizender Kerl, gewiß; aber das ist doch nicht entscheidend. Sei einmal ein wenig grausam und besinne dich, ob der Junge dich wirklich braucht!"

„Ob er mich braucht . . .?"

„Ja. Was du ihm geben kannst, ist Liebe, Zärtlichkeit, Gefühl — das sind Dinge, von denen ein Kind meist weniger braucht, als wir Alten meinen. Und dafür wächst der Kleine in einem Hause auf, wo Vater und Mutter einander kaum mehr kennen, wo sie sogar seinetwegen eifersüchtig sind! Er wird nicht durch das gute Beispiel eines glücklichen, gesunden Hauses erzogen, er ist frühreif und wird ein Sonderling werden. — Und schließlich, verzeih, wird er eines Tages ja doch zwischen dir und der Mutter wählen müssen. Kannst du das nicht einsehen?"

„Vielleicht hast du recht. Du hast sogar bestimmt recht. Aber hier hört bei mir das Denken auf. Ich hänge an dem Kind und ich klammere mich an diese Liebe, weil ich seit langem keine andere Wärme und kein anderes Licht mehr kenne. Vielleicht wird er mich in ein paar Jahren im Stich lassen, vielleicht mich enttäuschen, vielleicht mich einmal hassen — wie Albert mich haßt, der als Vierzehnjähriger einmal mit einem Tischmesser nach mir geworfen hat. Aber es bleibt mir doch das, daß ich noch diese paar Jahre bei ihm sein und ihn lieben darf, daß ich seine kleinen Hände in meine nehmen und seine kleine helle Vogelstimme hören kann. Sage: muß ich das weggeben? Muß ich?"

Burkhardt zuckte schmerzlich die Achseln und runzelte die Stirn. „Du mußt, Johann," sagte er dann sehr leise. „Ich glaube, du mußt. Es muß nicht heute sein, aber bald. Du mußt alles, was du hast, wegwerfen und mußt dich von allem Vergangenen rein baden, sonst wirst du nie mehr ganz hell und frei in die Welt blicken können. Tu, was du magst, und wenn du den Schritt nicht tun kannst, so bleib hier und lebe dies Leben weiter — ich gehöre zu dir, auch dann, und bin für dich da, das weißt du. Aber es täte mir leid."

„Rate mir! Ich sehe lauter Dunkel."

„Ich will dir raten. Es ist jetzt Juli; im Herbst fahre ich nach Indien zurück. Vorher komme ich noch einmal zu dir, und ich hoffe, du wirst dann schon die Koffer bereit haben und mit mir reisen. Hast du dann deinen Entschluß gefaßt und Ja gesagt, dann desto besser! Findest du aber den Entschluß nicht, so komm für ein Jahr, oder meinetwegen für ein halbes Jahr mit mir, aus dieser Luft heraus. Du kannst bei mir malen und reiten, du kannst auch Tiger schießen oder dich in Malaiinnen verlieben — es gibt hübsche — auf alle Fälle bist du eine Weile weit von hier weg und kannst versuchen, ob es sich nicht so besser leben läßt. Was meinst du?"

Mit geschlossenen Augen wiegte der Maler seinen großen, struppigen Kopf mit dem bleichen Gesicht und dem eingezogenen Munde hin und her.

„Danke," rief er halb lächelnd. „Danke, es ist lieb von dir. Im Herbst werde ich dir sagen, ob ich mitkomme. Bitte, laß mir die Photographien da."

„Die kannst du haben . . . Aber — — kannst du nicht heut oder morgen schon dich wegen der Reise entschließen? Es wäre besser für dich."

Veraguth erhob sich. „Nein, du, das kann ich nicht. Wer weiß, was inzwischen geschieht! Ich bin seit Jahren niemals länger als für drei, vier Wochen ohne Pierre gewesen. Ich glaube, ich werde mit dir reisen, aber ich will jetzt nichts sagen, was mich reuen könnte."

„Nun, lassen wir es gut sein! Ich werde dir immer mitteilen, wo ich zu finden bin. Und wenn du eines Tages drei Worte telegraphierst, daß du mitkommst, so brauchst du der Reise wegen keinen Finger zu rühren. Das ist dann meine Sache. Von hier nimmst du nur Wäsche und Malzeug mit, aber reichlich, alles andere besorge ich nach Genua."

Veraguth umarmte ihn schweigend.

„Du hast mir geholfen, Otto, ich vergesse das nimmer. — Jetzt lasse ich den Wagen kommen, wir werden heute zu den Mahlzeiten nicht drüben erwartet. Und nun wollen wir gar nichts mehr tun als einen schönen Tag miteinander feiern, wie vorzeiten in den Sommerferien! Wir werden über Land fahren, ein paar hübsche Dörfer ansehen und im Wald liegen, wir werden Forellen essen und guten Landwein aus dicken Gläsern trinken. Was für ein Glanzwetter wir heut haben!"

„Es ist seit zehn Tagen nicht anders," lachte Burkhardt. Und auch Veraguth lachte.

„Ach, mir ist, die Sonne hätte schon lang nimmer so geschienen!"

(Schluß folgt)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier



Erich Schmidt. Von Dr. Paul Weiglin



Zu den Gedichten, die Erich Schmidt in seinen Kollegien mit Vorliebe zu rezitieren pflegte, gehörte das Heinesche „Bimini“, jener schwermütig-burleske Gesang von Juan Ponce de Leon und seiner Irrfahrt nach der Insel ewiger Jugend. Je weißer sein Haar sich färbte, desto tiefer empfand er die Tragik des närrischen Ritters, der schließlich in dem stillen Lande anlegt, wo unter schattigen Zypressen das gute Wasser Lethe fließt, im wahren Bimini.

In den Tagen, da diese Zeilen dem Leser zu Gesichte kommen, hätte Erich Schmidt seinen sechzigsten Geburtstag begehen können. Er ist einer Feier, die sicherlich auch dem Widerwilligen wenigstens aus dem Kreise treuer Freunde und begeisterter Schüler bereitet worden wäre, auf das entschiedenste entronnen und hat es so vermieden, sich selbst in der Rolle des Jubilars zu sehen. Wie die Dinge einmal lagen, meinte das Schicksal es gut mit ihm. Das tückische Alter hatte den anscheinend Ewigjungen mit seiner Krücke getroffen. Mit knurrigem Schmerz, unter Scham und Zorn hatte er seine Schläge empfunden. Er war nicht der Mann, mit dem grauen, zahnlosen Gespenst zu paktieren. Das Scheiden von der Jugend war für ihn bitterer als für andere, denn er war ihr aufs innigste verpflichtet. Sie hatte ihm zu dem äußeren Glanz der Erscheinung Ehren und Würden in einem Alter verliehen, wo andere noch mit der Mappe ins Kolleg wandern oder für ihre Dissertation Exzerpte sammeln, und wenn dieser unvergleichlich stürmische Aufstieg vor allem ein Zeugnis von der Stärke seines Talents war, so ist ihm doch auch das Glück treu zur Seite geschritten bis zuletzt, da ihm ein qualvoller Verfall, ein entsagungsreicher Abstieg von den sonnigen Höhen der Jugendlichkeit in die dunkeln Schatten des Alters erspart geblieben ist. Was Goethe von Winckelmann schrieb, gilt nun von ihm: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten.“

Als der Vierunddreißigjährige im Frühjahr 1887 den durch den frühen Tod seines Meisters und Freundes Wilhelm Scherer frei gewordenen Berliner Lehrstuhl bestieg, hatte ihn sein eiliger Weg über Würzburg, Straßburg, Wien an das jüngst erschlossene Goethe-Archiv nach Weimar geführt. Er hatte sich den Doktorhut mit einer Dissertation über die Minnesänger Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge verdient und dann nach dieser tüchtigen Pflichtarbeit des zünftigen Germanisten im XVIII. Jahrhundert angesiedelt, wohin sein Herz ihn zog. Er hatte den Anfängen des modernen Romans bei Richardson, Rousseau und Goethe nachgespürt, die Stürmer und Dränger Heinrich Leopold Wagner, Lenz und Klinger charakterisiert, die Kenntnis von Klopstocks Jugendlyrik gefördert und steckte mitten in der Arbeit an seinem „Lessing“, die, durch die Herausgabe des glücklichen Urfaust-Fundes und andere Goethe-Studien unterbrochen, 1891 zum Abschluß kam. Die Berliner Studenten von damals überfiel vor dieser Fülle der Gelehrsamkeit wie vor der mächtigen Erscheinung des Mannes ein atemraubender Respekt. Aber bald wandelte



Erich Schmidt
Aufnahme aus dem Atelier Rud. Dührkoop, Berlin

sich dieser Respekt in Verehrung, die Scheu in Liebe.

Uns Jüngeren ist es nicht anders ergangen. Als wir aus den ersten Semestern heraus waren und zu ahnen vermochten, mit welcher Meisterschaft Erich Schmidt den überreichen Stoff seiner großen Kollegien von Luther bis zu Heine und näher an die Gegenwart heran bändigte, waren auch wir zunächst im Bann eines dumpfen Staunens. Vor uns, hinter dem seiner ragenden Gestalt gemäß erhöhten Pult stand ein Mann, der in Auftreten und Sprechweise etwas Herrschendes hatte. Mit wohllautender, nicht umsonst durch Lewinskys Schule gegangener Stimme, die auch die Musik der vorüberziehenden Wachtparade übertönte, sprach er bestimmt und klar, Wichtiges, wo es angemessen schien, mit Pathos herausstreichend, Nebensächliches entschlossen beiseite schiebend. Er hatte, was auch Roosevelt verwundert bemerkte, etwas Offiziermäßiges, woran sich mancher nicht leicht gewöhnte und was erst schwand, wenn man ihn näher kennen lernte. So hoch er die gelehrte Tradition seiner eigenen Familie hielt, er selbst schien nichts zu haben von der vielbelächelten Weltfremdheit des deutschen Professors. Er war eine ungewöhnliche Erscheinung auf dem Katheder, und wer das erstemal zu ihm ging, um etwa über eine wissenschaftliche Arbeit mit ihm zu reden, kletterte mit schwerem Herzen die drei hohen Treppen zu seiner Wohnung empor. Ich weiß, wie tief ich mir meiner Unzulänglichkeit bewußt war, wie ich mich schämte, sie gerade vor ihm zu offenbaren. Aber ich fand einen gütigen und milden Mann, der den Schüchternen ermutigte, den Verirrten zurechtwies, bei anderer Gelegenheit wieder dem Geschickten auch wohl ein spornendes Löblein spendete. Wohl wußte er dem, den er als zudringlich oder faul erkannt hatte, mit unnahbarer Kühle zu begegnen, aber gegen den redlich sich Mühenden — und seine Arglosigkeit setzte das zunächst bei jedem voraus — nahm er nie die Miene des Olympiers an. Er konnte den begründeten Widerspruch des jüngsten Studenten ertragen. Er sah auch in ihm den Helfer am Bau der Wissenschaft, und der grüne Lehrling spürte, daß der Meister in ihm seinesgleichen wecken und ehren wollte.

Diese väterliche Güte erstreckte sich auch auf die Studentinnen, die heute noch bei seinem Kollegen Gustav Roethe in Acht und Bann erklärt sind. Man hat Erich Schmidt mit leichtem, aber auch mit boshaftem Spott den Damenprofessor genannt, weil er früh schon den Frauen seine Vorlesungen öffnete und sie in Scharen zu ihm strömten. Man sah einen Zusammenhang zwischen der gepflegten Erscheinung des Mannes, der den „Faust" nicht nur zu interpretieren, sondern auch zu deklamieren verstand, und diesem weiblichen Zulauf. Gewiß ist das richtig, aber man muß unterscheiden zwischen den Hörerinnen, für die es die Befriedigung eigner Eitelkeit war, zu den Füßen des großen Gelehrten zu sitzen, und jenen anderen, denen die Sache ernsthaft am Herzen lag. Die Studentinnen nach der Mode kannte er kaum oder gar nicht; die Studentinnen aus Beruf, die in sein Seminar oder in seine Sprechstunde kamen, behandelte er mit einem entzückenden Gemisch von Ritterlichkeit und professoraler Gravität. Vor ihren Arbeiten schwieg jede galante Regung. Er sagte vor versammelter Corona, was er als ungeschickt, unwissenschaftlich, geschmacklos zu tadeln hatte, aber nie kleidete er diesen Tadel in spöttische Worte oder übertrug ihn in Engherzigkeit vom einzelnen Fall auf das weibliche Studium im allgemeinen. Das Wort Schleiermachers an die Frau, daß sie sich gelüsten lassen solle nach der Männer Wissenschaft und Kunst, pflegte er mit Nachdruck zu zitieren.

Erich Schmidts Vater war ein bedeutender Zoologe auf Darwinscher Grundlage gewesen. So hatte der Sohn den Sinn für das Tatsächliche, den Jakob Minor den Kern seiner Begabung nannte, vielleicht ererbt im Blute. Behutsam ging er der Hypothese aus dem Wege. Aus einer Fülle einzelner und zuverlässiger Beobachtungen schuf er seine Werke. Auf den ersten Seiten seines „Lessing" hat er Methode und Ziel seiner Arbeit selber gekennzeichnet: „Hier soll Lessing der Mensch, der Dichter, der Forscher, nach den Geboten historischer Erkenntnis vor uns hintreten, die sich allerdings bescheidet, in die Geburt des Genies und die Geheimnisse der Individualität noch weniger eindringen zu können als in das Dämmerreich geistiger Konzeptionen, die aber, den seit Goethes großem Vorgang ausgebildeten Lehren treu, fragen will, was der einzelne seiner Familie, seiner Heimat, seinen Schulen, seinem Volk, seinem Jahrhundert dankt und was die freiere Entfaltung seiner Eigenart diesem Zeitalter zugebracht hat. Jener Heldenverehrung fremd, die ihren Blick nur auf einzelne Gipfel richtet, und fern von den unhistorisch denkenden Aristokraten, die am liebsten nur ein paar Kunstwerke größten Ranges zeitlos, ortlos, namenlos genössen, wollen wir doch auf eine Grad- und Wertmessung nicht verzichten." Er war sich der Grenzen seiner Methode bewußt. Er wollte nicht, wie Gottfried Keller von der Schererschen Germanistenschule schreibt, das Gras wachsen hören, aber die Rätsel poetischen Werdens lösen, soweit das eben an der Hand der Tatsachen und nach vernünftigen Schlüssen möglich war. Er hatte deshalb auch jene Andacht zum Kleinen, die Jakob Grimm als Philologentugend rühmt, er nannte sich gern einen Diener am Wort, aber er durfte darüber lachen, wenn ihn der Unverstand in das Pack der Kleinigkeitskrämer und Waschzettel-Editoren unter seinen Kollegen stieß. Er haßte das Herumschnüffeln in den eigensten Angelegenheiten der Dichter und das wahllose Veröffentlichen unbedeutender

Briefe und Tagebücher. Auch er hielt keine Beobachtung für gering. Er wußte, daß sie im Zusammenhang mit anderen überraschend, entscheidend wirken konnte, aber er übte die seltene Kunst der Selbstbeschränkung. Er konnte weglassen, und das war einer der künstlerischen Züge an ihm. Vollständigkeitswahn war ihm zuwider, und er handelte danach. „Wem frommen die Listen vermoderter Bücher, gehaltloser Aufsätze, wiederholungsreicher Programme?" ruft er einmal aus. Dieses Streben nach Knappheit in allem, was man den wissenschaftlichen Apparat nennt, ist der Organisierung der weimarischen Goethe-Ausgabe, wie den Ausgaben Kleists und Uhlands zum Segen gediehen und hat sich auch in seiner letzten Arbeit, den Briefen Caroline Schlegels, noch einmal bewährt.

Aber das alles war ihm doch nur der Weg zum Ziel. Halt machte er erst, wo er auf die Persönlichkeit stieß. Mit klarer Einsicht in die eigene Art hat er seine gesammelten Aufsätze „Charakteristiken" genannt. Hier kam es ihm darauf an, in engem Rahmen lebensvolle Bilder von Menschen und Zeiten zu schaffen, von der Renaissance bis auf unsere Tage. Er erspart es sich, das wissenschaftliche Material auszubreiten. Er würde es als Ballast für die Darstellung empfinden. Er verarbeitet es bis auf den letzten Rest, so daß es für den Laien kaum spürbar ist oder sich ihm doch nur stellenweise in der Gedrungenheit des Stils verrät. Ein Gottschedischer Geschmack, der auch an ihn den Maßstab einer glatten und platten Allgemeinverständlichkeit legte, hat ihn deshalb erbittert gescholten und unter heftigem Schütteln des Kopfes als abschreckendes Beispiel hingestellt. Erich Schmidt war hoch genug gewachsen, um einen eigenen Maßstab verlangen zu dürfen. Wenn sein Stil oft spröde oder gar dunkel erscheint, so liegt das daran, daß ihm nichts peinlicher war als gelehrte Umständlichkeit. Er preßte in einen einzigen Nebensatz zusammen, wofür andere seitenlange Auseinandersetzungen bedürfen, hierin dem die Exposition einer Novelle in ein paar Zeilen fassenden Kleist verwandt, den er ob dieser Sparsamkeit rühmte. Der Hauptreiz des Erich Schmidtschen Stils, der übrigens, wo es angemessen scheint, auch mit Grazie zu plaudern versteht, beruht in der Anspielung. Oft eröffnet ein einziges Beiwort die anregendsten Perspektiven. Erich Schmidt verabscheute die verwaschenen Ausdrücke — wie sorgsam mied er etwa das Wort e d e l als Charakteristikum — und suchte auch in seinen Schülern das Gefühl für das Triftige zu wecken. Er spürte mit künstlerischen und sprachwissenschaftlich geschärften Sinnen die Urbedeutung der Wörter. Er liebt das Bild und den Vergleich, er zitiert gern, auch aus dem klassischen Bildungsschatz, den ihm Schulpforta ins Ränzel geschnürt hatte, und meidet das Fremdwort nicht grundsätzlich, wie er denn überhaupt gegen puristische Bevormundung das Recht des eigenen Geschmacks mit kräftigem Einspruch verfocht.

Weil Erich Schmidt auf dem ragenden Hochsitz deutscher Literaturwissenschaft waltete, weil ihn sein Temperament auch zu den Erscheinungen des modernen Schrifttums Stellung nehmen hieß, weil endlich aus seiner Schule ein guter Teil besonders der Berliner Kritik hervorgegangen ist, hat man ihn den Literaturpapst genannt und damit nur bewiesen, daß man von seinem eigentlichen Wesen nichts wußte. Es lag ihm weltenfern, die Jugend auf seine wissenschaftlichen oder gar künstlerischen Anschauungen zu vereidigen. Was wir von ihm lernen sollten, war die Achtung vor dem Wesen und den Worten des Dichters, und wenn diese Achtung unter der sich ihm anvertrauenden Jugend Schule gemacht hat, so kann man das nur als einen Segen bezeichnen. Das Absprechen aus dem bloßen Gefühl heraus war ihm ein Mangel an Gewissenhaftigkeit. Wie er selbst mit seiner Liebe die mannigfachsten Erscheinungen umschloß, eine konziliante Natur im Sinne Goethes, so öffnete er auch seinen Schülern die Augen für die Buntheit der literarischen Welt. Er sah es lieber, wenn sich seine Doktoranden in die Helden ihrer Erstlingsarbeiten verliebten, als wenn sie sie, wie es in neuerer Zeit häufiger vorkam, mit Überheblichkeit bekrittelten, und meinte mit Recht, der verständige Leser werde allzu helle Fanfaren schon selber dämpfen. „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen," schrieb er in das Stammbuch seiner Berliner Germanisten. Diese weit- und warmherzige Freude am Anerkennen schwieg auch nicht vor den Erscheinungen der modernen Literatur. Er zählte Brahm und Schlenther, die Vorkämpfer des Naturalismus, zu seinen Schülern und Freunden und legte den Vorsitz in der Kommission des Schillerpreises nieder, als der Dichter der „Weber", einem Wink von oben zufolge, übergangen wurde. Er rühmte als die nachhaltigsten Theatereindrücke seines Lebens die der Hofburg in Wien, die zu seiner Zeit noch von der Arbeit des ihm nahestehenden Heinrich Laube zehrte, ging aber auch gleich seinen jüngsten Studenten mit den Erfolgen und Experimenten Max Reinhardts mit. Und wie zu der Bühne, so suchte er auch zu den Dichtern seines Volkes persönliche Beziehungen. Mit Paul Heyse, Storm, Anzengruber, der Ebner-Eschenbach und vielen anderen war er freundschaftlich verbunden, und selbst einer so spröden Natur wie Gottfried Keller entlockte er das Lob, er sei ein geistiger und liebenswürdiger Gesell.

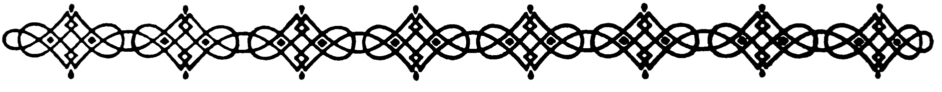
Die Anknüpfung und die Pflege dieser Beziehungen fiel ihm leicht, da er im Grunde seines Wesens eine gesellige Natur war, die die Bücher gern einmal beiseite schob, um mit unverstellter Heiterkeit die Freuden des Lebens zu genießen. Eine ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit ließ ihn in vielen Kreisen

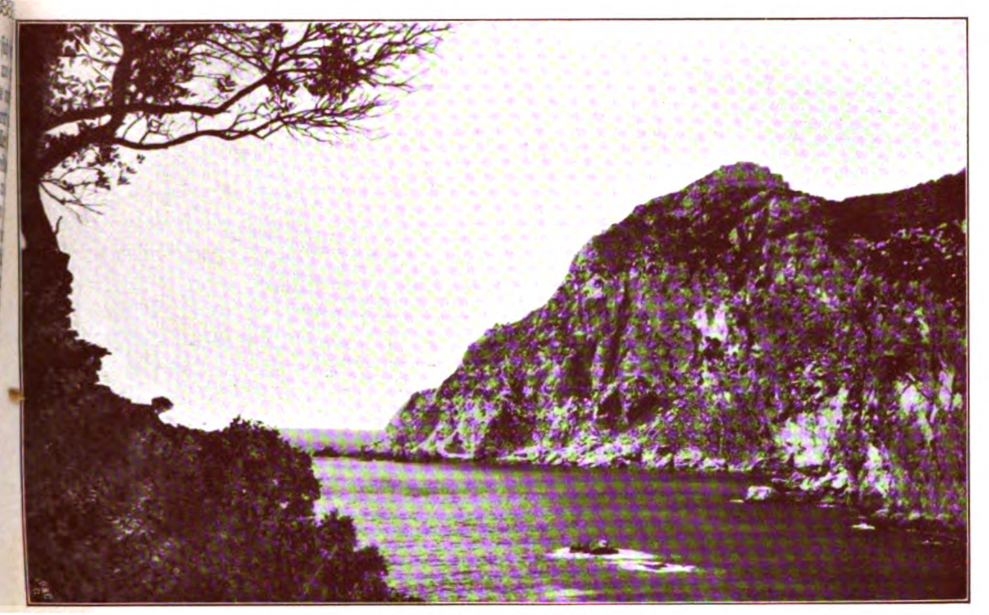
schnell zu Hause sein. Er fand sich auf dem weimarischen Parkett oder als kaiserlicher Gast so gut zurecht, wie auf den frühlingshellen Festen der Goethe-Gesellschaft, deren Seele er dank seiner unverwelklichen Frische war. Er repräsentierte als Rektor der Berliner Universität in ihrem Jubiläumsjahr vor den Abgesandten der gesamten wissenschaftlichen Welt in königlicher Weise, trotzdem damals schon die ersten Schatten der Krankheit über ihm lagen, und zählte in der Berliner Gesellschaft etwa des Lipperheideschen oder Meyer-Cohnschen Hauses oder im Kreis der Gräfin Oriola zu den geistvollsten Plauderern. In den letzten Jahren zog er sich, mit Murren seiner Schonungsbedürftigkeit gehorchend, mehr und mehr zurück. Desto dankbarer empfanden wir es, daß er den einfachen Bierabenden der Germanistenkneipe und ihren Festen treu blieb. Diese Kneipe umschloß unter seinem Präsidium alte und junge Schüler. Sie war von Wilhelm Scherer in Straßburg gegründet worden, war mit ihm nach Berlin gewandert und Erich Schmidt als Erbteil überkommen. Hier herrschte er nicht nur als Meister in der Gelehrsamkeit, sondern auch in der Kunst anmutiger und gebildeter Unterhaltung. Gleich seinem verehrten Theodor Fontane, dem er die Gedächtnisrede gehalten hat, liebte er die Anekdote, sofern sie, gut erzählt, das Wesentliche eines Charakters, einer Situation schlagend zum Ausdruck bringt. Er war reich an dergleichen Geschichten und spendete verschwenderisch aus diesem Schatz, den er dankbar auch von andern vermehren ließ. Seine naive, studentische Lust am Spaß, am Ulk kam hier oft und bis in den letzten Winter hinein zum Durchbruch. Besonders gern erzählte er von seiner österreichischen Zeit, die auch auf seinen Dialekt leicht abgefärbt hatte, und es war köstlich anzuhören, wenn er, in Burgtheatererinnerungen kramend, etwa ein Lügenmärlein Gabillons oder ein dekameronisches Abenteuer Dingelstedts zum Besten gab. Aber diese Abende hatten auch eine tiefere Bedeutung, so einfach sie äußerlich verliefen. Sie hielten nicht nur die Verbindung der Schüler mit ihrem Meister und unter sich aufrecht, sondern waren in der Zusammensetzung ihrer Mitglieder ein Beweis für die unter Erich Schmidt erzielte Vereinigung von Wissenschaft, Literatur und Leben. Gelehrte, Oberlehrer, Kritiker, Theaterleute, Schriftsteller saßen hier einträchtig beisammen, treu der gemeinsamen wissenschaftlichen Heimat, und der junge Student, der sich in diesem Kreise umsah, lernte bald, daß wissenschaftliche Arbeit auf mancherlei Boden Frucht tragen kann, daß gelehrter Dünkel hier so übel am Platze sei wie windiger Literatenhochmut.

Erich Schmidt ging in vornehmer Bescheidenheit voran. Er war sich seines Wertes bewußt, auch an Stellen, wo mancher den Nacken beugt, und ich werde nicht vergessen, wie er einmal das Sprichwort vom Hut in der Hand für die elendeste aller Gassenweisheiten erklärte, aber mit neidloser Freude erkannte er das Tüchtige an, wo er es traf. Studenten, die von anderen Hochschulen kamen, wunderten sich oft, wie vorurteilslos er von den Werken wissenschaftlicher Gegner sprach, und mit rührender Treue gedachte er der Vorgänger auf eigenem Gebiet. Nie vergaß er, des alten Koberstein zu erwähnen, der ihn in Schulpforta literarhistorisch vorgebildet hatte, und wenn er auf seinen „Lessing" zu sprechen kam, erscholl das Lob des bahnbrechenden Danzel und die Klage über des jungen Gelehrten frühzeitiges und trauriges Ende. Diese Bescheidenheit war ein Zeugnis dafür, wie tief er auch im eigenen Leben die großen Zusammenhänge empfand, deren Erforschung in seiner Wissenschaft er sich geweiht hatte.

Seine Persönlichkeit war es, nicht seine Lehre, die seine Schüler band und noch heute bindet. Als er starb, trieb es den einen zum andern. Wir wollten uns die Hände drücken, miteinander reden über den Verlust, den die Wissenschaft, nein, den vor allem jeder einzelne erlitten hatte. Es gibt wohl wenige unter uns, denen er nicht einmal auch von Mensch zu Mensch Gutes getan hat. Er nahm von Herzen teil, wenn man ihm sein Herz ausschüttete, und wußte immer Mittel und Wege, um Sorgen zu lindern oder zu verscheuchen. Er kannte die Schicksale seiner Schüler und behielt jeden im Auge, hierin aufs trefflichste unterstützt von seiner Frau, die im übrigen zurückgezogen nur ihm und seinen Kindern lebte. Er war auch zu reichen persönlichen Opfern bereit und empfand sie als eine nicht der Rede werte Verpflichtung gegen die Jugend, der man eben helfen solle. So war es kein Wunder, daß er eine Anhängerschaft um sich sammelte, die für ihren Erich, wie sie ihn vertraulich nannte, durchs Feuer ging und die wie verwaist um ihn trauert. —

In der Rede, die Goethe zum Andenken Anna Amalias gehalten hat, stehen goldene Worte, die wir wohl auf unsern verewigten Meister übertragen dürfen: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."





Dalmatinische Küstenlandschaft

Dalmatinische Wanderung

Von Walter Freiherrn von Rummel in München

Mit sechsundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers

Als ich meine Wanderung unternahm, herrschte tiefer Frieden an der Adria. Jetzt aber drohte die Kriegsfackel mit rotem Schein dem an historischen Erinnerungen überreichen Land. „Zu Dalmatien Kunig" nannten sich stolz schon die alten deutschen Kaiser. Doch weiter, viel weiter zurück in der Zeit, dorthin, wo schon die grauen Nebel alles Vergessens wogen: wie das wohl einmal war? . . . Da war tiefblaue See und da war ein ganz, ganz grüner Strand. Grünes Festland und grün die Inseln, und aller Boden überstanden von graustämmigen, hohen Buchen und wuchtigen Eichen, von schlanken Tannen, von Fichten und Föhren, von Hoch- und Jungholz. Nur ab und zu lugt durch Laubwerk, Nadelgezack und Wurzelstock, selbst von Moos und Ginster schon halb übersponnen, mit gelbgrauem Auge listig und lüstern ein Stein heraus.

Der fröhliche Waldgott hatte hier sein großes und ewig junges Reich. Herr und Gebieter war er geworden über den Stein, hat ihn mächtig hinunter, in Nacht und Tiefe gestoßen. Freudig hält er nun Hof im lauschigen Grünen, gibt dem Bär und dem Wolf, aber auch Hirschen und Rehen gut Freiquartier. Hoch über den Wipfeln im schimmernden Lichte zieht der Königsadler die Kreise.

Dann aber kommen — so künden die Runen — die Menschen, Hirten und Ackervolk. Das braucht Weide für sein Tier, braucht Land für den



Der Löwe von San Marco in Zara

Pflug, zündet frevelnd den hohen, schönen Wald an. Lichterloh brennt der. Rote Riesenfackeln züngeln empor, und des Walddomes vieltausend Säulen brechen sterbend in ein Glutmeer nieder.

Scharf setzt durch Schutt und Asche die Pflugschar ein, weh und rot klafft das aufgerissene Herz der Erde. Die Säulenstümpfe aber, die Wurzelstöcke vermodern. Die jungen Bäumchen, die sich schon wieder heben wollen, frißt die Ziege der Hirten zusammen. Bald gibt es nirgends einen Trieb und keine haltende Wurzel mehr. Regen braust nieder. Das rote Blut der Erde rinnt breit dahin, wird von Bächen, wird von Flüssen, vom Meere getrunken.



Antike Säule und Turm von S. Simeone in Zara

Auch der bezwungene Gott der Tiefe, der Herr des Gesteins, hat seine Fesseln zerbrochen, hat seine Gesellen und Streiter gerufen, schickt seine Heerscharen empor, Trümmer und Blöcke, Klippen und Spitzen, Zinnen und Zacken, Millionen, Millionen. Tiefhöhlen, Schlünden und Löchern befiehlt er, sich aufzutun, der Erde niedertropfendes Herzblut zu schlürfen.

Erstaunt blickt die wiederkommende Sonne schon auf ein ganz anderes Land, und sie trocknet die Erdkrume, die Meer und Kalkstein nicht mehr zu trinken vermögen, zu glühender Lohe. Die Bora, der Totenwind, der Menschen, Häuser und Bäume fällt, stürzt wild von den Nordbergen nieder. Wie Spreu und Zunder verweht die verstaubte Erde in Wind und Weite. Kahl stehen Klippe und Karst.



Morlakische Bauern in Zara

Aber immer noch da und dort im Lande rauscht jungfräulicher Hochwald. Da segeln in ihren Galeeren die fremden Eroberer heran, Römer und Byzantiner, Sarazenen und Venezianer. Holz wollen sie für ihre Schiffe und Häuser. Alle venezianische Pracht steht auf Stämmen des Karstes. Und sie schlagen den Wald die ganze Küste entlang.

Und nun ist bald wirklich kein Wald mehr und ein wenig später auch keine Erde, kein tragender Boden mehr, nur toter Stein, der Leben nicht spenden kann. Küste und Binnenland sind ein einziger gelbbrauner und rötlicher Fels, nur dann und wann, nicht allzuoft winkt eine schöne Oase, ein grünes Flachtal in den Bergen oder ein schmaler Gartenstreifen am Ufer mit südlichen Blüten und Früchten. Dalmatien! In Fetzen liegt sein aus rotem Erdpurpur gewobenes Kleid, vom Leib gerissen der aus Waldgrün gesponnene Mantel — armnackt ist das einmal so herrliche Königsland.

Die eigentliche Anfangsstation, das Einfalltor für eine dalmatinische Reise wird immer Zara, die Hauptstadt des Landes sein. Vorher kann der von Norden kom-

mende Reisende, wenn er in Fiume das Schiff besteigt, auf der erinnerungsreichen Insel Arbe landen, oder er wird, wenn er mit dem österreichischen Lloyd von Triest aus die Fahrt antritt, auf dem Eiland Lussin, in der lieblichen Bucht von Cigale sich der ersten Agaven und Granatbäume, Myrten und Rosen freuen.

Der Stadt Zara nun hat Venedig, das hier vierhundert Jahre geherrscht, für immer Siegel und Stempel aufgeprägt. Auf den Stadttoren hält trotzig der grimme Löwe von San Marco die Wache, und waghalsig ist die geflügelte Katze selbst auf eine korinthische Säule der Römerzeit hinaufgeflogen. Loggia und ein prächtiger Uhrturm atmen venezianischen Geist.

Eine rauschende Ouvertüre spielt uns Zara, denn all das viele, das da und dort in stärkerer Betonung und breiterer Ausführung an unser Ohr tönen wird, klingt schon hier bald lauter, bald leiser an: römische Überreste, teils vereinzelt in der Stadt umherstehend, teils in größerer Anzahl im Museum aufgeschichtet; byzantinische und altslawische Erinnerungen und Einflüsse; eine romanische Basilika mit schöner Fassade und gotischem Chorgestühl; ein ganz schwergetriebener, silberner Reliquienschrein in einer andern Kirche und ab und zu — sie sind nicht allzu reich in Dalmatien gesät — das gute Bild eines alten Meisters. In Häuserfassaden eingemauert Statuen und Reliefe, eine Madonna, ein Heiliger oder lustige Engel mit Kranzgewinden.

An Venedig wiederum gemahnt, abgesehen von allen Bauten, das Italienisch, das hier noch überall in der Stadt gesprochen wird; daran freilich, daß wir in einem kroatischen Lande sind, erinnern die uns unverständlichen Rufe, die buntlustigen Trachten der morlakischen Bauern, die früh des Morgens hier zu Markte ziehen. Ein österreichischer Unterton kommt durch die kleidsamen Uniformen der Offiziere herein, ferner durch zwei hübsche Parkanlagen mit südlichem Blumenflor, durch die wenig zum alten Stadtcharakter stimmenden modernen Bauten der Riva Nuova und die ziemliche Ordnung und Sauberkeit in all den engen Gassen und Gäßchen.

Draußen vor der Stadt aber flutet das tiefblau schimmernde Meer, über das die rostbraunen Segel der Fischer gleiten. Eine Insel liegt gegenüber — wir werden noch viele sehen — Ugljan, und als leuchtender Abschluß ragen im Rücken der Stadt die schneegekrönten Firne des lang sich hinziehenden Velebitgebirges.

Als das Interessanteste und Eigenartigste in Zara will mir aber die jetzt als Museum benützte Kirche San Donato erscheinen. Ein Tempel der Livia Augusta, der Gattin des Kaisers Augustus, soll hier einmal sich erhoben haben; im IX. Jahrhundert hat Bischof Donatus den Kuppelbau in seiner jetzigen Gestalt errichtet.

Sechs schwere, wuchtige Pfeiler streben empor, zwischen ihnen zwei antike, korinthische Säulen. Durch schmale Fenster bricht das Licht herein. Da nunmehr auch die Fundamente der Kirche freigelegt sind, können wir die ersten christlichen Baumeister so deutlich, wie nicht oft, in ihrer vollen Tätigkeit beobachten. Da wurde



Aus dem Museum San Donato in Zara (Rechts und links zwei römische Säulen)

hergenommen, was eben sich vorfand: noch tragfähige, römische Säulen als Stützen; für den Unterbau der breiten, schmucklosen Pfeiler und der Außenmauern aber verwendete man andere Säulenreste und -trommeln, die prächtigsten Architravstücke und Sarkophagwände, Reliefs-, Gesims- und Friesarbeiten. Dann aber wurde all die überwundene, als Fundament dienende, heidnische Herrlichkeit für immer zugeschüttet, der Erde und dem Dunkel überantwortet.

Darstellungen des bethlehemitischen Kindermords und der Flucht nach Ägypten
Altslawische Flachreliefs in S. Donato in Zara

Ganz so wie die Kirchenarchitekten machten es auch die großen, weltlichen Herren, trieben es die Kleinbürger und Bauern, und diese Art der Benützung antiker Monumente für den jeweiligen Tagesbedarf hat wohl viel mehr vernichtet als Kämpfe und Kriege des Mittelalters, als alle Stürme der Völkerwanderung.

Aus der Sammlung von San Donato sei hier kurz nur ein Stück erwähnt, das mir als eines der köstlichsten nahegetreten ist, ein Flachrelief, freilich schon etwas stark verwittert und abgestumpft, den Kindermord in Bethlehem und die Flucht nach Ägypten darstellend. Es wird als langobardische Arbeit angesprochen, dürfte aber seinen eigenartigen, geflochtenen Bandornamenten nach wohl der allerersten und frühchristlichen slawischen Epoche angehören. —



Mittagsschlaf in Sebenico

Ein gut Stück südwärts! Kahles gelbes Festland zur Linken; kahle, gelbe, manchmal mit einem Anflug von Grün besprenkelte Inseln, die einmal — wer weiß, wann — vom Festland abgerissen wurden, zur Rechten.

Vorsichtig und langsam fährt das Schiff in einen Meerkanal ein. Überraschend tut sich eine weite Bucht auf. Vor uns liegt das graubraune, den steilen Berg hinaufklimmende, von drei alten Forts beherrschte Häusergewirr von Sebenico.

Ein ganz anderes Bild schon als in Zara.

Man sieht nicht mehr viel europäische Eleganz, wenig Fremde und wenig Damen, fast nur Ortseingesessene, dafür aber mehr stehen gebliebene Vergangenheit, die sich vor allem durch enges Schatten- und Winkelspiel der Straßen, Häuser und Höfe kundgibt. Viel Adel muß einmal hier gewohnt haben; zahlreiche schwere Wappenschilde erzählen noch heute davon.



Hauptportal des Domes in Sebenico

Der Dom, welcher Spitzbogen und Kuppelbau glücklich vereint, hat eine auffallend gut gegliederte Fassade, ein reiches Haupt- und ein Seitenportal mit Adam und Eva, einem Motiv, das wir noch viel schöner ausgestaltet bei dem Dome von Trau wiederfinden werden. Vor allem aber entzückt die Kirche durch ihr ungewöhnlich stimmungsvolles und ernstes Inneres.

Von Fort Anna aus erschließt sich ein weiter Rundblick über Stadt und Bucht, Festland und die dem freien Meer vorgelagerte, steinerstarrte Inselwelt. Hellgrün mündet vom Norden her die Kerka.



Die Kerkafälle

Im leichten Motorboot den Strom hinauf! Tief hat er sich in graue Felswände eingefressen, hat sich auch weiter aufwärts ein weites Seebecken gewühlt. Dann wiederum Wände und Wände, bis endlich in der Ferne und Höhe etwas Schneeweißes aufblitzt, die Kerkafälle. Gischt, Schaum und Wasser tollt mit lustig-mutwilligen Sprüngen durch lichtes Buschgrün in vielen Kaskaden herab, um sich sofort unterhalb des Falles zum bedächtigen, tiefen und stillen, breiten und schiffbaren Strom zu sammeln.

⁂

Viel mehr besucht als Sebenico wird seine Nachbarstadt Spalato, ein großes Zentrum Dalmatiens, das viel Handel und Gewerbe, sogar Industrie in Gestalt einiger Zementfabriken betreibt und starken Schiffsverkehr hat. Sein fruchtbares

Hinterland erzeugt Wein. Vom Leben durchflutet sind die Schmalgassen. Besonders an Markttagen drängt sich viel buntes Landvolk hier — die Männer um den Kopf ein turbanartiges rotes Tuch gewunden — drängt sich ein wenig laut und wild, ruppig und gewalttätig, wie denn überhaupt durch die ganze Stadt ein stark und deutlich ausgeprägter demokratischer Zug geht.

Für den Touristen kommt in Spalato in erster Linie der Kaiserpalast in Betracht, den sich hier der kranke und greise, der Welt und dem Thron entsagende Bogen, die kühn sich spannen; Gänge, die tief sich in die Erde senken; versandete Kanäle, die im Palaste münden; ein Äskulaptempel; ägyptische Sphinxen, unheimliches, rätselvolles Fabelgetier; ein breiter Platz, ganz freigelegt, von korinthischen Säulen umstanden, das Peristyl, und daneben eine Halle, hoch, dunkel und ernst, halb von schwarzen Schatten erfüllt; im fahlen Licht, da kein Ort für Lebende. Seine Totenruhe hielt hier der Cäsar. Aber man hat ihn vertrieben, Diocletian, den großen Heiden; in seinem Hause beten die Christen.



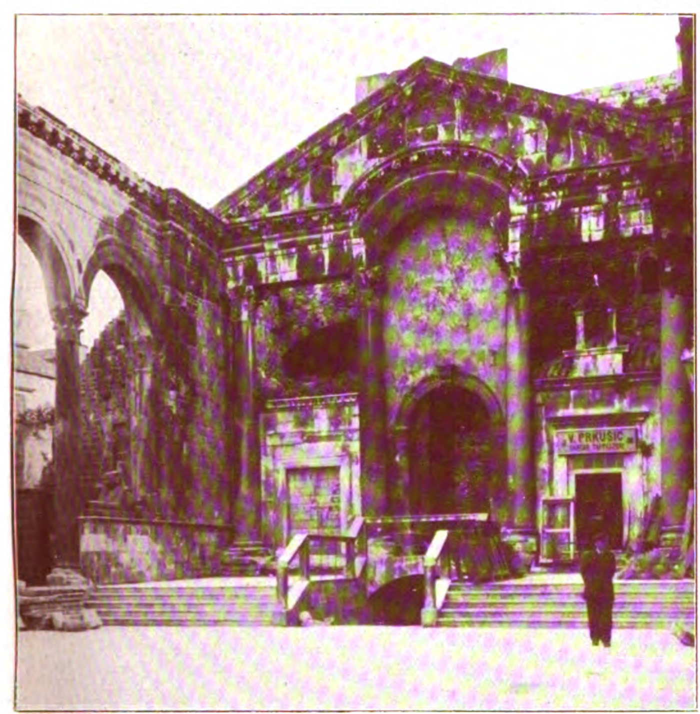
Blick auf Spalato

Diocletian gebaut hat: eine riesenhafte Schöpfung. Denn heute noch leben darin, zwischen seinen Mauern und Säulen, mehr denn dreitausend Menschen.

Schon von der See aus, durch das Gewirr der Masten und Segel sieht man die hohen Säulen tiefschwarz und stolz aus dem sie rings einpressenden Kitt und grauen Alltagston der Mietskasernen herausdunkeln; aber erst ins Innere der Stadt eindringend ermißt man ganz, eine wie zahlreiche Kleinbürgerwelt sich im Prunkhaus des römischen Imperators eingenistet hat, tausend Sperlinge, die in den verlassenen Adlerhorst geflattert sind.

Mächtige Tore, die sich noch wölben;

Noch viel, viel römische Erinnerungen finden sich in den vier Museen Spalatos, vor allem eine reiche Sammlung von Schmuck und Münzen, Hausrat und sonstigen Gebrauchsgegenständen, aber das Gesamtbild ergibt doch viel mehr halbe, viertel und achtel als ganze Dinge. Schwere Arbeit ist das für Monsignore Bulic, der seit dreißig Jahren Vorstand der Museen und Ausgrabungsarbeiten ist. Trümmer und Scherben haben ihm die Avaren und die spätere, verständnislose Nachwelt vererbt. Aus hundert, im Laufe der Jahre gefundenen Stücken und Stückchen muß er so oft eine Inschrift zusammensetzen — eine allerpeinlichste Geduldaufgabe —

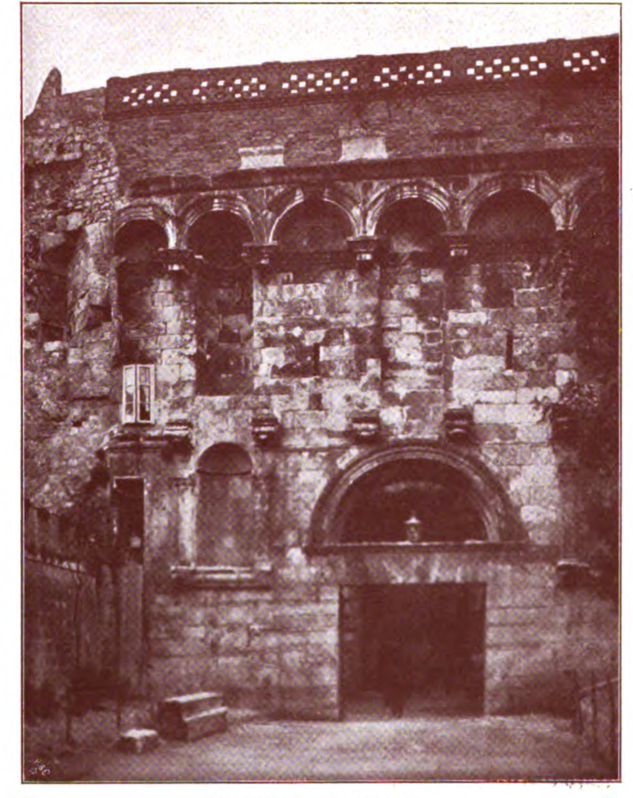


Peristyl des Diocletianpalastes in Spalato

grabungen der 639 von den Avaren zerstörten Stadt Salona. Auf gutem, fruchtbarem Grund, der in Dalmatien so selten sich findet, ist sie gelegen, im grünen Jadertal, umblüht von der Blume der Unterwelt, weißem Asphodill, beschützt vom Monte Caban, übertürmt von der schimmernden Bergfeste Clissa.

Viel ist da inmitten der Weinberge schon ausgegraben und wieder dem Tageslicht zurückgegeben worden, Grundmauern einer ganzen Stadt: Amphitheater und Stein zu Stein, Buchstabe zu Buchstabe. Aber, ein weiser Augur, versteht er aus jedem Stein und Stäubchen Geschichte und Geschichten, eine ganze blühende Welt aus all den Trümmern sich herauszulesen. Und unter Tausenden von Inschriften hat er von Diocletian, dem Erbauer des Palastes, nur eine allereinzige auffinden können. Sonderbar — oder vielmehr leicht erklärlich! — der Name des Diocletian, des Christenverfolgers, wurde wohl überall von den bald nach seinem Tode zur Anerkennung gelangenden Christen getilgt und ausgelöscht, seine Statuen wurden gestürzt, seine Inschriften zerschmettert.

Einen großen Genuß gewährt auch unter Führung des Monsignore Bulic ein Rundgang durch die Aus-



Porta Aurea in Spalato

Basilika, Wohnhäuser und Bäder. Auch viel Säulen und Mosaiken. Zwei große Friedhöfe; Dächer und Seitenwände der grauen Sarkophage waren freilich längst vorher mit wuchtigem Beilhieb vom Avaren eingeschlagen worden; nichts als ein Häuflein Knochen hat er liegen lassen.

Viel schlummert hier auch noch unter der Erde, und manches davon wird von Monsignore Bulic trotz der bescheidenen, ihm zur Verfügung stehenden Mittel wohl noch gehoben werden.

der Weinberge und Wiesen, das Grau der Ölbäume winkt der blaue Gruß des Meeres — eine Uferlandschaft, so formensanft, weich und lieblich, wie Dalmatien nicht viele besitzt.

Nach zweistündiger Fahrt rollt der Wagen über eine Brücke: Trau, die Insel. Auch ist es wieder Allherrscherin Venedig, die zu uns spricht. Ein alter Turm, Mauernreste, eine Loggia mit dem Löwen, alte, gute, beste Architektur da und dort in Winkeln und Höfen versteckt. Weitaus das Schönste



Blick auf Salona
Links die römische Stadtmauer, rechts Ausgrabungen. Im Hintergrund Clissa

Von Salona aus westwärts, der See entlang weiter. Grün dehnt sich am Strande die vielgepriesene Riviera der sette Castelli. Sieben Dörfer sind es heute, die einmal hier um venezianische Schlösser entstanden sind.

Weinberge. Überall, ja viel zu viel Wein! Mehr Korn! Mehr Gras! Wann wird der Dalmatiner das lernen?

Hier freilich, an der Riviera, ist, durch die Ölbäume bedingt, auch etwas mehr Wiesenland als sonst; ein Esel, ein Pferd dazu, das angebunden weidet. Und durch das Grün

aber auf der Insel Trau sind der Dom und vom Dome wieder Vorhalle und Portal. In mystischem Halbdunkel ragt ein starkes Löwenpaar; schützend steht die Löwin rechts des Tores über ihren Jungen, der links befindliche Löwe zertritt der Schlange und Verführerin das Haupt. Über den Löwen Adam und Eva, die Sünder. Und rings herum drängt sich steingewordenes, von leiser Dämmerung in Schlaf gesungenes Ranken- und Blattwerk, daß man glaubt, an einem Waldrand zu stehen, glaubt, die zwei schuldbewußten Menschen aus dem



Auf der Insel Trau

Dunkel der Bäume verschämt an Tag und Licht treten zu sehen.

Ein anderes Eiland: Lesina. Hier steht die schönste mittelalterliche Ruine des Landes, ein vornehmer Palazzo. Warm liegt ein goldbrauner Ton über der fensterlosen Fassade, durch Säulen und Spitzbogen lacht Dalmatiens blauester Himmel hernieder. Noch manch anderem ruinenhaften Renaissancestück begegnen wir und oben im Kloster einem prächtigen Abendmahl von Rosselli.

Inseln und Inseln, darunter auch das alte Curzola. Der normale Tourist freilich, der nicht über unbegrenzte Zeit verfügt, wird die meisten nur aus der Ferne zu Gesicht bekommen. Aber trotzdem kommt auch ihm manche Überraschung. Besonders des Abends. Da wandelt sich oft das Meer zu Tausenden von Opalen; die armseligen Felsinseln sind in versinkender Sonne tiefrot glühende Rubine geworden. Drüben im Osten steigt der Mond empor, groß und hell, eine runde Goldkugel, und schüttet sein mattes Licht mildernd über die hartstarren Formen des Tages.

Jetzt naht auf südwärts gehender Fahrt eine Stadt, die sich mit breiten, sattgelben Mauern und Quadern an bergseeklare Flut gelagert hat, weich und verträumt, blumen- und blütenumrankt, eine Königin des Südens: Ragusa.

Ein Abglanz der lieblichen Gefilde Korfus schimmert über ihrem Haupte. Schön ist sie im jungen Frühling, wenn sie in einem duftigen Meer von lila Glyzinen, blauen Schwertlilien und goldenen Rosen badet, schöner fast noch, wenn sie in seliger Sommersonne erglühend sich in dichtes Gewölk roter Oleanderblüten versteckt. Rings stehen geduldig ihre Trabanten: schlankernste Zypressen und hochaufgeschossene Blütenstengel der Agaven, steif und stolz über frechlustiges Ufergestrüpp hinwegblickend.

Eine ganz eigenartige Geschichte hat die alte, zähe Republik Ragusa. Mit dem Papst und den starken Dogen Venedigs, mit bosnischen Königen und dem Sultan der Türken, mit Korsaren, Sarazenen,



Domportal von Trau

Seeräubern und anderem Gesindel hat sie geschickt paktiert, den einen gerufen, wenn der andere zu stark, zu gefährlich ward, hat mit Verträgen besänftigt und mit Tribut geschmeichelt. Stets hielt sie See und Handel sich offen, gewann so Reichtum und wahrte die Freiheit, eine Siebenkluge unter ganz Mächtigen, eine Schlange unter Bären, Wölfen und Löwen.

All das — Freiheit, Reichtum und Glanz — ist heute nicht mehr. Viele der alten, stolzen Geschlechter sind schon erloschen, wollten erlöschen, um keine Sklaven zu zeugen.

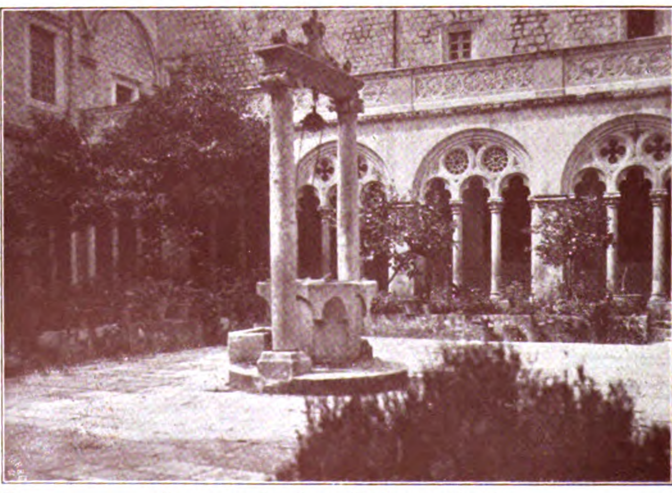
Aber noch heute hält sich der Ragusaner für etwas Besseres und etwas ganz anderes als alle übrigen Dalmatiner, noch heute sagen sie, wenn einer nach Norden hinauffährt: „Er reist nach Dalmatien."



Palastruine in Lesina!

Auch sonst liegt über dem Wesen der Leute ein Hauch der früheren, selbstbewußten Zeit. Kein Stoßen und Drängen wie im demokratischen Spalato. Gelassen und vornehm geht es zu auf Straßen und Gassen. Tradition, wohin man sieht. Selbst das von den Bergen herabkommende Landvolk gibt sich hier besser, feiner und höflicher als anderswo.

Schimmer verklungener Tage rauscht durch die alte Stadt. Ein schmales Tor und sofort ein pompöser, mit Säulen und Reliefrosetten verzierter Brunnen; gegenüber liegt die goldgelbe Kirchenfassade der Franziskaner. Breit und ruhig führt uns der Stradone ins Herz der Stadt. Sicher und stolz steht da ein Haus, ein breiter Palast. Schwere Säulen tragen die Bogen, die rund sich zur Vorhalle wölben. Ein Kunstwerk für sich ist jedes der jeweils verschiedenen Riesenkapitäle. Hier herrschten Ragusas Rektoren. Reich



Kreuzgang in einem Kloster zu Ragusa

ist das Tor, säulen- und galeriegeschmückt der Hof.

Nördlich entdecken wir am Hauptplatz **etwas** ganz Einheitliches und Prächtiges, einst die Münze, heute die Dogana, einen wunderschönen venezianischen Renaissancebau. Und rings auf demselben Platze wächst und blüht auch noch andere ragusäische Pracht empor: im Süden der Dom, im Osten die Kirche San Biagio, ein graues Stadttor, ein alter, noch heute plätschernder Brunnen und eine verwitterte Rolandsäule.

Um ganz Altragusa herum laufen die Mauern, recken die Türme sich schwer empor. Auf den Wehrgängen umwandert man die Stadt.

Neuragusa braucht nicht mehr Burg und Bau. Keine Gefahren lauern mehr draußen, kein Korsare bedroht die See. Sicher sind die grünen Gestade, Villen und Gärten am Ufer; sicher das einsame, schutzlose Kloster auf der idyllischen Insel Lacroma. —

„Tiefer hinein in den Süden!" flüstern die südlichen Bäume und Blumen. Das blaue Meer, über das die weißen Wandermöwen ziehen, die wärmer strahlende Sonne, alles lockt südwärts.

Aber wir dürfen noch nicht, müssen vorher noch ins Innere Dalmatiens sehen. Denn in all die Küstenstädte herab strömt das Leben von den Höhen und aus den Tälern.

Ganz schmal ist der dalmatinische Küstenstreifen. In Sebenico und Spalato mischen sich Bosniaken, in Ragusa Leute aus der Herzegowina, orthodoxe Serben und Muselmänner, unter die dalmatinischen Kroaten. Wer ein klares Bild haben will, muß die seltsamen Gestalten auch in ihrer Heimat besuchen.

Mit der nördlichsten, dalmatinischen Bahn geht es von Sebenico aus ostwärts. Nach einigen Stunden sind wir in Knin, am Oberlaufe der Kerka.



Der Rektorenpalast von Ragusa. Im Hintergrund die Dogana

Hoch auf dem Berge liegt die langgestreckte Burg der kroatischen Könige. Der oberste Mauernkranz mit Schutzgängen, Treppen, Verließen ist noch ziemlich erhalten, das meiste aber verfallen und niedergestürzt. Mit dichtem Gras hat der wiedergekommene Frühling die Reste verwehter Königsherrlichkeit übersponnen.

Breites, saftiges Fruchtland dehnt sich auch an der am Fuße der Burg vorbeifließenden, milchgrünen Kerka entlang.

Im Städtchen Knin verlohnt eines Be-

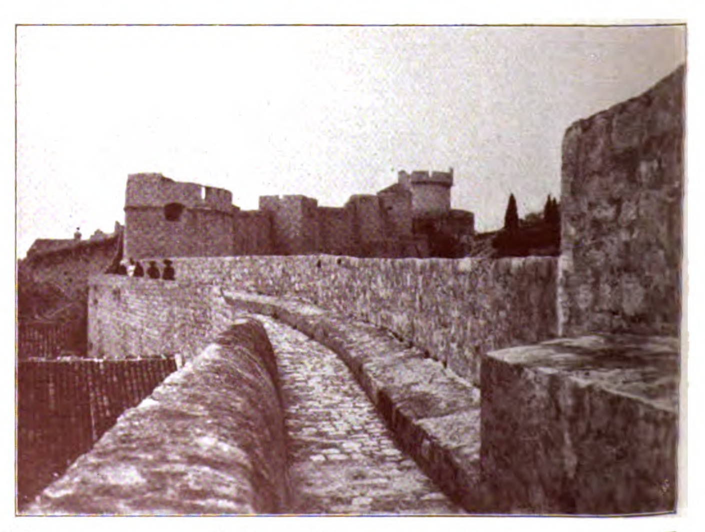


Stadtmauern mit dem Turm Minčeta

ganz tastend in den Stein geritzt und eingestoßen; da sind aber auch, beginnend mit dem VII. Jahrhundert, dem Zeitpunkt des Eindringens der Slawen in Dalmatien, Bruchstücke und vollständig erhaltene slawische Inschriften. Langlebiger, starrer Stein kündet die Wahrheit der Sagen. Reich sind hier auch seltene, frühslawische Kunstwerke zusammengetragen, diese schon einmal erwähnten eigenartig anmutigen Reliefornamente und Verzierungen, die sich mit weichen, abgerundeten und geschmackvollen Linien bandartig ineinander verschlingen.

In Knin stehen wir schon nahe der bosnischen Grenze. Wir müssen sie sogar für kurze Zeit überschreiten und hinaufwandern in die dinarischen Alpen, den Grenz-

suches das kleine Museum. Auch hier, wie in Spalato, schaltet und waltet ein Kleriker, der Franziskanerpater O. V. Marun. Schneeweiß ist schon sein Haar, aber klar und jung blitzt sein blaues Auge, wenn er auf italienisch von den durch ihn gehobenen, kostbaren Schätzen erzählt, viel guten römischen Stücken, aber auch Dingen, die man sonst nicht sieht. Da ist vor allem ein noch urzeitlicher Fund, Männer, Krieger und Jäger, hieroglyphenartig und



Auf dem Wehrgang von Ragusa

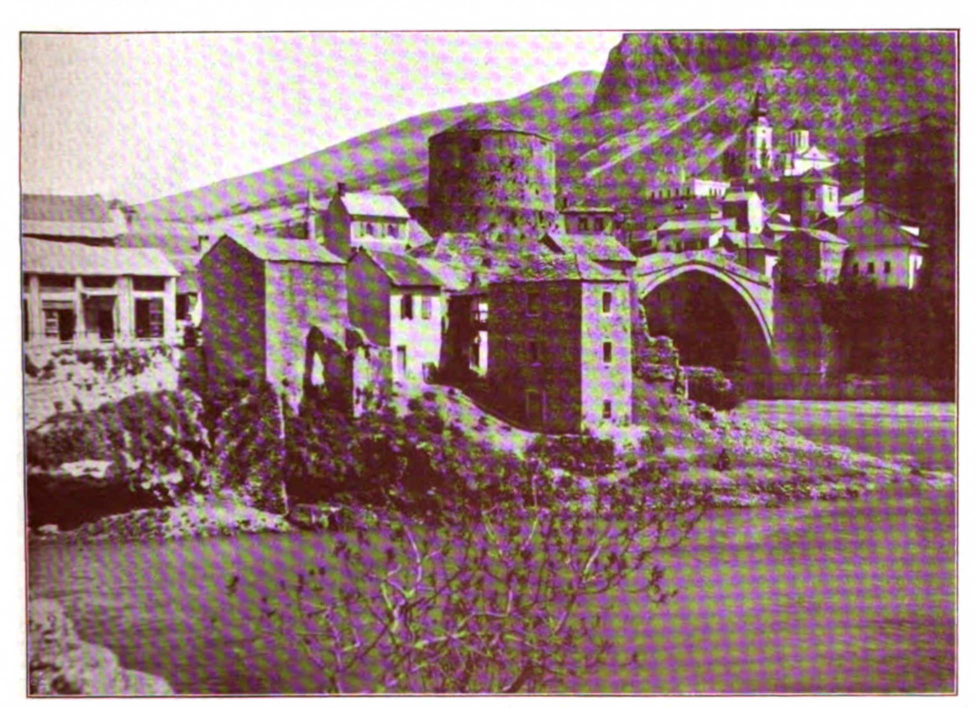
gebirgsstock, der mit seinen schneeigen Gipfeln zu dem blauen Meere Dalmatiens herunterglänzt.

Zerrissenes, wildromantisches Gelände, steilste Abstürze und tiefste Schluchten; Stein, nichts als Stein. Rasch und tollkühn klettert die schmalspurige Industriebahn zur Höhe. Von der deutschen Firma Steinbeis, die hier an 6000 Arbeiter beschäftigt, ward sie erbaut. Nach sechsstündiger, ständig steigender Fahrt ein ganz deutsches Städtchen: Drvar. Höher hinauf! Und nach einigen weiteren Stunden sind wir mitten im Urwald, der hier seit Menschengedenken auf den sonst so öden Karst- und Kalkfelsen steht und sich Hunderte von Kilometern hinzieht, prächtigster Wald, Hünen von Buchen, Eichen, Fichten und Tannen. Und ward er irgendwo geschlagen, der Wald, dann reckt sich sehr bald schon wieder, nur geweckt durch wenige, nicht gefällte Samenbäume, dicht gedrängt und vollsäftig, eine neue Generation empor. Wie sehr muß der Mensch sich gegen die Natur versündigt haben, daß er sonst überall im Lande den schönen, immer wieder aus sich selbst sich neu gebärenden Wald für alle Zeit vernichtet hat!



Bäuerinnen in Ragusa

Nach Ragusa zurück und von dort wieder in die Berge hinein. Sehr bald sind



Alte Türkenbrücke über die Narenta in Mostar



Moschee in Mostar

wir in der Herzegowina und stehen auch schon mitten in einer ganzen Stadt des Islams — Moscheen, Minarette, Basare, schwarzblau verhüllte Frauen — stehen in Mostar auf der alten, malerischen Türkenbrücke, die sich hoch über die leuchtend grüne Narenta spannt.

Wohin wir kommen: Gegensatz an Gegensatz. Dicht neben Venedig der Halbmond, Römisch- und Griechisch-Katholische, und dazu ein Rassenchaos: Kroaten und Serben, Romanen und Germanen; ab und zu auch ein waschechtes Mongolengesicht, ein Nachkömmling von einmal hier hängen gebliebenen Hunnen.

Gegensätze und Rassendurcheinander finden sich auch in der südlichsten Stadt Dalmatiens, in Cattaro. Da kommen von ihren schwarzen Bergen auf steilen, schwindligsten Saumpfaden die Montenegriner herab, hohe, schlank gewachsene Männer in roten Westen und blauen Hosen, die rote Capa auf dem Kopfe, und hübsche, sehr oft schöne Mädchen und Frauen in gestickten Hemden und weißgoldenen oder lichtgrünen Überwürfen. Aus einem Lande kommen sie, in dem sich der Karst in seiner allerfurchtbarsten, in einer geradezu grandiosen Entsetzlichkeit offenbart. Aber hell, kühn und zuversichtlich blicken die Menschen, die in der Trostlosigkeit dieser verlassenen Steinwüsten wohnen. Zwischen die farbigen Gestalten der Montenegriner mischen sich österreichische Offiziere und Soldaten. Das kleine, enge Cattaro scheint eine einzige große Kaserne zu sein — so wimmelt es von Uniformen.

Gut gewappnet steht Österreich hier da. Es hat viele Millionen für seinen Süden geopfert, hat sehr viel für diese Länder getan, sie um ein gut Stück vorwärts gebracht. Und Austria wird, um sie zu halten, wenn es sein muß, eine schwere Kampffaust heben.

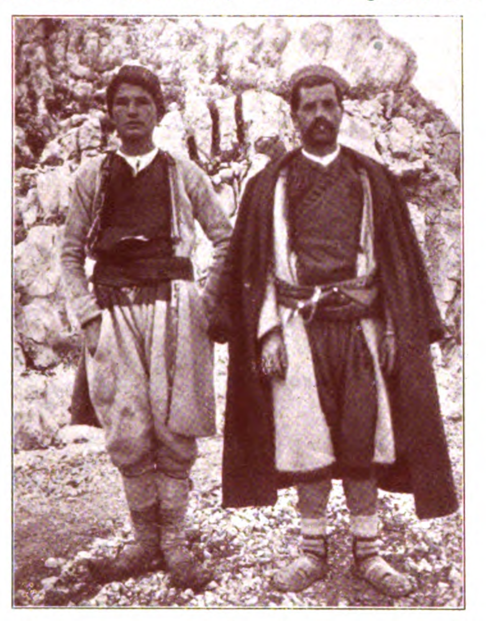
Jetzt, wo der Frieden wieder befestigt erscheint, könnte vielleicht so manches, wie mir scheint, nachgeholt, besser gemacht werden. Man möchte oft glauben, daß Österreichs Gesetze hier wirklich nur dazu vorhanden seien, um straflos von den Landeingesessenen übertreten zu werden. Mehr harte Hand! Eine eiserne, wenn es so not tut! Nicht so viel bevorzugende Milde den Autochthonen gegenüber. Als Schwäche belächeln sie diese. Auf allen Linien ist leider auch eine stete Zurückdrängung des Deutschtums, deutschen Wesens und deutscher Sprache festzustellen.



Montenegrinerinnen

Wir steigen nun den mächtigen Steilberg empor, dorthin, wo in schwindelnder Höhe Österreich und Montenegro sich berühren und scheiden.

Wie gebannt stehen wir: In weiter Ferne, im Südwesten eine schimmernde, in die Unendlichkeit verfließende Goldfläche — das ewige Meer. Und ein breiter, blauer Golf zwängt sich von der See aus mit wunderlichen Windungen und Krümmungen tief in den grauen Fels hinein — die Bocche di Cattaro. Steil wachsen aus dem weit geschweiften Fjorde die Gebirgsstöcke empor. Doch wir steigen noch höher. Zwerge scheinen die Riesen. Nicht die Spur eines sprossenden Lebens ist auf allen den Bergen. Aber ein flimmernder Silberton zittert leise darüber hin, und blendender Neuschnee hat Zinnen und Halden festlich geschmückt. Unten in unheimlicher Tiefe liegt viel Kinderspielzeug, Mauern und Türme, Häuser und Schiffe.



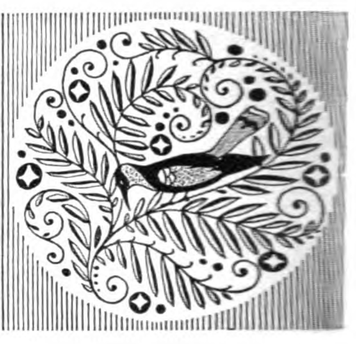
Montenegriner

Ein Panorama ist das von einer ganz seltenen und ergreifenden Schönheit. See und Sonne des Südens, Schnee und Winter des Nordens, zypressen- und ölbaumbestandenes Tal, kahlster wildester Fels und Hochberg zu einem großen, leuchtenden Ganzen harmonisch vereint. Und immer wieder schauen wir und staunen: Das goldene Meer, die blauen Bocche, die silbergrauen Wände — schönstes, herrlichstes Bild in ganz Dalmatien!



Die auslaufenden Bocche di Cattaro. (Phot. Franz Laforest in Cattaro)





Der Herrgott über den Peter

Knittelverse zu Roseggers 70. Geburtstag von Dr. Ernst Decsey (Graz)

Beim Herrgott, der oben in Steiermark wohnt
Und irgendwo hinter dem Semmering thront,
Ist neulich aus Graz ein Professor gewesen,
Der hatte auf Erden Dogmatik gelesen.

Er nähert sich prüfend dem himmlischen Greis
Und macht, wie man sagt, die Hölle ihm heiß:
„Ich hab' es vor allem nicht logisch gefunden
Und rüge den Zustand, den ungesunden,

Daß Sie einen Schneider zur Erde gesandt,
Der wurde in Deutschland zum Doktor ernannt,
Er redet von allem und — ach! was versteht er!
Es ist, Sie erlauben, Ihr Günstling, der Peter!

Wie kommt das, ich bitte, wer säh' es auch ein?
Er pfuscht Ihnen täglich ins Handwerk hinein!
Es muß sich der Mensch doch heute beschränken
In seinem Spezialfach alleine zu denken!

Du lieber Gott, sehn Sie, was das betrifft,
Ich spreche hier als Gelehrter der Schrift:
Ich habe mir nie was herausgenommen
Und überall gute Kritiken bekommen.

So hat man als Forscher sich weidlich geplagt,
Die Opera aber — Gott sei es geklagt! —
Mit Fußnoten und auch mit Text beschrieben,
Sind dann beim Verleger hübsch liegen geblieben.

Mitunter, hm, hm, ein Bibliothekar
Der einzige wirkliche Käufer war!
Ach Gott, ich merkte es leider erst später:
Sie nahmen Partei für Ihren Freund Peter!"

Der Herrgott hört ihm gar aufmerksam zu,
Dann streicht er den himmlischen Bart in Ruh.
Er klappte das Buch zu, worin er gelesen
(Ich glaub', 's ist ein Band Rosegger gewesen)

„Mein lieber Professor, was Sie mich gefragt,
Das hab' ich schon alles bei Goethe gesagt!
Sie wissen: im Faust — ich will nicht zitieren —
Die Stelle vom menschlichen Streben und Irren.

So einer nur ehrlich bekennt, was er denkt —
Das hat schon viel Menschen zum Rechten gelenkt.
Und fanden sich immer die wahrhaftig Weisen
Ausschließlich in akademischen Kreisen?

Der gute Rosegger, ich weiß ja, wie 's steht,
Das ist ein Gelehrter der Waldfakultät,
Und kann er die Wahrheit in Büchern nicht finden,
So sucht er den Schlüssel in seinem Empfinden!

Verwechselt er auch und redet er irr,
Erzeugt er auch Widerspruch, kommt ins Gewirr
— Es fehlen mitunter sogar die Prämissen —
Allein, entscheidet denn immer das Wissen?

Ich selbst hab' so manche schlaflose Nacht
Den Sinn meiner Welt im stillen bedacht —
Auch mir blieb ihr Rätselsinn unentfaltet
Und hab' sie doch selbst als Künstler gestaltet!

Ich bin ein Poet und ein Herzens-Christ
Und schließlich ein schrecklicher Idealist:
Ich bin so ähnlich wie Peter Rosegger
Ein Handwerksmann und ein Liebe-Erwecker!

Der Fehler des Peter — ich seh' ihn ja ein —
Ist: sämtlichen Lesern verständlich zu sein!
Das können, bei Gott, die Gelehrten nicht leiden,
Und sehen Sie — das unterscheidet die beiden . . .!"





Mutter schläft

Von Nanny Lambrecht





Ein Zimmer ganz voll Sonne. Ein so stilles Zimmes voll Schlaftrunkenheit und Flüstern. Nur die alte Schlaguhr auf der noch älteren Kommode mit den eingeschnitzten Rokokoherrschaften spricht lallend und unaufhörlich und furchtbar langweilig, sagt breitschmalzig: „Gib acht, gib acht —!“ Dann rieselt's in der Wand, da wo der Schornstein ist. Draußen rollt ein Wagen. Die Scheiben klirren. Da zischt das Tuscheln in der Stube: „Spring über die Welt!“ Die Tapete aber plistert an der Wand wie schleifende Seide. Die Kommode knackt, als wäre der tanzenden Rokokodame die Naht geplatzt. Und die Uhr sagt noch einmal: „Gib acht, gib acht!“ Doch heftig kommt wieder das Tuscheln: „Spring über die Welt.“

Nun gleißt die Goldlanze der Sonne über den Stubenboden hin und illuminiert die Welt. Die Welt hat drei Häuser, eine Kirche, zwei Pappelbäume und eine schwimmende Gans. Wenn die Nacht kommt, wird die Welt eingepackt in die Schachtel. Aber jetzt steht sie noch in der Sonne. Die Dächer schokoladenbraun, die Wände reisfladengelb, und grün die Fenster. Die Pappelbäume dicht an die Kirche gerückt, damit sie nicht umfällt. Die schwimmende Gans in einer Untertasse etwas abseits hinter der Welt, wo das Meer liegt.

Und „Dudu“, wischelt Mimett, „Dudu, spring jetzt über die Welt.“

Nein! Dudu wird nicht springen. Die Gans schwimmt zu weit. Dudu könnte zu der Gans ins Meer fallen. Da schieben sie das Meer ein bißchen näher in die Welt. Jetzt rafft Mimett zierlich das Röckchen, lauert zögernd nach der Zimmerecke. Und springt dann. Springt über die Welt. Es ist nichts aus den Fugen. Nur die Pappelbäume wackeln ein wenig und wissen nicht, ob sie umfallen sollen. Mimett zieht die spitzen Schultern hoch, meckert ihr heimliches Kichern. Dudu möcht' auch die Schultern hochziehen. Dann strippen die Höschen bis übers Knie, und man sieht, daß Dudu auf entsetzlich krummen Beinchen steht. Wenn er einmal erwachsen ist, kann er sagen: „Das kommt davon, ich hab' bei der Kavallerie gedient.“ — Er ist zu dick, Dudu. Er ist zu speckig. Wenn Dudu über die Welt springt, gibt's ein Erdbeben. Aber jetzt wird er springen. Ballt die Fäuste und schlenkert sie. Schnauft den schweren Atem durch den offenen Mund. Setzt sich in schwappender Unbeholfenheit in Kniebeuge und — klar zum Sprung! Eins, zwei —. Er besinnt sich noch. Er sagt, wenn er mal groß wäre, würde er über einen wirklichen Kirchturm springen. Er will damit Zeit gewinnen, seinen Weltsprung hinauszuschieben. Aber unabänderlich zählt Mimett: Eins, zwei — drei! Dudu schnauft, hopst empor und bricht über der Welt zusammen. Und sitzt da. Stracks auf den Pappeln. Das Meer ist umgestülpt und schwimmt in seine Hosenbeine. Sitzt da. Er sagt, die Welt sei schuld. Aber seine Blicke drehen sich wie starre Glasaugen in die Stubenecke. Haften dort unverwandt. Und auch Mimetts erschrockene Blicke flüchten aus dem schmalen, lauernden Gesichtchen zwischen den furchtsam hochgezogenen Schultern dorthin. Sie warten. Sie lauern. Sie halten den Atem an. Der Lärm der zerkrachten Welt und des durch Dudu erzeugten Erdbebens scheint noch durch die verschlafene Sonnenstube zu geistern. Dann macht Mimett sich daran, Dudu wieder von den Pappeln herunterzuhelfen. Greift in das Jackenzeug an den Schultern, zieht, zieht hoch, ächzend, zieht, daß ihm die Jacke wie ein Wurstdarm über den Kopf strippt. Und dann hat sie ihn soweit: er steht. Wie eben ein Klumpen Dudu stehen kann. Oder wie man das Ei des Kolumbus zum Stehen bringt. So steht Dudu. Sie ächzen beide. Sie faßt ihn bei der Hand, und auf Fußspitzen wackeln beide in die Stubenecke. Langsam! haucht Mimett, höhlt den Mund. Langsam! haucht Dudu, höhlt den Mund.

Da stehen sie vor dem Bett. Hand in

Hand und stumm. Sie warten. Sie lauern. Sie halten den Atem an. Ob sie noch schläft?

Der Zipfel ihres blauen Kleiderrocks hängt am Bette herunter. Die weißschwarz karierte Bluse spannt sich über ihren Rücken. Sonst sieht man nichts. Ob sie noch schläft? Mimett zieht die hohen Schultern noch höher. Das gelbe Zöpfchen steckt steil heraus. Und leise, ganz, ganz, ganz leise: „Mutti!"

Sie warten. Sie halten den Atem. Da stößt Dudu ruckweise den dicken Kopf vor, macht fürchterliche Augen und drückt's hauchend heraus: „Muu—tti!" Sieht in großer Wichtigkeit um sich.

Es geschieht nichts. Das Bett knackt nicht. Die Decken rascheln nicht. Die mühselige Stimme sagt nicht: ‚Was wollen denn meine Mäuschen?' Nein, gar nichts sagt sie. St! St! Mutter schläft noch.

Sie sehen sich an. Große, unbeholfene Kinderblicke. Da entsteht in Dudus Bauch ein furchtbarer Lärm.

„Hast du Hunger, Dudu?" fragt Mimett in sein Gesicht. Da brüllt der Bauch noch gewaltiger, und da nimmt sie Dudu wieder bei der Hand, schleppt ihn hinter sich her, an die Schublade, entnimmt ihr das Wochenheftchen, und in umständlicher Fürsorglichkeit läuft sie mit ihm zur Türe hinaus, die Treppe hinunter. In der Hälfte rutscht er ab, wälzt hinunter, und das geht bedeutend schneller.

Nebenan steht ein Haus, ein feines, leckeres Haus. Wenn man sich auf die Schwelle dieses Hauses setzt, kann man die Biskuits riechen. Und Mimett und Dudu schurpsen in den Laden, deponieren das Wochenheft wie ein ungeheures Ereignis auf der Theke. „Biskuits gefälligst."

„For wieviel denn, ihr Kindchen?" möcht' die Frau wissen.

Sagt da Mimett dünn und hausmütterlich: „Für eine Mark!"

Preßt die knisternde Tüte an sich, trippelt schleunigst hinaus. Hinter ihr her watschelt Dudu. Da hört er die Frau rufen: „Weiß denn eure Mutter davon?"

Er steht, er dreht sich nicht um, er brummt tief und scheu: „Mutti släft." Und watschelt heftig mit steuernden Armen. Als er auf der Schwelle steht, hüpft Mimett das Haus entlang und verschwindet im Eingang. Als er sich anschickt, die steile Flurtreppe hinaufzuächzen, öffnet Mimett droben schon die Stubentüre. Als er über die Türschwelle schnauft, sitzt Mimett neben dem Erdbeben am Boden und hat schon fünf Biskuits gegessen. Er plumpst zu ihr, und sie stopft ihm in den ächzenden Mund. Dann stülpt sie die leere Tüte in den Schoß, und sie schlecken die Krümchen auf, und dann reibt Dudu die Fäustchen in die Augen, reißt den Mund auf, und dann niest er und dann wischt ihm Mimett die Nase, und dann fällt er ihr in den Schoß und dann schläft er.

Mimett kratzt sich im Haar, knittert die Stirne, stellt das gähnende Mündchen schief, nickt vornüber, und dann liegt sie auf Dudu. Beider Atem rasselt in die sonntrunkene Stille. Die Rasseluhr wechselt das Thema und sagt: „Na, na, na, na." Lautlos schweben die Fliegen an der Decke. Im Oberstock surrt eine Nähmaschine. Da flitzt der Sonnenstrahl vom Boden auf, die Wand hinauf in alle Ecken, und sucht indiskret die ganze Stube ab. Ssst! so proper, so proper, kein Stäubchen in Verstecken und Ecken. Arm aber rein. Springt aufs Bett. Alles sauber und nett und die Frau adrett, die blasse Frau mit dem Leidensmund. Es ist Mittagsstund', der Herd ist kalt — blasse Frau — sst!

Da grunzt Dudu im Schoße Mimetts sein Unbehagen. Was liegt auf ihm? Ein entsetzlicher Klumpen. Vielleicht die Welt. Wühlt sich auf im Schoß, und da der unsagbare Klumpen beharrlich auf seinem Rücken liegen bleibt, schreit Dudu in angstvollem Schlafstöhnen los, und da fällt der Klumpen von ihm ab, und statt dessen drückt sich ein Fäustchen in seinen brüllenden Mund. Mimetts dünner Mund nutscht wispernd an seiner dicken, schlafheißen Pausbacke: St! st! Sie küßt ihn und sagt eindringlich und vierzigjährig: „Mutter schläft!"

Dann packt sie die Welt zusammen und stopft sie dem Dudu in die Buxen: Die Kirche, die Pappeln, die drei Häuser, die schwimmende Gans. Das Meer lassen sie liegen. Da nun aber Dudu die Welt in der Tasche hat, setzt um so stärker die Opposition ein, die in dem Hohlraum seines Leibes eingerichtet ist. Er steht und stiert charakterfest aus dem dicken Kopf, sagt ein Wort, ein einziges, aber ein deutliches: „— essen!"

Mimett preßt immer noch das Kreditbuch an sich. Hat's auch im Schlafe in festge-

krampften Fingern gehalten. Es ist ihr Brotschrank, der nie leer wird, wie der merkwürdige biblische Krug des Elias. Also wollen sie gehen und nach gesundem Schlafe eine zweite Mahlzeit nehmen.

Jetzt ist die Sonne aus der Stube fort und macht vor dem Fenster noch ein bißchen Feuerwerk. Da stehen Mimett und Dudu vor dem Bette. Sie wollen nicht mehr rufen. Wenn man sie gefragt hätte, warum — sie wüßten's nicht. Aber Mimett zupft ein wenig an dem blauen Rockzipfel, der am Bette herunterhängt, und dann zupft auch Dudu ein wenig, denn Dudu macht immer wie Mimett, nur nicht im Essen, dafür ergreift er die Initiative. Aber schon hat ihn Mimett umgefaßt, hebt ihn mit Kraftächzen hoch, verliert beinahe das Gleichgewicht, wankt und schwankt, aber fällt nicht um, wiewohl Dudu starr und schwer wie ein gipserner Gartenhausbacchus in ihren schmiedeeisern pressenden Armen hängt. Er soll mal gucken, er soll mal sehr gucken. Da guckt Dudu aus Leibeskräften, reißt alle Öffnungen seines Gesichtes auf und läßt die Zunge hängen, denn er muß nicht nur gucken, er muß auch horchen, und Dudu kann besser horchen, wenn er die Zunge herausstreckt. Aber wie er auch reckt und sich streckt, er kann nicht über Mutters Rücken hinwegsehen. Da läßt ihn Mimett niederplumpsen, und sie laufen davon. Sie schleichen nicht mehr. Denn in der ganz leisen, warmen, brütenden Ruhe der Stube sagt wieder die alte Uhr: „Gib acht, gib acht!“ Aber hart sagt sie es und verdrossen. Hinter ihnen klappt wie zugehämmert die Türe. Da laufen sie noch wilder. Mimett springt die Truppe hinunter, Dudu faßt mit beiden Quallhändchen ins Geländer, schiebt sich, drängt sich, wälzt sich hinunter. Mimett ist schon im Bäckerladen, da watschelt er erst am Hause entlang. Als er mit Mühe und Not auf die Schwelle hinaufgeschnauft ist, stößt Mimett schon wieder mit der knisternden Tüte aus dem Laden heraus. Lächelnd und mit dem Finger drohend hat die Frau gefragt: „Schläft Mutter noch?“ Genickt und vor Schrecken geschluckst hat Mimett. Und nun fragt die Frau noch einmal: „Wo schläft sie denn, die Mutter?“

„Im Bett.“

„Im Bett,“ wiederholt Dudu schwer und männlich.

„Ist sie denn krank, die Mutter?“

„O nein,“

„O nein,“ sagt Dudu.

„Seit wann schläft sie denn, die Mutter?“

„Seit heut morjen.“

„Seit heut morjen,“ sagt Dudu.

Da sehen sie, daß die Frau nicht mehr lächelt, und da laufen sie weg. Auf der halben Treppe setzen sie sich beisammen. Sie wollen nicht mehr in die Stube hinauf. Sie greifen in die Tüte, essen. Es schmeckt. Sie lassen die Beine baumeln. Wenn Dudu zuviel einstopft, muß er husten, und dann spritzt das zerkrümelte Biskuit wie ein Staubregen heraus. Das ist in dem Augenblick, als die Bäckersfrau über sie hinwegsteigt und ihr Rock auf Dudu flappt. Dann schreit sie droben, und alle Türen fliegen auf. Dann knarrt und hallert die Treppe von vielen Tritten, und alle Leute steigen über Mimett und Dudu hinweg. Die hocken und schlecken.

Endlich kommt die Bäckersfrau, holt Dudu auf den Arm und nimmt Mimett an die Hand. Sie sagt, daß sie arme Schnuckelchen sind, und bringt sie in die Stube. Die Stube ist fremd geworden. Die alte Uhr sagt nichts mehr. Drum ist's jetzt noch stiller. Der Spiegel ist mit einem schwarzen Tuch verhängt. Die Vorhänge sind dicht zusammengezogen. Das Meer ist aufgewischt.

Und Mutter liegt im Bett.

Als wär's schon Nacht. In blühweißer Nachtjacke. Und wahrscheinlich will sie ihr Nachtgebet sprechen — die gefalteten Hände über der Decke. Und neben ihr flackern zwei Kerzen —. Da bricht Dudus verschüchterte Freude über alles Fremde hinweg zu ihr hin und wie ein Lerchenschlag in die enge Stille: „Mutti! Mutti!“ Reckt vom Arm der Bäckersfrau hinweg, klappt vornüber auf die Schlafende, umhalst sie, drängt den dicken Kopf an ihr Gesicht, gleich aber zerrt der jähe Schreck über ihn, in entsetzter Grimasse zuckt sein Gesicht, er krampft sich wieder an der Bäckersfrau hinauf, und von dorther scheu, still, aber in leisem, kindherrischem Fordern: „Mutti!“

Da nimmt ihn die Frau mit sich fort und sucht nach Mimett. Die findet man in der Kommodenecke. Sie weint ganz still. Man hört sie nicht.

Nun kommen viele Leute in die Stube,

um so mehr, als sie sonsten nicht kommen durften. Und so war's denn, daß die Frau einsamer im Leben gewesen war, denn im Tode. Denn sie war immer eine scheue, abseitsgehende Frau und hat sich keine Leute in die Stube kommen lassen. Aber wenn man an ihrem Fenster vorüberging, sah man sie sitzen und an dem Klöppelkissen arbeiten. Da also im Leben nicht viel aus der abseitsgehenden Frau herauszubringen war, so hoffte man um so mehr im Tode. Man durchstöberte Schubladen und Schränke, und das war keine große Arbeit, denn die Kommode war Schublade und Schrank und nicht einmal Eigentum der Frau, und sonst fand sich kein Besitz als eine massive, hohe, mit biblischen Intarsien verschnitzte Truhe. Mit diesem einzigen Hausrat war sie eines Tages herangezogen, zahlte ein ärmliches Stübchen voraus und klöppelte Kirchenspitzen. Jetzt aber stellte es sich heraus, sie hatte sich nicht einmal polizeilich angemeldet, sie hatte keine Papiere, keine Briefe, keine Aufzeichnungen — nichts. So wußte man von der Toten nicht mehr als von der Lebenden — und von ihr hatte man gewußt: sie hieß Frau Solheid.

Das war alles, das war wenig, das war nichts. Da häufte man ihren Hausrat zusammen, Wäsche und Kleider und eine Schachtel. Man füllte die Truhe damit. Man beschlagnahmte Wäsche und Kleider und eine Schachtel als Erbe für die zwei Waislein. Von der Schachtel sprach man in allen Häusern. Es war darin eine Briefträgermütze und ein Heidekrautsträußchen, ganz dürr, ganz gelb und fast verkrümelt. Es mußte lange her sein, sehr lange, seit die blaßroten Blüten einmal süßerdig geduftet hatten — einmal an einer warmatmenden Menschenbrust gelegen hatten — — einmal ... wann, wo? So fragten sie nun in allen Häusern, und es ward viel Geschwätz und es ward wie ein Roman oder wie ein großer, endloser Klatsch, von vielen zusammengetragen, von allen verbreitet, eine zu monströsen Kapiteln anwachsende Erzählung, die nur einen Schluß hatte, keinen Anfang und keine Katastrophe, nur den stillen, lautlosen, undramatischen Schluß: es war eine fremde Frau gestorben.

Es war eine fremde Frau gestorben. Da kam ich spättags im Hotel an. Der Regen wusch an den Scheiben herunter, es war draußen alles sehr unfreundlich, im Hotelrestaurant aber war's warmmuffig und hellfroh glitzernd vom Kronleuchter. Da sagten sie's mir. Und ich dachte daran, daß eine fremde Frau gestorben war, von der zwei stumme Dinge Zeugnis gaben: eine Briefträgermütze und ein Heidekrautsträußchen. Ein ganz todwelkes, so todwelk, wie das Glück der fremden Frau geworden war, und so todstumm, wie jetzt die fremde Frau lag. Und ich mußte auch daran denken, wie kurz vielleicht der Roman ihres Lebens war, der jetzt in allen Häusern zu vielen Kolportagekapiteln anwuchs. Weil der Schluß so lautlos war, mußten Anfang und Katastrophe wohl ungeheuer tönend gewesen sein. Oder nein, mußte nicht Anfang und Katastrophe ebenso still in die Welt geschienen haben wie der Schluß? War nun diese Briefträgermütze, dieses dürraspelnde Heidebüschelchen der Anfang? Es ging wunderbar in mir zu. Ich dachte an meine Heide. An meine Heide dachte ich, die in der kummervollen Eifel liegt, ganz drunten, wo sie im März sagen: Die Tage verlängern sich um die Mahlzeit eines Mönches! Wo sie mit ledernen Gesichtern gehen und die Vennwinde vom belgischen Hochmoor herüber ihre Haut rot zerblasen. Wo die Sümpfe wie schlammhäutige Wolfsrachen aufschnappen und die Torfmulden wie offene Gräber schwelen. Und wo einmal eine wie eine Lerche lachte.

Ach, lala! Die süße Kanaille, die feinflinke Ruschdibusch, die Binameïe!

Die Binameïe, die Vielliebste, das Poussiermariechen, die Mimett' aus den wallonischen Dörfern drunten im Venn. Eijeijei, wie war sie eine! Man ging drei Stunden Wegs zu ihr. Man wäre sechs Stunden gegangen. Die Burschen. Die Gamins. Und wenn ihre Knochen lahm waren wie Hölzer — sie kamen. Und wenn der Nebel wie feuchte Tücher ihnen ins Gesicht flatschte — sie kamen. Truppweise kamen sie. Tappten in den Nebelwegen bis dahin, wo das Steildach hinter der wandhohen Hainbuchenhecke herausragte. Ein wallonisches Haus, eine weitdüsternde Küche mit unbehauenen Steinen. Aber unterm Rauchfang der neublanke Herd. Man rückt am Tische zusammen und man flegelt auf der Schneidbank oder neben dem Herd auf

der Torfkiste. Und sie steigern. Sie steigern heftig den Platz an der Binameïe Seite. Dann wird der Gurgelkratzer, der Fusel, der Pèkét dafür eingeholt. Das Gläslein wandert in der Runde. Und die Blicke wanderten und die lispelnden Worte. Aber dann der Alte, der vi' père, griff Glock zehn zur Handpostille, sprach breit und fromm: „Au nom du père —“ Las heilige Dinge, las hart und rollend mit der Wallonenzunge das Französische.

Die Burschen standen mit den Mützen in den Händen, die Mimett stand unter ihnen mit gefalteten Händen über dem schweratmenden Busen, sittig-brav-fromm von Seite 32 zu 35, und dann klappte der vi' père das Buch zu, und dann zerriß Mimetts straff-frommes Gesicht in lachlustige Fältchen. Sie warf dem Jean-Pîre ein schalksnarrisch Wort nach, dem Jean-Pîre, der sich ein Haus ins Venn bauen und viele Hektare Heidland austorfen will; sie platscht dem Jean-Djosèf auf den starkknochigen Rücken, dem Jean-Djosèf, der vierzig Bienenkörbe in die blühende Heide stellt. In der niedern Türe steht sie und ruft ihnen allen nach in die nebelnde Nacht, dem Henri Speckschwarte, der die Lohmühle an der Warchenne hat, dem Cölest Hungerdarm, der den Grünaffen, den Grenzern, ein Schnippchen schlägt und mit Salz, Speck, Schnaps unergründliche Wege im Venn geht: ‚Bonne nutte all mitsammen!‘ Klapp, zu ist die Türe. Aber dann klingt droben am steilen Giebel, am einscheibigen Fensterchen im Astloch der schwarzragenden Hecke ihr Ruf aus gehöhltem Mund: „Horilahoi!“

Da stehen sie alle still in der todschlafenden Nacht, und alle in horchender Gewißheit: Ah, sapristi! Das ruft sie mir. Und so alle im girrenden Rückruf: Horilahoi! Eine vielspältige Antwort, so vielspältig das Herz der Binameïe ist, von dem niemand weiß, was er wissen möchte, weder der Jean-Djosèf, der doch vierzig Bienenkörbe im Venn hat, noch der Cölest Hungerdarm, der zeitlebens der Ansicht war: wer nicht mit Fressen satt wird, wird's auch nicht mit Lecken.

Aber da war's zur Zeit im Mai, wo man die Stachelbeeren segnet und der Blutsaft in den Bäumen und den Menschen stieg und einer zum andern sagte: „Was nicht für dich kocht, laß für einen andern anbrennen.“ Zum Beispiel der Jean-Djosèf zum Jean-Pîre, zum Beispiel auch der Cölest Hungerdarm zum Henri Speckschwarte. Dann kniff die Binameïe die lachenden Lippen ein und hatt' viel Spott besonders für die, die da altväterliche Sprüche hersagten: Viele Freier und keine Hochzeitsfeier! Oder: Die Vielliebste allen tät keinem einen gefallen! Oder: Poussieren tut nicht an eigenen Herd führen.

Ja, mochte die Binameïe viel Spott sagen, lachen, es kam die Zeit, die arg schlimme, oh die ganz schreckliche, da man sagte: „Jetzt tät die Binameïe einen Hund mit 'm Hut heiraten.“

Da heiratete sie den vi' Kaninchen-Lambert. Wie der einer war! Wenn er gähnte, machte er ein Maul so groß, daß man ein Brot mit der Peitsche hineinschlagen konnte. Aber er konnte seine Strümpfe an den Fersen flicken, das Achtbarste, das man einem Wallonen nachsagt — daß er nämlich seine Schulden bezahlen kann, bin also ein respektâb Mann, ein Briefträger für die Vennhütten, Respekt s'if plaît! Bin, also den vi' Lambert wird die Vielliebste heiraten. Aber sie macht böse Augen, wenn man sagte: der „Alte“ —

Nun hatte er ein junges Weib und war der Alte. Die Vielliebste blieb auch noch jung, als ihr schon ein strohblondes, dünnhaariges Mädchen am Schürzenzipfel hing. Aber gelacht, wie die Binameïe ins Venn gelacht hat, so hat sie's nicht mehr. Kann man neben dem lachen, der mit zehn Jahren schon der Alte war? Und den sie geheiratet hat, als die Leute anfingen zu sagen: sie tät einen Hund mit einem Hut nehmen? Wenn sie dann mit den Händen im Schoß saß und ins Herdfeuer starrte und die Brauen hoch wölbte, als müsse sie auf ein Erstaunliches warten, dann meinte wohl der vi' Lambert, er müsse ihr eine große, ganz wahnwitzige Versprechung machen, auf daß sie ihre einsame Seele mit Glanz füllen könne.

„Ich kann Stadtbriefträger werden.“

Da ging sie und sagte ringsum: „Er kann Stadtbriefträger werden.“ Und vi' Lambert war froh und reich, denn er hatte ihr eine Hoffnung geschenkt oder das große Los oder eine Milliarde. So kam der Glanz aus ihrer einsamen Seele auch ein bißchen in ihr einsames Haus.

Ist dann der vi' Lambert treu einfältig heimgekommen und sagte: „Bin, nun hat der Henry Makai die Stadtbriefträgerstelle gekriegt, ja, er hat's nötiger als ich und du."

Oh, vi' Lambert, weiß er, wessen sein junges Weib benötigt? Es hatte schon alte Augen. Und die stillen Altfrauenmanieren. Wenn sie von dem Kinde sprach, sagte sie: „sein Kind," und so, als müßte ihr Kind noch kommen und mit dem müßte sie heimgehen, als wär' sie ein fremder Besuch an seinem Herd gewesen.

So kam der vi' Lambert um seine häusliche Zufriedenheit! Du lieber Gott, er war schon erstaunt, daß ein vermummtes Glück solange bei ihm ausgehalten. Da rauchte er und schwieg und dachte: ‚Die Frau hat's Wort,' weil nun doch einer im Hause reden mußte — und er wußte nichts.

„Ein Jung' wär' dir mehr von Nutzen, du könntst ihn im Postfach unterbringen," meinten die Nachbarn und die guten Freunde, und sie meinten das so, weil sie den vi' Lambert wie einen Überzähligen einhergehen sahen, so wie einen Hausvater, der keinen männlichen Nachkommen im Leben und im Tode haben wird. Aber Lambert Kaninchen, der Gebuckelte, der da mit weitausholenden Altvaterschritten neben der trippelnden Binameïe herging, sagte darauf still und gewissenhaft: „Er kann noch kommen, wir sind noch alle zwei jung!" Sie hätten ihn auslachen mögen, ujeijei vi' Lambert! Aber sie zählten nach und lachten doch und sagten: „Luk wahrhaftig, er ist noch jung, der alte Lambert Kaninchen."

Und da kam er. Beim St. Antône, ein Bub mit der hell läutenden Stimme der Binameïe, mit den glückverwöhnt fordernden Augen der Binameïe, mit dem jauchzenden Jungblut der Binameïe.

Dann setzte sie dem vi' Lambert die „alte" Mimett auf die Knie — so! Sein Kind. *Sie* behielt *ihres*. Von diesem Zeitpunkte an gab es am Herd zwei Parteien. Der schwere, glückfordernde Bub in den stürmischen, zärtlichen Armen der Mutter. Patscht ihr das qualle Fäustchen ins Gesicht, krallt ihr die Nase, oh sacri, das weit ins preußische Venn hinein bekannte Näschen der Vielliebsten, das er hin und her bog wie ein Gummi elastikum. Und der vi' Lambert saß mit seiner „Alten" auf dem Knie, zwei Alte mit dummen Kinderaugen, und sie erstaunten sehr, was solch ein Bub an solch einer Nase fertigbringen durfte. Nur die Minka protestierte mit mürrischem Knurren, knurrte und murrte auch, wenn der Bub ihr in die Zottelhaare griff wie an die Nase der Binameïe. Pfui da, was ein Hund! Einer, der zum Lambert Kaninchen paßte wie der Regen ins Venn. Trottete hinter ihm her, wenn er seine todstillen, todeinsamen Postwege ging. Und nur, wenn ein Fremder des Weges kam, schlug er kläffend an, einmal, kurz, dann schlappte er weiter. Er mußte eben seine Pflicht tun, weiter kümmert's ihn nicht. Wie der Lambert Kaninchen. Gerade so. Ei no, sagt da die Vielliebste, hat er den Hund, kann ich für den Bub auch was haben. Sprach's und holte sich ein Miauchen an den Herd, das Minka mächtig aufbrachte. Da wurde Lärm hier, Lärm dort, und es war keine stille Partei mehr am Herd, und sie lebten nun all mitsammen, wie eben Katze und Hund leben. Aber nun war doch die Binameïe die Beherrscherin des Herdes, und wenn sie wollte, bruddelte sie die braunknusperigen Speckschnitten, die saftigen, zum Frühkaffee. Oder sie wollte nicht. Oder sie sagte: „vi' Lambert, wenn du willst, mach' sie dir." Und sang dazu und briet und bruddelte. Für den Bub und sich und die Katze. Der Speckgeruch zog durch die Küche und kitzelte die Nase. Guter Gott, der Lambert Kaninchen, der stille Venntrotter, hätte keinen Laut gesagt, aber ein Vieh hat diese Einsicht nicht, ein Vieh schreit seine Instinkte. Minkas Instinkte waren durch die unlautere Reklame des intensiven Speckgeruchs bis zum brutalen Geheul alteriert. Und die alte Mimett — ein Kind hat eine tiefe Empfindung für braunschmalzige, zischend in der Pfanne platzende Speckscheibchen, und aus dieser tiefen Empfindung heraus schluchzte die sonst stille, altfraulich vernünftige Mimett an dem tabakdunstenden Brustlatz des Vaters.

Da war's, als ob starke Fäuste den vi' Lambert aus seiner Duldermanns-Genügsamkeit aufstießen. *Sein* Kind schluchzt, *sein* Hund heult — sapristi, sapristi! — jetzt wird ein furchtbarer Skandal. In das Heulen und Winseln, in das Schluchzen und Wimmern, in das

Kreischen, Spritzen, Brobbeln flucht er's: „Jetzt frag' ich dich, Mimi Lambert Kaninchen, wer bringt dir's Geld ins Haus, daß du sorgen kannst für dich und den Bub und die Katze? Hat mein Kind und mein Hund kein Recht drauf, satt zu werden von meinem Geld? Und ich frag' dich —"

„Warum fragst denn nicht, wer mich nicht zur Stadtbriefträgerin gemacht hat? Und daß ich's nun mein Lebtag bei dem alten Kaninchen aushalten muß? Meine Jugend, mein Lachen, meine Freud' — alles hab' ich gegeben. Was gabst du mir, Lambert Kaninchen? Nicht mal die Stadtbriefträgerstelle. Soviel Ehrgeiz hast nicht mal. Gar nichts hast du, Lambert Kaninchen, gar nichts."

Da fällt der vi' Lambert um und auf den Stuhl und sagt: „Für mich sprech' ich ja auch nicht, für mein Kind sprech' ich."

„Sprich doch für dich!" wütet sie ihn an. „Sei so — so kein genügsamer Simpel — das stößt mich von dir!"

Da sitzt er noch und weiß nicht anders: „Gib die Pfanne her!"

„Es ist neun Uhr," sagt sie gleichmütig. „Geh, nimm dein Postsack, sonst passiert's dir noch, daß der Postverwalter dir auch noch die Landbriefträgerstelle nimmt."

Er murrt sie an: „Ja, so eine bist — Aber gib jetzt die Pfanne!"

„Ich denk' nicht daran."

Nun steht er auf, steht und schluckt in tiefer Erregung: „Wenn ich wiederkomm', ist die Sonn' unter. Man soll kein' Sonn' untergehen lassen überm Streit."

„Ich könnt' schon die Sonn' dreimal über uns untergehen sehen."

Steht vor ihr, dicht, und seine hölzerne Stimme schwillt wie ein Notschrei: „Bin, dann mag die Sonn' untergehen!" Stülpt die Mütze auf, stapft hinaus, mit lautem Gebell hinter ihm her der Hund. Und mit reckenden Armen und dünnem Schrei ruft sein Mädchen ihm nach: „Père! Père!"

„Komm, Mimett," sagt die Frau gleichmütig vom Herde her, „laß ihn gehen, den Großvater, deine Speckschnitte kriegst du. Aber sag's ihm nicht! Hörst?" Da nimmt Mimett die Speckschnitte, schleicht hinter die Torfkiste und spuckt sie aus. Der Frau Blicke fliegen dahin. — Dann läßt sie zwei Speckschnitte in der Pfanne, stellt sie beiseite. Er wird ja zurückkommen, der dumme Alte. Hat's immer so getan. Dann wird sie ihm die Pfanne hinschieben, und die Sache war wieder in Ordnung. Tragische Erlebnisse gab's bei dem Lambert Kaninchen nicht. Er wollte seine Ruhe haben.

Er aber kam nicht. Da setzt sie sich und wartet. Er wird kommen. War er störrisch? Das mußte sie ihm austreiben. Stand auf und sang und sang sehr, sehr lange. Als sie dann nach den Speckschnitten sah, waren sie zu schwarzen Würmchen verbrannt und gekrümmt. Nun brauchte sie nicht mehr zu warten. Nun war er längst fort im Venn. Der Tag hing schon die Abendschleier um. Da setzte sie sich mit den Kindern und mit der Katze zu Tisch, aß zu Abend Kartoffeln aus der Pfanne und trank Kaffee, aß aus Zorn und Ärger, aß, weil sie die unglücklichste Frau im Wallonischen war.

Dann ging die Sonne vollends unter, und der Abend kroch unfreundlich ans Fenster. Sie wehrte sich gegen den sinkenden Tag, gegen die Erkenntnis, daß es spät wurde, daß der Uhrzeiger längst über die Ziffer hingeglitten war, wo sonst zu dieser Zeit der Hund von draußen gegen die Türe ansprang und hinterher die schweren Schritte des vi' Lambert stapften. Vi' Lambert, wenn er jetzt käme! Sie tät ihm 'was an, so 'was Unerhörtes — Liebes. Die Arme um ihn werfen: ach, guter Gott, alter, treuer Kerl, bist du wieder da!

Jetzt kann sie nicht mehr festsitzen und warten, jetzt kommt ein fieberhaftes Wollen in sie. Sie zündet die Lampe an, stochert die Kohlenglut im Herde auf, schneidet frische Speckschnitte in die Pfanne. So, als müsse sie ihn nun gewaltsam herbeilocken durch die Speckschnitten, die für ihn heiter und kichernd brodeln. Stellt auch ein Glas Péket neben seinen Teller. Wenn er die Türe aufmacht, soll er das gleich sehen. Wenn er nur gleich die Türe aufmachte! Wenn — Da rieselt ein Schlottern und Werfen in ihre Knie, sie sinkt auf die Torfkiste nieder, sitzt da, meint es, fühlt es, fühlt es in grauenhafter Sicherheit: in diesem Augenblicke jetzt — geschieht es, das Entsetzliche — — das Unglück — das sie ahnt, das auf sie fällt wie ein brechendes Dach.

Was — was ist's denn? Herrgott, Herrgott, jetzt hält sie's nicht mehr aus, jetzt wartet sie nicht mehr, jetzt läuft sie, bis sie

ihn findet, ins Venn, in die Heide, an die Sümpfe ... Pfeifend stößt ihr der Atem. Auf ist sie, fort an die Häuserecke, hinab, wartet —

Still steht sie, ganz still, hat einen fieberhaften Gedanken zum Lachen. Wenn er nun in der Poststube saß und schwatzte und da sitzen blieb zum Trotz? Ei, warum hat sie nicht gleich daran gedacht! Ei, daran klammert sie sich fest in erlöster Freude. Rennt ins Haus zurück, stellt Mimett an die Pfanne. Soll fein achtgeben. Dem Buben schüttet sie Erbsen in die Schürze. Sie sind seine Schafherde. Er wird sie über die ganze Stube hin laufen lassen. Die Türe verschließt sie nicht. Schon ist die Sonne untergegangen. — Lange —

Unter den trüberleuchteten Postfenstern schleicht sie gebückt, horcht. Sie hört den Postverwalter eine Verfügung laut verlesen. Zwischendurch schlägt die Uhr achtmal. Dann spricht er mit dem Postgehilfen, geschäftlich und mit langen Pausen, die still und drückend sind wie die finster heranschleichende Nacht. Langsam reckt die Frau auf, ihr Blick fliegt nach dem Ständer für die Postsäcke. Ein Haken war leer. Der ihres Mannes. Alle andern sind schon heimgebracht. Mit starrem Genick und den Atem in die Brust zurückstoßend will sie die Treppe hinauf in die Poststube. Da tritt ihr der Jäck entgegen, der Kollege, der mit dem vi' Lambert denselben Weg bis zum Grenzhause zu machen hat.

„Hoûte (hör), Jäck!" ruft sie ihn mit klappernden Zähnen an. „Er ist nicht mit dir heimkommen, der Lambert?"

„Im Namen meines Gaules! Er ist nicht mit mir heimkommen, der Lambert."

„Es ist spät, Jäck, es ist starker Nebel im Venn, ich dächt, es ist kein Spaß heut."

„Meiner Treu," sagt der und dreht sich nach den massiv schwarzen Linien hin, die am Abendhimmel das düsternde Moor abzeichnen, „es ist wahrhaftig kein Spaß. Aber der Lambert kennt sich im Venn, der hat sich immer heimgefunden."

Da ist die Frau dicht neben seiner Schulter und ist geschüttelt wie von Kälte: „Du bist mit ihm gegangen bis zum Grenzhaus — hat er dir das oder das gesagt?"

„Gesagt hat er nicht mehr und nicht weniger wie sonst. Aber — er ist schon mal hie und da eingekehrt bei den Vennleuten und hat sich 'n Pékèt oder zwei oder drei einschenken lassen."

Da geht die Frau von ihm weg; sie möchte zur Poststube. „Ich werd' doch mal drinnen nachfragen."

„Die wissen nichts, Binameïe. Der Postgehilfe muß auf ihn warten."

„Wie lange muß er warten?"

„Bis neun Uhr."

„Und dann — wenn's neun Uhr ist?"

„Hm — sapristi! Dann ist er zurück. Geh heim, derzeit kommt er schon. Adjüs, Binameïe."

Sie schwankt heim. Aber jemand geht neben ihr, wispert immerfort: „Er trank zwei auch drei Pékèt, er trank, trank, stapfte in den Nebel, trank —"

Sie wartet. Stiert auf die Uhr. Das Feuer verglüht weißlich. Als der Zeiger nahe an neun heranrückt, schließt sie die Augen.

Als sie die Augen wieder öffnet, steht der Zeiger auf halb zehn.

Da nähern sich dem Hause Schritte. Sie steht mit ächzendem Gurgeln auf, taumelt an die Türe. Er klopft ans Fenster.

„Madame!" Der Postgehilfe steht draußen. „Ist er zurück?" Am Fensterkreuz hängt sie wie eine Tote. Nun sagt noch der Postgehilfe schnell: „Der Herr Postverwalter meint, vielleicht hätt' sich der Lambert durch den Nebel zurückhalten lassen und käm' morgen in der Frühe."

Nein, das tat der Lambert nicht, der wäre durchgegangen, und wenn ihm der Nebel faustdick ins Gesicht gefallen wäre. Der hat sich seiner Lebtage nicht vom Nebel aufhalten lassen.

‚Aber — was dann?' schreit's plötzlich gellend auf: ‚Was dann?!'

Und steht noch, als der Postgehilfe längst gegangen ist. Es kamen nun Nachbarn, die gute Ratschläge gaben und hart und unerbittlich sagten, es sei gewiß dem vi' Lambert ein Unglück zugestoßen. Sagten das so und dachten: ‚Die Binameïe wird sich die Haare nicht ausraufen.'

Auch der Jäck kam eben mal ansprechen, ob Kollege Lambert noch nicht retour sei. Machte ein merkwürdiges Gesicht und sprach gewissenhaft: „Dann ist ihm gewiß ein Unglück kommen." Tapst nachdenklich hinaus, steht aber wieder unter der Türe still: „Er hat da und da einen Pékèt getrunken, einen oder zwei. Er wird doch



Bildnisstudie

Gemälde von Karl M. Schultheiß

(Im Besitz des Herrn Carl St. A. Geibel in München)



nicht ... abgeirrt sein?!" Und drückt sich eilig.

Als alle gegangen waren, steht sie noch und stiert unverwandt hinüber nach dem düstern Streifen am blanken Himmel, dahinter das schreckliche, todmodernde Venn liegt. Jetzt, da die andern alle Hoffnung fahren ließen, klammerte sie sich an die Gewißheit, daß er noch kommen wird. Um elf holte sie Mimett aus dem Schlafe, nahm sie auf den Schoß und legte ihr die Hände zusammen. Sein Kind soll beten. Es sieht sie mit seinen altscheuen Augen an. Die Tränen schießen ihr übers Gesicht hin, und mit schluchzendem Stoßen sagt sie: „Bet', Herzchen, bet' laut, er muß es hören, es wird ihn wecken, wenn er bei den Bauern schläft, er wird dann kommen, er wird kommen, wenn sein Kind betet — Bet', Herzchen —"

In das angstschreiende Flehen der Frau springt wie ein läutendes Glöcklein das Beten des Kindes. „Vater unser, der du bist im Himmel ..."

Als es an die Bitte kommt: „Vergib uns unsere Schuld," hält ihm die Frau den Mund zu, schreit laut auf, schreit immerzu: „Wenn die Sonne untergeht, wenn die Sonne untergeht!"

Da ...! Was war das? ... Himmlischer Vater!! ... Ein Scharren an der Türe. — Wie Tasten und Pochen ... Stärker ...

In rasendem Schreck läßt sie das Kind zu Boden fallen, rennt an die Türe, reißt sie auf. Starrt hinaus. Da schlüpft etwas an ihrem Rocke hin, hinein in die Stube ... Das Kind schreit auf ... Der Hund steht in der Stube. — Schlammbedeckt, mit eingesunkenen Weichen. In seinem nassen Maul die Briefträgermütze. Die legt er vor der Frau nieder und winselt. Winselt —

Mit Stangen, Seilen und Sprungbrettern zog man am Frühmorgen ins Venn hinaus. Wie konnt's denn möglich sein, daß dem vi' Lambert, der sich im Venn auskannte wie in der Poststube, so etwas passiert sei — so ein Unglück nämlich! Das sollte ein Trost für sein Weib sein. Und war es auch. Sie erwartete ihn noch. Wenn die Nacht hereinbrach, hielt sie ihm die Stube warm. Und die Türe offen. Auch die Katze, die er nicht leiden konnte, schaffte sie ab. Das sollte er nun alles schön in Ordnung finden. Wenn er kam.

Aber der Weg, den er ging, mußte wohl weit sein, denn sie wartete, und er kam nicht. Aber sie brachten ihn auch nicht auf der Bahre. Sie fanden seine Leiche nicht im Venn. Da lächelte die Binameïe wissend und hielt die Stube warm.

Dann grub man da irgendwo in einer Torfmulde beim Torfstechen die Leiche des vi' Lambert Kaninchen aus. Und lange Verhandlungen begannen, ob Unglück oder Mord vorliege.

Da schloß die Frau die Briefträgermütze in die Schublade weg und legte das Heidesträußchen dazu. Es stak noch an seinem Hochzeitsrock, es war wie des vi' Lambert Gesicht, hager und alt. — Aber die Haustüre ließ sie nun nicht mehr für ihn offen ...

Bis sie dann weg war eines Tages, und kein Nachbar wußte wohin.

— Ja und so war's, und ich saß da in der unfreundlichen Stadt. Es war eine fremde Frau gestorben. Und von der Binameïe wußte ich eine solche Geschichte.

Ob sie es ist, die Binameïe?

Aber die Kindlein sitzen noch, und es stehn da drei Pappelbäume, eine Kirche und zwei Häuser und eine schwimmende Gans. Noch wispert Mimett: „Spring' über die Welt."

Begräbnis

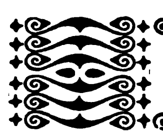
Nun berg' ich's all in Schränken,
Nun will ich drin zur Ruh
Dein Schleiertuch versenken —
Es duftet noch wie du.

Das Netz, das ich zerrissen,
Lag schimmernd um dein Haar,
Darauf breit' ich das Kissen,
Das unser Lager war.

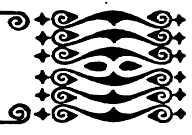
Aus meinen Händen gleitet,
O mein verlornes Weib,
Was deine Hand bereitet,
Das Hemd für meinen Leib.

Ich spreche keinen Segen,
Die Nähte küss' ich nicht,
Zur Ruhe will ich's legen
Und schließe die Türen dicht.

Karl Freye



Bänkellieder. Von Willy Rath





Ein wildwüchsig Ding von einer Pflanze, in keinem Hofgarten gelitten, von keinem bürgerlichen Ziergärtner gehegt, auf keinem Bauernfeld zu finden — und doch aller Welt bekannt, zuweilen zwar schlimmes Unkraut gescholten, zumeist indessen mit Freuden gegrüßt, Lächeln oder tolles Lachen erweckend, aber manchmal auch innigst erschütternd . . . rätselhafter Wildwuchs: so ist das Bänkellied.

Die Schriftgelehrten dürfen wir nicht danach fragen. Sie wissen nichts Genaueres zu melden, kaum daß sie den Namen kennen. Der vielgeliebte Alleswisser, Lexikon genannt, verweigert gar die Auskunft über das Wort Bänkellied und begnügt sich, mürrisch zu erklären, was Bänkelsänger seien: nämlich herumziehende Personen, die von einer Bank herab an öffentlichen Orten geschichtliche Ereignisse, Unglücksfälle, Mord- und Räubergeschichten und ähnliche schöne Sachen, „meist mit Hindeutung auf ein den Gegenstand darstellendes Gemälde, singend oder erzählend vortragen".

Wenn das die Bänkelsänger sind, so würde Bänkellied ungefähr soviel wie „Moritat" bedeuten. Das hieße aber den Begriff allzu eng fassen, selbst für die graue Vorzeit. Das mit der Bank muß wohl stimmen; aber von so einer Bank oder einem hohen Stein herab konnte man gewiß auch im Mittelalter schon oftmals ein Lied von Liebe oder einen herzhaften Scherzgesang vernehmen. Zu jeder Zeit wird es ja, auch beim schlichteren Volk, von dem Sänger, der Hörerschaft und der Gelegenheit abhängen, ob eine „Moritat" gesingsangt und durch Schauerbilder veranschaulicht wird, oder ob man beiderseits besseres Ergötzen findet in schalkhaften oder auch ernsten Liedern von Liebe und Welthändeln, von Krieg und Märchenschönheit, von Abenteuern jeglicher Art.

Die Gattung Bänkellied hat auf alle Fälle nach und nach eine bemerkenswerte Verfeinerung erfahren. Bänkellied ist uns schließlich alles Volkstümlich-Sangbare weltlicher Art, sofern es irgendeinen Einschlag humoristischen oder satirischen, epischen oder dramatischen Wesens hat. Es umfaßt also ungefähr das ganze Reich des eigentlichen Liedes mit Ausnahme des geistlichen und des im engeren Sinn lyrischen Gedichts von ungemischt inniger, nichtgeselliger Stimmung. Es ist und bleibt Gemeinschaftsache; was sich der Einsamkeit (oder auch der naiven Zweisamkeit), der himmlischen oder irdischen Andacht ergibt, gehört nicht dazu; ebensowenig Kinder-, Lob- und Berufslieder, wenn sie nicht irgendwie über ihre nächste Bestimmung hinaus — erheiternd, anklagend oder einfach unterhaltend — sich an die Allgemeinheit wenden. Bänkellieder in unserm weiteren Sinn sang man auch inmitten fröhlicher Kneiprunde oder Hochzeitgesellschaft, in der Spinnstube oder zum Tanz — bei manchen verrät das sogleich der betonte Rhythmus — gelegentlich wohl gar vor dem „Gemerk" einer Meistersingerzunft oder vom Gerüst einer Mysterienbühne herab; Bänkellieder sang man sicher aber vom erhöhten Tritt der Musikanten und der Gaukler, von jenem bescheidenen Ansatz zur Schaubühne, der in Süddeutschland schon lange vor Erfindung des „Tingeltangels" das Brettl hieß.

Heut verstehen wir unterm Brettl alle Arten von Varietétheater, und Bierbaum und Ernst von Wolzogen gaben uns noch das Überbrettl dazu, das gleich wieder verschiedene Gestalten annahm. Von ihnen hielt sich leider bis jetzt nur die bedenklichste, die des Nachtkabarets, das auf die Entwicklung des heiteren Liedes recht unerfreulich einwirkt. Das Bänkellied schließt nunmehr in seinen Bereich das (nicht häufige) bessere Lied vom Brettl und das echte vom Überbrettl ein, reicht aber noch ein gut Stück weit in das Gebiet des Volksliedes und ein wenig auch in das der „Kunstlyrik" hinein. Mit dem Überbrettl und der Rückblicksmode, die uns die Wiedergeburt der Laute nebst neuen Siegen des alten Volksliedes gebracht hat, ist das Bänkellied in den Konzertsaal und in den Salon gelangt. Haben wir es zu Recht mit einer wild wachsenden Pflanze verglichen, so wird es freilich in den vornehm abgeschlossenen Räumen keine neuen Blüten hervorbringen. Die werden wohl auch künftig draußen, „im Freien", gedeihen und nur in abgeschnittenem Zustand (sorglich ausgesucht, denn es sind unzarte und mißgestaltete drunter!) zu den feinen Leuten gebracht werden . . .

In dieser zwanglosen Übersicht soll vor allem auf etliche ältere Poesie-Stücke unterschiedlichen Stils hingewiesen werden, die teilweise noch kaum unter dem Gesichtspunkt der Bänkelsängerei betrachtet wurden, die jedoch berufen scheinen, das gegenwärtige „Bänkellied" erheblich zu bereichern.

Das freiere Leben außerhalb der wohlgeregelten bürgerlichen und adeligen Gesellschaft, das dem Lieder-Wachstum günstige, war im Kern zu Beginn der deutschen Zivilisation nicht viel anders, als es gegenwärtig noch ist. Es war und bleibt das Leben der ledigen, zumeist jungen Mannsleute, die als Künstler, Studenten, Soldaten mehr oder minder lange Zeit sich innerhalb einer Berufs- oder wenigstens — Zechgemeinschaft halten, die als Seefahrer oder Wanderer in die Ferne ziehen oder auch als Jungmannschaft eines Dorfes, als Holz-

fäller oder Wilderer gemeinschaftliche Erlebnisse in der Nähe suchen.

Was wir jetzt studentisch-literarische Bohême nennen, war im Mittelalter, namentlich im XII. und XIII. Jahrhundert, das Vaganten-, Goliarden-, Scholarentum. Diese fahrenden Schüler (vagi scholares), zumeist dem ungeheuer überfüllten Klerikerstand angehörend, sangen ihre Lieder zwar im Mönchslatein, hinterließen aber nichtsdestoweniger Proben echt wildwüchsiger Bänkelpoesie, voller Weltkunde, derber Lebensbejahung und feuchtfröhlicher Lebensschelte. Von ihrem Archipoeta, dem Erzdichter aller Bohémiens, der von ritterlichem Stand war und dem Kanzler Barbarossas, dem Erzbischof von Köln, nahestand, haben wir u. a. das Gedicht „Goliardenbeichte", wovon hier (nach Grimms Ausgabe) ein paar Probestücke deutsch wiedergegeben seien:

Im Zorn und in der Bitterkeit meines Gemütes rede ich. Aus leichtem Stoff geschaffen, bin ich dem Blatte gleich, mit dem die Winde spielen.

... Ich bin wie ein Schiff ohne Steuermann, wie ein Vogel, der ziellos durch die Luft streift, mich halten nicht Schloß noch Riegel; ich suche meinesgleichen und geselle mich zu den Schlechten.

... (Meum est propositum in taberna mori.) Im Wirtshaus will ich sterben, das Glas an den Lippen, und fröhlich mögen die Chöre der Engel singen: Gott sei dem Zecher gnädig ... Süßer schmeckt der Wein im Wirtshaus, als der Trank, den des Bischofs Mundschenk mit Wasser mischt ... Zum Dichten muß ich guten Wein haben, wie ihn der Wirt im besten Fasse führt; dann fließt der Mund von Versen über ...

Aus „Der fahrenden Schüler Liederbuch" (Übertragung von Mischke), das in seinen Liebesballaden manche Übereinstimmung mit unseren alten Volksliedern zeigt, gibt ein kurzes Zwiegespräch zwischen einem Fahrenden und einem Bischof die Zeitstimmung mit voller Frische wieder:

Ohne geladen zu sein,
Stell' ich zum Mahle mich ein;
Lange hab' fasten ich müssen,
Keiner wollt' von mir wissen.

— Die durch Wälder und durch Felder
Schweifen ihre wüsten Bahnen,
Durch die Dörfer, durch die Auen,
Will mein Tisch nicht zu Kumpanen,
Und ich seh es mehr als gern,
Bleibt mir deinesgleichen fern.
Doch auch ohne mein Erlauben
Würdest du dein Brot dir rauben:
Wasch' dich, trockne dich ab,
Nimm Platz und speise,
Trink und wisch' dir den Mund,
Und — glückliche Reise!

In einem „Ordenslied" der Vaganten werden mit kräftiger Welt- und Selbstverspottung die Grundsätze für ein zielbewußtes Länderdurchbummeln, ohne Geld und ohne Arbeit, enthüllt. Es ist begreiflich, daß aus solchem Dasein zahllose Bänkellieder hervorgingen. Noch in der Reformationszeit sangen fahrende Schüler oder Bettelstudenten gern lateinische oder humoristische lateinisch-deutsche Lieder, wie „Quicunque velit amaro Weiber oder Jungfrauen —" oder „Ei Pfarrer, lieber Herre, Corde jucundo, beweiset Eure Ehre Sitibundo!" Und ein schönes deutsches Universitätslied aus der Mitte des XV. Jahrhunderts jubiliert schon: „Ich waiß ein frisch Geschlechte, Das sind die Bursenknechte. Ir Orden steht also: Sie leben ane Sorgen Den Abend und den Morgen. Sie sind gar sättlich fro."

An die Stelle der akademischen Wanderer aber waren um diese Zeit schon die soldatischen getreten, die Landsknechte, die, Dienst suchend, nach Fehde und Krieg ausschauend, durch die christliche Welt zogen. Aus den „Frischen Liedlein", die 1565 in Nürnberg gedruckt wurden, ist „Der arme Schwartenhals" bekannt geworden und geblieben:

Ich kam vor einer Frau Wirtin Haus.
Man fragt mich, wer ich wäre,
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich ess' und trink' so gerne.

Da er nach dem Mahl kein Geld hat, muß er in der Scheuer elend schlafen.

Da ich des Morgens früh aufstund,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt' ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks selber lachen.

Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand
Und gürt es an die Seiten,
Da ich kein Geld im Säckel hätt',
Zu Fuße mußt' ich reiten.

Ich hub mich auf und ging davon
Und macht' mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannssohn,
Sein' Tasch' mußt' er mir lassen.

Das Vagantentum hat in der folgenden Zeit niemals aufgehört, es hat nur andere Formen angenommen; doch ist es dabei stark heruntergekommen: aus den Vaganten wurden bildungsfremde Vagabunden, der Landstörtzer ward zum Landstreicher. Daß auch sie, die heutigen „Kunden", die freiwillig Arbeitlosen des Handwerker- und Arbeiterstandes, ihre Bänkellieder haben, wurde uns in neuerer Zeit besonders durch Hans Ostwalds Bemühen kundgetan. Die von ihm mitgeteilte „Klage", die hier folgt, ist zugleich bezeichnend für den parodistischen Unterton vieler Stromerlieder aus der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart:

Morgenrot! Morgenrot!
Überall vom Putz*) bedroht.
Talfen wir so in den Gassen,
Wird uns bald der Dackel**) fassen,
Mich und manchen Kamerad.

*) Putz: Schutzmann; **) Dackel: Gendarm.

Ach wie bald, ach wie bald,
Schwindet auf der Walz' der Draht!
Gestern noch die Schicks am Arme,
Heute schon mit dem Gendarme,
Morgen in den Käfig nein!

Darum still, darum still,
Mag es kommen, wie es will!
Mit dem Stenze*) in der Rechten
Wollen wir noch weiter fechten:
Ich und mancher Kamerad!

Diese mürben, verkommenden oder verkommenen Menschen schwingen sich nur selten zu einem reinen Lied ganz aus Eigenem auf; sie brauchen die Parodie volkstümlicher Gedichte oft als Stütze. — Die stete Scheu der Armen vor den Wächtern der öffentlichen Ordnung ist auch nicht neu. Das kann schon das sehr merkwürdige Lied „Der Bettelvogt" (aus „Des Knaben Wunderhorn") uns lehren. Ein Phantasiegebilde rachlustigen Gemütes, offenbar; und doch fast wie konzentrierte Wirklichkeit dargestellt. Der junge Bettelfahrer wird vor Heidelberg von den Häschern gepackt:

... Und als ich kam vors Bettelvogt sein Haus,
Da schaut der alte Spitzbub zum Fenster heraus,
Ich dreh' mich gleich herum und seh nach seiner Frau:
Ei du verfluchter Bettelvogt, wie schön ist deine Frau!

Der Bettelvogt, der faßt einen grimmen Zorn,
Er läßt mich ja setzen im tiefen, tiefen Turm,
In den tiefen, tiefen Turm bei Wasser und bei Brot:
Ei du verfluchter Bettelvogt, krieg du die schwerste Not!

Und wenn der Bettelvogt gestorben erst ist,
Man sollt' ihn nicht begraben wie 'nen andern Christ,
Lebendig ihn begraben bei Wasser und bei Brot,
Wie mich der alte Bettelvogt begraben ohne Not.

Ihr Brüder seid nun lustig, der Bettelvogt ist tot,
Er hängt schon am Galgen ganz schwer und voller Not,
In der verwichnen Woch' am Dienstag um halber neun,
Da haben sie'n gehangen in Galgen fest hinein.

Er hätt' die schöne Frau beinahe umgebracht,
Weil sie mich armen Lumpen freundlich angelacht.
In der vergangenen Woch', da sah er noch hinaus,
Und heut bin ich bei ihr in seinem Haus.

Die äußere und innere Unstäte der Goliarden, die sich durch heiter-bittere Überlegenheit des Geistes über das Bettlertum entschieden erhoben, trat vom Zeitalter der Reformation ab bei den Vertretern akademischer Bildung nicht mehr als gesellige Erscheinung auf; sie folgte dem allgemeinen Trieb der Individualisierung und zeigte sich typischerweise nur in einzelnen Dichterzigeunernaturen. Das bedeutendste Beispiel ist der so begabte wie glücklose Johann Christian Günther. Aus seinen Liedern greifen wir aufs Geratewohl eines heraus, das als ganz persönlicher Minnegruß an seine Schöne in Leipzig Anno 1719 zu Borna entstand, das aber — mit der leisen Komik seiner barocken Wendungen — für unser Empfinden nun recht als ein Bänkellied edleren Schlages wirkt:

Nun Kind! ich kan dich nicht mehr bitten,
Behalt mein Hertz in treuer Brust!
Das Denck-Mahl deiner muntern Sitten
Erweckt mir auch von weitem Lust,
Und wo ich reise, wohn und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin.

Ein Wald-Horn klingt bey Abend-Stunden
Von weitem durch die Gärten schön,
Es reißt das Blut verliebter Wunden
Und läßt die Geister flüchtig gehn;
Jedoch ergetzt mich das Gehör
Von deinem Wohlseyn noch vielmehr.

Das Glücke spielt mir tausend Possen,
Und lockt mich auf des Hofes Eiß,
Ich folg ihm klug und unverdrossen,
So gut ich seine Tücke weiß!
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt in allen Wettern still.

Die Gegend, wo ich jetzund dichte,
Ist einsam, schatticht, kühl und grün,
Hier hör ich bei der schlanken Fichte
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und geb ihm allzeit brünstiglich
Viel tausend heiße Küß an dich.

Bänkellieder der Liebe finden wir natürlich schon weit früher, zahllos in der Volksdichtung, nicht selten aber auch in der sogenannten Kunstlyrik, d. i. der lyrischen Dichtung solcher einzelnen Persönlichkeiten, deren Namen uns überliefert wurden. Beispielsweise ein Jahrhundert vor Günther bei Theobald Hock*) (1573—1658). Sein ironisches Abschiedslied „Nu behüt dich Gott ganz Stärelgen" bedeutet eine köstliche Mischung derben Landsknechtswesens mit angehendem Barockstil, wie ein paar herausgerissene Strophen dartun mögen:

Larma Unfried in der Welt,
So kriegen Reuter und Landßknecht Gelt,
Zu Wasser und zu Lande, la la la la.

Nun gsegen dich Gott du schöns mein Lieb,
Ich zeug dahin von dir in Krieg,
Und hab mir nichts mehr v'ribel, la la la la.

*) Stenz: Stock.

*) Vgl. Julius Zeitlers herrliche Sammlung „Der Rosengarten der deutschen Liebeslieder."

Das Fewr mit dem ich lang hab kempfft,
Das hab ich g'lescht und schon gedempfft,
Was hin ist kombt nicht wider, la la la la.

Dein Lieb ist von Flandern,
Gibt einen umb den andern,
Drumb sie stets ist im Krieg, la la la la.

Wir wollen den Rest gleich dran kern,
Wagen gewint, wagen verliert auch gern,
Seys Bischoff oder Bader, la la la la.

Auch das spöttische „Der schönen Juliana" vom selben Hock gehört hieher; darin stehen die herzhaften Zeilen des deutschen Soldaten an die Italienerin:

. . . Ja das Vier täglich Fieber
Wolt ich eh haben lieber, fa la la la.
Als mich verliebt in solchem fahl
Im Walschlandt noch ein mal, fa la la la.
Adio ich scheid mit wissen,
Mich hilfft kein Handtlein küssen, fa la la la.
. . . Drumb will ich von dir fliehen,
Mit deim Vatter hinziehen, fa la la la.
Ihm dienen in dem Krieg,
Nun gsegne dich Gott mein Lieb, fa la la la.
Von dir so will ich wandern,
Schau dir nun umb ein andern, fa la la la.
Gibst ungern ein Körbl mir,
Ein Walschen kriegst darfür, fa la la la.

Von ebenso kurz entschlossenen Mägdelein weiß schon das mittelalterliche Volkslied zu singen: z. B. in den sehr frischen Versen:

Ein Meydlein zu dem Brunnen gieng
Und das war seuberlichen.
Begegnet ihm ein stoltzer Knab,
Der grüßt sie herzigklichen.
Sie setzt das Krieglein neben sich
Und fraget, wer er were?
Er küsts an iren roten Mund:
„Ihr seyt mir nit unmere,
Tret here, tret here!"

Das Meydlein tregt Pantoffel an,
Darin tut's einher schnappen.
Wer ihm nicht recht zusprechen kan,
Dem schneid sie bald ein Kappen,
Kein Tuch daran nit wirt gespart,
Kan einem höflich zwagen.
Spricht, sie wöll nit mehr unser sein,
Sie hab ein andern Knaben —
Lat traben, lat traben.

Ein gleichermaßen unsentimentales Liedlein von unbekanntem Dichter aus der älteren Zeit klingt auch hübsch aus:

Zwischen Berg und tiefem Thal,
Da liegt ein freie Straßen:
Wer seinen Buhlen nit haben mag,
Der muß ihn fahren lassen.

Fahr hin, fahr hin, du hast die Wahl,
Ich kann mich dein wohl maßen!
Im Jahr sind noch viel langer Tag',
Glück ist in allen Gassen.

Solcher Liebeslieder, die gleich diesen letzten fünfen wenig bekannt und noch weniger als Bänkellieder anerkannt sind, ließen sich noch gar manche für den erweiterten und geläuterten „Bänkelsang" heranziehen. Eines der allerschönsten wird wohl, schon wegen seines Kehrreims, zu den bekannteren zählen. „Von alten Liebesliedern" heißt es und beginnt: „Spazieren wollt ich reiten, der Liebsten vor die Thür . . ." Die letzte Strophe lautet:

Wir setzten uns da nieder
Wohl in das grüne Gras,
Und sangen hin und wieder
Die alten Liebeslieder,
Bis uns die Äuglein naß,
Wegen der Kläffer Haß.
Trab, Rößlein, trab,
Trab, trab fürbaß.

Steht ein derartiges volkstümliches Lied unbekannter Herkunft durch seinen Reichtum an lyrischem Edelgehalt hart an der oberen Grenze dessen, was zu den Bänkelliedern gerechnet werden kann, so gibt es anderseits genug der leichten Bänkellieder bei namhaften Poeten der letzten Jahrhunderte. Sogar bei einem frommen Mann wie Paul Fleming; klingt das nicht echt bänkelliedlich („Wie er wolle geküsset seyn"): „Nirgends hin, als auff den Mund, Da sinckts in deß Hertzen grund ... Nicht zu wenig, nicht zu viel, Beydes wird sonst Kinderspiel ... Nicht zu harte, nicht zu weich, Bald zugleich, bald nicht zugleich —" Oder bei Hoffmannswaldau etwa das spielerische „An Blandinchen":

Blandinchen! reiner schwan,
Der nichts, als fromm seyn kan!
Dein heller Jugendschall,
Du schöne Nachtigall,
Klingt besser, als citrinchen,
Blandinchen!
Die Lerche mag ich nicht,
Auch sonsten kein gericht,
Wenns gleich das beste wär
Aus Palaestina her,
Als dich, du haselhünchen!
Blandinchen! . . .

In Schubarts „An Sibyllchen" verbindet sich die Liebe ausdrücklich mit der Geselligkeit:

Mädchen, hab ich dich im Arm
Beim gesell'gen Weine,
O so lass' ich gern den Schwarm
Steifer Herrn alleine . . .

Bei Bürger braucht man sich nur an das „Ständchen" zu erinnern:

Trallirum larum höre mich!
Trallirum larum leier!
Trallirum larum das bin ich,
Schön Liebchen, dein Getreuer!
Schleuß auf den hellen Sonnenschein
In deinen zwei Guckäugelein! . . .

oder an den reizenden „Liebeszauber":

Mädel, schau mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
Mädel, merke was ich sage!
Gib mir Rede, wenn ich frage!
Holla hoch mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!

Von mancherlei Bänkelsang bester Marke, der in Goethes Liedern zu entdecken ist, nennen wir nur: „Die Spröde“ und „Die Bekehrte“, Rokoko-Tändeleien, die beide so fühlbar für den Gesang geschaffen sind, oder das niederländisch däftige „Christel“, das ernste, modern-sozial anmutende „Vor Gericht“ („Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht —“) und Philinens freies Lob der Nacht: „Singet nicht in Trauertönen . . .“ — Aus Eichendorffs stillen Wäldern ertönt oft ein Sang voll heitrer Wandersehnsucht; so im prächtigen „Wanderlied der Prager Studenten“ („Nach Süden nun sich lenken . . .“), in der „Frischen Fahrt“ („Laue Luft kommt blau geflossen . . . Und ich mag mich nicht bewahren! Weit von euch treibt mich der Wind, auf dem Strome will ich fahren, von dem Glanze selig blind! . . .“) oder in den „Spielleuten“. Es hat zwar ganz gewiß nichts mehr mit der ursprünglichen Bedeutung des Bänkelsangs zu tun und birgt mehr lyrische Stimmung in sich als ganze Überbrettl-Programme, muß aber zur Laute auch gar schön und gesellig klingen:

. . . Tief unten da ist ein Garten,
Da wohnt eine schöne Frau,
Wir können nicht lange warten,
Durchs Gittertor wir schaun,
Wo die weißen Statuen stehen,
Da ist's so still und kühl . . .
Wir ziehn vorbei und singen
In der stillen Morgenzeit,
Sie hört's im Traume klingen,
Wir aber sind schon weit.

Auch aus anderem Ton nähert sich der andächtige Natursang Eichendorffs zuweilen dem wilden Leben. Kann es ein schöneres Edel-Bänkellied geben als seine „Verlorene Liebe“ mit dem hinreißenden Schluß:

Spät von dem verlornen Kinde
Kam ich durch die Nacht daher,
Fahnen drehten sich im Winde,
Alle Gassen waren leer.
Oben lag noch meine Laute
Und mein Fenster stand noch auf,
Aus dem stillen Grunde graute
Wunderbar die Stadt herauf.
Draußen aber blitzt's vom weiten,
Alter Zeiten ich gedacht,
Schaudernd reiß' ich in den Saiten
Und ich sing' die halbe Nacht.
Die verschlafnen Nachbarn sprechen,
Daß ich nächtlich trunken sei —
O du mein Gott! und mir brechen
Herz und Saitenspiel entzwei!

. . . Wir müssen es für diesmal unterbrechen — das Grenzerweitern zugunsten des wohlverstandenen besseren Bänkelliedes — und uns den poetischen Sachen zuwenden, die bereits unbestrittenermaßen den künstlerischen Bänkelsang unsrer Zeit versorgen, wie er von Sven Scholander, Elsa Laura von Wolzogen, Robert Kothe, Marya Delward und Marc Henry, Käthe Hyan, Anna Zinkeisen zur Laute und zur Gitarre gepflegt wurde und wird. Yvette Guilbert wandte sich im verflossenen Jahrzehnt ebenfalls der alten Chanson zu und ließ sich vom Klavizymbel und von alten Streichinstrumenten begleiten.

Der geniale Schwede Scholander hat durch sein erfolggekröntes erstes Auftreten in Deutschland — es mögen nun etwas mehr als fünfzehn Jahre her sein — wohl den entscheidenden Anstoß für die Wiederherstellung unsres volkstümlichen Einzelgesangs gegeben. Doch ging die Saat erst in der Überbrettlzeit auf. Sven Scholander singt, neuerdings unterstützt von einer begabten und anmutigen Tochter, in schwedischer, deutscher und französischer Sprache. Sein prächtiger Vortrag machte uns erst mit dem Meister der neueren bewußten Bänkeldichter, mit seinem Landsmann aus dem XVIII. Jahrhundert, mit Karl Michael Bellman alias Fredman bekannt. Schwede und ein bißchen Deutscher, Pietistenschüler und Libertin, Habenichts und Königsgesellschafter, Kleinbürger und Phantasieritter, Sonntagskind und lebenslänglicher Pechvogel, Schwärmer und Zyniker, formstrenger Dichter und dichterisch-musikalischer Improvisator, feiner Landschaftlyriker und platter Kneipensänger: all dies mehr oder minder schwer Vereinbare lebt in Bellman, wie ihn sein Dasein (1740—95) und vor allem seine Dichtung uns zeigen.

Von Bellmans hauptsächlichem Schaffen, von „Fredmans Episteln“ und „Fredmans Liedern“ ist neuerdings eine Auswahl in äußerst zuverlässiger und eleganter Verdeutschung durch Hanns von Gumppenberg (im Münchner Verlag Albert Langen) unter dem Titel „Bellman-Brevier“ veröffentlicht worden; und fast gleichzeitig erschien (bei Diederichs in Jena) eine vollständige Übertragung der „Episteln“ durch Felix Niedner, die ebenfalls trefflichst gelang. Die Episteln sind breit angelegte und kurzweilig durchgeführte Stimmungsbilder von unmittelbarster Anschaulichkeit, die Lieder sind durchweg richtige Singstücke, verschiedenartig im Stoff und in der Metrik, größtenteils bestimmt, beim Wein gesungen zu werden. Wie bei allen Bänkelliedern nicht zu vergessen, muß man sich zu Bellmans Gesängen die Musik, womöglich Bellmans eigene Weisen, vorstellen und die Macht bacchantisch befeuerten Vortrags. Aber auch im gedruckten (und übersetzten) Zustand lassen diese Bacchusritter-Lieder, diese unermüdlichen Darstellungen des niederen gesamten Rokokolebens in Schweden fühlen: hier ist gewachsene und (trotz veraltetem Zeitzubehör) teilweise dauerhafte Kunst. Um wenigstens etwas Ganzes zu geben, wählen wir zur Probe, aus Gumppenbergs Buch, eine der kürzesten Episteln, „Auf dem Fischerdorf“ (Ulla ist die immer wiederkehrende Gestalt von Fredmans Freundin und höchst weltlicher Muse):

Ulla, lieb' Ulla, sag', darf ich dir bringen
Roteste Erdbeern in Milch und Wein,
Eine Karausch', wie im Kasten sie springen,

Oder frisch Wasser vom Quell in dem Hain?
Hei, wie die Türen sich öffnen den Winden —
Fichtenreisduft und Blumenflor!
Staubregenstürze die Sonne verkünden —
Blick' empor!

(Kehrreim:)

Ach, ist es nicht göttlich, 's Fischerdörfchen hier?
„Ja, göttlich muß man's finden!"
Und die stolzen Stämme, die da stehn Spalier
In grüner Zier!
Buchten spiegeleben
Ziehn sich vor — „Ach, ja!"
Und die Äcker zwischen Gräben
Fern und nah!
Ist es nicht ganz göttlich? Und die Wiesen da.
„Ach, göttlich, ja,
Ach, göttlich, ja!"

Fröhlichen Mittag im Schlag, meine Taube!
Horch, wie der Stadtglockenklang verschwebt—
Schau, wie das Grün sich verdunkelt im Staube,
Der von Kaleschen und Wagen sich hebt!
Reich' aus dem Fenster, vor dem ich im Banne
Träum' auf dem Sattel, Bäschen mein,
Primo 'nen Zwieback, secundo 'ne Kanne
Hochlandswein!
(Kehrreim)

Nun mög' der Hengst nach dem Stalle sich trollen,
Wiehernd und stampfend in jähem Lauf.
Wie unterm Tor seine Augen noch rollen
Stolz nach dem Fenster, zu d i r just hinauf!
Alles, was atmet, entzündest du, Base,
Mit deiner Blicke heißer Pracht —
Sei hier ein Vivat in glühendstem Maße
Dir gebracht!
(Kehrreim)

Bei der unübersehbaren Weite des Stoffgebietes können natürlich auch von den übrigen Möglichkeiten des Bänkelliedes hier nur mehr oder weniger knappe Beispiele, Stichproben gegeben werden. Um beim Ausland zu bleiben: von der älteren französischen Chansondichtung haben wir viel Hübsches kennen gelernt; das sehr Leichte oder Krasse pflegte dabei Bedeutenderem den Rang abzulaufen. Des Bänkelsang-Genies François V i l l o n altberühmte Ballade „Les Dames du temps jadis" mit dem nachdenksamen Strophenschluß „Mais où sont les neiges d'autant!" kann an gegenwärtiger Beliebtheit nicht wetteifern mit dem „Joli tambour" unbekannten Ursprungs, der den König so frischweg anspricht: „Donne-moi ta fille!" In deutscher Übersetzung*) „Der schöne Tambour:" Drei Tambour zogen vom Krieg nach Haus. Der Jüngste trug am Hut eine Rose. Des Königs Tochter sah aus dem Fenster und sagte, der schöne Tambour solle ihr die Rose geben. Er wollte dafür ihr Herz haben. Da müsse er ihren Vater fragen, erwiderte sie. Der Tambour tat's, aber der König sagte nein:

:,: „Schöner Tambour,
Du bist ihr zu geringe, :,:
Mit rum, rum, rumvidibum,
Du bist ihr zu gering an Gut."

:,: „Drei Schifflein gut
Die schwimmen mir im Meere, :,:
Mit . . . .
Die schwimmen mir im blauen Meer.

:,: Silber hat ein's,
Das andre Gold geladen, :,:
. . . Das andre ist von Golde schwer.

:,: Im dritten sodann
Fahr' ich mein Lieb spazieren, :,:
. . . Fahr' ich mit meinem Lieb umher."

:,: „Schöner Tambour,
Du sollst mein' Tochter haben, :,:
. . . So nimm es hin, mein Töchterlein."

:,: König und Herr,
Jetzt muß ich höflich danken, :,:
. . . Nun muß ich mich bedanken schön.

:,: Wo ich daheim,
Da gibt es schönre Mädchen, :,:
. . . Da sind der schönen Mädchen mehr."

In den deutschen Texten der genannten Sänger zur Laute und (wie sie neuesterdings teilweise wohl zu nennen sind) „Kammerkünstler" sind erfreulicherweise während der letzten Jahre zahlreiche Perlen unsrer alten Volksdichtung wieder ins Bewußtsein vieler Deutschen gedrungen. Den meisten davon, dem Volk wie den Gebildeten, ist damit erst ein einigermaßen zureichender Begriff vom Reichtum unsrer nationalpoetischen Schatzkammer zuteil geworden. Das Reich des Bänkelliedes, mag man es auch weit dehnen, wird dabei doch überschritten. Wunderschöne geistliche Volkslieder (z. B. „Es ist ein Schnitter", „Der grimmige Tod", „Ich fahr' dahin", ein geistliches Trinklied der Nonnen aus dem XV. Jahrhundert) und uralte, schlichternste Minnelieder wie „All mein Gedanken", „Ach Gott, wem soll ich klagen", „Innsbruck, ich muß dich lassen", „Mir ist ein fein braun's Meidelein", „Es fiel ein Reif" und liebliche Kinderlieder sind solchermaßen zu neuer Volkstümlichkeit gelangt.

Von echten Bänkelliedern in unserm Sinn wären etwa noch zu nennen: Minnelieder wie das (nach Goethe) „unzerstörbare Lied des Scheidens und Meidens": „Es ritten drei Reiter zum Tor hinaus", ferner, „Weiß mir ein Blümlein blaue", „Ich hört' ein Sichlein rauschen"; viele Balladen wie „Es ging ein' Jungfrau zarte", „Es reit' ein Herr und auch sein Knecht", „Die reiche Jüdin", „Die treue Schwester", „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim", „Der Zimmergesell" und

*) Verlag Callwey, München. Hier erschien auch die kostbare Sammlung „D e u t s c h e V o l k s l i e d e r und Balladen zur Gitarre", nach Stil und Spielweise der alten Lautenschläger gesetzt vom kgl. bayr. Kammervirtuos Heinrich Scherrer. (38 Nummern, die meisten je 3 Lieder enthaltend; das Ganze entspricht dem Stamm-Programm von Robert Kothe und dem von Anna Zinkeisen.)

nicht minder zahlreiche hochdeutsche und mundartliche Scherz- und Spottlieder. Wie feiner Ernst und derber Scherz in diesem volkstümlichen Singen aus einer Wurzel emporwachsen können, das zeigt sich sehr hübsch an den beiden Liedern: „Das Rautensträuchelein“ (aus „Des Knaben Wunderhorn“) und „Neckischer Traum“ oder „Gar hoch auf jenem Berge“. Beide beginnen: „Gar hoch auf jenem Berg allein, da steht ein Rautensträuchelein, gewunden aus der Erden.“ Und in beiden träumt der Sprecher einen wunderlichen Traum. Im zweiten aber, das auch als Ehestandslied bezeichnet wird, geht es dann weiter:

Es traumt mir also süße,
Wie daß ein wunderschöne Maid
Wol stünd bei meinen Füßen.

Und da ich nun erwachet,
Da stund ein altes grawes Weib
Vor meinem Bett und lachet.

So wolt ich daß es wäre
Und daß man siben alte Weib
Umb eine junge gäbe.

So wolt ich auch die meine
Hergeben umb ein Bratnwurst
Und umb ein Seidlin Weine.

Das andre dagegen enthüllt als den Traum die zwei zartpoetischen Strophen, die auch für sich allein und wiederum mit anderem Schluß überliefert wurden und die Goethe als „eine Art Trümmer, sehr lieblich“ kennzeichnete:

Es wollt ein Mädchen Wasser holen,
Ein weißes Hemdlein hatt sie an,
Dadurch schien ihr die Sonnen,
Da überm kühlen Bronnen.

Wär ich die Sonn, wär ich der Mond,
Ich bliebe auch, wo Liebe wohnt;
Ich wär mit leisen Tritten
Wohl um Feinslieb geschritten.

Die meisten der genannten Lieder sind, wo nicht bekannt, leicht erreichbar: in „Des Knaben Wunderhorn“, in der Lyriksammlung „Die Ernte“, in der neuen Volkslieder-Auslese „Der Lindenbaum“ (beides München) und in anderen Zusammenstellungen alter Volkslieder, mit Noten für Gitarre- und Klavierbegleitung in Scherrers Sammlung (Callwey, München; vgl. Fußnote). So werden weitere Proben der wohleingeführten Bänkellieder entbehrlich. Allein schon die heiteren Stücke sind, wohl abgestuft vom Beinah-noch-Tragischen bis zum Harmlos-Muntern, in einer Menge vorhanden, die wahrhaft unzählbar genannt werden darf, da ihre Zahl beständig zunimmt. Eine neue Sammlung von Volksliedern der Gegenwart, „Die bunte Garbe“ (München, M. Mörike), gibt einen guten Einblick in den neueren Zuwachs, wie er namentlich aus dem Soldatenleben kommt.

Ein Bänkelscherz, nicht eben volksliedmäßig, aber für den Kehraus wohl geeignet und schon durch die Person des Urhebers erwähnenswert, ist die folgende Schauerballade. Sie stammt von keinem Geringeren als **Wilhelm Busch**, und zwar aus dem Jahre 1880, wurde aber (durch Paul Lindau, im „Tag“) erst nach seinem Tode gedruckt und muß für die breitere Öffentlichkeit als unbekannt gelten. Betitelt ist sie „Fürs Militär“:

Rieke näht auf die Maschine,
Nischke war bei's Militär;
Dennoch aber ließ sie ihne
Niemals nahe bei sich her.

„Wozu“ — fragt sie oft verächtlich —
„Wozu nützt mich der Soldat,
Wenn man bloß durch ihn hauptsächlich
Soviel hohe Steuern hat??“ —

Einstmals ging sie nach dem Holze;
Nischke wollte gerne mit;
Aber nein, partu nicht wollt' se,
Daß er ihr dahin beglitt.

Plötzlich springt aus das Gebüsche
Auf ihr zu ein alter Strolch:
Stiere Augen, wie die Fische,
Kalte Hände, wie der Molch.

„Runter“ — schreit er — „mit die Kleider;
Denn sie lebt in Überfluß;
Da ich ein Fabrikarbeiter,
Der sich was verdienen muß!“

Weinend fallen Jäck- und Röckchen,
Zitternd löst sich der Turnür;
Nur ein kurzes Unterglöckchen
Schützt vor Scham und Kälte ihr.

Aber jetzt da tönt es: „Halte!“
Und ein scharfer Säbel blunk.
Aufgeschlitzt mit einer Spalte
Floh sich brüllend der Halunk.

Dies tat Nischke, der trotz allen
Rieken heimlich nachgeschleicht,
Die sich unter Dankeslallen
Jetzt um seinen Hals verzweigt.

O, ihr Mädchens, laßt euch raten,
Ehrt und liebet den Soldat,
Weil er sonst vor seine Taten
Nicht viel zu verzehren hat ...

Die Büchermacher und Vortragskünstler tun gut, wenn sie sich nicht auf verhältnismäßig wenige „Schlager“ versteifen (wie etwa „Ich spring' an diesem Ringe“, „Der Tod von Basel“, „Es trieb ein Mädel die Gänse aus“, „Moder, ich well en Ding han“, „Weib, Weib, sollst ham gehn“, „Ich gung emal spazieren“), sondern unter der Hand immer weiter suchen und ausprobieren. Auch unter dem bereits „Bekannten“ wird man zuweilen angenehme Entdeckungen machen. Und aus dem Reich des Unbekannten wird immer Neues zu gewinnen sein, da keine Spielart oder Poesie im Verborgenen so üppig gedeiht wie das Bänkellied.



Faun mit Nymphen Blindekuh spielend

Ferdinand Seeboeck. Von Alberta von Puttkamer

Es war im Herbst 1904 in Baden-Baden. Die Stadt hatte das leere Atelier des von Wilhelm I. wie von Kaiserin Augusta hochgeschätzten verstorbenen Professors Joseph Kopf dem bedeutenden Bildhauer, dem diese Zeilen gewidmet sind, Ferdinand Seeboeck, zur Verfügung gestellt.

Der Meister modellierte an der Büste meines Mannes, einer der herrlichsten und charaktervollsten, die er je geschaffen hat. Die edle, ernste Gestalt des jungen Künstlers stand sinnend vor dem begonnenen Kopf, und er verglich die Stirn in Ton, die er eben formte, mit den bedeutenden Linien des Urbildes. Manchmal fragte er mich, ob ich da oder dort eine Linie sähe, die mir fremd schiene, so möge ich's ihm sagen. Und ich bewunderte dann, wenn es eine leichte Änderung zu machen gab, mit welch wahrhaft schöpferischer Hand er an dem „Erdenkloß" mit leichten Fingern strich oder drückte, um ein Licht des Ausdruckes oder eine feinere Wahrheitslinie da oder dort aufzusetzen. Seeboeck meinte, daß der Kopf des ehemaligen Staatssekretärs



Prof. Ferdinand Seeboeck

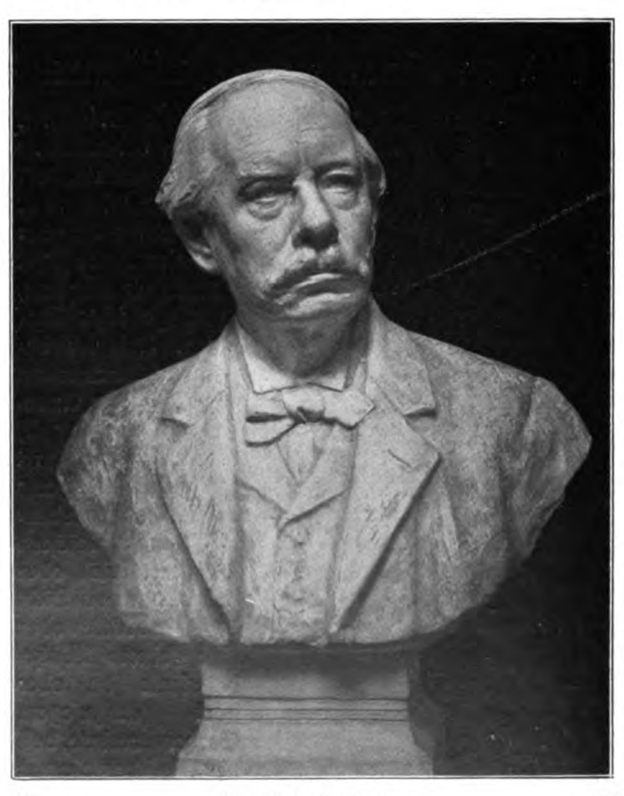
von Elsaß-Lothringen einer der interessantesten und bedeutendsten sei, die er je hätte nachbilden dürfen, und daß diese Aufgabe ihn stolz und freudig mache. Er hat sie ja auch ausgezeichnet gelöst, und die Büste hat überall, wo sie ausgestellt war, hervorragende Aufmerksamkeit erregt. Für das Straßburger Museum (im alten Palais Rohan) ward sie in Marmor ausgeführt und fand dort ihren dauernden Platz.



Graf A. Fr. von Schack

Ferdinand Seeboeck ist ein Österreicher. Seiner schwermütigen, tiefgründigen Natur nach würde man ihn eher für einen Norddeutschen halten. Der feine Lebensrausch des Österreichers, das durch alle Schönheit und Heiterkeit des Lebens fast im Tanzrhythmus Hingleitende liegt abseits seiner Natur.

In Wien ist Seeboeck 1864 geboren. Die Umwelt seiner Kindheit hat ihn wenig beeinflußt, weil er, wie alle schwärmerischen, träumerischen Naturen, in einer eigenen Welt lebte. Sein Vater ließ ihm freie Berufswahl. Seeboeck neigte ursprünglich zur Malerei. In seinen ersten sinnenden Knabenjahren, etwa vom neunten bis vierzehnten Jahr, folgte er auch dieser Neigung. Vom vierzehnten Lebensjahr an aber ging sein Streben zur Bildhauerei, da sein Interesse sich immer mehr der reinen Form zuwandte. Seine Vorliebe für Geschichte und Musik hat sein der tiefen Betrachtung und dem feinen Sinnen geneigtes Seelenleben entschieden beeinflußt. Die Musik hat vielleicht die Zartheit seines Empfindens in der Kunst überhaupt, das Studium der Geschichte das Plastisch-Dramatische seines Schaffens fördernd entwickelt. Seeboeck trat sehr früh, 1880, in die Akademie der bildenden Künste in Wien ein und er-



Max von Puttkamer



Monsignore Graf Sanfermo

regte hier bald die Aufmerksamkeit und Sympathie des Professors Hellmer.

Schon im Alter von 18 Jahren (1882) erhielt Seeboeck eine goldene Medaille für Studienarbeiten und ward noch mit zwei anderen akademischen Preisen ausgezeichnet. In Wien begeisterte ihn hauptsächlich die antike Kunst, die er an Gipsabgüssen in den Museen fleißig studierte. Von modernen Bildbüsten machte ihm des Professors Zumbusch Beethoven einen tiefen Eindruck. Im Bildnisfach schlug Seeboeck indessen von Anbeginn an eigene Wege ein; höchstens beeinflußten ihn einzelne Meisterporträtbüsten seines Lehrers Hellmer. Eine ganz originelle und entscheidende Tat war es, als Seeboeck sich von den von der Akademie gestellten Modellen befreite. Diese mußten steif und regungslos sitzen; rührten sie sich nur ein wenig (erzählt Seeboeck), so riefen die Kollegen: „Ruhig halten!“ Der Gesichtsausdruck wie die Haltung ward dann natürlich schlaff und charakterlos. Seeboeck bat nun um die Erlaubnis, sich eigene Modelle zu suchen, und diesen gestattete er, sich zu bewegen. Ja, er sprach mit ihnen und brachte sie zur Regsamkeit und Ausdrucksbeweglichkeit durch die Unterhaltung während der Arbeit. Vielleicht liegt darin das Geheimnis jenes merkwürdig bewegten Lebens, jener fast redenden Ähnlichkeit, die ihm mit Recht so besonders nachgerühmt wird. Diese Art des lebendigen Studiums hatte jedenfalls größte Bedeutung für des jungen Bildhauers Entwicklung.

Zu weiterem Studium unternahm unser Künstler 1885 umfassende Wanderungen in Italien und nahm einen längeren Aufenthalt in Florenz. Hier erschloß sich ihm das Verständnis für die Renaissance, und zwar vor allem die auf Wahrheit und fester Charakterzeichnung beruhende Kunst Donatellos. Einen Beweis dafür finden wir in der 1887 modellierten Knabenbüste, die sich deutlich an die Terrakottabüste des S. Lorenzo von Donatello anlehnt. Daneben lief das Studium der Antike weiter. Im Jahre 1889 brachte Seeboeck einige Monate



Pius X.

in Professor Adolf Hildebrands Atelier in Florenz zu, eine Zeit, die er als ein fruchtbringendes Glück für seine Kunst betrachtete.

In Florenz machte er auch die für ihn wichtige Bekanntschaft mit dem Londoner Chemiker und Großindustriellen Dr. Ludwig Mond, einem Mäcen in großem Stil, der nach seinem Tode die großherzigsten Vermächtnisse für wissenschaftliche und Kunstinstitute wie für Künstler hinterlassen hat. Damals, um 1889 in Florenz, hatte er bald das große bildnerische Talent Seeboecks erkannt, und da des Künstlers Barschaft für Studienzwecke verbraucht war, setzte ihm Mond ein Stipendium aus und ließ ihn nach Rom kommen. Es war lange schon Seeboecks Traum gewesen, in dieser kunstgewaltigen Stadt sein Heim zu gründen. Nun ward der Traum zur Wahrheit, und des Künstlers eigentümlich weiche und doch kraftvolle Natur versenkte sich tief in die Offenbarungen der Antike. Im ganzen aber folgte Seeboeck immer dem starken eigenen Kunstempfinden. Er hat sich wohl beeinflussen lassen von bedeutenden



Bildnisbüste einer Amerikanerin



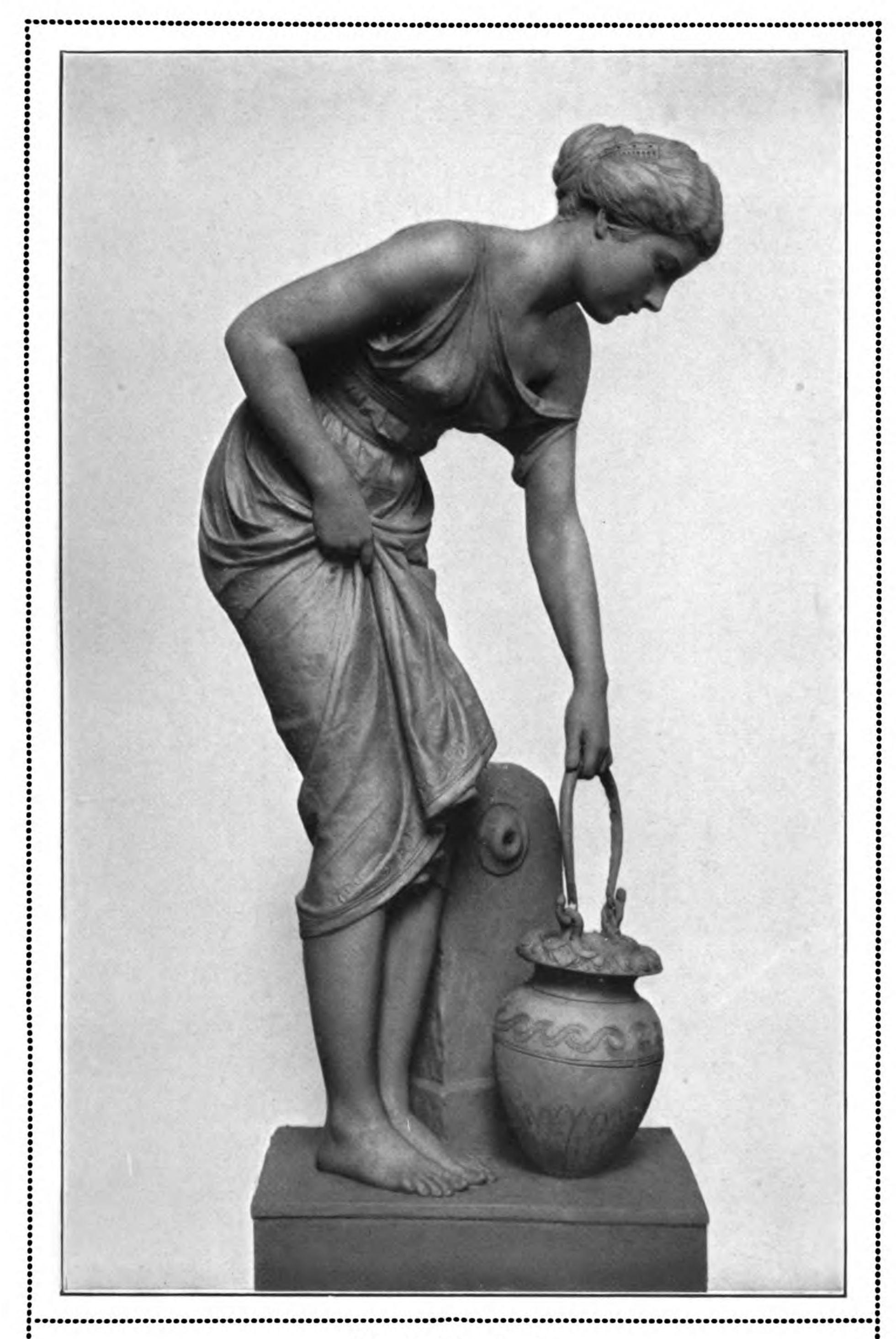
Prinzessin von Sasso-Ruffo

Meistern und Zeiten, aber er ist niemals von ihnen beherrscht worden. Damals, 1890 in Rom, entstand für Mond eine große Marmorstatue der Sappho.

Dann folgte 1892 die Porträtbüste des Grafen Schack, die in der Kaiserlichen Schack-Galerie in München steht. Geradezu merkwürdig ist hier in den halb erloschenen Augen der seherische Ausdruck wiedergegeben, den der Dichter in seinen gespannt auffassenden Augen mit dem ach so geringen Licht dennoch hatte.

In jener Zeit entstanden auch die Bronzebüste des Vizepräsidenten des italienischen Senats Professors Cammizzaro in Rom, dann das Kneipp-Denkmal in Wörrishofen, die Bronzebüste des Bankiers Königs, die in der Nationalgalerie zu Berlin steht, die silberne Porträtstatuette des österreichischen Botschafters Barons Pasetti.

Nun aber trat ein Ereignis in Seeboecks Leben, das zwar rein persönlicher Natur war das aber dennoch hier berührt werden muß, da es auch auf die Psyche seiner Kunst von weithin wirkendem Einfluß gewesen ist. Es war der Tod seiner unsäglich geliebten Braut im Jahre 1902 in Rom.



Wasserschöpferin

Brunnenfigur von Prof. Ferdinand Seeboeck





Prof. Hermann Schell

Seeboeck hatte 1889 sein Künstlerheim in der ewigen Stadt begründet und wollte nun auch sein Familienheim damit vereinen. Da starb, drei Wochen vor der Hochzeit, das blühende, 18 jährige Mädchen, eine Deutsche aus Elbing, nach kurzer, schwerer Krankheit. Der Meister, der ein besonders tiefes, empfindliches Gefühlsleben hat, ward von dem Schicksalschlag so furchtbar getroffen, daß er noch ein Jahr danach stumpf und dumpf sich hinschleppte und sogar seiner geliebten Kunst wie abgestorben schien ... Nur eines, das hat er mir selbst erzählt, war fähig, ihn etwas aus seiner Lethargie zu erlösen: wenn ein Freund ihm auf der Orgel J. S. Bachs weckende und erhebende Musik spielte. Dann war es ihm, als ob „Stimmen aus einer höheren Welt mit ihm redeten.“ In dieser Zeit, wo Seeboeck seiner Kunst verloren zu sein schien, trat aber eine heilsame Krisis ein. Sie ward bewirkt durch eine in jeder Hinsicht vornehme und kunstverständige Frau. Eine ältere Dame, die Herzogin von Sasso-Ruffo, hatte von des Künstlers Schmerz, in den er rettungslos versunken schien, gehört. Sie erkannte den bedeutenden Wert, der hier der Kunst verloren zu gehen drohte durch tatenloses Hinbrüten in Verzweiflung. Sie suchte Seeboeck mit ihrer Tochter in seinem Heim auf und zwang ihn fast dazu, eine neue Arbeit zu beginnen, ihre Büste und ihrer Tochter Statuette in Stein. Nur mit Widerwillen begann der gänzlich Verzweifelte, sich wieder dem Leben und der Kunst zuzuwenden, unter dem fortwährenden Bitten und Drängen der Herzogin. Die Arbeit gelang indessen herrlich.

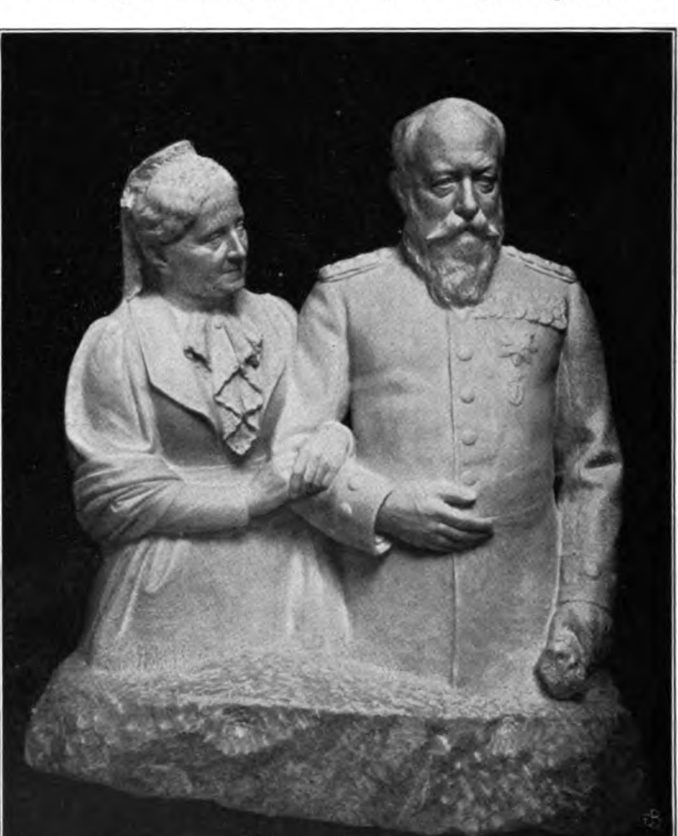
Allgemach fand denn Seeboeck Selbstvertrauen und Kraft wieder, um sich aus einem unseligen, für die Dauer unmöglichen Traumzustand zu erheben.

Sicherlich hat dies Leid vertiefend und verfeinernd auf seine ohnehin schon reich empfindende Natur gewirkt und hat seinen Blick für den edelsten Inhalt der Kunst wie auch für die reine Form geweiht. Ich meine, es ist seit 1903 ein idealer Aufstieg in seinem Schaffen. Er wandte sich übrigens nun fast ausschließlich dem Bildnisfach zu und schöpft mit einer wahrhaft genialen Versenkung in die Geistigkeit anderer den ganzen Inhalt von



Herzogin von Sasso-Ruffo

deren persönlichstem Wesen in die vollendete Form seiner Werke. Es ist, als ob seine Seele sich konzentriert habe in dem starken Willen zur Nur-Kunst und als ob alles, was an Weltgetriebe und menschliche Gesellschaft bindet, wie z. B. Ehrgeiz, Streben nach Eigenglück oder nach äußeren Ehren, in ihm erloschen sei, um der völligsten Hingabe an die Kunst breiten und alleinigen Raum zu geben. Nach 1903



Großherzogin Luise und Großherzog Friedrich von Baden

ist u. a. auch die lebensgroße Brunnenfigur „Die Wasserschöpferin" geschaffen worden. Diese köstlich reizvolle Mädchengestalt, gerade in dieser einfachsten Haltung, erscheint mir wie das Ideal weicher, sinnender und dienender Frauenanmut. Es ist in der herben Keuschheit seiner Linien wohl eines der reinsten Werke des Künstlers.

Ferner entstand die Büste des Professors Schell in Würzburg. Seeboeck hat sie so ganz aus objektiver Anschauung gestaltet, wie die seines Gegners, des höchsten Vertreters der katholischen Kirchlichkeit, Papst Pius' X. In der Schulte-Ausstellung in Berlin standen sich, wohl ohne Absicht, die beiden Büsten gegenüber: der etwas harte, stark und kühn geschnittene Kopf von Schell mit den von loderndem Überzeugungsfeuer beseelten Zügen und das eigentümlich weiche, fast träumerische Antlitz des Papstes. In der hängenden, vorgeneigten Kopfhaltung Pius' X. liegt etwas Demütiges, eine gewisse Passivität, eine hingebende Anbetung, die wohl gern eingreifende Handlungen anderen überläßt. Die Monumentalbüste Pius' X. ist in seinem Auftrage für die Neue Pinakothek im Vatikan ausgeführt und hat dort ihren Platz.

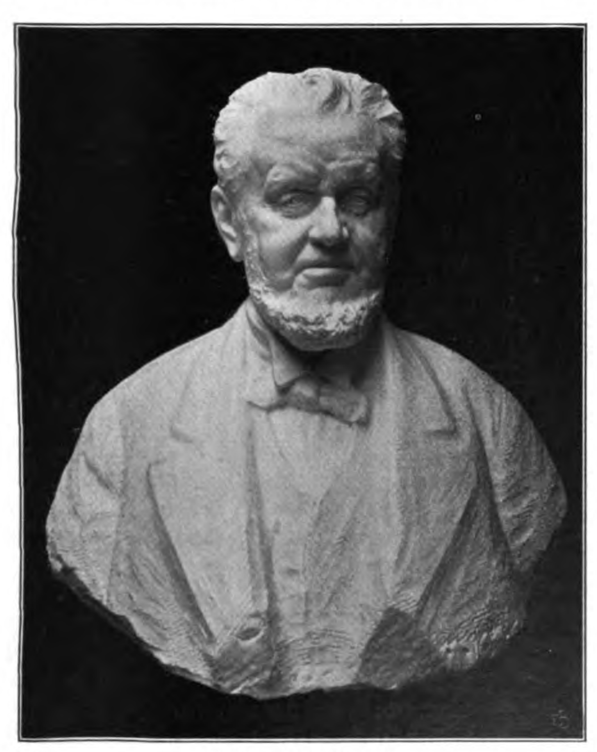
Dann folgt die herrliche Marmorbüste von Ernst von Mendelssohn-Bartholdy († 1909). Es ist geradezu erstaunlich und wunderbar, wie z. B. der dunkle, samtene Blick der Augen des großen Finanzmannes und Philanthropen hervorgezaubert ist, einfach durch eine geschickte Vertiefung der Iris und der Pupille des Auges. Die Modellierung des Auges ist überhaupt eine ganz besondere Kunst von Seeboeck. Der Blick gibt, wie unglaubhaft das auch klingen mag, im farbenlosen Marmor oder Ton beinah die Lebensfarbe wieder, jedenfalls den Grad ihrer Helle oder Dunkelheit, ihrer Weichheit oder Härte. Ungefähr aus gleicher Zeit mag die Büste des berühmten Staatsrechtslehrers Professors P. Laband stammen. Dieser geistreiche, feine Kopf ist so lebensähnlich gemeißelt, daß nicht einmal die leichte Epikuräerfalte an Kinn und Nacken vergessen ist, die dem strenggeistigen Antlitz eine gemüt-

liche Note sinnenfreudiger Behaglichkeit gibt. Besonders bemerkenswert ist noch außer dem stolzen, nachdenklichen Kopf des Obersten von Chelius, der wegen seiner hohen musikalischen Gaben und seines männlich-martialischen Wesens bei Kaiser Wilhelm II. in großer Gunst steht, die Büste des großen Schulmannes Unterstaatssekretärs Althoff. Der Kopf ist ungemein charakteristisch wiedergegeben. Neben Zügen von biedermännischer Bravheit und starker Intelligenz sind Linien von berechnender Klugheit und fast rustikalem Eigensinn köstlich vereint dargestellt. Der Kopf mutet an wie der eines energischen Schulmeisters und zugleich eines gelassenen Steuermannes auf See.



E. v. Mendelssohn-Bartholdy

Aus der Fülle der Köpfe, Gestalten, Reliefs und bildnerischen Darstellungen mannigfachster Art, die ich hier natürlich nur andeuten kann, seien noch hervorgehoben der gütige, weise Kopf des Philosophen Paulsen, das von strahlend lichter Jugend umwobene Haupt von Fräulein Couper-Huet, die Büste der Frau Sartorio, in deren Antlitz dem Künstler die feine Naivität des Ausdruckes und die lachende Lebensheiterkeit der Augen besonders gelungen sind. Auch hier ist wieder der Blick virtuos behandelt; es ist, als ob man im Marmor das dunkelklare Blau des Auges blitzen sähe. Sehr reizvoll und von dramatischer Lebendigkeit im Ausdruck sind auch die Reliefs und Statuetten in Bronze, die Faun- und Bacchantinnengruppen zeigen. In letzter Zeit hat Seeboeck auch bedeutende Grabdenkmale (nach England) geschaffen.



Friedr. Wilh. Althoff

Eines von unseres Künstlers letztgeschaffenen Werken möchte ich nachdrücklich und stark hervorheben, da es von lebenatmender Wahrheit und ergreifender Beseelung ist. Es zeigt das Doppelbild des großherzoglich badischen Paares, des verstorbenen Großherzogs Friedrich I. und seiner Gemahlin, der Großherzogin Luise. Es ist ein Kniestück in Lebensgröße, für eine Anlage am Schloßberg in Baden-Baden geschaffen. Das bedeutende






Grabdenkmal



Julius Cäsar. Von der Bonner Rheinbrücke

Kunstwerk, das von Herrn von Krupp-Bohlen-Halbach angekauft und der Stadt Baden geschenkt ist, schaut aus einer offenen Halle frei ins Land hinaus. Großherzog Friedrich I. ist einer der bestgeliebten Monarchen aller Zeiten gewesen, wahrlich mit tief in den Seelen seiner Untertanen begründetem Recht. Die wundervolle Milde, die von seinem Äußeren und Inneren ausstrahlte, war nicht nur eine Offenbarung seltener Geistes- und Herzensgaben, sondern sie war auch das Ergebnis tiefgründiger Weisheit, die sich aus ernster Lebenserfahrung gesammelt hatte. Er schätzte ja, wie ich das aus vielen Unterhaltungen mit ihm genau weiß, die Erfahrung als eine der bedeutendsten Mächte im Seelenleben des einzelnen und stimmte darin mit dem großen Meister und Lebenskünstler Goethe überein, der da sagt: „Erfahrung bleibt des Lebens Meisterin!“ —

Diese köstliche, duldsame Milde, die Dinge und Menschen gütig und nachdenklich prüft, das gleichsam väterlich Beschützende seines Wesens: das hat Seeboeck in genialer Treffsicherheit festgehalten in den steinernen Linien dieses Standbildes. Auch in der Gestalt der

Großherzogin Luise ist hier das sorgend Mütterliche besonders schön zum Ausdruck gekommen. So schritt gelassen und gütig das Großherzogspaar in Baden-Baden einher, wo es, in leichterem Hofzeremoniell, oft weilte und in besonders innigen Beziehungen zu Gesellschaft und Volk stand. In der Einzelbüste der Großherzogin Luise hat Seeboeck mehr das Feine, Geistreiche dieser hohen Frau zur Darstellung gebracht, und hier tritt auch die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, der geistig hochstehenden ersten Kaiserin des Deutschen Reiches, Augusta, höchst lebendig in Erscheinung. Der Künstler, der sich der großen Schätzung der badischen Herrschaften erfreut (vor allem auch des verstorbenen Großherzogs), ist von ihnen wiederholt ausgezeichnet worden.

Seeboeck steht in der Blüte des Mannesalters. In seinem Wesen und in seinen Werken sind Milde und Kraft reizvoll gepaart. Alles Effekthaschende, grob Zupackende, durch gewalttätiges Bezwingen der Stofflichkeit Imponierenwollen liegt ihm ferne. Er ist ein maßvoll und lebensstark der Natur nachschaffender Künstler, der die freudigste Anerkennung für anderer Kunstwerke empfindet und der seine stillen, eigenen Wege geht, die ihn auf lichte Höhen des Könnens geführt haben. Schon in seinem Äußeren, in Blick und Geste liegt etwas Tiefschauendes, fein und liebreich Beobachtendes, als lausche er den Stimmen aus dem Inneren der Menschen, um deren stärkste und zarteste Noten in seiner seelendarstellerischen Kunst wiederzugeben. Er hat seit jenem großen Lebensschmerz, der ihn fast der Verzweiflung hingab, seine ganze Seele restlos an die Kunst gegeben. Sie ist ihm die heilige Leidenschaft und der große Zweck seines Lebens. In der Kunst aber ist es wie in der Liebe, von der der Dichter sagt: „Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben!“ Und wie Seeboeck die Kunst mit all seiner tiefsten Inbrunst und Ausschließlichkeit umarmt, so wird sie ihn mit allen Gnaden ihrer Schönheit und Macht weiter segnen und zur Vollendung führen.



Partie aus dem Garten von Seeboecks Atelier in Rom

Oasengrab

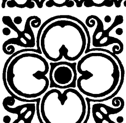
Ich weiß ein Grab, so weltverloren,
Daß keiner es besuchen mag;
Der jenen Ruhplatz sich erkoren,
Mit mir auf Wüstenpfaden lag.

Ein Quell, der „Ma'asreh“ geheißen,
Weil „mählich“ er dem Grund entquillt,
Er tät der Palmen Wurzel speisen,
Der großen Wüste Durst er stillt.

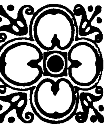
Da hingen einst Bedäwifrauen
An schupp'gen Stamm ihr liebst Geschmeid,
Bei Vollmond, scheu, mit frommem Grauen,
Denn diese Stätte war geweiht.

In Gold der Abend stand. Wir sprachen
Ganz leise unser Bismillah ...
Wo goldne Himmelsbäume wachen,
Da ruht sich's gut, mein Mustapha.

Karl v. Vincenti.



Marschall Vorwärts



Eine biographische Charakteristik von Prof. Dr. Karl Berger



Unter all den strahlenden Heldennamen, die sich mit der bald hundertjährigen Erinnerung des deutschen Volkes an die Befreiungskriege aufs innigste verbunden haben, leuchtet einer in ganz besonderem Glanze; kein anderer Name — das darf man sagen, ohne damit die übrigen in Schatten zu stellen — hat sich der Volksseele so tief eingeprägt wie der Blüchers. Dieser Mann steht unter den Großen jenes Heldenalters einzig da, mit keinem anderen recht vergleichbar, eine Persönlichkeit ganz eigenen Wuchses und eigenen Maßes. Etwas Außerordentliches, Wunderbares liegt schon in der Tatsache, daß Blücher erst in einem Alter, das sonst die Menschen hinfällig macht und zu beschaulicher Ruhe zwingt, daß er als Greis von siebzig Jahren seine welthistorische Mission antrat und mit jugendlicher Kraft und Begeisterung durchführte. Wo er erscheint, fliegen die Herzen ihm zu; nicht nur die Masse jauchzt ihm, dem Hort ihrer Hoffnungen, entgegen, nicht nur das Volk in Waffen reißt er zu fast abgöttischer Bewunderung hin und zu unerhörten Taten mit fort, auch die Großen der Erde und die Höchstgebildeten der Nation, dieses Volkes der Dichter und Denker, beugen sich willig vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes. Selbst die Feinde können ihm ihre Achtung nicht versagen, und der Gewaltigste unter ihnen, Napoleon, hat in dem „vieux renard" seinen furchtbarsten Gegner erkannt. Woher diese Fülle und Macht der Wirkung? Wer in Blücher bloß einen verwegenen Haudegen, einen vorwärts stürmenden und auf den Gegner blind loswetternden Draufgänger sieht, kann die Eigentümlichkeit des Mannes nicht erfassen, geschweige denn der Riesenarbeit und den Verdiensten des Feldherrn, der einem der größten Kriegshelden aller Zeiten siegreich gegenüberstand, auch nur entfernt gerecht werden. Gewiß, der alte Husar verkörperte in neuzeitlicher Form ein Stück des uralten furor teutonicus, jener ungestümen und tollen Tapferkeit, die schon unsere germanischen Vorfahren unwiderstehlich im Streite und zu furchtbaren Feinden machte. Dieser verwegene Zug gehört zu seinem Bilde, er drückt sich auch in Blüchers Wahlspruch aus: Audacem fortuna adiuvat, dem Tapfern hilft das Glück. Der Bescheidene selbst hat diesem Charakterzuge seinen Anteil an den großen Erfolgen der Befreiungskriege zugeschrieben. Um ein allzu lautes Lob seiner Taten abzuwehren, sprach er einst das bekannte schöne Wort: „Was ist's, was Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Beson-

Gebhard Leberecht von Blücher
Schabblatt von J. J. Lützenkirchen nach dem im Hauptquartier zu Höchst im September 1813 gemalten Bilde

nenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit." Nach dem Zeugnis eines seiner Adjutanten war dies der Ausdruck seiner aufrichtigen Gesinnung, aber wir dürfen uns damit nicht begnügen. Daß Blüchers Wesen bei aller scheinbaren Einfachheit und Geradlinigkeit sich aus einem Punkte nicht erklären läßt, ist schon früh erkannt worden; ja ein guter Menschenkenner wie der Naturphilosoph Heinrich Steffens, der während des ganzen Krieges 1813/14 in Blüchers Nähe weilte, bekannte in seinen Lebenserinnerungen, es gebe „nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urteil über diesen seltsamen Mann". Blüchers Selbsteinschätzung ist charakteristisch für naiv geniale Naturen seiner Art: wie sie mehr nach Einfällen und Gefühlen als nach bestimmten Plänen und Grundsätzen entscheiden, wie sie selbst die verwickeltsten Aufgaben, der sicher führenden inneren Stimme gehorchend, mit anspruchsloser Einfachheit lösen, so wandeln sie auch in einer gewissen Dunkelheit über sich selbst dahin, unfähig, über ihr Wesen und ihre Taten klarbewußte Rechenschaft zu geben. Treffend sagt Schiller: „Das Ei des Kolumbus gilt von jeder genialen Entscheidung" und: „Dadurch allein legitimiert sich das Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert." So verstehen wir, daß Blücher oft geneigt war, dem „Glücke" zuzuschreiben, was, ihm selbst nicht völlig bewußt, eine Wirkung seiner mächtigen Natur, eine Frucht seines blitzschnellen Erfassens und willensstarken Ausnutzens der Umstände war, die anderen nur durch Nachdenken sich erschlossen. Bezeichnend ist dafür ein Ausspruch, den der Alte am Abend des 26. August 1813 zu Gneisenau tat, nachdem er seine widerwilligen Unterführer zur Schlacht an der Katzbach gedrängt und durch seine entschlußkräftige Führung den Sieg errungen hatte: „Na, Gneisenau, die Schlacht hätten wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; nun soll mich man verlangen, wie wir es anfangen werden, es den Leuten begreiflich zu machen, wie wir alles so klug angestellt haben."

Von „Besonnenheit", wie etwa bei den großen Strategen Gneisenau und Moltke, kann bei Blücher keine Rede sein. Dieser wußte, was er Scharnhorst und Gneisenau zu danken hatte. Es war ihm voller Ernst, als er diesen letzteren, seinen Generalstabschef seit der Schlacht von Bautzen, später einmal im Scherze als seinen „Kopf" bezeichnete. Die Geistesarbeit der beiden Freunde war dem mehr nach großen Intuitionen handelnden Feldherrn eine unentbehrliche Stütze, sie lieferte ihm die Bestätigung und Rechtfertigung seiner auf anderem Wege erworbenen Anschauungen und Entschlüsse. Ohne sich der Einsicht der Schlachtendenker blindlings und willenlos zu fügen, vertraute Blücher ihnen vollständig, weil sie die Größe der Gesinnung, den kühnen Unternehmungsgeist und die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe mit ihm teilten. Aber die Gehilfen des Feldherrn wußten ihrerseits auch, warum dieser zum Führer wie kein anderer berufen war: persönliche und militärische Eigenschaften machten ihn zu dem vom Schicksal erkorenen Helden, den die Stunde der Not an die rechte Stelle heben mußte. In diesem jugendlichen Greis lebten die flammende Begeisterung der Gegenwart und der Zauber der Erinnerung an die friderizianische Heldenzeit. Seine angeborene kriegerische Begabung war in früher Jugend schon geweckt worden und hatte sich dann allen Künsten und Künsteleien der herrschenden Kriegstheorien zum Trotz in natürlichem Wuchse durch lebendige Erfahrung und Übung entwickelt und entfaltet. Dabei hatte sich das Werden und Wachsen seiner Persönlichkeit in der Weise gestaltet, daß in ihr der glühende Befreiungsdrang aller, das geheime Sehnen und das stärkste Wollen des im Hasse gegen den Unterdrücker endlich geeint aufstehenden Volkes zu einem wunderbaren, hinreißenden Ausdruck gekommen schien.

Kriegerischer Sinn lag dem Sprößling eines alten Kolonisatorengeschlechts von Haus aus im Blute. Schwert und Pflug — das waren die Werkzeuge, mit denen seine Ahnen neben anderen Rittern niedersächsischen Stammes das altgermanische Obotritenland Mecklenburg dem Deutschtum zurückerobert hatten, und durch das Waffenhandwerk suchte sich die Sippe fortan Ehre und Besitz zu erhalten. Doch nach dem Dreißigjährigen Krieg waren die unmittelbaren Vorfahren Blüchers verarmt. Da ihnen die enge Heimat keinen Raum

mehr bot, mußten sie oft in der Ferne, in fremden Kriegsdiensten dem Glück nachjagen. Der Vater Gebhard Lebrechts hatte seine besten Mannesjahre in kurhessischem Waffendienst zugebracht, dann aber plötzlich seinen Abschied bekommen und zeitlebens vergeblich in Rostock auf eine Anstellung in seinem Heimatlande gewartet. Seine Einkünfte waren schmal, reichgesegnet aber war sein Eheglück: von sieben Söhnen und zwei Töchtern war der am 16. Dezember 1742 geborene Gebhard Lebrecht das jüngste Kind. Ehrliebe und Gottesfurcht waren das Beste, was das elterliche Haus dem früh auf sich selbst Gestellten mitgeben konnte. Der Schule verdankte er ein bißchen Latein, ein paar Brocken Französisch und eine mit den Regeln der Rechtschreibung, des Satzbaus und der Formenlehre zeitlebens auf Kriegsfuß stehende Schreibkunst. Mitten unter Söhnen aller Klassen in fröhlicher Ungebundenheit aufwachsend, das selbstbewußte Bürgertum der Hansestadt vor Augen, blieb der Junker frei von Standesvorurteilen und Kastenstolz, erwarb er sich ein sicheres Gefühl für das Empfinden des Volkes und einen eigenen Blick für die Verhältnisse der Welt. Blüchers grenzenloses Zutrauen zu der unverwüstlichen Tüchtigkeit und Treue des deutschen Volkes, seine Liebe zur Freiheit, sein Haß gegen Knechtschaft jeder Art haben in diesen Jugendeindrücken ihre Wurzeln. Was das Leben in der Schule an ihm versäumt hatte, sollte die Schule des Lebens nachholen: unverbogen und unverkümmert in seinen besten natürlichen Anlagen, mit scharfem Blick und sicherem Urteil, voll unbändigen Verlangens nach Gefahren und Abenteuern, trat er mit fünfzehn Jahren schon aus dem Kreise seiner Jugend in das kriegerische Leben ein.

Auf Rügen für ein schwedisches Husarenregiment zum Kriege gegen den Gesamteuropa bekämpfenden großen Friedrich geworben, machte der „hurtige und kecke Junker“ eine gute Soldatenschule durch. Noch lebten im schwedischen Heere die Überlieferungen aus der Zeit Gustav Adolfs, noch frischer waren die Erinnerungen an die kühnen Züge Karls XII., unter dessen Fahnen auch der Urgroßvater Gebhards gefochten hatte. Aber drüben auf des unbesiegbaren Preußenkönigs Seite war doch mehr Ruhm zu holen als bei den mit Absicht zaudernd vorgehenden Schweden. Eines Tages im August 1760 fiel der allzu keck vorgehende Blücher den Preußen bei einem Zusammenstoß am Kavelpaß bei Friedland in die Hände; aber worüber der unbändige Junker damals fluchte und wetterte, das hat er später als seines Lebens größtes Glück gepriesen. Ein gütiges Geschick hatte ihn in die Gefangenschaft eines Husarenregiments geraten lassen, an dessen Spitze Oberst Belling, ein Verwandter seines Hauses, stand. Dem wurde es nicht allzu schwer, den Wildling ganz für sich einzufangen; der „schwedische“ Kornett vertauschte nach geregelter Auswechslung seinen blauen Dolman mit der schwarzen (später roten) Uniform der Bellinghusaren und ward nun erst recht eingeführt in Kunst und Brauch eines tüchtigen Reiters. An der Peene kämpfte man zunächst noch im Kleinkriege weiter gegen die Schweden, später in Sachsen und Böhmen gegen die Kaiserlichen. Diese Feldzüge bezeichnet der Blücherbiograph Generalleutnant W. v. Unger als eine wahre „kriegerische Hochschule, wie sie sich einem jungen Offizier so leicht nicht lehrreicher darbietet“. „Die harte Aufzucht hat Blücher fürs Leben das Gepräge der Rastlosigkeit und Zähigkeit gegeben. Stolz konnte er sagen, den Reiterdienst habe er bei den Husaren aus dem Grunde gelernt. Jeder Feldzug Bellings kam einer Vorlesung über Strategie gleich. Und Blücher ist nicht wie ein Packpferd mitgezogen — er wurde früh zu selbständigen Aufträgen verwandt und stand dem Feldherrn des Schwedenkrieges persönlich nahe.“ Aber der junge Husarenoffizier lernte in dieser Schule noch mehr als Reiten und Fechten, Erkundungs- und Aufklärungsdienst, Versteckliegen und nächtlichen Überfall, kurz alles, was Husarenlist auszusinnen und Husarenschnelle auszuführen vermag. Hier erfuhr er auch, daß der Reiterführer einer angeborenen Begeisterung bedarf, daß zum Erfolge nicht bloß militärisches Geschick und kühnes Reckentum gehören, sondern auch die bezwingende Macht einer von Menschenfurcht freien, vor Gottes Willen sich beugenden, auf Gottes Güte vertrauenden Persönlichkeit. Mitten im wilden Kriegsleben schlug dieser Glaube in seiner Seele Wurzeln, und



Fürst Blücher von Wahlstatt. Zeitgenössischer Stich von Wachsmann nach Kolbe

an dem Vorbild seines Meisters Belling befestigte er sich. Aller Übermut seiner überschäumenden, oft zügellosen Jugend, der strengen Sittenrichtern reichlich Anlaß zum Tadel geben mag, konnte diese Züge aus Blüchers Wesen nicht mehr tilgen. Und noch mancher edle Samen ging schon in dieser Leutnantszeit in seinem empfänglichen Gemüte auf: der Sinn für treue Kameradschaft, eine unverwüstliche Freudigkeit des Willens selbst in schwersten Zeiten, warmherziges Mitempfinden bei Not und Unglück, verständnisvolles Eingehen auf Freud und Leid auch der Tieferstehenden. Noch eins, was dem alten Blücher zugute kommen sollte, lernte der junge schon von seinem Meister: unerbittliche Strenge im Dienst, Güte und Nachsicht außer Dienst. Auch Belling stellte im Gefecht und auf Gewaltmärschen an seine Truppen die ungeheuersten Anforderungen bis zum letzten Hauch von Roß und Mann, nachher aber sorgte er für jeden einzelnen wie ein wahrer Vater.

Es ist bekannt, durch welche Umstände Blücher im Herbst 1772 zunächst aus seiner militärischen Laufbahn gedrängt worden ist. Das tausendmal Erzählte braucht hier nicht wiederholt zu werden. Aber eins muß hervorgehoben werden: der dreißigjährige Stabrittmeister Blücher hängt das Schwert an den Nagel, weil er sich von seinem König mit Unrecht hintangesetzt glaubt; obgleich ein armer Teufel, der auf seinen Sold angewiesen ist, gibt er trotzig sein Liebstes auf, um sich der vermeintlichen Willkür nicht beugen zu müssen. Den Rat des alten Fritz, „sich zum Teufel zu

scheren“, hat er glücklicherweise für Preußen und Deutschland nicht befolgt. Wohl aber ging er hin und vermählte sich mit einem Mädchen, das er schon einige Zeit liebte, und zeigte seine Tüchtigkeit auch in seinem neuen Berufe als Landwirt. Vierzehn Jahre hat er, trotz aller Erfolge, mit Widerstreben darin ausgehalten, darin aushalten müssen, weil kein noch so hartnäckiges Stürmen und Drängen um Wiederanstellung im Heere dem entlassenen Rittmeister Gehör bei dem nachhaltig zürnenden König verschaffen konnte. Erst der Tod des Königs Friedrich brachte dem ungeduldig Harrenden ein neues Leben in seinem alten, heißgeliebten Beruf: ein Federstrich Friedrich Wilhelms II. brachte ihm die — wie es Blücher schien — verlorenen Jahre wieder ein. Und doch waren sie für seine Entwicklung nicht verloren. Der zum Major seines alten Husarenregiments Ernannte nahm Kenntnisse und Erfahrungen mit, die ihm auf dem Wege einer ununterbrochenen militärischen Laufbahn kaum erblüht wären. Schon längst vertraut mit Land und Leuten im deutschen Norden bis nach Polen hinein, hatte er sich nun auch praktisch in die bürgerlichen Verhältnisse eingelebt; in seinem Wirken als Landwirt und Deputierter bei der Landschaftsdirektion auch die schwere Kunst gelernt, mit dem „gemeinen Mann“ zu verkehren und sich außerdem tüchtige Kenntnisse in der Zivilverwaltung erworben — lauter Dinge, die ihm später als Gouverneur zu Münster und in Pommern zugute kamen und überhaupt zu seinen großen Erfolgen wesentlich mitwirkten.

Als Schwadronschef und Regimentskommandeur fand Blücher in Friedens- und Kriegszeiten reichlich Gelegenheit, seine Kunst der Menschenbehandlung zur Meisterschaft auszubilden. Die Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein (1793/94) brachten dann seine soldatischen Talente und seine Feldherreneigenschaften zur Reife. Als Husarenführer und an der Spitze gemischter Truppen schlug er sich in fast zahllosen Gefechten mit den Haufen des Revolutionsheeres herum und ward wegen seiner schneidigen Tollkühnheit, seiner behenden List und unermüdlichen Ausdauer von Freund und Feind bewundert. In seinem (1796 veröffentlichten) Kriegstagebuch hat er selber bescheiden und doch mit herzhaftem Selbstgefühl geschildert, wie oft er den Feinden „auf den Hals gegangen“ sei, sie „geschmissen“ und ihnen „eine Schlappe angehängt“ habe. Aber seinem brausenden Husarenmut war, wie sich schon damals zeigte, ein starker Zug menschlich hilfreicher Milde beigemischt, einer Herzensgüte, die es ihm zur heiligen Christenpflicht machte, für die kranken und verwundeten Feinde ebenso zu sorgen wie für seine eigenen Leute. Die Schrecken des Krieges machten sein Gefühl nicht hart und stumpf; der Verantwortung für die ihm anvertrauten Menschenleben war er sich wohl bewußt. Die großen Verluste an Gut und Blut, die jeder Krieg erheischt, schnitten auch ihm ins Herz — je älter er wurde, desto mehr. Der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde in Frankreich tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit, Herrschsucht und Habgier solches Elend über seine Brüder bringe; dann werde jeder Tropfen Blut der Gefallenen, spät oder früh, zum siedenden Öle auf den Gewissen des Regenten. Doch solche Gefühle und Gedanken konnten Blücher niemals abhalten, zur Erreichung des Zieles der Schlacht, des Sieges, alles aufzubieten. Schon in den Rheinfeldzügen trat er gegenüber dem ewig zaudernden, Opfer scheuenden Oberführern für eine kraftvolle Kriegführung ein. Seiner feurigen Kriegernatur entsprach der Geist der Initiative, den einst der große König Friedrich für den Nerv des Kriegshandwerks erklärt hatte. Während es den Generalen der Friedensjahre als die Blüte militärischer Weisheit erschien, recht viel zu „kalkulieren“ und behutsam das schlau Ausgeklügelte ins Werk zu setzen, bewahrte Blücher die Erinnerung an die Großtaten und Meister der preußischen Kriegskunst, deren oberstes Gesetz war, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Dabei ließ auch er es an kühlem Wägen nicht fehlen; war er aber einmal zum Wagen entschlossen, dann mußten dem Ruf der Trompete ein unwiderstehlicher Ansturm und ein vernichtender Schlag folgen. Und war das Glück schwankend

und abgeneigt, dann galt es, zäh auszuharren, bis ihm die Palme entrungen war.

Manche holde Täuschung freilich nahm der während des Feldzugs zum Generalmajor Vorgerückte neben seinem persönlichen Ruhm und stark bereicherter Erfahrung mit in die lange Friedenszeit hinüber: die Überschätzung der Leistungsfähigkeit der preußischen Armee mußte auch er mit manchem anderen Tapferen büßen; denn er setzte gern, wie Treitschke sagt, den Heldensinn, der ihn selber beseelte, bei allen seinen lieben Deutschen voraus. Aber die Not der Zeit ließ ihn gleichwohl fortschreiten an Einsicht und an kräftigem Willen zur Tilgung eingerotteter Übel. In den Jahren 1795 bis 1806 sehen wir ihn als treuen Grenzwächter und scharfen Beobachter in Ostfriesland, am Niederrhein und in Westfalen. In Münster, wo er als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in den neuerworbenen westfälischen Landen zum Generalleutnant ernannt ward, erwarb er sich durch sein offenes, allem Kastenstolz abgeneigtes Wesen allein unter allen Preußen eine große Volkstümlichkeit. Er verstand es, den stolzen Domherren und dem münsterländischen Adel zu imponieren, ohne mit seiner Meinung über deren vaterlandslose Gesinnung je zurückzuhalten; der Kleinbürgerstand aber war erst recht auf der Seite der preußischen Exzellenz, die kein Bedenken trug, sich beim Kaffeewirt an den ersten besten Tisch zu setzen und mit den Leuten über ihre Familien- und Gewerbsverhältnisse zu plaudern. Dem aufgeweckten Menschenschlag gefiel es auch, daß der General selbst oft ausgelassen wie ein Jüngling war: die Freuden des Bechers und die Aufregungen des Spiels mußten ihm in seiner überschäumenden Lebenskraft die Wagnisse des Krieges ersetzen. Daß er darüber den Ernst der Zeit nicht vergaß, bezeugt uns vor allem seine in diesen Jahren geschlossene Freundschaft mit dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein, dem Oberpräsidenten von Westfalen. Dieser schätzte, wie Treitschke sagt, „das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte". In ein gleich herzliches Freundschaftsverhältnis zu Blücher traten später, nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt, Scharnhorst und Gneisenau.

Seit seinem kühnen Zuge auf Lübeck war Blücher der Mann des Volkes, die Hoffnung der Armee: während so viele Befehlshaber, von einem jähen Entsetzen gepackt, nach Jena widerstandslos die Waffen gestreckt hatten, war Blücher tapfer kämpfend unterlegen, hatte aber im Unterliegen noch gezeigt, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt vermöge. Für Scharnhorst, der an seiner Seite gefochten, war das ein beglückendes Erlebnis gewesen. Er sah seitdem mit der ganzen Patriotenpartei auf den allen Schicksalen sieghaft trotzenden Alten als auf die treueste Stütze der deutschen Hoffnungen. Schon in der Zeit schier endlosen Harrens schrieb er ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!" Alle Erhebungspläne der Freunde fanden in dem immer zum Schlagen bereiten Blücher einen feurigen Fürsprecher; aber auch auf ihre Reformen ging er mit nimmermüdem Eifer und anregendem Verständnis ein. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so förderte er mit Rat und Tat alle Pläne Steins, die auf Erziehung des Volkes zu freier Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung hinausliefen. Sein angeborener Unabhängigkeitssinn ließ es ihn wie eine persönliche Entwürdigung empfinden, daß auf deutschem Boden ein fremder Gewalthaber schaltete und waltete. Die Schmach der deutschen Fürsten und Völker, die in abergläubischer Furcht ihr ganzes Dasein von der Gnade Napoleons erwarteten und sich in freiwilliger Knechtschaft behagten, schnitt ihm tief ins Herz. Da wetterte er: „Ich bin frei geboren und muß auch so sterben!" Und dem Könige schrieb er: „Ein ehrenvoller Tod ist besser als ein von der Welt gebrandmarktes Leben."

Auf die Reorganisation des Heeres richtete sich naturgemäß und vor allem der Blick des Generals: bei seinen Husaren hatte er längst schon die „Freiheit der Rücken" vom Unteroffiziersstock eingeführt, d. h. die Prügelstrafe abgeschafft; nun bekämpfte er mit Nachdruck auch den pedan-

tischen Zwang unnützer Paradekünste zugunsten einer freieren, kriegstüchtig machenden Ausbildung der Truppen, forderte er ohne Rücksicht auf ängstliche Gemüter die Schaffung einer „Nationalarmee". „Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt," schrieb er als Gouverneur von Pommern an Gneisenau, der neben Scharnhorst in der Heeresreorganisations-Kommission saß, „vom Zollmaß muß man abgehen, Niemand in der Welt muß eximiert sein, und es muß zum Schwerde greifen, wer nicht gedient hat, es sey denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern."

Daß der Tag der Vergeltung kommen und dazu ein Volksheer bereit sein müsse, in dieser Überzeugung ließ sich Blücher durch keinerlei Friedenspolitik von hüben und drüben irre machen: die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und seinem Demütiger hielt er, allen Neunmalklugen zum Trotz, für ausgeschlossen. Damit bewies der Feldsoldat einen weitaus schärferen politischen Blick als die von ihm oft verfluchten diplomatischen „Sicherheitskommissare und Faultiere" in des Königs Umgebung. Augenblicke der Verzweiflung hatte auch er, das lag in seiner leidenschaftlichen Natur; aber solche Gemütsstimmungen, in denen er alles verloren gab, waren schnell vorübergehende Zustände, nur dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine noch größere Energie zu verleihen. Dieser Entschluß aber war Napoleons Vernichtung; zum Sturze des „Tyrannen" fühlte er sich berufen, und wie fest er auch an den preußischen Fahnen hing, so war er doch auch bereit, in anderen Diensten dazu mitzuhelfen, daß „der große Mann herunter komme". Als der zaudernde Friedrich Wilhelm III. i. J. 1809 zum Anschluß an Österreichs Erhebung nicht zu bewegen war, schrieb Blücher an einen Freund: „Kommen wir nicht zu einem entschluß, so gehe ich und verwende meine krefte, die ich noch habe, zum besten meines bedrängten deuttschen vaterlandes. Trage Fesseln wer da will, ich nicht." Doch immer wieder ermannte sich der Tapfere zu dem frohen Glauben, er werde sein Preußen noch einmal im alten Glanze, an der Spitze der Befreier sehen, und immer mächtiger trat aus seinem Hasse gegen den fremden Gewalthaber die zum Instinkt gewordene Überzeugung hervor, daß er von der Vorsehung als Führer in dem heiligen Kampfe um die hehrsten Menschenrechte bestimmt sei. Darin war nichts von Ehrgeiz und eitler Ruhmsucht; Blüchers Zukunft ruhte auf dem festen Grunde unerschütterlichen Gottvertrauens, das ihm sagte, daß die Verderbtheit in Napoleons Tun auch die Notwendigkeit seines Unterganges in sich schließe.

Wir begreifen nach all dem Gesagten, daß Blücher laut aufjubelte, als endlich „die Zeit der Deliberation und des Konferierens" vorüber, die des Handelns gekommen war. Als durch Preußen die Kunde erscholl von jenem Gottesgerichte, welches das stolze Heer Napoleons auf Rußlands Schnee- und Eiswüsten ereilt hatte, da schrieb der auf des Korsen Geheiß seines Dienstes entlassene Alte aus seiner Einsamkeit zu Breslau an Scharnhorst: „Mich juckts in alle Finger, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Führnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsammt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens werth sey. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon anno 9 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wenn die Fürsten nicht wollen und sich entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und als Nation hergestellt werden." Blücher war es kein Geheimnis, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte", daß ihm die Führung der Armee gebührte. Er war, als alles gestürzt schien, „die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres" gewesen; er fühlte sich nun wie verjüngt und trat, in seiner ungebrochenen, von sieghafter Begeisterung durchglühten Persönlichkeit den Gesamtwillen der Nation verkörpernd, an die Spitze des Volkes in Waffen, die flammende Seele des alle Hindernisse niederwerfenden Krieges, den er zum glücklichen Ende führte, den Bedäch-

tigen im Lager der Verbündeten und aller diplomatischen Intrige zum Trotz Nicht sinnlos und blind hinstürmend war der Geist, der Blücher trieb und alles mit sich fortriß, nein! in ihm lebte und wirkte die sittliche Kraft eines unerschütterlichen Willens, der sich auch durch vorübergehende Wolken die frohe Aussicht auf den hellen Tag des endlichen Sieges nicht trüben ließ. „Was war es," fragte einer der Mitkämpfer der Befreiungskriege, „was den Soldaten so mächtig an Blücher kettete? Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmütiges Wesen, seine grauen Haare, seine Stimme, wenn er im Vorbeireiten einige Scherzworte von sich gab, — die Gewißheit, daß er in dem Augenblicke da sein würde, wenn es not täte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze." Ohne seine Gehilfen Scharnhorst und Gneisenau, aus deren methodisch geschulten Köpfen die Gedanken für die Kriegführung entsprangen, wäre Blücher nicht ausgekommen; das erkannte er selbst neidlos an. Aber den Ausschlag gab doch die Persönlichkeit und die soldatische Erfahrung des erprobten Feldherrn. Dafür noch ein ausdrückliches Zeugnis. Als einst vor Gneisenau des Feldmarschalls Sturz bei Ligny und die Gefahr seiner Gefangennahme besprochen wurde und jemand zu dem Generalstabschef sagte: „Na, dann hätten wir Sie ja gehabt," rief dieser mit warmer Überzeugung: „Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätte ersetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unserer Soldaten eingegraben." In diesem „Vorwärts" liegt alles: männliche Weisheit, jugendliche Begeisterung, glühende Freiheitsliebe, kriegerische Kunst. In Blücher ist dieses Vorwärts vollendete Gestalt geworden als das Ergebnis eines langen, seinem innersten Wesen und Streben treuen Lebens. Daß seine Größe nicht nur auf der gewaltigen Tat seines Armes beruht, hat Goethe mit seiner Inschrift auf Blüchers Rostocker Denkmal ausgedrückt:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Von der Kraft aber, womit sich der Held in die deutsche Volksseele eingepflanzt hat, gibt folgende märkische Grabschrift einen in ihrer bäuerischen Innigkeit zu Herzen gehenden Beweis:

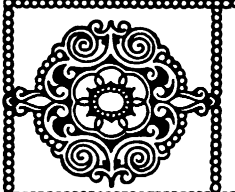
Hier leet de grise Krieger,
Vader Blücher dei Sieger,
Diem Figgende un Frönne*) bekannt,
Ook Marschall Vürrwerts benannt.
Dat wi erlost van dien Franken,
Heff wi Jem vürrhaupts te verdanken.

Hei verkelde sei vaak, mit diem Reimen,**)
Dei Groten sowual as dei Kleinen.
In Rostock was hei gebuaren,
Wat heff wi an Jem nit verluaren!
Ruh' ut nu van Mäu un van Suargen
Bit tam niggen ewigen Muargen!

---

*) Feind und Freund.
**) Er verkeilte sie oft mit dem Riemen.

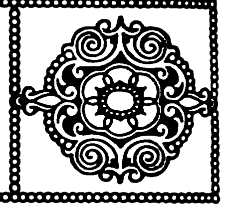
Bruchstück aus einem Briefe Blüchers an den Kaiser von Rußland



Die Hetzjagd

Roman von Fedor von Zobeltitz

(Schluß)





Ende Oktober eröffnete Steffani sein Haus mit der ersten Gesellschaft, zu der er nur die Regimentskameraden mit ihren Damen geladen hatte. Da das Offizierkorps nicht reich war, so vermied er jeden überflüssigen Luxus. Aber die Wohnung verkleinern, konnte er nicht. Die Majorin von Haffinger als älteste Regimentsdame und die Gattin des Rittmeisters von Baumgärtner schritten bei der großen Tournee voran, und hinterher rauschten die übrigen Damen und klirrten die Sporen der Herren. Käthe geleitete als Führerin und Erklärerin durch das ganze Haus: durch die beiden großen Salons, der eine Louis quinze, der andere Empire, durch die Nebenzimmer, für die Chippendale und Sheraton die Vorbilder geliefert hatten, das hübsche Boudoir im Geschmack Gallés, das streng im Renaissancestil gehaltene Arbeitszimmer Reinhards, den Speisesaal mit seinen kostbaren Gobelins . . .

„Es ist geradezu entzückend," erklärte Graf Brügge.

Ganz hinten, vor einer Vitrine mit ägyptischen Altertümern, wisperten zwei Leutnants miteinander.

„Wo hat er seine reiche Alte denn eigentlich aufgetrieben?" fragte Herr von Sperl.

„Das kann ich dir genau sagen," entgegnete Herr von Paterna. „Siebenschuh hat die Geschichte gefingert. Du weißt doch: Siebenschuh —"

„Weiß schon. Der mit den Kindersärgen. Wo hat die Frau ihre Millionen denn her?"

„Kornwucher, sagt man. So erzählen wenigstens die Buchmacher in Karlshorst. Ihr Alter soll auch schon mal gesessen haben."

„Nanu, nanu! Dann hätte Steffani sicher nicht seine Uniform behalten."

„Gott, lieber Sperl, so was vertuscht man. Denke bloß: diese ungezählten Millionen ..."

So begann sich allmählich der Klatsch zu verbreiten. Er schlich noch im geheimen umher. Er streute hier und da seine Giftkörner aus, und die gediehen und wucherten üppig. Anfänglich flüsterte man nur. Aber beim gegenseitigen Zuraunen vergrößerte sich das ‚Man sagt'.

Reinhard merkte noch nichts von dem wilden Gestrüpp, das ihn zu umspinnen drohte. Er hielt die Geschichte für erledigt. Das hatte ihm auch Siebenschuh versichert, den er bei Beschaffung seines Stalles mehrfach in Anspruch nahm und der sich immer als brauchbar erwies, wenn man ihm scharf auf die Finger sah. „Herr Rittmeister," hatte er erklärt, „jetzt hält auch die Jäkeln das Maul, und die ist sonst immer am vornewegsten. Knobbe habe ich freundschaftlich gesagt, daß ich ihm die Zähne einschlagen würde, wenn er sich noch einmal eine Bemerkung erlaubte. Nun muckst keiner mehr. Der Herr Rittmeister können ganz unbesorgt sein."

Das war er auch. Frau von Kuefstein hatte eines Tages, als er im Dienst gewesen, Besuch gemacht und sich seitdem nicht mehr gezeigt. Sie ließ auch nichts mehr von sich hören und schien wohl zu ahnen, daß man den Verkehr mit ihr nicht wünschte. Dagegen war wieder Nachricht von Lili eingetroffen. In einem demokratischen Blatte, das von der großen Masse des Publikums viel gelesen wurde, war Reinhard gelegentlich auf einige glänzend geschriebene Feuilletons des Grafen Löwenclau gestoßen: Schilderungen vom Libanon, der Ruinen von Baalbek und Palmyra und einer Reise durch Nordsyrien bis Aleppo. Dann flogen auch wieder Kartengrüße aus weiter Ferne zu Käthe, zuletzt aus Cypern und Konstantinopel, und an einem Sonntage Anfang Dezember brachte der Kammerdiener eine Visitenkarte: Lili Gräfin Löwenclau ließ sich anmelden.

Sie stürmte wie ein fröhlicher Windhauch in den Salon: frisch und rosig, mit leuchtendem Gesicht, etwas üppiger geworden, in einem eng anliegenden Pelzjäckchen, mit einem riesigen Muff und

einer kecken Konfederatka auf dem blonden Haar.

„Käthe," rief sie — „Reini, my old boy .." und dann umarmte sie erst Käthe und küßte hierauf auch Reinhard herzlich ab. Es lag soviel ehrliche Freude in der Begrüßung, daß selbst die gesetzte Käthe sich dieser sprudelnden Lebhaftigkeit nicht entziehen konnte und von ihr fortgerissen wurde.

Und nun sollte Lili erzählen. Aber daran war vorläufig gar nicht zu denken. Ihre Augen wanderten rastlos umher. „Empire," sagte sie; „das konnte man erwarten. Wer sich nicht anders zu helfen weiß, wählt Empire. Mir ist's ein bißchen zu eckig. Ich bin über das Lineare hinaus."

„Das sieht man an dir," entgegnete Käthe lachend; „du bist rundlich geworden."

Lili antwortete nicht. Ihre Augen jagten noch immer und flogen durch die geöffneten Türen in den zweiten Salon. „Aha," rief sie, „da drüben hört das Kaisertum auf. Da kommt die Zeit der Könige an die Reihe ..." Und plötzlich sprang sie auf und zog ihr Jäckchen aus ... „Käthe, ich muß alles sehen," sagte sie. „Zeige mir deine Herrlichkeiten. Vielleicht kann ich an ihnen profitieren. Wir wollen uns nun auch einrichten. Olaf steht in Unterhandlungen wegen einer Villa im Grunewald. Kein Neubau — ich will nicht Trockenwohner sein. Das Schlößchen des verstorbenen Bankiers Münchenstein. Habt ihr schon gefrühstückt?"

„Nein. Aber du kannst mit frühstücken."

„Machen wir. Und nun führe mich erst mal herum, Käthe."

Das geschah denn auch, während Reinhard dem Diener Anweisungen gab, ein Kuvert einzuschieben.

Die beiden jungen Frauen gingen durch das ganze Haus. „Es ist alles wunderschön," sagte Lili hernach und küßte Käthe. „Du bist auch wunderschön, Katharinchen. Du hast dich herausgemacht. Du bist Uradel geworden. Ganz Gotha."

Käthe lachte. „Nun, und du? Bist du denn glücklich, Schatz?" fragte sie.

„Aber ja. Aber natürlich. Ich wünsche mir gar nichts Besseres. Ob ich glücklich bin? Ich vermute, durchaus. Auf meine Art. Weißt du, ich verstand immer die Kunst, anders zu empfinden als die Nebenleute. Die Alltagsliebe nutzt zu sehr ab. Man muß die Perspektiven des Gefühls richtig einstellen. Das verstehst du wieder nicht. Du bist zu korrekt dazu. Du bist eine Offiziersfrau. Fühlst du dich denn wohl in dem Milieu?"

„Ja, gewiß. Nur ..." Sie schwieg einen Augenblick und sah sinnend auf den Teppich ... „Es ist merkwürdig, Lili," fuhr sie fort. „Zuerst wurde ich allgemein mit großer Liebenswürdigkeit aufgenommen. Die eine der Damen war vielleicht etwas steifer, die andere gefühlswärmer — das sind Sachen des Temperaments — aber jedenfalls war man freundlich und zuvorkommend. Nun hat sich das geändert. Man ist viel zurückhaltender geworden. Nicht unhöflich, Gott bewahre, aber — aber kälter. Ja wahrhaftig: kälter. Die Majorin von Haffinger, die ich neulich im Theater traf, war geradezu eisig. Ich kann mir das gar nicht erklären."

Lili hatte sich gesetzt. Sie war von dem Umherirren müde geworden.

„Du, das kann auch Einbildung sein," sagte sie. „Die Leute haben doch keinen Grund zu einem veränderten Benehmen."

„Das sage ich mir ja auch, Lili. Aber eine Täuschung meinerseits liegt bestimmt nicht vor. Der kleinen Gräfin Para, die immer ganz besonders nett zu mir war, bin ich gestern auf der Straße begegnet. Ich wollte eigentlich stehenbleiben und sie ansprechen, aber sie ging mit einem so kühlen Gruße an mir vorüber, daß ich förmlich starr war."

„Hast du mit Reinhard über all das gesprochen?"

„Nein. Ich möchte es auch nicht gern. Schließlich muß er ja selbst merken, daß die Menschen anders geworden sind."

Nun erschien der Diener und meldete, daß das Frühstück angerichtet sei. Reinhard wartete schon im sogenannten kleinen Speisezimmer auf die Damen, aber in dem Augenblick, da man sich niederlassen wollte, wurde neuer Besuch angesagt: Graf Isensee-Kelcke und Prinz Nazim-eddin.

„Hast du genug zum Frühstück, Käthe?" fragte Reinhard. „Dann können wir die beiden einladen, mitzuessen."

Käthe winkte lächelnd zu, und die Herren wurden eingelassen. Es waren die jüngsten Offiziere des Regiments: Graf Isensee, soeben erst Leutnant geworden, mit Kindergesicht und schüchternen Augen, immer er-

rötend, wenn er mit einer Dame sprach — Prinz Nazim-eddin, ein bildhübscher brünetter Türke, naher Verwandter des Sultans, zu den Garde-Dragonern kommandiert, deren Uniform er auch trug.

„Meine jungen Herren,“ sagte Reinhard, „ich freue mich über Ihren Besuch. Haben Sie sonst nichts vor? Wir sind eben beim Frühstück, und Sie sehen, der Diener legt schon Kuverts für Sie auf — also futtern Sie mit. Abgemacht sela . . .“

Die beiden Leutnants wagten gar nicht zu widersprechen, klappten klirrend die Absätze zusammen, küßten den Damen die Hand und ließen sich am Tische nieder. Graf Isensee mußte erst langsam auftauen. Er hatte noch die Fähnrichssubordination in den Gliedern, und wenn Steffani ihn anredete, zuckte er zusammen, als ob er in strammer Diensthaltung aufschnellen wollte. Dem türkischen Prinzen dagegen, der mit seinem Vater von Abdul-Hamid verbannt worden und nach Frankreich geflüchtet war, merkte man seine Pariser Erziehung an. Er sprach auch leidlich gut deutsch und war sofort in angeregter Unterhaltung mit Lili, die ihm von ihrem Besuche in Konstantinopel vorschwärmte.

So verfloß das Frühstück rasch und angenehm. Dann wurde der Kaffee im Wintergarten serviert.

„Wie sind Sie eigentlich in die preußische Armee gekommen?“ fragte Lili den Prinzen.

„Mein Vater war einmal Botschaftsrat in Berlin und hat viel für Preußen übrig.“

„Weshalb ist er da nach Frankreich geflüchtet und nicht hierher?“

„Gnädige Frau, es sprachen politische Ursachen mit. Es leben viele Verbannte von der jungtürkischen Partei in Paris.“

„Kennen Sie Jawanaki-Bei?“

„Dem Namen nach. Er ist Sekretär unsrer Botschaft, ein Albanese, und steht sehr in Gunst beim Padischah.“

„Wir haben uns in Konstantinopel mit ihm angefreundet, und auch hier waren wir schon mit ihm zusammen. Ein geistreicher Kopf und ein fabelhaft liebenswürdiger Mensch. Besuchen Sie uns doch auch einmal, Durchlaucht.“

Der Prinz neigte verbindlich den Kopf. „Wenn Gnädigste erlauben.“

„Seid ihr denn schon völlig seßhaft geworden?“ fragte Reinhard.

„Erst halb und halb. Vorläufig haben wir uns im Atelier Olafs eingerichtet und hausen da à la Bohême. Aber ich sagte dir schon, daß wir wahrscheinlich die Villa Münchenstein im Grunewald kaufen werden. Gleich mit dem ganzen Interieur. Sie ist entzückend eingerichtet — und dann sitzen wir wenigstens warm.“

Nun empfahlen sich die beiden Leutnants mit Sporenklirren und Handküssen, und unmittelbar darauf brach auch Lili auf. Käthe geleitete sie in die Garderobe.

„Laß dich bald wieder einmal sehen,“ bat sie. „Ich fühle mich doch sehr allein. Reinhard hat viel Dienst, und wenn er daheim ist, sitzt er in seinem Arbeitszimmer, studiert Kriegsgeschichte und schreibt an einem philosophischen Werk. Und mit den Offiziersdamen kann ich nun einmal nicht warm werden.“

„Aber hör' mal, die beiden kleinen Leutnants waren doch höchst liebenswürdig. Bei denen merkte man nichts von kühler Zurückhaltung.“

„Es sind dafür auch Untergebene, Lili. Da regelt die Disziplin den Ton. Den türkischen Prinzen hast du übrigens gut eingewickelt.“

Lili lachte, während sie sich vor dem Spiegel die Konfederadka aufsetzte. Sie hatte wieder ihr altes munteres und übermütiges Lachen.

„Den angle ich mir,“ sagte sie. „Er hat etwas süß Brutales im Auge, das mir gut gefällt — so eine verzuckerte Schlechtigkeit.“

„Wird da Olaf nicht eifersüchtig?“

„I Gott bewahre. Er wünscht sich vielleicht Eifersucht: als neue Sensation. Aber er hat dazu zuviel Kultur und zuwenig Gefühlsstärke. Er ist zu vornehm.“

„Zu vornehm?“ wiederholte Käthe verblüfft.

Lili nahm ihren Muff. „Jawohl, meine Teure. Er ist so vornehm, daß er einen sublimen Ekel vor jeder Leidenschaft empfindet. Und er besitzt einen so hohen Grad der Reinlichkeit, daß alles Allzumenschliche Schmutz für ihn ist. Er ist ein eisiger Denker, aber kein warmblütiger Mensch.“

„Lili, wie redest du von deinem Mann!“ rief Käthe entsetzt. „Hast du ihn denn nicht lieb?“

„Auf diese Frage habe ich nur noch gewartet. Halb habe ich sie dir ja schon vorhin beantwortet. Und die andre Hälfte — beantworte dir selbst... Adjö, mein Schatz."

Sie umarmte Käthe und ging und ließ die junge Frau nachdenklich zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Bald nach Neujahr erhielt Reinhard einen Brief von seinem Kommandeur mit der Bitte, gelegentlich in einer privaten Angelegenheit zu ihm zu kommen. Er hatte keine Ahnung, was Graf Brügge von ihm wollte, befahl gleich sein Auto und fuhr zu ihm. Der Oberst kam ihm in sichtlicher Verlegenheit, doch nicht unliebenswürdig entgegen, bat ihn, Platz zu nehmen, und ging dann händereibend im Zimmer auf und ab, während in dem kleinen verwitterten Gesicht die Muskeln spielten.

„Hören Sie, lieber Herr von Steffani," begann er langsam und in Absätzen, „ich wollte mal über verschiedenes mit Ihnen reden — inoffiziell, nicht als Vorgesetzter — mehr als Kamerad ... Es ist mir da einiges zugetragen worden, über das ich Ihre Ansicht hören möchte. Ihre Ansicht, nichts weiter. Ich bitte nur, ja darum bitte ich, gütigst bei der vollen Wahrheit bleiben zu wollen. Versprechen Sie mir das — auch, wenn Ihnen die Wahrheit, sagen wir mal: lästig sein sollte?"

‚Was will er um Gottes willen?' fragte sich Reinhard. Er dachte an die Kueffstein — aber das war ja Unsinn. Und mit fester Stimme entgegnete er: „Selbstverständlich, Herr Graf. Ich zerbreche mir vergeblich den Kopf darüber, warum ich nicht bei der Wahrheit bleiben sollte."

Brügge nickte nervös. „Ich meinte nur so — ich meinte ja nur so. Es gibt Dinge ... aber kommen wir zur Sache ... Also hören Sie. Ich bin mit dem Obersten Baron Hausberg verwandt und befreundet, dem Militärattaché der französischen Botschaft. Ich weiß nun nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß das corps diplomatique Frankreichs bei uns zugleich die Republik Costarica vertritt — warum, ist mir schleierhaft, auch ganz wurscht. Jedenfalls verkehren die Herren der Botschaft viel bei dem Generalkonsul von Costarica, einem reichen Mann namens Dittmar."

„Ich kenne ihn," warf Reinhard ruhig ein.

„Jawohl — na, und der hat sich neulich — bei irgendeiner Gelegenheit — hat sich dem Hausberg gegenüber in einer Weise über Sie geäußert, die doch immerhin so war, daß Hausberg sich verpflichtet fühlte, mit mir darüber zu sprechen. Allerdings nur als Verwandter."

Reinhard ahnte bereits, um was es sich handeln würde. Er erhob sich und sagte: „Darf ich gehorsamst bitten, mir mitzuteilen, was Generalkonsul Dittmar über mich geäußert hat?"

„Ja natürlich," rief Graf Brügge, „das will ich ja eben. Aber behalten Sie doch Platz. Ich bin überzeugt, daß da irgendein Irrtum vorwalten muß, der sich rasch — jawohl, rasch zerstreuen lassen wird. Dieser Konsul scheint mir ein Quatschpeter zu sein. Er ist Vertreter von Costarica. Na, das ist auch was Rechtes. Aber er hat viel Handelsgeschäfte mit Frankreich. Mag alles sein — immerhin ist das noch lange kein Grund, sich über einen meiner Offiziere in despektierlicher Weise zu äußern."

Wieder erhob sich Steffani. „Wenn das in der Tat der Fall ist," sagte er, „so möchte ich gehorsamst bitten, auf Grund des Paragraphen zweiundzwanzig der ehrengerichtlichen Bestimmungen das Verfahren gegen mich eröffnen zu lassen."

Brügge rang die Hände. „Herrgott, Steffani, was soll das nun wieder!" rief er. „Ich sagte Ihnen doch extra, daß ich nicht dienstlich mit Ihnen spreche — daß ich mich kameradschaftlich mit Ihnen ausplaudern möchte ... Setzen Sie sich wieder — ich setze mich auch ... Ehrengerichtliches Verfahren — ich denke gar nicht dran. Ich werde den Deubel tun, Ihnen die Konduite zu verschandeln ... Also dieser Konsul ... dieser Herr Dittmar behauptete, Sie hätten sich ihm gegenüber eines Betrugs schuldig gemacht —"

„Hallo!"

„Ruhig, Steffani. Sie hätten ihm fälschlich Ihre Verlobung mit seinem Mündel angezeigt, einem Fräulein Ypsilon — ich habe den Namen vergessen — und sich unmittelbar darauf mit einer andern verlobt: Ihrer jetzigen Frau Gemahlin."

„Das bestreite ich nicht, Herr Graf," erwiderte Reinhard gelassen. „Ich hatte in der Tat die Absicht, mich mit Fräulein Könneke, dem Mündel Dittmars, zu ver-

loben. Aber die Verlobung zerschlug sich. Ich verstehe nicht, wie der Generalkonsul in dieser an sich durchaus harmlosen Tatsache einen Betrug sehen will. Das ist eine Unverschämtheit, für die ich den Mann zur Rechenschaft ziehen werde!"

„Immer ruhig, Steffani," mahnte Graf Brügge, „immer kalt Blut. Die Geschichte ist noch nicht aus. Dittmar ist der Ansicht, daß Sie die Verlobungsgeschichte nur vorgeschoben hätten, um sich — Vermögensvorteile zu verschaffen. Bitte, lassen Sie mich aussprechen. Sie hätten bei dem verstorbenen Vater Ihrer angeblichen Braut in hoher Schuld gestanden. Und Dittmar als Vormund habe sich bereit erklärt, diese Schuld zu streichen — in der Voraussetzung natürlich, daß Sie sein Mündel auch wirklich heiraten würden."

„Das ist nicht wahr," entgegnete Reinhard. „Ich verpfände mein Ehrenwort, Herr Graf, daß Dittmar über diese Schuld — im Einverständnis mit seinem Mündel — aus ganz andern Gründen zu quittieren versprach."

„Erlauben Sie: diese Schuld existierte also?"

„Das leugne ich nicht."

„Und existiert noch?"

„Sie ist meines Wissens tatsächlich gestrichen worden, denn ich habe nichts mehr davon gehört."

Brügge durchquerte mit zuckenden Schultern und lebhaftem Mienenspiel das Zimmer. „Ja, Herr Rittmeister, darum hätten Sie sich aber kümmern müssen," rief er. „So etwas läßt man doch nicht in der Luft schweben. Das geht nicht. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß Sie diese Schuld noch nicht berichtigt haben?"

„Tatsache ist, daß Dittmar die Streichung veranlassen wollte, weil er die Ungerechtigkeit der Schuld einsah. Sie datiert noch von meinem Vater her. Und der war von dem Bankier Könneke maßlos übervorteilt worden."

Brügge blieb stehen. „Und seine Tochter wollten Sie heiraten?" fragte er.

Das Blut schoß Reinhard in das Gesicht. Er fühlte, wie der Boden unter ihm wich. „Es kam nicht dazu, Herr Graf," antwortete er kurz.

„Es kam nicht dazu. Aber jedenfalls wollten Sie die junge Dame heiraten — und wußten, daß ihr Vater — kurzweg, daß er kein Gentleman war. Daß er Ihren eigenen Vater übervorteilt hatte, wie Sie selbst sagen . . . Herr Rittmeister, der Generalkonsul Dittmar behauptet ferner, daß er lediglich auf Ihre Bitte hin die Mündigkeitserklärung seines Mündels durchgesetzt habe, gleichfalls nur in der Voraussicht baldiger Heirat. Wie verhält es sich damit?"

„Das ist richtig. Ich konnte aber damals noch nicht wissen, daß die Heirat nicht zustande kommen würde."

„Ja aber — da wäre es doch Ihre Pflicht gewesen, dem Vormund rechtzeitig anzuzeigen, daß die Verlobung auseinandergegangen sei."

Reinhard schwieg einen Augenblick und erhob sich dann langsam. „Gewiß, das hätte ich tun sollen. Und wenn der Herr Graf mich für diese Unterlassungssünde monieren wollen, so muß ich mir das widerspruchslos gefallen lassen. Ich bin in diesem Falle einfach das Opfer meiner Gutmütigkeit geworden. Fräulein Könneke, mit der ich von Jugend auf befreundet war, bat mich flehentlich, diese Mitteilung an ihren Vormund vorläufig noch zu unterlassen, weil sie sich inzwischen zu einer andern Heirat entschlossen hatte. Sie ist heute eine Gräfin Löwenclau."

Graf Brügge zog die Schultern hoch. „Herr Rittmeister, Pflicht bleibt Pflicht," erwiderte er ernst. „Ihre Gutmütigkeit war in diesem Falle eine unverantwortliche Schwäche. Sie sehen die Folgen. Ich begreife die Entrüstung des Generalkonsuls vollkommen — ja, ich muß sagen, ich verstehe sie. Aber kommen wir auf Ihre Schuld zurück. Sie besteht zu Recht?"

„Gesetzlich ja."

„Das ist das Entscheidende. Sie sind haftbar dafür. Und Besitzerin der Schuld ist die jetzige — wie war der Name?"

„Gräfin Löwenclau."

„Die Gräfin Löwenclau. Nun sagen Sie, Dittmar habe sich mit der jungen Dame verständigt, diese Schuld zu streichen. Herr Rittmeister, ich bitte Sie — Sie können sich doch von Ihrer entlobten Braut kein Geld schenken lassen?!"

Reinhard stand kerzengerade vor seinem Vorgesetzten. „Ich kann darauf nur noch einmal antworten, daß sich beide von der

moralischen Ungerechtigkeit der Schuld überzeugt hatten."

Brügge hob die Hände. „Steffani," rief er, „so begreifen Sie doch, daß alle Moral der Welt Sie als Offizier nicht von einer gesetzlichen Verpflichtung befreien kann! Sehen Sie das ein?"

„Zu befehlen, Herr Graf," antwortete Reinhard mit eisiger Stimme.

„Na, Gott sei Dank," sagte Brügge aufatmend. „So weit wären wir wenigstens. Wie hoch ist die Summe — so ungefähr?"

„Ich weiß es nicht genau — aber es ist möglich, daß an hunderttausend Mark herankommen können."

Brügge erschrak. „Schockschwerenot — das ist ein Happen! Macht Ihnen die Ablösung der Verpflichtung Schwierigkeiten?"

„Keinen Augenblick, Herr Graf."

„So bringen Sie die Geschichte in Ordnung und melden Sie es mir. Damit wäre dieser Punkt erledigt."

„Noch nicht völlig, Herr Graf. Auch die Begleichung meiner Schuld, zu der ich mich ohne weiteres bereit erkläre, bringt die Behauptung des Generalkonsuls Dittmar nicht aus der Welt, ich hätte die Verlobung mit Fräulein Könneke nur vorgeschoben, um mir Vermögensvorteile zu verschaffen. Das ist beides nicht wahr: ich hatte damals tatsächlich die Absicht, mich zu verloben, was die Gräfin Löwenclau bestätigen wird."

„Herr Rittmeister, ich stelle Ihnen eine private Auseinandersetzung mit dem Generalkonsul Dittmar durchaus anheim. Für mich ist die Angelegenheit durch Ihre Erklärungen erledigt, und ich werde auch Gelegenheit finden, dem Baron Hausberg dies mit geeigneten Worten mitzuteilen ... Nun noch eine letzte Frage: Sie haben, bevor Sie sich verheirateten, jedenfalls genaue Recherchen über die Familie Ihrer Frau Gemahlin eingezogen?"

Reinhard stutzte bei diese Frage. „Wie soll ich das verstehen, Herr Graf?"

Brügge wurde sehr verlegen. Er schlug sich wieder mit der flachen Hand auf den Schädel und wiegte den Kopf hin und her.

„Herr von Steffani, Sie wissen ja, wie die Welt ist," sagte er einlenkend. „Es wird viel geklatscht. Der Reichtum Ihrer Frau Gemahlin verführt zu allerhand abenteuerlichen Gerüchten. Ihr Herr Schwiegervater lebt nicht mehr?"

„Er ist schon vor Jahren gestorben."

„Aber Sie wissen, daß er sich eines tadellosen Rufs als Mensch und Geschäftsmann erfreut hat?"

„Ich würde den, der das Gegenteil behaupten wollte, auf der Stelle fordern, Herr Graf. Mein Schwiegervater war Ältester der Kaufmannschaft und Geheimer Kommerzienrat. Vielleicht erkundigt sich Ihr Herr Vetter, der Baron Hausberg, bei dem Generalkonsul Dittmar nach seinem hinterlassenen Renommee. Herr Dittmar ist gewiß nicht mein Freund, wird aber sicher ehrliche Antwort geben."

„Wir können nunmehr unsre Unterredung als beendet ansehen, Herr Rittmeister," sagte Brügge. „Ich bin zufriedengestellt und erbitte mir nur noch Meldung über die Regulierung Ihrer Schuld —"

Reinhard nahm seinen Helm. „Sehr wohl, Herr Graf. Darf ich mir noch eine letzte Bemerkung gestatten?"

„Bitte."

„Ich fühle aus dem ganzen heutigen Inquisitorium heraus, daß meine Stellung im Offizierkorps des Regiments nicht mehr die alte ist. Gründe für den Umschwung der Gesinnung vermag ich nicht anzugeben. Selbstverständlich werde ich meine Ehre und meinen Ruf gegen alle etwaigen Angriffe zu schützen wissen. Aber es widerstrebt mir, in die Niederungen der Verleumdung hinabzusteigen — da habe ich nichts zu suchen. Und wenn ich fühlen sollte, daß der geheime Widerstand, der nicht faßbare, bleiben sollte, so werde ich nichts weiter tun, als meinen Abschied mit gebührenden Ehren zu erbitten."

Graf Brügge neigte den Kopf. „Herr Rittmeister, ich muß es Ihnen überlassen, zu tun, was Sie für richtig erachten. Ich halte mich lediglich an meine Pflicht."

Steffani verbeugte sich und trat ab.

Als er wieder in seinem Auto saß, rief er sich die Einzelheiten der Unterredung in das Gedächtnis zurück. Trotz des klingenden Tons, den er zuletzt angeschlagen hatte, war ihm doch recht beklommen zumute. Er spürte, wie er langsam und stetig die Festigkeit seiner gesellschaftlichen Stellung verlor. Er stand nicht mehr mitten in der

Zunft, die ihre Gesetze nach einem offiziellen Lebenssystem regelt. Er war schon ein Outsider geworden.

Zunächst wollte er zu Lili fahren, um die alberne Schuldgeschichte in Ordnung zu bringen. Sie hatte ihm gesagt, daß sie im Atelier ihres Mannes à la bohême Quartier genommen hätte. Das Haus kannte er ja. Er schritt über den Hof und zog die Klingel. Ein Boy in grüner Livreejacke mit Goldverschnürung öffnete ihm.

Reinhard gab seine Karte ab und wurde in das Vorzimmer gelassen, zu dem der ehemalige wüste kleine Raum neben dem Atelier umgeschaffen worden war. Er hatte auch nicht lange zu warten: der Boy kehrte sofort zurück. „Frau Gräfin lassen bitten," meldete er und öffnete die Tür. „Bitte, gerade aus."

Reinhard schaute sich verwundert um. An das Atelier von einst erinnerte nichts mehr. Der große Raum war wie eine Warenausstellung. Auf dem Boden lagen zahlreiche orientalische Teppiche nebeneinander. Der Fuß versank in den weichen Geweben. In bunter Unordnung reihten sich Massen von Reiseerinnerungen: Bronzen, Marmorfragmente, Rosenkränze, Schnitzereien aus Olivenholz, Skapuliere, seidene Gewänder, Waffen, Schals, Tarbusche, Gold- und Silberschmuck. An den Wänden hingen Ölskizzen vom Libanon, aus Palästina und Ägypten, dazwischen koptische Stickereien, der zerrissene Rock eines syrischen Pilgers, eine purpurfarbene Gürtelbinde, die Goldhaube einer Drusin. In einer Ecke stand ein mit einem amaranthfarbenen Seidentuche flüchtig bedecktes Tischchen mit den Resten eines kalten Frühstücks und einer strohumflochtenen Fiascho.

„Grüß' Gott," sagte die Stimme Lilis; „das sieht hier gut aus, nicht wahr?"

Sie stand in der offenen Tür zu dem sogenannten Dichterwinkel Löwenclaus und lachte herzlich. „Tritt näher und schau mich nicht erst lange an," fuhr sie fort. „Ich bin noch nicht ganz repräsentationsfähig — aber dich mußte ich doch notgedrungen annehmen. Olaf ist verreist. Die Erben des Bankiers Münchenstein wohnen in Aschersleben — denke dir, Aschersleben —, und Olaf will endlich die Geschichte mit der Villa in Ordnung bringen. Hier wird mir's auf die Dauer doch ein bißchen eng — obwohl wir schon recht vergnügte Stunden verlebt haben. Am Silvesterabend waren wir zwanzig Köpfe stark — i jeh! ist es da zugegangen! Euer türkischer Prinz war der tollste ..."

Sie trug einen merkwürdigen Morgenrock: eine Art Tea-gown aus blaßlila Seide mit eingestickten Andreaskreuzchen und an den Füßen Goldkäferschuh ohne Spangen. Einen Zipfel des lang herabwallenden Gewandes hielt sie mit ungenierter Gebärde in der Hand.

Reinhard begrüßte sie und trat näher. Auch der „Dichterwinkel" hatte sich wesentlich verändert. Den meisten Raum nahm ein großes Rokokobett ein, auf dem Plumeaux, Kissen und Decken wild durcheinander geworfen waren. An der Stelle des ehemaligen Schreibtisches stand die Toilette mit Kämmen, Bürsten, Scheren, Nagelfeilen, Puderdosen und einem Brennapparat; davor ein Louis-quinze-Stuhl, daneben ein kleiner Diwan mit einem Bärenfell, auf dem ein gelb broschierter französischer Roman lag. Die Unordnung war groß. Lili stopfte ein Korsett in das Bett und gab einem umherliegenden Stiefelchen einen Fußtritt, so daß es in eine Ecke flog.

„So," sagte sie und deutete auf den Diwan, „nun nehmen Euer Gnaden Platz. Was führt dich her? Irgendeinen Grund muß es doch haben, denn ich nehme nicht an, daß dich die Sehnsucht zu mir gelockt hat."

„Was richtig ist," erwiderte Reinhard. „Ich komme in geschäftlicher Angelegenheit."

„Pfui!" rief Lili. „Darf ich dir einen Kuß geben?"

„Nein, ich danke. Erst möchte ich mal ein paar Fragen beantwortet haben. Das Geschäft deines Vaters ist verkauft worden?"

„Jawohl. An die Handels- und Kommerzienbank."

„Weißt du, wie hoch sich mein Schuldkonto bei deinem Vater belief?"

„Zufällig ganz genau, denn ich habe erst vorgestern mit Olaf das Geheimbuch durchgesehen. Zweiundachtzigtausend Mark und einige Pfennige."

Reinhard zog sein Notizbuch hervor und trug die Summe ein. „Ist das Geschäft mit allen Aktiven und Passiven an die



Noordwijk aan Zee. Gemälde von J. H. Wysmuller



Handels- und Kommerzienbank überge-gangen?" fragte er weiter.

„Ja, aber dein Schuldkonto ist vorher gelöscht worden."

„Merci, mein Herz — leider kann ich das großmütige Geschenk nicht annehmen."

Lili schaute verwundert auf. „Warum denn nicht? Was ist so plötzlich in dich gefahren? Ich weiß ja doch, wie alles lag. Ich kannte die geschäftliche Abhängigkeit deines Vaters von dem meinen. Und Dittmar kannte sie auch. Er hat darüber kein Blatt vor den Mund genommen."

„Aber er ist doppelzüngig," rief Reinhard ärgerlich. „Er hat mich in niederträchtiger Weise verklatscht!" Und er erzählte in knappen Worten von seiner Unterredung mit dem Kommandeur.

Lili war außer sich. Sie schimpfte auf Dittmar. „Blödsinn mit eurer Feinfühligkeit," sagte sie grollend. Das Geld kommt mir einfach nicht zu. Olaf ist derselben Ansicht. Weißt du, was ich tun werde? Ich gebe dir eine Quittung über die Summe, und die zeigst du dann deinem verrückten Obersten."

Er schüttelte den Kopf. „Lili, das geht nicht. Brügge ist mißtrauisch geworden. Er könnte mich ehrenwörtlich fragen, ob ich die Schuld bezahlt habe — und dann wäre ich erst recht hereingefallen. Ich muß also schon blechen."

Lili zerrte an ihrem Taschentuch. „Lieber Junge, wenn du durchaus willst — zwingen kann ich dich nicht," erwiderte sie. „Aber was wird Käthe sagen?"

„Ich habe Generalvollmacht von ihr, werde ihr aber natürlich beichten."

„An der ganzen Geschichte ist bloß der Dittmar schuld," fuhr sie von neuem auf und warf das locker um ihren Kopf fliegende Haar zurück.

„Doch nicht. Im Grunde genommen bist du es."

„Wieso ich?"

„Weil du nicht wolltest, daß ich ihm die Scheiterung unsrer Verlobung anzeigte. Das ist die Hauptursache seines Ärgers."

Lili sah vor sich nieder und wippte mit den Füßen. Dann schaute sie Reinhard an. In ihren Augen wurden wieder die goldenen Punkte lebendig. Plötzlich sprang sie auf und setzte sich auf seinen Schoß.

„Du armer lieber Kerl," sagte sie klagend, „an allen Dummheiten deines Lebens trage ich die Schuld. Auch an der letzten. Auch an deiner Heirat mit Käthe —"

Er hob sie empor und sprang auf.

„Ich bitte dich, schweige!" rief er erregt.

Sie war sehr erschrocken.

„Du lieber Gott, was heißt das denn: glücklich sein? Wenn verständige Menschen wie Käthe und ich sich zu einer Ehe zusammentaten, so erstrebten sie im allerletzten Grunde nichts als eine Verbesserung des Daseins. Und ich denke, das haben wir beide gefunden.

„Ähnlich so habe ich Käthe geantwortet. Sie fragte mich auch, ob ich glücklich sei. Eine dumme Frage. Wir sind beide an unserm Glück vorbeigegangen. Weißt du das, Reini?"

Sie zerrte an seinem Arm.

„Reini, weißt du das?"

Ihre Augen leuchteten ihn an. Das Gold in ihren Pupillen strahlte. Das Weiß der Emaille verschwamm und wurde zu bläulicher Färbung.

„Nein, ich weiß es nicht," antwortete er unsicher. „Wär' dein Glück das meine geworden, — wir wären beide untergegangen."

Sie stieß einen leisen Schrei aus und warf sich mit der ganzen Kraft ihres sehnigen kleinen Körpers an seine Brust und hielt ihn umschlungen. Ihre Küsse huschten wie Flammen über sein Gesicht.

„Untergegangen," rief sie, „vielleicht ja — aber im Glück ertrunken, Reini! Als ich noch Kind war, warst du schon mein Auserwählter. Wenn deine Hände über mein Haar strichen, zitterte mein Herz. Kannst du noch so küssen wie damals? Du hast die Leidenschaft in mir geweckt, Reini. So hast du mich damals schon geküßt, wie ich dich jetzt küsse . . ."

Er konnte nicht antworten, denn ihre Lippen verschlossen ihm den Mund. Sie saß wieder auf seinem Schoß — und jetzt hob er sie nicht empor . . . In dem rotstrahlenden kleinen eisernen Ofen knisterten die Kohlenstückchen. Durch die überheizte Luft flog der Duft eines feinen Parfüms, als blühten überall Rosen. „Hast du mich lieb?" flüsterte Lili. „Hast du mich lieb?" — —

Der süße Schmelzlaut dieses „Hast du mich lieb?" klang Reinhard noch in den

Ohren, als er wieder in seinem Auto saß und zurückfuhr in das Zentrum der Stadt. Doch jetzt fröstelte ihn, und der Rosenduft war verweht. Mit der Ernüchterung kam auch ein Gefühl des Unmuts. Er, der immer an seine Unabhängigkeit vom Erotischen geglaubt hatte, weil es ihm leicht fiel, den Lockungen der kleinen Sirenen zu widerstehen — der es sogar gewagt hatte, sich von einer Vernunftehe ein ausreichendes Glück zu versprechen: er war nun zum zweiten Male in die Netze einer geschickten Frau gefallen.

Er fuhr nach seiner Bank in der Mauerstraße, um dort den Verkauf einiger Papiere und die Ausgleichung mit Lili anzuordnen. Es war eine ärgerliche Sache, aber sie ließ sich nicht umgehen.

Die Schalter der Bank waren von Menschen umlagert. Aber Reinhard fand einen ihm persönlich bekannten Prokuristen, mit dem er seine Angelegenheit rasch erledigen konnte. In dem Augenblick, da er sich zurückziehen wollte, fühlte er ein leises Kratzen an seinem rechten Bein. Er sah ein kleines weißes Hündchen neben sich, das sich an einer grünen Schnur durch die Menschen gedrängt hatte und nun mit leisem Kläffen an ihm emporsprang.

Einen Augenblick stand Reinhard wie versteinert. Dann ging ein aufstörendes Huschen durch sein Hirn: die Erinnerung meldete sich. „Momo," rief er, „mein kleines Momochen!"

Der Hund war wie närrisch vor Freude. Reinhard wollte ihn aufheben und bemerkte die Schnur an seinem Halsband. Und plötzlich schaute er in ein strahlendes Mädchengesicht und in selig lachende Augen. Zwei Hände faßten die seinen und drückten sie herzlich.

„Herr von Steffani . . . Mein lieber Freund . . ."

Das war wie eine Vision gewesen. Er führte die Komteß Uyeda in die große Wartehalle und setzte sich dort mit ihr auf eine der Bänke in den Fensternischen. Momo hatte er dabei auf dem Schoß.

„Ich muß erst noch mal nachdenken," sagte er, „— nachdenken, ob Sie es auch wirklich und wahrhaftig sind, teuerste Gräfin. Es kommt mir ganz traumhaft vor. Ich erinnre mich allerdings, schon vor Monaten von Veränderungen auf der hiesigen japanischen Botschaft gelesen zu haben, hatte aber keine Ahnung davon, daß die Versetzung Ihres Herrn Vaters perfekt geworden ist. Seit wann sind Sie denn in Berlin?"

„Seit dem November, Herr von Steffani. Es stand ja in allen Blättern. Aber nun zu Ihnen. Sie sind längst verheiratet?"

„Seit dem April, Komteß."

„Und fröhlich und selig in Ihrem jungen Glück."

Ein plötzliches widriges Gefühl stieg in ihm auf. Die Glücksfrage hatte auch Lili angeschlagen. Ihr girrendes „Hast du mich lieb?" klang wieder in seinen Ohr. Aber der Klang hatte seine Süße eingebüßt und war flüchtig geworden wie ein Windeswehen. Es schattete über sein Gesicht.

„Ich habe eine liebe und verständige Frau, Komteß," erwiderte er ausweichend, „Sie werden sie ja kennen lernen. Es ist eine alte Freundschaft . . ."

Ein rascher, forschender Blick aus ihren Augen glitt über seine Züge. Dann lächelte sie wieder. „Und ist denn Ihr großes Werk fertig?"

„Welches Werk, Komteß? Ah — ich weiß — die Philosophie der Lüge. Nein. Ich bin lange nicht zur Arbeit gekommen. Und dann war auch eine Zeit, wo ich sie absichtlich liegen ließ. Ich wollte wieder einmal an Illusionen glauben, statt sie zu zerstören."

„Und wann wird es zum Abschluß kommen?"

„Ich glaube, daß es Fragment bleiben wird."

„Dann werde ich es auch nie lesen dürfen?"

„Doch, Komteß — in geeigneter Stunde — und soweit die Arbeit vorliegt."

Sie nickte. „Ich freue mich darauf. Wann besuchen Sie mich einmal? Halten Sie sich nicht an die feierliche Audienzstunde — ich bitte Sie. Kommen Sie zum Nachmittagstee wie in Tokio. Von vier bis sechs finden Sie mich immer daheim. Und erschrecken Sie nicht, wenn Ihnen ein Bekannter öffnet: Papa hat Ihren Kinjuro als Kammerdiener engagiert."

Reinhard lachte vergnügt. „Da sehe ich also auch Kinjuro wieder," rief er.

„Und noch manches andre, das Erinnerungen in Ihnen wachrufen wird," fügte

die Komteß hinzu. „Sie wissen, daß Prinz Thun nach London versetzt worden ist?“

„Keine Ahnung. Ich habe mich gar nicht mehr um die Diplomatie gekümmert.“

„Es kam ihm selbst überraschend. Nun hatte er doch Ihre Einrichtung übernommen. Aber es war ihm zuviel, das alles mit nach London zu schleppen. Da habe ich ihm Verschiedenes abgekauft, und das hat in meinem Zimmer Unterkunft gefunden. Vergessen konnte ich Sie also nicht...“

Sie sagte das mit so naiver Freude und so harmloser Herzlichkeit, daß eine glückliche Wärme in Reinhard aufstieg. Wahrhaftig, sie hatte sich nicht verändert, gar nicht. Er nahm ihre Hand. „Ich bin ganz gerührt, Komteß,“ sagte er. „Aber ich habe Sie ebensowenig vergessen, ebensowenig.“

„Weshalb schrieben Sie nie?“ fragte sie hastig.

Darauf wurde ihm die Antwort schwer. Er konnte ihr nicht sagen, daß die große Hetzjagd nach einer Mitgift sein ganzes Denken in Anspruch genommen hatte.

„Ich wartete auf die Anzeige Ihrer Verlobung,“ sagte er.

„Ah, Steffani — wie konnten Sie an den Klatsch glauben? Der kleine Dawson — oh, der hätte gerad für mich gepaßt! Nein, lieber Freund. So eilig haben wir's nicht. Aber ich muß gehen. Papa wartet auf mich. Der wird sich auch freuen, Sie wieder zu sehen: er ist Ihnen so dankbar, daß damals die Teehausgeschichte niedergeschlagen werden konnte. Sie hätte sich zu einer ganzen Staatsaffäre auswachsen können, wenn Sie nicht so vernünftig gewesen wären — die Engländer waren rabiate Leute.“

Sie erhob sich. „Also wann sehe ich Sie wieder?“

„Morgen — übermorgen — in diesen Tagen gewiß ...“

Er brachte sie vor das Portal, wo ihr Wagen hielt. Aus dem Fenster des Coupés kläffte Momo ihm noch sehnsüchtig nach. Reinhard winkte und stieg dann in sein eigenes Auto, um zu Dittmar zu fahren.

Dieses Wiedersehen wühlte in seiner Seele. Es war keine Reinheit der Freude, es war ein schmerzliches Empfinden dabei. Im Pessimismus seiner Lebensauffassung hatte er allmählich alles Wertvolle ausgeschieden, und nach dem Einsturz der letzten Ideale war nichts als Leere geblieben. Seine Klugheit war Verrechnung gewesen, und die kühle Weisheit seines Egoismus hatte ihn nach und nach von allen inneren Zusammenhängen abgelöst.

Er hätte beim Abschied in Tokio nur die Arme zu öffnen brauchen — und Elisabeth Uyeda würde an seiner Brust gelegen haben. Tor, der er gewesen war! Mit einer deklamatorischen Wendung über die Verfahrenheit seines Lebens war er zu Lili übergegangen. Tor, der er gewesen war!

Er straffte sich, als er die ausgetretene Holztreppe zu dem Generalkonsulat von Costarica hinaufstieg. Dittmar ließ ihn sofort vor. Der kleine Mann in seinem zugeknöpften Pastorenrock stand hinter seinem Schreibtisch und maß Reinhard mit feindseligem Blick. „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Rittmeister?“

„Mit einer Aufklärung,“ erwiderte Reinhard ruhig. „Sie haben dem Baron Hausberg gegenüber Äußerungen über mich fallen lassen, die meine Ehre berühren.“

Das Gesicht Dittmars blieb völlig bewegungslos. „Sie hätten Ihre Ehre schützen sollen,“ entgegnete er.

Ein dunkles Rot lief über die Wangen Steffanis. „Das ist eine neue Beleidigung, Herr Generalkonsul,“ rief er empört. „Wollen Sie mir sagen, was diese Redensart bedeuten soll?“

„Gern. Sie kamen seinerzeit zu mir, mich um die Mündigkeitserklärung von Fräulein Lili Könneke zu bitten, da Sie das Mädchen zu heiraten wünschten. Ich habe mich damit einverstanden erklärt und habe Ihnen dies auch anläßlich meines Besuchs beim Grafen Löwenclau wiederholt. Wie ich nachträglich erfahren habe, waren Sie sich aber damals bereits klar darüber, daß Sie Lili nicht heiraten würden — und Sie verschwiegen mir diese Tatsache. Ist das so, Herr Rittmeister?“

„Es ist wahr, und ich begreife, daß Sie mein Schweigen mißverständlich auffassen konnten. Aber darum handelt es sich nicht. Es kann mir schließlich egal sein, wie Sie über mich denken. Ich habe Sie etwas andres zu fragen. Ist das wahr, daß Sie in Ihrer Unterhaltung mit dem Baron Hausberg durchblicken ließen, ich hätte die Verlobung mit Fräulein Könneke nur vorgespiegelt, um mir Vermögensvorteile zu verschaffen? Ich füge

gleich hinzu, daß dieser Vermögensvorteil in der Streichung meines Schuldkontos bei der Firma Könneke liegen sollte."

„Ich habe dem Baron Hausberg nur gesagt, was meine Überzeugung ist."

„Und Ihre Überzeugung ist eben, daß ich Sie betrügen wollte?"

„Ja," entgegnete Dittmar.

Reinhard zuckte zusammen. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht. Unwillkürlich ballten sich seine Fäuste. „Herr Generalkonsul," sagte er, und das klang wie ein Aufstöhnen, „wenn Sie ein andrer wären — kein alter Mann —"

„So würden Sie mich fordern," fiel Dittmar ein. „Tun Sie es nur. Ich fürchte mich nicht vor Ihrer Waffe, Herr Rittmeister. Sie aber — Sie hätten Ursache, sich zu fürchten, denn Sie würden Ihrem Ehrengericht Rede stehen müssen. Und wenn Sie dem Ehrengericht Ihre Lebensanschauung in ebenso schonungsloser Weise auseinandersetzen würden, wie Sie es mir getan haben, Herr Rittmeister, so würde das für den Verlust Ihrer Uniform allein genügen. Wenn ich Sie auf Ihre Ehre frage, Herr Rittmeister, ob Ihnen damals noch nicht bekannt war, daß Löwenclau und Lili sich heiraten wollten — was antworten Sie mir dann? Sie haben Lili gegen den Willen ihres Vormunds ihre unumschränkte Freiheit verschafft — und dafür revanchierte sie sich, indem sie Ihre Werbung bei Fräulein Böninger unterstützte. So wusch eine Hand die andere."

Reinhard war weiß im Gesicht. „Herr Generalkonsul," rief er, „wie kommen Sie auf diesen wahnsinnigen Gedanken?"

Dittmar entblößte die gelben, spitzen Zähne zu einem grinsenden Lächeln.

„Ist er so wahnsinnig? Ich meine nicht. Auch die Frau Gräfin Löwenclau hat ihn als etwas ganz Natürliches aufgefaßt."

„Wer?" rief Reinhard. „Lili?"

„Jawohl, Lili. Ich hatte noch mancherlei geschäftliche Unterredungen mit ihr und ihrem Gatten. Die letzte vor etwa vierzehn Tagen, unmittelbar vor dem Verkauf der Firma Könneke. Da kam auch die Frage Ihres Schuldkontos wieder auf das Tapet. Und nun passen Sie auf, Herr Rittmeister. Ich fragte: ‚Soll dieses Konto gelöscht werden?' — ‚Ich habe es zugesagt,' erwiderte Lili. Und darauf rief Graf Löwenclau: ‚Na, du hast ihm inzwischen ja eine reiche Frau verschafft.' Rief Graf Löwenclau. Und da lachte Lili und sagte: ‚Ich mußte mich doch dankbar erweisen dafür, daß er uns die Ehe ermöglicht hat...' Herr Rittmeister, ich betone, daß das alles nicht aus gehässigem Herzen kam. Zweifellos nicht. Es wurde ganz en passant gesagt. Aber daß ich mir über alle diese Vorkommnisse meine Glossen machte — können Sie mir das verdenken?"

Reinhard hatte das Empfinden, wie ein gescholtener Schulknabe vor dem kleinen Menschen zu stehen. Es ließ sich ja alles erklären. Auch Lili hatte einfach geklatscht. Und der Klatsch wuchs und wuchs; er wurde zu einem Sumpf, der immer höher stieg und ihn zu ersticken drohte. Aber seine Schuld war es. Den Sumpf um sich her hatte er erst geschaffen, und nun hielt es schwer, einen Damm aufzuwerfen, der ihn vor der Schmutzflut schützte.

„Herr Generalkonsul," sagte er, „ich will mich nicht entschuldigen, es liegt kein Grund dazu vor. Will auch gar nicht erst versuchen, die Irrungen aufzuklären. Nur eins ist notwendig. Mein Kommandeur Graf Brügge ist ein Vetter des Barons Hausberg und hat mich wegen Ihrer Äußerungen zur Rede gestellt. Da ist nun noch der eine Punkt wegen — wegen meines angeblichen Versuchs, mir Vermögensvorteile zu verschaffen — der ist noch geblieben. Und muß aus der Welt geschafft werden, Herr Generalkonsul. Graf Brügge hat die Begleichung dieser Schuld gewünscht. Das ist soeben geschehen. Ich habe meine Bank angewiesen, die Summe an Lili auszuzahlen. Nun bedarf es aber noch einer Bescheinigung von Ihnen, die besagt, daß Baron Hausberg Sie wahrscheinlich mißverstanden habe: daß Sie nicht der Ansicht sind, ich hätte mich unrechtmäßig bereichern wollen. Diese Erklärung muß ich haben."

Dittmar wies auf den Stuhl neben seinem Schreibtisch. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte er.

„Ich danke," entgegnete Reinhard und blieb stehen.

Der Generalkonsul sah sein fahles Gesicht und die perlenden Tropfen auf seiner Stirn, und sein Ton wurde milder.

„Ich habe nicht die Absicht, störend in Ihre Karriere einzugreifen," begann er von neuem. „Es geschah auch gegen meinen Willen, wenn Herr von Hausberg Ihrem Kommandeur Mitteilung von unsrer Unterredung gemacht hat. Ich wollte keine Zwischenträgerei, und wenn ich den Baron Hausberg wiedersehe, so werde ich kein Hehl daraus machen, daß mich das verstimmt hat. Ich war bis zum Halse hinan mit Groll gegen Sie erfüllt, Herr Rittmeister, — da bin ich redselig geworden. — So lag die Sache. Im übrigen bin ich bereit, Ihnen den erbetenen Brief zu schreiben. Noch heute."

— Reinhard fuhr nach Hause. Es war ein Tag der Erregungen. Auch mit Käthe gab es die erste heftige Szene in der jungen Ehe. Reinhard erzählte ihr in kurzen Umrissen — so wie er es im Augenblick für zweckmäßig hielt — von seiner Unterredung mit Brügge und der Notwendigkeit der Schuldregulierung.

Aber da wurde das Kaufmannsblut in Käthe rebellisch. Sie war ganz blaß geworden. „Zweiundachtzigtausend Mark," stöhnte sie. „So gut wie weggeworfen!"

„Es ging nicht anders."

„Das sagst du so ruhig. Und noch dazu an Lili, die selber reich genug ist. Deren Vater den deinen einfach betrogen hat."

„Natürlich ist es so, aber es hilft uns nichts. Ich kann es nicht beweisen, und das Geschenk durfte ich nicht annehmen. Wir müssen das Geld verloren geben. Fügen wir uns in das Unvermeidliche. Wenigstens hat mir der Tag auch eine Freude gebracht. Ich habe auf der Bank die Gräfin Elisabeth Uyeda getroffen — du entsinnst dich, ich erzählte dir häufiger von ihr. Ihr Vater ist Botschafter in Berlin geworden. Da wollen wir dieser Tage Besuch machen."

Käthe antwortete zunächst gar nicht. Sie schritt im Zimmer umher und fuhr mit der Hand gewohnheitsmäßig über Schrankflächen und Stuhlrücken, um zu sehen, ob auch gut Staub gewischt worden sei. Dann blieb sie vor ihm stehen.

„Geh allein, Reinhard," sagte sie. „Ich mache keine Besuche mehr."

„Weshalb nicht?"

„Mein Gott — wegen meines Zustands. Aber auch sonst paßt es mir nicht. Die Leute schneiden mich alle."

Er war verblüfft. „Welche Leute?"

„Die Damen des Regiments. Ich wollte es dir nicht erzählen, um dich nicht aufzuregen. Aber es muß doch einmal heraus."

Und sie klagte sich aus. Frau von Hafsinger hätte sie neulich im Theater kaum beachtet, die Gräfin Para sei mit eisigem Gruße an ihr vorbeigegangen, Frau von Baumgärtner habe sie auf dem Basar im Kriegsministerium einfach stehenlassen.

„Auch die Herren sind nicht mehr wie sonst," fuhr sie fort. „Ich merke es an allerhand Kleinigkeiten."

„Es ist mir nicht aufgefallen," entgegnete er. Aber ihm fiel wieder ein, wie sich Graf Brügge nach dem Renommee seines Schwiegervaters erkundigt hatte. Klatsch auf allen Seiten — woher kam er? Ja, woher kam er? — Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch. Dann sprang er auf, ging an das Fenster und lehnte die Stirn gegen die kalte Scheibe.

Sie sah ihn ängstlich an. „Reini, beruhige dich doch," sagte sie sanft. „Vielleicht ist es nur Einbildung von mir. Lili meint, es sei gewiß so."

Er lachte auf. „Lili!" rief er. „So? Meint sie das? Na, dann kannst du ja beruhigt sein. Wenn eine so vornehme Dame wie Lili das sagt."

Sie fühlte den Spott und zitterte, daß er ihr auch den Verkehr mit ihr verwehren könnte. „Sie ist meine einzige Freundin," sagte sie.

Er fuhr herum. „Eine Freundschaft, auf die du wahrlich stolz sein kannst," antwortete er in bitterem Hohn. Einen Augenblick zögerte er. Ihm war, als spüre er einen Duft von Rosen und als klinge ein süßes Girren an sein Ohr ... Sein Gesicht rötete sich. Diese Erinnerung machte ihn wütend. Ein böser Ausdruck trat in sein Auge. „Es wäre besser gewesen," fuhr er schneidend fort, „wir hätten mit Lili schon in Kairo Schluß gemacht. Das hatten wir vor, als wir von ihrer Hochzeit erfuhren. Aber du ..." Seine Hand strich durch die Luft ... „Ich will sie nicht mehr in meinem Hause sehn," schloß er.

„Mein Gott," stammelte Käthe, „was ist denn inzwischen passiert?"

„Was soll passiert sein?" gab er zurück.

„Nichts als die alte Geschichte. Sie gehört nicht in ein anständiges Haus. Und die Kuefstein ebensowenig. Kein Wunder, wenn sich bei solchen Freundschaften die Leute von dir zurückziehen . . .“

Sein Blick funkelte sie an. Scheu zog sie die Schultern ein. „Sei nicht ungerecht, Reinhard,“ bat sie. „Die Kuefstein war ja noch nie zu uns geladen.“

„Aber du hast dich öffentlich mit ihr gezeigt,“ rief er, „und bist mit ihr von Pontius zu Pilatus gelaufen! Du kommst aus dem Spießbürgerlichen nicht heraus. Du bleibst immer bei der Unterschicht. Bilde dir nur nicht ein, daß in unsern Kreisen das Geld das einzig Maßgebende ist. Ach du lieber Gott — gar nicht!“

Da reckte sich der Stolz in ihr.

„Weshalb hast du mich denn geheiratet?“ fragte sie scharf. „Doch nur meines Geldes wegen.“

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Tage später begab sich Steffani im Dienstanzug nochmals zu seinem Obersten, um ihm die Quittung der Gräfin Löwenclau und den Brief des Generalkonsuls Dittmar vorzulegen.

Graf Brügge überflog die beiden Papiere und reichte sie Reinhard mit kurzer Verneigung wieder zurück. „Danke sehr, Herr von Steffani,“ sagte er. „Damit ist die Angelegenheit in Ordnung.“

Aber die große Hetzjagd ging weiter. In Steffanis Brusttasche steckte seit gestern ein Brief der Baronin Kuefstein: Karla wünschte ihn in einer dringlichen, für ihn selbst „äußerst wichtigen“ Angelegenheit zu sprechen und bat um seinen Besuch.

Er zog sich am Spätnachmittage Zivil an, steckte sein Scheckbuch ein und ging zu seiner Frau. Käthe saß in ihrem Zimmer und stickte an einem Batisthäubchen für das erwartete Baby. „Willst du ausgehen?“ fragte sie. „Und weshalb in Zivil?“

„Es ist mir bequemer. Ich habe mich zu einem Bierabend verabredet — und in den großen Bräus sitze ich nicht gern in Uniform.“

„Mit wem verabredet? Aber nein — ich will nicht fragen.“

„Das kannst du ruhig.“ Er log ohne Verlegenheit. „Mit einigen alten Kameraden von der Kriegsschule.“

„Da bist du zum Abendessen also nicht hier?“

„Ich kann es noch nicht bestimmt sagen. Vielleicht mach' ich mich frei.“ Er sah auf das winzige Häubchen herab, das sie zwischen den Fingern hielt, und lächelte.

Nun lächelte auch sie und hob das Häubchen empor. „Ist es nicht süß?“ rief sie, und in ihren Augen glänzte die Mutterfreude. „Jetzt habe ich die Ausstattung für das Baby fix und fertig. Hast du noch fünf Minuten Zeit für mich übrig?“

„Selbstverständlich.“

Sie rückte tiefer in die Sofaecke und wies auf den Platz neben sich. „Dann setz dich einmal zu mir. Weißt du, daß du mir zwei schlaflose Nächte bereitet hast?“

„Es tut mir von Herzen leid, Käthe.“

„Ich bin dir nicht mehr böse. Meine Klagen über die Unfreundlichkeit der Regimentsdamen hatten dich nervös gemacht. Aber auch über ihr seltsames Benehmen bin ich hinaus. Der Gesellschaftsverkehr hat mich nie gelockt. Vor allem sollst du unter dem Klatsch nicht leiden. Willst du dich nicht einfach versetzen lassen?“

Er wurde stutzig. „Käthe, das ist nicht so einfach, wie du denkst,“ erwiderte er. „Zunächst hoffe ich immer noch, Adjutant beim Kriegsminister zu werden. Und dann — wir haben ja doch eben erst dies Haus gekauft und uns neu eingerichtet. Wollen wir das alles so ohne weiteres aufgeben?“

„Warum nicht, wenn wir in angenehmere Verhältnisse kommen? Das Haus verkauft sich rasch von neuem und mich persönlich hält gar nichts an Berlin. Ich möchte nichts weiter, als dir ein wenig nahetreten. Lieber Reinhard, ich bin wirklich nicht mit den Idealen eines jungen Mädchens in die Ehe gegangen. Aber auf eine herzliche Freundschaft habe ich gehofft. Das gestehe ich zu.“

„Gab ich sie dir nicht, Käthe?“ antwortete er. „Und ist das nicht mehr...“ Er wies auf das Kinderhäubchen.

Sie errötete leicht. Eine Flamme lief durch ihre Augen. „Ja, Reini,“ rief sie, „und siehst du, die Hoffnung, der ich entgegensehe, ist ja auch eine Hoffnung auf festeren Anschluß an dich. Es wird etwas zwischen uns sein, was nicht trennend, sondern verbindend ist.“

Es lag soviel Rührendes in ihrem Ton, daß auch Reinhard weich wurde und sie küßte.

„Mein liebes Frauchen," sagte er, „bist du getröstet,?"

Sie nickte ihm zu. „Ja, ich bin es. Ich will auch nicht mehr so grämlich sein . . ." Sie lachte. „Gib mir noch einen Abschiedskuß, Reinhard, und dann geh zu deinen Freunden. Amüsier dich gut — ich gönne es dir . . ."

Aber dem Amüsement ging er nicht entgegen — ach, nein . . .

Es war ein kalter Winterabend — wie vor Jahresfrist, als er in rasender Hetze von Japan nach Berlin gekommen war. Ja, wahrhaftig, — fast ein Jahr war seit damals verflossen: es war wohl das ereignisreichste seines Lebens gewesen. Und war in dem aufregenden Galopp um den Gewinn dieses Lebens der stürmische Finish.

Wirklich das Ende?

Unwillkürlich stockte sein Fuß, als er in der Regentenstraße das Haus der Baronin Kuefstein betrat. Vor dieser Frau empfand er fast etwas wie Furcht. Und doch belächelte er sich selbst . . .

Sie kam ihm mit freundlicher Begrüßung entgegen.

„Ewig lange nicht gesehen, lieber Steffani," sagte sie. „Ich habe Ihnen noch nicht einmal meine Glückwünsche zu Ihrer Vermählung aussprechen können."

Es berührte ihn angenehm, daß sie ihn nicht mit du anredete. Sie schien die Bruderschaft geflissentlich vergessen zu wollen.

Sie hatte ihn in ihrem großen Salon empfangen, der sonst nur zu Gesellschaften geöffnet wurde. Eine einzige Lampe brannte auf dem Kaminsims. Das halbe Zimmer lag im Dunkeln. Sie trug eine einfache Abendtoilette und sah so schön aus wie eine junge Frau, über die der Glanz der ersten Liebe strahlt. Nur schien sie ihm noch blasser als sonst.

„Sie wollten mich sprechen," sagte er.

„Ja, natürlich wollte ich das. Warum haben Sie so gar nichts von sich hören lassen? Ein Wort des Dankes hätte ich wohl verdient."

„Wofür?"

Sie machte eine unmutige Bewegung. „Ach, lieber Freund, wir haben doch nicht nötig, Theater miteinander zu spielen. Wir wollen uns auch nicht in müßigen Fragen und Antworten verausgaben. Als Sie das letztemal bei mir waren, betonten Sie das Geschäftliche der Stunde. Sie fragten mich einfach: wen soll ich heiraten? Da nannte ich Ihnen den Namen Ihrer jetzigen Frau."

„Ganz richtig. Und ich antwortete Ihnen, daß Verhältnisse vorlägen, die es mir unmöglich machten, nach Kairo zu reisen."

„Was aber trotzdem geschah."

„Gewiß. Die Sachlage verschob sich. Jedenfalls erkläre ich mich zu der A n n a h m e bereit, daß Sie mir bei Schließung meiner Ehe behilflich gewesen sind. Ich bitte mir also zu sagen, was ich an Provision zu zahlen habe. Doch nicht. Bleiben wir bei Ihren Usancen. An ‚Auslagen'."

Die Züge ihres Gesichts verhärteten sich. Sie errötete nicht bei dieser brutalen Wendung. Sie wurde noch bleicher. Ihr Teint bekam eine Perlmutterfarbe.

„Ich habe Ihnen schon damals gesagt," erwiderte sie, „daß ich mit Ihnen nicht zu rechnen wünsche. Aber ich erhoffte allerdings von einem Freundschaftsdienst, daß er freundschaftliche Erwiderung finden würde. Sie haben seit dem Herbst oft genug Besuch bei sich gesehen. Warum verschließen Sie mir Ihr Haus?"

„Sie sollen eine offene Antwort bekommen. Weil ich auf den Rennplätzen schon darüber klatschen gehört hatte, daß S i e es gewesen seien, die mir meine Frau ‚besorgt' hätte. Und da wollte ich einer weiteren Ausdehnung dieses gefährlichen Geredes vorbeugen. Das war der einzige Grund, der mich veranlaßte, Sie nicht zu unsern Gesellschaften zuzuziehen."

„Steffani, mir liegt aber sehr viel an dem Verkehr in Ihrem Hause. Ich suche nach Ausdehnung meiner gesellschaftlichen Beziehungen."

Er stand auf. „Und auch der geschäftlichen," fügte er scharf hinzu. „Ich verstehe. Aber ich muß Ihnen bedauernd erklären, daß ich nicht Lust habe, mich auch nur indirekt an Ihren Unternehmungen zu beteiligen. Dazu ist mir meine Uniform denn doch zu lieb."

Auch sie hatte sich erhoben. In diesem Augenblick begann ihre Feindschaft. Die

Gegner standen gerüstet auf dem Plan und prüften ihre Waffen. Um den blutroten Mund der schönen Frau zuckte ein Lächeln souveränen Spottes.

„Es ist recht, daß Sie die Uniform abgelegt haben, ehe Sie zu mir kamen," sagte sie. „Damals aber hat sie Sie nicht gehindert, den Rat und die Beihilfe derer anzunehmen, die Sie heute verleugnen möchten."

„Ich füge mich der Notwendigkeit," rief er erregt, „ich muß mich ihr fügen. Sehen Sie doch ein, daß ich gezwungen bin, in meiner Stellung die größte — die allergrößte Vorsicht obwalten zu lassen! Nun verstehe ich schon, daß Sie nach Rehabilitierung suchen — aber gerade ich kann Ihnen die nicht geben. Ich bin selbst eine schwankende Gestalt geworden — wahrhaftig!" Er machte ein paar Schritte in das Zimmer hinein und blieb wieder stehen. „Brauchen Sie Geld?" fragte er. „Das kann ich Ihnen geben. Ich leihe es Ihnen und frage nicht nach der Rückgabe. Aber das, was Sie wollen, ist eine strikte Unmöglichkeit. Also noch einmal: wieviel?"

Er zog sein Scheckbuch aus der Tasche.

Da lachte sie auf. „Steck wieder ein, Reinhard," rief sie, „ich brauche dein Geld nicht. Ich will deine Freundschaft haben — so war es abgemacht. Es war abgemacht, daß mir als Dank ein Stückchen deines Herzens bleiben sollte. Hast du das vergessen?"

„Lassen wir doch die Gefühle beiseite," sagte er abwehrend. „Sie gehören nicht zum Geschäft. Und fragen Sie, ob ich vergessen hätte, so muß ich wahrheitsgemäß antworten: jawohl — wenigstens habe ich mich bemüht, zu vergessen, was schließlich nichts als eine reizende Torheit war."

Sie kreuzte die Arme über der Brust und sah ihn lange an. Es wehten keine fröhlichen Segel mehr im Schwarz ihrer Augen. Es war auch kein Kurtisanenblick, der ihn streifte: es war wie ein drohender Zuruf. „Das heißt also," sprach sie langsam, „heißt, daß du nichts mehr von mir wissen willst. Ich verstehe dich doch richtig. Ich bin überflüssig auf deinen Wegen. Nicht wahr?"

Er sagte sich, daß er hart bleiben müsse. Sagte sich, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, mit dieser Frau endgültig Schluß zu machen. Die geringste Nachgiebigkeit konnte zu einer Schlinge werden.

So antwortete er denn kaltblütig: „Überflüssig klingt herbe. Den Ausdruck habe ich nicht gebraucht. Trotzdem — es liegt in unsrer beider Interesse, wenn wir uns künftighin meiden."

„In unsrer beider? Warum auch in meinem?"

„Weil," erwiderte er mit gehobener Stimme, „jeder Versuch, mich für Ihr Serail zurückzugewinnen, an einem Widerstande scheitern würde, der Sie verletzen müßte. Das möchte ich Ihnen ersparen."

Sie zuckte zusammen. Ein schwerer Atemzug hob ihre Brust, und für einen Augenblick senkte sie die Lider wie unter der Einwirkung eines wahnsinnigen Schmerzes.

Aber dann — dann wuchs sie. Sie richtete sich auf unter der erregenden Gewalt ihrer Empörung. „Ich kann auch eine gute Hasserin sein," sagte sie.

Jetzt wußte er, daß der Kampf auf dem Höhepunkt stand. Er nickte gleichmütig.

„Ich habe es keinen Augenblick bezweifelt. Aber ich fürchte mich nicht. Ich vergaß niemals die Vorsicht dir gegenüber. Ich blieb auch frei, als deine Hexenkunst mich fing. Warum solltest du mich nicht hassen? Tu es; Haß gibt Kraft."

„Auch Kraft zur Rache."

„Ich fürchte mich nicht," wiederholte er.

„Reinhard," schrie sie und hob die Arme, „geh — geh!"

Da ging er ruhig, ohne noch ein Wort zu sprechen, zog im Korridor seinen Pelz an, nahm Zylinderhut und Schirm und stieg die Treppe hinab. Unten im Vorflur zündete er sich eine Zigarre an und trat sodann auf die Straße, durch die ein Schneesturm fuhr.

Er war bis in die Nähe der Linden gekommen und beschloß, den Abend im Metropoltheater zu verbringen, in dem eine lustige Ausstattungsposse angesetzt war. Die Vorstellung hatte begonnen, aber das war ihm gleichgültig. Er nahm in der Ecke einer Loge Platz, ließ sich ein Opernglas geben und begann das Publikum zu mustern.

In der Orchesterloge gerade gegenüber sah er Lili, die ihm mit lachender Miene zunickte. Rechts neben ihr saß Prinz Nazimeddin in Frack und weißer Weste, links ein



Bildnis

Gemälde von Boleslaw von Szankowski

ebenfalls befrackter Herr mit stechenden dunklen Augen und schwarzem Schnurrbart im gebräunten Gesicht. Dahinter tauchte der schmale Kopf Löwenclaus auf; sein großes Monokel war im Glanze des elektrischen Lichts wie eine Brennscheibe.

Der Akt ging gleich zu Ende. Reinhard blieb in der Zwischenpause in seiner Loge und ließ sich ein Glas Bier bringen. Bei starker Nervenspannung litt er immer an Durst; da war seine Kehle wie ausgedörrt. Plötzlich hörte er ein Rascheln hinter sich.

„Bleib sitzen," sagte die Stimme Lilis. „Ich wollte dir nur Guten Abend sagen. Die Herren von drüben lassen schön grüßen — sie wollten eigentlich selbst kommen, aber ich eigne mich besser zum Unterhändler. Nämlich folgendes: wir gehen nachher zu Adlon essen — Olaf, euer Prinz und Javanaki-Bei ... Du, weißt du, wie Olaf die beiden Türken immer nennt? Meinen Harem. Ist das nicht köstlich? Also, wir wollen bei Adlon soupieren und dann in ein Kabarett und dann in einem Tanzhause enden. Machst du mit, Reini?"

„Lili, du kannst dich doch nicht in einem Tanzhause zeigen."

„Aber warum denn nicht? Wenn Olaf dabei ist."

„Du ruinierst deinen Ruf."

„Ah bah. Übrigens ist es Olafs Ruf. Und du weißt ja, wir scheren uns nicht um die Welt."

„Es wäre besser, du tätest es doch ein bißchen. Wenigstens, wenn dir an einem Verkehr in der Gesellschaft liegt."

„Nicht in der deinen, teurer Freund. Die ist mir zu langweilig."

„Gut, wenn wir uns da nicht treffen. Du hättest aber auch überlegen sollen, daß du Nazim-eddin in meinem Hause kennen gelernt hast."

„Warum das wieder?"

„Weil es mir nicht gleichgültig sein kann, wie er über dich denkt."

„Willst du noch weiter predigen?"

Er sah sie an. Wieder strich die Erinnerung an eine süße Stunde durch sein Hirn. Ach nein, an einen Überfall — an eine Gefangenschaft — an eine Dummheit!

Der Grimm über sich selbst quoll wild in ihm auf. Ein Glitzern sprang in sein Auge. „Predigen," wiederholte er, und seine Achseln zuckten. „Dazu fehlt mir die Stimmung... Aber da wir gerade so gemütlich zusammen sitzen, möchte ich dir mitteilen, daß ich Käthe verboten habe, dich zu empfangen. Richte dich danach."

Sie fuhr ein wenig zurück. Über das gepuderte Soubrettenlärvchen ging ein bläßlicher Schatten. „Darf ich fragen, ob dies Verbot an dem Tage deines letzten Besuchs bei mir erfolgt ist?"

„Ja," antwortete er rauh, „an diesem Tage."

Sie schwieg und sah sich um. Er und sie waren die einzigen in der tief eingebauten Loge. Er saß so, daß er dem Publikum den Rücken und ihr das Gesicht zuwandte. Sie hatte ihren rechten langen Handschuh ausgezogen und spielte damit.

Auf einmal stieß sie ihren Stuhl zurück und stand hastig auf. „Du bist ein ganz gemeiner Kerl," sagte sie. Dann schlug sie ihm mit den Fingern ihres Handschuhs über das Gesicht und verließ die Loge.

Er war unbeweglich sitzen geblieben. Niemand hatte den Vorgang gesehen. Es sah auch keiner, daß es auf seinen Wangen wie Kalkanstrich lag. Das Orchester begann von neuem zu spielen und setzte mit dem Refrain des Schlußcouplets des vorigen Aktes ein: „Die Frauen, die süßen Frauen sind unser Himmelreich . . ." Dann rollte der Vorhang auf, und das Publikum stand wieder im Banne des Blödsinns.

Reinhard wollte gehen. Nein — er blieb. Es war ja nichts passiert. Ein Frauenzimmerchen hatte ihm mit dem Handschuh über das Gesicht gestrichen und irgend etwas Ulkiges zugerufen. „Gemeiner Kerl" oder Ähnliches — einen burschikosen Ausdruck aus der Berliner Vulgärsprache. Was war denn dabei! Das mußte man sich in jedem Bummellokal gefallen lassen. Und er war ja in Zivil.

Das Publikum brach über einen Kalauer des Komikers in schallendes Gelächter aus. Reinhard, der sich wieder der Bühne zugewandt hatte, lachte mechanisch mit. Aber sonderbar, wie weh ihm das Lachen tat. Es war ihm, als wandle sein Tiefinneres sich zu Spott und Hohn. Er war in Zivil. Hatte er mit dem leuchtenden Ehrenkleide auch seinen ganzen Menschen ausgezogen? — Seine rechte Hand lag auf der Logenbrüstung. Er sah, daß diese Hand zitterte. Warum zitterte er? Weil eine grenzenlose

Angst in seiner Seele aufstieg, ein unerklärliches Gefühl der Beklemmung, das aufwärts kroch wie eine schleimige Kugel und sich in seiner Kehle festsetzte... Die letzten Stunden schienen ihm entscheidend für sein Leben. Er hatte mit der Roheit die letzten Trümpfe ausspielen wollen, um sich seine Selbstherrlichkeit zu wahren — aber sie hatte seine Fesseln nur noch fester gezogen. Alle Sophistik zerstob vor der Tatsache seiner absoluten Unfreiheit. Und die war sein Untergang. Die gelle Drohung einer Weiberstimme und ein Schlag ins Gesicht von Frauenhand: das war das letzte gewesen. Die Quittung für eine irrig aufgestellte Rechnung. Das Ende einer Lebenshetze nach falschen Zielen...

Er erhob sich schwerfällig. Es lachte, juchzte und jauchzte um ihn her. Diese laute Fröhlichkeit konnte er nicht mehr vertragen. Er warf einen letzten Blick in die Loge gegenüber. Da starrte alles mit vergnügten Mienen auf die Bühne. Lili hatte sich weit über die Brüstung gebeugt. Ihr ganzes Gesicht lachte.

„Dirne," murmelte Reinhard. Es war ein trivialer Schimpf, ein Ausdruck verbissener Wut. Und er fühlte auch sofort die Ungerechtigkeit...

Draußen in der frischen Winterluft wurde ihm wohler. Nur spürte er immer noch den heftigen Durst in der Kehle. Er wollte hinüber zu Hiller gehen, da ein Glas Sekt zu trinken.

Als er in das Restaurant trat, sah er im Saale rechts den Vicomte Uyeda mit Elisabeth und zwei japanischen Herren sitzen. Er grüßte, und als er den lebhaft freundlichen Gegengruß des Botschafters bemerkte, trat er näher. Der Vicomte drückte ihm mit großer Herzlichkeit die Hände. „Mein lieber Herr von Steffani," sagte er, „sieht man Sie denn endlich einmal wieder? Meine Tochter erzählte mir von ihrer neulichen Begegnung mit Ihnen — aber ich habe immer gehofft, Sie auch bei uns einmal begrüßen zu können." Er stellte die beiden Herren vor: „Oberstleutnant Yamawaki — Graf Oshima..."

Reinhard reichte den Herren die Hand und wandte sich dann halb an Elisabeth, halb an den Botschafter: „Ich wäre längst bei Ihnen gewesen, Exzellenz," entgegnete er, „wenn ich Ihr Hiersein geahnt hätte. Doch ich sagte neulich schon zu der Gräfin Tochter, daß ich mich seit meinem Abschiede aus Tokio nicht mehr um die diplomatischen Angelegenheiten gekümmert habe. Ich bin ein rauher Landsknecht geworden."

„Nun kommen Sie aber bald — nicht wahr?" warf der Vicomte ein. „Oder nein — Sie sind ja verheiratet — da haben wir die Pflicht des ersten Besuchs..."

„Exzellenz sind sehr liebenswürdig," erwiderte Reinhard, „aber ich bin durchaus kein strenger Formalist. Außerdem ist meine Frau derzeit leidend — nicht beängstigend — immerhin erfordert ihr Zustand Schonung, so daß sie augenblicklich von Besuchen absehen muß. Dafür hatte ich mir vorgenommen, morgen tout seul bei Ihnen vorzusprechen, um Ihnen ein Buch zu überbringen, um das Sie mich gebeten hatten. Darf ich?"

Die letzten Sätze galten der Komteß. Sie nickte. „Aber ja. Zum Tee — wie wir verabredet haben. Momo freut sich mit mir."

Der Botschafter hatte Reinhard nicht aufgefordert, an seinem Tische Platz zu nehmen — wohl der beiden fremden Herren wegen. So empfahl Reinhard sich denn und ging in den Nebensaal.

Da setzte er sich in eine Ecke und bestellte.

Es wurde spät. Der Vicomte brach auf. Er trat noch einmal an den Tisch Reinhards. Elisabeth folgte ihm.

„Also ich darf auf Wiedersehen sagen, lieber Herr von Steffani?" fragte er.

„Es wird mir eine Ehre sein, Exzellenz."

„Morgen, Herr von Steffani," fügte die Komteß mit Betonung hinzu. „Zwischen fünf und sechs, nicht wahr?"

„Jawohl, gnädigste Gräfin."

Er blieb noch eine halbe Stunde sitzen und ging dann gleichfalls. Die Nacht nach dem Sturm war schön, der Himmel ausgestirnt. Reinhard ging in den Tiergarten und verlor sich in den Nebenwegen. Hier lag überall noch dicker Schnee, aber er achtete nicht darauf. Der Sekt brachte eine seltsame Nachstimmung: die einer ausgeglichenen Melancholie.

Er schritt kräftig aus und dachte daran, wie herrlich es sein müsse, im kühlenden Schnee zu sterben. Ein junger japanischer Offizier, der durch einen Zufall dem Tode des Erfrierens entgangen war, hatte Reinhard seinen Zustand geschildert: ‚Eine

rasch zunehmende Gefühllosigkeit lullte mich ein. Dann trat völlige Taubheit ein. Die Glieder wurden schwerer und schwerer. Aber das war kein unangenehmes Empfinden. Mir war so, als müßte ich köstlich schlafen können. Verstehen Sie, ich hatte noch das volle Verständnis für die Gefahr des Liegenbleibens, aber eine süße, süße Faulheit hielt mich danieder. Und so stark wurde das Bedürfnis nach Schlaf, daß es den Wunsch unterdrückte, mich aufzuraffen. Im Gegenteil: ich wollte mich nicht mehr erheben — ich versichere Sie, ich freute mich auf den Schlaf, der zu einem ewigen geworden wäre, hätten mich nicht Pilger gefunden und nach Tarobo geschleppt.'

Reinhard lächelte vor sich hin. Es war doch ein zu langsamer Tod. Nun grübelte er, während er immer weiter schritt, darüber nach, wie man schneller sterben könne. Ein Pistolenschuß war das Gewohnheitsmäßige, und es dünkte ihn ekelhaft, mit zerschmettertem Schädel in einer Blutlache aufgefunden zu werden. Wenn er einmal abtrat von der Bühne, so wollte er lautlos verschwinden und für immer. Das legte er sich so zurecht: man fährt, ohne daß ein Mensch etwas davon weiß, mit dem raschesten Zuge irgendwohin nach dem Süden. Nach Monaco, Cannes, Nizza — irgendwohin, wo Himmel und Wasser noch blau sind und wo das Meer Tiefen hat, in die kein Taucher hinabzusteigen vermag. Da mietet man sich in der Mondnacht einen Kahn und rudert allein hinaus in die See. Und wenn man weit genug von der Küste entfernt ist, dann gleitet man langsam ins Wasser. Man kann auch die Taschen mit Steinen füllen, um rascher zu sinken; das hat den Vorzug, daß ein Mensch, der im Meer sein Grab gesucht hat, nie wieder aufgefunden zu werden braucht. Es ist ein völliges Verschwinden, und man läßt nichts zurück als ein Fragezeichen.

Reinhard setzte sich auf eine halbverschneite Bank und starrte in den weißen Glanz des Weges. So wollte er verschwinden, wenn das Possenspiel aus war. Es war ja schon aus. Konnte er seinen blauen Rock auch nur einen Tag noch in Ehren tragen? Ach nein — seine Ehre hatte er schon verspielt, als er zum erstenmal das Haus der Frau von Kueffstein betreten hatte. Die Ehre war hin — aber er hatte noch Pflichten. Gegen wen? Gegen die Frau, die er nicht liebte? Oder gegen das Kind, das sie erwartete? Sie bedurften seiner nicht; beide saßen ja in goldenem Überflusse.

Er fuhr hastig empor und ging weiter. Nein, verschwinden durfte er doch noch nicht. Noch nicht. Er wollte Elisabeth Uyeda noch einmal wiedersehen und ein letztes Mal ihre Stimme hören. Das war das Märchen seines Lebens. In dem verlorenen Glauben an sein Herz war sie ihm zu einer süßen kleinen Heiligen geworden. Und wenn er daran dachte, daß er damals — damals — nur hätte die Arme zu öffnen brauchen, um sie an seiner Brust zu sehen, dann schoß ihm das Blut zu Kopf und eine schwere heiße Träne in das Auge.

Er wischte über sein Gesicht. Bei Gott, eine Träne! Das war lächerlich. Sentimental wollte er nicht werden.

Er stand jetzt an der Tiergartenstraße und rief eine langsam über den Fahrdamm rumpelnde Droschke an.

⁂ ⁂ ⁂

Gegen fünf Uhr am Morgen fuhr Reinhard aus schwerem Schlafe in die Höhe. Er glaubte gehört zu haben, daß es an seiner Tür klopfte. „Ist jemand da?" rief er und knipste an dem elektrischen Leuchter auf seinem Nachttisch.

Der Kammerdiener öffnete und trat ein.

„Vergebung, Herr Rittmeister," meldete er, „Anna sagt mir, die gnädige Frau hätte sie geweckt. Die gnädige Frau hätte große Schmerzen."

Anna war die Zofe. Reinhard stand auf. Das Leben stellte wieder Ansprüche an ihn und war stärker als das Spiel mit dem Tode. Während er sich hastig ankleidete, gab er Befehle, an den Arzt, die Hebamme und die Krankenpflegerin zu telephonieren. Dann ging er in das Schlafzimmer seiner Frau.

Käthe war wach; der Schmerzanfall war bereits vorüber. „Es ist noch nicht soweit," sagte sie mit schwachem Lächeln. „Setz' dich zu mir, Reini. Es tut mir leid, daß du geweckt worden bist." Sie nahm seine Hand und hielt sie fest. „War es hübsch gestern abend?" fragte sie.

Nun mußte er wieder lügen. „Mittelmäßig. Schließlich gingen wir ins Metropoltheater. Und dann noch ein Stündchen

zu Hiller. Da traf ich den Grafen Uyeda mit seiner Tochter."

„Elisabeth — deine alte Flamme. Das war sie doch einmal. Nicht, Reinhard?"

„Doch nicht, Käthe. Aber eine liebe Freundin. Ich habe ihr versprochen, sie heut zu besuchen. Ich wollte ihr ein Buch bringen. Aber ich werde abtelephonieren."

„Warte noch," sagte Käthe. Jetzt fühle ich mich wieder ganz wohl. Hast du schon gefrühstückt?"

„Nein, noch nicht."

„So frühstücke erst — und dann komm wieder zu mir. Ja?"

Er bestellte sich seinen Tee und schrieb ein paar Zeilen an den Oberleutnant von Bendler. Er bat ihn um Vertretung, da seine Frau erkrankt sei. Inzwischen erschien der Doktor, Sanitätsrat Hegemann. Die Untersuchung dauerte nicht lange.

„Alles in schönster Ordnung," meldete der Doktor, als er zu Reinhard zurückkehrte. „Aber es hat noch gute Weile. Vor morgen früh ist nicht daran zu denken. Ich komme gegen Abend noch einmal heran. Ist die Wärterin bestellt?"

„Eine Rittbergsche Schwester — nach Ihrer Anordnung."

Nun saß Reinhard wieder am Bette Käthes. „Freust du dich auf dein Kind?" fragte sie.

„Ja, mein Herz, ich freue mich sehr."

„Sage mir mal ehrlich: möchtest du lieber einen Buben oder ein Mädel?"

Er lachte. „Ich würde beides sagen, wenn's nicht zuviel wäre. Aber ich nehme vorlieb mit dem, was du mir schenkst."

Jetzt begann sie, in Zukunftshoffnungen zu schwelgen. Ein Bube sollte Hansheinz getauft werden wie der Großpapa Steffani, ein Mädel Antonina nach der Großmutter. Diese Namen fand sie besonders hübsch. „Aber wenn es ein Junge wird — Offizier möchte ich ihn nicht gern werden lassen," meinte sie. „Schade, daß er adlig ist — sonst könnte er das Geschäft übernehmen."

„Das könnte er trotzdem. Ich bin nicht voreingenommen."

„Hast du heute keinen Dienst?" fragte sie weiter.

„Ich habe mich dispensieren lassen."

„Aber ich will nicht, daß du den ganzen Tag bei mir sitzest und dich langweilst... Reini, ich habe eine Bitte an dich — eine große Bitte."

„Sprich dich aus, Herzchen."

„Du hast neulich arg auf Lili geschimpft. Das war in der Heftigkeit. Sie ist doch meine letzte Freundin . . . Die einzige. Darf sie nicht zu mir kommen? . . ."

Er erschrak. Das war doch ganz unmöglich. Nach der Szene von gestern abend ließ sich das ja gar nicht machen.

„Ich weiß nicht, ob sie überhaupt in Berlin ist," antwortete er ausweichend.

„Doch," rief sie lebhaft, „sie ist hier. Sie hat mir erst gestern geschrieben."

Er nagte an der Unterlippe. „Käthe," sagte er stockend, „du weißt, daß ich den Umgang mit Lili nicht gern sehe —"

„Mein Gott," fiel sie ein, „es handelt sich ja nicht um einen gesellschaftlichen Verkehr. Ich glaube, daraus macht sie sich gar nichts. Es ist ihr viel zu steif bei uns. Sei gut, Reini. Ich sehne mich förmlich nach ihr. Du weißt ja gar nicht, wie einsam eine Frau sich fühlt, wenn sie keine Mutter mehr hat. Telephoniere an Lili — oder besser noch: hol' sie mir. Ich will auch recht verständig sein, wenn erst die schwere Stunde da ist."

Reinhard erhob sich, Bangnis im Herzen. Er zog seine Uhr. „Vor elf kann ich nicht zu ihr," antwortete er. „Früher ist sie nicht auf. Dann will ich es versuchen."

Sie zog seine Hand an die Lippen.

„Ich danke dir, Reini."

Um elf bestellte er sein Auto und fuhr nach dem Atelier Löwenclaus. Er hatte es sich überlegt: er wollte die Szene von gestern als kecken Scherz behandeln. Das war so am besten: er hatte gescherzt, als er ihr gesagt, er hätte Käthe verboten, sie zu empfangen — und sie hatte mit einer ihrer kleinen Rüpeleien quittiert. An solche Derbheiten war man ja gewöhnt.

Löwenclau saß beim Frühstück, als Reinhard bei ihm vorgelassen wurde. An der Art seiner Begrüßung merkte er sofort, daß Lili ihm nichts von dem Zusammenstoß in der Loge erzählt hatte. „Servus, Herr von Steffani," rief er ihm entgegen und bot ihm herzlich die Hand. Er war in einem koketten Pyjama aus gestreiftem Flanell und trug dazu einen braunroten Tarbusch auf dem Kopfe. „Sie trinken einen Schluck

Sherry, Steffani? Oder lieber einen Meukow? Oder was sonst?"

„Nichts. Ich danke herzlich. Ich wollte Lili auf einen Augenblick sprechen."

Löwenclau schritt an die Tür zu seinem ehemaligen Dichterwinkel, klopfte an und öffnete sie zu einer kleinen Spalte. „Bist du schon angezogen, Lili?" fragte er.

„Nein — aber in zehn Minuten."

„Steffani ist da —"

„Wer? Steffani?"

„Ja — er möchte dich gern einmal sprechen."

„Ich bin gleich soweit."

„Wir haben gestern gebummelt," erzählte Löwenclau, an den Frühstückstisch zurückkehrend. „Es war gräßlich. Lili hat eine Vorliebe für wilde Fahrten — und ihre beiden Türken sind immer dabei. Schließlich waren wir in einem Tanzsaal — Arkadia, glaube ich, aber es war nichts Arkadisches dabei. O Gott, diese Weiber! . . . Ich sehe, Sie schauen sich etwas verwundert um, Herr von Steffani. Aber wir sind im Aufbruch. Ich habe die Münchensteinsche Villa glücklich gekauft."

„Gratuliere. Und sind zufrieden?"

„So leidlich. Mir lag nur daran, eine ruhige Arbeitsstätte zu finden. Ich möchte eine anarchistische Monatsschrift begründen, aber mehr im Sinne Proudhons als Stirners."

„Da wollen Sie Pinsel und Meißel ganz ruhen lassen?"

„Vorläufig."

Er wollte noch weiter sprechen, aber Lili trat ein. Sie war schon in voller Toilette und hatte das übernächtige Gesichtchen geschickt restauriert. „Bon jour," sagte sie, ohne Reinhard die Hand zu reichen. „Du wolltest zu mir?"

„Ja, Lili. Käthe bittet dich um deinen Besuch."

„Käthe bittet mich," wiederholte sie langsam. „Ah — ist es soweit?"

„Noch nicht. Wohl erst morgen. Aber sie hat große Sehnsucht nach dir."

Ihre Lippen schürzten sich — wie zu verächtlichem Spott.

„Ich habe ihr versprechen müssen, dich abzuholen. Mein Auto steht draußen. Sie hat mich so herzlich gebeten."

„Ich komme mit," sagte sie kurz. Sie sah sich im Atelier um. Die Teppiche waren schon zusammengeschnürt; zwischen Kisten aller Größen lagen alte Säcke und Haufen von Packstroh. Das offene Bett Löwenclaus schützte kein Wandschirm mehr.

„Wo mag mein Hut sein, Olaf?" fragte Lili. Da entdeckte sie ihn auch schon in einer Ecke. Er saß auf einer Mumie. Die Muffe war über eine bronzene Statuette gestreift. Die Boa ringelte sich um einen Holzsarg mit aramäischer Inschrift.

In drei Minuten war Lili fertig. Sie nickte ihrem Gatten zu. „Ich weiß noch nicht, wann ich zurück bin, Olaf," sagte sie. „Jedenfalls komme ich direkt in den Grunewald." Dann schritt sie voraus. Reinhard verabschiedete sich von Löwenclau und folgte ihr.

Im Wagen wechselten die beiden kein Wort miteinander. Stumm saß Reinhard neben ihr. Er hatte den „Scherz" nicht zustande gebracht, mit dem er über das Geschehnis von gestern abend hinweggleiten wollte. Als das Auto in die Gneisenau-Straße einbog, überfiel ihn eine rasch einsetzende Angst. Er räusperte sich.

„Entschuldige, Lili," sagte er, „wenn ich dich darum bitte, Käthe nicht aufzuregen."

Sie antwortete nicht.

„Ich meine," fuhr er zögernd fort, „laß die Sache von gestern begraben sein — auch zwischen uns."

Sie schaute ihn mit langem Blicke an, und zum ersten Male sah er in ihrem Auge etwas anderes als Leichtsinn, Leidenschaft und Sinnenfreude. „Zwischen uns," antwortete sie, „— ja, du hast recht — zwischen uns ist alles begraben — nur das eine nicht, nur das von gestern nicht. Das bleibt. Trotzdem komme ich zu deiner Frau — zu ihr, verstehst du, denn sie rief mich. Und wenn sie dir auch nie mehr galt —"

„Lili," warf er bittend ein und ergriff ihre Hand.

„Laß mich aussprechen!" fuhr sie heftig auf und riß ihre Hand zurück. „Wenn sie dir auch nichts war wie eine Hilfe in der Not: sie liebt dich und würde mir — deine Gemeinheit nicht verzeihen. Denn die bleibt — o, die bleibt. Und auch der Schlag in dein Gesicht — der bleibt haften . . ."

Der Wagen rollte in die Einfahrt und hielt.

Reinhard stand, wächsern im Gesicht,

neben dem Schlage und ließ sie aussteigen.

Langsam schritt er hinter ihr die Treppe hinauf. Dirne hatte er sie gestern genannt. Nun schien ihm, als stehe er noch tief unter der Dirne.

Er ließ die beiden jungen Frauen allein und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück. Da nahm er sein Manuskript vor, die „Philosophie der Lüge“. Es war umfangreich geworden; er hatte in den letzten Monaten fleißig daran gearbeitet. Er war noch mitten in der Lektüre, als ihn die Telephonklingel auf seinem Schreibtisch störte. Er nahm das Schallrohr.

„Hallo. Rittmeister von Steffani.“

„Hier Graf Brügge. Sie selbst, Herr Rittmeister?“

„Sehr wohl, Herr Graf.“

„Zunächst: wie geht's der gnädigsten Gattin? Ich höre, daß Sie sich dienstfrei gemacht haben.“

„Es war notwendig, Herr Graf. Aber der Arzt erklärt, daß die gefährliche Stunde erst morgen eintreten wird.“

„So — erst morgen. Da kann ich Sie heut vielleicht noch einmal sprechen?“

„Jeden Augenblick. Wann befehlen der Herr Graf?“

„Ist es Ihnen in einer Stunde recht?“

„Durchaus.“

„Na also schön. Alles Gute für die verehrte Gattin . . .“

Reinhard saß wieder an seinem Schreibtisch, warf aber die Feder hin und stützte den Kopf in die Hand. Es war nichts mit seiner Philosophie. Sie war wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Eine Sentenz Nietzsches über die ewige Disharmonie des Daseins fiel ihm ein. Er stand auf, trat an die Bücherregale, suchte danach, fand sie nicht, stieß aber dafür auf anderes, was zu seiner Stimmung paßte: auf die Analysierung der Wertskala der Wahrheit. Da las er folgenden Satz: ‚Eine Frage scheint uns die Zunge zu beschweren und doch nicht laut werden zu wollen: ob man bewußt in der Unwahrheit bleiben könne? Oder, falls man dies müsse, ob da nicht der Tod vorzuziehen sei? . . .‘

Reinhard schlug den Band wieder zu und stellte ihn in die Bücherreihen zurück. Zarathustra wurde zum Gefühlsprediger: einer philosophischen Erkenntnis zuliebe geht man nicht in den Tod. Da mußte es anders kommen.

Er schaute auf die Uhr, die auf seinem Schreibtische stand. Es war Zeit, sich fertigzumachen. Er wollte sich von Käthe verabschieden und ging in ihr Schlafzimmer. Sie saß ganz vergnügt in ihrem Bette und spielte mit Lili eine Partie Sechsundsechzig. „Willst du gehn?“ fragte sie.

„Ja, mein Kind. Ich habe bei Brügge zu tun und wollte dann auf die japanische Botschaft. Wie ist dein Befinden?“

„Gottlob ausgezeichnet. Lili hilft mir die Zeit vertreiben. Geh ruhig. Wenn der Doktor kommt, bist du ja wieder da.“

Dieses Bild: die beiden Frauen bei dem kindlichen Kartenspiel auf dem Bett, in dem sein Kind in wenigen Stunden den ersten Atemzug tun würde, folgte ihm, als er das Zimmer verlassen wollte. Aber es war sehr seltsam: es war ihm kein Bild des Friedens. Auch kein Bild, das sich mit Natur und Wesen seiner Frau in Einklang bringen ließ: der Einfluß Lilis drang vor und schien Besitz nehmen zu wollen von der Wochenstube. Er fühlte einen leichten Stich in der Herzgegend, wie öfters in Augenblicken physischen Unbehagens. Als er über die Schwelle des Zimmers schritt, war ihm, als scheide er aus der Familiengemeinschaft — ein Überflüssiger.

Er hielt die Türklinke in der Hand und schaute unwillkürlich noch einmal zurück. Käthe nickte ihm vom Bett aus freundlich zu. Lili sah ihn nicht an.

Er packte sein Manuskript zusammen: das hatte er Elisabeth versprochen. Aber die Hand zögerte. Er hatte gesagt, aus dieser Arbeit werde sie ihn näher kennen lernen. Das war falsch. Er nahm das Paket und trug es zum Kamin. Einen Augenblick stand er unbeweglich. Dann klärte sich das Düster auf seinem Gesicht. Er lächelte — und lächelte auch noch, als er das Manuskript auf die brennenden Holzscheite legte . . . Die Lüge verloderte . . . Die Flammen schlugen hell auf. Die einzelnen Blätter krümmten sich in der Hitze, die Schriftzeichen schienen glühend zu werden, die Funken sprühten. ‚Nun kommst du mit leeren Händen zu Elisabeth,‘ sagte er sich.

Dann fuhr er in einer Droschke zum Grafen Brügge.

Der Oberst begrüßte ihn etwas kühl.

„Meine Entschuldigung, Herr Rittmeister," begann er, „daß ich Sie vom Krankenbett Ihrer Frau Gemahlin zu mir bitten lasse — — es geht ihr doch hoffentlich den Verhältnissen nach wohl?"

„Ich danke verbindlichst, Herr Graf. Sogar ausgezeichnet."

„Na, das freut mich aufrichtig. Da kann ich mich ja in Ruhe aussprechen. Sonst hätte ich nämlich die Sache verschoben — aber andrerseits bin ich froh, wenn ich sie vom Herzen habe. Also — nämlich, lieber Herr Rittmeister —" er trommelte mit den Fingern seiner rechten Hand auf seiner Glatze — „ich habe da am Vormittage einen merkwürdigen Besuch gehabt. Also — nämlich — da war eine Dame bei mir, die mich verheiraten wollte. Also weiß Gott — die mich alten Hagestolz noch unter die Haube zu bringen wünschte. Eine Ehevermittlerin."

„Die Baronin Kuefffstein," ergänzte Reinhard. Er spürte es, die Schlinge zog sich zu.

„Ja, die," sagte der Oberst, „die Baronin Kuefffstein. Was ist das für eine Frau?"

„Eine Dame der Gesellschaft, die sich aus Liebhaberei auch mit dem Ehestiften beschäftigt."

„Aus Liebhaberei," rief Graf Brügge, „aha, soso! Also na — da kann man sie doch nicht als eine Heiratsvermittlerin bezeichnen — so wie die, die immer in den Zeitungen inserieren. Und da läßt sie sich ihre Bemühungen auch nicht bezahlen, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht, Herr Graf."

Brügge setzte sich auf die Ecke seines Schreibtisches.

„Herr Rittmeister, ich nahm die Frau ohne weiteres an," sprach er weiter, „weil mir der Name auf ihrer Visitenkarte Freiin von Kuefffstein geborene Gräfin d'Erba naturgemäß keinerlei Bedenken einflößte. Und als ich sie nun so vor mir sah — zackri, ich muß sagen, da hat sie mir eigentlich imponiert. Eine schöne Frau, sehr elegant, distinguiert, durchaus ladylike. Und dann fing sie an zu sprechen und legte auch gleich los: ob ich nicht noch heiraten wollte, sie hätte eine ganz brillante Partie für mich in petto. Millionenreich — ja... Na — nun hätte ich sie ja hinauskomplimentieren können, aber sie sprach immer weiter und nannte plötzlich auch Ihren Namen. Sie renommierte, sie hätte schon zahllose glückliche Mariagen zustande gebracht — zum Exempel die Ihrige. Da kriegte ich einen roten Kopf und fuhr sie an: ich hätte über die Konduite meiner Offiziere zu wachen und bäte dringend um zuverlässige Erklärung darüber, ob Sie, Herr von Steffeni, bei Ihrem Eheschluß ihre Vermittlung in Anspruch genommen hätten. Sie wurde etwas verwirrt — hielt ihre Äußerung aber doch aufrecht. Stimmt das nun, Herr Rittmeister?"

„Halb und halb, Herr Graf."

„Halb und halb," wiederholte der Oberst. „Wie soll ich das verstehen?... Herr Rittmeister, wir wollen uns nicht lange aufhalten: geben Sie mir Ehrenwort, daß Ihre Ehe ohne jedwede Vermittlung der Frau von Kuefffstein vor sich gegangen ist — und die Sache ist abgemacht..."

Brügge schwang sich vom Schreibtisch, zupfte an seiner Interimsjacke, stellte sich gerade hin und wartete auf eine bündige Antwort.

Reinhard überlegte einen Augenblick. Es hätte sich wohl wieder eine Ausflucht finden lassen, auch eine faustdicke Lüge. Selbst den Bruch des Ehrenworts hätte man ihm nicht nachweisen können. Sein Wort wog gewichtiger als das der Baronin Kuefffstein, und sie hatte keine Beweise in der Hand, die das ihre belegen konnten. Aber da regte sich das in ihm, was er bisher in begriffstäuschender Philosophie als Unfreiheit des Willens verworfen hatte: das Gewissen. Es gab nichts mehr zu überlegen. Er antwortete: „Dies Ehrenwort kann ich nicht geben, Herr Graf. Tatsächlich habe ich meine Frau schon vor Jahren kennen gelernt. Aber die Baronin Kuefffstein hat mich wieder auf sie aufmerksam gemacht. Ich stelle anheim, ob der Herr Graf das als eine ‚Vermittlung' im Sinne der mir bekannten Kabinettsorder auffassen wollen."

Graf Brügge zog die Stirn in Falten. Das war eine gräßliche Geschichte. Er stand im Begriff, einen seiner besten Offiziere zu verlieren. Vielleicht nur einer

Unüberlegtheit wegen. Vielleicht war das alles gar nicht so schlimm. Er lenkte ein.

„Herr von Steffani," sagte er, „Sie ziehen selbst die fragliche Order an. Ich will mich strikte auf ihren Standpunkt stellen. Jede Inanspruchnahme eines sogenannten Heiratsvermittlers wird mit dem Abschied bestraft. Nun fragt es sich: ist Frau von Kuefffstein überhaupt als Heiratsvermittlerin anzusehen? Sie sagen, sie habe Sie auf Ihre Gattin aufmerksam gemacht. Das kann ganz harmlos geschehen sein. Oder geschah es ausdrücklich zum Zweck einer Partie?"

Bis hierher hatte bei Reinhard die Macht der großen Lüge gereicht. Und nun riß das ganze Gewebe, und er fand aus allen Verwicklungen nur noch die Zuflucht zur Wahrheit. Was er für Gebundenheit des Willens gehalten hatte, wurde zur Freiheit; ihm war, als träte er aus dem Dunkel eines unerklärlichen Despotismus in helle Sonne.

„Herr Rittmeister, ich bitte um eine kurze Beantwortung," fragte Brügge nach kurzem Zögern. „War Ihnen Frau von Kuefffstein als Heiratsvermittlerin bekannt und haben Sie als solche ihre Dienste beansprucht?"

„Jawohl, Herr Graf. — — Ich möchte hinzufügen, daß ich noch heute um meinen Abschied einkommen werde."

Brügge starrte ihn an. Er zog langsam die Schultern hoch. Seine langen Arme schwenkten hin und her. „Das tut mir leid," sagte er bewegt, „— es tut mir sehr, sehr leid, Sie verlieren zu müssen. Aber es geht nicht anders. Reichen Sie schleunigst Ihren Abschied ein, Herr von Steffani, sonst . . ." Seine Stimme zitterte. Der alte Offizier mußte sehr erregt sein.

Reinhard verneigte sich. Er ließ sich im Korridor von dem wartenden Burschen in seinen Paletot helfen und ging davon. —

Auf der japanischen Botschaft öffnete ihm Kinjuro. Er wußte bereits von seinem Besuch und wäre ihm vor Freude beinahe um den Hals gefallen. Dann raste Momo kläffend in die Entree, stutzte, schnupperte mit dem schokoladenbraunen Näschen und sprang jaulend an ihm in die Höhe.

Reinhard nahm ihn auf den Arm und trat in das Zimmer Elisabeths.

„Einen fröhlicheren Empfang hätte ich mir nicht denken können, gnädigste Gräfin," sagte er. „Zuerst Kinjuro, dann Momo. Das ganze Japan."

„Ich fehlte noch," antwortete sie heiter und drückte ihm die Hand. „Ich gehöre doch auch zu Japan."

„Nur halb — und halb zu Deutschland."

„Ja, das ist wahr, und seit ich hier bin, spüre ich es doppelt. Das Blut der Mutter verleugnet sich nicht. Wie geht es Ihrer Gattin?"

„Danke gehorsamst — ganz gut."

Sie schien einen Augenblick auf eine Grußbestellung oder ein Wort der Empfehlung zu warten, aber als er stumm blieb, fuhr sie heiter fort: „Nun sehen Sie sich erst einmal um, Steffani. Wo sind Sie? Bei mir oder wo?"

Er wandte sich im Kreise und stieß einen Ausruf der Überraschung aus. Das war ja sein Zimmer im Imperialhotel zu Tokio! Sein altes Zimmer mit den indischen Teppichen, den Kakemonos an den Wänden, den beiden Schmuckschränken mit Bronzen, Porzellan und edlem Glas, den gestickten Windschirmen, der Satsumavase und dem alten Seidenschal mit den Asarumblättern, der sich wie damals um den Sockel der geschnitzten Amidafigur schlang. Es war auch sein alter Schreibtisch, und in der Mappe daneben entdeckte er Farbstichblätter von Utamaro und Hokusai, die ihm einst gehört, und auf einem Tischchen eine seltene Ausgabe der „Hakken-Den", der Geschichte der acht Hunde von Kyokutei Bakin, die er einmal bei einem Antiquar in Nara erstanden hatte. Er schlug die Hände zusammen. „Gräfin," rief er, „ich denke, Sie haben nur einzelne von meinen Sachen gekauft! Aber das ist ja alles — das ist ja mein ganzes tokionisches Heim!"

Sie nickte lachend. „Nun kann ich's nicht mehr leugnen," gab sie zurück. „Ja, es ist so. Ich habe den Prinzen Thun nur vorgeschoben. Er hat die Einrichtung für mich gekauft. Es hat mir soviel Freude gemacht. Sind Sie böse darüber?"

„Aber wie sollte ich. Ich bin glücklich, daß meine Sammlung in so gute Hände gekommen ist. Von Kairo aus telegraphierte ich noch einmal an Happel, aber da hatte Thun schon abgeschlossen."

„Ja, es ging rasch. Ich fürchtete, man würde mir zuvorkommen. Selbstverständ-

Promenade. Gemälde von Robert Gerhard Böninger



lich steht Ihnen ohne weiteres zur Verfügung, was Sie zurückhaben wollen."

„Nicht ein Stück, Komteß — nichts. Es ist mir ein lieber Gedanke, daß Sie sich zwischen meinem alten Mobiliar heimisch machen konnten — gerade Sie. Sitzen Sie auch zuweilen an dem Schreibtisch?"

„Natürlich — mein eigener ist in Tokio geblieben. Und wenn ich nun da sitze und schreibe, hoffe ich zuweilen, etwas von Ihrem Geiste müsse über mich kommen. Hier ist doch auch Ihre Philosophie entstanden. Haben Sie sie mitgebracht?"

Sie stand vor dem Tische am Kamin und bereitete den Tee. Er sah ihr zu, wie sie das heiße Wasser über die Teeblätter goß, es durch ein silbernes Sieb wieder abfüllte und dann abermals aufgoß — dreimal hintereinander und nur tropfenweise und mit großer Vorsicht: denn nach japanischem Geschmack ist erst der vierte Aufguß genießbar. Ihre Bewegungen waren von unbeschreiblicher Anmut. Sie war wie gewöhnlich in europäischer Toilette: in einem dunkelvioletten Samtkostüm mit schmaler Pelzverbrämung, aber während in dem reizenden Gesicht nur die Stellung der schönen dunklen Augen an den mongolischen Vater erinnerte, schien ihm die Zierlichkeit der Figur und die harmonische Beweglichkeit der Glieder ganz japanisch. Sie kredenzte ihm den Tee in einer feinen, dünnen Porzellanschale und bot ihm Gebäck an.

„Haben Sie das Manuskript mitgebracht?" fragte sie nochmals.

„Nein, Komteß," entgegnete er, „ich habe es verbrannt."

Sie stieß einen leisen Klageruf aus. „Verbrannt?! ... Aber weshalb denn?"

„Weil es Torso geblieben wäre. Und nicht nur das. Ich habe die Blätter noch einmal durchflogen und fühle doch — ja, ich fühle, daß ich über die Skepsis hinaus zu einer gewissen Zuversicht gekommen bin. Zu einer Überwindung der ‚Kettenkrankheit' ... Der Schatten über den Dingen ist lichter geworden. Und wenn ich wirklich zu einem Schlusse gelangt wäre: er hätte nur eine begeisterte Apologie der Wahrheit werden können ..."

Sie hatte sich neben ihn in einen Sessel gesetzt, während sich Momo zu seinen Füßen auf einem Seidenkissen zusammenrollte, um seinen unterbrochenen Nachmittagsschlaf fortzusetzen. „Schade," sagte sie. „Also unwiederbringlich verloren. Ich hätte das Manuskript so gern gelesen. Sicher, daß es mir viel hätte sagen können ... Wie kamen Sie zu dem Stoff? Hat Sie das Paradoxe gereizt? Ich meine, das Problem, daß unter Umständen auch die Unwahrheit eine sinnvolle Wertung haben kann?"

„Auch das — gewiß. Mehr aber noch die Tatsache, daß mein ganzes Leben unter dem Drucke der Unwahrheit verlief. Einer sinnlosen Unwahrheit, Komteß. Denn auch ihr scheinbarer Nutzen mußte sich schließlich als Illusion erweisen, die keine Klugheit zu rechtfertigen vermochte. Man kann das moralische Gewissen verleugnen — kann seine Macht über die Seele bestreiten — aber das intellektuale wird endgültig immer siegen."

„Wenigstens beim denkenden Menschen," sagte die Komteß. „Ja, gewiß. Ich habe zu öfterem eine eigentümliche melancholische Stimmung bei Ihnen entdeckt, lieber Herr von Steffani, und sie mir nie so recht deuten können. Denn sie entspricht eigentlich wenig Ihrem Wesen. Und sie war auch immer wie weggeblasen, wenn andre dabei waren. Ich nahm also an, daß Sie sich wenigstens mir gegenüber nicht verstellten. Aber was Sie bedrückte und was eigentlich auf Ihnen lastete, habe ich nicht ahnen können und haben Sie mir nie erzählt — trotzdem ich Ihre Freundin war. Das war ich doch immer — das haben Sie mir auch gesagt, als Sie Abschied von mir nahmen. Und nicht wahr, das bin ich geblieben?"

Er zog ihre Hand an seine Lippen und sie duldete es. „Ja, Gräfin, das sind Sie geblieben," entgegnete er mit starkem Empfinden. „Und es war unsäglich töricht von mir, daß ich nicht längst dem Gefühl der Freundschaft nachgab und Ihnen mein Herz öffnete. Ihnen hätte ich mich anvertrauen sollen ... vielleicht — vielleicht hätte ich dann neue Grundsteine für mein Leben gefunden — zu einer Zeit, da ich sie mir noch schaffen konnte."

„Warum haben Sie es nicht getan?" fragte Elisabeth mit leisem Vorwurf in der Stimme. „Konnten Sie denn Scheu vor mir haben? Oder fürchteten Sie mein Urteil?"

„Nein — keinen Augenblick. Sie sind

immer gerecht gewesen. Ich fürchtete mich nicht — aber ich schämte mich. Und zwar schämte ich mich, weil das, was mir den Atem zum Leben raubte, so gar keine tragische Größe hatte. Begreifen Sie, daß es für einen Menschen mit geistigem Vermögen entsetzlich würdelos ist, eingestehen zu müssen, daß er mit dem Erbärmlichsten nicht fertig zu werden vermochte? Ich habe meine ganze Jugend in einer beständigen Aufrechthaltung des Scheins vertrödelt, für einen vermögenden Menschen zu gelten — und ich war in der Tat ein blutarmer Teufel."

Sie schaute ihn verständnislos an. „Aber wie hat das möglich sein können! Ich verstehe, daß die Armut furchtbar sein kann — aber doch nur für einen, der an die Schranken seiner Lebensführung gebunden ist. Und wie ich Sie zu kennen glaubte . . ."

Reinhard neigte zustimmend den Kopf. „Ich hätte auch entbehren können. Was mich erschreckte, war allein das soziale Tiefersteigen, das mit dem Bekenntnis meiner Armut verbunden gewesen wäre. Das ist gewiß nicht philosophisch gedacht — ich weiß es. Ich will mich vor Ihnen ja auch gar nicht verteidigen, sondern nur erzählen, warum ich so unglücklich werden mußte."

Das Wort „unglücklich" schien sie zu stören. Sie sah ihn fragend an; es lag etwas Forschendes in ihrem Blick. „Lieber Freund," sagte sie, „ich verstehe Sie immer noch nicht. Jede Abweichung von einem gewissen Normalstand kann Erschütterungen hervorrufen. Ein Zwang von außen mag zu physischem Druck werden. Aber die Gebundenheit löst sich doch einmal — und hat sich bei Ihnen gelöst. Daß die Konsequenzen, die Sie ziehen wollen, unrichtige sind, beweist schon die Tatsache, daß Sie sich endlich auf freie Höhe gerettet haben. Und zu rückschauender Moral sind Sie, meine ich, nicht geschaffen."

„Nein, das bin ich nicht. Von nachhinkender Sittlichkeit fühle ich mich frei . . . Die kleine Lüge, mit der mein Drama begann, wurde zu einer unendlichen Kette. Es ist die Geschichte von der Lawine, die mit einem Schneeball beginnt. Und die Gebundenheit löste sich nicht; sie verengte sich immer mehr. Schließlich kam als letztes Aushilfsmittel die Jagd nach einer reichen Frau. Hundert andre hätten nun ihren Frieden mit sich selbst gemacht. Ich konnte es nicht. Ich habe mich überschätzt — oder unterschätzt: wie Sie wollen. Jedenfalls habe ich mich selbst verkannt . . ."

Ihre Augen weiteten sich. Ein ängstlicher Ausdruck trat in den Glanz der Pupillen. „Ich kenne Ihre Gattin noch nicht," antwortete sie, „aber man hat mir von ihr erzählt mit großer Sympathie."

„So wird jeder von ihr sprechen. Muß es auch. Sie ist eine vortreffliche Frau — ich wüßte nicht, was an ihr auszusetzen wäre . . . Nur eins," fügte er mit schwerer Zunge hinzu. „Ich liebe sie nicht. Und da ich Sie vor mir sehe, da — hasse ich sie . . .!"

Er sagte das mit tiefklingender Stimme, aber ohne Leidenschaftlichkeit. Er blieb auch sitzen. Er hatte sich vornüber gebeugt, mit herabhängenden Armen, und starrte sie mit seinem dunklen Blicke an, als wollte er sie bannen.

„Morgen kann ich Vater sein," fuhr er fort. „Was ist mir dieses Kind?! Ein Fremdling — ein Nichts. Ich hasse Mutter und Kind — ja, ich hasse sie, denn sie gehören mit zu der ganzen verfluchten Lüge . . .!"

Da erhob sie sich langsam, totenbleich, doch sehr gefaßt, und machte eine wehrende Bewegung mit der rechten Hand.

„Ich bitte Sie," sagte sie, „kommen Sie zu sich . . . Beherrschen Sie sich, Reinhard. Sie wissen nicht, was Sie sprechen."

„Doch. Ich weiß es ganz genau. Ich spreche die Wahrheit . . ." Nun stand auch er auf und blieb vor ihr stehen . . . „Verpfuscht ist mein Leben ja doch: da kann ich also wahrhaftig sein. Als ich Sie in Tokio verließ, Lyzabeth, um mir eine reiche Frau zu holen, da war mir, als zerfiele mein Herz — wie Zunder. Ich hatte immer geglaubt, ich könnte nicht wahrhaft lieben, und hatte mich meiner Gottlosigkeit gefreut, denn sie erhöhte die Spannkraft meines Lebens. Das rächte sich. Ich liebte Sie damals schon, und ich wußte auch, ich hätte nur meine Arme zu öffnen brauchen . . . Aber sehen Sie: da wachte in dem brutalen Egoisten ein Rest von Gewissen auf. Ich kam mir Ihrer nicht würdig vor. Für jede andre — oh, da

war ich gut genug. Doch nicht für Sie. Und dieser unausrottbare Rest, diese Neige des Anstands, ist mein Unglück geworden. Ich komme aus dem Unausgeglichenen nie wieder heraus ... Leben Sie wohl, geliebte Freundin. Sie können mir ruhig die Hand geben, denn Ihnen gegenüber habe ich mir nichts vorzuwerfen. Aber es soll der letzte Handschlag sein. Der Abschied für immer."

Er nahm ihre Hand, ihre zitternde, kleine Hand. Und plötzlich kam ein leiser, weher, unartikulierter Laut von ihren Lippen. Sie umschlang ihn, und er hob das zierliche Figürchen zu sich empor und küßte es zum erstenmal: ihren süßen Mund, die tränenüberströmten Wangen, die Augen. Sie hing wie leblos in seinen Armen, ganz vergehend in Schmerz und Glückverlangen, und hielt ihn so fest, daß er sie nur mühsam von sich lösen konnte.

Aber das mußte sein. Er trug sie zum nächsten Sessel. Momo war aufgestört worden und lief unruhig umher.

Hastig schlüpfte er draußen in seinen Paletot und griff nach der Mütze. Noch einmal lauschte er. War das ein dumpfer Fall im Zimmer? Er floh.

Er floh. Er rannte durch die hell erleuchteten Straßen, durch den Tiergarten und zurück in die Stadt. Er dachte an nichts. Oder vielmehr: seine Gedanken haspelten sich mechanisch ab, folgelos und ohne nach innen zu steigen. Er fühlte nur, wie alles in ihm zerbröckelt war; wie der Zerfall seines Innern eine Grenze erreicht hatte, über die hinaus es keine Möglichkeit der Rettung mehr gab. Er fühlte mit lastender Wucht die ganze Größe seines Elends — und seiner Schuld.

Plötzlich blieb er mit starkem Rucke stehen: unter dem Eindruck eines raschen Aufblitzens im träge arbeitenden Hirn. Da fiel ihm Nietzsches Wort ein: besser sterben, als bewußt in der Unwahrheit bleiben ...

Jetzt lächelte er. Es war klar, was er zu tun hatte. Er zog seine Uhr. In einer halben Stunde mußte der Neapel-Expreß abgehen: derselbe Zug, den er damals gewählt hatte, als er nach Ägypten gefahren war. War das lange her ... Ein Jahr schon ... Nein, ein Menschenleben ... Eine Ewigkeit ...

Aber diesen Zug wollte er wieder benutzen. Geld hatte er genügend bei sich. Doch er trug Uniform. Die mußte er vorher ablegen — vorher. Die war ihm doch zu lieb gewesen ... Seine Hand strich wie kosend über den Paletot. Sie griff nach dem eingehängten Säbel ... Das alles mußte erst fort. Er konnte in München kurzen Aufenthalt nehmen, um die Uniform mit einem Zivilanzug zu vertauschen. Ja, das ging. Und dann weiter — irgendwohin, wo Himmel und Wasser noch blau sind und wo das Meer Tiefen hat, in die kein Taucher hinabzusteigen vermag ...

Eine rasende Eilfertigkeit überkam ihn. Alle Nerven zuckten. Dann flüchteten rasche Erinnerungen durch sein Hirn. Ob Käthe wohl noch Sechsundsechzig spielte? ... Ob der Doktor schon dagewesen war? ... Und morgen früh — und morgen früh? ... Und Lili — und die Kuefffstein — und Brügge? ... Und Elisabeth — Elisabeth! ...

Er stand am Rande des Trottoirs und schaute sich um. Da rollte ein leeres Automobil heran.

Er winkte. „Nach dem Anhalter Bahnhof," sagte er und stieg ein. —

Rittmeister von Steffani kehrte nicht wieder heim. Er ließ nichts zurück als ein Fragezeichen.

Via Appia

So mag, wer will, im Wagen fahren!
Ich wandre fort auf heißem Stein
Im Hauche von zweitausend Jahren,
Und komme hinkend hintendrein.

Für einen Wandersmann von Dauer
Sind alle Wege ja gleich weit,
Und längs der vielbestaubten Mauer
Grünt wohl zuletzt die Ewigkeit.

Wilhelm Schussen

Die Muse des Films

Aus der Werkstatt der Kinematographie. Von Joseph August Lux



Die wievielte Muse ist es? Sagen wir auf gut Glück die zwölfte. Jedenfalls ist sie die jüngste unter den Schwestern und die ungebärdigste. Die Theaterdirektoren, die Dichter, die Schauspieler, die Kunstprofessoren, die Ästheten, die Schulmeister, die Polizei und überhaupt alle ernsthaften Leute haben ein rechtes Kreuz mit ihr. Sie ist der wahre Gassenjunge, frech, verlogen, verderbt, sentimental und zugleich merkwürdig naturfrisch, naiv, lebendig, übermütig, siegesgewiß. Den geheiligten Traditionen der Kunst zieht sie eine lange Nase. Die Erzieher schütteln bedenklich die Köpfe: Wird es je gelingen, diesen Wechselbalg zu frisieren und ihn gesellschaftsfähig zu machen im Kreise der Künste? Oder ist es nur so ein Wildling, an dem Hopfen und Malz verloren ist? Das ist nun die Frage. Aber eines steht fest: Das Volk ist für diesen Rangen begeistert. Scharenweise verlassen die Leute die Galerien und eilen ins Kino. Theaterdirektoren sind verzweifelt und schreien nach der Polizei. Woran es nur liegen mag? Wahrscheinlich daran, daß das Theater für den kleinen Mann zu teuer geworden ist. Das Kino ist billig, es arbeitet mit Volkspreisen. Man wird aber auch bemerken, daß namentlich die eleganteren Filmtheater von Leuten gefüllt sind, die sich durchaus einen Theatersitz leisten könnten. Es kann also nicht lediglich an den Preisen liegen. Das Kino hat eine Anziehung, die auf alle wirkt und die in der Sache selbst liegt. Es muß also etwas da sein, das unter dem ganzen Wust von Geschmacklosigkeit unverwüstlich bleibt. Etwas Lebendiges, mithin eine Kraft. Dagegen nutzt alles Gezeter nichts. Man wird versuchen müssen, diesen neuen Kraftstrom ins Kulturgelände zu leiten, damit er die Kunstmühlen treibe. Darum ist es so nötig, die Eigenart und Natur dieser Kraft zu kennen, um sie dienstbar zu machen. Bisher hat man es meistens nur mit ihren Auswüchsen und Gefahren zu tun gehabt. Auch diese Erfahrungen freilich sind wichtig, weil man an ihnen lernt, wie es nicht sein soll.

Zugegeben also, daß der größte Teil der Filmdramen, die wir bisher gesehen haben, elender Kitsch sind, Kolportage, vermischt mit krankhafter Sentimentalität. Oft sind sie eine wirkliche Gefahr für unreife Gehirne, meistens der Ausdruck einer Geschmacksverrohung. Ein besonderer Greuel ist die Verfilmung von klassischen Werken der Literatur, von Romanen, besonders aber von Dramen. Fast immer läuft es auf eine brutale Veräußerlichung des Geistigen hinaus, das im Wort gegeben ist. Ich habe „Macbeth" im Film gesehen, aber was war von dieser erschütterndsten aller Schicksalstragödien Shakespeares übriggeblieben? Nichts als eine Kette von Moritaten, der richtige Kolportageroman, der durch das Medium mittelmäßiger Provinzschauspieler ganz unerträglich roh und langweilig wirkte. Ähnlich erging es mit den „Drei Musketieren" von Alexander Dumas. Diese langweiligen Gesellen, die mit geschminkten Gesichtern und geschminkten Bewegungen in Theaterkostümen einherstiefeln, sollen unsere Freunde aus der Jugendzeit sein? Nie und nimmermehr! Die Gestalten dieser leichten, phantasievollen Erzählerkunst waren vor unserer Seele lebendig, wir standen auf Du und Du mit ihnen, wir glaubten Seite an Seite mit ihnen zu gehen. Tot waren sie erst, als sie aus dem geistigen Bereich unserer Einbildungskraft in die unechte Wirklichkeit der Theatralik und der Photographie heruntergezogen wurden. Ganz kürzlich mußten wir eine solche Katastrophe an dem „Grafen von Monte Christo" erleben. Die Sache sah um so schlimmer aus, als man sich stellenweise der Kulissen bediente, auf denen Architekturen, Segelschiffe und Innenräume aufgemalt waren. Bisher war die Naturwirklichkeit der große Vorzug der Filmdarstellung, der uns alle Banalitäten geduldig hinnehmen ließ, weil man wenigstens ein Stück echte Landschaft, echtes Meer, echte vom Wind geblähte Segel mit allem Wechsel der Naturvorgänge zu sehen bekam. Nun aber statt wirklicher Quadermauern bloß bemalte Pappe und Leinwand, und statt eines wirklichen Hafenlebens ein starres Bild mit schlecht gezeichneten Masten und Segeln, die in keiner Proportion zur Handlung und zu den Menschen standen, die sich davor bewegten! Das war der Gipfel der Unnatur und der Geschmacklosigkeit.

Man darf sich dabei nicht auf das Theater berufen, wo es auch nur gemalte Hintergründe gibt. Im Theater wirken andere Gesetze. Hier ist von vornherein der Schauplatz mit allen Vorgängen trotz des Naturalismus der Darstellung ins Seelische projiziert und somit der rohen Naturwirklichkeit entrückt. Die Magie des Wortes taucht die Dinge und Geschehnisse in jenes geistige Fluidum, wo alles symbolisch wirkt. Der Film tut das Entgegengesetzte. Er führt wieder zurück in das Bruchstück des Naturwirklichen. In der Tat setzt sich das Filmdrama nur aus solchen äußerlichen Bruchstücken zusammen. Es wäre im höchsten Grade stilwidrig, wollte man etwa in „Gabriel Schillings Flucht" das Meer auf der Bühne kinematographisch darstellen. Das Meer würde zweifellos eindrucksvoller, mäch-

tiger wirken, aber was wäre damit erreicht? In dem Stück sind nicht die Wogen des Meeres die Hauptsache, sondern die Wogen des Schmerzes und der Verzweiflung sind es. Das Drama liegt nicht in dem äußeren, sondern in dem inneren Kampf, den die Seele bis zur Erschöpfung führt, bis sie keinen anderen Ausweg mehr weiß als die Flucht hinaus in die Unendlichkeit, davon das Meer auch nur ein Symbol ist. Man sieht ganz klar, daß Kino und Theater ziemlich entgegengesetzte Ziele haben und daß die folgerichtige Entwicklung des Kinos weit weg vom Theater führen muß, mit dem es künstlerisch betrachtet gar nicht in Wettbewerb treten kann. In der Praxis sieht die Sache freilich so aus, daß der enorme Zulauf des Kinos zunächst katastrophal auf die mittleren und kleineren Bühnen zurückwirkt. Besonders die Existenz der mittleren Provinztheater und vieler Tausende von Schauspielern ist aufs ärgste gefährdet. Man darf aber deshalb nicht sagen, daß die Bühnenkunst und Bühnendichtung an dem Kino zugrunde gehen müsse. Das wird ebensowenig der Fall sein, wie daß die Malerei an der Photographie zugrunde ging. Die Photographie hat der Malerei gewissermaßen nur die illustrative Aufgabe abgenommen, die Malerei konnte sich demnach um so entschiedener in der Richtung ihrer rein künstlerischen Möglichkeiten entwickeln.

Auch die Kinematographie ist im wesentlichen eine bloß illustrative Sache. So überraschend es klingt, aber es ist Tatsache, daß sich fertige Bühnendramen am allerschlechtesten für die Verfilmung eignen, was sich zum Teil aus den schon erwähnten gesetzmäßigen inneren Verschiedenheiten erklärt. Aber es gibt auch einen technischen Grund dafür. Beim Drama ist vom Dichter bereits alles fertig in den Raum hineinkomponiert, so unverrückbar, daß der Filmregisseur nicht ohne weiteres imstande ist, dieses Gefüge zu lösen. Das Drama gleicht der Raumkunst, während der Film Flächenkunst ist. Daraus ergeben sich sehr wichtige Gesetze, die nicht ohne weiteres übertragbar sind. Die sichtbaren Vorgänge auf der Bühne sind zudem nicht das Wichtigste. Auch die Handlung ist etwas Geistiges. Wichtiger also ist dieses zweite geistige Stück, das die Vorgänge seelisch verknüpft, motiviert und vorwärts treibt bis zur Katastrophe. Dieses zweite geistige Stück steht und fällt mit dem Wort, das heißt mit der Textdichtung, die im Kino auf ein paar improvisierte Sätze und verknüpfende Texterklärungen beschränkt ist. Einen gewissen, aber keineswegs ausreichenden Ersatz bietet allerdings die Mimik der Schauspieler, wobei eine Gattung entsteht, die sich der Pantomime nähert. Aber man weiß, daß der Pantomime nur eine sehr begrenzte Entwicklung beschieden war, und daß es niemals möglich ist, eine Wortdichtung pantomimisch zu ersetzen. Ebensowenig kann es das Kino, und das Publikum, das glaubt, auf diese Weise den Weg zu seinen großen Dichtern zu finden, muß sich auf eine große Enttäuschung gefaßt machen. Es wird Steine statt Brot empfangen.

Also muß auch hier eine künstlerische Erziehung einsetzen, die aufklärend wirkt. Freilich die Spekulationswut, der nichts heilig ist, kann nur durch Verbote in die Schranken verwiesen werden. Der Münchner Polizeipräsident hat recht getan, daß er die Filmdarstellung der „Räuber" verbot. Was wär' dabei herausgekommen? Der Hauptsache nach etwa eine Reihe von Schreckensszenen, die den Schwerpunkt der Dichtung ins Brutale verlegen. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn sämtliche Werke von nicht lebenden Autoren, somit also die ganze historische Literatur vor der Gefahr, verfilmt zu werden, gesetzlich geschützt würde.

Die Filmdramaturgen haben bereits eingesehen, daß der Roman, die Erzählung, ja selbst die kleine Skizze sich ungleich besser zur Verfilmung eignen als die dramatische Gattung. Denn die epische Darstellung besitzt in der Wortschilderung von vornherein ein illustratives Mittel, das dem künstlerisch weitaus ökonomischeren Drama durchaus fehlt. Darum kann man ja auch so leicht Erzählungsstücke, Artikel usw. illustrieren, wie es Bücher und Zeitungen oft tun. Der Film, der im wesentlichen auf den Gesetzen der Photographie beruht, will im Grunde gar nichts anderes: er illustriert. Sein Gebiet ist nicht der Raum, oder die Bühne, sondern die Leinwand, die Fläche, die Schwarz-weiß-Skala. Darum läßt sich der Filmdramaturg von ähnlichen Instinkten leiten, wie etwa ein geschickter Illustrator. Er reißt aus dem Roman oder der Erzählung einzelne Momente heraus, die interessant genug sind, auf der Schwarz-weiß-Fläche ein packendes Bild zu geben. Natürlich handelt es sich dabei auch um die äußeren Effekte, die um so willkommener sind, je aufregender und spannender sie wirken. Daraus erklärt sich aber auch, daß sich von hundert Romanen kaum drei zur Verfilmung eignen. Daß Hauptmanns „Atlantis" diesen Vorzug hatte, verdankt dieser Roman nicht so sehr seinen bedeutenden dichterischen Qualitäten, als vielmehr dem Nebenumstand, daß sich fesselnde oder gar grausige Szenen herausschneiden lassen, die in der Filmreproduktion den Schwerpunkt bilden werden.

Es ist von einschneidender Bedeutung, daß der Filmdramaturg von Haus aus für den photographischen Apparat arbeitet und daß er seine Szenen ganz auf die Bildwirkung einstellt. Wenn er auf diese Art einen Roman ausweidet, wird er Bedacht darauf nehmen, daß die aufeinander folgenden Bilder oder Szenen einander so ergänzen, daß sie wie die Glieder einer Kette ineinander greifen. Wenn es also heißt: „Marianne verläßt das Haus ihres Gatten und kehrt zu den Eltern zurück", so wird der Filmdramaturg die Sache derart einzurenken wissen,

daß die Szene im Filmmanuskript so aussieht: „Marianne wirft ein paar Zeilen aufs Papier, rafft ihre Effekten zusammen, setzt den Hut auf, nimmt die Reisetasche, sendet einen Scheideblick zurück und wendet sich entschlossen zur Tür.“ Und das nächste Bild wird dann beginnen: „Marianne in den Reisekleidern und mit der Handtasche betritt das Wohnzimmer der überraschten Mama.“ Die überraschte Mama wohnt zwar zwölf Bahnstunden weit, aber die zwei Momente ergänzen sich so, daß sie dicht aneinander gerückt werden können. Die Einheit der Personen und die Einheit der Handlung ist also gewahrt, wogegen die Einheit der Zeit und namentlich die Einheit des Ortes ganz in Wegfall kommt. Der große Reiz des Films beruht ja geradezu auf diesem Ortswechsel, der von Bild zu Bild eintreten kann und sehr erwünscht ist. Je verschiedenartiger die Schauplätze sind und je schneller sie aufeinander folgen, um so herrlicher. Wo aber in der Handlung ein Riß eintritt, sorgen ein paar erklärende Textzeilen auf der Leinwand für die notwendige Verbindung. Zum Beispiel: „Marianne will sich scheiden lassen.“ Im nächsten Bild sitzt sie schon beim Advokaten. — Wenn auch die Originaldichtung solche Stellen und Übergänge nicht enthält, so werden sie der Verdeutlichung zuliebe gemacht werden müssen. Die Muse des Films schreckt vor keiner Gewalttat zurück.

Hat nun der Filmdramaturg sein Szenarium, eine runde Summe von Bildern, fertig, dann wandert das Manuskript in die Werkstatt des Filmregisseurs. Dieser Mann ist sozusagen das Herz des Betriebes. Er inszeniert, schult die Darsteller, probt, improvisiert, hat seine Hände im Spiel und ist doch zugleich Publikum, denn auf Publikumswirkung kommt alles an. Szene für Szene kontrolliert er mit dem Auge der Kamera — Bildwirkung ist sein oberstes künstlerisches Gesetz. Seine Werkstatt? Sie ist nicht nur der große Oberlichtsaal mit den starken elektrischen Lampen, die oft das Tageslicht vermehren helfen müssen. Seine Werkstatt ist auch das Feld, die Straße, die Meeresküste, das Luftschiff, das Schlachtfeld. Man könnte viel einfacher fragen, was nicht seine Werkstatt wäre.

Sein wichtigstes Werkzeug, ohne das es keinen Kino gäbe, ist der photographische Apparat. Mit Hilfe dieses Apparates macht er Momentaufnahmen von ganz kurzer Expositionsdauer, sagen wir ungefähr einer achtundvierzigstel Sekunde. Eine Momentaufnahme liefert gleichsam nur einen toten Punkt, wo scheinbar alle Bewegung aufgehoben ist. Ein Mann, der über die Straße geht, kann in einer Momentaufnahme so aussehen, daß das eine Bein unbewegt in der Luft hängt. Lasse ich nun sehr rasch eine zweite, dritte, vierte Momentaufnahme und noch mehr Momentaufnahmen folgen, so wird nach und nach auch ein Bild kommen, wo das Bein wieder fest auf der Erde steht, während sich das andere hebt usw. Lasse ich gar in einem Projektionsapparat die Bilder rasch vorübergleiten, so wird das Auge, ungeachtet der winzigen Zwischenräume von Aufnahme zu Aufnahme, die verschiedenen Stellungen, die toten Punkten gleichen, addieren, und es wird eine Bewegung entstehen, wie etwa aus aneinandergereihten Punkten eine Linie entsteht. Darauf beruht die Kinematographie. Die kinomatographische Kamera hat demnach eine besondere Einrichtung. Ein etwa 2½ Zentimeter breites Filmband wird mittels Kurbeldrehung über Walzen im Innern des Kastens an der Belichtungsöffnung des Objektivs vorübergezogen. So werden in rascher Folge nacheinander eine große Zahl von Momentaufnahmen, etwa 16 bis 20 in der Sekunde, gemacht. 1600 Meter Film mit diesen winzigen Aufnahmen von der Größe einer Briefmarke gehen in der Kinovorstellung in etwa dreiviertel Stunden an uns vorüber.

Bevor es aber zur Kinoaufnahme kommt, hat der Regisseur bereits eine umfangreiche, mühselige Arbeit geleistet. Das Stück muß einstudiert sein, jede Szene muß bildmäßig sitzen, sonst riskiert er, daß die Aufnahme zum zweitenmal gemacht werden muß, ungeachtet der oft enormen Kosten, die mit einer solchen Wiederholung verbunden sind. Mit Rücksicht auf die Bildmäßigkeit muß er dafür sorgen, daß die Hauptdarsteller ganz im Vordergrund spielen. Er will sie möglichst groß im Raum haben, so daß die eine oder zwei Personen, auf die sich die Aufmerksamkeit konzentrieren soll, fast die ganze Bildfläche ausfüllen, was wieder den Gesetzen der Photographie entspricht. Dabei ist zu bedenken, daß diese Hauptpersonen meist nur in einer Entfernung von 2 Metern spielen können, um möglichst groß und scharf eingestellt zu werden. Der Bühnenraum, auf dem die Handlung mit oft sehr vielen Personen vor sich geht, ist ein Raumausschnitt, der dem Sehfeld des Apparates entspricht. Bei einer nahen und scharfen Einstellung ist der verfügbare Spielraum nach vorn zu kaum mehr als 2 Meter breit, nach rückwärts etwa 6 Meter, in einer Distanz, die noch halbwegs scharfe Bilder ermöglicht. Auf diesem verhältnismäßig kleinen Feld müssen oft 50 Personen handeln, woraus hervorgeht, daß sich die ganze szenische Aufstellung ungefähr so vollzieht wie eine photographische Gruppenaufnahme. Bei solchen kinematographischen Aufnahmen, die sich im Freien vollziehen und auf sehr weite Distanzen hin gemacht werden müssen, wie etwa Luftschiffe, fallende Körper, Rennen, erscheinen mit zunehmender Entfernung die betreffenden Dinge oder Körper entsprechend verkleinert. Doch hat es der Filmphotograph in der Hand, sehr große Detailaufnahmen der betreffenden Menschen und Dinge aus unmittelbarer Nähe zu machen und diese Detailaufnahmen in das Filmband einzukleben, wodurch der unendlich anziehende und

lebendige Wechsel der Erscheinungen möglich ist, die wir bald in unendlicher Entfernung, bald dicht vor uns in Lebensgröße sehen. Dabei ergibt sich für den Zuschauer fernerhin die sehr angenehme Illusion, sich mitten in den Vorgängen oder wenigstens ganz dicht dabei zu wähnen, ein Gefühl, das wir im Theater bei der unverrückbaren Distanz zwischen Zuschauer und Darsteller nicht haben.

Im Kino fehlt die Stimme, aber nicht ganz das Wort. Wir sehen die Darsteller reden, wenn es auch nur ganz wenige und kurze Sätze sind, die sehr deutlich artikuliert werden müssen, so daß der Zuschauer sie fast vom Mund ablesen kann. Denn nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Kino gilt das dramatische Grundgesetz, daß der Zuschauer in die Vorgänge eingeweiht und von vornherein Mitwisser aller Geheimnisse ist. Die Intrige treibt ihr Wesen nur unter den Darstellern, wir aber als Zuschauer müssen sie durchschauen können, es muß uns unzweifelhaft klar sein, wer der Dumme, der Ahnungslose, der Betrogene, der Leichtgläubige ist; wir wollen dem Schicksal in die Karten sehen können. Auf diesen Voraussetzungen beruht ja zum Teil der Publikumserfolg des Dramas überhaupt. Das gesprochene, wenn auch unhörbare Wort im Filmdrama hat aber auch eine emotionelle Bedeutung, weshalb es nicht so leicht zu entbehren ist wie in der Pantomime, die viel weniger individualisiert. Wenn z. B. die betrogene Geliebte zu dem Treulosen sagt: „Du hast mich verlassen, Elender!", so wird durch diesen Satz allein schon der Ausdruck des Hasses und der Verachtung in ihr Gebärdenspiel treten. Auch ihr Partner wird von der Wucht dieser Anklage betroffen sein, und in seinem Gesicht und in seiner Haltung werden Trotz und Mitleid, Ehrgefühl und Verrat einen menschlich packenden Kampf führen. Es würde eine ganz interessante Kinoszene geben. Aber nur wenige lapidare Sätze sind zu gebrauchen, keine umständlichen Erörterungen, keine seelisch tief wühlenden Dialoge; alles muß ganz einfach und einleuchtend sein. Die Worte dürfen nicht anders wirken wie die Unterschrift zu einem Buch. Man erkennt hieraus, wie weit sich das Kino von dem Theater entfernt, mit dem es nur scheinbar in Wettbewerb tritt. Auch der redende oder singende Film mit Hinzuziehung des Grammophons kann nichts daran ändern; er wird niemals den eigentlichen inneren Gehalt eines Bühnenwerkes wiedergeben können und wird darum auch nie das Theater als Kunstwerk verdrängen. Man darf nicht vergessen, daß ein drei Stunden langes Drama im Kino allerhöchstens eine Stunde währen darf; mehr als ein Bilderzyklus, der sich auf die äußerlichen effektvollen Momente beschränkt, wird niemals herauskommen. Demnach müßte sich auch der hörbar gesprochene Text eine solche Kürzung gefallen lassen, wie ihn eine Dichtung gewiß nicht verträgt. Wollte vollends das Kino mit Hilfe des Grammophons ganze Bühnenwerke verkürzt aufführen, so würde das so trostlos langweilig wirken, daß es kein Mensch aushält, weil nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Szenen die erforderliche Bildmäßigkeit ergibt und alle anderen sehr wesentlichen dichterischen Imponderabilien des Dramas und der Bühnenwirkung wegfallen müssen. Das Kino hat also Grenzen, die in seiner Technik liegen. Sein Stil wird an der eigenen Unzulänglichkeit zerbrechen, wenn er über diesen natürlichen Rahmen hinausstreben wollte.

Auch in schauspielerischer Hinsicht setzt das Kino eine besondere Eigenart und Schulung voraus. Was der Kinoregisseur unbedingt verlangen muß, ist dieses: Natürlichkeit! Keine zu hastigen Bewegungen! Größte Einfachheit des Stils! Aber auch zugleich größte Ausdruckskraft! Man will Menschen sehen, keine gezierten oder geschminkten Puppen. Das ist ja der unerschöpfliche Reiz des Kinos, daß es uns interessante Menschen im Bild so zeigt, als ob sie im Leben vor uns handelten. Der Eindruck, den wir davon empfangen, ist stark genug, um uns häufig die schlechten Filmdramen willig in Kauf nehmen zu lassen. Natur und Menschen! Hier liegt das große Geheimnis der unwiderstehlichen Anziehungskraft. Findige Filmregisseure sind natürlich bald dahintergekommen, daß der allergrößte Reiz im Persönlichen liegt. Sie haben getrachtet, für ihre Sache hervorragende Künstler zu gewinnen, die befähigt sind, wirkliche Menschen darzustellen, was für den Schauspieler wohl das Nächste, aber zugleich auch das Allerkomplizierteste ist. Natürlichkeit ist die schwierigste der Posen.

So sind Filmstars entstanden, wie die wundervolle Asta Nielsen, die nordische Ibsendarstellerin, die allabendlich in etwa 600 Kinos vor ungefähr einer halben Million Menschen auftritt, und neuestens Bassermann, der in dem verfilmten Stück „Der Andere" von Paul Lindau eine Glanzleistung mimischer Kunst geboten hat. Der Inhalt des Stückes ist ziemlich bekannt. Ein Staatsanwalt, im Film heißt es Rechtsanwalt, verfällt in den eigentümlichen Krankheitszustand, den man das zweite Bewußtsein nennt. Studien und Eindrücke aus der Verbrecherwelt werden übermächtig, er unterliegt ihrer Hypnose und während sein Ichbewußtsein schwindet, geht er unter dem Zwang der Gesichte in die Verbrecherlokale und wird zum Anstifter eines Einbruchsdiebstahls in seiner eigenen Villa. Es ergeben sich sehr verwickelte Umstände, die die Erkenntnis von der Natur des Leidens herbeiführen; der Doppelgänger erwacht aus seinem Traumzustand, und mit der Genesung und einer Heirat schließt das Stück. Über den Wert der Dichtung mag man denken wie man will. Die Bassermannsche Leistung war aber wirklich ein künstlerisches Ereignis, an der der begabte Filmregisseur Max Mack von der Vitascope-Gesellschaft ebenfalls ein gewisses Verdienst hat. Die Firma hat

zweifellos einen guten Griff getan, einerseits indem sie sich entschlossen zeigte, literarische Kräfte zu interessieren, und andererseits, indem sie das Können außerordentlicher Bühnenkünstler, wie Bassermann einer ist, in den Dienst ihrer Sache stellte.

Daß der Künstler mit Begeisterung bei der Sache ist, läßt sich begreifen. Es muß ja für den Schauspieler außerordentlich interessant und lehrreich sein, sich selbst spielen zu sehen, wie es für den Sänger ungemein reizvoll ist, seine eigene Stimme im Grammophon zu hören. Der eine wie der andere lernt an sich selbst, an seinen Vorzügen und an seinen Schwächen. Aber auch für den Zuschauer ergibt sich eine sehr lehrreiche Tatsache. Er lernt schärfer sehen und beobachten. Vor allem lernt er genau unterscheiden, was echte Menschenkunst und was bloß Darstellungskitsch ist. So kann es kommen, daß auch noch das Theater von dem Kino profitieren wird, genau so wie die Malerei von der Photographie profitiert hat. Auf diese Weise dürfte ein Teil der ungeheuren Schuld abgetragen werden können, in der das Kino bei der Bühne steht.

Es genügt aber bei weitem nicht, daß das Kino sich hervorragende Bühnenkünstler dienstbar macht. Die Zukunft des Films, dessen Möglichkeiten kaum noch ganz ermessen sind, liegt keinesfalls allein bei der glänzenden Darstellungskunst. Die Inszenierung samt der schauspielerischen Leistung gehört mit zu dem technischen Apparat der Kinematographie. Aber diese Technik vollendet sich von selbst. Sie hat für das Filmdrama nicht mehr Bedeutung, als die Druckerschwärze für ein gutes Buch. Die Entwicklung des Film steht und fällt mit der künstlerischen oder vielmehr dichterischen Idee. Einstweilen zögern noch die Dichter, sich des neuen technischen Ausdrucksmittels zu bedienen. Es ist ja so eine Eigenart der Dichter, allem Neuen und Ungewohnten argwöhnisch oder ablehnend gegenüber zu stehen. Sie benutzen zwar auch das Automobil, aber sie denken dabei gern wehmütig an das alte Posthorn zurück. Freilich haben die Herrn Filmunternehmer es auch nicht gleich verstanden, sich den dichterischen Genius geneigt zu machen. Zuerst meinten sie: Dichten könn' wa alleene! Und dann waren sie großmütig genug, so einem armen Dichterling 50.— Mark als einmalige Abfindung für ein Filmdrama hinzuwerfen. Allerdings kam's dabei nicht über das schauderhafte Niveau hinaus, das ja eigentlich noch immer vorherrscht. Erst als sich ein wahrer Entrüstungssturm über diesen ganzen Unrat von Geschmacklosigkeit erhob, wendete sich das Blatt. Trotz der großen Anhängerschaft, die das Kino im Volk hat, sind ihm mächtige Feinde erwachsen, deren gewichtige Argumente nur durch die künstlerische und kulturelle Höherbildung des Kinos hinfällig gemacht werden können. Jetzt verfolgt die Geschäftspolitik das entgegengesetzte Extrem: Kein Preis ist zu hoch, um berühmte Namen zu gewinnen. Aber mehr als ein Reklamemittel ist vor der Hand damit nicht erzielt worden. Wir haben bis jetzt nur den zweifelhaften Gewinn der Verfilmung von Werken, die als Drama oder als Roman nach anderen Gesetzen entstanden sind und in dieser neuen Form doch einen recht dürftigen Eindruck hinterlassen. Immerhin ist auf diese Art ein erträgliches Übergangsstadium geschaffen worden.

Eine entscheidende Wendung nach aufwärts wird die Sache aber erst nehmen, wenn sich Schriftsteller und Dichter bereit finden, für den Film zu denken und Werke zu schaffen, die aus der Eigenart der Filmtechnik hervorgehen und dem ungeheuren verfügbaren Material neue Probleme stellen. Freilich sind damit nicht diese unsäglich banalen Stücklein aus der besseren Gesellschaft gemeint, die uns in den eleganteren Kinos immer wieder als neueste „Filmdichtung" aufgetischt werden. Man hat dieses kitschige Schema schon zum Überdruß satt: stets diesen in der Eile oder Aufregung liegen gelassenen Brief, den der Betrogene unfehlbar finden muß. Es lohnt sich gar nicht, die Varianten dieser „Erfindungen" zu erzählen die alle annähernd den gleichen läppischen und geistlosen Verlauf nehmen und auch darin einander so ähneln, als daß sie aus dem Frivolen in das Sentimentale umschlagen, in die Moral der Verlogenheit! Der gesunde Sinn lehnt sich gegen solche Machwerke auf. Man kann oft beachten, wie sich das Kinopublikum durch Spottgelächter über die Peinlichkeit solcher Szenen hinwegzuhelfen sucht. Wenn doch Theaterleute, Filmunternehmer, Dramaturgen, Künstler und Dichter auf diese unbewußten guten Regungen der Masse achten wollten! Wieviel Schönes könnte daraufhin zustandekommen.

So sehen also die neuen Filmdichtungen nicht aus, auf die wir warten. Wir wollen die Bedeutung des Films für die Dichtkunst gar nicht übertreiben, denn je größer der technische und mechanische Apparat, der auf die Beine gebracht werden muß, desto beschränkter ist die Möglichkeit, von Seele zu Seele zu wirken, wie es ja das Wesen aller Kunst und namentlich der Dichtung ist. Darum wird für die Frau Poesie der Film immer nur auf dem Nebentisch liegen können, aber es ist durchaus denkbar und wünschenswert, daß eine kühne und reiche Phantasie eine fortschreitende bewegte Handlung erfindet, die sich aus sich selber erklärt und die fatalen Texterklärungen möglichst überflüssig macht, eine auf Bewegung gestellte Handlung, die menschlich interessiert und in keiner anderen Form darstellbar ist, als auf dem Film. Daß wir solche Schöpfungen noch nicht haben, ist kein Grund zu zweifeln, daß sie eines Tages doch da sein werden. Wir warten ja mit Spannung darauf. Die Muse des Films ist bereit: sie will die höheren Weihen des Dichters empfangen.



Am Strande von Heringsdorf

Am Badestrand. Von Heinz Grevenstett

Ich habe mich eidlich verpflichten müssen, auf meiner Reise nach den berühmtesten Badeorten Europas alle Abstecher in die medizinischen, klimatologischen, historischen und geographischen Gebiete zu unterlassen.



Eingebuddelt

Das bunte Menschenleben, das ich da draußen sah, war ja so interessant, so beziehungsreich, daß es für diese wirbelnde Bilderreihe keiner gelehrten Fundamente bedurfte. Aber im Augenblick, da mich der Ruf der Herren Herausgeber erreichte, lag ich in Scheveningen auf dem Faulenzer, der zu der traditionellen Einrichtung der Kurhausvorgärtchen gehört, und las in „Dichtung und Wahrheit". Und ich kann mir's nicht versagen, die kleine Lesefrucht hier anzubringen. Erstens paßt sie so trefflich zum Thema — und zweitens macht es doch immerhin einen guten Eindruck, mit Goethe zu beginnen. Es ist aber nicht der Feuerkopf Goethe, der etwa der lauen Sommernächte an der Ilm gedenkt, sondern der alternde, der von den peinlichen Verlegenheiten berichtet, die das plötzliche Badebedürfnis der Gebrüder Stolberg, als sie in der Darmstädter Umgebung eines lockenden Teiches ansichtig wurden, hervorgerufen habe. Es war ums Jahr 1775. „Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden: man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen



Im Zeltlager von Borkum



Siegreiches Landungskorps

suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser, unter offenem Himmel; und unsere Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überstandener Schicklichkeit, auch dieses Unschickliche nicht unterlassen.“ Das Aufsehen, das dies kalte Freibad zur Folge hatte, veranlaßte Merck, Goethe die Abreise nahezulegen. Es ward beinahe eine kleine Flucht daraus. Und im heißen Juli, in der Schweiz, an der oberen Sihl bei Zürich, packte es die beiden Grafen Stolberg noch einmal, „entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad. Die guten, harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, erlagen der Versuchung aufs neue“. Diesmal hatte Lavater dafür zu büßen: „daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen“.

Es ist so vergnüglich, in kulturgeschichtlichen Wunderlichkeiten zu plätschern, und das Bewußtsein hebt uns jedesmal: wie wir es endlich so herrlich weit gebracht! Aber unsere Urahnen haben den posthumen Trost: daß wir unseren Nachfahren denselben leichten Lachkitzel verursachen werden, wenn sie z. B. von den leidenschaftlichen „Sprechsaal“-Auseinandersetzungen in den Lokalanzeigern hören sollten, die noch im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Säkulums die Einführung der Familienbäder hervorgerufen hat. Heute ist auch in Deutschland das Zusammenbaden der Geschlechter gang und gäbe geworden. Neben dem hygienischen Bedarfsmittel ist das Bad ein Sport, ein gesellschaftliches Erlebnis geworden. Beim Tanz, beim Tennisspiel, beim Dejeuner und beim Skilauf ist die Trennung der Geschlechter ja auch nicht üblich gewesen, werden unsere vorlauten Enkel und Enkelinnen sagen und sich dabei himmlisch auf unsere Kosten amüsieren.

Wattentanz in Büsum

Doch selbst auf die Gefahr hin, später einmal wie die Zeitgenossen der Grafen Stolberg für einen unbegreiflichen Philister gehalten zu werden — falls etwa im hun-



Morgenritt am Strande von Scarborough

dertzwanzigsten Jahrgang dieser Hefte das Thema wieder besprochen werden sollte —, will ich ein herzensnaives Geständnis ablegen. Als ich das erste Freibad besuchte — am Wannseestrande bei Berlin — und die erste Gruppe junger Mädchen und Frauen sich mir nichts dir nichts ihrer schützenden Hüllen entledigen sah, coram publico, da blieb mir das Herz stillestehen. Es gab damals noch keinerlei Zelte. Mit einem kurzen Entschluß zog das blonde, bleichsüchtige Ladenfräulein die Bluse aus, der Rock fiel, und das Fräulein setzte sich in den Sand. Dann wurde das Badetuch wie eine Römertoga umgeworfen, und darunter ging unter Wursteln und Kramen, Drehen und Wenden, Knöpfen und Nesteln die Verwandlung vor sich. Die unterernährte Badenymphe im dezenten Schwimmanzug für ℳ 1,25 von Tietz oder Wertheim erhob sich befreit und legte ihr Bündelchen Wäsche und Kleider spießbürgerlich sorgsam zusammen. Es waren nirgends Spitzen zu sehen, es rauschte keine Seide, es war so gar nichts „Pikantes“ dabei, diese jungen, abgearbeiteten Geschöpfe, die der Glut Berlins für ein paar Abendstunden entronnen waren, beim Bade zu belauschen. Und am ganzen Havelstrande dort machte sich alsbald ein gewisser Armeleutegeruch bemerkbar. Hunderttausende suchten mit einem Male die Freibäder auf, hunderttausende, denen noch bis vor wenigen Wochen strenge Polizeiverordnungen mit den strengsten Strafen „dieses Unschickliche“ untersagt hatten. Übrigens haben sich inzwischen auch in den Volksbädern der Mark die notwendigen An- und Auskleideräume schaffen lassen, und der Besuch eines Freibades ist nicht mit der geringsten Sensation mehr verquickt. Also: ich warne Neugierige.

Sollte es auch heute noch Gegner der Familienbäder geben, so möchte ich ihnen ein noch weitergehendes Geständnis machen. Das kalte Wasser ist prinzipieller Gegner aller verbotenen Gedanken. Und die Seeluft und das Tageslicht rauben der Nackt-



Burgen bauen



Von der Flut überrascht

gemein die Hauptsache, der Höhepunkt des Ferientags, wie in England und in Deutschland. In Ostende, Trouville und Biarritz sah ich den Strand immer nur vor dem zweiten Frühstück und um den Fünfuhrtee herum belebt. In den anderen Zeiten sucht der Badegast sein Vergnügen überall, nur nicht an der See. Der Deutsche dagegen hält jede Stunde für verloren, die er nicht am Wasser zubringt. Er sucht seine Wohnung so nah wie möglich am Strande, er hält sich für einen Liebling des Schicksals, wenn er ein Bett erwischt, von dem aus er durch die offene Balkontür den Blick

heit den sinnlichen Reiz. In Skandinavien, wo vielfach der Begriff und die Vorschrift eines Badeanzuges überhaupt fehlen, bildet diese uns ängstliche Festländer zuerst erschreckende Natürlichkeit das Fundament des Anstands und der Sittlichkeit. Des einen bin ich gewiß: die pikanten Erscheinungen, denen die Blicke der Flaneure am Strand von Ostende, Trouville und Biarritz oft stundenlang folgen, würden schon nach zwei, drei Minuten alle Anziehungskraft verloren haben, wenn ein drakonisches Gesetz sie zwänge, hüllenlos ins Wasser zu gehen — und natürlich auch die an die Badeschuten festgesteckten Locken, die Badekorsetts und seidenen Strümpfe zu opfern.

Doch in den belgischen und französischen Weltbädern ist das Baden gar nicht so all-



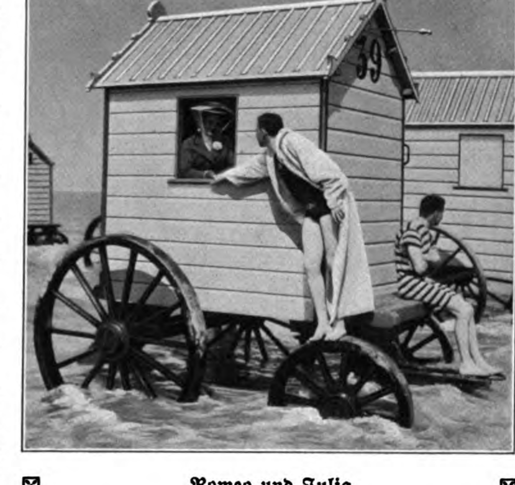
„Attention!"



Zwischen den Badekarren von Ostende

aufs Meer frei hat, und selbst bei Regenwetter weicht er nicht von dem feuchten Balkon (auf dem, durch Leinwandkulissen getrennt, fünf Familien sommerfrischeln) oder gar aus dem triefenden Strandkorb. Das Meer, das er mit seinen Blicken immerzu hypnotisieren möchte, scheint ihm der sommerliche Born der Jugend und der Gesundheit. Aber in vielen Fällen bringt es ihm leider nur den allerschönsten Rheumatismus. Die deutschen Naturfanatiker aus den überfüllten Großstädten schwärmen nun einmal für die „salzhaltige", die „ozonreiche" Seeluft und sie glauben, sie am Pier und in der Nähe der Strandhallen und der Bäder möglichst unverfälscht aus erster Hand zu bekommen. Dies ist der Grund

dafür, daß in den Strandkorblagern von Heringsdorf und Borkum und Warnemünde, von Zoppot, Norderney und Binz ein salatähnliches Durcheinander eng zusammengepferchter Familiengruppen herrscht, ein dichtes Volksgewühl, dessen Brodem zwar um einige Nuancen vornehmer, aber nicht weniger undurchdringlich ist als jener der volkreichen Mietskasernenhöfe von Berlin N. oder Berlin O. Zigarettenwolken, hundert Parfüms, der Geruch säuerlicher Milch, der Atem tausend ferienlustiger Badegäste ... Nein, wer an die „Brüste der Natur" flüchten will, zur Einsamkeit des Meeres, der darf keine unserer fashionablen Badestätten aufsuchen ...



Romeo und Julia

Zu den wunderlichen Kuren deutscher Badestrandfanatiker gehört auch das „Einbuddeln". Ich kannte zwei liebenswürdige Lehrerinnen, die es für ihren Jungborn hielten, die Sommerferien am Ostseestrand in einer Art buddhistischer Weltabgewandtheit unter einer möglichst lückenlosen Strandsanddecke zuzubringen. Sie hatten es in der Kunst dieses Selbsteinbuddelns zu einer erstaunlichen Vollendung gebracht. Manchmal ragte kaum mehr der Kopf aus dem Sande heraus, und man konnte über sie stolpern wie über vergessene Mumien. Ihr heißester Ehrgeiz war es, auf diese Weise völlig zur Materie herabzusinken. Diese Zeit der Gedankenferien bildete den ihnen notwendig erscheinenden Ausgleich zu ihrer geistigen Überbürdung während der Schulzeit. Ihre Gesichter wurden lederfarbig, und das liebten sie. Je brauner, je indianerhafter, desto besser. Als halbe Morcheln machten sie sich nach den Ferien wieder an die Arbeit.

Unmögliche Vorstellung, daß eine Französin jemals ihren Teint so barbarisch behandelte. Ein bißchen „Badeschminke" bringt sie auf ihren Wangen ja gern mit nach Hause. Es ist ihr Alibibeweis. Aber die Sonne und die Seeluft hält sie für ihre ärgsten Feinde.

In den englischen Seebädern wiederum gibt es kaum einen Damensonnenschirm zu sehn, Schleier schon gar nicht. Das sportgewohnte Britenvolk — Männlein wie Weiblein — beginnt sogar neuerdings jeder Kopfbedeckung abzuschwören. In Scarborough, dem feschesten, landschaftlich charakteristischsten Seebad an Englands Ostküste, das in seiner hügeligen Gruppierung über dem blauen Golf und mit seinen



Nach dem ersten Toilettenwechsel



Dauville, die bürgerliche Schwester von Trouville

großzügigen Promenaden geradezu an das sündhaft schöne Monte erinnert, ferner in Brighton, in Bournemouth und an hundert anderen Küstenplätzen des Inselreichs gibt es kaum noch einen Strohhut beim Tennis zu sehen, und selbst beim Spazierritt am Meeresstrande ist die Sportmütze eine Seltenheit. In Biarritz dagegen erfordert die Wahl des für Toilette und Coiffure passenden Hutes genau dieselbe qualbereitende Überlegung, als wenn es sich um eine Spazierfahrt in den Bois handelt.



Zweisamkeit

Jenseits des Kanals ist die Sorge um den Ferienanzug die denkbar geringste. Man bleibt tagsüber im praktischen Sportanzug, und abends tritt das weiße Gesellschaftsgewand, treten Frack oder Smoking in ihre Uniformrechte. Mehrmaligen Toilettenwechsel wie in den eleganten Bädern des Kontinents kennt man drüben nicht.

Wer durchaus klassifizieren muß, wird also feststellen: die Deutsche reist an den Badestrand, um sich einzubuddeln, die Engländerin, um sich in der sonnebeleuchteten Seeluft beim Sport durchzuarbeiten, die Französin, um sich anzuziehen. Angezogen sein — das heißt für sie ja nicht Kleider anhaben, wohlgemerkt. Denn man kann wenig anhaben, sehr wenig, und doch nach der Ansicht der Pariserin vorzüglich angezogen sein. Die Kostbarkeit der Stoffe, die zu manchen Badekostümen verwendet werden, macht es ihren Trägerinnen geradezu unmöglich, ins Wasser zu gehen. Sie nehmen in ihren tändelnden, spitzenbesetzten Höschen oder Röckchen also nur Luftbäder, kaum daß sie sich bis zur halben Wade, die natürlich im seidenen Strumpfe steckt, von der Flut umspülen lassen.

Aber wir wollen nur ja nicht annehmen, daß diese vorsichtigen Badenymphen, die wie der Storch im Salat zwischen den Badekarren einherstelzen, den französischen Frauentyp darstellen. Ich habe in dem bürgerlichen Nachbarort von Trouville, in Dauville, und gar erst in la Hève, dem patriarchalischen Vorort von Havre, solide französische Mütter kennen gelernt, die an Schlichtheit des Auftretens und an Herzlichkeit und Sinnigkeit im Verkehr mit ihren Kindern den Vergleich mit jeder deutschen Professorsgattin aushalten. Und unter den pariserischen Demimondänen von Ostende und Biarritz wollen Wissende, auf deren Urteil ich mich gern verlasse, eine ganze Anzahl „Tanzmäuschen“ aus dem Berliner Palais de Danse, Jeuratten aus Monte Carlo, die in Lemberg, Königsberg, Lerchenfeld und Pasing das Licht der Welt erblickten, wiedererkannt haben. Die „pariserischste“ aber von all den Modeschönheiten, die mir im vorigen Sommer in Ostende gezeigt wurden, sprach unverfälschten Frankfurter Dialekt, und ihr Gemahl — war er's? — studierte auf der weltberühmten Digue die Kurse der neuesten Ausgabe der Handelszeitung.



Babys Equipage am Strande von Bournemouth

Gehe ich die berühmten Seebäder durch, so bleiben mir bestimmte Vergleiche festgeprägt. Scheveningen zeigt sich als die bürgerlich-behäbige, etwas pomadige Holländerin, Ostende als das kokette internationale Weltstadtkind, neben dem selbst



Trouville, die elegante Schwester von Dauville

Trouville stiller und träumerischer wirkt, fast schon im Genre „bonne femme“, und die leichtfertigste Bekanntschaft an der ganzen Meeresküste ist und bleibt Biarritz. Eine von denen, die man nicht gut „unter den Linden grüßen“ kann. An der Seite der farbenschönen, stolzen Spanierin der Concha d'oro, San Sebastian, erscheint sie wie die heimlich kichernde Kulissenbeziehung aus den Bouffes Parisiennes neben hoheits-voll-feudaler Legitimität.

Von Scheveningen ist nicht allzuviel zu erzählen. Es ist eben — jesses, jesses, so solid! So behaglich, so behäbig, so teuer, so gesund — und ein bissel langweilig. Man hat den Eindruck, daß die Badegäste hier viel Zeit für ihre Verdauung gewinnen. Da gibt es keine Hast, kein Gedränge, kein Geschrei. Es ist der Heiligendamm der Nordsee, ins Kubik gesteigert. Mächtige Aktienhotels mit unendlichen Fassaden — — der Riesenpier mit dem großen Konzert-pavillon — langsam schreitende, köpfereiche Familientrupps, die brav bürgerlich zu Kaffee und Kuchen oder zum Nachmittags-konzert ziehen und sächsisch sprechen; viel-leicht auch schwäbisch oder kölnisch. Was Scheveningen so anziehend macht, das ist der Umstand: daß man mit der Elektrischen in zwanzig Minuten im Haag sein kann. Dort wandert man dann durch das Mauritshuis und schwelgt in Rembrandt, Jan Steen, Ruisdael, Teniers, Potter, van Dyck. Oder man bummelt durch das Millionärs-viertel der indischen Nabobs. Oder man sieht sich in der Verzweiflung eines totzu-schlagenden, schwelend heißen Nachmittags im Bosch den Friedenspalast an. Und das hübscheste am Haag ist eben: in zwanzig Minuten kann man in Scheveningen sein. Man freut sich so herzlich, wenn man wie-der die endlosen Fassaden der Aktienhotels sieht. Und die noch netteren Ketten der drolligen kleinen Fischermädels, die, beider-seits eingehängt, sich gleichmäßig wiegend, kichernd den Strand entlang geschlendert kommen, in ihren weißen Häubchen mit dem blanken Ohrgehänge, und mit den drolligen kleinen Stupsnasen . . .

Scheveningen ist ein Ausruhebad für Leute, die elf Monate Jahresarbeit hinter sich haben. Dagegen ist dem Vergnügungs-taumel von Ostende nur der gewachsen, der auf elf Monate Ferien zurückblickt.

Wer nach Ostende kommt, will „Betrieb“ haben. Er wird ihn reichlich finden. Fünf-zigtausend Badegäste teilen seinen Wunsch. Das beliebteste Theater ist die Komödie des Bades. Immer von fünfzig Gästen badet einer. Zwischen den Badekarren wird Spalier gebildet. Man zeigt sich eine berühmte Operettendiva, eine Herzogin mit einem Roman hinter sich, eine fesche kleine Bankiersfrau, eine millionenschwere Amerikanerin, eine wunderhübsche Bar-maid. Eine Luxuskabine kostet 20 Frcs. Zigarettenrauchend bummelt der Kommis aus Lyon und Barmen, mit einem Ro-man vor sich, den Girardihut verwegen zurückgeschoben, durch den Dünensand. Und der braungebrannte deutsche Offizier, am Mützenstrich kenntlich, führt abenteuer-hungrig sein Einglas spazieren. Dazwischen irren ein paar patschnasse Badeengel durch die Reihen und stellen sich, um die Prome-nade zu verlängern, so an, als fänden sie ihre Karren nicht. Aber das Manöver kennt man schon und lächelt . . .

Übrigens ist Ostende längst kein Bad mehr, sondern es ist eine Großstadt. Und zwar eine Großstadt mit allen Kehrseiten. Es hat also auch längst sein einheimisches Proletariat. Zwischen den in Spitzen-kleidchen gesteckten Pariser und Frankfurter Börsenkindern mit ihren koketten Bonnen tummelt sich barfüßige Straßenjugend. Und neben den Geschäften für Krösusse, in denen große und kleine Vermögen für flä-mische Spitzen und Juwelen belgischer Fassung ausgegeben werden können, gibt es üble Garküchen und trübe Spelunken in Mietskasernen, die ebensogut an der Weichbildgrenze von London, Berlin oder Brüssel stehen könnten.

Aber den Zweimillionenbau des Kur-saals haben diese Weltstädte nicht. Man muß eines der großen Konzerte mit den europäischen Berühmtheiten gehört haben, die dort alle Tage auftreten, man muß eine Ballnacht erlebt haben (die Juwelen!), muß im nächtlichen Club die Welt beim verbotenen Spiel gesehen haben (mundus vult decipi!), um zu begreifen, weshalb der Globetrotter Ostende so gern die Köni-gin der Bäder nennt. Ihm imponiert die Fülle der Namen, die Masse der Tausend-francsnoten, der „Betrieb“.

Die exklusivere Bummelwelt schwört auf



In Brighton, der Lunge von London

Biarritz: hier fehlt noch die Großstadtgeste, hier ist der Leichtsinn weniger durch Klassengegensätze behindert. Die miserablen französischen Eisenbahnverhältnisse (es gibt nur einen einzigen menschenmöglichen Zug) besorgen das Siebegeschäft. Das heißt, wer wirklich schick ist, kommt überhaupt im Auto nach Biarritz. Aber falls es ihm nachts auf ungestörten Schlaf ankommt, rate ich ihm, nicht im Hotel de Paris abzusteigen. Denn hier befinden sich verschiedene Spielsalons, in denen bis zum hellen Morgen geräuschvolles Leben herrscht. Und die Hotelzimmer links und rechts bieten allzu rasch und allzu kurz vereinten Hochzeitsreisenden Unterschlupf.



„Die Flut kommt!"

Der Luxus von Biarritz könnte staunen machen, wenn man nicht auf Schritt und Tritt merkte, daß er in den meisten Fällen nur Sechswochendauer hat. In den „Vestiaires" muß man sich einmal umsehen. Spitzendurchsetzte Zobelpelze, Werke der raffiniertesten Schneiderkunst, werden dort abgegeben, deren Einkaufswert zehn- bis zwanzigtausend Francs betrug — und die morgen schon dem Krawattenmacher oder Zwischenhändler für den fünfzehnten Teil überlassen werden, weil eine plötzliche Ebbe (bei „ihm" oder bei „ihr") eingetreten ist. Im Schaufenster eines der berühmten Magazine wird dann eine „Occasion de Paris" zu fabelhaft billigem Preise ausgestellt. Und abends erkennt man das Wunderwerk wieder in der Garderobe des Hotels de Paris.



Auf der Mole

Badet man auch in diesem Bade? Ja, zuweilen baden vor dem Frühstück einige Damen, um ihren Freunden und deren Freunden ein drolliges kleines Schauspiel zu geben. Dann ist in der langen, bedeckten Wandelhalle des Kasinos kaum ein Stuhl zu haben. Schulter an Schulter sitzen Paris und Petersburg und Wien und die Donaustaaten, und eine zigarettenrauchende Menge flaniert auf und ab, Musik spielt, die neuesten Pariser Zeitungen werden ausgerufen, Toiletten werden bewundert, es wird geflirtet ... Und ab und zu schiebt sich von den Garderoben her eine in den Bademantel wie in eine Toga gehüllte Gestalt durch die Reihen, gefolgt vom



„Bitte recht freundlich!"

der Concha d'oro, steigen die Bergwände steil empor. Kunstvolle Automobilstraßen führen in die Pyrenäen, nach Pau, und an der Küste zurück nach Biarritz. Der Badegast hat hier gar keine Beziehung zum Meere und zum Strande. Das Saisonleben spielt sich in den Trente et quarante-Sälen, auf der Promenade, am buntesten aber beim Pelotaspiel der baskischen Bevölkerung ab.

Stierkämpfe gibt es ab und zu ja auch in San Sebastian. Eine hölzerne Arena liegt draußen vor dem Städtchen, und immer füllt sie,

Badewärter. Und am Wasser beginnt dann eine possierliche Katzenwäsche. Nur nicht naßwerden, bitte!

Weiter weg vom Kurhaus wird Biarritz romantisch. Da sind der Küste allenthalben kleine Felsgruppen vorgelagert. Zum Teil führen Brücken hinüber. Bei jeder Biegung des Strandes eröffnen sich überraschende Ausblicke auf entzückende kleine Buchten. Die ganze Küste ist besät mit palastartigen Hotels, mit kleinen Schlössern und Villen. Wer hier lebt? Meist sind es blasse, schlanke, blasierte Elegants in der ersten Hälfte der Zwanzig. Zur Jugend von Monsieur bildet das Alter von Madame gewöhnlich das Gegengewicht. Diese strohblondgefärbten brünetten Damen stehen meist schon hoch in den Dreißig. Biarritz ist die klassische Animierkneipe . . .

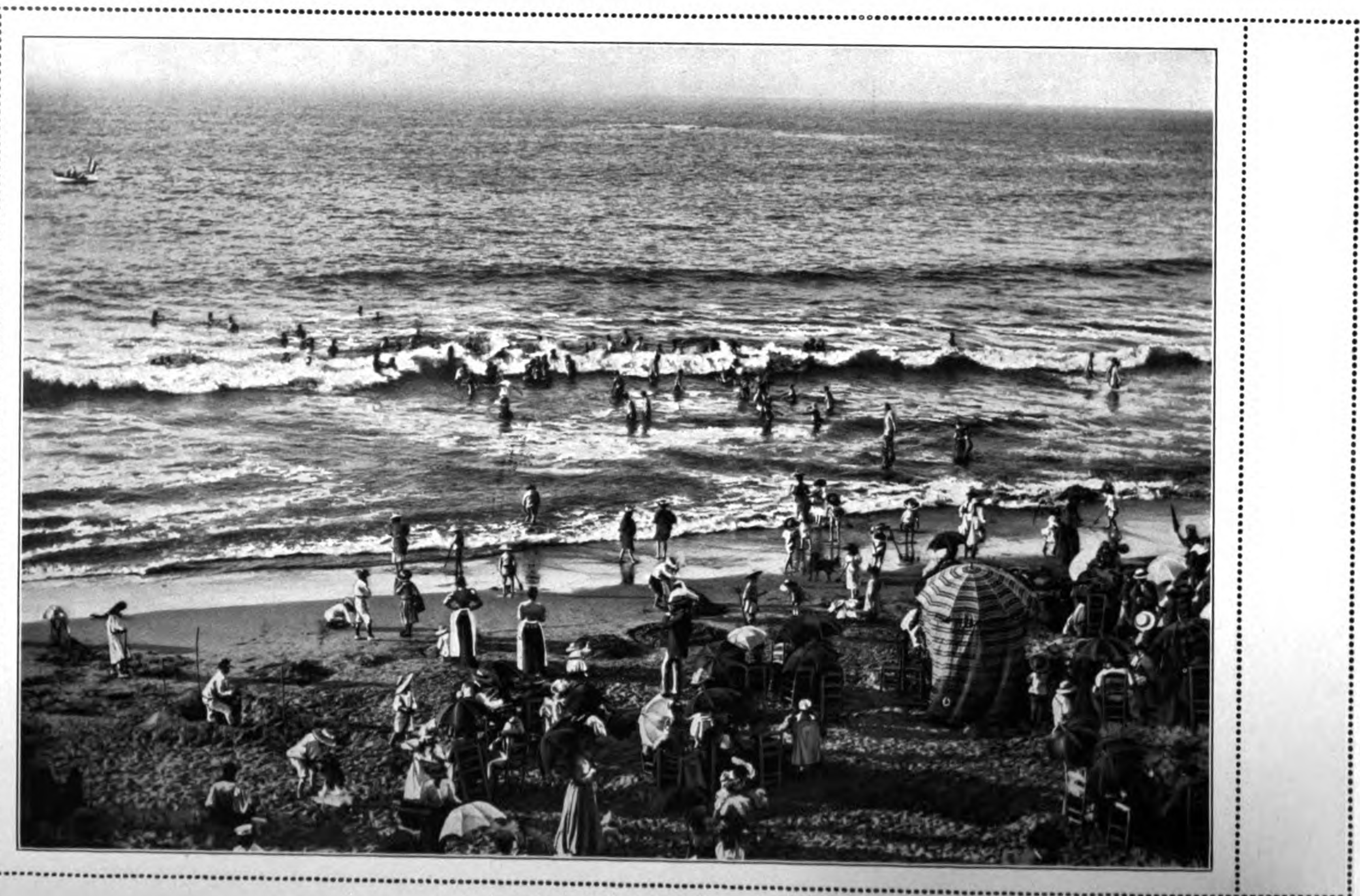
Ganz anders das Bild in San Sebastian. Wenigstens in der Zeit, da hier der Hof residiert. Was für eine Wohltat es ist, nach dem Völkermischmasch von Biarritz die vornehme, die wirklich gute spanische Gesellschaft zu beobachten. Auch hier wieder ein feenhaftes Kasino mit einem pompösen Konzertsaal und einem noch pompöseren Spielsaal, auch hier wieder verblüffender Toilettenluxus — aber doch alles viel stilvoller, harmonischer. Aus dem kraterähnlichen Golf von San Sebastian,

auch in den Zeiten, da die Ochsen und ihre Bezwinger Ferien haben, ein schaler Blutgeruch.

Das Pelotaspiel ist lustiger und reinlicher. Wer es kennen lernen will, muß Pierre Lotis „Ramountcho" lesen und dann von dem Ballspielhaus in San Se-



Der Photograph ist in Gefahr



Strandleben in Biarritz



In der Budenstadt des Lido

bastian ein paar Ausflüge in die kastanienreichen Dörfer machen, die an den sanftgeschwungenen Rundwänden des Kraters liegen. So kommt er nach Loyola, der Heimat Ignatii, oder etwa nach Hermani.

Das war in einer wundervollen Mondscheinnacht nach einem tropisch heißen Tage, daß ich dort dem Pelotaspiel beiwohnte. Man nimmt in jener Gegend, die zu arm ist, um besondere Ballspielhäuser zu errichten, gleich beim Bau der Kirchen auf die Spielwut des Volkes Rücksicht. Die eine Seite der Kirche, die dem von Kastanien eingesäumten Dorfplatz zugewendet ist, erhält keine Tür und kein Fenster. Gegen die hohe glatte Wand schmettern die Spieler mit ihren geschwungenen Schlaghölzern die hölzernen Bälle. Klick-klack! so geht es stundenlang. Das Zurückschlagen in möglichst ausgedehnten Serien bildet die Kunst. Zwei Parteien kämpfen gegeneinander. Aber nur Männer spielen. Junge, schlanke Gestalten. Die Mädchen sitzen unter den Kastanien, das seidene Tuch um die Schulter geschlungen, und nehmen am Spiel ihres Busenfreundes innerlich brennenden Anteil. Und dann hocken sie noch lange beisammen und flüstern. Große Ballkünstler gibt's in dieser Gegend — und die böse Fama behauptet, daß sich unter den Champions im Pelotaspiel die gerissensten und verwegensten Pascher der ganzen Pyrenäenkette befinden. Spaziert man in einer schweigsamen Nacht nahe der französischen Grenze, dann tauchen ab und zu dunkle Gestalten auf. Man denkt an die Schmugglerszenen aus „Carmen“. Aber es sind keine Pascher, sondern Gen-



Hinaus ins Meer



Italienisches Familienleben

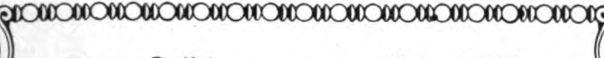
darmen und Zollbeamte. Oder Badegäste aus San Sebastian. Aber daß diese jemals deutsche Zigarren oder Spitzen oder Kognak einschmuggelten — wer könnte das behaupten!

Zum Schlusse — es ist kein Katzensprung — statten wir noch einen Besuch auf dem Lido ab. Weil wir in dem lustigen Badeleben hier wieder Anknüpfung an die Freude unserer Landsleute am Wasserpantschen und am Sandbuddeln finden.

Der Italiener kennt allerdings nur eine ganz, ganz kurze Badesaison. Den Engländer, den Deutschen, der vor dem 1. Juli und nach dem 31. August ins Wasser geht, den betrachtet er mindestens so befremdet, wie seinerzeit die Darmstädter und die Züricher die jungen Grafen Stolberg. Aber in der Hochsaison ist sein Vergnügen groß. Er läßt sich's nicht einmal durch die Moskitos stören. Und billig ist es dann in den italienischen Hotels! Der Wein ist selbstverständlich wieder in den Pensionspreis einbegriffen, und man amüsiert sich über die Inglesi, die das ganze Jahr über in Italien frieren und es gerade dann verlassen, wenn es am schönsten wird.



Finale



Der Führer vom Piz d'Err

Novelle von Leonhard Schrickel



Wenn man vom Lago maggiore aus über Solduno ins Valle Maggia wandert, steht zur rechten Seite der Straße, die zur Ponte Brolla führt, ein freundliches, blaßrot gestrichenes Häuschen auf halber Höhe, das mit seinen grünen Fensterläden unter ein paar uralten, weitverzweigten Kastanien hervor und über die es umgebenden, sich bis fast an die Straße herabziehenden weinberankten Laubengänge hinweg den Kommenden schon von weitem grüßt.

Dort oben wohnte noch jüngst ein stiller Alter, den man oft sehen konnte, wie er auf der Holzgalerie, die rings ums Haus lief, stundenlang stand und, die Hand über den Augen, die Talstraße hinauf spähte.

So pflegte er seine Tochter zu erwarten, wenn sie nach Locarno zu Markte gegangen war, Trauben oder Feigen loszuschlagen und ihre kleinen Einkäufe zu machen. Sie war damals ein stattliches Frauenzimmer von etwa fünfunddreißig Jahren, kräftig und schlank, mit sonnverbranntem Gesicht, schwarzen Augen und vollem braunem Haar, durch das sich bereits einige graue Fäden zogen. Und wie diese unverborgenen Verräter, kündete auch eine leise, schwermütige Traurigkeit von geheimen Kümmernissen und Sorgen. Gewiß, wenn sie ihrem Vater gegenüberstand, der ihr — sobald er sie daherkommen sah — auf dem schmalen Steig ein Ende Wegs bergab entgegenging, gewann sie sich ein Lächeln ab; doch war das so müde und fremd, daß es wie ratlos an ihrem Munde stehen blieb und bald wieder schwand. Indessen schien der Alte immerhin auch schon damit zufrieden, denn wenn er dies Lächeln sich hervorringen sah, auf das er sehnsüchtig und angstvoll zu warten schien, rötete und verjüngte eine wahre Glückseligkeit sein runzliges, bartstoppeliges Gesicht. Dabei schonten sie aber hübsch achtsam ihre Zungen, und wenn er einmal fragte: „Nun, ging's gut?" und sie antwortete: „Ja, ganz," war's schon ein beträchtliches Gespräch.

Was Wunder, wenn sie Fremden gegenüber erst recht wortkarg und verhalten waren. Zwar nahmen sie die seltenen Wanderer, die sich zu ihnen verloren, gastlich auf und wiesen sie wohl auch auf den erfragten Weg, indessen verbargen sie's nicht sonderlich, daß es ihnen doch lieber war, wenn man sie unbesucht ließ und sich an die breite Kantonalstraße unten hielt. Und ich wäre gewiß nie den Abhang hinaufgestiegen zu dem schmucken, einsamen Häuschen, wenn mich der Zufall nicht freundlich geleitet, dem ich nun auch verdanke, daß ich die Geschichte der beiden seltsamen Einsiedler erfuhr.

Das kam so.

Ich war von Silvaplana aus über den Julier nach Bivio gewandert, um von dort über den Septimer zu gehen. Auf dessen weltabgeschiedener Paßhöhe hoffte ich Bergamasker Schafhirten zu begegnen, die, aus den lombardischen Tälern heraufsteigend, alljährlich ihre vieltausendköpfigen Herden hier zu weiden pflegten und als zwar verschlossene, wenn nicht düstere, aber doch großherzige und durchaus kennenswerte Menschen geschildert waren. Den Septimer niedersteigend gedachte ich mit den ewig heiteren, wolkenlosen Herbsttagen südwärts zu ziehen an die oberitalienischen Seen und am Lago maggiore mir ein freundliches Eckchen zu suchen, um dort zu überwintern.

Als ich jedoch nach fröhlicher, an Freuden überreicher Wanderung in Bivio anlangte, lockten mich die in den goldblauen Himmel aufstrebenden Schneegipfel im Norden so unwiderstehlich an, daß ich kurzerhand beschloß, am nächsten Morgen erst noch eine Strecke talauf zu marschieren. Denn das gab mir immer ein besonderes Frohgefühl und war mir immer ein besonderes Fest, unter einem reinen, leuchtenden Himmel solch strahlenden Denkmalen unvordenklicher Schöpfungstage entgegenzuschreiten. So brachte ich den neuen Tag denn hin mit Schauen und Wiederschauen, Sinnen und Jubeln, und ließ

dabei weder die Trümmer des Raubschlosses Marmels, noch die Ruine Splüdatsch unbesucht, in deren Schatten ich mich lagerte, über das sonnige Tal hinüber nach den unberührt von Zeit und Wechsel ragenden Gipfeln blickend. Es war schon Abend, als ich mich dem Dörfchen Marmorera wieder näherte, in dem ich zu übernachten beschloß, um erst mit dem Morgen nach Bivio weiterzugehen und von dort die geplante Reise fortzusetzen. Der einzige Dorfgasthof war schnell gefunden und alles Notwendige mit dem gefälligen Wirt bald verabredet, worauf sich's hinter einem einfachen, kräftigen Imbiß und einem guten Trunk Veltliner vergnüglich sitzen ließ.

Außer mir war in der kleinen, niedrigen Gaststube kein Gast weiter; hingegen hörte ich in einem Nebenraum etliche Leute miteinander reden, und zwar in einer Art, die auf ein gutmütiges Gespräch schließen ließ. Da ich jedoch von ihren Worten nichts als den Ton vernahm, trotz der halboffenen Türe, suchte mich der Wirt durch eine Unterhaltung zu entschädigen, die er mit dem Woher und Wohin behutsam einleitete. Aber kaum waren wir ein wenig in Schuß gekommen, als drei junge Burschen eintraten, die ganz danach aussahen, als hätten sie einen weiten Weg hinter sich. Sie saßen denn auch schwer auf die erste beste Bank nieder, schoben sich langsam hinter den Tisch und stellten dann erst ihre handfesten Knotenstöcke, auf die sie ihre mit einem Sträußchen wilder Erdbeeren geschmückten Hüte setzten, in die Ecke. Dabei brachten sie ihren Gutenabend an, um sogleich in ihrer Unterhaltung unbekümmert fortzufahren.

Es war nicht schwer, herauszuhören — und es schien, als wollten sie sich solcherart auch mir und dem bedienenden Wirt mitteilen —, daß sie in der Gegend umhergeschweift waren, um einen guten Bruch von Lavezstein auszukundschaften, aus dem sie allerlei Geschirr und dergleichen zu drechseln wußten. Nun schätzten sie als unternehmende und kundige Männer die gesehenen Gelegenheiten ab, verwarfen und bedachten, lobten und berechneten, aber ohne sich bestimmt zu erklären und ihre Fundorte deutlich zu bezeichnen. Endlich zog einer wie von ungefähr eine Besonderheit aus der Tasche, die er besah und wieder besah und auf der auch die Blicke seiner Gefährten ruhten, ohne daß groß etwas darüber gesagt wurde. Indessen lockte gerade dieses Verhalten unsern Wirt an den Tisch, wobei die Neugier ihm einen langen Hals machte. Und da man ihn herankommen ließ, ohne sich's weiter anfechten zu lassen, trat er schließlich ganz hinzu und beschaute sich das, was der junge Bauer oder Handwerksgesell in Händen hielt, auch mit. Da hob einer der Fremden den Blick zu ihm empor und sagte: „Ein kurioses Ding.“

„Woher?“ fragte der Wirt, der ohne Umstände danach langte.

„Gefunden,“ erwiderte derjenige, der es hielt und sich nun willig aus den Händen nehmen ließ.

„Hm,“ machte der Wirt und drehte den Fund musternd um und um. „Eine alte Brieftasche“ — öffnete sie und sah prüfend hinein.

„Es ist nichts drin,“ meinte der Finder. „Ein altes Bild, aber so von der Zeit mitgenommen, daß eins nichts weiter mehr sieht als ein blasses Mannsgesicht.“

„Ei nun,“ bemerkte ein anderer, „'s wird auch lange genug da oben gelegen haben. Und wär's nicht ein gutes Leder gewesen und hätt's nicht so sicher gelegen wie in einem Steinkästchen, wär' wohl gar nichts mehr von dem Männle übrig.“

Das benickte der Wirt, der das Bild unterdessen herausgezogen hatte und obenhin besah.

„Wie alt schätzt Ihr's?“ forschte einer der drei.

„Je nun,“ machte der Wirt, zog die Brauen hoch, besah die Hinterseite und wog es in der Hand, um endlich zu mir herüberzuschauen. Dann lächelte er und fuhr fort: „Das kann eins nicht so sagen. Was meinen Sie, Herr?“ wandte er sich an mich und brachte mir Tasche und Bild.

Ich nahm beides und fand die Tasche übel aussehend und das Bild stark verblaßt und fleckig; eine Besonderheit wiesen sie jedoch nicht auf. Deshalb gab ich die mich wenig anmutenden Dinge zurück, ihnen großmütig ein Alter von etwa zehn Jahren zubilligend. Aber damit waren die drei Burschen nicht zufrieden. Durchaus nicht. Wenn sie den Fund auch nicht gerade von den Römern oder Adams Zeiten mochten



Vor der Beichte

Gemälde von Robert Balcke



hergeschrieben haben, war doch ersichtlich, daß ihnen meine lumpigen zehn Jahre bei weitem nicht genügten. Sie hatten die Sachen fraglos höher eingeschätzt und ehrwürdigeren Alters gehalten. Und da ihre offenbare Enttäuschung dem Wirt nicht entging und er seine Gäste nicht verstimmt sehen wollte, unterzog er die Dinge sogleich einer nochmaligen, eingehenderen Prüfung, um für sie eine beträchtlichere Vergangenheit herauszurechnen. Indessen kam er nicht zu dem löblichen Ende, hob vielmehr jählings den Kopf, hielt das Bild weit von sich, prüfte es halb aus den Augenwinkeln wie ein Kenner und sagte: „Den ... alle Wetter auch ... den hab' ich schon gesehn" ... und schaute scharf auf das verblaßte Gesicht. Und als er sich jetzt von allen Seiten, denn auch ich horchte nun auf, war's auch nur, um meine Angabe bestätigt zu hören, aufmerksam beachtet sah, nahm er das Bild in die andere Hand, hielt es noch mehr ins Licht und noch weiter von sich ab und bekundete bestimmter: „Ja, den Mann da hab' ich schon gesehn. Den hab' ich vorm Gesicht gehabt. Aber wo ... wo war das nur ... 's muß lange her sein ... Potz, das muß doch an den Tag!" rief er, sein Bedenken und Besinnen unterbrechend. „Das muß ich unserm alten Kantor zeigen, der wird das wissen!" Sprach's und lief ohne Umstände mit den Kleinodien ins Nebenzimmer, in dem alsbald das Gespräch auf eine Weile verstummte, um dann eifriger geführt zu werden und das von erhitzten Männern, die ihre unterschiedlichen Meinungen gegeneinander zur Geltung zu bringen suchten. — Als der Wirt nach geraumer Zeit zurückkam, brachte er denn auch nichts Sicheres mit. Der alte Kantor wollte in dem Konterfei einen jungen Menschen erkannt haben, den er vor fünfzehn Jahren des öfteren in der Gegend gesehen, und zwar in Gesellschaft des ehemaligen Führers von Preda, der mit den Fremden auf die benachbarten Gipfel stieg und ein wackerer, weithin bekannter Mann gewesen war; der Gemeindeälteste, der auch mit im Nebenstübchen saß, schwor, daß es der Führer selber sei, wenn auch noch in jugendlichen Jahren, und ein dritter Tischgenosse ließ sich's nicht abstreiten, daß es ein verdächtiger Geselle gewesen, von dem eine Zeitlang die ganze Gegend geredet und der einen Handel mit dem Führer mochte gehabt haben. Genug, man wußte nichts Genaues, wohnte man doch eine halbe Welt weit von Preda weg, diesseits der trennenden Berge, und wußte auch von dem Führer nur noch zu sagen, daß er vor fünfzehn Jahren abgewandert war, sei es aus Laune oder Berechnung, vom Glück bewegt oder Unglück oder weswegen sonst.

„Das Richtige wär's," meinte der Wirt, indem er die Brieftasche wieder vor den Finder schob, „Ihr ließt das Bild dem Führer zukommen, der — wie der Kantor wissen will — Garnjobst geheißen und damals — meinen sie drüben — nach Solduno zu zog an den Langensee, wo dem Bürgermeister seine Schwester begraben liegt."

„Aha," machte der Angeredete und lächelte vor sich hin.

„Also zu!" ermunterte ihn sein Nachbar und stieß ihn mit dem Ellenbogen an. „Mach' dich auf die Sohlen und nimm das halbe Leben in den Rucksack. Wenn es das Glück will, find'st du dich durch."

„Freilich," meinte der erste, „oder ich schick' einen reitenden Boden ans Weltende und laß mich's ein Zinsgut kosten."

„Nun," warf ich hier ein, „wenn es nur ums Befördern ist, könnt' ich am Ende helfen. Ich bin auf dem Wege nach dem See und komme wohl auch nach Solduno."

„'s trifft sich!" rief der Wirt, fröhlich die Rechte aufs Knie schlagend. „Sie müssen uns aber schreiben, wie und was, wenn es was ist und der Führer noch lebt."

„Gern!" versprach ich und nahm das Bild alsbald in Empfang, das der Finder willig dem auf Auskunft brennenden Wirt überließ, der es mir zubrachte, indem er mir das gegebene Versprechen noch ein halb dutzendmal abnahm und darauf in vergnügtem Eifer im Nebenzimmer die bevorstehende Nachricht ankündigte.

So geschah es, daß ich nach meiner Ankunft am Lago maggiore nach Solduno wanderte und dort einen mir begegnenden Landpostboten nach dem Führer Garnjobst fragte. Zunächst vergebens, denn der Mann kannte ihn nicht. Aber als ich ein paar Schritte weiter gegangen war, schon halb und halb am Erfolg meiner Mission zweifelnd, rief mich der Gefragte wieder an und kam mir nachgelaufen, um mir zu

sagen, daß er einen gewissen Garnjobst kenne, der freilich kein Führer sei, sondern ein einsiedlerischer Bauer, und der da und da hause.

Weil nun weder in Solduno selbst, noch in der Umgegend jemand gleichen Namens wohnte, machte ich mich ohne Aufenthalt nach dem bezeichneten Hause auf. Es war das vorher beschriebene, vor dem ich alsbald ankam, auf dessen Holzgalerie der hemdärmelige Alte just auf dem Posten stand, in die Weite hinausspähend.

„Hallo!“ rief ich ihn an, da er beharrlich über mich hinweg in die Ferne lugte. „Könnt Ihr mir sagen, Signore, ob hier ein Garnjobst wohnt?“

Aber anstatt zu antworten und ohne sich in seinem Ausschauen stören zu lassen, fragte er: „Was wollt Ihr von ihm?“

„Ich hab' da etwas zu bestellen und abzugeben,“ bekundete ich. „Wenn Ihr der Führer Garnjobst selber seid, so — —“

„Führer?!“ stieß er erschrocken hervor, mich mit einem seltsamen, argwöhnischen Blick musternd. Und während ich jetzt betroffen stand und nicht gleich etwas zu erwidern wußte, fuhr er hastig fort: „Was ist's mit dem Führer? Wer seid Ihr, Herr? Was wollt Ihr in aller Welt?“

„Ei nun,“ suchte ich ihn zu beruhigen, sah ich doch, daß dem aufgeregten Alten Hände und Knie zitterten und er mich für einen wahren Gottseibeiuns zu halten schien, „es ist nichts Schlimmes. Ich bringe aus Marmorera ein Bild, das Euch gehören soll. Das ist alles.“

„Mir?“ fragte er voll bänglicher Zweifel.

„Seht's Euch halt an. Der Kantor und der Wirt meinten, es käme Euch zu. Da ist's.“ — Und damit zog ich's aus der Tasche und hielt es ihm hin. Indessen konnte er's von seinem Platz aus nicht erkennen, ob er auch sonst noch ein guter Seher sein mochte; deshalb entschloß er sich endlich herabzukommen und trat — wenn auch noch immer mißtrauisch — zu mir, um sogleich das dargebotene Bild zu ergreifen und zu beschauen. Aber kaum, daß er den Blick darauf gewandt, stöhnte er förmlich entsetzt auf, fuhr sich mit der Faust an den Hals und bog die Rechte mit dem Bilde wie im Krampfe von sich. So stand er eine Weile, dann wandte er sich um und tappte mit unsicheren Schritten ins Haus, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Als ich ihm aber aus mehr als einem Grunde und, weiß es Gott, nicht aus purer Neugier folgte, ließ er mich hinter sich in die Stube und duldete mich neben sich, als er auf das lederbezogene, stark abgenutzte Sofa gesunken war, den grauen Kopf so tief auf die Brust gebeugt, daß die Stirn schier den Tisch berührte.

Daß hier kein Zureden und Eindringen am Platze war, brauchte ich mir nicht erst sagen zu lassen, und verhielt mich deshalb still. Freilich quälte es mich, daß ich da so wie ein Stein auf eine alte Wunde gestürzt war und sie von neuem zum Bluten gebracht hatte, weshalb es mich nun natürlich drängte, die Schmerzen zu lindern, die den alten Bauer schüttelten und die er vergeblich mit dem Aufgebot aller Kraft zu meistern und vor mir zu verbergen trachtete. Indessen zwang ich mich zum Schweigen, bis der erste Sturm ausgetobt hatte oder von der Willenskraft des Weißhaarigen gebändigt worden war, und erst, als ich sah, daß sich der getroffene Mann mit dem Geschehnis auseinanderzusetzen suchte, trat ich an ihn heran und ließ mich vernehmen, wie ich glaubte, daß es von etwelchem Nutzen sein könnte.

Er hörte mich denn auch an, ohne mir zu wehren, und ließ mich eine Zeitlang gewähren; eine Antwort oder einen Einwand freilich trug mir mein ehrliches Bemühen nicht ein. Dagegen fragte er schließlich, woher ich das Bild hätte. Und als ich es ihm gesagt und hinzugefügt, welches Versprechen man mir abgenommen, nickte er still vor sich hin und sagte nach einer Weile: „Ja, es gehört mir. Oder auch nicht mir. Und was es damit ist, das brauch' ich vor niemand zu verheimlichen. Und kann's Euch auch erzählen, denn jetzt hab' ich die Kraft dazu, und gut ist's, wenn ich's einmal losbreche von der Seele und weiß, daß es die Welt weiß und beurteilt. Hört also.“

Doch ehe er anfing, legte er das Bild auf den Tisch, stand auf und trat noch einmal unter die Tür, um, so gut es gehen wollte, kundschaftend über die Straße im Tale hinzuschauen. Dann setzte er sich wieder in seine Ecke, wies mir einen Stuhl neben sich an und begann seine Geschichte.

„Ich wohnte lange Jahre in Preda mit

meinem Weib und Christl, meiner Tochter, und hieß schlechthin: der Führer vom Piz d'Err. Hundert Fremde — was sag' ich! — tausend Fremde, zweitausend hab' ich über die Stege und Steilen geführt und über den Gletscher, und nicht einer, Herr, nicht einer hat sich auch nur einen Fuß verbällt, das kann Ihnen bezeugen, wer mich da oben noch kennt und ein ehrlicher Kerl ist. Aber, du lieber Himmel, mit der Zeit wird eins alt oder denkt doch ans Altern, und weil mich Weib und Kind beredeten und wir uns eine hübsche Ersparnis in die Kasse nach Bergün getragen, hatte ich beschlossen, das Bergführen aufzugeben und eine nahe, just verkäufliche Bauernwirtschaft zu erstehen, auf der das Schankrecht lag. Damals war ich Fünfzig. Und wir meinten selbdritt, ein rechtes Leben vor uns zu haben und eine tüchtige, morgenklare Zukunft zustande zu bringen."

Hier nickte er wehmütig lächelnd vor sich hin und biß die Lippen zusammen, ehe er nach einer Weile den Blick auf mich richtete und fortfuhr:

„Glaubt's oder glaubt's nicht: in jenen Tagen war meine Christl mit ihren zwanzig Jahren ein Mädel so schön, wie Ihr noch keins gesehen habt: war noch ein gut Teil schöner, als sie heute ist, wahrhaftig, und mein innerstes Leben. Was Wunder ... Aber daß ich's Euch in der Ordnung erzähle ...

War also ein Fremder, aufrecht und aufrichtig bis in den Grund, der war zwei-, dreimal in Preda gewesen, und ich hatt' ihn jedesmal auf den Piz d'Err führen müssen, von dem er nicht lassen konnte. Es ist etwas Eigenes um solch ein Hinverlangen zu einem Gipfel, um solch ein immerwaches Drängen, das einem keine Ruhe läßt, bis man sich auf dem Wege weiß, bis man sich wieder an den Berg verloren und sich von ihm wie von einer Mutter getragen fühlt. Aber was red' ich lang und breit davon, wo Ihr ja von droben kommt und wißt, wie tausendfach Ihr droben angebunden seid; ich werde später wohl auch noch davon zu sprechen haben. Robert Svendsen also, wie der Besucher hieß, kam zwei, drei Jahre nacheinander und kam aus Schweden herab; wohnte in Preda und wartete dort, bis das Wetter die Besteigung litt; kam jeden Tag zu mir und fragte, was ich zu der Wanderung meine, und drängte zum Aufbruch oft trotz Schneegestürms und brüllenden Föhns. Aber ich ließ mich von ihm sowenig wie sonst einem ans Leitseil nehmen, gleichviel, was die Bedränger mir deshalb zuschoben und zudachten. Daß ich kein Verzagter und Zauderer war, das wußte männiglich, hatt' ich doch manchen Aufstieg gewagt, wo das halbe Dorf hertrat und mich warnte, und mehr als einmal geführt, wo andere mir den Untergang prophezeit; aber ich kannte meinen Berg und wußte, daß er mich sicher trug, wenn ich die Augen offen hielt; und die Meinen kannten mich und legten mir nichts in den Weg, wenn ich den Aufbruch bei mir beschlossen. Damals aber geschah es einmal, daß ich Svendsen doch Tag für Tag an die vier Wochen hindurch abweisen und vertrösten mußte, ob er auch oft von früh bis zum Mittagläuten auf meiner Bank saß und auf mich eindrang und mir alle Viertelstunden das herrlichste, lockendste Wetter vom Berg ablas und sich hinter mein Weib und Kind steckte, daß die ihm beistehen sollten. Sie taten's nicht, natürlich. Aber sie fanden Gefallen an dem frischen, gesunden Burschen. Beide. Und Christl gab ihm ihre Liebe. Da blieb er denn auch noch, als er den Piz doch endlich gehabt; saß noch manche Woche in Preda und zog mit den Meinen ins Heuen, denn ein paar Ziegen und eine schöne Matte hatte mir die Frau als Heiratsgut gebracht. Als es dann schließlich ans Heimkehren ging, war's ein herber Abschied, und ich hab' weiß Gott selber Augenwasser geschluckt hinter meinem Geschwätz und Getröstel, als er nicht von der Hand kam, die ihm Christl gegeben. Und hab's im Innersten nicht geglaubt, daß er wiederkäme, wie er sagte, sich mein arm Mädel zum Weibe zu holen. Und wollt's auch nicht, trotz des verborgenen Wehs, das in der Christl wütete, trotz ihrer grausamen Not, die ich ihr nur zu deutlich vom Gesicht herunterlas. Nein, ich wollte seine Rückkehr nicht. Was soll ich's heute lügen? Als er die Straße hinabzog auf Bergün zu, hab' ich meinen Jesus gebeten, er möchte ihm das Glück daheim bescheren und ihn nicht wieder nach Preda kommen lassen. Denn was sollt' es geben? Und die Mei-

nige meinte es auch, als wir's heimlich besprachen. Aber das Schwedenland lag nicht so weit von unserm Dörfli weg, daß keine Post nicht hinauf gefahren wäre, und der Piz war nicht so weit ins Land hereingestellt, daß ihn Svendsen nicht doch wiedergefunden hätte. Er hielt denn also Wort und kam zur angesagten Stunde und ward empfangen — nun, Ihr könnt Euch denken, wie. Und weil er nun einmal da war, ließ ich mir's auch gefallen und stieß die Faust nicht zwischen ihn und mein narretes Chaiberl, sondern sagte in ihre erste Freude hinein, sie möchten denn tun, was sie für recht hielten, und gab sie zusammen.

Die Zeit über, die er daheim gewesen, hatte ich mein Unternehmen geruhig betrieben, maßen ich mit seiner Rückkehr nicht rechnete und nicht rechnen wollte; hatte mit den Meinen den geplanten Kauf des Anwesens bedacht und besprochen, war mit ihnen ausgewesen, es zu besehen, und hatte auch, weil uns das Gütchen bis auf den Grund gefiel und in allem zusagte, einen Sachkenner kommen und das Ding nach der Regel abschätzen lassen.

Wie nun aber der Freier wider Wunsch und Erwarten dennoch einkehrte und das Verlöbnis zustande kam, fing ich an, mir die eigne Veränderung aus dem Kopfe zu schlagen und die neue, unnütze Zukunft daranzugeben, und setzte mir vor, bei meinem alten Geschäft zu bleiben und dergestalt rechtschaffen fürs Fernere zu sorgen. Aber als sie den Schatten davon merkten, stellten sie sich reihenweise dawider, offen und laut; nur meine Weibliebste sagte mir nichts, ob sie auch den Latz voll Wünsche hatte. Dagegen focht Christl für zwei.

‚Ich geh' nicht aus der Türe,' rief sie, ‚wenn du es fürder mit dem Piz hältst. Solange ich stand und ihn sah, wußt' ich, daß er dich heil wieder niederbrachte, aber wenn ich am anderen Erdenrand bin und nicht seinen Schneehut mehr sehe, geschweige denn seinen grünen Rock, mich brennte die Angst aus, gingst du noch einmal hinauf.'

‚Und,' fügte ihr Liebster hinzu, ‚du hast's der Mutter versprochen und bist's ihr schuldig, das geruhigere, heimische Leben. Lange genug, wahrlich, hat sie um dich gebangt. Jetzt hat sie ein Recht auf ein sicheres Stübchen, darin sie um dich ist und ohne ewiges Sorgen schalten und walten kann. Nichts da! Der Hof wird gekauft, und ihr macht euch hinüber; eher weichen wir nicht von der Stelle. Seid ihr geborgen, dann gut.'

Da trumpfte ich nicht weiter dagegen, sah ich doch ein, daß sie recht hatten und daß mein Weib mit ihnen eins war, wenn es auch schwieg. Mein! war Christl erst ins Weite und auf und davon, ich hätt' mein wackeres Eheteil ja doch nicht können allein daheim sitzen lassen. In seine schwedische Heimat aber mochten wir Alten nicht mit, wie Svendsen auch lockte und Christl auch bat. Nein, je mehr sie's wollten, um so fester klammerten wir uns an unsere Erde und ließen nicht los und wichen um keine Halmbreite. Hatten wir dabei auf ihre anstürmenden Fragen auch keine Gründe vorzubringen, gleichviel; für uns war Grund genug, daß wir nicht fort mochten und nicht von der Stelle konnten. Wir blieben also jetzt und immer; mochten sie ziehen. Um aber ihr treibendes Glück nicht zu verkürzen, rief ich mir eines Tages den rechtschaffenen Svendsen und lud ihn ein: ‚Komm, wir wollen zum Bauer.'

‚Und setzen das Siegel unter den Kauf!' rief er.

Da sagte ich: ‚Ja.'

Und bepackt mit allen guten Wünschen, verfolgt von den fröhlichen Zurufen der Weiber gingen wir.

Das umständlich vorbereitete Geschäft war bald abgetan, und es war noch kein halber Vormittag über uns verblaut, als wir uns wieder auf den Heimweg machten, der durch die Matten am Berghange hinlief, sacht auf die Fahrstraße zu und immer im Angesicht des aufgerichteten Piz d'Err. Der stand so hoch und strack in seiner unvergänglichen Jugend und so frank und frei in all seiner gleißenden Pracht, darin die Sonne ihr durchsichtiges Gold wob, und stand so rein und wundersam unter dem prangenden Veilchenkranze, den der Himmel über seinen Scheitel hielt, daß ich die Stirne senken mußte und mich duckte, weil ich davonschleichen wollte ohne ein rechtes Ade. Weil ich ihm sozusagen schon den Abschied gegeben wie einem verbrauchten Schuhnagel, ihn hinter mich gerückt hatte mir nichts dir nichts, um auf und davon zu gehen, wo er mir doch die Treue gehalten, der Piz, so Jahr um Jahr, Sommer und Winter,

und mir das Brot gegeben und ein Reichliches drüber.

Drum, als Robert jetzt den Hut schwenkte und ihm einen Gruß hinaufjubelte in seine klare Höhe, brachte ich's ob meines schlechten Gewissens nur zu einem verschämten Gebrumm, das etwa soviel hieß wie ‚b'hüt Gott' und ein Dank für alles Empfangene und ein Abschied fürs liebe Leben sein sollte. Ihn dabei ansehen konnt' ich aber nicht. Das blieb dem Weggenossen nicht verborgen; er schaute sich nach mir um und verstand mein Schweigen wohl, denn er legte mir treulich den Arm um die Schulter und meinte: ‚Wie wär's, Vater Garnjobst, wenn wir ihm noch einmal in die Augen guckten da oben?'

Und ohne Raum zwischen der Frage und meiner Antwort zu lassen, riß ich meine Mütze vom Kopfe, warf sie in die helle Luft und jodelte wie ein Neunzehnjähriger, der mit seinem Schatz just einig geworden, stellte mich vor den Piz und schwor ihm unter die Augen: ‚Ich komm'!'

Und so war's abgemacht.

‚Morgen sind wir droben. Piz, morgen hast du uns!'

Das ging mir unter dem Schnauzbart hervor als wie ein unerschütterliches Evangelium. Ob Svendsen wirklich mit von der Fahrt war, das bedacht' ich nicht, und ob er's nicht nur widerwillig war, das beschwerte mich nicht. Ich ging.

Das war also beschlossen. Ohne die Weiber. Aber diesmal waren sie's nicht zufrieden.

‚Laßt es,' riet die Mutter behutsam. Und Christl widerstand ganz offen.

‚Außerdem,' gab sie zu bedenken, ‚habt ihr denn Zeit zu euerm nichtsnutzigen Gekletter? Der Vater gewiß nicht, denn der Kauf ist besiegelt und die Stuben im neuen Hause stehen leer. Da heißt's einpacken und einsacken und Schrank und Lade hinüberkarren. Und Robert will heiraten, denk' ich.'

‚Soll alles nach der Ordnung vor sich gehen,' warf ich ein, ‚morgen machen wir Männer den Abschied fertig, und ihr bündelt die Siebensachen zusammen.'

‚Und übermorgen,' knüpfte Svendsen daran, ‚wird das Gütchen drüben besiedelt, der Traupfarrer gehört und die Reise angetreten.'

Dagegen sagte nun keine etwas; nicht zwar, weil sie die Segel eingezogen hätten, sondern weil ihnen die Rede den Mund verschloß. Gottchen auch, es war eben doch hart, daß es ohne die Reise nicht sein konnte; daß die Christl aus dem Ort sollte und aus dem Lande in eine entlegene Fremde, die uns einfältigen Berghockern unerreichbar schien. Wahrhaftig, wenn wir's uns auch nicht sagten, aber der Mutter und mir war's, als wär' der andrängende Abschied Christls ein Allerletztes, ein Ade für Zeit und Weile; wir glaubten nicht, daß wir sie jemals wieder zu sehen kriegten. Und der Christl ging's nicht anders, wenn sie's auch nicht sagen mochte. So war's denn eine schwere Stunde, die uns da reifte, und darum blieben sie still, als Robert davon sprach. Indessen fühlte er's dem Schweigen der Weiber an, woher es kam, und las insbesondere seinem Mädchen vom Gesicht, wie sie's heimlich beklemmte und bekümmerte. Drum nahm er ihre Hände und suchte sie zu trösten.

‚Siehst du,' machte er, ‚jetzt weiß ich's erst gewiß, daß ich hinauf muß auf den Berg. Und ging' jetzt der Vater nicht mit, ging' ich allein! Hätt' ja sonst mein Lebtag keine Ruh mehr in mir und müßt' vergehen, wenn ich dich sähe, wie du stündest und nach dem Süden schautest; wenn ich mit ansehen müßte, wie sich die Sehnsucht als ein böser Nachtvogel tiefer und tiefer auf dich herunterließe, bis du tagaus, tagein und alle Nächte in Schmerz und Trauer nach deinen Bergen suchtest; wenn du bei mir wärst und — Heimweh hättest.'

Nein, das wollt' er nicht aufkommen lassen und keine trübselige Stunde für sein künftig Weib; wollte also auf den Piz und einen Strauß von den rosenroten, großblumigen Immerwährenden holen, die eins nur anzuschauen braucht, um alles Weh und Wundsein zu scheuchen, ob auch Meer und Land zwischen einem und dem Berghüttli liegen.

War gewißlich gut gemeint, aber der Christl gefiel's nicht. Sie kämpfte ein aufdringendes Weinen nieder und hob tapfer den Kopf.

‚Laß nur,' redete sie zu ihm, ‚es braucht die Blumen nicht.'

Und auch die Mutter sagte so etwas, freilich nur ganz leise und unbestimmt.

Indessen blieb Robert bei seinem Vorhaben, ohne weiter nach mir zu fragen und unbekümmert darum, daß Christl ihn mit den schönsten Worten einlud, ihr beim Verpacken des Hausrats zu helfen; blieb dabei, ob sie ihn auch gar hübsch bat, — wennschon mehr mit den Augen als der scheuen Zunge — sie bei der Auswahl der Habseligkeiten, die mit ihnen in die Ferne sollten, zu beraten und ihr solcherart beizustehen, anstatt auf den Piz zu laufen. Umsonst. Er beharrte auf seinem Vorhaben trotz ihres Schmeichelns und Bittens und trotz ihres nunmehr hervortretenden Grolles.

Genug, mit dem Morgengrauen machten wir uns auf; die Mutter blieb in der Tür stehen und schaute uns nach, und Christl begleitete uns ein Endchen Wegs. Sie wäre gewißlich noch wer weiß wie weit mitgelaufen, denn sie war bald im besten Schritt und schien Gefallen daran zu finden, so recht nach unserer Art neben Robert dahinzustiefeln, wenn ihr der Bach nicht alsbald Halt geboten hätte. Der führte just ein ziemliches Wasser und hatte den schmalen Steg weit überflutet, so daß es schon für unsereinen ein Unternehmen war, hinüberzuwaten, geschweige denn für ein Berocktes. Sie stand denn auch von einem Versuche ab und entschloß sich kurzerhand zur Umkehr.

‚Guten Weg und gut Wetter!‘ verabschiedete sie sich bündig, uns flüchtig die Hand reichend. ‚Und eilt euch ein bißchen, denn ihr wißt, daß wir auf euch warten.‘

Und um das Lebewohl, das ihr doch wohl nicht so bequem war, wie sie vortäuschte, nicht noch länger werden zu lassen, nickte sie uns nur noch einen Gruß und trug sich rüstig heimwärts.

Da waren wir auch nicht faul und förderten uns bergempor, bis uns ein weitherschallendes ‚Robert —!‘ aufhielt. Als wir uns umkehrten, sahen wir die Christl noch nahe am Bache stehen, schon tief unter uns, so daß wir sie am Ende gar nicht erkannt und vielleicht nicht einmal entdeckt hätten, wenn ihr rotes Mieder nicht so lachend in der Sonne gestanden. Bald merkten wir auch, daß sie etwas in den Händen schwang, das mit bloßem Auge aber nicht zu erkennen war, weshalb Svendsen durchs Glas schaute.

‚Nun?‘ fragte ich, in der Meinung, daß sie eine wichtige Nachricht anzeige, wenn nicht einen Fund oder frommen Diebstahl, mit dem sie uns zum Abstieg nötigen wollte. ‚Nun?‘

Da ließ er das Glas sinken und sah mich unentschlossen an.

‚Sie hat einen Strauß Immerwährende, wenn ich recht sehe,‘ sagte er.

Und weil er mir nun das Fernglas reichte und sich dem winzigen Rufer und Winker da unten wieder zukehrte, der ihn nicht vom Fleck kommen ließ und wohl gar hinunterlockte, schob ich das Perspektiv zusammen, gab es ihm zurück und stieg ohne langes Parlamentieren meinen Weg weiter.

Mochte er tun und lassen, was er wollte, ich klomm aufwärts, denn Umkehren war meine Sache nicht und schon gar nicht an so einem Tage, der wie aus dem lieblichsten Pfingsten herausgeschnitten war. Dergleichen mochte auch Svendsen sich durch den Kopf gehen lassen, denn alsbald winkte er ein neues Ade mit beiden Armen, daß es aussah, als schütte er eine ganze Last Liebe hinunter und kam mir, der ich einen Atem lang nach ihm schaute, hurtig nach.

‚Ja,‘ meinte er dabei, ‚ich muß trotzdem hinauf. Er muß mir die Ruhe wieder geben, der Piz, die ich verloren, und muß mir das Schwere von der Brust schaffen, das mir da liegt seit verwichener Nacht.‘

‚He?‘ machte ich, ohne meinen Schritt anzuhalten. Aber er sagte nichts weiter, und so ließ ich's gut sein. Wir hielten uns nun tüchtig dazu, klommen von Fels zu Fels, von Stein zu Stein und tauchten bald in das Weltschweigen hinauf, das aus dem Unerforschlichen herabreicht bis an die Firne unserer Urzeitriesen, und das hinaufsteht ohne Grenzen und Enden, gleichsam das Urgeheimnis selber. Ihr kennt's, Herr. Mit einem Male ist man mitten drinnen; unversehens ist es da und trennt einen vom gewohnten Leben und Erleben ab. Nicht an alle Gipfel reichts herunter, und nur wenig Menschen kennen's; aber auf dem Piz d'Err-Firn steht dies ungeheure Schweigen.

Was Wunder, wenn wir eine Weile verhielten und, förmlich übermannt, mit angehaltenem Atem ins Innerste des unermeßlichen Alls hineinhorchten, wenn auch

seinen Herzschlag nicht vernehmend, so das Unerdenkliche doch ahnend.

Aber ob sich einem dabei sonst auch alles, was man duldsam schleppt, in ein heiteres Wohlgefühl aufgelöst, daß es einem ganz wunderlich leicht wird, diesmal bog die Stille dem armen Svendsen den Nacken nieder, entmutigte ihn, und er kam nicht mehr recht fort, gleich als ob ihm die Füße wie Steine im Boden steckten.

‚Höre,' hob er an und tat, als hätt' er Gott weiß was für eine Last mit dem knappen Atem zu wälzen, ‚ich fürchte, daß Christl da oben in meiner Heimat nicht aushält. Über Nacht ist mir eine Angst groß geworden, daß sie mir vor Heimverlangen krank werden könnte da oben.'

‚Ah,' machte ich, um ihm aus dem Sinn zu schlagen, woran ich heimlich selber glaubte.

‚Zu euch zurück kann sie dann nicht!' stieß er unbeschwichtigt hervor. ‚Nein, wenn sie einmal bei mir ist, muß sie bleiben, denn ... ich verwänd' es nicht, so sie ginge. Und ... ich bin nicht reich, weißt du. Ich muß tüchtig mit zugreifen, und sie wird auch mit helfen müssen; nicht gar zuviel, aber sie wird nicht fehlen dürfen.'

‚Zu leben habt ihr doch,' warf ich so gleichmütig als möglich ein und schaute mich nach dem Wege um, der auf uns wartete. Doch Svendsen setzte sich zur Rast nieder und spann den Faden fort, den ich gar zu gern abgebrochen hätte.

‚Die Sägemühle ist mein, und das Holz ist billig droben bei uns. Aber wir werden sparen müssen anfangs. Wir werden zusammenhalten müssen, Christl und ich. Vielleicht uns da einen Wunsch nicht erfüllen dürfen, vielleicht uns dort einen zu versagen gezwungen sein. Am Ende ist's ein bißchen eng im Haus und ein wenig düster; die Berge sind wohl auch nicht hell und klar genug und die Täler zu schmal, und die Leute, die sprechen eine fremde Sprache und singen fremde Lieder. Ja doch, ja doch,' redete er eifriger, als ich mich zu einem Einwurf anschickte, ‚'s ist meine Sprache und meine Lieder sind's, aber Christl klingen sie noch gar so fremd und unverständlich. Und da kann's kommen, daß sie vor Sehnsucht von mir fort zu euch verlangt. Und dann muß sie bleiben ...!'

Damit sah er zu mir auf, daß mir gar unbehaglich ward, weil ich nicht wußte, wohinaus er letzten Endes wollte. Aber da ich meinte, etwas reden zu müssen, sperrte ich den Mund auf und sagte: ‚Willst du, daß ich's der Christl so hinterbringen soll? Oder soll ich ihr raten, noch zu warten, bis dein Geschäft sich ausgebreitet hat und soviel trägt, daß ihr mitsammen hin- und herreisen könnt, so oft ihr mögt? Ich red' ihr's dir zu Liebe vor.'

‚Was gar!' rief er heftig. ‚Ich geh nicht ohne sie! Verhüt's der Himmel, daß du ihr so etwas vorredest. Und gar in meinem Namen. Du forderst das Warten nicht, und so ist's gut. Gefürchtet hab' ich's. Aber ehrlich: ich hätte nie dareingewilligt. Ich wäre nicht allein wieder davongegangen. Und wenn Christl etwa darauf bestände, aus Angst vor der Zukunft oder weil ihr die Trennung von euch und den Bergen zu schwer wird — ich — Gott weiß, was ich täte.'

‚Robert!' wies ich ihn unwillig zurecht, weil ich das elende Spielen mit freveln Gedanken nicht leiden mochte und für eine sonderliche Schlechtigkeit hielt, wenn's auf dem Piz geschah. ‚Red mir nicht so!' fertigte ich ihm also barsch zu. ‚Sag, was du willst und ich soll, und dann zu, daß wir weiterkommen.'

‚Kommen sollt ihr, wenn sie heimverlangt!' rief er und stand vor mir und hielt mich an den Armen.

‚Was ...' meinte ich verdutzt, denn es schien mir das Unmögliche verlangt. Wir, die Mutter und ich, sollten aus unserm Boden heraus und ... Ein Murmeltier hätte eher das große Weltmeer durchschwimmen, als wir den Weg machen können. So schien mir's.

Aber er rüttelte mich sänftiglich aus meinem Verwundern, und noch ehe ich zusammenbrachte, wie in aller Welt er so was von einem Menschen verlangen könne, nahm er mir schon das Versprechen ab, mit der Mutter hinaufzukommen in seine entfernte Mühle, sobald Christl leide; nahm es mir ab, indem er ohne langes Federlesen meine Rechte schüttelte, mich umarmte und wie ein Schwurgenosse aufs Maul küßte. Und als er das alles abgemacht hatte, stieg er rüstig dem Weg nach und rief dem Piz fröhlich zu: ‚Nun sollst du sie mir doch nicht

halten, alter Geselle! Heissah juhu!‘ Und tat einen Luftsprung und einen Juchzer, als wär’ er auf der Kirchweih. Danach blieb er wieder stehen, kehrte sich nach mir um und predigte wie ein lachender Pfründner mich über und über voll der schönsten und vortrefflichsten Dinge, die er erobern wollte und erschaffen und Christl zuschieben, daß sie’s habe wie der Herrgott in Frankreich. Ja, auch für uns Alte plante er das Schlaraffenland mit ewigen Festgewinden und Böllerschüssen und was weiß ich noch. Ich ließ ihn psallieren und hing meinen Gedanken nach, denn wenn mich seine Liebe zu dem Mädchen und seine Gutheit auch froh machten und vor mich hinlächeln ließen, brachte mir das abgenötigte Versprechen doch eine Teufelsnot. Denn daß ich’s nicht halten konnte, fast hätt’ ich’s beschworen, wenn mir das nicht unrätlich und unredlich vorgekommen wäre. Zum Glück war die Welt so ausbündig schön und der Piz mit, daß einer nicht allzulange in sich herumgrübeln konnte, sondern schauen und staunen mußte, wobei denn schließlich die leidige Geschichte fürs erste vergessen ward.

So gelangten wir auf die Schneefelder, die wie ein kunstgerecht bemehlter Tanzboden dalagen und so trefflich trugen, wie lange nicht. Fast mühelos ging’s aufwärts, leicht und flink, gleich als trüge uns der Piz in einer glasklaren Portechaise zu sich hinauf. Wenn wir uns dennoch aneinanderseilten, geschah’s, weil ich es so gewohnt war, nicht etwa, weil wir dem weißen Alten nicht getraut hätten. O, dem! Der war die Treue selbst, das wußten wir und jubelten wir, als wir auf der letzten beeisten Spitze standen und hinaus ins Unendliche schauten. Standen und standen, an die goldhelle Ferne verloren, die sich unabsehbar vor uns ausbreitete, in die all die weißleuchtenden Gipfel unsrer Bündnerberge und die höchsten Firne der Schweizer Umwelt heraufragten. Wie lange wir so hinausgestaunt, unsrer selbst vergessend, weiß ich nicht. Mag sein, daß es ein halb Stündchen lang war, mag auch sein, daß eine Stunde und mehr darüber vergangen. Genug, Svendsen riß sich endlich los und schickte sich zum Abstieg an, indem er mit einem frommen, fröhlichen Gruß in die Runde Abschied nahm von dem Lande, von dem er aufs Leben zu scheiden meinte. Weil wir aber beide am Seil gingen, wollte er sich losmachen, ein Endchen vorauszusteigen, soweit es völlig ungefährlich war.

‚Denn,‘ sprach er, ‚du wirst ihm nun auch Ade sagen wollen, und dabei braucht ihr zwei mich nicht.‘

Er meinte es gut, aber ich wehrte ihm. Nahm schweigend Urlaub von dem Berg, von dem ich alles Glück in mein Leben geschanzt hatte, und stieg still mit Svendsen zu Tale. Wir überquerten die lange Spalte und das obere Schneefeld und waren schon den halben Nordhang hinab, als ihm einfiel, ein paar Immerwährende mitzunehmen, die in der Nähe auf einem Felskopfe prächtig blühten. Und als er genug hatte, band er sie zusammen und barg sie in der Rocktasche, aus der er seine Brieftasche nahm, um Platz zu schaffen. Während er aber mit den Blumen hantierte, entglitt ihm das lederne Nichts und flatterte an mir, der ich drei Ellen tiefer auf sicherer Platte stand, vorbei, eh’ ich mich versah, und glitt in eine Klunze, die ein zwanzig Meter unter mir aufsperrte.

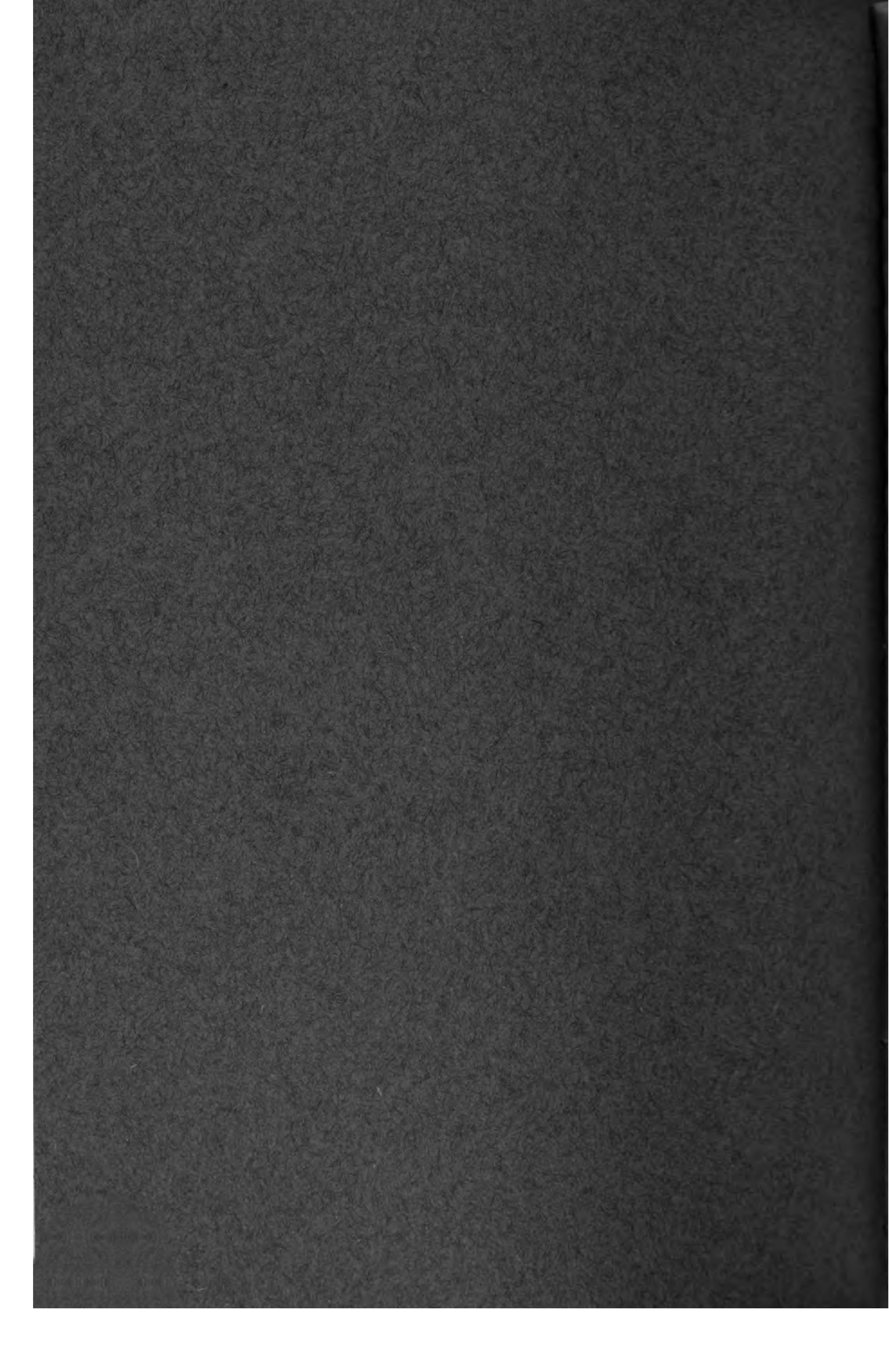
‚Potz Wode!‘ rief er mißvergnügt und schaute dem Lumpending nach. Und dann mich anguckend, lachte er und sagte: ‚Die müssen wir wieder holen.‘

Ich hielt’s für unnötig und brummte mein Teil. Da ich aber im flüchtigen Umschaun einen Steig ersah, der uns ja wohl ohne Schaden hinunterbrachte, schwieg ich und stieg langsam mit. Dabei kamen wir für einen Schritt oder zwei an eine Felsecke, unter der eine blitzsteile Wand stand, die ins Bodenlose hinunterhing. Ich kannte die Stelle und hatte vor Jahren auch schon einmal einen Blick in die Nacht da unten getan, aus der das Licht und das Leben verbannt schienen, und rief ihm deshalb ‚Vorsicht!‘ zu.

‚Schon gut!‘ rief er zurück, schrie gellend auf, taumelte und war hinunter. Mich warf Gott oder der Teufel oder der Schrecken an einen Felsblock, an den ich geklammert lag, wie angemauert, noch ehe der Schrei des Abgestürzten recht verhallt war und das Seil, das mich mit ihm verband, mit gewaltigem Ruck an mir riß. Die Arme hielten fest, denn die hatte die Todesangst um den Steinquader geschmiedet, aber die



Der Leibhusar
Ölstudie von Max Feldbauer



Füße glitten mir unterm Leibe fort, daß ich nun halb und halb in der Luft hing. Zwar sucht' ich, die Fußspitzen einzustemmen, aber das bißchen Gestrüpp und Geröll gab nach, und ich glitt immer wieder ab. Dazu zog mich die Last Svendsens schwer nach unten, daß ich die Zähne zusammenbeißen und alle Kräfte in die Arme drängen mußte, um mich festzuhalten. Und das galt es jetzt, wahrhaftig, sonst waren wir beide verloren. Wenn mich die Kraft verließ oder er mich losriß mit seinen wilden, verzweifelten Versuchen, aus dem Schlund herauszukommen, stürzten wir mitsammen in die unermeßliche Tiefe hinunter, bis wir auf irgendeinem Steintrumm aufschlugen und zerschmetterten. Was Wunder, daß ich ohne Besinnen und Bedenken schrie, er solle ruhig hängen! Er solle sich stillhalten, sonst sei es mit ihm aus und mit mir. Umsonst. War alles Rufen umsonst. Er machte die wahnwitzigsten Anstrengungen, sich am Seil hochzuziehn, um aus dem Rachen des Todes zu entkommen; und als er sich dabei die Knie endlich völlig zerschlagen und zerrissen haben mochte, versuchte er, an der Wand selber hochzuklimmen. Ein vergebliches Bemühn, denn die Wand bot keine Rettung; im Gegenteil, sie zehrte seine Kräfte auf und stieß ihn immer wieder hinunter, daß er in der Luft über dem bodenlosen Abgrund schwebte.

Jeder Sturz aber riß an mir, daß es mir schier die Armgelenke auseinandersprengte; und je öfter er abglitt, um so furchtbarer hatt' ich darunter zu leiden. Zwar bot ich alles auf, der Wucht der schrecklichen Abstürze zu widerstehn, aber ich fühlte nur zu bald, daß ich ihnen erliegen müßte, wenn er nicht abließ von seinem grausamen Kampfe. Das rief ich ihm zu. Ach was! Das brüllte ich ja wohl aus Leibeskräften und in wild aufjagender Angst. Und, Gottlob, endlich schien er mich zu hören und auf meine Worte zu achten, wenn es nicht die Erschöpfung war, die ihn zur Untätigkeit zwang. Dafür begann er aber sogleich auf mich einzustürmen mit rasender Zunge.

‚Hilf mir! Um Gott! Laß mich nicht umkommen. Zieh mich doch. Hol mich aus der fürchterlichen Leere. Um alles in der Welt, laß mich nicht stürzen!' Das schrie er in einem Atem voll grausiger Todesangst.

‚Ruh—ig,' predigte ich, und hatte kaum Atem zum Reden und einen Aufruhr in mir, als wollte das Blut aus allen Poren schießen. Dabei sah ich mich, so gut es gehen wollte, nach einer rettenden Gelegenheit um, zog die Knie an und suchte für die Füße einen Halt. Aber gleich begann er von neuem: ‚Warum hilfst du mir nicht? Vater! Vater!! Hol mich hinauf! Ich blute! Ums Himmels willen! Das Blut verklebt mir die Augen! Das Seil würgt mich ab. Rette doch. Tu doch etwas.'

Und als ob ihn seine Todesangst wieder überflute, fing er abermals an, in seiner tobenden Hast an der Wand emporzuklimmen und mühte sich ab und zerschund sich, und riß an dem Seile und mir, dem es den Leib schmerzhaft zusammenschnürte.

‚Ruhig!' forderte ich jetzt zornig und entsetzt, dem Ansturm schier erliegend, und versprach ihm blindlings alles, was mir über die Zunge lief.

‚Ich hol dich ja! Nur halte dich ruhig. Ich bring dich schon herauf. Nur rühr dich nicht!' und begann mich mit aller Gewalt näher an den Felsen zu ziehen. Doch Svendsen war schwer — und ich matt. Indessen spannte ich alle Muskeln im Leibe an, daß sie schier platzten, und zog mich keuchend dem umklammerten Block zu, schlug die Zähne in die Lippen und zog und zog, ein Haar breit, einen Halm breit — umsonst. Ich mußte den halben Zoll Gewinnst wieder preisgeben und hing alsbald nur noch wie ein verwehtes Papier an dem Steinquader, in den ich die Nägel gegraben, daß mir das Blut davonsprang. Was nun? Loslassen! Loslassen und dem grausigen Kampf ein Ende machen. Sonst wußt' ich nichts und dacht' ich nichts, von meiner Ohnmacht völliger Mutlosigkeit überantwortet. Wie ich aber nun die Hände lokkerte oder auch nur das Lockern im Sinne trug, schoß mir auf, daß der Piz, der treue, mich nicht töten könne! Daß er mich nicht verraten und verlassen dürfe zu guter Letzt — und kreischend wie ein Tier schrie ich um Hilfe, als müßte der Piz mich retten.

Kam aber niemand und regte sich nichts; nur Svendsen schrak auf und zerrte verzweifelter denn je am Seile und an

mir, um sich der Tiefe zu entringen. Da übermannte mich ein jäher Grimm. Da flackerte in mir eine fremde Wut auf, und je höher sie brauste, um so mehr fachte sie in mir den Willen zum Überwinden, zum Leben an. Ja, sie schien mir neue Kraft in die Arme zu strömen, so daß ich all dem grausamen Stürmen des Gestürzten, das mich ins Bodenlose mit hinabzureißen drohte, noch einmal Stand zu halten vermochte. Zähneknirschend und halb wahnwitzig vor Wut und Todesnot. Als er ausgetobt und danach wieder zu betteln begann, blieb ich ungerührt und unversöhnt.

Und als er mich beschwor: ‚Vater! Denk an Christl! Christl wartet auf mich!‘ schüttelte ich nur stumm den Kopf und biß auf die Zähne. Und als er weiter stürmte und schrecklicher: ‚Soll sie mich morgen in den Schrunden zusammensuchen? Morgen, wo sie mit mir . . .‘ brach ich ihm in die Rede und brüllte wie ein Tobender: ‚Ich muß leben! Ruhe! Ruhe!! Mich erwartet sie! Mich braucht sie. Und die Mutter steht und guckt nach mir aus. Nach mir! Was bist du ihr? Ein Fremder. Was bist du mir und Christl?‘

‚Vater . . .!‘

‚Nichts! Nichts!!‘ schrie ich wie von Sinnen. ‚Du willst mich hinunterzerren in die verfluchte Tiefe. Sterben soll ich um dich. Verwaisen soll sie um deinethalben, das willst du! Mein Weib verwitwen, das willst du! O du elender Hund, du!‘ und wütete gegen ihn in einem maßlosen Haß.

Da fühlte ich, wie er wieder am Seile emporzuklimmen suchte, die wunden Knie an der Wand einsetzend, wie er in wild emporzüngelnder Todesangst das Unmögliche von neuem unternahm in keuchender Hast. Im nächsten Augenblick mußte er stürzen; stürzen und mich mit hinunterreißen, denn schon jetzt vermochte ich mich gegen sein schonungsloses Zerren und Rasen kaum noch zu behaupten und kämpfte mit dem Tode ums Leben — und fühlte mich unterliegen. Ja, es ging zu Ende. So oder so. Noch einen Atemzug, dann sausten wir in das schreckliche Grab. Da half nichts — wenn ich nicht loskam. Und eh' ich's prüfte und bedachte, suchte ich mich aus der Seilschlinge zu winden, rang wie ein gepeitschtes Pferd, das Seil abzuschütteln, es durch Auf- und Niederwerfen des Körpers an dem Gestein durchzuscheuern. Da traf mich seine Stimme wieder, seltsam, wie aus weiter Ferne: ‚Vater . . . hilf! Ich falle . . .!‘ und ein Schauder lähmte mir die Glieder. Mit keuchendem Atem lag ich, in Schweiß gebadet; doch noch ehe ich seine Worte recht gefaßt, fühlt' ich ein seltsam Reißen am Seil, er schrie dumpf auf, und mir vergingen die Sinne."

Hier machte der alte Mann eine Pause und saß geraume Zeit mit geschlossenen Augen und leicht hintenüber gebeugtem Kopfe, mehr röchelnd als atmend. Mein! die alten Wunden, obwohl sie gewiß in den verwichenen Jahren vernarbt waren, mochten doch noch schmerzen. Nach einer Weile sah er prüfend unter seinen buschigen Brauen hervor auf mich und fuhr fort, mir zu erzählen.

„Als ich die Augen wieder öffnete, fand ich mich in einem Bett, das in der Stube daheim stand; und rings umher sah ich Kästen und wohlverschnürte Bündel — und gerade vor mir unterm Fenster stand der große Reisekoffer, darein Christl ihre und seine Sachen gepackt hatte; stand das bißchen Hab und Gut, das zu ihrem Glück helfen sollte in der neuen, fernen Heimat. Und oben auf dem Deckel lag hingebettet das Sträußchen Immerwährende, das sie sich gepflückt. — Glaubt mir, Herr, da schwoll ein Weh in mir auf, daß ich hätt' vergehen mögen. Ich verkroch mich in die Kissen, wie ein Tier sich verkriecht, wenn's sterben will, und wußte mir nichts Besseres als den Tod. Was auch sollte ich noch? Etwa hintreten vor das Kind und sagen: ‚Pack' den Reisekasten aus, denn ich hab' ihn hinuntergeschmissen, deinen Künftigen. Kram' dein Heiratsgut nur wieder hervor und wirf dein Troststräußlein auf den Hof, denn der Mann bleibt nun da.‘

Und sagen mußt' ich's doch. Gestehen mußt' ich's doch schließlich, das Unsagbare, Unerdenkliche, wenn ich auch bescheidentlich beifügte, daß ich zu allerletzt mein Toben gelassen und vor dem Morde zurückgebebt, und daß ich stillgelegen, wie vor Schaudern erstarrt. Ob sie mir's glaubte? Freilich, der Bauer vom neuen Hof, der mit bei denen gewesen, die uns auf einer gewagten nächtlichen Streife gesucht und gegen Morgen mich gefunden, als Leblosen

aufgehoben und heimgetragen hatten, der **Bauer**, **der** just bei mir war, als ich jetzt **zu mir kam**, berichtete, daß das Seil dort **gebrochen** wäre, wo es über den Rand der **Wand hinab**gehangen; daß es gewiß durch **den Absturz** Svendsens schon gelitten und **dann infolge** seines unablässigen Zerrens **und Reißens** völlig durchgeschlissen worden; **daß mich** als Führer also keine Schuld **treffe an** dem Unglück. Sagte er und sprach **von keinem** Verdacht und ließ sich nichts da**von träumen**. Aber wenn er auch recht hatte, **mitgerissen** hatte auch **ich**! Und ich wußte **wie**! Und ich allein wußte auch warum. **Niemand** außer mir. Zum allerwenigsten **das Mädchen**, das zur Stunde mit der **zweiten** Expedition draußen in den Löchern **und** Schrunden war, in den stillen, dunkeln **Felsen**kammern, und ihren Liebsten suchte. **Die** arme Christl ...

Weiß es Gott, ich hätt' mein Leben **itzund** hingeworfen, hätt' ich ihr damit **ihren** Bräutigam loskaufen können vom **Tod.** Aber ich konnte nichts, als mich ver**kriechen** wie ein feiger, erbarmungswürdiger Hund, dem das Verenden Erlösung gewesen wäre; tat nichts, als steif auf meinem Strohsack liegen, die Stirn in die Kissen gewühlt, und hörte und sah nichts mehr von der Welt, gleichsam überschüttet mit einem Berg erdrückender Qual.

Daß es mählich Nacht ward um mich, bemerkte ich dabei nicht. Daß der Bauer schließlich davonschlich, bemerkte ich auch nicht. Und daß sich wer anders durch die Türe schob und sie leise hinter sich riegelte, blieb mir ingleichen ungewahrt. Aber als sich jählings mein Weib über mich warf und meinen Nacken mit ihren Tränen überströmte, da wachte ich aus dem Starrkrampf auf; da wühlte ich mich gewaltsam unter der Last meiner Not hervor und kehrte mich der Jammervollen zu; drückte ihr nasses Gesicht fest auf das meine — und erzählte ihr alles. Auch das Entsetzliche. Stieß es wie ein würgendes Geheimnis aus mir heraus in Haß und wilder Angst, und preßte sie an mich so eng, so eng, daß sie mich nicht ansehen *konnte*, daß ihre Augen nichts von mir sahen. Aber kaum hatt' ich ihr das letzte gestanden — brach draußen ein Etwas zusammen, fiel hart gegen die Tür und schlug auf die Fliesen, ohne einen Laut. Christl.

Die hatte gelauscht. Nach ihrer Rückkehr von der vergeblichen Streife von der Mutter in die Kammer gebracht oder getragen und aufs Lager gebettet, hatte sie sich erhoben, sei es, um der Mutter zu folgen und der schlimmen Einsamkeit zu entfliehen, sei es, um zu mir zu schleichen mit ihren grausigen Fragen und ihrer Not — und hatte vor der verriegelten Türe stehen müssen und mit angehört, was ich ihr nie und niemals hätte sagen können und nie gestanden hätte.

Mit einem Sprunge war die Mutter draußen und ich nicht lange nach ihr; nein, nein! dicht hinter ihr, denn dieses Kindes Elend heilte meins. Und außer meinem heimlichen Jammer und Schuldgefühl hatt' ich ja nichts zu leiden; die Knochen waren heil, und die paar Schrammen am Leibe wollten nichts bedeuten. So war ich zugleich mit der Meinen bei der Niedergebrochenen, nahm die auf die Arme und schleppte sie, wie ein Säugling flennend, in ihr Kämmerlein — und rannte flüchtlings in Nacht und Nebel hinaus. —

Neun Tage suchte ich die Klüfte ab und gab nicht Ruh, ob mir's die Hilfsgenossen auch verargten. Vom Morgengrauen bis ins Abendwerden klomm ich die Riffe ab und fuhr am Seil in den Schlund der Tiefen, so weit es gehen wollte. Und wenn die Freunde sich mir widersetzten und nicht mehr Seil geben wollten, schwang ich den Pickel und schwor ihnen, den Faden zu zerhauen, wenn sie mich nicht tiefer fahren ließen.

Aber was half's, daß sie nachgaben und mir in allem zu Willen waren? Nichts. Es blieb alle Mühe verloren.

Indessen trieb ich's nur um so toller, wartete kaum noch auf die Wiederkunft der Sonne und mißgönnte den Ermüdeten auch die knappste Rast und machte die Nächte immer kürzer.

Christl hatt' ich all die Zeit daher nicht gesehen, denn sie lag blaß und still in ihrer Kammer, von der Mutter gehütet und mit dem jämmerlichen Trost versehen, den wir Armseligen in schweren Stunden zu geben haben. Tagsüber war ich ja auch draußen, und wenn ich im dicksten Dunkel heimkam, schlich ich mich wie ein Dieb in meine Ecke unten in der Stube, um nicht von ihr gehört zu werden, um nicht etwa von ihr gerufen und gefragt zu werden! Bei Gott

im Himmel, ich wär' geflohen wie ein gehetztes Wild und offenen Auges in die erste beste Schlucht kopfüber hinunter, eh' ich zu ihr gegangen wäre oder sie an mich gelassen und ihr gestanden hätte: ‚Nichts — — Ich fand ihn wieder nicht.'

Doch als ich spät abends nach dem neunten Tage durch die Haustür strich und sachte, auf den Strümpfen, durch das Dunkel tappte und meine Stube suchte, umschlangen mich zwei Arme und hielten mich ein Weilchen fest — und zogen mich dann jach an einen stummen, zuckenden Mund. Herr, da sank ich überwältigt von Weh und Wonne schluchzend vor ihr nieder und klammerte mich wie ein verstoßener, heilloser Sünder an mein armes Mädel. Das hielt sich strack, ob ich auch fühlte, wie ihre Kniee zitterten, und strich mir mit der Hand über den grauen, dummen Kopf und sagte mir: ‚Bleib' bei uns ...'" —

Nur mit Mühe hatte es der alte Garnjobst herausgebracht, denn die Zunge schien mit all dem Glück, so ihm damals widerfahren, noch immer nicht fertig zu werden. Nun aber saß er und ließ sich die hellen Tränen über das bartstoppelige, welke Gesicht laufen, das ein Schimmer von Jugend und Lebensseligkeit verklärte. Und als er die eiligen Tropfen mit dem Daumen zerdrückt und weggewischt, nickte er mir zu und bekundete, lächelnd wie ein vom Heiligen Christ beschenktes Kind: „Und so blieb ich bei ihr. Denn das neue Anwesen gaben wir dem Bauer zurück, verkauften das unsere und verließen die Gegend. Nun wohnen wir seit fünfzehn Jahren hier am Berge. Die Mutter starb uns bald, die liegt drunten in Solduno. Die Christl aber ..." — und hier stand er hurtig auf und trat wieder, Ausschau haltend, unter die Türe, wobei er schloß: „Die Christl muß bald kommen."

Und richtig. Sie lief dem letzten Worte gleichsam entgegen und stand alsbald vor der Schwelle. Freudevoll, besorglich hob ihr der Alte den Korb vom Rücken und folgte ihr geschäftig in die Küche, wo er die Hauspantoffeln und einen Trunk kühler Milch für sie zurechtgestellt hatte. Nicht lange, da kamen sie selbander herein; die stattliche Frau bot mir einen guten Tag, und als ihr der betuliche Alte einen Stuhl rückte, nickte sie ihm freundlich zu, was ihn ersichtlich beglückte. Nach einigem Hin und Her über Weg und Geschäft nahm er dann das Bild vom Tische, wo es noch lag, und gab es ihr in die Hände.

„Das schickt dir der Wirt von Marmorera durch den Herrn da," sagte er dazu und ohne alles Zagen. Er wußte wohl, daß auch in ihr die Zeit die alte Wunde geheilt, denn sie mochten mitsammen wohl schon so manches Mal während der fünfzehn Jahre von dem Toten gesprochen haben. Als sie das Bild nun in Händen hielt, schaute sie es lange und schweigend an, wobei ihr der Kopf ein wenig vorsank. Schließlich stand sie auf, gab mir die Hand zu einem wortlosen Dank und ging hinaus.

Acht Tage später begegnete ich ihr auf der bequemen Kantonalstraße im Maggiatal. Frei und fast fröhlich schritt sie daher, rief mir einen munteren guten Tag zu und war völlig wie ein stillbeglückter Mensch, der einen eigenen Reichtum hegt.

Da reckte ich die Arme hinter mich und holte mit beiden Lungen Atem und wanderte meine Straße weiter. So wohlgemut, ach was! so übermütig und singefroh, als hätt' ich den Rucksack voll ewiger Sonne!

Der Dolomitenwanderer

Die Dolomitentürme werden hell.
Du steigst hinauf wie durch ein Mondgelände,
Nicht Vogelflug, noch Pflanzenwuchs, noch Quell,
Und nirgendwo ein wandernder Gesell.
Der Jochwind nur fällt durch zerrißne Wände.

Der letzte Weg verendet steil und schmal,
Und Tiefen öffnen sich, die wir nicht fassen.
Kein Führer bringt dich mehr mit Seil und Stahl
Zurück, hinab ins warme Traubental,
Das du im Frühtraum unter dir gelassen.

Friedrich Otto

Die Auktion des Inventars der bankerotten Schauspielergesellschaft in Tripstrill

Schauspielerkarikaturen. Von Karl Fr. Nowak

ielleicht hätte alles in der Kunst des Schauspielers und in der Welt die Karikaturisten schon früh zu spöttischem Eifer reizen müssen. Sie sahen ja immer schon, wie sich die armen Schlucker, die ihren Thespiskarren mit lautem Marktschrei durch die Städte zogen, für drei Stunden auf kahlen Brettern in Helden und Prinzen wandelten, wenn sie nicht gar den Königspurpur um die Schulter warfen. Und aus der strahlenden Fee, die nach der Vorstellung mit Kußhändchen den Gästen im Parterre dankte, wurde oft genug, wenn sie den bunten Flitter von den Gliedern streifte, schnell wieder die abgehetzte, abgeschminkte und bürgerlich verfemte Mademoiselle, die an alten Flicken in ihrem Komödiantenwagen nähte. Aber es ist mehr als wunderlich, daß die satirischen Zeichner, die seit Menschengedenken gegen gesellschaftliche Zustände, gegen Mode und Unnatur, gegen Machthaber und Männer der Öffentlichkeit ihre bissigen Witze absandten, gerade hier an Kontrasten und an den herausforderndsten Zeichnermöglichkeiten fast



Herumziehende Schauspieler. Gemälde von William Hogarth, 1874 verbrannt

achtlos vorbeigingen. Spät noch haftet dem fahrenden Volk in Frankreich, in Italien, in England, in Deutschland das Erbe des Hanswursts mit der Schellenkappe an, und so zäh ist die gesellschaftliche Verachtung, in die der Schauspieler nach seinem kurzen Heroenrausch als in eine Scheinwelt wieder zurücktaucht, daß kaum die ernsthafte, künstlerische Verspottung lohnt. Erst dann, als er sich offenbar rächen will, als er beginnt, sich in dieser für ihn schlechtesten und grausamsten aller Welten mit Leichtsinn, Übermut und Abenteuern so gottlos wie nur möglich einzurichten, als er seine wachsende Dreistundenmacht über sein Publikum spürt, das ihm inmitten der sozialen Feme den nachsichtigsten Freibrief für tolle Ausgelassenheiten ausstellt: erst da regt sich ganz langsam die Aufmerksamkeit der Spötter und lachenden Tadler mit dem Stift auch für den Komödianten, dessen Maskenreich sie von jetzt ab neugieriger durchwandern.



Karikatur auf den Fanny Elsler-Kultus. Fliegende Blätter 1847. Pas de quatre, ausgeführt zu Ehren des Fräuleins Fanny Elsler von Bruder Jonathan, John Bull, Robert Macaire, dem deutschen Michel und dem Corps de Ballet



„Rodrigo, hast du ein Herz?" (Cid). Karikatur von H. Daumier

Nirgends hat von je alle Karikatur sich freier entfalten dürfen, als in England, nirgends entfaltete sie sich üppiger. Und es kam in England für die karikaturistische Entdeckung des Schauspielers noch hinzu, daß dort die vornehme Gesellschaft noch schroffer, noch prüder und scheinheiliger als in jedem anderen Lande die Türen vor einem Stande verschloß, von dessen Bestehen sie überhaupt nur auf dem Theater und nur durch die Pose des Theaters wissen wollte. William Hogarth hat als erster auch die wirkliche Welt des Komödianten gezeigt, den realistischen Kontrast zum angeputzten Glanz des Theaters, als er seine „Herumziehenden Schauspieler" mit einem Pinsel voll tendenziöser Farben malte. In Frankreich hatte das „grand siècle" auch den Schauspielern gegenüber nur den flatterhaften, leichten Sinn, der das Theater vergaß, sobald seine besten Helden die Marquisen und Kavaliere emphatisch entzückt hatten; jenen leichten, flatterhaften Sinn, der außerhalb des Theaters bei den großen Herren des Hofes nur nach der untheatralischen Gunst einer Schauspielerin oder einer Tänzerin ging. Ab und zu tauchen auch jetzt schon in Frankreich Schauspielerblätter in drastischer Verzerrung auf, wie um die gleiche Zeit auch im deutschen Schauspielerbezirk der vielgefeierten Karoline Neuberin, die über sich und allzu galante „Aktrizen" manch spitzes, nicht durchaus schmeichlerisches Zeichnerwort ergehen lassen muß. Aber in Deutschland, wie in Frankreich steht in jenen Tagen die Karikatur des Schauspielers doch noch weit mehr im Leben, als in der Kunst. Der

Orpheus in der Unterwelt
Karikatur von Chr. v. Stop



Mme. Réjane. Karikatur von Rips



Der französische Schauspieler Daubray
Karikatur von E. Bayard

Glanz und Nachruhm, die Gunst des Publikums für Vielbeklatschte verflackert jäh, wenn die versteckte letzte Ruhestätte auch für die stolzesten Triumphatoren der Bühne auf dem „Père Lachaise“ bereitet wird, und just im Jahrhundert der Aufklärung darf ein Dorfpastor sich weigern, als die Neuberin in Vergessenheit und halber Verbannung starb, den Sarg einer Schauspielerin zu geleiten. Die Maler und Zeichner des XVIII. Jahrhunderts, völlig verstrickt in Idyll und Schäferspiel und keckes Getändel, hatten in der Hauptsache, da sie das Lebensspiel der adligen Damen in Bann und Atem hielt, weit lockenderen Vorwand als die Mimen. Die durften, solange Jugend und Mittel hielten, ihre Grotesken im Dunkeln ausleben und in Verwegenheiten.



Karikatur auf Antoine, den Begründer der französischen Freien Bühne. Von Desiré Luc

Die wirkliche Schauspielerkarikatur, die ihre Ironie bewußt an dem Theater übte, hat erst das bürgerliche XIX. Jahrhundert gebracht. Dies Jahrhundert des Völkererwachens hat's ja überhaupt erst den kühnsten Zeichnern gestattet, ohne allzu bange Furcht in politischen Zerrbildern die Verkehrtheiten des Tages, Verkehrtheiten von Herrschenden und Beherrschten abzuspiegeln. Überdies war das Theater längst ein allzu starker, allzu einflußreicher Machthaber in der Kultur der Massen geworden, um noch länger gänzlich bei den Karikaturisten ohne Beachtung zu bleiben: so stark sogar griff diese Macht des Theaters auf die Massen über und so sicher hatte auch sein inneres Ansehen sich allmählich gefestet, daß plötzlich die Karikatur, die dem Schauspieler und seiner ganzen Sphäre, kurz allen Theaterzusammenhängen galt, völlig die alte Richtung verlor, daß plötzlich sich alle Ziele verschoben, nach denen die Spottvögel mit ihren zeichnerischen Keckheiten schossen.


Plakat für die Tournée der Yvette Guilbert von C. Léandre

Der Schauspieler des neuen Jahrhunderts, das alle Stände gleichmachen möchte, weiß kaum mehr etwas von bürgerlicher Feme. Er ist nicht allein gesellschaftsfähig geworden: auch sein äußeres Dasein wurde bürgerlich, seine Abenteuer verlieren die zweifelhafte Roman-

tik, die einst dem Stande fahrender Komödienspieler halb als Privileg anhaftete. Die zeichnerische Satire wird sich jetzt, wenn sie dem Schauspieler nachgeht, nicht mehr um seine Sitten kümmern. Die lustigen, harmlos treuherzigen Bildchen, die der gemütliche Oberländer für die „Fliegenden Blätter“ arbeitet, sind nur Humor und drollig aufgelegte Laune: sie wissen von der Schärfe der Satire nichts. Noch einmal lachen sie über die letzten Fragmente schauspielerischer Wanderromantik und übersetzen das Sittengeschichtliche, den Kulturzustand von einst gutmütig und genrehaft in aussterbenden Schmierenulk. Vielleicht ist kein Karikaturenblatt deutlicher für die Harmlosigkeit solch zeichnerischen Humors, der sich am Schauspieler und seinem Gewerbe übt, als ein altes Blatt „Die Auktion in Tripstrill“ mit ihrem „Inventarium der bankrotten Schauspielergesellschaft“, die in verzweifelhaftem Wirrwarr, als auch die Glanzvorstellung des



Mitglieder des Burgtheaters unter Laube
Karikaturzeichnung von G. Gaul

Theaterrepertoires keinen zahlenden Enthusiasten mehr an die Billettkasse nötigt, all ihr Requisit in kunterbuntem Aufmarsch versteigert. Es gibt da defekte Sonnen, gibt eine „hölzerne Weisheit — ohne Kopf“, geflickte Königsornate und Garnituren abgenutzter Gewitterwolken, halbe Monde, transparente Wälder, steifleinene Liebesgötter und Ehrensäulen aus Löschpapier, — es sind Scherze ohne Grimm, Schnurren ohne Feindlichkeit, die Niemand mehr an die Tragik, an die Auswüchse verschollenen Komödiantenelends sich zurückerinnern lassen. Indes sucht die Satire, die dem Theater zustrebt, sich bereits andere Wege. Sie treibt Massenpsychologie und belauscht das Publikum im Parkett und auf den Rängen. Sie verspottet die Epidemien ästhetisch Verliebter, wenn der Verhimmelungskult für eine berückende Tänzerin alle Grenzen der Vernunft überspringt, und entwirft ironische Blätter auf den „Fannytismus“,







Karikaturen auf Mitglieder des Wiener Burgtheaters. Von G. Gaul



Karikatur auf Alexander Girardi

wenn London, Paris, Wien und Berlin von der Grazie der Fanny Elsler die Köpfe sich verwirren lassen. Von dem Schauspieler als Masse, der ungenannten beruflichen Vielzahl hat die Satire sich abgewendet und marschiert gegen sein Publikum los. Und als sie sich dann erneut gegen den Schauspieler selbst wandte, zielte sie nicht mehr in sein Treiben und Leben. Sie setzte — wenn's auch seine verwundbarste, empfindlichste Stelle war — nur mehr dort an, wo der Schauspieler die Öffentlichkeit allein noch anging: sie faßte ihn unmittelbar an seiner Kunst.

Frankreich machte unter den Karikaturisten nicht bloß den Anfang mit den Boshaften, die die tragischen Helden einmal auch anders sehen wollten, als die vom Rampenlicht geblendete Menge; Frankreich steuert auch die weitaus größte Zahl von Schauspielerkarikaturen bei. Und man darf's überdies eingestehen, daß seine Zeichner die sprühenderen Temperamente, daß ihre Linien, ihre Einfälle kühner, glänzender sind und ihre Technik virtuoser ist, als die noch immer vereinzelten karikaturistischen Versuche deutscher Zeichnersatiriker. Mit Honoré Daumier, dem verschwenderischsten unter allen seinen Kollegen, beginnt eine übermütige Reihe genial Begabter oder doch, wenn's bis zum Genie nicht reichte, origineller und im Festhalten des Absonderlichen, im raschen Finden und drastischen Festprägen des Charakteristischen sicherer Künstler, die auf dem Wege über Bayard, Marcelin und Christian von Stop bis zu Léandre und Toulouse-Lautrec, zu den „Malern von Montmartre" hinüberführt. Sie alle haben für den komischen Beiklang im Pathetischen ein geschärftes Ohr, wenn das Pathos Alltagsdinge und Alltagsworte zu unbegründeter, grotesker Deklamatorenhöhe emporträgt; sie alle haben geschärften



Georg Engels
Zeichnung von Edmund Edel

Kainz und Girardi, jeder in der Rolle des andern
Zeichnung von Th. Zasche





Alexander Moissi Friedrich Kayßler Gertrud Eysoldt
Zeichnungen von Ernst Stern (Aus dem Album „Theater-Teufel“. Verlag der „Lustigen Blätter“, Berlin)

Blick für Nebenerscheinungen an des Künstlers Gestalt im grellen Bühnenlicht, für eine disharmonische Bewegung, für ein unmerklich störendes Glied, das sie der Illusion entreißt und ihnen zugleich die Inspiration der künstlerischen Übertreibung schenkt. Es ist dabei kein bloßer Zufall, daß sich ein Allesüberwinder gleich Daumier, wenn er schon seine Grotesken aus dem Theater holte, am liebsten vor ganze Szenen stellte, gleichgültig, wer sie spielte: seine zeichnerische Kraft, die wahre Spottsymbole ausstreute, mußte nicht nach dem Persönlichkeitsreiz haschen. Er karikierte die Schauspielerei, nicht einen Schauspieler, wie Désiré Luc den jungen Antoine,

Ernst von Possart. Zeichnung von Olaf Gulbransson
Aus dem Karikaturenalbum „Berühmte Zeitgenossen“
(Verlag Albert Langen in München)

Léandre den älteren Cocquelin mit seinem breiten, noch vergröberten Gesicht dargestellt hat. Am Ende der Karikaturisten-



Max Reinhardt. Zeichnung von Olaf Gulbransson
Aus dem „Simplicissimus“

reihe von Montmartre steht dann noch Toulouse-Lautrec, der sich seine Anregungen aus der „Comédie Française“ holt, oder bei Coquelin oder auch bei der hageren Yvette Guilbert mit ihrem Entengesicht und den schwarzen, wehenden Riesenhandschuhen. Wie Christian von Stop vom Schauspiel zur Operette Offenbachs hinübereilte, so verzichten die Maler vom Montmartre mitunter auf die ausgesprochene Theaterkarikatur und schweifen keck ins Kabaretthafte hinüber. Toulouse-Lautrec zwingt seinen Stift bewußter

als alle auf dem Montmartre zur Karikatur. Er verzerrt sogar ihr eigenes Wesen, steigert es tollkühn, und selbst wenn er einen gutmütigen, nicht unbedingt exzentrischen Lacher von gallisch-beweglichem Temperament wie Cocquelin in einer witzigen Maske erwischt, wendet er bedrohlich die Satire ins Zynische.

Man ist in Deutschland weitaus sanfter. Milde waren die Blätter, auf denen einst König die Helden der altberliner Posse in die Tagesunsterblichkeit einer Zeitung hinüberrettete, und Johann Nestroys bissige Spitzen gegen Wagner trafen sicherlich besser, als die sänftiglichen zeichnerischen Parodien, die ab und zu die Opernworte und Operngebärden von Wagners Sängern begleiteten. Und eigentlich hat sich in Deutschland, wenn man von Gulbranssons glänzendem Einfall absieht, zeichnerisch die Ähnlichkeit Possarts mit einem Papagei nachzuweisen, wenn man ferner die Zeichnerspäße neuerer humoristischer Zeitschriften nicht zählen will, dem Schauspieler nur der Wiener Zeichner G. Gaul mit satirischer Angriffsabsicht genaht. Gaul hat nach und nach eine ganze Karikaturengalerie des Wiener Burgtheaters aneinander gereiht, und man darf ihm nachrühmen, daß er in all seine zierlichen Miniaturbildchen ein Stück von der großen, alten Tradition dieser glanzbestrahlten deutschen Theaterstätte auf witzige, glückliche Art mit einwob. Alle „Säulen" des alten Hauses am Michaelerplatz, alle Säulen der Glanzzeit sind da, und aus den Gaulschen Blättchen, auf denen sich die ursprüngliche Angriffslust des Zeichners recht bald in ein höfliches, unwillkürlich selbst bewunderndes Sichmokieren wandelt, spricht deutlich des einzelnen Künstlers vielgefeierte, schauspielerisch bezeichnende Art. Lewinskys finsteres Intrigantentum wird sichtbar, die leichte Neigung zum Gerührtsein und Erschüttertsein verraten an dem gepanzerten Sonnenthal im Frack die halb angedeuteten vielbelächelten „Tränensäcke". Krastels losstürmende Feurigkeit, Ernst Hartmanns abgeglättete Eleganz hat Gauls Zeichnerstift geführt, und wenn in dem Wolter-Bildchen auch nichts vom Hellenentum der Künstlerin ist, nichts vom „Wolterschrei", so spricht das Blatt doch um so klarer von der unumschränkten Theaterherrschaft einer Diva. Alle Gaulschen Blätter suchen freilich die billigste Karikaturenwirkung: sie geben die Figur des Darstellers verkürzt, deuten im Kostüm, durch Waffen, allerlei Garderobenbehelf und betontes Bühnenrequisit sein Rollenfach an und lassen den Darstellerkopf selbst ins Riesige, zum wenigsten ins Unverhältnismäßige wachsen. Oft zeigen die Gesichtszüge kaum mehr als eine karikaturistische Behandlung in liebenswürdigster, zartester Andeutung: fast verblüfft die Gleichheit in der mimischen Belebung. Und vielleicht hat wirklich die Sprechkunst, die mit unerbittlicher Strenge der kleine „Korporal Laube" im alten Burgtheater lehrte, diesen Gesichtern bestimmtes, einheitlich berührendes mimisches Gepräge verliehen, wie ja auch noch in der Karikatur die Vornehmheit, die Ungezwungenheit jener großen Geste lebendig und einheitlich bleibt, die in hartem Mühen einst Laube zur „Burgtheatergeste" zwang. Die frische Ungebundenheit, mit der Th. Zasche einmal Kainz und Girardi einander gegenüberstellte, jeden in der Pose des andern, hätte nur schlecht zur Heroenversammlung der tragischen Wiener Muse gepaßt. Zu den Karikaturen der Franzosen oder gar zu der Shakespearischen Linienkraft eines Daumier ist jeder Maßstab hier verwehrt. Überdies war von je dem Wiener die weiche, anmutsvolle Liebenswürdigkeit noch wichtiger als sprühender Esprit oder boshafter Spott. Auch die Burgtheaterhelden durfte ein Wiener Zeichner lustig parodieren: ohne indes zu vergessen, daß er in der Schauspielerstadt keinem der Lieblinge allzu empfindlich nahekommen durfte.

Und nicht allein die Wiener: das deutsche Publikum überhaupt hat immer noch mehr Ehrfurcht vor dem Theater, als die ironischere, kritische Unabhängigkeit, mit der die Franzosen im Theater sich mitunter auch über komische, oft unvermeidliche Nebentöne belustigen können. Erst wenn jene stumme Ehrfurcht sich auch bei uns in heitere Unbefangenheit gewandelt hat, oder wenn die Überschätzung des Theaters schließlich ein Auswuchs ohne Grenzen geworden sein wird: erst dann werden auch die eigentlichen Karikaturisten der Helden auf deutscher Szene kommen.

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Ottomar Enking, Mathias Tedebus, der Wandersmann (Berlin, Bruno Cassirer) — **Das Gespensterbuch** (München, Georg Müller) — **Auguste Hauschner, Die große Pantomime** (Berlin, E. Fleischel & Co.) — **Paul Burg, Die Wetterstädter** (Leipzig, Paul List) — **Wilhelm Krauel, Das Erbe der Väter** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) — **Oskar Wöhrle, Der Baldamus und seine Streiche** (Stuttgart, Die Lese)



Es ist bekannt, daß Conrad Ferdinand Meyer, der „Brokat" dichtete und die königliche Geste liebte, sich nur in großen, luftigen Sälen wohl fühlte. Seine Zimmer mußten mindestens zwölf Fuß Höhe haben.

Für Ottomar Enking wäre die Hälfte schon zu viel. Er liebt die kleinen Leute. Nur sie kann er schildern. Er duckt sich in ihre niedrigen Stuben, in denen an hohen Festen der knusperige Gänsebraten aufgetragen wird. Er hat eine starke Neigung für das ehrsame, auf Reputation haltende Kleinbürgertum, dem Philisterglück die Hauspantoffeln wärmt. Aber soviel Wärme oft in den engen Stuben sein mag — es ist öfter noch etwas Lichtloses, Muffiges, Bedrückendes darin. Man möchte die Fenster aufreißen, damit die Stickluft flieht, damit die Sonne in alle Winkel scheinen kann. Denn in der dumpfen Enge verschimmeln die Seelen. Unfrei und weinerlich stehen die Menschen vor dem Schicksal, das nichts Erhebendes oder Zerschmetterndes mehr hat, sondern nur etwas Quälendes und Zermürbendes.

Das Haus, in das uns Enking diesmal führt, liegt wieder in einer holsteinischen Kleinstadt, es hat wieder ein Kauflädchen im Erdgeschoß und darüber Wohnräume, es wird so dicht von Bäumen beschattet, daß nicht genug Licht in die Zimmer dringt. In diesem Hause herrscht eine alte Frau tyrannisch über Tochter und Enkelin — so eine unheimliche Schicksalsgroßmutter, wie sie der Erzähler schon in den „Darnekowers" unseligen Angedenkens geschildert hat. Da tritt nun ein neuer, junger, fröhlicher Mensch in die krummgedrückte und belastete Familie: Mathias Tedebus, ein Buchbinder. Er ist sozusagen der ideale junge Mann — mindestens für Mütter, die eine Tochter zu verheiraten haben. Wenn er den Kleister anrührt, singt er schmetternd „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren"; wenn er eine Statue sieht, schämt er sich, daß sie keine „ehrbaren Kleider" anhat, und wenn er in dem Schlafzimmer eines angebeteten Backfisches Licht erblickt, drückt er errötend beide Augen zu. Dieser fromme, keusche, sittsame, bescheidene, zuvorkommende und geschäftsgewandte Jüngling hat fraglos eine Zukunft vor sich. Wer wollte daran zweifeln, daß er sein Geschäft in die Höhe bringen, durch das Vertrauen seiner Mitbürger in Kirchenvorstand und Stadtverordnetenkollegium gewählt werden, endlich durch den Kronenorden vierter Klasse ausgezeichnet werden wird? Er also kauft Geschäft und Haus der belasteten Familie und gerät dabei durch seine Gutmütigkeit, Eselsgeduld und Schafsdummheit allmählich selber unter die Fuchtel der tyrannischen Großmutter. Denn sein Gehirnkasten ist von Pappe, und es ist schwer zu glauben, daß in ganz Deutschland noch ein ähnlich flauer Kleisterfritze herumläuft.

Ottomar Enking scheint es nicht zu merken, daß dieser sanfte Fridolin der verdrießlichste Jammerlappen der Erde ist. Er preist noch immer sein tapferes Herz und nimmt ihn noch immer wichtig, wenn Herr Mathias für den Leser längst erledigt ist. Ja, man wird den frumben Helden nicht nur langweilig und komisch, sondern leicht auch ein wenig verächtlich finden. Was tut er denn eigentlich? Er bringt sich von vornherein durch schwächliche Unentschlossenheit in eine schiefe Stellung; er läßt sich dann von dem Vater seiner Angebeteten durchprügeln und hinauswerfen; er heiratet schließlich die abgelegte Braut eines schmierigen Hochstaplers; er kann sein Weib so wenig halten, daß es um ein Haar wieder in die erhobenen Arme ihres alten Liebhabers zurücksinkt; er muß es erleben, daß seine vergötterte Tochter sich heimlich an einen gemeinen Kerl hängt und ihm einen illegitimen Enkel beschert; er erzieht den Enkel und entdeckt, daß dieses Früchtchen ihn bestiehlt. Das alles passiert ihm, dem guten Bürger, dem Stadtrat, dem frommen Mann, der immer brav gewesen ist und immer „Lobe den Herrn" gesungen hat! Wie Hohn klingt ihm der Choral jetzt entgegen, er ist nach der letzten bitteren Erfahrung drauf und dran, seinen frommen Glauben wie ein schlechtes Gewand fortzuschleudern, er will sich (in einer stark theatralischen Kirchenszene) selbstmorden — da fällt sein Blick auf den Gekreuzigten, der den bittren Kelch bis zu Ende getrunken hat, und er steckt das Taschenmesser rasch wieder weg. „Da aber Gott nun sah, wie sich diese Seele überwunden und zu ihrer Läuterung und ihrem Frieden hindurchgerungen hatte, so tat er an dem Leibe das Werk der Barmherzigkeit" — Mathias Tedebus stirbt schnell und sanft als ein Gerechter.

Nach den angeführten Worten soll der Held also einen Läuterungsweg gegangen sein: deshalb wird er im Titel auch als „Wandersmann“ bezeichnet. Aber wandert er denn wirklich? Macht er denn im Ernst irgendeine geistige Entwickelung durch? Steht er nicht am Schlusse auf genau dem gleichen religiösen, moralischen und staatsbürgerlichen Standpunkt wie am Anfang? Weder räumlich noch intellektuell verläßt er sein Krähwinkel; Probleme irgendwelcher Art existieren für ihn nicht; mit der einzigen Frage, die sich dazu auswachsen könnte, mit der Frage, warum Gott gerade ihn, den Gerechten, so schwer züchtigt, wird er beneidenswert rasch fertig und beantwortet sie aus seinem frommen Kindheitsglauben. Wo ist also da ein Wachsen und Wandern? Nein, dieser Herr Mathias Tedebus trägt ein ganz falsches und irreführendes Plakat: er ist tatsächlich der typische Philister, der als solcher von vornherein fertig ist und nicht die Fähigkeit hat, sich zu entwickeln. Deshalb ist es im Grunde auch ganz egal, was er erlebt; es läuft alles an ihm ab. Und sein Schicksal fließt nicht rein aus seinem Charakter und aus seinen Anlagen, sondern es wird ihm teils aufgedrängt, teils ist es überhaupt nur eine „Heimsuchung“. Wenn er sich von der Familie Clasen ganz bestimmen und einwickeln läßt, wenn er zuletzt gar Fine heiratet, so mag man das noch aus seiner ganz passiven Natur heraus verstehen; wenn seine Tochter ihm Schande macht, so wird man als weitherziger Mensch allenfalls auch hier noch einen gewissen Zusammenhang zwischen Wesen und Schicksal konstruieren, obwohl die Tochter ebensogut zu straff gescheitelter Ehrbarkeit hätte gedeihen können. Wenn aber schließlich der Enkel ein Ladendieb wird, so hört auch die letzte Notwendigkeit des Geschehens auf. Das ist „Pech“ — nichts weiter. Mit der gleichen Wahrscheinlichkeit hätte Herr Tedebus das Genick brechen oder am Magenkrebs erkranken können. Es hat nichts mehr mit seinem Charakter und seinen Anlagen zu tun; es ist, um das Wort zu wiederholen, eine Heimsuchung. Aber gerade dadurch bekommt die Weltanschauung des gediegenen Buchbinders den Knacks.

Hier haben wir den Punkt, worauf es mir ankommt. Hier dokumentiert sich der Geist des Buches und des Erzählers. Für Ottomar Enking ist das Schicksal etwas Vorherbestimmtes, über den Menschen Verhängtes, Unabänderliches. Von einer unbekannten Macht kommandiert, saust es auf den Sterblichen nieder. Es findet seine Begründung und Rechtfertigung nicht mehr in der Natur des Individuums; es hat gar keine oder nur ganz lose Beziehungen dazu — Beziehungen, die man nur dumpf ahnen kann. Der gespenstische Begriff der Erbschuld dämmert von fern auf. Kurz gesagt: wir sind glücklich wieder bei den Tendenzen angelangt, gegen die Platen einst seine „Verhängnisvolle Gabel“ schrieb. In moderner Garnierung, aber ohne daß sie dadurch schöner geworden wäre, lebt die alte Schicksalstragödie wieder auf. Das ist ja bei Enking nichts Neues. In seinen „Darnekowern“ kam er sogar mit dem prädestinierten Mordbeil. Unsere Väter, die ein starkes, stolzes, tatkräftiges Geschlecht waren, haben über solche Ausgeburten eines muffig gewordenen Geistes gelacht. Die schwächliche Gegenwart nimmt sie mit Sympathie entgegen und fühlt ihre Unkraft darin begründet und erhoben. Denn wenn alles Zufall und Vorherbestimmung ist, dann hat es natürlich keinen Sinn mehr zu kämpfen, sondern dann ist es die höchste Weisheit, sich still zu ducken und ergeben zu tragen: Kismet! Aus dieser Wurzel wachsen Resignation, Fatalismus, Quietismus, die bei Individuen und Nationen mit einer Bankerotterklärung gleichbedeutend sind.

Es wäre nun nicht besonders wichtig, wenn es sich hier nur um ein einzelnes Buch handelte. Wir würden dann eben sagen, daß Ottomar Enking in seinem Roman „Mathias Tedebus, der Wandersmann“ (Berlin 1913, Bruno Cassirer) wiederum jene dumpfe Unfreiheit und geheime Schwäche verriete, die wir bereits früher bei ihm fanden. Wir würden hinzufügen, daß ein tiefer und tragischer Eindruck schon deshalb nicht aufkommen könnte, weil der Held für sein Schicksal nicht recht verantwortlich sei. Und wenn man weiter bemerkt hätte, daß alle Figuren des Romans doch eigentlich etwas Überreiztes haben, könnte man sein kritisches Handwerkszeug getrost zusammenpacken. Ein größeres Gewicht bekommt dies alles erst dadurch, daß wir den Erzähler als echtes und rechtes Kind der Zeit erkennen. Er ist keine vereinzelte Erscheinung: der Geist, der aus seinen Büchern spricht, ist symptomatisch für die ganze Schwäche und Unfrische unserer Gegenwart. Der alte Zacharias Werner, dem Enking nicht nur in der Schicksalsauffassung nahesteht, sondern auch in der Neigung, seinen Personen eine gewisse nicht ganz saubere Sinnlichkeit mitzugeben, hat eins seiner Werke „Die Weihe der Unkraft“ genannt. Dieser Titel würde den „Mathias Tedebus“ und alle seine Brüder decken — ja, ich glaube, überhaupt den größten Teil der heutigen Literatur. Der Heroismus unserer Zeit, hat Thomas Mann kürzlich bekannt, ist ein Heroismus der Schwäche.

Braucht man erst zu beweisen, daß es vom Enkingschen Schicksalsroman nur ein kleiner Schritt zum Gespensterroman ist? Beides Blasen, von der gleichen Zeitströmung geworfen. Die innig verwandten Elemente durchdrangen sich einst in Grillparzers „Ahnfrau“, und neben Zacharias Werner stellte sich E. Th. A. Hoffmann. Wir können heut wieder Ähnliches beobachten. Der Gruselhoffmann ist äußerst modern; das letzte Jahrzehnt sah ein halbes Dutzend Neuausgaben seiner Werke. Und nicht genug, daß Hanns Heinz Ewers, Gustav Meyrink, Karl

Hans Strobl u. a. ihre Phantasie um Spuk **und** Fratzen spielen ließen — sie holten uns **auch** aus der ganzen Weltliteratur ihre Gesinnungsgenossen zusammen, stempelten Edgar Allan Poe zum Genie ersten Ranges **und drängten** uns die „Satanisten" aller **Zonen** auf. Wenn es nicht zur Erschütterung des Herzens langt, langt es doch vielleicht zum Sträuben der Haare. Und eine Zeit, die ihre Schwäche verbirgt, indem sie stärkelt und rasselt, die am Gesunden, Natürlichen und Ruhigen vorübergeht und aus innerster Sympathie das Krankhafte, Fieberhafte, Künstliche, Aufgepeitschte preist, sie wird sich den Nervenkitzel des Unheimlichen nicht entgehen lassen. Es ist eine alte Erfahrung, daß an Gespenstergeschichten gerade furchtsame Kinder und Frauen, weiter Schwächlinge und Feiglinge allerart das größte Vergnügen haben.

So war es ein richtiger, allzu richtiger Zeitinstinkt, der Felix Schloemp antrieb, ein „Gespensterbuch" herauszugeben (München 1913, Georg Müller). Es hat im Handumdrehen sechs Auflagen erlebt. Im Vorwort tritt Gustav Meyrink den „armseligen" Dichtern entgegen, die „immer wieder Gastwirte, Felder, Oberlehrer, Kühe und Kommerzienratstöchter schildern". Es lohnt sich nicht, diese schnurrige Rede pro domo zu widerlegen. Wir stürzen uns gleich in den Strudel und warten auf das Grauen. Unter den zwölf hier versammelten Geschichten sind ein paar berühmte Stücke der Weltliteratur. An der Spitze Maupassants „Horla", die beklemmende Meisterdarstellung halluzinatorischen Wahns. Dann das von Prosper Mérimée mit klassischer Ruhe geschilderte „Gesicht Karls XI." Edgar Allan Poe ist mit der „Maske des Roten Todes", E. Th. A. Hoffmann mit dem „Sandmann" vertreten. Kipling will nicht recht in diese Gesellschaft passen, während Gogol schon eher Gastrecht verdient. Am meisten überrascht eine Spukerzählung von Edward Lytton-Bulwer. Es gibt ja nichts, was dieser bewegliche Schriftsteller nicht einmal versucht hätte: sein hurtiges Talent machte mit großer Geschicklichkeit alles, was irgendwie Erfolg versprach. Aber das Merkwürdige ist doch, daß sein „Gespensterhaus" noch am ersten ein gewisses Gruseln weckt. Wenn man es in stiller Nacht liest, kann es geschehen, daß man sich plötzlich im Zimmer umsieht. Das erreicht keiner der übrigen — ich habe vergebens bei dem „Totenschiff" von Pierre Mille, bei der reichlich billigen und geschmacklosen Kirchhofsphantasie von Frédéric Boutet, bei der anatomischen Scheußlichkeit von Meyrink, bei den Beiträgen von Strobl und Hanns Heinz Ewers nach einem richtigen Grauen gefahndet. Man vergißt fast niemals, daß man hier Akrobaten einer Leichenphantasie vor sich hat, die sich in allerlei Verrenkungen ergehen und sich selber an ihren kalten und künstlichen Ausschweifungen mehr erhitzen, als den Leser. Hanns Heinz Ewers, der von ihnen am kältesten bleibt, ist deshalb immer noch der interessanteste. Aber je länger man unter den Gespensterdichtern weilt, um so stärker fühlt man: welch ein armseliges Metier betreiben diese Leute! Ob sie Sensationen über Sensationen häufen — sie werden auf die Dauer einfach langweilig! Und der Grund dafür? Edward Bulwer sagt im „Gespensterhaus": „An den nachweislich besten Spukgeschichten frappiert uns stets eines, und das ist — der Mangel alles Seelischen, des erhabenen geistigen Elementes." Diese verehrten Revenants und Geister haben für einen Kulturmenschen gar zu primitive Neigungen. Sie poltern, balancieren Tische und sind entweder harmlose Trottel oder bösartige Bestien. Das ist zu wenig, und deshalb wird uns der Verkehr mit ihnen bald zu dumm.

Opus 3 — der Roman „Die große Pantomime" von Auguste Hauschner (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.) — ist nicht minder zeitgemäß als die beiden andern Bücher. Es wird darin eine Frage angeschnitten, die aus erklärlichen Gründen unsre moderne Literatur sehr beschäftigt. Eine Epoche nämlich, die nicht fähig ist, der Dichtung echten Gehalt zu verleihen, künstelt um so mehr an ihrer Form herum — vide die Scharen unserer Artisten. Es tritt eine Wortverfeinerung ein, die nicht mehr zu überbieten ist und die am Ende einen Ekel vor der Leere des bloßen Wortes erzeugt. Man erfindet deshalb neue Ausdrucksmöglichkeiten, zieht alle Ausstattungskünste heran, ruft die Musik zu Hilfe, und der Schluß ist, daß das Wort überhaupt vor einer reinen Gebärdenkunst, vor dem Tanz, vor der Pantomime die Segel streicht. Hofmannsthal, der erst von dem Wortkünstler Stephan George ausgeht, sich dann mit Richard Strauß verbündet, in Max Reinhardt einen Helfer findet, für eine Tänzerin eine Art Text schreibt und bei der Pantomime landet, zeigt diese Entwicklung deutlich. Im Gröberen wird ihr Endziel am klarsten, wenn wir an den Siegeszug des Kinematographen denken.

Hier, in der „Großen Pantomime", läßt Auguste Hauschner ihren Doktor Taube sagen: „Ich halte das Gebärdenspiel für die Kunstgattung der Zukunft. Wir haben uns eben an der Sprache überladen, besseren Menschen widersteht das Wort. Und jenseits der Musik findet er nur einen neuen Ausdruck seiner Stimmung, das ist die Gebärde. Für sie hat er das große Vorbild der Natur. Ganze Seiten voller Phrasen werden den Zorn nicht so restlos malen, wie die zum Schlage erhobene und geballte Faust." Das ist die Apotheose des Kientopps, und jene unverbesserlichen Schwärmer, die von einer Veredelung des Filmkastens träumen, können sich die Worte merken. Wie Auguste Hauschner selber dazu steht, bleibt unentschieden. Aber sie hat sich in dem guten Prager Roman von der „Familie Lowositz" und seiner schwächeren Berliner Fortsetzung als kluge

Zeitinterpretin bewiesen, und diesen Ruhm hält sie in dem neuen Buche aufrecht. Sie hat es Grete Wiesenthal zugeeignet, jener Tänzerin, in deren Dienst Hugo v. Hofmannsthal seine Phantasie stellte und die in der neudeutschen Romantik eine ähnliche Rolle spielt wie Fanny Elßler in der älteren. Auch die Kunst-, Schleier- und Nackttänzerinnen, die Goethe, Beethoven und ich weiß nicht wen sonst noch, erst zur Höhe der modernen Gebärdenkunst erheben, dürfen im Bild der preislichen Gegenwart beileibe nicht fehlen.

Das Geschick einer solchen modernen Tanzkünstlerin erzählt Auguste Hauschner in ihrem Roman. Und dieser Roman hat eine prachtvolle, fast dramatische Exposition. Auf die natürlichste und leichteste Weise lernen wir Gitta, die Heldin, samt ihrem ganzen Kreise kennen: den Künstler-Vater, die schmerzensreiche Mutter, die zur Ehe geborene ältere Schwester, den Kapellmeister und die jungen Leute, die wie Motten um das Licht schwirren. Mit knappen, geistreichen Zügen wird gezeichnet, allerlei feine Worte fallen und setzen die Gestalten voneinander ab. Wenn wir der hinausstrebenden Gitta nach Berlin folgen, zweifeln wir nicht mehr, daß sie ihr Ziel erreichen wird. Denn sie ist eine kalte Besessene, eine, die selber ruhig bleibt und andere aufregt, eine, die es versteht, glücklich zu sein und andere unglücklich zu machen, eine „Passionierte, die, vielleicht selbst das Opfer ihres Götzen, ihm das Leiden anderer zu Füßen legt". Die Männer winseln und zerbrechen vor ihr; sie benutzt sie kalt; sie geht über sie fort, sie will vorwärts, auftreten, tanzend die Welt erobern, siegen, und sie würde in Überreiztheit mit ihrem Leibe und ihrer Jungfräulichkeit bezahlen, was sie anders nicht erreichen kann. Nach erster wilder Enttäuschung und dem Zwischenspiel einer Ehe findet die wie unter einem Zwang Handelnde dann den Weg zur Bühne, den Weg zum Ruhm, und ein psychologisch sehr feiner Schluß beleuchtet noch einmal glänzend ihren Charakter. Vorher sagt der arme Kapellmeister Kralik, der beinah an seiner Leidenschaft für sie zugrunde gegangen ist, noch wehmütig das hübsche Wort: „Ja, es gibt noch brave Weiber, aber wir Männer haben nur die Luders lieb."

Von der ersten bis zur letzten Seite ist dieser Roman klug, fein, interessant, lebendig. Ein überraschender Zeitinstinkt kommt darin zum Ausdruck, ohne daß die überlegene Zügelführung unter einer kritiklosen Hingabe an die zeitlichen Tendenzen leidet. Fraglos ist die zur Berlinerin gewordene Deutschböhmin eine der gescheitesten und geistreichsten Beobachterinnen. Aber die intellektuellen Kräfte überwiegen in ihr doch wohl die rein dichterischen. Das eigentlich Poetische, das zuletzt immer etwas Gläubiges ist, wird man nicht bei ihr finden. Dennoch lohnt es sich aus mehr als einem Grunde, die „Große Pantomime" zu lesen.

Die folgenden beiden Bauernromane sind eigentlich Familien- und Lebensberichte. Der erste von Paul Burg, „Die Wetterstädter" genannt (Leipzig, Paul List), wandelt mit hastigen Schritten eine ganze Geschlechterfolge ab, „ein Vierteljahrtausend deutschen Bauernstammes". Schon an dem zu weit gefaßten Plan und allerhand lärmenden Aufgeregtheiten erkennt man die Jugend des Erzählers. Glück und Ende eines „stolzen, steinernen" Geschlechtes führt er in bunten Bildern an uns vorüber. Ohne andere Habe als einen Klepper und ein Schwert, siedelt sich der namenlose Stammvater der Familie, der unter Gustav Adolf gefochten hat, auf einem Fleckchen Erde an, nimmt ein Weib, lernt den Acker pflügen und bringt es vom landfahrenden Schwedenreiter zum freien und reichen Bauern. Kinder und Enkel wachsen heran, die Familie verzweigt sich, die einsame Feuerstätte wird zum Dorf, die trutzigen Wetterstädter, die das Maul stets etwas voll nehmen, sitzen auf ihrem Hof und erleben den Wechsel der Zeiten. In kleinen Zügen deutet sich der Wandel der Wirtschafts- und Lebensformen an, Kartoffel und Kaffee beginnen ihren Eroberungszug, außer den allgemeinen kulturellen werden die politischen Verhältnisse mit den „Wetterstädtern" in Verbindung gebracht. Der Ahn hat Gustav Adolf vor Lützen das Pferd gezäumt, der erste preußische König gibt einem Wetterstädter Hofrecht, der Soldatenkönig läßt einen andern mit Gewalt aufheben und steckt ihn unter die langen Kerle, Fridericus Rex schenkt einem spätern seinen Kaleschwagen samt den Pferden, Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise rasten auf dem Bauernhof, 1815 sehen die Wetterstädter den späteren ersten Kaiser als Leutnant in ihrer Kirche, und an einem Manövertage um 1900 plaudert auch Wilhelm II. mit dem zeitigen Hofbesitzer. Ich nehme aber an, daß der regierende Herr die Geschichte seines Hauses besser kennen und nicht behaupten wird, ein erst um 1650 angesiedeltes Bauerngeschlecht sei „im Hof älter, als wir Hohenzollern in der Mark". Unleugbar ist auch alles ein wenig grobdrähtig zusammengeflochten, und der Dichter zeigt sich vorerst noch mehr in dem kühnen Plan, als in der Ausführung.

Das zweite Bauernbuch — „Das Erbe der Väter" von Wilhelm Krauel (Stuttgart, J. G. Cotta) — faßt von vornherein in einem Leitsatz zusammen, was es geben will: „Die Geschichte eines Bauernsohnes. Wie er aufwuchs, lernte und suchte, liebte, irrte und litt. Und wie ihm zuletzt die Gnade wurde, daß er ein stilles, glückliches, ehrenfestes Leben gewann."

Gottfried Böberitz heißt der Bauernjunge, von dem da berichtet wird, und er stammt geradeswegs von Jörn Uhl ab. Nicht nur im ganzen, sondern auch im einzelnen, in mancher abschließenden Satzformung, spürt man den Einfluß Frenssens, doch aber ist Wilhelm Krauel kein Nachahmer. Er hat



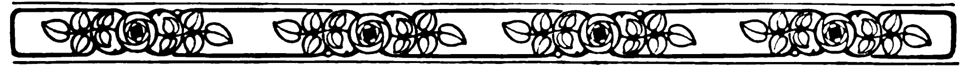
Hochwald. Gemälde von Johannes Hänsch



sein Buch offenbar erlebt, er hat mit Liebe und Innigkeit, aus einem frommen Herzen heraus geschrieben, und er hat ein nicht besonders hohes, aber sehr sympathisches und ehrliches Werk zustande gebracht. Er selbst fühlt sich allen beständigen Kräften des heimatlichen Bodens verbunden, ist dem kernigen, konservativen, Gott und Kaiser ehrenden Bauerntum aus voller Seele zugetan und stellt es mit Stolz und Anhänglichkeit dar. Wir gehen auch gern mit ihm mit, denn obwohl er nicht so stark ist wie das geschilderte Geschlecht, obwohl er manchmal, wenn er besonders innig sein will, ins Blumige und Sentimentale gerät, ist er doch wurzelecht. Allerdings verleugnet er auch nicht die Enge und Gebundenheit des Bauerntums. Wenn er seinen Helden in eine Leidenschaft zu der romantischen Ellida verstrickt, dann verliert er den festen Boden unter den Füßen, und wenn die Sozialdemokratie oder Haeckels Welträtsel am Horizont auftauchen, zuckt man heimlich zusammen. Das alles liegt jenseits des Böberitzer Horizontes. Das sind Ausläufer einer andern Welt, zu der weder der tüchtige Johann noch sein geistiger Vater Wilhelm Krauel ein Verhältnis haben. Sie müssen wohl beide in ihrem engen Kreise des Herkommens, der „gottgewollten Abhängigkeiten", des schlichten Arbeitslebens bleiben. Dort sind sie sicher, dort freuen wir uns ihrer. Den Vorwärtsdrängenden, den Intellektuellen, allen denen, die in die Zukunft lauschen, den Problemen der Zeit nachsinnen und die Welt voranreißen wollen — ihnen wird „Das Erbe der Väter" nichts geben können. Aber den Beharrenden, den ebenso notwendigen Hütern der Tradition, den im guten Sinne konservativen Menschen, die draußen auf dem Lande sitzen und ihr Leben schlicht und fromm an das der Vorfahren knüpfen — ihnen könnte es wohl zum Herzen sprechen.

Das letzte heut zu nennende Buch hat mit den reaktionären Tendenzen der Zeit, die sich hier in Verkünstelung und Überreizung, dort in Erschlaffung und Windstille zeigen, nichts mehr zu tun. Es fällt ganz aus dem Rahmen. Ein Mann namens Oskar Wöhrle hat es geschrieben; er hat unter dem Titel „Der Baldamus und seine Streiche" die verwickelten Abenteuer seines bisherigen Lebens erzählt; der Verlag der Lese in Stuttgart hat das Werkchen veröffentlicht. Da kommt einer mit unruhigem Blut aus jenen Volkstiefen, die von den geistigen Luftströmungen nicht berührt werden, ein Stück Simplizius Simplizissimus, ein Kerl ohne Tradition, ohne Bildung, ohne Respekt, ein Hans Dampf, der im 30jährigen Kriege der Trommel nachgelaufen und vielleicht ein Obriste geworden wäre, wenn man ihn, was wahrscheinlicher ist, nicht vorher aufgeknüpft hätte. Was macht solch ein Mensch in unsern Zeitläuften? Er bringt als nichtsnutziger Bengel Eltern, Lehrer und sonstige Autoritäten durch schlechte Streiche zur Verzweiflung, rückt bei erster Gelegenheit aus und geht als Stromer oder Verbrecher zu grunde, wenn er sich nicht in irgendeinem gelobten Lande, das noch mehr Armfreiheit und weniger Polizeivorschriften hat, emporrappelt. Der Baldamus hier rutscht in ähnlichen Rinnen. Ein nettes Früchtchen, das wüst genug beginnt. Aus Präparandenanstalt und Seminar reißt er aus, wird Adressenschreiber und Hausknecht, Zechpreller und Vagabunde, durchstromt Frankreich und Italien, landet (natürlich!) in der Fremdenlegion und kämpft gegen die Araber, desertiert und kommt glücklich nach Hause, arbeitet in Fabriken und dient als Fußartillerist — bunt bewegt ist sein Leben also gewißlich.

Trotzdem: solche Schicksale sind nicht so ungewöhnlich, wie Georg Muschner, der „Einführer" des Buches, meint, und man hat schon zu viel ähnliches gelesen, um sich an dem Stofflichen irgendwie aufzuregen. Viel merkwürdiger ist es, wie der Baldamus darstellt. Er schreibt knapp und kräftig, in einem sachlichen Chronikstil. Niemals bauscht er auf, niemals will er sich in bengalische Beleuchtung setzen, niemals spekuliert er auf unser Mitleid. Die Ruhmredigkeit und falsche Sentimentalität der bloßen Abenteurer fehlen ihm. Durch schwächliche und überflüssige Reue sucht er uns nicht zu gewinnen. Was geschehen ist, ist eben geschehen. Aber ebenso wenig wie sich selbst klagt er andere an. Er ist völlig tendenzlos; er donnert weder gegen die „Verhältnisse" im allgemeinen, noch speziell gegen die Zustände in der Fremdenlegion oder im deutschen Militärdienst. Er erzählt nur, und man fühlt, daß er wahrhaftig ist. Diese Objektivität des Schauens bei so viel gleichzeitigem Temperament ist auffallend. Man möchte danach gern glauben, daß Oskar Wöhrle, der mit allen Wassern gewaschene Baldamus, das rein aufnehmende Dichterauge besitzt. Er gesteht auch, daß er von früh auf Verse gemacht hat, und ein beigefügter Anhang bringt Lieder aus seiner Landstreicher-, Legionärs- und Arbeiterzeit. Ohne Zweifel steckt in allen viel natürliches Talent, aber wie bei sämtlichen „Naturdichtern" mischt sich Eigenes mit Angelesenem, so daß nur selten ein starker Eindruck aufkommt. Die Legionen stecken gebliebener „Naturdichter" mahnen außerdem zur Zurückhaltung: aus diesen Leuten wird erfahrungsgemäß nie etwas, und ehe Oskar Wöhrle nicht den strikten Gegenbeweis führt, wollen wir das Fahnenhissen bleiben lassen. Das hindert aber nicht die Empfehlung des „Baldamus": aus einem immerhin nicht alltäglichen Leben konnte natürlich leicht ein interessantes, von dem Reiz alles Autobiographischen profitierendes Buch entstehen.



Illustrierte Rundschau

Illustrationen von Prof. Arthur Kampf zu Rudolf Herzogs Preußischer Geschichte (Verlag Quelle & Meyer in Leipzig) — Moderne Wand- und Gartenbrunnen, ausgeführt in der Keramischen Kunstwerkstätte von Richard Mutz & Rother in Liegnitz — Kleinplastiken von Wilhelm Hüsgen in Berlin — Teppiche, ausgeführt von den Vereinigten Smyrnateppichfabriken in Berlin — Zu unseren Bildern

Die Historiker strengster Observanz — es gibt auch andere, mildere, einsichtsvollere — mögen die Köpfe schütteln und die Achseln zucken über den Poeten, der ihnen ins Handwerk pfuschte: es bleibt doch ein famoses Buch, das uns Rudolf Herzog über „Preußens Geschichte" gab. Wie denn Gustav Freytag auch kein Historiker von Fach war und mit seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit dennoch den Vogel abschoß. Rudolf Herzog nennt seine preußische Geschichte selbst „ein Buch der Liebe", und mit Liebe ist es wirklich geschrieben. Mag sein, daß diese Liebe bisweilen ein wenig blind ist, wie jede andere Liebe. Besser so als anders. Wir Preußen wurden stets und werden noch heute soviel geschmäht und gescholten (auch von deutschen Bundesbrüdern), mit Recht vielleicht oft, mit Unrecht gewiß noch häufiger, daß uns das bissel Liebe doppelt wohltut. Und Rudolf Herzog wird noch schöneren Lohn für dies Buch finden als Orden und Ehrenzeichen: es wird, wie er es wünscht, hinausziehen, um wiederum Liebe



Wir Bauern von geringem Gut dienen unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut

Zeichnung von Prof. A. Kampf für „Preußens Geschichte" von Rudolf Herzog



Friedrich Wilhelm I und die langen Kerls

Zeichnung von Prof. A. Kampf für „Preußens Geschichte" von Rudolf Herzog

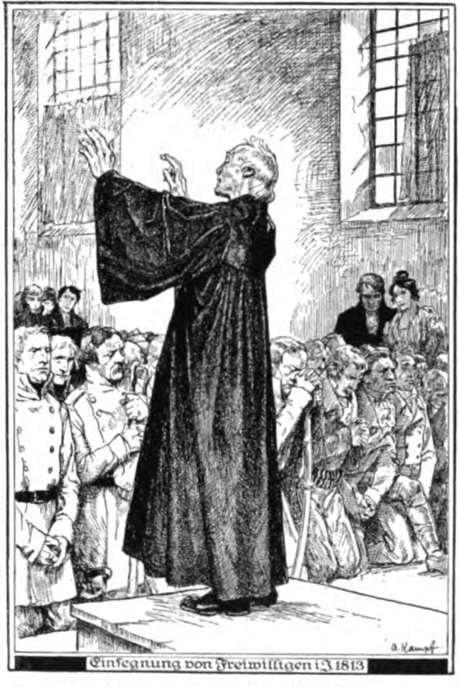
zu wecken, Liebe zur engeren und weiteren Scholle, Liebe zum Vaterlande: nicht nur zu Preußen, sondern weit über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus, zu Kaiser und Reich. Prof. Arthur Kampf hat das Buch (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig) übrigens ganz prachtvoll illustriert. Mich haben die Zeichnungen, die er dem Buche mit auf den Weg gab, bei aller großen Verschiedenheit der Künstler oft an Menzel erinnert. —

Bunt durcheinander ist die Losung dieser Rundschau, und so fügen wir unserer herzlichen Empfehlung von Herzogs Buch (das nicht zuletzt der Jugend willkommen sein wird) ohne Übergang ein paar Worte über Wand- und Gartenbrunnen an — ohne Übergang, der sich doch so leicht mit Hilfe des bekannten kastalischen Quells konstruieren ließe.

Ein springender oder plätschernder Brunnen vermag nicht nur eine Terrasse oder laubige Nische wirkungsvoll zu schmücken, er trägt auch dadurch, daß er die in Bäumen und Büschen nistenden Vögel zu Bad und Tränke lockt, viel zur Belebung eines Gartens



Friedrich der Große nach dem 7jährigen Kriege in der Schloßkirche zu Charlottenburg



Einsegnung von Freiwilligen i. J. 1813

Zeichnungen von Prof. Arthur Kampf für „Preußens Geschichte" von Rudolf Herzog (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig)

bei. Es ist daher erfreulich, daß die keramische Industrie sich heute auch diesem Gebiete mehr und mehr zuwendet und dafür ein vortreffliches und wohlfeiles Material zur Verfügung stellt, das es nur verständig und mit Geschmack zu verwenden gilt. So hat der Gartenarchitekt Leberecht Migge den auf S. 478 abgebildeten Wandbrunnen aus im Handel befindlichen Kacheln von Villeroy & Boch aufgebaut, und die Liegnitzer Kunstkeramischen Werkstätten bieten mit ihrer ausgezeichneten „Mutz-Keramik" dafür ein besonders geeignetes Material, das sich nicht nur durch unbedingte Wetterfestigkeit, sondern auch durch seine weichen farbigen Glasuren auszeichnet. Diese „Mutz-Keramik" ist ein charakteristisches Beispiel für die fortschreitende Industrialisierung unseres modernen Kunstgewerbes. Mutz-Vasen mit ihren wundervollen, warm leuchtenden Glasuren sind heute wohl in jedem größeren Museum und in den meisten Privatsammlungen zu finden. Sie blieben aber objets d'art, kleine Meisterwerke und Leckerbissen für Kunstfreunde und Sammler. Es war daher



Springbrunnen in Sandstein. Entwurf: Rudolf Alexander Schröder. Ausführung: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G., Bremen-Hemelingen



Freistehender Brunnen mit Blumenschmuck. Entwurf: Richard Kuöhl Ausführung: Keramische Kunstwerkstätten Richard Mutz & Rother, G. m. b. H., Liegnitz

ein guter Gedanke des Keramikers Richard Mutz, die künstlerische Eigenart und technische Vollendung dieser Arbeiten der Produktion eines großen Betriebes zuzuführen und seine keramischen Werkstätten den auf die Massenherstellung von Gebrauchswaren, Wandfliesen und Bauterrakotten eingerichteten Rotherschen Ziegeleien anzugliedern. In den so entstandenen „Kunstkeramischen Werkstätten" wird nun ein Scharffeuersteinzeug erzeugt, dessen Glasuren in ihrem Farbenreichtum und dessen Festigkeit und Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse es zu einem geradezu idealen Material für Garten- und Wandbrunnen machen. Daß auch die formale Gestaltung der Erzeugnisse nicht vernachlässigt wird, zeigt der von dem Berliner Bildhauer Richard Kuöhl modellierte freistehende Brunnen mit der lustigen Figur des kleinen Mädels, das in der gerafften Schürze Blumen herbeischleppt. —

Einen originellen Künstler möchte ich mir erlauben, unsern Lesern in Wilhelm Hüsgen vorzustellen, dem Schöpfer der eigenartigen Kleinplastiken, die wir auf S. 479 abbilden. Diese Abbildungen sprechen für sich: Hüsgen modelliert zwar, was ja so ziemlich selbstverständlich ist, auch Porträts (Robert Kothe, der bekannte Sänger zur Laute, als Pierrot ist auch Porträt), aber mit Vorliebe läßt der Künstler seiner Phantasie, seiner oft grotesken Laune freieren Spielraum: allerlei unirdisches Gesindel, vom Faun bis etwa zum Heinzelmännchen, ist seine besondere Liebhaberei. Solch Gesindel „machen" andere auch, leider sogar in Steingut und Porzellan, das so manche Banausen dann in ihren Garten stellen und denken, sie hätten wunder was für die Kunst getan. Zu diesen Sächelchen gehören die Arbeiten von Hüsgen nun freilich nicht, denn sie haben stets eine besondere, wirklich künstlerische Note, haben ihre Eigenart. Übrigens hat Wilhelm Hüsgen, 1877 in Barmen geboren, die strengere akademische Schule nicht durchlaufen, nennt sich vielmehr selbst Autodidakt. Er lebt, nach längerem Aufenthalt in München, jetzt dauernd in Berlin. —

Die alt eingewurzelte Vorliebe für die bunten orientalischen Teppiche, der Perser, Inder usw., hat die Entwicklung eines eignen, unseren heutigen Wohn-



Eckbrunnen in einem Vorraum. Entwurf und Ausführung: Keramische Kunstwerkstätten Richard Mutz & Rother, G. m. b. H., Liegnitz

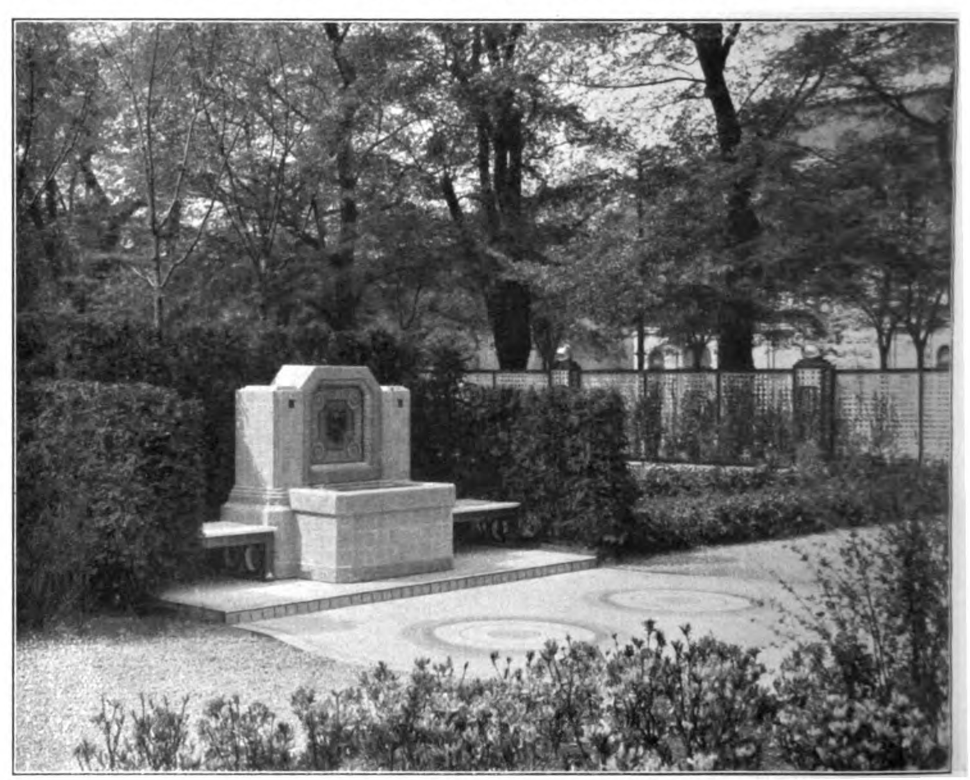


Brunnen in einem Wintergarten. Entwurf: Arch. Steinbach & Lutter, Dortmund
Ausführung: Keramische Kunstwerkstätten Richard Mutz & Rother, G. m. b. H., Liegnitz

anschauungen entsprechenden Teppichschmuckes lange gehindert. Daß ein solch farbenglühender Bodenbelag in dem auf ruhige Farben gestimmten Zimmer ein Fremdkörper ist und die Harmonie des Raumes empfindlich stört, wollte man lange nicht glauben — und schließlich ist ein für alle Fälle gültiger Beweis für diese Anschauung auch nicht zu erbringen; der farbenprächtige Orientale wird immer seine Anhänger behalten. Aber zuzugeben ist, daß schließlich die anfangs zögernde Industrie den Forderungen der auf Schlichtheit drängenden Künstler nachgab und ganz einfache, fast schmucklose Teppiche auf den Markt brachte, und daß sich langsam ein Wandel vollzog, so daß selbst der Bericht der Berliner Handelskammer die Beliebtheit dieser einfach gemusterten Tep-

piche zugestehen muß. Nur darf nicht vergessen werden, daß ein Teppich etwas rein Ornamentales ist, mit der Zweckbestimmung, den Schritt zu dämpfen, einen warmen Bodenbelag zu geben und die Behaglichkeit des Raumes zu erhöhen. Er soll keine Gemälde durch die natürliche Darstellung von Landschaften, Tieren oder Blumen nachahmen, noch weniger Geschichten erzählen wollen, und muß — nur auf Flächenwirkung bedacht — von jeder gegenständlichen Nachbildung durch Schatten, Halbtöne oder Perspektiven absehen. Das schließt natürlich die Verwendung stilisierter Naturformen nicht aus, doch hat die rein ornamentale Musterung, deren Schönheit auf Wiederholungen, Unterbrechungen, Variationen beruht, ihre Vorzüge. Gute Beispiele dafür sind die von Bruno Paul entworfenen und von den Vereinigten Smyrnateppichfabriken ausgeführten handgeknüpften oder mechanisch gewebten Teppiche, die dank der künstlerischen Mitarbeit und ihrer technischen Qualitäten wohl das Beste sind, was an deutschen Fabrikaten heute auf dem Markte ist. —

Die schönen farbigen Kunstblätter des vorliegenden Heftes werden unseren Lesern diesmal besondere Freude bereiten: von dem prächtigen Titelbild, der „Dame in Biedermeiertracht", das uns der Wiener Wilhelm Viktor Krausz gab, bis zu dem nicht minder prächtigen „Leibhusaren" (zwischen Seite 456 u. Seite 457) des trefflichen, bei unseren Freunden wohlbeliebten Max Feldbauer-München; solchen Leibhusaren würde selbst der leidenschaftlichste Gegner des bösen „Militarismus" und nun gar der „bunten, unfeldgemäßen" Uniform sich gern gefallen lassen. Dazwischen eine Anzahl Blätter voller Abwechslung: ein famoses Mohnfeld von P. P. Müller-Werlau (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Landschafter Professor Peter Paul Müller in München), dessen Reproduktion wir nach Seite 328 einfügten; ein feines Interieur, eine kleine Symphonie in Grün, die der Künstler denn auch „Ausblick ins Grüne" (zwischen Seite 336 u. Seite 337) nannte, von Professor Carl Albrecht, dem geborenen Hamburger, der seit 1905 an der Königsberger Akademie erfolgreich als Lehrer wirkt — diese Interieurs sind, nebenbei bemerkt, jetzt überaus beliebt, sind geradezu, im guten Sinne, Mode; eine holländische Landschaft „Nordwyk aan Zee" (nach Seite 408) von J. H. Wysmuller, scharf gesehen und mit kräftiger Eigenart wiedergegeben, eines



Gartenbrunnen. Entwurf: Leberecht Migge
Ausführung mit Kacheln von Villeroy & Boch: Jakob Ochs, Gartenbau, Hamburg



Boxer. Bildwerk von Wilhelm Hüsgen

jener Gemälde, die wirklich Heimatsduft haben; endlich ein besonders farbenfrohes Figurenbild „Promenade“ (zwischen Seite 424 u. Seite 425) von Robert Gerhard Böninger. Es ist dies eines von den Gemälden — und Reproduktionen, muß ich hinzufügen —, denen gegenüber ich die Bitte nicht oft genug wiederholen kann: im rechten Abstand zu betrachten! Nur wer das tut, gewinnt von dem Bilde den Eindruck, den es voll verdient; lernen muß man, solche Gemälde zu „sehen“, bei denen Zeichnung und koloristische Wirkung sich erst dem Beschauer recht erschließen, der den notwendigen Abstand zwischen Bildfläche und Auge richtig zu bemessen weiß (was übrigens immer wieder von Fall zu Fall ausprobiert werden muß, oder richtiger: fast



Statuette des Lautensängers Rob. Kothe als Pierrot. Von Wilhelm Hüsgen

immer muß von Fall zu Fall die Probe zu dem schon oft vorher gelösten Exempel neu gemacht werden). Es würden weit weniger schiefe Urteile fallen, nicht nur von harmlosen Laien, sondern auch von solchen, die sich berufener fühlen, wenn diese einfache Lehre des Abstandhaltens besser beachtet würde. Man braucht nur in eine Ausstellung zu gehen: immer wird man beobachten, wie die Mitte der Säle leer ist, während die Leutchen vor den Wänden kleben, die Kurzsichtigen, die Weitsichtigen und die mit ganz normalen Augen. —

Farbe ist Trumpf heutzutage. Ohne allen Zweifel! Immer wieder bestätigen es uns Zuschriften aus unserm Leserkreise, die sich voll Anerkennung gerade über die farbigen Abbildungen und Kunstblätter, mit denen wir ja in diesen Heften bahnbrechend vorgingen, aussprechen. Und wir werden, ohne uns beirren oder durch die ungeheuer wachsenden Kosten zurückschrecken zu lassen, der Farbe immer mehr Raum gewähren, für unsere Kunstblätter, wie für die Illustration einzelner Artikel; schon das nächste Heft bringt unsern Lesern in dieser Hinsicht eine besondere Überraschung. Trotzdem wissen wir, daß es einen kleineren Kreis gibt, der

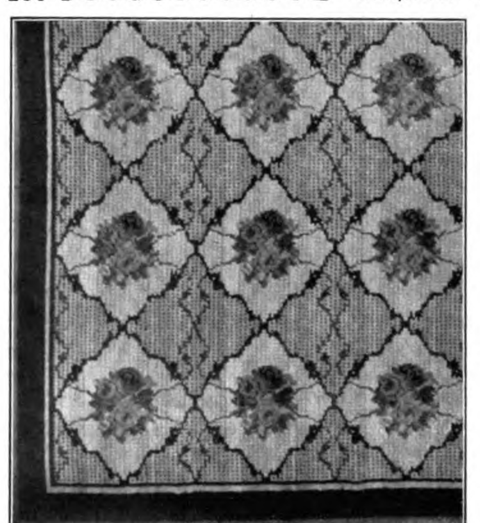


Maske. Von Wilhelm Hüsgen

der farbigen Wiedergabe wenn nicht ablehnend, so doch nicht besonders freundlich gegenübersteht; und wir wissen auch, daß diesem engeren Kreis zum Teil gerade Künstler und Kunstfreunde von großem Feingefühl zugezählt werden müssen.

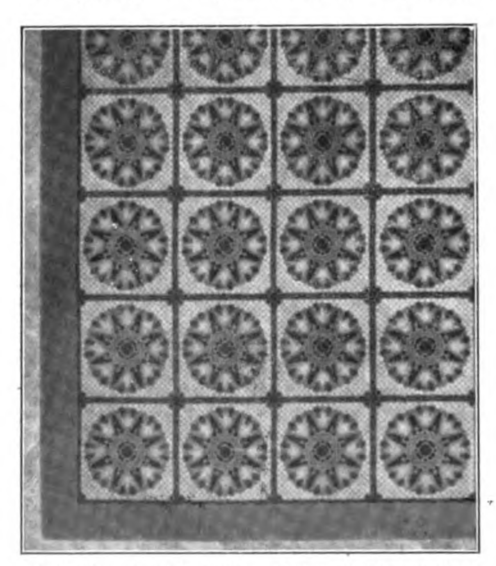


Nickelmann als Wasserspeier
Von Wilhelm Hüsgen

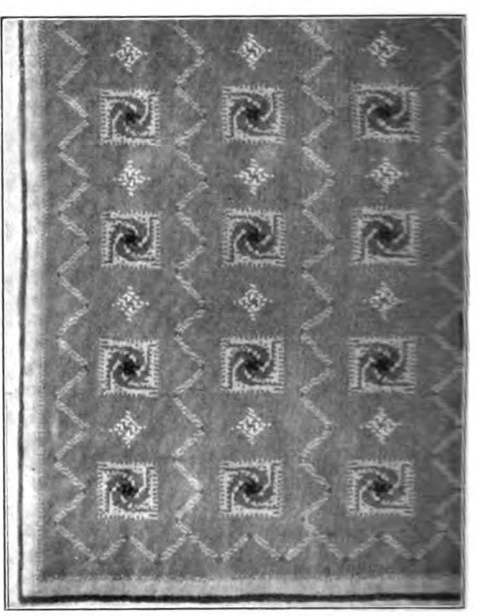


Teil eines Heratteppichs. Entwurf: R. A. Schröder Ausführung: Vereinigte Smyrnateppichfabriken A.-G., Berlin

Ihnen ist auch die mit allen Mitteln der heutigen Technik ausgeführte farbige Reproduktion ein Surrogat, „nichts Ganzes und nichts Halbes“. Nun ließe sich ja über die Berechtigung von Surrogaten im allgemeinen und der farbigen Reproduktion im besonderen vielerlei sagen. Aber ich möchte mich damit begnügen, den Gegnern der Farbe die sorgsame, liebevolle Betrachtung unserer diesmaligen Tondruck-Kunstblätter besonders ans Herz zu legen. Auch bei diesen Blättern begegnen sie einer starken Mannigfaltigkeit. An die originelle, seltsam reizvolle „Büffelschwemme in Siebenbürgen“ von Professor Karl Ziegler in Posen (nach Seite 344), die einen eigen phantastischen Aufklang besitzt, schließt sich zwischen Seite 376 u. Seite 377 die stark realistisch gesehene Bildnisstudie von Karl M. Schultheiß (aus der Sammlung Geibel in München), die wieder in einem gewissen, interessanten Gegensatz zu dem Kinderbildnis von Szankowski (nach Seite 416) steht; wir schalteten ferner zwischen Seite 448 u. Seite 449



Teil eines Heratteppichs. Entwurf: Bruno Paul Ausführung: Vereinigte Smyrnateppichfabriken A.-G., Berlin

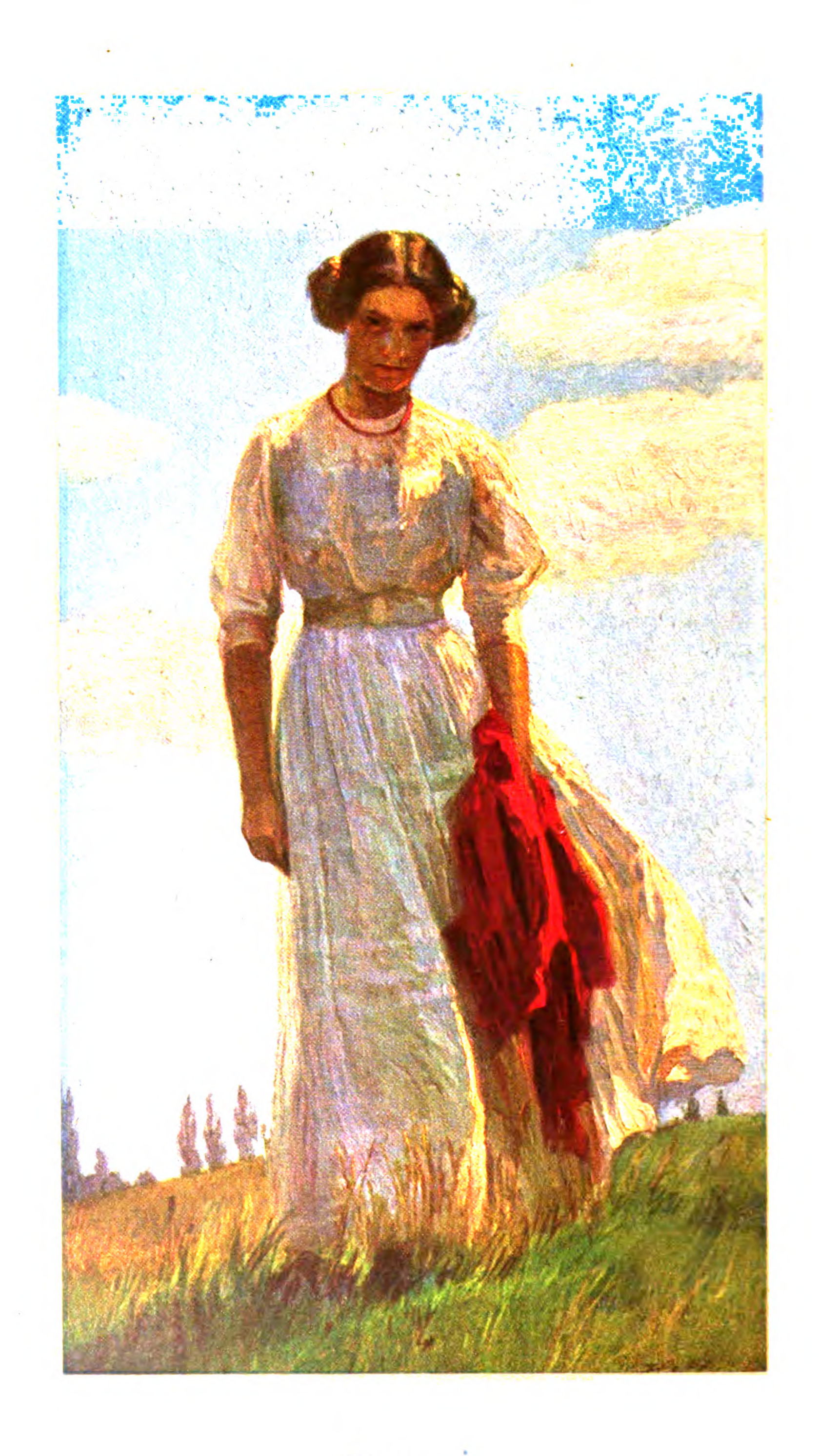


Teil eines handgeknüpften Smyrnateppichs Entwurf: Bruno Paul. Ausführung: Vereinigte Smyrnateppichfabriken A.-G., Berlin

ein feines, stimmungsvolles Kircheninterieur „Vor der Beichte“ von dem jungen, talentvollen Robert Balcke ein, gaben endlich (nach Seite 472) ein Waldbild — echt deutschen Wald — von Johann Hänsch-Berlin. Und nun die Frage: würden nicht auch die unbedingten Anhänger des schlichten Tondrucks dem einen oder anderen dieser Bilder Farbe — Farbe und nochmals Farbe wünschen? Und welchem an erster Stelle? Es lohnte wohl, sich über diesen Kasus auseinanderzusetzen. H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





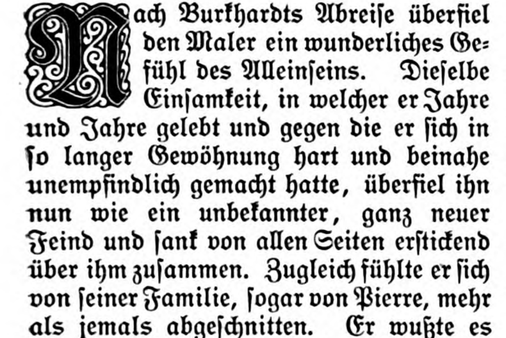
Sommer

Gemälde von Hela Peters

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 12. August 1913

Roßhalde. Roman von Hermann Hesse

(Schluß)



Nach Burkhardts Abreise überfiel den Maler ein wunderliches Gefühl des Alleinseins. Dieselbe Einsamkeit, in welcher er Jahre und Jahre gelebt und gegen die er sich in so langer Gewöhnung hart und beinahe unempfindlich gemacht hatte, überfiel ihn nun wie ein unbekannter, ganz neuer Feind und sank von allen Seiten erstickend über ihm zusammen. Zugleich fühlte er sich von seiner Familie, sogar von Pierre, mehr als jemals abgeschnitten. Er wußte es nicht, aber es kam davon her, daß er zum erstenmal über diese Verhältnisse sich ausgesprochen hatte.

In manchen Stunden lernte er sogar das unselige, demütigende Gefühl der Langeweile kennen. Bisher hatte Veraguth das unnatürliche, aber konsequente Leben eines freiwillig Eingemauerten geführt, den das Leben nicht mehr interessiert und dessen Dasein mehr ein Ertragen als ein Erleben ist. Der Freundesbesuch hatte Löcher in diese Klause geschlagen, durch hundert Ritzen blitzte und klang, duftete und tastete das Leben zu dem Vereinsamten herein, ein alter Zauber war gebrochen, und der Erwachende empfand jeden Ruf von draußen überstark mit halbem Schmerz.

Wütend stürzte er sich in die Arbeit. Er fing fast gleichzeitig zwei große Kompositionen an; er begann den Tag früh bei Sonnenaufgang mit einem kalten Bade, arbeitete ohne Pause bis zum Mittag, hielt sich dann nach kurzer Rast mit Kaffee und Zigarre munter und erwachte zuweilen in der Nacht an Herzklopfen oder Kopfschmerz. Aber wie sehr er sich zwang und gewaltsam einspann, es blieb in seinem Bewußtsein unter dünnem Schleier immerzu die Kunde lebendig und gegenwärtig, daß eine Türe offen stehe und daß zu jeder Zeit ein rascher Schritt ihn in die Freiheit bringen könne.

Er dachte nicht darüber nach, er betäubte alle Gedanken in fortwährender Anstrengung. Das Gefühl, in dem er lebte, war das: Du kannst zu jeder Stunde gehen, die Tür steht offen, die Fesseln sind zu brechen — aber es kostet einen harten Entschluß und ein schweres, schweres Opfer — darum nicht daran denken, nur nicht daran denken! Jener Entschluß, den Burkhardt von ihm erwartete und zu dem vielleicht seine eigene Natur sich heimlich schon bekannt hatte, saß in seiner Seele wie die Kugel im Fleisch eines Verwundeten; es war nur die Frage, würde sie sich eiternd herausarbeiten oder würde sie eingekapselt drinnen festwachsen. Es schwärte und tat weh, aber noch nicht weh genug; noch war der Schmerz zu groß, den er von dem geforderten Opfer befürchtete. So tat er nichts, ließ die heimliche Wunde brennen und fühlte im stillen eine verzweifelte Neugierde, wie das alles ausgehen werde.

Mitten in dieser Bedrängnis malte er ein großes Figurenbild, mit dessen Plan er lange gegangen war und das ihn jetzt plötzlich heftig reizte. Der Gedanke dazu war manche Jahre alt, er hatte einst Freude an dem Vorwurf gehabt, bis er ihm immer leerer und allegorischer erschienen und ganz zuwider

geworden war. Nun aber war das Bild ihm ganz und gar sichtbar geworden, und er begann die Arbeit rein aus der Frische der Vision, ohne die Allegorie mehr zu empfinden.

Es waren drei lebensgroße Figuren: Ein Mann und ein Weib, jeder für sich versunken und dem andern fremd, und zwischen ihnen spielend ein Kind, stillfroh und ohne Ahnung der über ihm lastenden Wolke. Die persönliche Bedeutung war klar, doch glich weder die Männerfigur dem Maler noch das Weib seiner Frau, nur das Kind war Pierre, doch um einige Jahre jünger dargestellt. Dieses Kind malte er mit allem Reiz und aller Noblesse seiner besten Bildnisse; die Figuren zu beiden Seiten saßen in starrer Symmetrie, strenge, leidvolle Bilder der Einsamkeit, der Mann mit in die Hand gestütztem Haupt einem schweren Grübeln hingegeben, die Frau in Leid und leere Dumpfheit verloren.

Der Diener Robert hatte keine angenehmen Tage. Herr Veraguth war sonderbar nervös geworden. Er konnte es nicht vertragen, daß im Nebenzimmer das kleinste Geräusch war, wenn er arbeitete.

Die heimliche Hoffnung, die seit Burkhardts Besuch in Veraguth lebendig geworden war, saß wie ein Feuer in seiner Brust, brannte aller Unterdrückung zum Trotz weiter und färbte nachts seine Träume mit lockendem und erregendem Licht. Er wollte nicht auf sie hören, er wollte nichts von ihr wissen, er wollte nichts als arbeiten und Ruhe im Herzen haben. Und er fand die Ruhe nicht, er fühlte das Eis seines freudlosen Daseins schmelzen und alle Grundfesten seiner Existenz ins Wanken geraten, er sah in Träumen sein Atelier verschlossen und ausgeräumt, er sah seine Frau von ihm fort reisen, aber sie hatte Pierre mit sich genommen, und der Knabe streckte die dünnen Arme nach ihm aus. Am Abend saß Veraguth manchmal in seinem unbehaglichen Wohnzimmerchen Stunde um Stunde allein, in den Anblick der indischen Photographien vertieft, bis er sie von sich schob und die ermüdeten Augen schloß.

Zwei Mächte kämpften in ihm einen harten Kampf, aber die Hoffnung war stärker. Immer wieder mußte er sich seine Gespräche mit Otto wiederholen, immer wärmer stiegen alle unterdrückten Wünsche und Bedürfnisse seiner kräftigen Natur aus der Tiefe hervor, wo sie solange gefangen und erfroren gelegen waren, und diesem Empordrängen und frühlinghaften Erwarmen hielt der alte Wahn nicht stand, der kranke Wahn, er sei ein alter Mann und habe nichts mehr zu tun, als das Leben zu ertragen. Die tiefe, mächtige Hypnose der Resignation war unterbrochen worden, und durch die Lücke drangen die unbewußten triebhaften Kräfte eines lang gebändigten und betrogenen Lebens schwärmend ein.

Je klarer diese Stimmen erklangen, desto ängstlicher zuckte des Malers Bewußtsein in der schmerzlichen Furcht vor dem letzten Erwachen. Immer wieder tat er krampfhaft die geblendeten Augen zu und sträubte sich, in allen Fasern fiebernd, gegen das notwendige Opfer.

Johann Veraguth zeigte sich selten im Hause drüben, er ließ sich fast alle Mahlzeiten ins Atelier bringen und brachte die Abende häufig in der Stadt zu. Traf er aber mit seiner Frau oder mit Albert zusammen, so war er still und milde und schien alle Feindlichkeit vergessen zu haben.

Um Pierre schien er sich wenig zu kümmern. Sonst hatte er den Kleinen mindestens einmal am Tage zu sich gelockt und bei sich gehabt oder war mit ihm im Garten gewesen. Jetzt konnten Tage vergehen, ohne daß er das Kind sah oder nach ihm verlangte. Lief ihm der Knabe in den Weg, so küßte er ihn nachdenklich auf die Stirn, sah ihm mit trauriger Zerstreutheit in die Augen und ging seines Weges.

Einmal kam Veraguth am Nachmittag in den Kastaniengarten herüber. Es war lau und windig, und ein warmer Regen sprühte in winzigen Tropfen schräg herab. Vom Hause klang aus offenen Fenstern Musik. Der Maler blieb stehen und hörte zu. Er kannte das Stück nicht. Es klang rein und ernsthaft in einer sehr strengen, wohlgebauten und abgewogenen Schönheit, und Veraguth lauschte mit nachdenklicher Freude. Sonderbar, eigentlich war das eine Musik für alte Leute, sie klang so schonend und männlich und hatte so gar nichts von dem bacchischen Taumel jener Musik, die er selber einst in Jugendzeiten über alles geliebt hatte.

Still trat er ins Haus, stieg die Treppe empor und erschien ungemeldet lautlos im

Musikzimmer, wo nur Frau Adèle sein Kommen bemerkte. Albert spielte und seine Mutter stand zuhörend beim Flügel. Veraguth setzte sich auf den nächsten Sessel, senkte den Kopf und verharrte lauschend. Zwischenein blickte er auf und ließ den Blick auf seiner Frau ruhen. Sie war hier zu Hause, sie hatte in diesen Zimmern stille enttäuschte Jahre gelebt, wie er in der Werkstatt drüben am See, aber sie hatte Albert gehabt, sie war mit ihm gegangen und gewachsen, und nun war der Sohn ihr Gast und Freund und bei ihr zu Hause. Frau Adèle war etwas gealtert, sie hatte gelernt still zu sein und sich zu begnügen, ihr Blick war fest und ihr Mund etwas trocken geworden; aber sie war nicht entwurzelt, sie stand sicher in ihrer eigenen Atmosphäre, und ihre Luft war es, in der die Söhne aufwuchsen. Sie hatte wenig Überschwang und nicht allzuviel impulsive Zärtlichkeit zu geben, es fehlte ihr fast alles, was ihr Mann einst an ihr gesucht und von ihr erhofft hatte, aber es war Heimat um sie her, es war Art und Charakter in ihrem Gesicht, in ihrem Wesen, in ihren Räumen, es war hier ein Boden, in welchem Kinder aufwachsen und dankbar gedeihen konnten.

Veraguth nickte wie befriedigt. Hier war niemand, der etwas verlieren konnte, wenn er für immer verschwand. Er war in diesem Hause entbehrlich. Er würde immer wieder und überall in der Welt ein Atelier bauen können und sich mit Tätigkeit und Arbeitsglut umgeben, nur würde es nie eine Heimat werden. Er hatte das eigentlich lange gewußt, und es war gut so.

Nun hörte Albert auf zu spielen. Er fühlte, oder er sah es am Blick der Mutter, daß jemand ins Zimmer gekommen sei. Er wandte sich um und sah den Vater erstaunt und mißtrauisch an.

„Guten Tag," sagte Veraguth.

„Guten Tag," antwortete der Sohn verlegen und begann, sich am Notenschrank zu beschäftigen.

„Ihr habet musiziert?" fragte der Vater freundlich.

Albert zuckte die Achseln, als wolle er fragen: ‚Hast du es denn nicht gehört?' Er wurde rot im Gesicht und verbarg es in die tiefen Fächer des Schranks.

„Es war schön," fuhr der Vater fort, und lächelte. Er fühlte tief, wie sehr sein Besuch hier störe, und er sagte nicht ohne einen leisen Anklang von Schadenfreude: „Bitte, spiel' noch etwas! Was du willst! Du hast gute Fortschritte gemacht."

„Ach, ich mag nimmer," wehrte sich Albert ärgerlich.

„Es wird schon gehen. Ich bitte darum."

Frau Veraguth sah ihren Mann prüfend an.

„Also, Albert, setz dich her!" sagte sie und legte ein Notenheft auf. Sie streifte dabei mit dem Ärmel einen kleinen silbernen Blumenkorb voll Rosen, der auf dem Flügel stand, und es fiel eine Reihe blasser Blütenblätter auf das spiegelnde schwarze Holz.

Der Jüngling setzte sich auf den Klavierstuhl und begann zu spielen. Er war verwirrt und voll Ärger und spielte die Musik herunter wie ein lästiges Pensum, rasch und lieblos. Der Vater hörte eine Weile aufmerksam zu, dann versank er in Nachsinnen, stand endlich plötzlich auf und ging geräuschlos aus dem Zimmer, noch ehe Albert fertig war. Im Weggehen hörte er den Jungen wütend auf die Tasten loshämmern und sein Spiel abbrechen.

‚Ihnen wird nichts fehlen, wenn ich weg bin,' dachte der Maler, indem er die Treppe hinab stieg. ‚Herrgott, wie weit sind wir auseinander und sind doch einmal eine Art von Familie gewesen!'

Im Korridor lief ihm Pierre entgegen, strahlend und in großer Aufregung.

„O, Papi," rief er atemlos, „gut, daß du da bist! Denk dir, ich habe eine Maus, eine kleine lebendige Maus! Schau, da in meiner Hand — siehst du die Augen? Die gelbe Katze hat sie gefangen, und sie hat mit ihr gespielt und hat sie so sehr gequält und sie immer wieder ein Stückchen laufen lassen und wieder gefangen. Da habe ich ganz, ganz schnell zugegriffen und habe ihr die Maus vor der Nase weggefangen! Was tun wir jetzt mit ihr?"

Er blickte heiß vor Freude empor und schauderte doch, als die Maus in seiner kleinen, festgeschlossenen Hand wühlte und kurze, bange Pfiffe ausstieß.

„Wir lassen sie im Garten draußen laufen," sagte der Vater, „komm mit!"

Er ließ sich einen Regenschirm geben und nahm den Knaben mit sich. Es

tröpfelte schwach aus dem heller gewordenen Himmel, die nassen, glatten Stämme der Buchen glänzten schwarz wie Gußeisen.

Zwischen dem üppigen, zäh ineinander verknoteten Wurzelwerk einiger Bäume machten sie halt. Pierre kauerte hockend nieder und machte ganz langsam seine Hand auf. Sein Gesicht war gerötet, und die hellen grauen Augen strahlten vor heftiger Spannung. Und plötzlich, als werde die Erwartung ihm unerträglich, öffnete er das Händchen weit. Die Maus, ein winzig kleines, junges Tierchen, schoß blindlings aus der Haft hervor, hielt eine Elle weiter vor einem starken Wurzelstrange an und blieb still da sitzen. Man sah ihre Flanken von heftigen Atemzügen bewegt und ihre kleinen schwarzglänzenden Äuglein angstvoll umschauen.

Pierre jauchzte laut auf und klatschte in die Hände. Die Maus erschrak und verschwand wie verzaubert im Boden. Sachte strich der Vater dem Knaben das dichte Haar zurück.

„Kommst du mit mir, Pierre?"

Der Kleine legte seine rechte Hand in des Vaters Linke und ging mit ihm.

„Jetzt ist die kleine Maus schon daheim bei ihrer Mama und bei ihrem Papi, und erzählt ihnen alles."

Er plauderte sprudelnd weiter, und der Maler umschloß seine kleine warme Hand mit festen Fingern, und mit jedem Wort und Jauchzen des Kindes zuckte sein Herz auf und sank in Abhängigkeit und schweren Liebesbann zurück.

Ach, nie mehr im Leben würde er eine solche Liebe fühlen können wie zu diesem Knaben. Nie mehr würde er Augenblicke so voll warmer, strahlender Zärtlichkeit, so voll spielenden Selbstvergessens, so voll starker, wehmütiger Süßigkeit erleben können wie mit Pierre, mit diesem letzten, schönen Bilde seiner eigenen Jugend. Seine Anmut, sein Lachen, die Frische seines kleinen, selbstbewußten Wesens waren der letzte frohe, reine Klang in Veraguths Leben, so schien es ihm, sie waren für ihn, was der letzte vollblühende Rosenbaum in einem spätherbstlichen Garten ist. An ihm hängt Wärme und Sonne, Sommer und Gartenfröhlichkeit, und wenn ihn der Sturm oder Reif entblättert, ist es mit allem Reiz und mit jeder Ahnung von Glanz und Freude vorüber.

„Warum magst du eigentlich den Albert nicht leiden?" fragte Pierre plötzlich.

Veraguth drückte die Kinderhand fester.

„Ich mag ihn schon leiden. Er hat eben die Mutter lieber als mich. Dafür kann man nichts."

„Ich glaube, er kann dich gar nicht leiden, Papa. Und weißt du, er hat auch mich nimmer so gern wie früher. Er spielt nur immerfort Klavier oder sitzt allein in seinem Zimmer. Am ersten Tag, als er kam, habe ich ihm von meinem eigenen Garten erzählt, den ich selber gepflanzt habe, und da hat er gleich so ein großartiges Gesicht gemacht, und dann sagte er: Morgen wollen wir dann deinen Garten ansehen. Aber nun hat er die ganze Zeit nicht mehr danach gefragt. Er ist kein guter Kamerad, und er kriegt auch schon einen kleinen Schnurrbart. Und immer ist er bei der Mutter, ich kann sie fast nie allein haben."

„Er ist auch nur für ein paar Wochen da, mein Junge, du mußt das nicht vergessen. Und wenn du die Mama nicht allein findest, kannst du ja immer zu mir kommen. Magst du nicht?"

„Das ist nicht das gleiche, Papi. Manchmal mag ich gern zu dir kommen, und manchmal lieber zur Mama. Und du mußt ja auch immer so furchtbar viel arbeiten."

„Daran brauchst du dich gar nicht zu kehren, Pierre. Wenn du gern zu mir kommen magst, so darfst du immer kommen — hörst du, immer, auch wenn ich im Atelier bin und arbeite."

Der Knabe gab keine Antwort. Er sah den Vater an, seufzte ein wenig und sah unbefriedigt aus.

„Ist dir das nicht recht?" fragte Veraguth, beklommen vor dem Ausdruck in dem Kindergesicht, das vor Augenblicken noch von lärmender Knabenlust geleuchtet hatte und nun abgewandt und viel zu alt aussah.

Er wiederholte seine Frage.

„Sag' mir's nur, Pierre! Bist du nicht mit mir zufrieden?"

„Doch, Papa. Aber ich mag nicht so gern zu dir kommen, wenn du malst. Früher bin ich manchmal gekommen — —"

„Nun, und was hat dir da nicht gefallen?"

„Weißt du, Papa, wenn ich dich im Atelier besuche, dann streichelst du mir immer übers Haar und sagst nichts und hast ganz andere Augen, und manchmal hast du böse Augen gemacht, ja. Und wenn man dir dann etwas sagt, dann sieht man an deinen Augen, daß du gar nicht zuhörst, du sagst nur Jaja und passest gar nicht auf. Und wenn ich zu dir komme und dir etwas sagen will, dann will ich doch, daß du zuhörst!“

„Du mußt trotzdem wieder kommen, Liebling. Denk' einmal: wenn ich mit meinen Gedanken ganz, ganz fest bei dem bin, was ich gerade arbeite, und wenn ich recht stark nachdenken muß, wie ich es am besten machen kann, dann kann ich manchmal nicht gleich davon wegkommen und auf dich hören. Aber ich will es versuchen, wenn du wiederkommst.“

„Ja, ich verstehe schon. Ich muß auch oft an irgend etwas denken, und dann ruft mich jemand und ich soll ihm folgen — das ist widerwärtig. Manchmal mag ich den ganzen Tag still sein und nachdenken, und gerade dann soll ich immer spielen oder lernen oder irgend etwas tun, und dann werde ich ganz böse.“

Pierre blickte vor sich hin, angestrengt in dem Bemühen, das auszudrücken, was er meinte. Es war schwierig, und man wurde doch meistens nicht ganz verstanden.

Sie waren in Veraguths Wohnzimmer eingetreten. Er setzte sich und nahm den Kleinen zwischen seine Knie.

„Ich weiß, was du meinst, Pierre,“ sagte er begütigend. „Willst du jetzt Bilder ansehen, oder magst du zeichnen? Ich meine, du könntest vielleicht die Mausgeschichte zeichnen?“

„O ja, das will ich tun. Dazu muß ich aber ein schönes großes Papier haben.“

Aus einer Tischlade suchte der Vater ein Stück Zeichenpapier hervor, spitzte einen Bleistift und schob dem Knaben einen Stuhl heran. Pierre fing alsbald, auf dem Sessel kniend, die Maus und die Katze zu zeichnen an. Veraguth, um ihn nicht zu stören, setzte sich hinter ihn und betrachtete den dünnen, gebräunten Hals, den geschmeidigen Rücken und den noblen, eigenwilligen Kopf des Kindes, das ganz in sein Tun versunken war und mit ungeduldigem Lippenspiel seiner Arbeit folgte. Jeder Strich, jeder kleine Fortschritt und jedes Mißglücken war in dem beweglichen Munde, in der Bewegung der Brauen und Stirnfalten deutlich gespiegelt.

„Ach, es ist nichts!“ rief Pierre nach einer Weile, richtete sich, auf die flachen Hände gestützt, empor und schaute seine Zeichnung kritisch mit eingekniffenen Augen an.

„Es wird nichts!“ klagte er zürnend. „Papa, wie macht man denn eine Katze? Meine sieht wie ein Hund aus.“

Der Vater nahm das Papier in die Hände und ging ernsthaft darauf ein.

„Wir müssen ein wenig radieren,“ sagte er gelassen. „Der Kopf ist zu groß und nicht rund genug, und die Beine sind zu lang. Warte nur, wir kriegen das schon heraus.“

Vorsichtig fuhr er mit dem Gummi über Pierres Blatt, holte ein neues Papier und zeichnete darauf eine Katze.

„Schau, so muß sie werden. Sieh dir's ein wenig an und zeichne dann eine neue Katze.“

Allein Pierres Geduld war erschöpft, er gab den Bleistift zurück und nun mußte der Papa weiterzeichnen, zur Katze noch eine kleine, junge Katze, und dann eine Maus, und dann wie Pierre kommt und sie befreit, und schließlich verlangte er noch einen Wagen mit Pferden und einen Kutscher darauf.

Und plötzlich war auch das langweilig. Singend lief der Knabe ein paarmal durch die Stube, schaute durchs Fenster, ob es noch regne, und tanzte zur Türe und hinaus. Unter den Fenstern hin klang sein feiner, hoher, kindlicher Gesang, dann ward es still, und der Vater saß allein, das Blatt mit den Katzen in der Hand.

⁂

Veraguth stand vor seinem großen Bilde mit den drei Figuren und malte am Gewand der Frau, einem dünnen, blaugrünen Kleide, an dessen Halsausschnitt ein kleiner Goldschmuck verloren und traurig glänzte und allein das liebe Licht auffing, das auf dem beschatteten Gesicht keine Stätte fand und an dem kühlen, blauen Gewande fremd und freudlos niederglitt ... dasselbe Licht, das nebenan im hellen, offenen Haar des schönen Kindes froh und innig spielte.

Es klopfte an der Türe, und der Maler

trat unwillig und gereizt zurück. Als es nach einer kleinen Wartezeit nochmals pochte, ging er mit heftigen Schritten zur Tür und öffnete einen schmalen Spalt.

Da stand Albert, der in der ganzen Ferienzeit das Atelierhaus nie betreten hatte. Er hielt den Strohhut in der Hand und blickte etwas unsicher in das nervöse Gesicht des Vaters.

Dieser ließ ihn eintreten.

„Guten Tag, Albert. Du kommst wohl, um dir meine Bilder anzusehen? Es ist wenig da."

„O, ich will gar nicht stören. Ich wollte nur schnell fragen ..."

Aber Veraguth hatte die Türe geschlossen und war an der Staffelei vorüber zu einem graugestrichenen Lattengerüste gegangen, wo auf schmalen, mit Rollen versehenen Böden seine Bilder standen. Er zog das Bild mit den Fischen hervor.

Albert trat verlegen neben seinen Vater, und beide blickten auf die silbrig schimmernde Leinwand.

„Machst du dir eigentlich etwas aus der Malerei?" fragte Veraguth leichthin. „Oder freut dich nur die Musik?"

„O, ich habe Bilder sehr gern, und das hier ist wunderschön."

„Gefällt es dir? Das freut mich. Ich lasse dir eine Photographie davon machen. Und wie fühlst du dich denn wieder auf Roßhalde?"

„Danke, Papa, sehr gut. Aber ich wollte dich wirklich nicht stören, ich kam nur wegen einer Kleinigkeit — —"

Der Maler hörte nicht. Er sah seinem Sohn zerstreut ins Gesicht, mit dem langsam zugreifenden, etwas überanstrengten Blick, den er stets bei der Arbeit hatte.

„Wie denket ihr jungen Leute heutzutage eigentlich über die Kunst? Ich meine, gilt da Nietzsche, oder liest man noch Taine — er war gescheit, aber langweilig, dieser Taine — oder habt ihr neue Ideen?"

„Taine kenne ich noch nicht. Über das hast du ja gewiß viel mehr nachgedacht als ich."

„Früher, ja, da waren die Kunst und die Kultur und das Apollinische und Dionysische und all das Zeug mir furchtbar wichtig. Aber heut bin ich froh, wenn ich ein gutes Bild zusammenbringe, es sind keine Probleme mehr dabei, jedenfalls keine philosophischen. Und wenn ich sagen müßte, warum ich eigentlich ein Künstler bin und all die Leinwand vollmale, so würde ich sagen: ich male, weil ich keinen Schweif zum Wedeln habe."

Erstaunt sah Albert seinen Vater an, der seit langem kein solches Gespräch mehr mit ihm geführt hatte.

„Keinen Schweif? Wie meinst du das?"

„Sehr einfach. Hunde und Katzen und andere begabte Tiere haben einen Schwanz, und nicht nur für das, was sie denken und fühlen und leiden, sondern für jede Laune und Schwingung ihres Wesens und für jede feine Wallung ihres Lebensgefühls hat ihr Schwanz mit tausend Schnörkeln eine wunderbar vollkommene Arabeskensprache. Die haben wir nicht, und da die Lebhafteren unter uns doch eben auch so etwas brauchen, so machen sie sich eben Pinsel und Klaviere und Geigen ..."

Er brach ab, als interessiere ihn die Unterhaltung plötzlich nimmer, oder als nehme er erst jetzt wahr, daß er allein rede und bei Albert kein rechtes Echo finde.

„Also, ich danke für den Besuch," sagte er unvermittelt.

Er war wieder vor seine Arbeit getreten, hatte die Palette an sich genommen und starrte suchend auf den Fleck, wo der letzte Pinselstrich saß.

„Verzeih, Papa, ich möchte dich etwas fragen —"

Veraguth wandte sich um, mit schon entfremdeten Blicken und außer Zusammenhang mit den Dingen, die außerhalb seiner Arbeit lagen.

„Ja?"

„Ich möchte Pierre auf einen Ausflug im Wagen mitnehmen. Mama hat es erlaubt, aber sie sagte, ich solle auch bei dir noch fragen."

„Wohin wollet ihr denn fahren?"

„Ein paar Stunden weit über Land, vielleicht nach Pegolzheim."

„So ... Wer kutschiert denn?"

„Ich natürlich, Papa."

„Meinetwegen, nimm Pierre mit! Aber im Einspänner, mit dem Braunen. Und daß er nicht zuviel Hafer kriegt!"

„Ach, ich wäre viel lieber zweispännig gefahren!"

„Tut mir leid. Allein magst du fahren,

wie du willst; aber wenn der Kleine dabei ist, nur mit dem Braunen."

Etwas enttäuscht zog Albert sich zurück. Zu andern Zeiten hätte er getrotzt oder weiter gebeten, aber er sah, der Maler war schon wieder ganz bei seiner Arbeit, und hier im Atelier und in der Atmosphäre seiner Bilder imponierte ihm trotz aller inneren Gegenwehr der Vater doch jedesmal so sehr, daß er ihm gegenüber, dessen Autorität er sonst nicht anerkannte, sich erbärmlich knabenhaft und schwach fühlte.

Der Maler war alsbald wieder mitten in seiner Arbeit, die Unterbrechung war vergessen, und die Außenwelt verweht. Mit streng konzentriertem Blick verglich er die Fläche der Leinwand mit dem lebendigen Bilde in seinem Innern. Er fühlte die Musik des Lichtes, wie sein tönender Strom sich verteilte und wiederfand, wie es an Widerständen ermüdete, wie es aufgetrunken ward und unbesiegbar auf jeder empfänglichen Fläche neu triumphierte, wie es in den Farben mit wählerischer, doch unfehlbarer Laune in peinlichster Empfindlichkeit spielte, in tausend Brechungen unzerstört und in tausend spielerischen Irrgängen untrüglich seinem eingeborenen Gesetze treu. Und er kostete in tiefen Zügen die herbe Luft der Kunst, die strenge Freude des Schöpfers, der sich selber bis zur Grenze der Vernichtung hergeben muß, der das heilige Glück der Freiheit nur im eisernen Bändigen jeder Willkür finden und die Augenblicke der Erfüllung nur im asketischen Gehorsam gegen das Wahrhaftigkeitsgefühl erleben kann.

Es war seltsam und betrübend, doch nicht seltsamer und trauriger als alles Menschengeschick: Dieser beherrschte Künstler, dem nur aus tiefster Wahrhaftigkeit und aus unerbittlich klarer Konzentration zu arbeiten möglich schien, dieser selbe Mann, in dessen Werkstatt keine Laune und keine Unsicherheit Raum gewann, er war in seinem Leben ein Dilettant und gescheiterter Glücksucher gewesen; er, der keine mißglückte Tafel oder Leinwand aus den Händen gab, litt tief unter der dunkeln Last ungezählter mißglückter Tage und Jahre, mißglückter Liebes- und Lebensversuche.

Ihm kam es nicht zum Bewußtsein. Er hatte seit langem das Bedürfnis verloren, sein Leben klar vor sich auszubreiten. Er hatte gelitten und sich gegen das Leid gewehrt, in Empörung und in Resignation, und er hatte damit geendet, die Dinge ihren Weg gehen zu lassen und sich nur seine Arbeit zu erhalten. Und es war seiner zähen Natur gelungen, seine Künstlerschaft beinahe um das reicher und tiefer und glühender zu machen, was sein Leben an Reichtum, Tiefe und Wärme verlor. Einsam und geharnischt saß er nun wie ein Verzauberter, eingesponnen in seinen Künstlerwillen und rücksichtslosen Fleiß, und sein Wesen war gesund und eigenwillig genug, die Armut dieses Daseins nicht zu sehen und nicht anerkennen zu wollen.

So war es bis vor kurzem gewesen, bis der Freundesbesuch ihn aufgerüttelt hatte. Seither umgab den Einsamen eine beängstigende Ahnung von Gefahr und Schicksalsnähe, er fühlte Kämpfe und Prüfungen auf sich warten, in denen nicht seine Kunst und sein Fleiß ihn retten konnten. Sein beschädigtes Menschentum witterte Sturm und fand keine Wurzeln und Kräfte in sich, ihn auszuhalten. Und nur langsam wollte seine vereinsamte Seele sich an den Gedanken gewöhnen, es müsse nun nächstens der Kelch verschuldeten Leides bis zur Hefe ausgetrunken werden.

Im Kampf wider diese drohenden Ahnungen und in der Scheu vor klaren Gedanken oder gar Entschlüssen zog sich des Malers ganze Natur, als sei es vielleicht zum letzten Male, nochmals in einer ungeheuren Anstrengung zusammen wie ein verfolgtes Tier zum rettenden Sprunge, und so schuf Johann Veraguth in diesen Tagen der inneren Beängstigung mit einem verzweifelten Zusammenraffen eines seiner größten und schönsten Werke: das spielende Kind zwischen den gebeugten leidvollen Gestalten der Eltern. Vom selben Boden getragen, von derselben Luft umflossen und vom selben Licht beschienen hauchten die Figuren des Mannes und Weibes Tod und bitterste Kühle aus, indessen goldig und frohlockend in ihrer Mitte das Kind selig wie im eigenen Lichte leuchtete. Und wenn später, seinem eigenen bescheidenen Urteil entgegen, einige Bewunderer den Maler dennoch zu den wirklich Großen rechneten, so taten sie es vor allem dieses Bildes wegen, das so schmerzlich voll von Seele war, obwohl es

nichts zu sein begehrte als ein vollkommenes Stück Handwerk.

In diesen Stunden wußte Veraguth nichts von Schwäche und Angst, nichts von Leid und Schuld und verfehltem Leben. Er war nicht froh noch traurig, von seinem Werk gebannt und aufgesogen atmete er die kalte Luft schöpferischer Einsamkeit und begehrte nichts von der Welt, die ihm versunken und vergessen war. Rasch und sicher, mit vor Anstrengung vorquellenden Augen, setzte er in kleinen, schneidigen Drückern die Farbe hin, trieb einen Schatten tiefer zurück, löste ein schwebendes Blatt, eine spielende Locke freier und weicher im Lichte auf. Dabei dachte er nicht im mindesten an das, was sein Bild ausdrückte. Das war erledigt, das war eine Idee, ein Einfall gewesen; jetzt ging es nicht um Bedeutungen, Gefühle und Gedanken, sondern um reine Wirklichkeit. Er hatte sogar den Ausdruck der Gesichter wieder abgeschwächt und nahezu ausgelöscht, es lag ihm nichts am Dichten und Erzählen, und die um ein Knie gebauschte Mantelfalte war ihm so wichtig und heilig wie die gesenkte Stirn und der geschlossene Mund. Auf dem Bilde sollte nichts zu sehen sein als drei Menschen in vollkommenster Gegenständlichkeit, jeder durch Raum und Luft den andern verbunden, jeder dennoch umflossen von der Einzigkeit, die jedes tief geschaute Gebilde aus der nebensächlichen Welt der Beziehungen losreißt und den Beschauer mit schauerndem Erstaunen über die schicksalshafte Notwendigkeit jeder Erscheinung erfüllt. So blicken uns aus Bildern toter Meister fremde Menschengestalten, deren Namen wir nicht wissen und nicht zu wissen begehren, überlebendig und rätselhaft wie Sinnbilder alles Seins entgegen.

Das Bild war weit gefördert und nahezu fertig. Das Vollenden der süßen Kindergestalt hatte er sich zum Schluß aufbehalten. Daran dachte er morgen oder übermorgen zu gehen.

Die Mittagszeit war überschritten, als der Maler Hunger verspürte und auf die Uhr sah. Er wusch sich eilig, kleidete sich um und ging ins Herrschaftshaus hinüber, wo er seine Frau ganz allein am Tische wartend fand. „Wo sind die Buben?" fragte er verwundert.

„Sie sind ausgefahren. War Albert denn nicht bei dir?"

Nun erst fiel ihm Alberts Besuch wieder ein. Zerstreut und etwas befangen begann er zu essen. Frau Adèle beobachtete ihn, wie er unachtsam und müde die Speisen zerschnitt. Sie hatte ihn eigentlich nicht mehr zu Tische erwartet, und es überraschte sie seinem überanstrengten Gesichte gegenüber eine Art von Mitleid. Sie schwieg und legte ihm vor, schenkte ihm Wein ins Glas, und er, eine unbestimmte Freundlichkeit erfühlend, nahm sich zusammen, ihr etwas Angenehmes zu sagen.

„Will Albert eigentlich Musiker werden?" fragte er. „Ich glaube, er hat viel Talent."

„Ja, er ist begabt. Aber ich weiß nicht, ob er zum Künstler passen würde. Zu wünschen wäre es nicht. Er hat bis jetzt noch zu keinem Beruf besondere Lust, und sein Ideal wäre eine Art von Gentleman, der gleichzeitig Sport und Studien, Geselligkeit und Kunst betriebe. Leben wird er davon schwerlich können, das werde ich ihm mit der Zeit klarmachen müssen. Einstweilen ist er ja fleißig und hat gute Manieren, da mag ich ihn nicht unnütz stören und unruhig machen. Wenn er seine Maturität gemacht hat, will er ohnehin zuerst Soldat werden. Später sieht man weiter."

Der Maler schwieg. Er schälte eine Banane und roch befriedigt an der reifen, nahrhaft und mehlig duftenden Frucht.

„Wenn es dich nicht stört, möchte ich noch den Kaffee hier nehmen," sagte er schließlich.

Sein Ton war von schonender Freundlichkeit und etwas müde, als behage es ihm, hier auszuruhen und es ein wenig gut zu haben.

„Ich lasse ihn sofort bringen. — Du hast viel gearbeitet?"

Das war ihr entschlüpft, beinahe ohne daß sie es wußte. Sie wollte eigentlich nichts damit sagen; sie wollte nur, da es eben eine seltne gute Stunde war, ein wenig Aufmerksamkeit zeigen, und das fiel nicht leicht, da die Gewohnheit fehlte.

„Ja, ich habe ein paar Stunden gemalt," sagte ihr Mann trocken.

Es störte ihn, daß sie das fragte. Es war zwischen ihnen Sitte geworden, daß von



Echo. Gemälde von Prof. Emil Recher



seiner Arbeit nie geredet werde, und viele von seinen neueren Bildern hatte sie überhaupt nie gesehen.

Sie fühlte, daß der helle Augenblick verrinne, und sie tat nichts, ihn zu halten. Und er, der schon die Hand nach seinem Etui ausgestreckt hatte, um sich die Erlaubnis zu einer Zigarette zu erbitten, ließ die Hand wieder sinken und hatte die Lust dazu verloren.

Doch trank er ohne Eile seinen Kaffee, tat noch eine Frage nach Pierre, dankte mit Höflichkeit und blieb noch einige Minuten im Zimmer, ein kleines Bild betrachtend, das er seiner Frau vor manchen Jahren geschenkt hatte.

„Es hält sich gut," sagte er, halb zu sich selbst, „und sieht noch ganz hübsch aus. Nur die gelben Blumen sind eigentlich entbehrlich, sie ziehen zuviel Helligkeit da herüber."

Frau Veraguth sagte nichts; es waren zufällig gerade die äußerst duftig und fein gemalten gelben Blumen, die sie an dem Bilde vor allem gern hatte.

Er wandte sich um und lächelte leicht.

„Auf Wiedersehen! Und langweile dich nicht zu sehr, bis die Jungen zurückkommen."

Damit ging er hinaus und die Treppe hinab. Unten sprang der Hund an ihm in die Höhe. Er nahm seine Tatzen in die linke Hand zusammen, streichelte ihn mit der rechten und sah ihm in die eifrigen Augen. Dann rief er durchs Küchenfenster nach einem Stück Zucker, gab es dem Hunde, warf einen Blick auf den sonnigen Rasenplatz und ging langsam ins Atelier hinüber. Es war heute hübsch hier draußen und eine herrliche Luft; aber er hatte keine Zeit, er mußte arbeiten.

Im stillen, aufgelösten Licht der hohen Werkstatt stand sein Bild. Auf einer grünen Fläche mit wenigen kleinen Wiesenblumen saßen die drei Figuren: Der Mann gebückt und in ein hoffnungsloses Grübeln vergraben, die Frau ergebend wartend in enttäuschter Freudlosigkeit, das Kind hell und arglos in den Blumen spielend, und über ihnen allen ein intensives, wogendes Licht, das triumphierend im Raume flutete und in jedem Blumenkelch mit derselben unbekümmerten Innigkeit aufstrahlte wie im lichten Haar des Knaben und in dem kleinen Goldschmuck am Halse der betrübten Frau.

⁂

Der Maler hatte bis gegen den Abend weitergearbeitet. Nun saß er, die Hände im Schoß und stumpf vor Ermüdung, eine Weile zusammengesunken im Armstuhl, vollkommen leer und ausgepreßt, mit erschlafften Wangen und etwas entzündeten Augenlidern, alt und fast leblos wie ein Bauer oder Holzhauer nach der schwersten körperlichen Arbeit. Am liebsten wäre er so sitzen geblieben und hätte sich ganz der Müdigkeit und der Schlafsehnsucht überlassen. Seine herrische Zucht und Gewohnheit verlangten es aber anders, und er raffte sich nach einer Viertelstunde mit einem Ruck zusammen. Er stand auf, ohne mehr einen Blick nach dem großen Bilde hin zu tun, ging zur Badestelle am Weiher, zog sich aus und schwamm langsam um den See.

Es war ein milchig bleicher Abend, vom nächsten Feldwege her kamen, durch den Park gedämpft, das Geräusch knarrender Heuwagen und das schwerfällige Rufen und Lachen müdgearbeiteter Knechte und Mägde herübergeklungen. Fröstelnd stieg Veraguth ans Land, rieb sich sorgfältig warm und trocken, ging in sein kleines Wohnzimmer und zündete sich eine Zigarre an.

Er hatte diesen Abend Briefe schreiben wollen, nun rückte er unschlüssig an der Tischlade, schob sie aber ärgerlich wieder zu und schellte nach Robert.

Der Diener kam gelaufen.

„Sagen Sie, wann sind die jungen Leute mit dem Wagen zurückgekommen?"

„Noch nicht, Herr Veraguth."

„Was, sie sind noch gar nicht zurück?"

„Nein, Herr Veraguth. Wenn Herr Albert nur den Braunen nicht zu sehr strapaziert hat, er fährt gern ein wenig streng."

Sein Herr gab keine Antwort. Er hatte sich gewünscht, noch ein halbes Stündlein Pierre bei sich zu haben, den er längst heimgekehrt glaubte. Nun war er über die Nachricht ärgerlich und etwas erschrocken.

Er lief ins Herrenhaus hinüber und klopfte am Zimmer seiner Frau. Sie begrüßte ihn erstaunt, es war seit langem nicht geschehen, daß er sie hier und um diese Zeit aufsuchte.

„Entschuldige," sagte er in unterdrückter Erregtheit, „aber wo ist Pierre?"

Frau Adèle sah ihren Mann verwundert an.

„Die Jungen sind mit dem Wagen fort, du weißt ja."

Da sie seine Gereiztheit fühlte, fügte sie bei: „Du wirst doch nicht ängstlich sein?"

Er zuckte ärgerlich die Achseln.

„Ach nein. Aber ich finde es rücksichtslos von Albert. Er sprach von ein paar Stunden. Wenigstens hätte er uns telephonieren können."

„Es ist ja noch früh. Sie werden gewiß zum Abendessen da sein."

„Immer ist der Kleine weg, wenn ich ihn einmal ein bißchen haben möchte!"

„Es hat keinen Sinn, daß du dich so ärgerst. Es ist doch der reine Zufall. Pierre ist oft genug bei dir drüben."

Er biß sich auf die Lippen und ging schweigend hinaus. Sie hatte recht, es hatte keinen Sinn, sich aufzuregen, es hatte keinen Sinn, lebhaft zu sein und etwas vom Augenblick zu verlangen! Es war besser, in geduldiger Gelassenheit zu sitzen, wie sie es tat!

Zornig ging er zum Hof hinaus und auf die Landstraße. Nein, er wollte das nicht lernen, er wollte seine Freude und wollte seinen Zorn haben! Wie hatte diese Frau ihn schon gedämpft und still gemacht, wie war er schon beherrscht und alt geworden, er, der früher gewohnt gewesen war, frohe Tage lärmend in die tiefe Nacht hinein zu ziehen und im Ärger die Stühle zu zerschmettern! Aller Groll und alle Bitterkeit kamen wieder in ihm auf, und zugleich ein sehnliches Verlangen nach seinem Knaben, dessen Blick und Stimme allein ihn froh machen konnten.

Mit großen Schritten lief er auf der abendlichen Straße dahin. Wagenrollen wurde hörbar, und er eilte gespannt entgegen. Es war nichts. Ein Bauerngaul mit einem Karren voll Gemüse. Veraguth rief ihn an.

„Haben Sie nicht einen Einspänner überholt, mit zwei jungen Leuten auf dem Bock?"

Der Bauer schüttelte den Kopf, ohne anzuhalten, und sein schweres Roß trabte gleichmütig weiter in den sanften Abend hinein.

Im Weitergehen fühlte der Maler seinen Zorn erkalten und hinschwinden. Seine Schritte wurden ruhiger, die Müdigkeit kam wohlig über ihn, und während er bequem ausschritt, ruhten seine Augen dankbar in der stillen, reichen Landschaft aus, die bleich und fein im dunstigen Spätlichte lag.

Er dachte kaum mehr an seine Söhne, als nach einer halben Stunde Gehens ihm ihr Wagen entgegenkam. Er achtete erst darauf, als er schon nahe war. Bei einem großen Birnbaum blieb Veraguth stehen, und als er Alberts Gesicht erkennen konnte, trat er noch mehr zurück, um nicht gesehen und angerufen zu werden.

Albert war allein auf dem Bock. Pierre saß halb liegend in einer Wagenecke, hatte den unbedeckten Kopf gesenkt und schien eingeschlafen. Der Wagen rollte vorüber, und der Maler sah ihm nach, er blieb am Rande der staubigen Straße stehen, solange der Wagen noch zu sehen war. Dann kehrte er um und ging den Weg zurück. Er hätte Pierre gerne noch gesehen, doch war es für den Knaben bald Schlafenszeit, auch hatte Veraguth keine Lust, sich heute nochmals bei seiner Frau zu zeigen.

So ging er am Park, am Hause und Hoftor vorbei und in die Stadt hinunter, wo er in einem volkstümlichen Weinkeller sein Abendessen nahm und in den Zeitungen blätterte.

Indessen waren seine Söhne längst zuhause. Albert saß bei der Mutter und erzählte. Pierre war sehr müde gewesen, hatte gar nichts mehr essen mögen und lag nun schlafend in seinem hübschen kleinen Schlafzimmer. Und als der Vater in der Nacht zurück kam und am Hause vorüberging, war nirgends mehr ein Licht zu sehen. Die laue, sternlose Nacht umfing Park, Haus und See mit schwarzer Stille, und aus der regungslosen Luft fielen feine, leise Regentropfen.

Veraguth machte in seiner Wohnstube Licht und setzte sich an den Schreibtisch. Sein Verlangen nach Schlaf hatte sich wieder ganz verloren. Er nahm ein Briefblatt und schrieb an Otto Burkhardt. Durch die offenen Fenster kamen kleine Nachtfalter und Motten geflogen. Er schrieb:

Mein Lieber!

Vermutlich erwartest Du jetzt gar keinen Brief von mir. Aber wenn ich schon

schreibe, erwartest Du wieder mehr, als ich geben kann. Du erwartest, es sei jetzt Klarheit in mich gekommen und ich sähe die schadhafte Maschinerie meines Lebens so sauber im Querschnitt, wie Du sie zu sehen meinst. Damit ist es leider nichts. Ein Wetterleuchten ist ja wohl in mir aufgegangen, seit wir darüber gesprochen haben, und es starren mir in manchen Augenblicken recht peinliche Enthüllungen entgegen; aber Tag ist es doch noch nicht geworden.

Was ich also später tun oder lassen werde, kann ich nicht sagen. Aber wir reisen! Ich fahre mit Dir nach Indien, bitte besorge mir einen Schiffsplatz, sobald Du den Termin weißt. Vor dem Ende des Sommers geht es nicht, aber im Herbst je eher je lieber.

Das Bild mit den Fischen, das Du hier sahest, möchte ich dir schenken, aber es wäre mir lieb, wenn es in Europa bliebe. Wohin soll ich es schicken?

Hier ist alles wie immer. Albert spielt den Weltmann, und wir behandeln einander mit ungeheurer Achtung wie zwei Gesandte feindlicher Mächte.

Ehe wir reisen, erwarte ich Dich noch einmal auf der Roßhalde. Ich muß Dir ein Bild zeigen, das dieser Tage fertig wird. Das Ding ist gut und wäre ein hübscher Schlußpunkt, falls mich draußen Eure Krokodile fräßen, was mir übrigens unerwünscht wäre, trotz allem.

Ich muß zu Bett, obwohl ich keinen Schlaf habe. Ich war heute neun Stunden vor der Staffelei. Dein Johann.

Der Brief wurde adressiert und in den Vorraum gelegt, damit ihn Robert morgens zur Post bringe.

Als der Maler vor dem Schlafengehen den Kopf aus dem Fenster steckte, nahm er erst das Rauschen des Regens wahr, auf das er am Schreibtisch nicht geachtet hatte. Es sank in weichen Strähnen aus der Finsternis herab, und er hörte noch lang vom Bett aus zu, wie es fiel und strömte und von dem beschwerten Laub in kleinen klingenden Güssen zur dürstenden Erde lief.

⌘ ⌘ ⌘

„Pierre ist so langweilig," sagte Albert zu seiner Mutter, als sie miteinander in den vom Regen erfrischten Garten gingen, um Rosen zu schneiden. „Er hat sich ja die ganze Zeit nicht eben viel aus mir gemacht, aber gestern war rein gar nichts mit ihm anzufangen! Neulich, als ich davon sprach, wir wollten einmal eine Wagenfahrt zusammen machen, da war er ganz begeistert. Und gestern mochte er kaum mitgehen, ich mußte ihn fast darum bitten. Es war ja kein sehr großes Vergnügen für mich, da ich nicht beide Pferde nehmen durfte, ich ging eigentlich überhaupt nur seinetwegen."

„War er denn unterwegs nicht artig?" fragte Frau Veraguth.

„Ach, artig war er schon, nur so langweilig! Er hat manchmal direkt etwas Blasiertes, der Junge. Was ich auch vorschlug und was ich ihm zeigte oder anbot, war ihm kaum ein Jaja oder ein Lächeln wert, er wollte nicht auf dem Bock sitzen, er wollte nicht kutschieren lernen, nicht einmal Aprikosen essen wollte er. Richtig wie ein verwöhnter Prinz. Es war ärgerlich, und ich sage es dir, weil ich ihn wirklich ein andermal nicht wieder mitnehmen möchte."

Die Mutter blieb stehen und sah ihn prüfend an; sie mußte über seine Erregung lächeln und sah mit Befriedigung in seine funkelnden Augen.

„Großer Junge," sagte sie begütigend, „du mußt Geduld mit ihm haben. Vielleicht war er nicht ganz wohl, er hat auch heut früh fast nichts gegessen. Das kommt bei allen Kindern zuweilen vor, bei dir war's auch einmal so. Ein bißchen Magenkatarrh oder eine Nacht mit schlechten Träumen ist meistens schuld daran, und Pierre ist freilich etwas zart und empfindlich. Und dann, versteh, ist er vielleicht auch ein wenig eifersüchtig. Du mußt bedenken, er hat mich sonst immer ganz für sich, und jetzt bist du da, und er muß mit dir teilen."

„Wenn ich doch Ferien habe! Das muß er doch wahrhaftig begreifen, er ist ja nicht dumm!"

„Er ist ein kleines Kind, Albert, und du mußt schon der Gescheitere sein."

Es tropfte noch von den frisch metallen glitzernden Blättern. Sie gingen den gelben Rosen nach, die Albert besonders liebte. Er bog die Kronen der Bäumchen auseinander, und die Mutter schnitt mit der Gartenschere die Blumen ab, die noch etwas nüchtern und verregnet herabhingen.

„War ich eigentlich Pierre ähnlich, als

ich in seinem Alter war?“ fragte Albert nachdenklich.

Frau Adèle besann sich. Sie ließ die Hand mit der Schere sinken, sah dem Sohn in die Augen und schloß dann die ihren, um sein Knabenbildnis in sich wachzurufen.

„Du warst ihm äußerlich ziemlich ähnlich, bis auf die Augen, und du warst weniger dünn und schlank, das Wachsen kam bei dir etwas später.“

„Und sonst? Ich meine innerlich?“

„Nun, Launen hast du auch gehabt, mein Junge. Aber ich glaube, du warst doch beständiger, du hast deine Spiele und Arbeiten nicht so rasch gewechselt wie Pierre. Er ist auch überschwenglicher, als du warst, er ist weniger im Gleichgewicht.“

Albert nahm der Mutter die Schere aus der Hand und beugte sich suchend über einen Rosenstrauch.

„Pierre hat mehr von Papa,“ sagte er leise. „Du, Mutter, das ist so merkwürdig, wie in den Kindern sich die Eigenschaften ihrer Eltern und Vorfahren wiederholen und vermischen! Meine Freunde sagen, jeder Mensch habe schon als kleines Kind alles in sich, was sein ganzes Leben bestimmt, und man könne gar nichts dagegen tun, einfach gar nichts. Wenn zum Beispiel einer die Anlage zum Dieb oder Mörder in sich hat, so hilft alles nichts, er muß und muß ein Verbrecher werden. Es ist eigentlich furchtbar. Du glaubst doch auch daran? Es ist vollkommen wissenschaftlich.“

„Das ist mir einerlei,“ lächelte Frau Adèle. „Wenn jemand ein Verbrecher geworden ist und Menschen umgebracht hat, so kann die Wissenschaft vielleicht nachweisen, daß das schon immer in ihm gesteckt hat. Aber ich zweifle gar nicht daran, daß es sehr viele rechtschaffene Leute gibt, die von Eltern und Voreltern her Böses genug geerbt haben und doch gut bleiben, und das kann die Wissenschaft nicht gut untersuchen. Eine gute Erziehung und ein guter Wille sind mir sicherer als alle Vererbungen. Was recht und anständig ist, das wissen wir und können es lernen, und daran muß man sich halten. Was man aber etwa von vorväterlichen Geheimnissen in sich hat, das weiß niemand genau, und es ist besser, damit nicht viel zu rechnen.“

Albert wußte, daß seine Mama sich auf dialektische Dispute niemals einlasse, und sein Wesen gab ihrer einfachen Denkart eigentlich instinktmäßig recht. Doch spürte er wohl, daß damit das gefährliche Thema keineswegs erledigt sei, und er hätte nun gerne etwas Gründliches über jene Lehre von der Kausalität gesagt, die ihm aus den Reden einiger Freunde immer so sehr eingeleuchtet hatte. Doch besann er sich vergebens auf feste, klare, stichhaltige Sätze, auch fühlte er — im Gegensatz zu jenen Freunden, die er doch bewunderte — sich eigentlich viel mehr für eine moralische oder auch ästhetische Betrachtung der Dinge begabt als für die wissenschaftlich vorurteilslose, zu der er sich unter seinen Studiengenossen bekannte. So ließ er denn diese Dinge auf sich beruhen und ging den Rosen nach.

Unterdessen war Pierre, der sich wirklich nicht wohl fühlte und am Morgen weit später als sonst und ohne Lebensfreude erwacht war, so lange im Kinderzimmer bei seinen Spielsachen geblieben, bis es ihm langweilig wurde. Es war ihm ziemlich elend zumute, und ihm schien, es müsse heute schon etwas Besonderes geschehen und sich einfinden, damit dieser geschmacklose Tag erträglich und ein bißchen hübsch werde.

Unruhig zwischen Erwartung und Mißtrauen ging er aus dem Hause und in den Lindengarten, auf der Suche nach irgend etwas Neuem, nach irgendeinem Fund oder Abenteuer. Sein Magen war öde, das kannte er aus früheren Erfahrungen, und sein Kopf war müde und schwer, wie er ihn noch nie gefühlt hatte, und am liebsten hätte er sich an der Mutter Knie geflüchtet und geheult. Allein das ging nicht, so lange der stolze große Bruder da war, der ihn ohnehin immer fühlen ließ, daß er noch ein kleiner Bub sei.

Wenn es nur der Mutter eingefallen wäre, von sich aus etwas zu tun, ihn zu rufen und ihm ein Spiel vorzuschlagen und nett mit ihm zu sein. Aber die war jetzt natürlich wieder mit Albert gegangen. Pierre fühlte, es war heute ein Unglückstag und wenig zu hoffen.

Er schlenderte unentschlossen und mißmutig die Kieswege entlang, den welken Stiel einer Lindenblüte zwischen den Zähnen und die Hände in den Taschen. Es war frisch und feucht im morgendlichen Garten,

und der Stiel schmeckte bitter. Er spie ihn aus und blieb verdrießlich stehen. Nichts wollte ihm einfallen, er mochte heute nicht Prinz noch Räuber, nicht Fuhrmann noch Baumeister sein.

Mit gerunzelter Stirne schaute er am Boden umher, stocherte mit den Schuhspitzen im Kies und schleuderte eine graue schleimige Wegschnecke mit dem Fuß weit fort ins nasse Gras. Es wollte nichts zu ihm sprechen, kein Vogel noch Schmetterling, nichts wollte ihn anlachen und ihn zur Fröhlichkeit verführen. Alles schwieg, alles sah alltäglich, hoffnungslos und schäbig aus. Er versuchte am nächsten Strauch eine kleine hellrote Johannisbeertraube; sie schmeckte kalt und sauer. Man sollte sich hinlegen und schlafen, dachte er, so lange schlafen, bis alles wieder neu und schön und lustig aussähe. Es hatte ja keinen Sinn, da herumzugehen und sich zu plagen und auf Dinge zu warten, die doch nicht kommen wollten. Wie schön könnte es sein, wenn zum Beispiel etwa ein Krieg ausgebrochen wäre und eine Menge Soldaten zu Pferde auf der Straße heran kämen, oder wenn irgendwo ein Haus in Flammen stände oder eine große Überschwemmung wäre. Ach, diese Sachen standen alle nur in den Bilderbüchern, in Wirklichkeit bekam man sie nie vor Augen, und vielleicht gab es sie gar nicht.

Seufzend schlenderte der Knabe weiter, das hübsche zarte Gesicht erloschen und voll Kummer. Als er jenseits der hohen Spalierwand die Stimme Alberts und der Mutter hörte, überfielen ihn Eifersucht und Widerwillen so stark, daß er Tränen in die Augen bekam. Er kehrte um und ging ganz leise, um nicht gehört und angerufen zu werden. Er wollte jetzt niemand Rede stehen, er wollte von niemand zum Reden und Aufmerken und Artigsein genötigt werden. Es ging ihm schlecht, jämmerlich schlecht, und niemand kümmerte sich um ihn, so wollte er wenigstens die Vereinsamung und Trauer auskosten und sich richtig elend fühlen.

Er dachte auch an den lieben Gott, den er zuzeiten sehr schätzte, und einen Augenblick brachte der Gedanke einen fernen Schimmer von Trost und Wärme, aber das sank schnell wieder unter. Wahrscheinlich war es mit dem lieben Gott auch nichts. Und doch hätte er gerade jetzt so sehr jemand gebraucht, auf den ein Verlaß war und von dem man sich etwas Hübsches und Tröstliches versprechen durfte.

Da fiel ihm der Vater ein. Es war ein ahnungsvolles Gefühl, daß er ihn vielleicht verstehen könnte, da er selber meistens still und gespannt und unfroh aussah. Der Vater stand ohne Zweifel, so wie immer, in seinem großen stillen Atelier drüben und malte an seinen Bildern. Da war es eigentlich nicht gut, ihn zu stören. Aber er hatte ja erst ganz kürzlich gesagt, Pierre solle nur immer zu ihm kommen, wenn es ihn gelüste. Vielleicht hatte er es wieder vergessen, alle Erwachsenen vergaßen ja ihre Versprechungen immer so bald wieder. Aber versuchen konnte man es einmal. Lieber Gott, wenn man doch durchaus keinen anderen Trost wußte und es so nötig hatte!

Langsam erst, dann in aufglimmender Hoffnung rascher und straffer ging er den schattigen Weg zum Atelier. Da nahm er die Türklinke in die Hand und blieb stehen, um zu lauschen. Ja, der Papa war drinnen, er hörte ihn schnauben und räuspern, und er hörte das hölzerne Geräusch der fein klappernden Pinselstiele, die er in der Linken hielt.

Vorsichtig drückte er die Klinke herab, öffnete die Türe geräuschlos und steckte den Kopf hinein. Der heftige Geruch von Terpentin und Lack war ihm zuwider, aber des Vaters breite, starke Gestalt erweckte Hoffnung. Pierre trat ein und schloß die Türe hinter sich.

Beim Einschnappen der Klinke zuckte der Maler, von Pierre aufmerksam beobachtet, mit den breiten Schultern und wendete den Kopf zurück. Die scharfen Augen blickten beleidigt und fragend herüber, und der Mund stand unangenehm offen.

Pierre rührte sich nicht. Er sah dem Vater in die Augen und wartete. Alsbald wurden dessen Augen freundlicher, und sein böses Gesicht kam in Ordnung.

„Sieh da, Pierre! Wir haben uns einen ganzen Tag nicht gesehen. Hat Mama dich hergeschickt?"

Der Kleine schüttelte den Kopf und ließ sich küssen.

„Willst du ein wenig bei mir sein und zusehen?" fragte der Vater freundlich. Zu-

gleich wandte er sich wieder seinem Bilde zu und zielte scharf mit einem spitzen Pinselchen auf einen Fleck. Pierre sah zu. Er sah den Maler auf seine Leinwand blicken, sah seine Augen gespannt und wie zornig starren und seine starke, nervöse Hand mit dem dünnen Pinsel zielen, er sah ihn die Stirnfalten spannen und die Unterlippe mit den Zähnen fassen. Dazu roch er die scharfe Werkstattluft, die er nie gern gehabt hatte und die ihm heut besonders widerlich war.

Seine Augen erloschen, und er blieb wie gelähmt bei der Türe stehen. Er kannte das alles, diesen Geruch und diese Augen und diese Grimassen der Aufmerksamkeit, und er wußte, es war töricht gewesen, zu erwarten, daß es heute anders sei als immer. Der Vater arbeitete, er wühlte in seinen starkriechenden Farben und dachte an nichts in der Welt als an seine dummen Bilder. Es war töricht gewesen, hier herein zu kommen.

Die Enttäuschung ließ des Knaben Gesicht erschlaffen. Er hatte es ja gewußt! Es gab heute keine Zuflucht für ihn, bei der Mutter nicht und hier erst recht nicht.

Eine Minute lang stand er gedankenlos und traurig und blickte, ohne etwas zu sehen, auf das große Bild mit den spiegelnd nassen Farben. Dafür hatte Papa Zeit, für ihn nicht. Er nahm die Klinke wieder in die Hand und drückte sie nieder, um still davonzugehen.

Veraguth hörte aber das schüchterne Geräusch. Er blickte sich um, brummte und kam heran.

„Was ist, Pierrot? Nicht davonlaufen! Willst du nicht ein wenig beim Papa bleiben?"

Pierre zog seine Hand zurück und nickte schwach.

„Hast du mir etwas sagen wollen?" fragte der Maler freundlich. „Komm, wir setzen uns zusammen, dann erzählst du mir. Wie war denn die Ausfahrt gestern?"

„O, es war nett," sagte der Kleine artig.

Veraguth fuhr ihm mit der Hand übers Haar.

„Hat es dir nicht gut getan? Du siehst ein bißchen verschlafen aus, mein Junge! Du hast doch nicht etwa Wein bekommen, gestern? Nein? Also, was tun wir jetzt? Wollen wir zeichnen?"

Pierre schüttelte den Kopf.

„Ich mag nicht, Papa. Es ist heut so langweilig."

„So? Du hast gewiß schlecht geschlafen? Wollen wir ein wenig miteinander turnen?"

„Ich mag nicht. Ich mag nur gerne bei dir sein, weißt du. Aber es riecht hier so schlecht."

Veraguth streichelte ihn und lachte.

„Ja, das ist ein Unglück, wenn du keine Farben riechen magst und ein Malerskind bist. Da wirst du wohl nie ein Maler werden?"

„Nein, ich will auch nicht."

„Was willst du denn werden?"

„Gar nichts. Am liebsten wär' ich ein Vogel oder so etwas."

„Das wäre nicht schlecht. Aber sag' mir jetzt, Schatzi, was du gern haben möchtest. Schau, ich muß an dem großen Bild weiter arbeiten. Wenn du willst, kannst du dableiben und etwas spielen. Oder soll ich dir ein Bilderbuch zum Anschauen geben?"

Nein, das war nicht, was er wollte. Er sagte, nur um wieder loszukommen, er werde jetzt die Tauben füttern gehen, und er merkte genau, daß der Vater aufatmete und froh war, ihn gehen zu sehen. Er wurde mit einem Kuß entlassen und ging hinaus. Der Vater zog die Türe zu, und Pierre stand wieder allein, noch leerer als zuvor. Er irrte quer über den Rasen, wo er eigentlich nicht gehen sollte, er riß zerstreut und bekümmert ein paar Blumen ab und sah gleichgültig zu, wie seine hellen gelben Schuhe im nassen Grase Flecken bekamen und dunkel wurden. Schließlich warf er sich, von Verzweiflung überwältigt, mitten in den Rasen, wühlte schluchzend den Kopf ins Gras und fühlte die Ärmel seiner hellblauen Bluse naß werden und an den Armen kleben.

Erst als er zu frieren begann, stand er ernüchtert wieder auf und schlich sich scheu ins Haus.

Bald würde man ihn rufen, und dann würde man sehen, daß er geweint hatte, und dann würde man die nasse, schmutzige Bluse und die feuchten Schuhe bemerken und ihn dafür schelten. Feindselig ging er an der Küchentüre vorüber, er mochte jetzt mit niemand zusammentreffen. Er

wäre am liebsten irgendwo weit fort gewesen, wo gar niemand von ihm wußte und nach ihm fragte.

Da sah er an einem der selten bewohnten Gastzimmer den Schlüssel stecken. Er ging hinein, zog die Türe zu, schloß auch die offenstehenden Fenster und verkroch sich wild und müde und ohne die Schuhe auszuziehen, auf ein großes unüberzogenes Bett. Da blieb er zwischen Weinen und Schlummern in seinem Jammer liegen. Und als er, nach einer langen Zeit, seine Mutter im Hof und auf der Treppe nach ihm rufen hörte, gab er keine Antwort und grub sich trotzig tiefer in die Decke. Die Stimme der Mutter kam und ging und verklang endlich, ohne daß er sich überwinden konnte, ihr zu folgen. Zuletzt schlief er mit nassen Wangen ein.

Mittags, als Veraguth zu Tische kam, fragte ihn seine Frau sogleich: „Hast du denn Pierre nicht mitgebracht?"

Ihr etwas erregter Ton fiel ihm auf.

„Pierre? Ich weiß nichts von ihm. War er denn nicht bei euch?"

Frau Adèle erschrak und redete lauter.

„Nein, ich habe ihn seit dem Frühstück nimmer gesehen! Als ich ihn suchte, sagten mir die Mädchen, sie hätten ihn ins Atelier gehen sehen. War er denn nicht dort?"

„Ja, er war da, aber nur einen Augenblick, er lief gleich wieder weg."

Und ärgerlich fügte er hinzu: „Sieht denn kein Mensch im Haus nach dem Jungen?"

„Wir glaubten, er sei bei dir," sagte Frau Adèle kurz und gekränkt. „Ich gehe ihn suchen."

„Schicke jemand nach ihm! Wir wollen nun doch essen."

„Ihr könnt ja inzwischen beginnen. Ich gehe selbst suchen."

Sie ging hastig aus dem Zimmer. Albert stand auf und wollte ihr folgen.

„Bleib' hier, Albert," rief Veraguth. „Wir sind bei Tische!"

Der Jüngling sah ihn zornig an. „Ich werde mit Mama essen," sagte er gereizt.

Ironisch lächelte ihm der Vater ins erregte Gesicht.

„Meinetwegen, du bist ja Herr im Hause, nicht wahr? Falls du übrigens Lust hast, wieder einmal mit Messern nach mir zu werfen, so laß dich, bitte, nicht durch irgendwelche Vorurteile davon abhalten!"

Der Sohn wurde bleich und stieß seinen Stuhl zurück. Es war das erstemal, daß der Vater ihn an jene zornige Tat seiner Knabenzeit erinnerte.

„So darfst du nicht mit mir reden!" rief er ausbrechend. „Ich dulde es nicht!"

Verguth nahm sich ein Stück Brot und aß einen Bissen davon, ohne zu antworten. Er schenkte sich Wasser ins Glas, trank es langsam aus und beschloß, ruhig zu bleiben. Er tat, als sei er allein, und Albert trat unschlüssig gegen das Fenster.

„Ich dulde es nicht!" rief er endlich nochmals, unfähig, seinen Zorn bei sich zu behalten.

Der Vater streute Salz auf sein Brot. Er sah sich in Gedanken ein Schiff besteigen und auf endlosen fremden Meeren fahren, weit weg von diesen unheilbaren Verwirrungen.

„Es ist gut," sagte er beinahe friedlich. „Ich sehe, daß es dir unsympathisch ist, wenn ich mit dir rede. Lassen wir's doch!"

In diesem Augenblick hörte man draußen einen erstaunten Ausruf und eine Flut erregter Worte. Frau Adèle hatte den Knaben in seinem Schlupfwinkel entdeckt. Der Maler horchte auf und ging rasch hinaus. Heute schien alles durcheinander zu gehen.

Er fand Pierre mit schmutzigen Stiefeln in dem zerwühlten Gastbett liegen, das Gesicht verschlafen und verweint, die Haare wirr, und davor seine Frau in hilflosem Erstaunen.

„Aber Kind," rief sie endlich zwischen Sorge und Ärger, „was machst du denn? Warum gibst du keine Antwort? Und warum liegst du hier?"

Veraguth richtete den Kleinen auf und sah ihm erschrocken in die ausdruckslosen Augen.

„Bist du krank, Pierre?" fragte er zärtlich.

Der Knabe schüttelte verwirrt den Kopf.

„Hast du denn hier geschlafen? Bist du schon lange hier?"

Mit einer dünnen, mutlosen Stimme sagte Pierre: „Ich kann nichts dafür ... Ich habe nichts getan ... Ich habe nur Kopfweh gehabt."

Veraguth trug ihn auf seinen Armen ins Speisezimmer hinüber.

„Gib ihm einen Teller Suppe," sagte er zu seiner Frau. „Du mußt ein wenig

Warmes essen, Kind, das tut gut, du wirst sehen. Du bist gewiß krank, armer Kerl."

Er setzte ihn in seinen Sessel, schob ihm ein Kissen in den Rücken und gab ihm selber mit dem Löffel seine Suppe ein.

Albert saß schweigend und verschlossen.

„Er scheint wirklich krank zu sein," sagte Frau Veraguth beinahe beruhigt, mit dem Gefühl der Mutter, die zu Hilfe und Pflege freudiger bereit ist als zur Untersuchung und Behandlung ungewöhnlicher Unarten.

„Wir bringen dich nachher zu Bett, iß jetzt nur, mein Herz," tröstete sie zutraulich.

Pierre saß, grau im Gesicht, mit halbwachen Augen und schluckte widerstandslos, was ihm eingelöffelt wurde. Während der Vater ihn mit der Suppe fütterte, fühlte ihm die Mutter den Puls und war froh, kein Fieber zu finden.

„Soll ich den Doktor holen?" fragte Albert, um doch auch etwas zu tun, mit unfester Stimme.

„Nein, laß nur," sagte die Mutter. „Pierre kommt ins Bett und wird fein warm gewickelt, dann schläft er tüchtig aus und wird morgen wieder gesund. Nicht wahr, Schatzi?"

Der Kleine hörte nicht zu, und er schüttelte abwehrend den Kopf, als ihm der Vater noch mehr zu essen geben wollte.

„Nein, zwingen soll er sich nicht dazu," sagte die Mutter. „Komm nur mit, Pierre, wir gehen zu Bett, da wird alles wieder gut."

Sie nahm seine Hand und er stand schwerfällig auf. Schläfrig folgte er der Mutter, die ihn mit sich zog. Aber in der Türe blieb er stehen, verzog das Gesicht und krümmte sich zusammen, und in einem Anfall von Übelkeit gab er alles wieder von sich, was er eben gegessen hatte.

Veraguth trug ihn ins Schlafzimmer und überließ ihn der Mutter. Glockenzüge klangen, und Dienstboten liefen treppauf und -ab. Der Maler aß einige Bissen, zwischenein lief er zweimal wieder zu Pierre hinüber, der nun ausgekleidet und gewaschen in seiner messingenen Bettstatt lag. Dann kam Frau Adèle zurück und berichtete, das Kind sei ruhig und ohne Schmerzen und scheine einschlafen zu wollen.

Der Vater wandte sich an Albert: „Was hat Pierre gestern zu essen bekommen?"

Albert besann sich, wandte aber seine Antwort an die Mutter.

„Es war nichts Besonderes. In Brückenschwand ließ ich Pierre Brot und Milch geben, und zum Mittagessen in Pegolzheim bekamen wir Makkaroni und Koteletten."

Der Vater fragte inquisitorisch weiter: „Und später?"

„Er wollte nichts mehr nehmen. Am Nachmittag kaufte ich bei einem Gärtner Aprikosen. Von denen hat er nur eine oder zwei gegessen."

„Waren sie reif?"

„Ja, natürlich. Du scheinst zu glauben, ich habe ihm absichtlich den Magen verdorben."

Die Mutter bemerkte seine Gereiztheit und fragte: „Was habt ihr denn?"

„Nichts," sagte Albert.

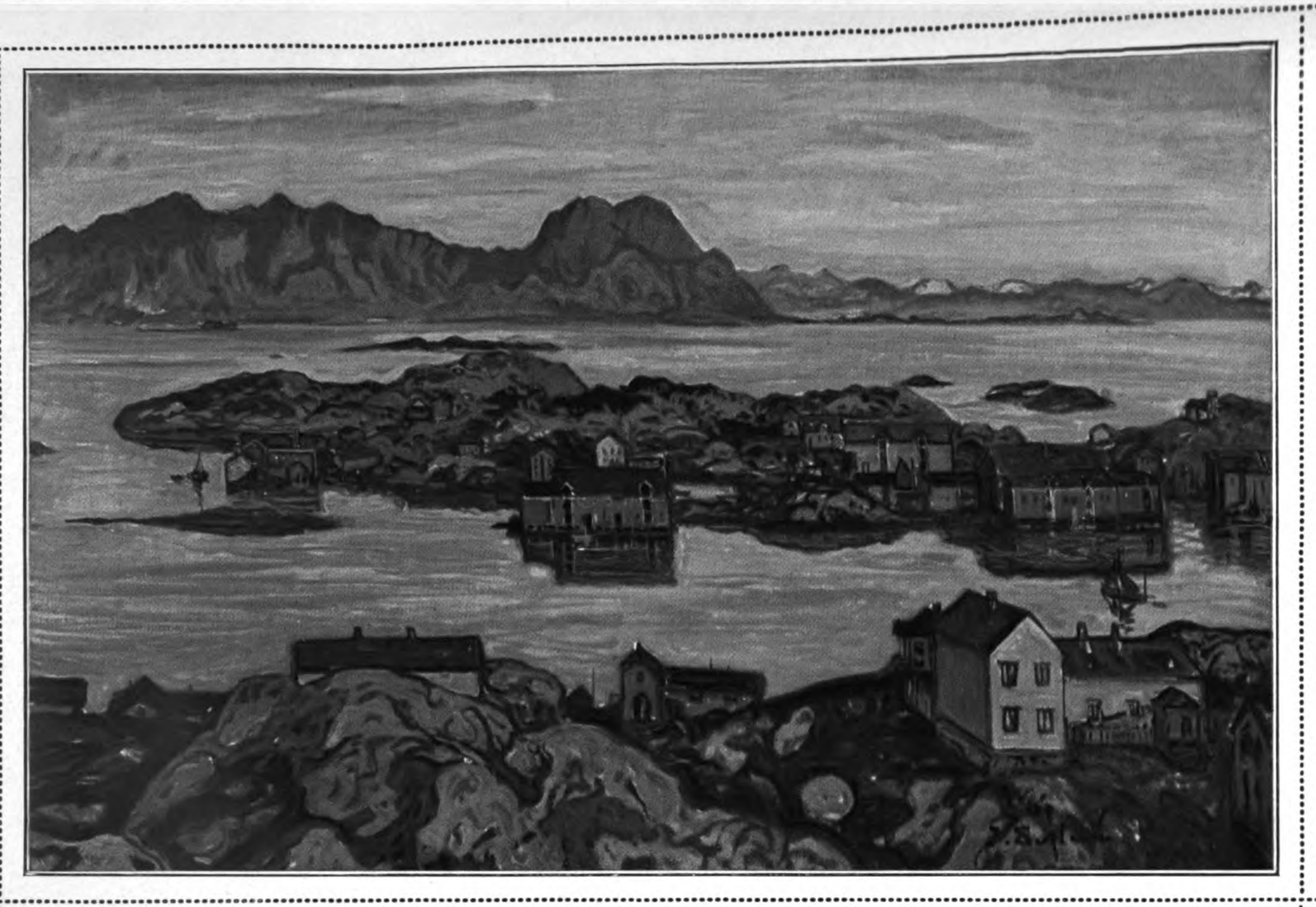
Veraguth fuhr fort: „Ich glaube gar nichts, ich frage nur. Ist gestern gar nichts passiert? Hat er nie erbrochen? Oder ist er gefallen? Hat er nie über Schmerzen geklagt?"

Albert gab mit Ja und Nein knappe Auskunft und wünschte sehnlich, diese Mahlzeit möchte vorüber sein.

Als der Vater nochmals auf den Zehenspitzen in Pierres Schlafzimmer ging, fand er ihn eingeschlafen. Das blasse Kindergesicht war voll von tiefer Ernsthaftigkeit und sehnlichst inbrünstiger Hingabe an den tröstenden Schlaf.

An diesem unruhigen Tage malte Johann Veraguth sein großes Bild fertig. Erschreckt und im Herzen beunruhigt war er von dem kranken Pierre gekommen, und es war ihm schwerer als je geworden, die in ihm arbeitenden Gedanken zu bändigen und jene vollkommene Ruhe zu finden, die das Geheimnis seiner Kraft war und die er so teuer bezahlen mußte. Aber sein Wille war stark, es gelang ihm, und das Bild bekam in den Stunden des Nachmittags, bei einem schönen weichen Lichte, die letzten kleinen Korrekturen und Zusammenziehungen.

Als er die Palette weglegte und sich vor die Leinwand setzte, war ihm sonderbar öde zumute. Er wußte wohl, daß dies Bild etwas Besonderes sei und daß er damit viel gegeben habe. Sich selbst aber fühlte er leer und ausgebrannt. Und er hatte keinen Menschen, dem er sein Werk hätte



Blick auf Svolvaer in den Lofoten. Gemälde von Julius Seyler
(Aus der Großen Kunstausstellung zu Düsseldorf)

zeigen können. Der Freund war weit weg, und Pierre war krank, und sonst hatte er niemanden. Wirkung und Widerhall seiner Arbeit würde er nur aus gleichgültiger Ferne zu spüren bekommen, aus Zeitungen und Briefen. Ach, das war nichts, das war weniger als nichts, der Blick eines Freundes oder der Kuß einer Geliebten hätten allein ihn jetzt freuen und belohnen und stärken können.

Eine Viertelstunde stand er still vor seinem Bilde, das die Kraft und die guten Stunden einiger Wochen in sich getrunken hatte und ihm leuchtend in die Augen sah, indessen er selbst erschöpft und fremd vor seinem Werke stand.

„Ach was, ich werde es verkaufen und meine indische Reise davon bezahlen," sagte er in wehrlosem Zynismus. Er schloß die Türen der Werkstatt zu und ging ins Haus, um nach Pierre zu sehen, den er schlafend fand. Der Knabe sah besser aus als am Mittag, der Schlaf hatte sein Gesicht gerötet, der Ausdruck von Qual und Trostlosigkeit war verschwunden.

„Wie rasch das bei Kindern geht!" sagte er in der Türe flüsternd zu seiner Frau. Sie lächelte schwach, und er sah, daß auch sie aufatme und daß auch ihre Sorge größer gewesen sei, als sie gezeigt hatte.

Allein mit seiner Frau und Albert zu speisen, schien ihm nicht verlockend.

„Ich gehe zur Stadt," sagte er, „und bin den Abend nicht hier." — — —

Der kranke Pierre lag schlummernd in seinem Kinderbett, die Mutter verdunkelte das Zimmer und ließ ihn allein.

Ihm träumte, er gehe langsam durch den Blumengarten. Es war alles ein wenig verändert und viel größer und weiter als sonst, er ging und kam an kein Ende. Die Beete waren schöner, als er sie je gesehen hatte, aber die Blumen sahen alle sonderbar gläsern, groß und fremdartig aus, und das Ganze glänzte in einer traurig toten Schönheit.

Etwas beklommen umging er ein Rondell mit großblumigen Sträuchern, ein blauer Schmetterling hing ruhig saugend an einer weißen Blüte. Es war unnatürlich still, und auf den Wegen lag kein Kies, sondern etwas Weiches, worauf man wie auf Teppichen ging.

Jenseits kam ihm seine Mama entgegen. Aber sie sah ihn nicht und nickte ihm nicht zu, sie schaute traurig in die Luft und ging lautlos vorüber wie ein Geist.

Und bald darauf, auf einem anderen Wege, sah er ebenso den Vater gehen, und später Albert, und jeder ging still und streng geradeaus, und keiner wollte ihn sehen. Verzaubert liefen sie einsam und steif umher, und es schien, als müsse es allezeit so bleiben, als werde nie ein Blick in ihre starren Augen und nie ein Lachen in ihre Gesichter kommen, als werde niemals ein Ton in diese undurchdringliche Stille wehen und nie der leiseste Wind die regungslosen Zweige und Blätter rühren.

Das Schlimmste war, daß er selber nicht zu rufen vermochte. Er war durch nichts daran gehindert, es tat ihm nichts weh, aber er hatte keinen Mut und keinen rechten Willen dazu; er sah ein, daß alles so sein müsse und daß es nur noch schrecklicher würde, wenn man sich dagegen auflehnte.

Pierre spazierte langsam weiter durch die seelenlose Gartenpracht. Glänzend standen tausend Blumen in der hellen toten Luft, als wären sie nicht wirklich, und von Zeit zu Zeit traf er Albert oder die Mutter oder den Vater wieder an, und sie wandelten an ihm und aneinander stets in derselben starren Fremdheit vorüber.

Ihm schien, als sei es so schon lange Zeit, vielleicht Jahre, und jene anderen Zeiten, da die Welt und der Garten lebendig und die Menschen froh und gesprächig gewesen waren und er selber voll Lust und Wildheit, jene Zeiten lägen undenkbar weit in einer tiefen Vergangenheit. Vielleicht war es immer so gewesen wie jetzt, und das Frühere war nur ein hübscher Traum.

Schließlich kam er an ein kleines steinernes Wasserbecken, wo der Gärtner früher die Gießkannen gefüllt und worin er selber einmal ein paar winzige Kaulquappen gehalten hatte. Das Wasser stand regungslos in grüner Helle, es spiegelte den Steinrand und die überhängenden Blätter einer Staude mit gelben Sternblumen und sah hübsch, verlassen und irgendwie unglücklich aus, wie alles andere. „Wenn man da hineinfällt, dann ertrinkt man und ist tot," hatte der Gärtner früher einmal gesagt. Es war aber gar nicht tief.

Pierre trat an den Rand des ovalen Beckens und beugte sich vor.

Da sah er sein eigenes Gesicht im Wasser gespiegelt. Es sah aus wie die Gesichter der anderen: alt und bleich und tief in gleichgültiger Strenge erstarrt.

Er sah es erschreckt und verwundert, und plötzlich stieg die heimliche Furchtbarkeit und sinnlose Traurigkeit seines Zustandes übermächtig in ihm auf. Er versuchte zu schreien, aber es gab keinen Ton. Er wollte weinen, aber er konnte nur das Gesicht verziehen und hilflos grinsen.

Da kam sein Vater wieder gegangen, und Pierre wendete sich zu ihm in einer ungeheuren Anstrengung aller gebannten Seelenkräfte. Alle Todesangst und alles unerträgliche Leid seines verzweifelten Herzens flüchteten sich hilfebegehrend zum Vater, der in seiner gespenstischen Ruhe herankam und ihn wieder nicht zu sehen schien.

‚Vater!‘ wollte er rufen, und obwohl kein Ton zu hören war, drang doch die Gewalt seiner furchtbaren Not zu dem stillen Einsamen hinüber. Der Vater wendete das Gesicht und sah ihn an.

Er sah ihm aufmerksam mit seinem suchenden Malerblick in die flehenden Augen, er lächelte schwach, und er nickte ihm leise zu, gütig und bedauernd, aber ohne Trost, als sei hier durchaus nicht zu helfen. Einen Augenblick lief ein Schatten von Liebe und von verwandtem Leid über sein strenges Gesicht, und in diesem kleinen Augenblick war er nicht der mächtige Vater mehr, sondern eher ein armer, hilfloser Bruder.

Dann richtete er den Blick wieder geradeaus und ging langsam in demselben gleichmäßigen Schritt davon, den er nicht unterbrochen hatte.

Pierre sah ihn gehen und verschwinden, der kleine Weiher und der Weg und der Blumengarten wurde dunkel vor seinen entsetzten Augen und sank dahin wie Nebelgewölk. Er erwachte mit schmerzenden Schläfen und brennend trockener Kehle, sah sich allein im dämmrigen Stübchen zu Bette liegen, versuchte verwundert zurückzudenken, fand aber keine Erinnerungen und legte sich mutlos auf die andere Seite.

Nur langsam kam ihm das volle Bewußtsein wieder und ließ ihn aufatmen. Es war häßlich, krank zu sein und Kopfschmerzen zu haben, aber es war zu ertragen; es war leicht im Vergleich mit dem tödlichen Gefühl des Angsttraumes.

‚Wozu soll alle die Quälerei gut sein?‘ dachte Pierre und kroch unter der Decke eng zusammen. Wozu wurde man krank? Wenn es eine Strafe war — für was sollte er denn gestraft werden? Er hatte nicht einmal etwas Verbotenes gegessen, wie früher einmal, wo er sich an halbreifen Pflaumen verdorben hatte. Die waren ihm verboten gewesen, und da er sie trotzdem gegessen hatte, mußte er die Folgen tragen. Das war klar. Aber jetzt? Warum lag er jetzt im Bett, warum hatte er erbrechen müssen und warum stach es so jammervoll in seinem Kopf?

Er war lange wach gelegen, als seine Mutter wieder ins Zimmer kam. Sie zog den Vorhang am Fenster zurück, weiches Abendlicht floß voll und mild herein.

„Wie geht's, Liebling? Hast du schön geschlafen?"

Er gab keine Antwort. Auf der Seite liegend, wendete er die Augen empor und blickte sie an. Verwundert hielt sie dem Blick stand, er war merkwürdig prüfend und ernsthaft.

‚Kein Fieber,‘ dachte sie getröstet.

„Willst du jetzt etwas zu essen haben?"

Pierre schüttelte schwach den Kopf.

„Kann ich dir nichts bringen?"

„Wasser," sagte er leise.

Sie gab ihm zu trinken, doch nahm er nur einen Vogelschluck, dann schloß er die Augen wieder.

Plötzlich klang von Mutters Zimmer her rauschend das Klavier. In breiter Woge schwollen die Töne heran.

„Hörst du?" fragte Frau Adèle.

Pierre hatte die Augen weit geöffnet, und sein Gesicht verzog sich wie in Qualen. „Nicht!" rief er. „Nicht! Laßt mich doch!" Und er hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und wühlte den Kopf ins Kissen ein.

Seufzend ging Frau Veraguth hinüber und bat Albert, er möge nicht weiterspielen. Dann blieb sie an Pierres Bettchen sitzen, bis er wieder eingeschlummert war.

Diesen Abend war es ganz still im Hause. Veraguth war fort, Albert war verstimmt und litt darunter, daß er nicht Klavier spielen durfte. Man ging früh zu Bett und die Mutter ließ ihre Türe offenstehen, um Pierre zu hören, falls er in der Nacht etwas brauche.

⌘ ⌘ ⌘

Der Maler hatte am Abend bei seiner Rückkehr aus der Stadt sein Haus aufmerksam umschlichen und mit Sorge gespäht und gelauscht, ob nicht ein erleuchtetes Fenster, ein Türengehen, eine Stimme ihm verkünde, daß sein Liebling noch krank sei und leide. Als er alles still, beruhigt und schlafend fand, fiel die Angst von ihm ab wie ein schweres nasses Kleid, und dankbar lag er noch lange wach. Und noch kurz vor dem späten Einschlummern mußte er lächeln und sich wundern, wie wenig dazu gehöre, um ein verzagtes Herz froh zu machen. Alles, was ihn plagte und beschwerte, die ganze dumpfe, trübe Last seines Lebens ward zu nichts, ward leicht und unbedeutend neben der Liebessorge um sein Kind. Und kaum sah er diesen schlimmen Schatten weichen, da schien ihm alles heller und alles erträglich zu sein.

In guter Stimmung kam er am Morgen zu ungewohnt früher Stunde ins Haus, fand voll Dankbarkeit den Kleinen noch prächtig schlafend und nahm das Frühstück mit seiner Frau allein, denn auch Albert war noch nicht aufgestanden. Es war seit Jahren das erstemal, daß Veraguth zu dieser Stunde hier im Hause und an Frau Adèles Tische war, und sie beobachtete ihn mit fast mißtrauischem Erstaunen, wie er wohlgelaunt, als sei es die alltäglichste Sache, um eine Tasse Kaffee bat und wie in alten Zeiten ihr Frühstück teilte.

Schließlich fielen ihm selber ihre abwartende Spannung und das Ungewohnte der Stunde auf. „Ich bin so froh," sagte er mit einer Stimme, die seine Frau an schönere Jahre erinnerte. „Ich bin so froh, daß unser Kleiner wieder in Ordnung zu kommen scheint. Ich merke erst jetzt, daß ich ernstlich um ihn in Sorge war."

„Ja, er gefiel mir gestern gar nicht," stimmte sie bei.

Er spielte mit dem silbernen Kaffeelöffel und sah ihr beinahe schelmisch in die Augen, mit einem schwachen Abglanz der plötzlich ausbrechenden und nie lange währenden, knabenhaften Heiterkeit, die sie ehemals an ihm geliebt und deren zartes Strahlen nur Pierre von ihm geerbt hatte.

„Ja," begann er munter, „es ist wirklich ein Glück. Und jetzt komme ich auch endlich dazu, über meine neuesten Pläne mit dir zu sprechen. Ich meine, du solltest im Winter mit den Jungen nach Sankt Moritz gehen und recht lange dort bleiben."

Unsicher blickte sie nieder. „Und du?" fragte sie. „Willst du dort oben malen?"

„Nein, ich werde nicht mitkommen. Ich werde euch alle eine Weile euch selber überlassen und verreisen. Ich will im Herbst wegfahren und das Atelier abschließen. Es steht dann ganz bei dir, ob du den Winter hier auf Roßhalde bleiben willst. Ich würde nicht dazu raten, geh lieber nach Genf oder Paris und vergiß Sankt Moritz nicht, das wird Pierre gut tun!"

Ratlos schlug sie die Augen zu ihm auf. „Du machst Spaß," sagte sie ungläubig.

„Ach nein," lächelte er halb wehmütig, „das habe ich ganz verlernt. Es ist mein Ernst, und du mußt es schon glauben. Ich will eine Seereise machen und längere Zeit wegbleiben."

„Eine Seereise?"

Sie besann sich mit Anstrengung. Seine Vorschläge, seine Andeutungen, sein fröhlicher Ton, alles war ihr ungewohnt und machte sie mißtrauisch. Aber plötzlich tat das Wort „Seereise" eine Vorstellung in ihr auf: sie sah ihn ein Schiff besteigen, Träger mit Koffern hinterher, sie erinnerte sich an die Bilder auf Plakaten der Schiffsgesellschaften und an ihre eigenen Reisen im Mittelmeer, und in einem Augenblick ward ihr alles durchsichtig.

„Du gehst mit Burkhardt!" rief sie lebhaft.

Er nickte. „Ja, ich reise mit Otto."

Beide schwiegen eine Weile. Frau Adèle war betroffen und fühlte ahnungsvoll die Bedeutung der Nachricht. Vielleicht wollte er sie verlassen und freigeben? Jedenfalls war es ein erster ernsthafter Versuch nach dieser Seite, und sie erschrak im Herzen darüber, wie wenig Aufruhr, Sorge und Hoffnung sie dabei empfinde, und wie gar keine Freude. Mochte für ihn noch ein neues Leben möglich sein, für sie war es nicht so. Sie würde es mit Albert leichter haben und sie würde Pierre gewinnen, ja, aber sie würde eine verlassene Frau sein und bleiben. Hundertmal hatte sie sich das vorgestellt und es hatte wie Freiheit und Erlösung ausgesehen; und heute, da es schien, als könne Wirklichkeit daraus werden, waren soviel Bangigkeit und Scham und Schuld-

gefühl dabei, daß sie verzagte und keines Wunsches mehr fähig war. Das hätte früher kommen müssen, fühlte sie, in den Zeiten der Nöte und Stürme, noch ehe sie Resignation gelernt hatte. Nun kam es zu spät und unnütz, nun war es nichts mehr als ein Strich unter erledigte Dinge, es war nur noch Abschluß und bittere Bestätigung alles Verborgenen, Halbeingestandenen, und es glommen keine Funken neuer Lebenslockung mehr darin.

Veraguth las aufmerksam im beherrschten Gesicht seiner Frau, und sie tat ihm leid. „Es soll ein Versuch sein," sagte er schonend. „Ihr sollet einmal ungestört miteinander leben, du und Albert — und auch Pierre, sagen wir etwa für ein Jahr. Ich dachte mir, es würde dir bequem sein, und für die Kinder wäre es gewiß ganz gut. Sie leiden doch beide etwas darunter, daß — — daß wir nicht so recht mit dem Leben fertig geworden sind. Auch uns selber wird bei einer längeren Trennung alles klarer werden, meinst du nicht?"

„Es mag sein," sagte sie leise. „Dein Entschluß scheint ja festzustehen."

„Ich habe Otto schon geschrieben. Es wird mir ja nicht leicht, von euch allen solange fortzugehen."

„Von Pierre, meinst du."

„Besonders von Pierre, ja. Ich weiß, du wirst gut für ihn sorgen. Ich kann nicht erwarten, daß du ihm viel von mir sprechen wirst; aber laß es mit ihm nicht gehen wie mit Albert!"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Das war nicht meine Schuld, du weißt es."

Vorsichtig legte er ihr die Hand auf die Schulter, mit unbeholfener, lange nicht geübter Zartheit.

„Ach, Adèle, laß uns nicht von Schuld reden. Es soll alle Schuld bei mir sein. Ich will ja gutzumachen versuchen, nichts anderes. Ich bitte nur, laß mich Pierre nicht verlieren, wenn es sein kann! Durch ihn sind wir noch verbunden. Sieh zu, daß seine Liebe zu mir ihm nicht schwer gemacht wird."

Sie schloß die Augen, als wollte sie sich gegen eine Verführung schützen.

„Wenn du solange fort bist — —" sagte sie zögernd. „Er ist ein Kind —"

„Gewiß. Laß ihn ein Kind bleiben! Laß ihn mich vergessen, wenn es nicht anders geht! Aber denke, er ist ein Pfand, das ich dir lasse, und denke, ich muß viel Vertrauen haben, um es dir lassen zu können."

„Ich höre Albert kommen," flüsterte sie rasch, „er wird gleich da sein. Wir reden noch darüber. Es ist nicht so einfach, wie du denkst. Du gibst mir Freiheit, mehr als ich je gewünscht, und du legst mir zugleich eine Verantwortung auf, die mir alle Unbefangenheit nimmt! Laß mich noch darüber denken. Auch du hast wohl deinen Entschluß nicht in einer Stunde gefaßt, so laß auch mich ein wenig Zeit haben."

Man hörte Schritte vor der Türe, und Albert kam herein.

Verwundert sah er den Vater dasitzen. Er grüßte unfrei, gab Frau Adèle einen Kuß und setzte sich an den Frühstückstisch.

„Ich habe eine Überraschung für dich," fing Veraguth behaglich an. „Die Herbstferien kannst du mit Mama und Pierre verbringen, wo ihr wollt, und auch die Weihnachtszeit. Ich werde mehrere Monate auf Reisen sein."

Der Jüngling konnte seine Freude nicht verbergen, doch gab er sich Mühe und sagte eifrig: „Wohin willst du denn reisen?"

„Ich weiß noch nicht genau. Zunächst fahre ich mit Burkhardt nach Indien."

„O, so weit fort! Ein Schulfreund von mir ist dort geboren, ich glaube in Singapore. Da gibt es noch Tigerjagden."

„Ich hoffe, ja. Wenn ich einen schieße, bringe ich das Fell natürlich mit. Aber hauptsächlich will ich dort malen."

„Das kann ich mir denken. Ich las von einem französischen Maler, der irgendwo in den Tropen war, auf so einer Insel in der Südsee, glaube ich — es muß herrlich sein."

„Nicht wahr? Und ihr werdet inzwischen vergnügt sein und viel musizieren und Ski laufen. Aber nun will ich sehen, was der Kleine macht. Laßt euch nicht stören!"

Er war hinaus, noch ehe jemand geantwortet hatte.

„Manchmal ist Papa doch großartig," sagte Albert in seiner Freude. „Diese Reise nach Indien, das hat Stil."

Seine Mutter lächelte mühsam. Ihr Gleichgewicht war gestört, und sie hatte das Gefühl, auf einem Ast zu sitzen, der eben angesägt wird. Aber sie schwieg und

brachte eine freundliche Miene zusammen, darin hatte sie Übung.

Der Maler war bei Pierre eingetreten und hatte sich an sein Bett gesetzt. Leise holte er ein schmales Skizzenbuch hervor und begann, den Kopf und Arm des kleinen Schläfers zu zeichnen. Er wollte, ohne Pierre mit Sitzungen zu quälen, ihn in dieser Zeit noch so oft und so gut als immer möglich festhalten und sich einprägen. Mit zärtlicher Aufmerksamkeit bemühte er sich um die lieben Formen, um den Fall und Strich des zarten Haares, um die hübschen nervösen Nasenflügel, um die dünne, willenlos ruhende Hand und um die eigenwillig rassige Linie des fest geschlossenen Mundes.

Er sah den Knaben selten im Bett, und es war das erstemal, daß er ihn nicht mit kindlich geöffneten Lippen schlafen sah. Indem er den frühreifen, ausdrucksvollen Mund beobachtete, fiel ihm die Ähnlichkeit mit dem Munde seines Vaters, Pierres Großvaters, auf, der ein kühner und phantasievoller, aber leidenschaftlich rastloser Mensch gewesen war, und während er schaute und arbeitete, beschäftigte ihn dies sinnvolle Spiel der Natur mit den Zügen und Schicksalen der Väter, Söhne und Enkel; es streifte ihm, der kein Denker war, das sorgenvoll köstliche Rätsel der Folge und Notwendigkeit die Seele.

Und plötzlich schlug der Schlafende die Augen auf und blickte in die des Vaters, und wieder fiel es dem Vater auf, wie unkindlich ernsthaft dieser Blick und dies Erwachen seien. Er hatte den Bleistift sofort weggelegt und das Büchlein zugeklappt, nun beugte er sich über den Erwachten, küßte ihm die Stirn und sagte fröhlich: „Guten Morgen, Pierre. Geht es besser?"

Der Kleine lächelte beglückt und begann sich zu strecken. O ja, es ging besser, es ging viel besser. Er besann sich langsam. Ja, gestern war er krank gewesen, er fühlte noch den Schatten des häßlichen Tages herüber drohen. Aber nun war es viel besser, er wollte nur noch ein klein wenig liegen bleiben und die Wärme und ruhige Dankbarkeit dieses Zustandes kosten; dann würde er aufstehen und frühstücken und mit Mama in den Garten gehen.

Der Vater ging, um Mama zu holen. Blinzelnd sah Pierre nach dem Fenster, wo der helle, frohe Tag durch die gelblichen Vorhänge schien. Das war nun ein Tag, der etwas versprach, der nach allen möglichen Freuden duftete. Wie war das gestern schal und kalt und dumpf gewesen! Er schloß die Augen, um das zu vergessen, und fühlte in den schlafträgen Gliedern das liebe Leben sich dehnen.

Und jetzt kam die Mutter, sie brachte ihm ein Ei und eine Tasse Milch ans Bett, und Papa versprach ihm neue Farbstifte, und alle waren lieb und zärtlich und hatten eine Freude daran, ihn wieder gesund zu sehen. Es war beinahe wie ein Geburtstag, und daß der Kuchen fehlte, schadete gar nichts, denn richtigen Hunger hatte er noch immer nicht.

Gleich nachdem er angekleidet war, in einen frischen blauen Sommeranzug, ging er zu Papa in das Atelier. Er hatte den häßlichen Traum von gestern vergessen, aber in seinem Herzen zitterte noch ein Widerhall von Schrecken und Leid, und er mußte nun sehen und genießen, daß wirklich Sonne und Liebe um ihn war.

Der Vater maß den Rahmen für sein neues Bild aus und empfing ihn voller Freude. Pierre wollte jedoch nicht lange dableiben, er wollte nur Guten Tag sagen und sich ein wenig liebhaben lassen. Dann mußte er weiter, zum Hunde und zu den Tauben, zu Robert und in die Küche, und mußte alles wieder begrüßen und in Besitz nehmen. Darauf ging er mit Mama und Albert in den Garten, und es schien ihm ein Jahr vergangen, seit er hier im Grase gelegen und geweint hatte. Schaukeln mochte er nicht, aber er legte seine Hand auf das Schaukelbrett, er ging zu den Sträuchern und Blumenbeeten, und eine dunkle Erinnerung wie aus einem vorigen Leben wehte ihn an, als sei er einmal hier zwischen den Beeten allein, verlassen und trostlos irrgelaufen. Nun war alles wieder licht und lebendig, die Bienen sangen, und die Luft war leicht und froh zu atmen.

Er durfte Mutters Blumenkorb tragen, sie taten Nelken und große Dahlienblumen hinein, daneben aber machte er noch einen besonderen Strauß, den wollte er später dem Vater bringen.

Als man ins Haus zurückkam, war er müde geworden. Albert erbot sich, mit ihm zu spielen, aber erst wollte Pierre ein wenig ausruhen. Er setzte sich tief in Mutters

großen Korbstuhl auf der Veranda, den Strauß für Papa hatte er noch in der Hand.

Er fühlte sich angenehm ermattet, er schloß die Augen, wandte sich gegen die Sonne und freute sich, wie das Licht ihm rot und warm durch die Lider schien. Dann blickte er befriedigt an seinem hübschen, reinen Anzug hinab und streckte seine blanken, gelben Schuhe ins Sonnenlicht, abwechselnd den rechten und den linken. Er fand es schön, so still und etwas matt in Behaglichkeit und Reinlichkeit zu sitzen. Nur die Nelken dufteten allzu stark. Er legte sie weg und schob sie auf dem Tisch von sich fort, so weit sein Arm reichte. Er mußte sie bald ins Wasser tun, damit sie nicht welk würden, ehe der Vater sie sähe.

Mit ungewohnter Zärtlichkeit dachte er an ihn. Wie war das doch gestern gewesen? Er hatte ihn im Atelier aufgesucht, und Papa hatte gearbeitet und keine Zeit gehabt, und er war so allein und fleißig und etwas traurig vor seinem Bilde gestanden. Soweit erinnerte er sich genau an alles. Aber später? War ihm später nicht der Vater im Garten begegnet? Er versuchte mit Anstrengung sich zu erinnern. Ja, Vater war im Garten hin und her gegangen, allein und mit einem fremden, schmerzlichen Gesicht, und er hatte ihn rufen wollen ... wie war das gewesen? Es war irgend etwas Grausiges, was gestern geschehen war, oder wovon er gestern gehört hatte, und er konnte es nicht wiederfinden.

Im tiefen Sessel zurückgelehnt, ging er seinen Gedanken nach. Die Sonne schien gelb und warm auf seine Knie, aber die Fröhlichkeit wich ganz allmählich von ihm. Er fühlte, daß seine Gedanken sich jenem Grausigen mehr und mehr näherten, und er fühlte: sobald er es gefunden habe, werde es wieder Macht über ihn haben; es stand hinter ihm und wartete. So oft seine Erinnerung nahe an jene Grenze kam, stieg ein beklemmendes Gefühl wie Übelkeit und Schwindel in ihm auf, und sein Kopf begann leise zu schmerzen.

Die Nelken störten ihn mit ihrem überstarken Geruch. Sie lagen auf dem sonnigen Korbtisch und wurden welk, und wenn er sie dem Vater noch geben wollte, so war es jetzt Zeit. Aber er mochte nicht mehr, vielmehr er mochte schon, aber er war so müde und das Licht tat ihm in den Augen weh. Und vor allem mußte er nachdenken, was da gestern geschehen war. Er spürte, er sei ganz nahe daran und brauche nur mit den Gedanken danach zu greifen, aber immer schwand es wieder und war weg.

Der Kopfschmerz nahm zu. Ach, warum mußte das sein? Er war doch heut so vergnügt gewesen!

Frau Adèle rief vor der Türe seinen Namen und kam gleich darauf herein. Sie sah die Blumen an der Sonne liegen und wollte Pierre nach Wasser schicken, da sah sie ihn an und sah ihn schlaff und eingesunken im Sessel hängen und große Tränen auf seinen Wangen.

„Pierre, Kind, was ist? Bist du nicht wohl?"

Er sah sie an, ohne sich zu bewegen, und schloß die Augen wieder.

„Rede doch, Herz, was fehlt dir? Willst du ins Bett? Hast du Schmerzen?"

Er schüttelte den Kopf und machte ein abwehrendes Gesicht, als belästige sie ihn.

„Laß mich," sagte er flüsternd.

Und da sie ihn aufrichtete und an sich nahm, schrie er, einen Augenblick wie in Wut aufflackernd, mit entstellter hoher Stimme: „So laß mich doch!"

Gleich darauf ließ sein Sträuben nach, er sank in ihren Armen zusammen, und da sie ihn aufhob, stöhnte er schwach, senkte gequält das Gesicht vornüber und schüttelte sich in einem Anfall von Erbrechen.

⁂

Seit Veraguth allein in seinem kleinen Neubau wohnte, war seine Frau kaum jemals bei ihm drüben gewesen. Als sie nun, ohne anzuklopfen, schnell und erregt in seine Werkstatt trat, war er alsbald auf eine schlimme Nachricht gefaßt, und so sicher warnte ihn der Instinkt, daß er, noch ehe sie ein Wort hatte sagen können, herausfuhr: „Ist etwas mit Pierre?"

Sie nickte hastig.

„Er muß ernstlich krank sein. Er war ganz sonderbar, und eben hat er wieder erbrochen. Du mußt den Doktor holen."

Während sie sprach, flog ihr Blick durch den leeren, großen Raum und blieb an dem neuen Bilde hängen. Sie sah die Figuren nicht, sie erkannte nicht einmal die Gestalt des kleinen Pierre, sie starrte nur auf die Leinwand und atmete die Luft des Raumes, in dem ihr Mann seit Jahren

lebte, und mit dumpfer Ahnung fühlte sie hier eine ähnliche Atmosphäre von Einsamkeit und trotzigem Selbstgenügen wie die, in der sie selber schon solange lebte. Es war nur ein Augenblick, dann wandte sie den Blick von dem Bilde ab und suchte dem Maler Antwort zu geben, der heftig durcheinander fragte.

„Bitte, telephoniere sofort nach einem Automobil," sagte er schließlich, „das geht rascher als mit dem Wagen. Ich fahre selber in die Stadt, ich muß mir nur eben die Hände waschen. Ich komme sofort hinüber. Du hast ihn doch zu Bett gebracht?"

Eine Viertelstunde später saß er im Automobil und suchte den einzigen Arzt, den er kannte und der früher manchmal ins Haus gekommen war. In der alten Wohnung fand er ihn nicht mehr, er war umgezogen. Auf der Suche nach der neuen Wohnung begegnete er seinem Wagen, der Sanitätsrat grüßte ihn, er dankte und war schon vorüber, als ihm klar wurde, daß er es ja sei, den er suche. Er kehrte um und fand den Arztwagen vor dem Hause eines Patienten halten, wo er eine peinliche Weile warten mußte. Dann fing er den Sanitätsrat in der Haustüre ab und nötigte ihn in sein Automobil. Der Arzt sträubte und wehrte sich, er mußte beinahe Gewalt brauchen, um ihn mitzubekommen.

Im Wagen, der sofort mit der größten Eile gegen Roßhalde hinausfuhr, legte der Arzt ihm die Hand aufs Knie und sagte: „Gut denn, ich bin Ihr Gefangener. Ich muß andere warten lassen, die mich brauchen. Das wissen Sie. Also, wo fehlt es? Ist Ihre Frau krank? — Nicht? — Also der Kleine. Wie heißt er doch? Pierre, richtig. Ich habe ihn lang nimmer gesehen. Was ist es denn? Ist er verunglückt?"

„Er ist krank, seit gestern. Heut früh schien er wieder in Ordnung zu sein, er war auf und hat auch ein wenig gegessen. Jetzt erbricht er plötzlich wieder und scheint Schmerzen zu haben."

Der Arzt fuhr sich mit der mageren Hand über das klughäßliche Gesicht.

„Also wohl der Magen. Wir werden ja sehen. Sonst ist alles wohl bei Ihnen? Letzten Winter habe ich Ihre Ausstellung in München gesehen. Wir sind stolz auf Sie, Verehrter."

Er sah auf die Uhr. Sie schwiegen beide, als der Wagen die Übersetzung wechselte und mit lauterem Keuchen bergan fuhr. Bald waren sie draußen und mußten am Hoftor absteigen, das nicht geöffnet war.

„Warten Sie auf mich!" rief der Sanitätsrat dem Chauffeur zu. Dann schritten sie rasch über den Hof und ins Haus. Die Mutter saß bei Pierres Bett.

Nun hatte der Arzt plötzlich Zeit. Ohne Eile ging er an die Untersuchung, versuchte den Knaben zum Plaudern zu bringen, hatte gütig beruhigende Worte für die Mutter und schuf in aller Gelassenheit eine Atmosphäre von Vertrauen und Sachlichkeit, die auch Veraguth wohl tat.

Pierre zeigte kein Entgegenkommen, er verhielt sich still und mißtrauisch. Als man ihm den Bauch abtastete und drückte, verzog er höhnisch den Mund, als finde er diese Bemühungen töricht und unnütz.

„Eine Vergiftung scheint ausgeschlossen," sagte der Sanitätsrat behutsam, „und am Blinddarm ist gar nichts zu finden. Es ist wohl einfach ein verdorbener Magen, und für den ist Abwarten und Fasten das Beste. Geben Sie dem Jungen heute nichts als ein wenig schwarzen Tee, falls er Durst hat, abends kann er auch einen kleinen Schluck Bordeaux haben. Falls alles gut bleibt, bekommt er morgen zum Frühstück Tee und Zwieback. Sollte er Schmerzen bekommen, so können Sie mir ja telephonieren."

Erst an der Türe draußen fing Frau Veraguth zu fragen an. Sie bekam aber keine weitere Auskunft.

„Der Magen scheint tüchtig verstimmt, und das Kind ist offenbar sensibel und nervös. Von Fieber keine Spur. Sie können ihn ja abends messen. Der Puls ist etwas matt. Sollte es nicht besser werden, so komme ich morgen wieder her. Mir scheint, es ist nichts Ernstliches ..."

Er empfahl sich rasch und war nun wieder sehr eilig. Veraguth begleitete ihn bis zum Wagen. „Kann das lange dauern?" fragte er im letzten Augenblick.

Der Arzt lachte hart. „Ich hätte Sie nicht für so ängstlich gehalten, Herr Professor. Der Junge ist etwas zart, und verdorbene Magen haben wir als Kinder alle oft genug gehabt. Guten Morgen!"

Veraguth wußte sich im Hause entbehrlich und schlenderte nachdenklich feldein-

wärts. Die knappe, straffe Art des Sanitätsrates hatte ihn beruhigt, und er wunderte sich jetzt selbst, daß er so erregt und überängstlich gewesen war.

Mit erleichtertem Gefühl schritt er aus und sog die heiße Luft des tiefblauen Spätvormittags ein. Ihm schien, er mache heute schon seinen Abschiedsgang durch diese Wiesen und Obstbaumreihen, und es war ihm leidlich wohl und frei zumute. Als er sich besann, woher dies neue Gefühl einer Entscheidung und Lösung ihm kommen möge, wurde ihm klar, daß das alles eine Folge des Morgengespräches mit Frau Adèle sei. Daß er ihr seine Reisepläne mitgeteilt hatte, daß sie ihn zunächst so ruhig angehört und keine Versuche zu irgendeiner Gegenwehr gemacht hatte, daß zwischen seinem Entschluß und der Ausführung nun alle Seitenwege und Ausflüchte abgeschnitten waren und die nächste Zukunft so klar und eindeutig vor ihm lag, das tat ihm wohl, daher kamen ihm Beruhigung und neues Selbstgefühl.

Ohne zu wissen, wo er gehe, hatte er jenen Weg eingeschlagen, den er vor einigen Wochen mit seinem Freunde Burkhardt gegangen war. Erst als der Feldweg zu steigen begann, sah er, wo er war, und erinnerte sich jenes Spazierganges mit Otto. Das Wäldchen da oben, mit der Bank und mit dem geheimnisvoll helldunkeln Durchblick in die klare, bildhafte, ferngerückte Landschaft des bläulichen Flußtales, hatte er im Herbst malen wollen, und es war seine Absicht gewesen, Pierre auf die Bank zu setzen und den hellen Knabenkopf weich in das braune dunkle Waldlicht zu stellen.

Aufmerksam stieg er empor, die Hitze des nahenden Mittags nicht mehr fühlend, und während er spähend den Augenblick erwartete, wo ihm über den Hügelkamm der Waldrand entgegenträte, fiel jener Tag mit Burkhardt ihm wieder ein, er erinnerte sich an ihre Gespräche, ja an einzelne Worte und Fragen des Freundes, an den noch frühsommerlichen Ton der Landschaft, deren Grün seither längst viel tiefer und milder geworden war. Und dabei überraschte ihn ein Gefühl, das er seit langem nicht mehr kannte und dessen unerwartete Wiederkehr ihn heftig an die Jugendzeit erinnerte. Es schien ihm nämlich, seit jenem Waldgange mit Otto sei eine lange, lange Zeit vergangen, und er sei seither gewachsen, anders geworden und vorwärts gekommen, so daß er auf sein damaliges Ich mit einem gewissen ironischen Mitleid zurückblickte.

Überrascht von dieser so ganz jugendlichen Empfindung, die ihm in der Zeit vor zwanzig Jahren alltäglich gewesen war und ihn jetzt wie ein seltner Zauber berührte, übersah er die kurze Zeit dieses Sommers und fand, was er soeben und gestern noch nicht gewußt hatte. Er fand heute Helligkeit und sichere Ahnung des Weges, wo noch vor kurzem nur Dunkelheit und ratlose Unsicherheit gewesen war. Es war, als sei sein Leben nun wieder ein klarer, entschieden nach der ihm bestimmten Richtung hin drängender Fluß oder Strom, während es vorher so lange Zeit in einem sumpfig stillen See gezögert und unschlüssig sich um sich selber gedreht hatte. Und es wurde ihm klar, daß seine Reise unmöglich hierher zurückführen könne, daß er hier nichts mehr zu tun habe, als Abschied zu nehmen, einerlei, ob sein Herz dabei brenne und blute. Sein Leben war wieder in Fluß geraten, und sein Strom ging mit Entschiedenheit nach der Freiheit und Zukunft hin. Er hatte von der Stadt und Gegend, er hatte von Roßhalde und von seiner Frau, ohne darüber klar zu sein, im Innersten sich schon getrennt und losgesagt.

Tiefatmend blieb er stehen, von der Woge hellsichtiger Ahnung gehoben und durchströmt. Er dachte an Pierre, und ein schneidend heller, wilder Schmerz ging feindlich durch sein ganzes Wesen, als ihm gewiß wurde, daß er diesen Weg zu Ende gehen und sich auch von Pierre trennen müsse.

So stand er lange mit zuckendem Gesicht, und wenn es glühender Schmerz war, was er in sich fühlte, so war es doch Leben und Licht, war es doch Klarheit und Zukunft. Das war es, was Otto Burkhardt von ihm gewollt hatte. Das war die Stunde, auf die der Freund gewartet hatte. Das war der Schnitt in alte, lang geschonte Geschwüre, von dem er gesprochen hatte. Der Schnitt tat weh, er tat bitter weh, aber mit den preisgegebenen Lieblingswünschen starben auch Unrast und Uneinigkeit, Zwiespalt und Lähmung der Seele dahin. Es war Tag um ihn geworden, grausam heller, schöner, lichter Tag.



Erinnerung aus Tirol. Gemälde von Prof. Jul. P. Junghanns
(Aus der Eröffnungs-Ausstellung im Neubau von Brakls Kunsthaus in München)

Ergriffen tat er die letzten Schritte zur Hügelhöhe hinan und setzte sich auf die beschattete Steinbank. Ein tiefes Lebensgefühl durchquoll ihn wie Wiederkehr der Jugend, und in erlöster Dankbarkeit wandte er seine Gedanken zu dem fernen Freunde, ohne den er niemals diesen Weg gefunden hätte, ohne den er für immer in dumpfer, kranker Gefangenschaft geblieben und verkommen wäre.

Indessen war es seiner Natur nicht gemäß, lange nachzudenken oder lange in extremen Stimmungen zu verharren. Zugleich mit dem Gefühl der Genesung und des wiedergewonnenen Willens rann ihm ein neues Bewußtsein tätiger Kraft und herrschsüchtiger, persönlicher Macht durch alle Sinne.

Er erhob sich, schlug die Augen auf und griff mit belebten Blicken herrisch nach seinem neuen Bilde. Er schaute lang durch den Waldschatten in das ferne lichte Flußtal hinab. Dies wollte er malen, und er wollte nicht mehr den Herbst dazu abwarten. Es war eine heikle Aufgabe, es war eine kapitale Schwierigkeit, es war ein köstliches Rätsel hier zu lösen: dieser wundersame Durchblick mußte mit Liebe gemalt werden, er mußte mit soviel Liebe und Studium gemalt werden wie ihn ein zarter, alter Meister gemacht hätte, ein Altdorfer oder Dürer. Hier konnten die Beherrschung des Lichts und dessen mystischer Rhythmus nicht das einzige sein, hier mußte jede kleinste Form ihr volles Recht bekommen und so fein überlegt und abgewogen werden wie die Gräser in jenen wunderbaren Feldsträußen seiner Mutter. Die kühlhelle Ferne des Tales mußte, durch die warme Lichtflut des Vordergrundes und den Waldschatten doppelt zurückgetrieben, wie ein Edelstein aus dem Grunde des Bildes hervorleuchten, so kühl wie süß, so fremd wie lockend.

Er sah auf die Uhr, es war Zeit, nach Hause zu gehen. Er wollte seine Frau heute nicht warten lassen. Aber vorher zog er doch noch das kleine Skizzenbuch hervor und notierte, in der Mittagssonne am Rande des Hügels stehend, mit kräftigen Strichen das Skelett seines Bildes: die Maße der Perspektive, den Ausschnitt des Ganzen und das vielversprechende Oval der kleinen, köstlichen Fernsicht.

Darüber verspätete er sich nun doch ein wenig und lief, der Hitze nicht achtend, in Eile den steilen, sonnigen Weg bergab zurück. Er überlegte, was er zum Malen brauchen werde, er beschloß, morgen sehr früh aufzustehen, um die Landschaft auch im ersten Morgenlichte zu sehen, und im Herzen wurde ihm wohl und heiter, da er wieder eine schöne, lockende Aufgabe auf sich warten wußte.

„Was macht Pierre?" war seine erste Frage, als er eilig eintrat. Der Kleine sei ruhig und müde, gab Frau Adèle Bericht, er scheine keine Schmerzen zu haben und liege geduldig still. Es sei am besten, ihn nicht zu stören, er sei merkwürdig empfindlich und fahre auf, sobald die Türe gehe oder sonst ein plötzliches Geräusch zu hören sei.

„Nun ja," nickte er dankend, „ich werde ihn später besuchen, vielleicht gegen Abend. Entschuldige, daß ich etwas verspätet kam, ich war draußen und werde die nächsten Tage im Freien arbeiten."

Man aß in Frieden und Stille, durch die herabgelassenen Jalousien floß ein grünes Licht durch das kühle Zimmer, die Fenster standen alle offen, und man hörte in der Mittagsstille vom Hofe her den kleinen Brunnen plätschern.

„Du wirst für Indien eine besondere Ausrüstung brauchen," fragte Albert, „nimmst du auch Jagdzeug mit?"

„Ich denke nicht, Burkhardt ist mit allem versehen. Er wird mir schon Rat geben. Ich glaube, man muß das Malzeug in verlöteten Blechkisten mitnehmen."

„Wirst du auch einen Tropenhelm tragen?"

„Jedenfalls. Den kann man ja unterwegs kaufen."

Als Albert nach Tische weggegangen war, bat Frau Veraguth ihren Mann, noch zu bleiben. Sie setzte sich in ihren Korbstuhl am Fenster, und er trug seinen Sessel zu ihr hinüber. „Wann wirst du denn reisen?" fragte sie einleitend.

„O, das kommt ganz auf Otto an, ich richte mich natürlich nach ihm. Ich denke, etwa Ende September."

„So bald schon? Ich habe noch wenig darüber nachdenken können, Pierre nimmt mich jetzt eben in Anspruch. Aber ich glaube, du solltest seinetwegen nicht zuviel von mir verlangen."

„Das will ich auch nicht, ich habe mir

das heute nochmals überlegt. Du sollst in allem volle Freiheit haben. Ich sehe ein, es geht nicht an, daß ich in der Welt herumreise und dabei verlange, zugleich hier in deinen Angelegenheiten mitzusprechen. Du mußt in allem tun, was dir gut scheint. Du sollst nicht weniger Freiheit haben als ich für mich beanspruche."

„Aber was soll mit dem Hause hier geschehen? Allein hierbleiben möchte ich nicht, es ist zu abgelegen und zu weitläufig, und es sind hier auch zu viele Erinnerungen, die mich stören."

„Ich sagte dir schon, ziehe wohin du willst. Roßhalde gehört dir, das weißt du, und ich werde das vor meiner Abreise noch sicherstellen, für alle Fälle."

Frau Adèle war blaß geworden. Sie beobachtete ihres Mannes Gesicht mit fast feindseliger Aufmerksamkeit.

„Du sprichst beinahe so," warf sie mit bedrängter Stimme hin, „als ob du nicht mehr zurückzukommen dächtest."

Er blinzelte nachdenklich und sah zu Boden. „Man kann nicht wissen. Ich habe noch keine Ahnung, wie lange ich wegbleiben werde, und daß Indien für Leute meines Alters sehr gesund ist, glaube ich kaum."

Sie schüttelte streng den Kopf.

„Ich meine nicht das. Sterben können wir alle. Ich meine, ob du überhaupt die Absicht hast, wiederzukommen."

Er schwieg und blinzelte, schließlich lächelte er schwach und erhob sich.

„Ich denke, darüber reden wir ein andermal. Es war unser letzter Streit, weißt du, als wir vor einigen Jahren diese Frage besprachen. Ich möchte nun hier auf Roßhalde keinen Streit mehr haben, mit dir am wenigsten. Ich nehme an, du denkst darüber noch gleich wie damals. Oder würdest du mir heute den Kleinen überlassen?"

Frau Veraguth schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich dachte es mir," sagte ihr Mann mit Ruhe, „wir wollen diese Dinge nun ruhen lassen. Du kannst, wie gesagt, über das Haus verfügen. Es liegt mir nichts daran, Roßhalde zu behalten, und wenn du eine Gelegenheit findest, das Ganze gut zu verkaufen, so gib es weg!"

„Das ist nun das Ende von Roßhalde," sagte sie mit einem Ton tiefer Bitterkeit, und sie dachte dabei an die Zeit ihrer Anfänge, an Alberts Babyjahre, an alle ihre damaligen Hoffnungen und Erwartungen. Das war also das Ende davon.

Veraguth, der sich schon zur Türe gewandt hatte, kehrte noch einmal um und rief sanft: „Nimm es nicht so schwer, Kind! Wenn du magst, kannst du ja alles behalten."

Er ging hinaus, nahm dem Hunde die Kette ab und schritt zum Atelierhaus, von dem jauchzenden Tier umbellt und umsprungen. Was lag ihm an Roßhalde! Das gehörte zu den Dingen, mit denen er nichts mehr zu tun hatte. Er fühlte sich jetzt zum erstenmal seiner Frau überlegen. Er hatte abgeschlossen. Er hatte im Herzen das Opfer gebracht, er hatte auf Pierre verzichtet. Seit sich das von ihm gelöst hatte, war sein ganzes Wesen nur noch nach vorwärts gerichtet. Für ihn war Roßhalde erledigt, erledigt wie die vielen anderen fehlgeschlagenen Hoffnungen von ehemals, erledigt wie die Jugendzeit. Unnütz, darum zu klagen!

Er schellte, und Robert kam gelaufen.

„Ich werde einige Tage im Freien malen. Sie müssen nach dem kleineren Malkasten sehen, auch nach dem Schirm, bis morgen muß alles in Ordnung sein. Um halb sechs Uhr wecken Sie mich."

„Sehr wohl, Herr Veraguth."

„Sonst nichts. Das Wetter wird doch halten? Was meinen Sie?"

„Ich glaube, es wird wohl halten ... Entschuldigen Sie aber, Herr Veraguth, ich möchte Sie noch etwas fragen."

„Ja?"

„Ich bitte um Verzeihung, aber ich habe gehört, der Herr wollten nach Indien reisen."

Veraguth lachte verwundert auf.

„Das ist verflucht rasch gegangen. Da hat also Albert geplaudert. Nun ja, ich werde nach Indien reisen, und da können Sie nicht gut mitkommen, Robert, es ist schade. Man hat da draußen keine europäischen Diener. Aber wenn Sie später wieder zu mir kommen mögen, so kommen Sie! Ich besorge Ihnen gerne inzwischen eine andre gute Anstellung, Ihren Lohn kriegen Sie ja ohnehin bis Neujahr bezahlt."

„Danke, Herr Veraguth, danke vielmal. Vielleicht darf ich dann um Ihre Adresse

bitten. Ich werde Ihnen einmal schreiben. Es ist nämlich — es ist nicht so einfach — ich habe nämlich eine Braut ...“

„So, Sie haben eine Braut?“

„Ja, Herr Veraguth, und wenn Sie mich entlassen, so muß geheiratet werden. Nämlich, ich habe ihr versprochen, daß ich keinen neuen Dienst annehme, wenn ich einmal hier weggehen sollte.“

„Na, da werden Sie sich ja freuen, daß Sie jetzt loskommen. Es tut mir aber leid, Robert. Was wollen Sie denn anfangen, wenn Sie verheiratet sind?“

„Ja, sie will mir ein Zigarrengeschäft auftun.“

„Einen Zigarrenladen? Robert, das ist nichts für Sie.“

„Entschuldigen, Herr Veraguth, man muß es einmal probieren. Aber wenn Sie erlauben — ginge es nicht am Ende, daß ich doch in Ihrem Dienst bliebe? Ich möchte höflichst anfragen, Herr Veraguth.“

Der Maler gab ihm einen Klaps auf die Schulter. „Mensch, was soll das heißen? Sie wollen heiraten, Sie wollen so einen stumpfsinnigen Laden aufmachen, Sie wollen aber auch bei mir bleiben? Mir scheint, da ist etwas nicht in Ordnung ... Es liegt Ihnen wohl nicht so sehr viel an dieser Heirat, Robert?“

„Mit Verlaub, Herr Veraguth, nein. Sie wäre schon tüchtig, meine Braut, da will ich nichts sagen. Aber ich würde schon lieber hier bleiben. Sie hat einen scharfen Charakter, und —“

„Ja, Kerl, warum wollen Sie denn dann heiraten? Sie haben ja Angst vor ihr! Ihr habt doch kein Kind? Oder?“

„Nein, dieses nicht. Aber sie läßt mir keine Ruhe mehr . . .“

„Dann schenken Sie ihr eine hübsche Brosche, Robert, ich gebe Ihnen einen Taler dafür. Die geben Sie Ihrer Braut und sagen ihr, sie möchte sich nun einen andern suchen für ihren Zigarrenladen. Sagen Sie ihr, ich hätte das gesagt. Und schämen Sie sich ein bißchen! Ich lasse Ihnen acht Tage Zeit. Dann möchte ich wissen, ob Sie ein Mann sind, der sich von einem Mädel Angst machen läßt, oder nicht.“

„Es ist gut, es ist gut. Ich werde ihr schon sagen . . .“

Veraguth hörte auf zu lächeln. Er blitzte den Betroffenen aus zornigen Augen an und rief scharf: „Sie werden das Mädel fortschicken, Robert, sonst sind wir miteinander fertig. Pfui Teufel — sich heiraten lassen! Gehen Sie und bringen Sie das bald in Ordnung!“

Er stopfte sich eine Pfeife, nahm ein größeres Skizzenbuch und eine Hülse voll Zeichenkohle an sich und ging nach dem Waldhügel hinaus.

⌘ ⌘ ⌘

Das Fasten schien nicht viel zu helfen. Pierre Veraguth lag zusammengekrümmt in seinem Bette, die Teetasse stand unberührt daneben. Man ließ ihn möglichst in Ruhe, da er auf keine Anrede Antwort gab und jedesmal unwillig zusammenfuhr, wenn jemand in sein Zimmer trat. Mutter saß manche Stunde an seinem Bett, sie murmelte halbgesungene Zärtlichkeiten und Beruhigungsworte. Es war ihr sorgenvoll und unheimlich zumute; es schien, als sei der kleine Kranke hartnäckig in einen geheimen Schmerz verbohrt. Er gab auf keine Frage, auf keine Bitte, auf kein Anerbieten irgend eine Antwort, mit bösen Augen starrte er vor sich hin und wollte nicht schlafen, nicht spielen, nicht trinken, nicht vorgelesen haben. Der Arzt war zwei Tage nacheinander gekommen; er hatte wenig gesagt und laue Leibwickel befohlen. Pierre lag viel in einem leichten Halbschlummer, wie Fiebernde ihn haben, er murmelte dann unverständliche Worte und träumte halbbewußt in einem leisen, dumpfen Delirium vor sich hin.

Veraguth war seit mehreren Tagen draußen am Malen. Als er mit der Dämmerung nach Hause kam, fragte er sogleich nach dem Knaben. Seine Frau bat ihn, nicht mehr ins Krankenzimmer zu gehen, da Pierre so sehr empfindlich gegen alle Störungen sei und jetzt eingeschlummert scheine. Da Frau Adèle wenig Worte machte und seit dem neulichen Morgengespräch sich ihm gegenüber mißgestimmt und befangen fühlte, fragte er nicht weiter, sondern ging unbekümmert ins Bad und brachte den Abend in der angenehmen Unruhe und warmen Erregtheit hin, die er stets beim Vorbereiten einer neuen Arbeit empfand. Nun hatte er mehrere Studien draußen gemalt und wollte morgen das Bild selber in Angriff nehmen. Er wählte

mit Befriedigung Kartons und Leinwände aus, flickte an locker gewordenen Keilrahmen herum, suchte Pinsel und Malzeug allerart zusammen und rüstete sich wie für eine kleine Reise. Er legte sogar den gefüllten Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerzeug bereit wie ein Tourist, der in der Frühe zu einer Bergbesteigung aufbrechen will und sich für die erwartungsvollen Stunden vor dem Schlafengehen nichts Besseres weiß, als liebevoll an morgen zu denken und jede Kleinigkeit dafür bereitzulegen.

Behaglich sah er dann bei einem Glase Wein die Abendpost an. Da war ein freudiger, liebevoller Brief von Burkhardt, und beigefügt war eine mit hausfraulicher Sorgsamkeit zusammengestellte Liste alles dessen, was Veraguth für die Reise mitzunehmen habe. Belustigt las dieser die ganze Liste durch, auf welcher weder wollene Leibbinden noch Strandschuhe, weder Nachtkleidung noch Gamaschen vergessen waren. Unten auf dem Zettel stand mit Bleistift geschrieben: „Alles andere besorge ich für uns beide, auch die Kabinen. Laß Dir weder Chemikalien gegen Seekrankheit noch indische Reiseliteratur aufschwatzen, alles das ist meine Sache."

Lächelnd wandte er sich einer großen Rolle zu, in der ihm ein junger Düsseldorfer Maler eine Anzahl Radierungen mit ehrfurchtsvoller Widmung übersandte. Auch dafür fand er heute Zeit und Laune, er sah die Bilder aufmerksam durch und wählte das beste davon für seine Mappe aus, die anderen mochte Albert haben. Dem Maler schrieb er ein freundliches Billett.

Zuletzt schlug er das Skizzenbuch auf und betrachtete lange die vielen Zeichnungen, die er draußen gemacht hatte. Sie befriedigten ihn alle nicht recht, er wollte es morgen mit einem anderen, weiteren Ausschnitt versuchen, und wenn das Bild auch dann noch nicht säße, wollte er eben so lange Studien malen, bis er es heraus hätte. Auf alle Fälle würde er morgen tüchtig fleißig sein, das weitere würde sich schon ergeben. Und diese Arbeit würde dann sein Abschied von Roßhalde sein; es war ohne Zweifel das eindringlichste und lockendste Stück Landschaft in der ganzen Gegend, und es sollte nicht vergebens gewesen sein, hoffte er, daß er sich das bis jetzt immer wieder aufgespart hatte. Das durfte nicht mit einer schneidigen Studie abgetan werden, es mußte ein delikates, abgewogenes Bild werden. Das rasche, kämpfende Malen in der Natur, mit Schwierigkeiten, Niederlagen und Siegen, das würde er dann in den Tropen wieder auskosten können.

Er legte sich zeitig nieder und schlief vortrefflich, bis Robert ihn weckte. Da stand er, in der straffen Morgenkühle fröstelnd, in fröhlicher Eile auf, trank stehend eine Schale Kaffee und trieb den Diener an, der ihm Leinwand, Feldstuhl und Farbenkasten nachtragen sollte. Bald darauf verließ er das Haus und verschwand in den noch morgenblassen Wiesen. Vorher hatte er noch in der Küche nachfragen wollen, ob Pierre eine ruhige Nacht gehabt habe. Aber er hatte das Haus noch verschlossen und niemand wach gefunden.

Frau Adele war bis in die Nacht bei dem Kleinen gesessen, da er ein wenig zu fiebern schien. Sie hatte seinem lallenden Gemurmel zugehört, seinen Puls gefühlt und sein Bett in Ordnung gebracht. Als sie ihm Gute Nacht sagte und ihn küßte, schlug er die Augen auf und sah ihr ins Gesicht, ohne aber zu antworten. Die Nacht blieb ruhig.

Pierre war wach, als sie am Morgen zu ihm kam. Er wollte kein Frühstück haben, verlangte aber nach einem Bilderbuch. Die Mutter ging selbst, um eines zu holen. Sie stopfte ihm ein zweites Kissen unter den Kopf, zog den Fenstervorhang auseinander und gab Pierre das Buch in die Hände; es war ein Bild mit einer großen, strahlend goldgelben Frau Sonne aufgeschlagen, das er besonders gern hatte.

Er hob das Buch gegen sein Gesicht, das helle, frohe Morgenlicht fiel auf das Blatt. Aber sogleich flog ein dunkler Schatten von Schmerz, Enttäuschung und Unbehagen über sein zartes Gesicht.

„Pfui, das tut ja weh!" rief er gequält und ließ das Bilderbuch sinken.

Sie fing es auf und hielt es ihm nochmals vor die Augen. „Es ist ja deine liebe Frau Sonne," sagte sie zuredend.

Er hielt sich die Hände vor die Augen.

„Nein, tu es weg. Das ist so scheußlich gelb!"

Seufzend nahm sie das Buch wieder an sich. Weiß Gott, was das mit dem Kinde

war! Sie kannte mancherlei Empfindlichkeiten und Launen an ihm, aber so war er noch nie gewesen.

„Paß auf," sagte sie sanft beschwörend, „jetzt bring' ich dir einen feinen, warmen Tee, und du darfst dir Zucker hineintun und einen schönen Zwieback dazu haben."

„Ich will nicht!"

„Probier's einmal! Es tut dir gut, du wirst sehen."

Gepeinigt und wütend sah er sie an.

„Wenn ich aber nicht will!"

Sie ging hinaus und blieb eine lange Weile fort. Er blinzelte ins Licht, es schien ihm übermäßig grell und tat ihm weh. Er wandte sich ab. Gab es denn keinen Trost, kein bißchen Vergnügen, keine kleine Freude mehr für ihn? Trotzig und weinerlich drückte er das Gesicht ins Kissen und biß unwillig in das weiche, fad schmeckende Linnen. Das war ein auftauchender Widerschein aus seiner allerfrühsten Kindheit. Als ganz kleiner Junge hatte er, wenn er zu Bett gebracht war und nicht gleich einschlafen konnte, die Gewohnheit gehabt, in sein Kissen zu beißen und mit einer gewissen Taktmäßigkeit darauf zu kauen, bis er müde wurde und einschlief. Das tat er nun wieder und arbeitete sich langsam in eine stille Betäubung hinein, die ihm wohl tat und in welcher er ruhig liegen blieb.

Die Mutter kam nach einer Stunde wieder herein. Sie beugte sich über ihn und sagte: „So, will Pierre jetzt wieder artig sein? Du warst vorher sehr unartig, und Mama ist traurig gewesen."

Das war zu anderen Zeiten ein starkes Mittel, dem er selten widerstand, und als sie nun die Worte sagte, war sie nicht ohne Besorgnis, er möchte es sich zu sehr zu Herzen nehmen und weinen. Er schien aber gar nicht auf ihre Worte zu achten, und als sie nun etwas strenge fragte: „Du weißt doch, daß du vorher ungezogen warst?" verzog er den Mund beinahe spöttisch und blickte vollkommen gleichgültig.

Gleich darauf kam der Sanitätsrat.

„Hat er wieder erbrochen? Nicht? Schön. Und die Nacht war gut? Was hat er denn gefrühstückt?"

Als er den Knaben aufrichtete und sein Gesicht gegen das Fenster drehte, zuckte Pierre wieder wie in Schmerzen zusammen und drückte die Augen zu. Aufmerksam betrachtete der Arzt den seltsam starken Ausdruck von Abwehr und Pein in dem Kindergesicht.

„Ist er auch gegen Geräusche so empfindlich?" fragte er Frau Adèle flüsternd.

„Ja," sagte sie leise, „wir dürfen gar nimmer Klavier spielen, sonst tut er ganz verzweifelt."

Der Sanitätsrat nickte und zog den Vorhang zu. Dann hob er den Kleinen aus dem Bett, horchte an seinem Herzen und schlug ihm mit einem kleinen Hämmerlein probierend auf die Sehnen unterhalb der Kniescheiben.

„Schon gut," sagte er freundlich, „nun lassen wir dich in Ruhe, mein Junge."

Er legte ihn behutsam ins Bett zurück, nahm seine Hand und nickte ihm lächelnd zu.

„Darf ich noch einen Augenblick bei Ihnen eintreten?" sagte er im Kavalierston zu Frau Veraguth und ließ sich in ihr Zimmer führen.

„Nun erzählen Sie mir noch mehr von Ihrem Kleinen," sagte er ermunternd. „Mir scheint, er ist doch sehr nervös, und wir müssen ihn nun eine Weile gut pflegen, Sie und ich. Die Magengeschichte ist nicht der Rede wert. Er muß unbedingt wieder essen. Feine, stärkende Sachen: Eier, Bouillon, frische Sahne. Versuchen Sie es einmal mit Eigelb. Wenn er es lieber süß nimmt, schlagen Sie es mit Zucker in eine Tasse. Und nun, ist Ihnen sonst etwas an ihm aufgefallen?"

Besorgt und doch von seinem freundlich sicheren Ton beruhigt, fing sie zu berichten an. Am meisten habe sie Pierres Teilnahmlosigkeit erschreckt. Es sei ihm einerlei, ob man ihn bitte oder schelte, er sei gegen alles gleichgültig. Sie erzählte von dem Bilderbuch, und er nickte.

„Lassen Sie ihn gewähren!" sagte er im Aufstehen. „Er ist krank und kann augenblicklich nichts für seine Unarten. Lassen Sie ihn möglichst in Ruhe! Wenn er Kopfschmerzen hat, kann er Eisumschläge bekommen. Und abends stecken Sie ihn möglichst lang in ein laues Bad, das macht Schlaf."

Er verabschiedete sich und duldete nicht, daß sie ihn die Treppe hinab begleite.

„Sehen Sie zu, daß er heute etwas ißt!" sagte er noch im Weggehen.

Unten trat er in die offenstehende Küchentür und fragte nach Veraguths Diener.

„Rufen Sie Robert her!" befahl die Köchin der Magd. „Er muß im Atelier sein."

„Es ist nicht nötig," rief der Sanitätsrat. „Ich gehe selber hinüber. Nein, lassen Sie nur, ich weiß den Weg."

Er verließ die Küche mit einem Scherzwort und schritt, plötzlich voll Ernst und Nachdenklichkeit, langsam unter den Kastanien hinweg.

Frau Veraguth überdachte nochmals jedes Wort, das der Arzt gesagt hatte, und kam nicht ins reine damit. Offenbar nahm er Pierres Unwohlsein ernster als bisher, doch hatte er eigentlich nichts Schlimmes gesagt und war so ruhig gewesen, daß wohl keine ernstliche Gefahr bestand. Es schien ein Zustand von Schwäche und Nervosität zu sein, den man mit Geduld und guter Pflege abwarten mußte.

Sie ging ins Musikzimmer und schloß den Flügel ab, damit Albert sich nicht doch etwa einmal vergesse und unvermutet zu spielen beginne. Und sie besann sich, in welchen Raum man etwa das Instrument schaffen lassen könne, falls das länger dauern sollte.

Hin und wieder ging sie, nach Pierre zu sehen, öffnete vorsichtig seine Tür und horchte, ob er schlafe oder stöhne. Er lag jedesmal wach und blickte apathisch geradeaus, und traurig ging sie wieder fort. Sie hätte ihn lieber in Schmerzen gepflegt, statt ihn so verschlossen, verdrossen und gleichgültig liegen zu sehen; es schien ihr, eine seltsame, traumhafte Kluft trenne ihn von ihr, ein widerwärtig zäher Bann, den ihre Liebe und Sorge nicht zu brechen vermöge. Es war da ein gemeiner, hassenswerter Feind im Hinterhalt, dessen Art und dessen böse Absichten man nicht kannte und gegen den man keine Waffen besaß. Vielleicht bereitete sich da irgendein Fieber, ein Scharlach oder sonst eine Kinderkrankheit vor.

Bekümmert rastete sie eine Weile in ihrem Zimmer. Ein Strauß Spiräen fiel ihr ins Auge, sie bog sich über den runden Mahagonitisch, dessen rotbraunes Holz unter der weißen, durchbrochenen Decke tief und warm leuchtete, und senkte das Gesicht mit geschlossenen Augen in die vielästigen, weichen, sommerlichen Blüten, deren starksüßer Duft, wie sie ihn voll einsog, auf seinem Grunde geheimnisvoll bitter schmeckte.

Indem sie sich, leicht betäubt, wieder aufrichtete und mit unbeschäftigten Augen auf die Blumen, auf den Tisch und durch das Zimmer blickte, stieg eine Woge von bitterer Traurigkeit in ihr auf. Sie schaute in einer plötzlichen Wachheit der Seele durch den Raum und an den Wänden hin, sie sah Teppiche und Blumentisch, Uhr und Bilder auf einmal fremd und ohne Beziehungen. Sie sah den Teppich aufgerollt, die Bilder verpackt und alles auf einen Wagen geladen, der alle diese Dinge, die nun keine Heimat und keine Seele mehr hatten, fort an einen neuen, unbekannten, gleichgültigen Ort bringen sollte. Sie sah Roßhalde leer mit geschlossenen Türen und Fenstern stehen und fühlte Verlassenheit und Abschiedsweh aus allen Beeten des Gartens starren.

Es waren nur Augenblicke. Es kam und ging wie ein leiser, doch dringender Ruf aus dem Dunkeln, wie ein flüchtig hereinfallendes, fragmentarisches Spiegelbild aus der Zukunft. Und deutlich stieg es ihr aus dem blinden Leben der Gefühle ins Bewußtsein: sie würde bald mit ihrem Albert und dem kranken Pierre ohne Heimat sein, ihr Mann würde sie verlassen, und ihr bliebe für alle Zeit die verlorene Dumpfheit und Kälte so vieler liebloser Jahre in der Seele liegen. Sie würde für die Kinder leben, aber sie würde nie das eigene, schöne Leben mehr finden, das sie einst von Veraguth erhofft und auf das sie einen heimlichen Anspruch noch bis gestern und heute in sich bewahrt und gehegt hatte. Dazu war es zu spät. Und sie fror vor Erkenntnis und Nüchternheit.

Aber alsbald setzte ihr gesundes Wesen sich zur Wehr. Es stand ihr eine unruhige und ungewisse Zeit bevor, Pierre war krank, und Alberts Ferien waren bald zu Ende. Es ging nicht, es ging schlechterdings nicht an, daß jetzt auch sie schlaff wurde und unterirdischen Stimmen folgte. Erst mußte Pierre wieder gesund und Albert abgereist und Veraguth in Indien sein, dann würde man weiter sehen, dann war es immer noch Zeit, das Schicksal anzuklagen und sich die Augen auszuweinen. Jetzt hatte das keinen Sinn, sie durfte nicht, es kam gar nicht in Betracht.

Die Vase stellte sie mit den Spiräen vors Fenster hinaus. Sie ging in ihr Schlafzimmer, goß Kölnisches Wasser auf

ihr Taschentuch und wusch sich die Stirne damit, prüfte im Spiegel ihre strenge, straffe Frisur und ging mit ruhigen Schritten nach der Küche, um selbst einen Imbiß für Pierre zu rüsten.

Damit erschien sie später an des Kleinen Bett, setzte ihn aufrecht, schenkte seinen abwehrenden Gebärden keine Beachtung und löffelte ihm streng und aufmerksam das Eigelb ein. Sie wischte ihm den Mund ab und küßte ihn auf die Stirn, schüttelte sein Bett zurecht und redete ihm zu, lieb zu sein und zu schlafen.

Als nun Albert von einem Spaziergange heimkam, zog sie ihn mit sich auf die Veranda, wo der leichte Sommerwind in den straff gespannten, braun und weiß gestreiften Markisen knatterte.

„Der Arzt ist wieder dagewesen," erzählte sie. „Pierre sei mit den Nerven nicht in Ordnung, und nun muß er möglichst Ruhe haben. Es tut mir leid für dich, aber es darf zunächst im Hause gar nimmer Klavier gespielt werden. Ich weiß, es ist ein Opfer, mein Junge. Vielleicht wäre es ganz klug, wenn du bei dem schönen Wetter für ein paar Tage verreisen würdest, in die Berge oder nach München? Papa hätte gewiß nichts dagegen."

„Danke, Mama, das ist lieb von dir. Ich gehe vielleicht einmal einen Tag weg, aber nicht länger. Sonst hast du ja gar niemand, der bei dir ist, solange Pierre liegen muß. Und dann sollte ich ja jetzt auch mit der Schularbeit beginnen, ich habe die ganze Zeit bis jetzt gebummelt. — Wenn nur Pierre bald gesund wird!"

„Gut, Albert, das ist brav. Es ist jetzt wirklich keine leichte Zeit für mich, ich bin froh, dich da zu haben. Mit Papa kommst du ja nun auch wieder besser aus, nicht?"

„Ach ja, seit er sich zu der Reise entschlossen hat. Übrigens sehe ich ihn so wenig, er malt den ganzen Tag. Weißt du, manchmal tut es mir leid, daß ich oft häßlich gegen ihn war — er hat mich ja auch gequält, aber er hat etwas, was mir doch allemal wieder imponiert. Er ist ja furchtbar einseitig, und von Musik versteht er nicht viel, aber er ist doch ein großer Künstler und hat eine Lebensaufgabe. Das ist es, was mir so imponiert. Er hat ja nichts von seiner Berühmtheit und von seinem Geld eigentlich auch recht wenig; es ist nicht das, wofür er arbeitet."

Er zog die Stirn in Falten, nach Worten suchend. Aber er konnte sich nicht so, wie er wollte, ausdrücken, obwohl es ein genau bestimmtes Gefühl war. Die Mutter lächelte und strich ihm das Haar zurück.

„Wollen wir abends wieder miteinander Französisch lesen?" fragte sie schmeichelnd.

Er nickte und lächelte nun auch, und im Augenblick schien es ihr unbegreiflich, daß sie noch bis vor kurzem nach einem anderen Schicksal hatte verlangen können als danach, für ihre Söhne zu leben.

⌘ ⌘ ⌘

Kurz vor Mittag erschien Robert draußen am Waldrande bei seinem Herrn, um ihm das Malzeug heimtragen zu helfen. Veraguth hatte eine neue Studie fertig, die er selbst tragen wollte. Er wußte jetzt genau, wie das Bild werden mußte, und dachte es nun in wenigen Tagen zu zwingen.

„Morgen früh ziehen wir wieder aus," rief er vergnügt und zwinkerte mit ermüdeten Augen in die blendende Mittagswelt.

Robert knüpfte umständlich seinen Rock auf und zog ein Papier aus der Brusttasche. Es war ein etwas zerknittertes Kuvert ohne Aufschrift.

„Das soll ich abgeben."

„Von wem?"

„Vom Herrn Sanitätsrat. Er hat um zehn Uhr nach Ihnen gefragt; aber er sagte, ich dürfe Sie nicht von der Arbeit wegholen."

„Es ist gut. Vorwärts!"

Der Diener lief mit Rucksack, Feldstuhl und Staffelei voraus, Veraguth blieb stehen und öffnete mit einer Ahnung unangenehmer Nachrichten das Briefchen. Es lag nur des Sanitätsrats Karte darin mit der flüchtig und undeutlich gekritzelten Bleistiftnotiz: „Bitte, kommen Sie nachmittags zu mir, ich möchte wegen Pierre mit Ihnen sprechen. Sein Unwohlsein ist weniger unbedenklich, als ich Ihrer Frau sagen wollte. Schrecken Sie sie nicht mit unnützen Besorgnissen, ehe wir uns gesprochen haben."

Er zwang gewaltsam den Schrecken nieder, der ihm den Atem nehmen wollte, blieb in gezwungener Ruhe stehen und las den Zettel noch zweimal mit Aufmerksamkeit durch. „Weniger unbedenklich, als ich

Ihrer Frau sagen wollte!" Da saß der Feind. Seine Frau war keineswegs so gebrechlich oder so nervös, daß man einer Kleinigkeit wegen solche Rücksicht auf sie nehmen mußte. Es war also schlimm, es war gefährlich, Pierre konnte sterben! Aber da stand wieder „Unwohlsein", das klang so harmlos. Und dann „unnütze Besorgnisse"! Nein, ganz so schlimm war es jedenfalls nicht. Vielleicht etwas Ansteckendes, eine Kinderkrankheit. Vielleicht wünschte der Arzt, ihn zu isolieren, ihn in eine Klinik zu tun?

Er sann und wurde ruhiger. Langsam ging er den Hügel hinab und den heißen Feldweg heimwärts. Jedenfalls wollte er tun, was der Arzt verlangte, und seine Frau nichts merken lassen.

Zu Hause übernahm ihn dann doch die Ungeduld. Noch ehe er sein Bild verwahrt und sich gewaschen hatte, lief er ins Haus — das nasse Bild lehnte er im Treppenhaus an die Wand — und trat leise in Pierres Stübchen. Seine Frau war drinnen.

Er bückte sich zu dem Knaben hinab und küßte ihn aufs Haar.

„Guten Tag, Pierre. Wie geht's?"

Pierre lächelte schwach. Gleich darauf begann er mit zitternden Nüstern zu schnüffeln und rief: „Nein, nein, geh weg! Du riechst so schlecht!"

Veraguth trat gehorsam beiseite.

„Es ist nur Terpentin, mein Junge. Papa hat sich noch gar nicht gewaschen, weil er gleich nach dir sehen wollte. Nun geh' ich gleich und kleide mich um, dann komme ich wieder zu dir. Ist's so recht?"

Er ging und nahm unterwegs das Bild mit sich, und die klagende Stimme des Kleinen klang in ihm nach.

Bei Tische ließ er sich berichten, was der Arzt gesagt habe, und hörte mit Freude, daß Pierre gegessen und nicht wieder erbrochen habe. Doch blieb er erregt und unsicher und quälte sich ab, um ein Gespräch mit Albert in Gang zu halten.

Danach saß er eine halbe Stunde an Pierres Bett, der ruhig lag und nur zuweilen wie in Schmerzen nach der Stirne griff. Er betrachtete mit angstvoller Liebe den schmalen Mund, der krank und schlaff aussah, und die hübsche helle Stirn, die jetzt zwischen den Augen eine kleine senkrechte Falte trug, eine krankhafte, aber kindlich weiche und bewegliche Falte, die wieder ganz verschwinden würde, wenn Pierre gesund wäre. Und gesund sollte er wieder werden — auch wenn es dann doppelt weh tun würde, fortzugehen und ihn zu verlassen. Er sollte in seiner Feinheit und hellen Knabenschönheit weiter wachsen und wie eine Blume in der Sonne atmen, auch wenn er ihn nimmer sähe und ihm Lebewohl gesagt hätte. Er sollte gesund und ein schöner, sonniger Mensch werden, in dem von seines Vaters Wesen das Zarteste und Reinste weiter lebte.

Während er am Bett des Kindes saß, begann er zu ahnen, wieviel Bitteres ihm noch auszukosten bleibe, bis dies alles hinter ihm läge. Seine Lippen zuckten, und sein Herz wehrte sich gegen den Stachel, aber er fühlte tief unter allem Leid und aller Furcht seinen Entschluß unzerstörbar stehen. Das war in Ordnung, daran rührten kein Schmerz und keine Liebe mehr. Aber es lag ihm noch ob, diese letzte Zeit zu erleben und sich keinem Leide zu entziehen, und er war bereit, den Becher ganz auszutrinken, denn er fühlte seit diesen paar Tagen untrüglich, daß nur durch dieses dunkle Tor für ihn ein Weg zum Leben führte. Wenn er jetzt feig war, wenn er jetzt entfloh und sich Weh ersparte, so nahm er Schlamm und Gift mit sich hinüber und kam nie in die reine Freiheit, nach der ihn verlangte und für die er jede Qual zu leiden willig war.

Nun, vor allem mußte er mit dem Doktor reden. Er stand auf, nickte Pierre zärtlich zu und ging hinaus. Es kam ihm der Einfall, sich von Albert fahren zu lassen, und er suchte dessen Zimmer auf, zum erstenmal in diesem Sommer. Kräftig pochte er an die Türe.

„Herein!"

Albert saß lesend beim Fenster. Er stand eilig auf und kam dem Vater überrascht entgegen.

„Ich habe eine kleine Bitte an dich, Albert. Könntest du mich rasch mit dem Wagen in die Stadt bringen? — Ja? Das ist hübsch. Also, sei so gut und hilf gleich einspannen, ich bin ein wenig eilig. Nimmst du eine Zigarette?"

„Ja, danke. Nun will ich gleich nach den Pferden sehen."



Mädchen mit Erdbeeren

Gemälde von Prof. Matthäus Schiestl

(Aus der Großen Kunstausstellung zu Düsseldorf)



Bald saßen sie im Wagen, Albert kutschierend auf dem Bock, und als Veraguth an einer Straßenecke in der Stadt ihn halten ließ und sich verabschiedete, sagte er noch ein anerkennendes Wort zu ihm.

„Danke schön. Du hast Fortschritte gemacht und hast die Gäule sehr gut in der Hand. Nun adieu, ich gehe zu Fuß zurück."

Er ging rasch auf der heißen Stadtstraße hinweg. Der Sanitätsrat wohnte in einer stillen, vornehmen Gegend, es war um diese Tageszeit kaum ein Mensch dort unterwegs. Ein Sprengwagen fuhr schläfrig dahin, und zwei kleine Knaben liefen hinterher, hielten die Hände in den dünnen Tropfenregen und spritzten einander lachend in die erhitzten Gesichter. Aus einem offenen Parterrefenster klang das gelangweilte Klavierspiel eines übenden Schülers. Veraguth hatte stets eine tiefe Abneigung gegen unbelebte Stadtstraßen gehabt, zumal im Sommer, sie erinnerten ihn an junge Jahre, wo er in solchen Straßen in wohlfeilen, langweiligen Zimmern gewohnt hatte, mit Kaffee- und Küchengeruch auf den Treppen und mit dem Blick auf Dachfenster, Teppichklopfständer und lächerlich kleine Gärten.

Es empfing ihn im Korridor zwischen großen goldgerahmten Bildern und großen Teppichen ein diskreter Arztgeruch, und ein junges Mädchen in der langen, schneeweißen Krankenpflegerinnenschürze nahm ihm seine Karte ab. Sie führte ihn erst ins Wartezimmer, wo mehrere Frauen und ein junger Mann still und gedrückt auf Plüschsesseln saßen und in Zeitschriften starrten, dann brachte sie ihn auf seine Bitte in einen anderen Raum, wo in großen verschnürten Bündeln viele Jahrgänge eines medizinischen Fachblattes gestapelt standen und wo er sich kaum ein wenig umgesehen hatte, als das Mädchen schon wieder eintrat und ihn zum Sanitätsrat führte.

Da saß er nun in einem großen Lederstuhl inmitten blitzender Sauberkeit und Zweckmäßigkeit, und gegenüber am Schreibtisch saß klein und stramm der Arzt; es war still in dem hohen Zimmer, nur eine blanke Standuhr aus Glas und Messing schritt hellklingend ihren taktfesten Gang.

„Ja, Ihr Junge gefällt mir nicht recht, lieber Meister. Haben Sie nicht schon längere Zeit Störungen an ihm bemerkt, ich meine zum Beispiel Kopfweh, Müdigkeit, Unlust zum Spielen und dergleichen? — Erst in der allerletzten Zeit? Und war er schon länger so empfindlich? Gegen Lärm und helles Licht? Gegen Gerüche? — So? Er mochte den Farbengeruch im Atelier nicht leiden! Ja, das stimmt zum andern."

Er fragte viel, und Veraguth gab in einer leichten Betäubung Antwort, mit einem Gefühl ängstlicher Aufmerksamkeit und heimlicher Bewunderung für diese schonend höfliche, präzise Sprechweise.

Dann kamen die Fragen nur noch langsam und vereinzelt, und schließlich gab es eine lange Pause, die Stille hing wie eine Wolke im Zimmer, nur vom gellend spitzen Gang der kleinen koketten Uhr unterbrochen.

Veraguth wischte sich den Schweiß von der Stirne. Er fühlte, daß es nun Zeit war, die Wahrheit zu erfahren, und da der Arzt wie steinern dasaß und schwieg, überfiel ihn mit schmerzhafter Lähmung der Schrecken. Er rollte den Kopf, als erstícke er im Hemdkragen, und schließlich stieß er heraus: „Ist es denn so schlimm?"

Der Sanitätsrat blickte auf. Er sah aus dem gelben, verarbeiteten Gesicht mit einem bleichen Blick zu ihm herüber und nickte mit dem Kopf. „Ja, leider. Es ist schlimm, Herr Veraguth."

Er ließ den Blick nicht mehr von ihm. Wartend und aufmerksam sah er zu, wie der Maler erbleichte und die Hände sinken ließ. Er sah das feste, knochige Gesicht schwach und hilflos werden, sah den Mund seine scharfe Spannung verlieren und die Augen blicklos irren. Er sah den Mund sich krümmen und leise zittern, und sah die Lider über die Augen sinken wie bei einem Ohnmächtigen. Er beobachtete und wartete. Und dann sah er den Mund des Malers sich zusammenraffen, die Augen von neuem Willen belebt, nur die tiefe Blässe war geblieben. Er sah, der Maler war bereit, ihn zu hören.

„Was ist es, Doktor? Sie brauchen mich nicht zu schonen, reden Sie nur. — Sie glauben doch nicht, daß Pierre sterben muß?"

Nun rückte der Sanitätsrat mit seinem Stuhl etwas näher. Er sprach ganz leise, aber scharf und deutlich.

„Das kann niemand sagen. Aber wenn ich mich nicht ganz täusche, ist der Kleine sehr gefährlich krank."

Veraguth sah ihm in die Augen.

„Muß er sterben? Ich möchte wissen, ob Sie glauben, daß er sterben muß. Verstehen Sie — ich möchte es wissen.“

Der Maler war, ohne es zu wissen, aufgestanden und wie drohend vorgetreten. Der Arzt legte ihm die Hand auf den Arm, er zuckte zusammen und sank wie beschämt wieder in den Sessel zurück.

„Es hat keinen Sinn, so zu reden,“ fing der Sanitätsrat wieder an. „Über Tod und Leben entscheiden wir nicht, da werden wir Ärzte selber täglich überrascht. Für uns muß jeder Kranke, solange er überhaupt noch atmet, eine Hoffnung sein, wissen Sie. Wo kämen wir sonst hin!“

Geduldig nickte Veraguth und fragte nur: „Also, was ist es?“

Der Arzt hustete kurz.

„Wenn ich mich nicht täusche, ist es Gehirnhautentzündung.“

Veraguth saß still und sprach das Wort leise nach. Dann erhob er sich und streckte dem Arzt die Hand hin.

„Also, Gehirnhautentzündung,“ sagte er und sprach ganz langsam und vorsichtig, weil ihm der Mund wie bei großer Kälte zitterte. „Ist das denn überhaupt heilbar?“

„Es ist alles heilbar, Herr Veraguth. Mancher legt sich mit Zahnschmerzen hin und ist nach ein paar Tagen tot, ein anderer hat alle Symptome der schwersten Krankheit und kommt davon.“

„Ja, ja. Und kommt davon! Ich will nun gehen, Herr Doktor. Sie haben sich viel Mühe mit mir gegeben. Aber Gehirnhautentzündung ist also nicht heilbar?“

„Lieber Herr . . .“

„Verzeihen Sie. Sie haben vielleicht schon andere Kinder mit dieser Ge — mit dieser Krankheit behandelt? Ja? Sehen Sie! — Leben diese Kinder noch?“

Der Sanitätsrat schwieg.

„Leben vielleicht zwei davon noch, oder eins?“

Es kam keine Antwort. Der Arzt hatte sich, wie unwillig, zum Schreibtisch gewendet und ein Fach geöffnet.

„Werfen Sie die Flinte nicht ins Korn!“ sagte er mit verändertem Ton. „Ob Ihr Kind davonkommt, wissen wir nicht. Es ist in Gefahr, und wir müssen ihm helfen, soviel wir können. Wir alle müssen ihm helfen, verstehen Sie, und Sie auch. Ich brauche Sie. — Ich komme abends noch einmal hinaus. Für alle Fälle gebe ich Ihnen hier ein Schlafpulver mit, vielleicht können Sie selbst es brauchen. Und nun hören Sie: Der Kleine muß volle Ruhe haben und soll möglichst kräftige Nahrung bekommen. Das ist die Hauptsache. Wollen Sie daran denken?“

„Gewiß. Ich werde nichts vergessen.“

„Wenn er Schmerzen hat oder sehr unruhig wird, helfen laue Bäder oder Wickel. Haben Sie einen Eisbeutel? Ich werde einen mitbringen. Sie haben doch Eis draußen? Also gut. — Wir wollen hoffen, Herr Veraguth! Es geht jetzt nicht an, daß einer von uns den Mut verliert, wir müssen alle auf dem Posten sein. Nicht wahr?“

Er schöpfte aus Veraguths Gebärde Vertrauen und begleitete ihn hinaus.

„Wollen Sie meinen Wagen haben? Ich brauche ihn erst um fünf Uhr wieder.“

„Danke, ich gehe zu Fuß.“

Er ging die Straße hinab, die leer war wie vorher. Aus jenem offenen Fenster klang immer noch die unfrohe Schülermusik. Er sah auf die Uhr, es war nur eine halbe Stunde vergangen. Langsam ging er weiter, Straße um Straße, rundum durch die halbe Stadt. Er scheute sich, sie zu verlassen. Hier drinnen, in diesem blöden, armen Häuserhaufen, da war Medizingeruch und Krankheit, da war Not und Angst und Tod zu Hause, da trugen hundert freudelos schmachtende Gassen alles Schwere mit, und man war nicht allein. Aber draußen, schien ihm, unter Bäumen und klarem Himmel, zwischen Sensengeläute und Grillenzirpen mußte der Gedanke an das alles viel schrecklicher, viel sinnloser, viel verzweifelter sein.

Es war Abend, als er staubig und todmüde nach Hause kam. Der Arzt war schon dagewesen, aber Frau Adèle war ruhig und schien noch nichts zu wissen.

Während der Abendmahlzeit unterhielt sich Veraguth mit Albert über die Pferde. Er fand immer wieder etwas zu sagen, und Albert ging darauf ein. Sie sahen, daß Papa sehr müde sei, sonst nichts. Er aber dachte mit fast höhnischem Ingrimm immer wieder: ‚Ich könnte den Tod in den

Augen haben, und sie würden nichts merken! Das ist meine Frau, und das ist mein Sohn! Und Pierre stirbt!‘ So dachte er in traurigem Kreislauf, während er mit hölzerner Zunge Worte formte, die niemanden interessierten. Und dann kam noch ein Gedanke dazu: ‚So ist es recht! So will ich allein mein Leid austrinken, bis der letzte bittere Tropfen erschöpft ist. So will ich sitzen und heucheln und meinen armen Kleinen sterben sehen. Und wenn ich dann noch lebe, dann ist nichts mehr, das mich bindet, und nichts, das mir weh tun kann, dann will ich gehen und will nie in meinem Leben mehr lügen, nie mehr einer Liebe glauben, nie mehr abwarten und feig sein... Dann will ich nur noch Leben und Tat und Vorwärtsgehen kennen, keinen Frieden mehr, keine Trägheit mehr.‘

In dunkler Wollust fühlte er das Weh in seinem Herzen brennen, wild und unerträglich, aber rein und groß, wie er noch nichts und noch nie gefühlt hatte, und vor der göttlichen Flamme sah er sein kleines, unaufrichtiges und mißgestaltetes Leben wertlos dahinsinken, keines Gedankens und nicht einmal eines Tadels mehr wert.

So saß er noch eine Abendstunde lang im halbdunkeln Krankenzimmer bei dem Knaben, und so lag er eine brennend schlaflose Nacht, mit Inbrunst seinem fressenden Leid hingegeben, nichts hoffend und nichts begehrend, als von diesem Feuer verzehrt und reingebrannt zu werden bis in die letzte zuckende Faser. Er verstand, daß es so sein müsse, daß er gerade das Liebste und Beste und Reinste, was er besessen, weggeben und sterben sehen müsse.

⌘ ⌘ ⌘

Es ging Pierre schlecht, und sein Vater saß beinahe den ganzen Tag bei ihm. Der Knabe hatte immerzu Kopfschmerzen, er atmete rasch, und jeder Atemzug war ein kleines, banges Stöhnen. Zuweilen wurde sein kleiner, magerer Körper von kurzen Zuckungen geschüttelt oder bäumte sich in steilem Bogen auf. Dann lag er wieder lange vollkommen regungslos, und schließlich überfiel ihn ein krampfhaftes Gähnen. Dann schlief er eine Stunde und begann nach dem Erwachen wieder dieses regelmäßige, klagende Seufzen, mit jedem Atemzug.

Er hörte nicht, was man zu ihm sagte, und wenn man ihn, fast mit Gewalt, emporrichtete und ihm zu essen eingab, nahm er es in mechanischer Gleichgültigkeit. Beim schwachen Licht, denn die Vorhänge waren dicht geschlossen, saß Veraguth lange Zeit mit tiefer Aufmerksamkeit über den kleinen Knaben gebückt und schaute mit frierendem Herzen zu, wie aus dem hübschen, vertrauten Knabengesicht ein lieber, zarter Zug um den andern abhanden kam und dahinschwand. Was übrigblieb, war ein bleiches, frühaltes Gesicht, eine unheimliche Maske des Leidens, mit vereinfachten Zügen, in welchen nichts als Schmerz und Ekel und tiefes Grauen zu lesen war.

Zuweilen sah der Vater dieses entstellte Gesicht in Augenblicken des Schlummers weich werden und einen Schimmer vom verlorenen Liebreiz seiner gesunden Tage wiedergewinnen, dann schaute er unverwandt mit dürstender Liebesgier, sich die hinsterbende Lieblichkeit noch einmal und noch einmal einzuprägen. Dann schien ihm, in seinem ganzen Leben habe er nie gewußt, was Liebe sei, nie bis zu diesen Augenblicken des Wachens und Schauens.

Frau Adèle war tagelang ahnungslos geblieben, erst allmählich hatte sie Veraguths gespanntes und sonderbar entrücktes Wesen bemerkt und schließlich beargwöhnt, und wieder erst nach Tagen begann sie, den Zusammenhang zu ahnen. Da nahm sie ihn an einem Abend, als er Pierres Zimmer verließ, beiseite und sagte kurz mit einem Ton von Kränkung und Bitterkeit: „Was ist nun mit Pierre? Was ist es? Ich sehe, daß du etwas weißt.“

Er sah sie wie aus tiefer Zerstreutheit an und sagte mit trockenen Lippen: „Ich weiß nicht, Kind. Er ist sehr krank. Siehst du das nicht?“

„Ich sehe es. Ich will nun wissen, was es ist! Ihr behandelt ihn ja fast wie einen Todkranken, du und der Doktor. Was hat er dir gesagt?“

„Er hat mir gesagt, es stehe schlimm, und wir müßten sehr für ihn Sorge tragen. Es ist eine Art Entzündung in seinem Kopf. Wir wollen morgen den Doktor bitten, daß er uns mehr sagt.“

Sie lehnte sich an einen Bücherschrank und griff mit der Hand über sich in die Falten des grünen Vorhanges. Da sie schwieg, blieb er geduldig stehen, sein Ge-

sicht war grau, und seine Augen sahen entzündet aus. Er zitterte schwach mit den Händen, doch stand er beherrscht und hatte eine Art von Lächeln, einen seltsamen Schimmer von Ergebung, Geduld und Höflichkeit im Gesicht.

Langsam kam sie zu ihm herüber. Sie legte ihm die Hand auf den Arm und schien in den Knien schwach zu werden. Ganz leise flüsterte sie: „Du glaubst, daß er sterben muß?"

Veraguth hatte noch immer das schwache, törichte Lächeln um den Mund, aber es liefen ihm kleine, hastige Tränen übers Gesicht. Er nickte nur schwach mit dem Kopf, und da sie an ihm niederglitt und den Halt verlor, hob er sie auf und half ihr auf einen Stuhl. „Man kann es ja nicht sicher wissen," sagte er langsam und schwerfällig, als wiederhole er mit Ekel eine alte Lektion, die ihm längst überdrüssig geworden wäre. „Man darf den Mut nicht verlieren."

„Man darf den Mut nicht verlieren," wiederholte er nach einer Weile mechanisch, da sie wieder Kraft gewann und sich aufrecht setzte. „Ja," sagte sie, „ja, du hast recht." Und wieder nach einer Pause: „Es kann nicht sein. Es kann nicht sein."

Und plötzlich stand sie wieder aufrecht, hatte Leben in den Augen und alle Züge voll Verständnis und Trauer.

„Nicht wahr," sagte sie laut, „du wirst nicht zurückkommen? Ich weiß es. Du willst uns verlassen?"

Er sah wohl, daß es ein Augenblick war, der keine Unaufrichtigkeit erlaube. Darum sagte er kurz und ohne Ton: „Ja."

Sie wiegte den Kopf hin und her, als müsse sie stark nachsinnen und könne nicht damit fertig werden. Was sie aber nun sagte, kam aus keinem Nachdenken und Überlegen, sondern floß ganz unbewußt aus der trüben, trostlosen Bedrängtheit der Stunde, aus einer mutlosen Müdigkeit und vor allem aus einem dunkeln Bedürfnis, irgendetwas gutzumachen und irgend jemandem, der dafür noch erreichbar wäre, Gutes zu erweisen.

„Ja," sagte sie, „ich habe es mir so gedacht. Aber höre, Johann, Pierre darf nicht sterben! Es darf nicht alles und alles jetzt auf einmal zusammenbrechen! Und weißt du — ich möchte dir das noch sagen: Wenn er wieder gesund wird, sollst du ihn haben. Hörst du? Er soll bei dir bleiben."

Veraguth verstand nicht sofort. Nur langsam wurde ihm klar, was sie gesagt habe, und daß nun das, worum er mit ihr gestritten und um dessentwillen er Jahre und Jahre gezögert und gelitten hatte — daß das ihm nun, wo es zu spät war, zugesprochen werde.

Es kam ihm unsäglich sinnlos vor, nicht nur daß er jetzt plötzlich haben sollte, was sie ihm solange versagt hatte, sondern noch mehr, daß Pierre just in dem Augenblicke ihm gehören solle, wo er dem Tod verfallen war. Nun würde er ihm also doppelt sterben! Es war verrückt, es war um zu lachen! Es war so grotesk und widersinnig, daß er wirklich nahe daran war, in ein bitteres Gelächter auszubrechen.

Aber sie meinte es ohne Zweifel ernst. Sie glaubte offenbar noch nicht ganz daran, daß Pierre sterben müsse. Es war gütig, es war ein ungeheures Opfer von ihr, das sie in der schmerzvollen Verwirrung des Augenblicks aus irgendeiner dunkeln, guten Regung bringen wollte. Er sah, wie sie litt, wie sie bleich war und sich mit Mühe aufrecht hielt. Er durfte nicht zeigen, daß er ihr Opfer, ihre seltsame verspätete Großmut wie eine tödliche Verhöhnung empfand.

Sie begann schon mit Befremdung auf ein Wort von ihm zu warten. Glaubte er ihr nicht? Oder war er ihr so fremd geworden, daß er nichts von ihr annehmen wollte, auch nicht dieses größte Opfer, das sie ihm bringen konnte?

Schon begann ihr Gesicht vor Enttäuschung zu zucken, da fand er die Herrschaft über sich wieder. Er nahm ihre Hand, bückte sich und berührte sie leicht mit kühlen Lippen und sagte: „Ich danke dir."

Da kam ihm ein Gedanke, und mit wärmerem Ton fügte er hinzu: „Nun will ich aber auch für Pierre sorgen dürfen. Laß mich die Nacht bei ihm wachen!"

„Wir werden abwechseln," sagte sie mit Entschiedenheit.

Pierre war an diesem Abend sehr ruhig. Es brannte ein kleines Nachtlicht auf dem Tische, dessen schwacher Schein den Raum nicht füllte und sich gegen die Türe hin in braune Dämmerung verlor. Veraguth hörte noch lange dem Atem des Knaben zu, dann

legte er sich auf den schmalen Diwan, den er sich hatte hereinbringen lassen.

In der Nacht, gegen zwei Uhr, erwachte Frau Adèle, machte Licht und stand auf. Die Kerze in der Hand, kam sie in einen Schlafrock gehüllt herüber. Sie fand alles still. Pierre zitterte leicht mit den Wimpern, als das Licht sein Gesicht berührte, wachte aber nicht auf. Und auf dem Diwan lag, in den Kleidern und leicht zusammengekrümmt, ihr Mann im Schlafe.

Sie leuchtete auch ihm ins Gesicht und blieb eine Weile bei ihm stehen. Und sie sah sein Gesicht aufrichtig und unverstellt, mit allen Falten und ergrauten Haaren, die Wangen erschlafft und die Augen unterhöhlt.

‚Auch er ist alt geworden,‘ dachte sie mit einer Empfindung, die halb Mitleid und halb Genugtuung war, und fühlte sich versucht, ihm das struppige Haar zu streicheln. Doch tat sie es nicht. Sie ging unhörbar wieder hinaus, und als sie nach Stunden morgens wiederkam, saß er längst wach und aufmerksam an Pierres Bett, und sein Mund und der Blick, mit dem er grüßte, waren wieder straff von der geheimnisvollen Kraft und Entschlossenheit, in die er seit Tagen wie in einen Panzer gehüllt ging.

Für Pierre kam heute ein schlechter Tag. Er schlief lange und lag dann mit offenen Augen und starrendem Blick, bis eine neue Welle von Schmerzen ihn erweckte. Er warf sich tobend im Bett umher, ballte die kleinen Fäuste und drückte sie auf die Augen, sein Gesicht war bald totenhaft weiß, bald glühend rot. Und dann begann er zu schreien, in ohnmächtiger Empörung gegen unerträgliche Qualen, und schrie solange und so jammervoll, daß sein Vater schließlich blaß und vernichtet hinweggehen mußte, weil er es nimmer mit anhören konnte.

Er ließ den Arzt kommen, der an diesem Tage noch zweimal wiederkehrte und am Abend eine Pflegerin mitbrachte. Gegen Abend verlor Pierre das Bewußtsein, man schickte die Pflegerin zu Bett, und Vater und Mutter blieben die ganze Nacht wach im Gefühl, das Ende könne nimmer fern sein. Der Kleine rührte sich nicht, und sein Atem ging unregelmäßig, aber kräftig.

Veraguth und seine Frau aber dachten beide an die Zeit, da Albert einst sehr krank gewesen war und sie ihn gemeinsam gepflegt hatten. Und sie empfanden beide, daß wichtige Erlebnisse sich nicht wiederholen können. Mild und etwas müde sprachen sie mit flüsternden Stimmen über das Krankenbett hinweg miteinander, aber kein Wort von der Vergangenheit, kein Wort von damals. Gespenstisch berührte sie die Ähnlichkeit der Situation und des Geschehens, aber sie selbst waren andere geworden, sie waren nicht mehr dieselben Menschen, die, damals genau so wie jetzt über ein todkrankes Kind gebeugt, miteinander gewacht und gelitten hatten.

Albert hatte indessen, von der stillen Unruhe und schleichenden Sorge im Hause bedrückt, nicht einschlafen können. Mitten in der Nacht erschien er auf Zehenspitzen halbangekleidet in der Türe, kam mit erregtem Flüstern herein und fragte, ob er nichts tun, nicht etwas helfen könne.

„Danke,“ sagte Veraguth, „aber es ist nichts zu tun. Geh du schlafen und bleibe gesund!“

Aber als jener gegangen war, bat er seine Frau: „Geh du ein wenig zu ihm hinüber und tröste ihn.“

Das tat sie gerne, und sie empfand es als eine Freundlichkeit von ihm, daß er daran gedacht hatte.

Erst gegen Morgen folgte sie dem Zureden ihres Mannes und ging zu Bett. Bei Tagesanbruch erschien die Pflegerin und löste ihn ab. Bei Pierre hatte sich nichts verändert.

Unschlüssig ging Veraguth durch den Park, er hatte keine Lust noch zu schlafen. Doch mahnten ihn die brennenden Augen und ein ersticktes, schlaffes Gefühl der Haut. Er badete im See und hieß Robert Kaffee bringen. Dann betrachtete er im Atelier seine Waldstudie. Sie war frisch und flott gemalt, aber es war doch nicht eigentlich das, was er gesucht hatte, und nun war es mit dem geplanten Bilde und mit dem Malen auf Roßhalde vorbei.

⌘ ⌘ ⌘

Seit einigen Tagen war es Pierre immer gleich gegangen. Ein- oder zweimal am Tage bekam er Krämpfe und Schmerzanfälle, sonst lag er mit dämmernden Sinnen halbschlummernd. Das warme Wetter hatte sich inzwischen in einer ganzen Reihe von Gewittern erschöpft, es war kühl geworden, und im schwach strömenden Regen verloren der Garten und die Welt den satten Sommerglanz.

Veraguth hatte die Nacht endlich einmal wieder im eigenen Bett zugebracht und viele Stunden tief geschlafen. Jetzt, da er sich bei offenen Fenstern ankleidete, nahm er erst die trübe Kühle wahr; in den letzten Tagen war er wie in Fiebermüdigkeit einhergegangen. Er beugte sich aus dem Fenster und atmete, vor Kühle leise schauernd, die Regenluft des lichtlosen Morgens ein. Es roch nach nasser Erde und nach Herbstnähe, und er, der die Merkmale der Jahreszeiten mit überfeinen Sinnen zu erfühlen gewohnt war, bemerkte mit Verwunderung, wie ihm dieser Sommer fast ohne Spur wie ungefühlt entschwunden war. Ihm schien es, als habe er in Pierres Krankenzimmer nicht Tage und Nächte, sondern Monate hingebracht.

Er warf den Gummimantel über und ging ins Haus. Er erfuhr, der Kleine sei früh erwacht, schlafe aber seit einer Stunde wieder, und so leistete er Albert beim Frühstück Gesellschaft. Der große Junge nahm sich Pierres Krankheit sehr zu Herzen und litt, ohne es merken lassen zu wollen, unter der gedämpften Krankenatmosphäre und sorgenschweren Bedrücktheit des Hauses.

Als Albert weggegangen war, um sich in seinem Zimmer an die Schularbeiten zu machen, ging Veraguth zu Pierre, der noch schlief, und nahm seinen Platz am Bette ein. Er hatte in diesen Tagen manchmal gewünscht, es möge doch lieber rasch zu Ende gehen, schon um des Kindes willen, das längst kein Wort mehr sprach und so erschöpft und gealtert aussah, als wisse es selber, daß ihm nicht mehr zu helfen sei. Dennoch wollte er keine Stunde versäumen und hielt seinen Posten am Krankenbett mit einer eifersüchtigen Leidenschaft inne. Ach, wie oft war der kleine Pierre einst zu ihm gekommen und hatte ihn müde oder gleichgültig gefunden, in die Arbeit vertieft oder an Sorgen verloren, wie oft hatte er zerstreut und ohne Teilnahme diese kleine, magere Hand in der seinen gehalten und kaum auf die Worte des Kindes gehört, deren jedes nun eine unschätzbare Kostbarkeit geworden war! Davon war nichts gutzumachen. Aber jetzt, da der arme Kerl in Qualen lag und allein mit seinem unbewehrten, verwöhnten Kinderherzen dem Tod gegenüberstand, jetzt, da er in wenigen Tagen alle Lähmung, allen Schmerz und alle angstvolle Verzweiflung durchkosten mußte, mit denen Krankheit, Schwäche, Altern und Todesnähe ein Menschenherz schrecken und erdrücken, jetzt wollte er immer und immer bei ihm sein. Er wollte es, um sich selbst zu strafen und weh zu tun, und er wollte es, um ja nicht zu fehlen und vermißt zu werden, wenn je ein Augenblick käme, wo der Kleine nach ihm begehren würde und wo er ihm einen kleinen Dienst, ein wenig Liebe erweisen könnte.

Und siehe, an diesem Morgen wurde er belohnt. An diesem Morgen schlug Pierre die Augen auf, lächelte ihn an und sagte mit einer schwachen, zärtlichen Stimme: „Papa!"

Dem Maler schlug das Herz stürmisch, als er endlich die lang vermißte Stimme wieder hörte, die ihn rief und sich zu ihm bekannte und die so dünn und schwach geworden war. Solange hatte er diese Stimme nur noch stöhnen und in dumpfen Leiden elend lallen hören, daß er vor Freude tief erschrak.

„Pierre, mein Lieber!"

Er bückte sich zärtlich herab und küßte den lächelnden Mund. Pierre sah frischer und glücklicher aus, als er ihn je wieder zu sehen gehofft hatte, die Augen waren klar und bewußt, die tiefe Falte zwischen den Brauen war beinahe verschwunden.

„Mein Herz, geht dir's besser?"

Der Knabe lächelte und sah ihn wie verwundert an. Der Vater bot ihm die Hand, und er legte sein Händchen hinein, das niemals sehr stark gewesen und nun so klein und weiß und müde war.

„Nun sollst du gleich Frühstück bekommen, und nachher erzähle ich dir Geschichten."

„O ja, vom Herrn Rittersporn und von den Sommervögeln," sagte Pierre, und wieder war es seinem Vater wie ein Wunder, daß er sprach und lächelte und wieder ihm gehörte.

Er brachte ihm sein Frühstück, Pierre aß willig und ließ sich noch zu einem zweiten Ei überreden. Dann verlangte er nach seinem Lieblingsbilderbuch. Der Vater schob vorsichtig einen der Vorhänge beiseite, das bleiche Licht des Regentages kam herein, und Pierre versuchte aufzusitzen und Bilder anzusehen. Es schien ihm keine

Schmerzen zu machen, aufmerksam betrachtete er mehrere Blätter und begrüßte die lieben Bilder mit kleinen Ausrufen der Freude. Dann ermüdete ihn das Sitzen, und die Augen begannen wieder ein wenig zu schmerzen. Er ließ sich zurücklegen und bat den Papa, ihm ein paar von den Versen vorzulesen, vor allem von dem kriechenden Günsel, der zum Apotheker Gundermann kommt:

O Apotheker Gundermann,
O helft mir doch mit Salben!
Ihr seht, wie schlecht ich gehen kann,
Es reißt mich allenthalben!

Veraguth gab sich Mühe, er las so frisch und schelmisch, als er irgend konnte, und Pierre lächelte dankbar. Doch schienen die Verse nicht mehr ihre alte Kraft zu haben, als sei Pierre, seit er sie nimmer gehört, um Jahre älter geworden. Mit den Bildern und Versen kam wohl die Erinnerung an viele helle, lachend frohe Tage wieder, die alte Freude und übermütige Lust aber konnte nicht wiederkommen, und ohne es zu begreifen, blickte der Kleine in die eigene Kindheit, die vor Tagen, vor Wochen noch Wirklichkeit gewesen war, schon mit der Sehnsucht und Trauer eines Erwachsenen hinüber. Er war kein Kind mehr. Er war ein Kranker, dem die Welt der Wirklichkeit schon entglitten war, und dessen hellsichtig gewordene Seele schon überall und ringsum mit ängstlicher Witterung den wartenden Tod fühlte.

Dennoch war dieser Morgen voll Licht und Glück nach all den furchtbaren Tagen. Pierre war still und dankbar, und Veraguth fand sich wider seinen Willen immer wieder von ahnender Hoffnung berührt. Es war am Ende doch möglich, daß der Knabe ihm erhalten blieb! Und dann gehörte er ihm, ihm allein!

Der Sanitätsrat kam und blieb lange an Pierres Bett, ohne ihn mit Fragen und Untersuchungen zu quälen. Erst jetzt kam auch Frau Adèle dazu, die sich mit der Pflegerin in die letzte Nachtwache geteilt hatte. Sie war von der merkwürdigen Besserung wie benommen, sie hielt Pierres Hände so fest, daß es ihm weh tat, und gab sich keine Mühe, die erlösenden Tränen zu verbergen, die ihr aus den Augen liefen. Auch Albert durfte eine kleine Weile hereinkommen.

„Es ist wie ein Wunder," sagte Veraguth zum Doktor. „Sind Sie nicht auch überrascht?"

Der Sanitätsrat nickte und lächelte freundlich. Er widersprach nicht, aber er zeigte offenbar keine übermäßige Freude. Sogleich wurde der Maler wieder von Mißtrauen überfallen. Er beobachtete jede Gebärde des Arztes, und er sah in dessen Augen, während sein Gesicht lächelte, die kalte Aufmerksamkeit und beherrschte Sorge ungelöst. Nachher belauschte er lauernd durch den Türspalt das Gespräch des Doktors mit der Pflegerin, und obwohl er kaum ein Wort davon verstehen konnte, meinte er doch aus dem ernsten Flüstern nichts als Gefahr herauszuhören.

Schließlich begleitete er ihn zum Wagen und fragte in der letzten Minute: „Sie halten nicht viel von dieser Besserung?"

Das häßliche, beherrschte Gesicht wandte sich zu ihm zurück: „Seien Sie froh, daß er ein paar gute Stunden hat, der arme Bursche! Wir wollen hoffen, daß es recht lange anhält."

Es stand nichts von Hoffnung in seinen klugen Augen zu lesen.

Eilig, um keinen Augenblick zu verlieren, kehrte er ins Krankenzimmer zurück. Die Mutter erzählte gerade die Geschichte vom Dornröschen, er setzte sich daneben und sah zu, wie Pierres Züge dem Märchen folgten.

„Soll ich noch etwas erzählen?" fragte Frau Adèle.

Der Knabe blickte aus großen, ruhigen Augen auf.

„Nein," sagte er etwas müde. „Später."

Sie ging, nach der Küche zu sehen, und der Vater nahm Pierres Hand. Sie schwiegen beide, aber von Zeit zu Zeit sah Pierre mit einem schwachen Lächeln auf, als freue er sich, daß Papa bei ihm sei.

„Nun geht es dir viel besser," sagte Veraguth schmeichelnd.

Pierre errötete leicht, seine Finger bewegten sich spielend in des Vaters Hand.

„Nicht wahr, du hast mich lieb, Papa?"

„Gewiß, Schatz. Du bist mein lieber Junge, und wenn du wieder gesund bist, wollen wir immer beieinander bleiben."

„Ja, Papa ... Ich bin einmal im Garten gewesen und da war ich ganz allein, und ihr habt mich alle nimmer lieb gehabt. Ihr müsset mich aber lieb haben und ihr

müsset mir helfen, wenn es wieder weh tut. O, es hat mir so weh getan!"

Er hatte die Augen halb geschlossen und sprach so leise, daß Veraguth sich dicht zu seinem Munde hinabbeugen mußte, ihn zu verstehen.

„Ihr müsset mir helfen. Ich will artig sein, immer, ihr dürfet mich nicht schelten! Nicht wahr, ihr scheltet mich nie? Du mußt es auch Albert sagen."

Seine Lider zitterten und öffneten sich wieder, aber der Blick war dunkel, und die Pupillen waren übergroß.

„Schlafe, Kind, schlaf' nur! Du bist müde. Schlafe, schlafe, schlafe."

Veraguth schloß ihm vorsichtig die Lider und summte ihn ein, wie er es früher in Pierres Babyzeiten manchmal getan hatte. Und der Kleine schien einzuschlafen.

Nach einer Stunde kam die Pflegerin, um Veraguth zu Tische zu bitten und inzwischen bei Pierre zu bleiben. Er ging ins Speisezimmer, nahm still und zerstreut einen Teller Suppe und hörte kaum, was gesprochen wurde. Das angstvoll zärtliche Liebesgeflüster des Kindes klang süß und traurig in ihm fort. Ach wieviel hundertmal hätte er so mit Pierre reden und das naive Vertrauen seiner sorglosen Liebe spüren können, und hatte es nicht getan!

Mechanisch griff er nach der Flasche, um sich Wasser einzuschenken. Da klang von Pierres Zimmer schneidend ein lauter, gellender Schrei herüber, der riß Veraguths wehmütigen Traum mitten durch. Alle sprangen mit erbleichten Gesichtern empor, die Flasche fiel um, rollte über den Tisch und klirrte zu Boden.

Mit einem Sprung war Veraguth aus der Türe und drüben.

„Den Eisbeutel!" rief die Pflegerin.

Er hörte nichts. Nichts als den furchtbaren, verzweifelnden Schrei, der ihm im Bewußtsein stak wie ein Messer in der Wunde. Er stürzte ans Bett.

Da lag Pierre schneeweiß mit gräßlich verzogenem Munde, seine abgemagerten Glieder krümmten sich in wütenden Krämpfen, die Augen stierten in vernunftlosem Entsetzen. Und plötzlich tat er nochmals einen Schrei, noch wilder und heulender, bäumte sich hoch im Bogen auf, daß die Bettstatt zitterte, ließ sich fallen und bog sich wieder empor, vom Schmerz gespannt und zusammengebogen wie eine Gerte von zornigen Knabenhänden.

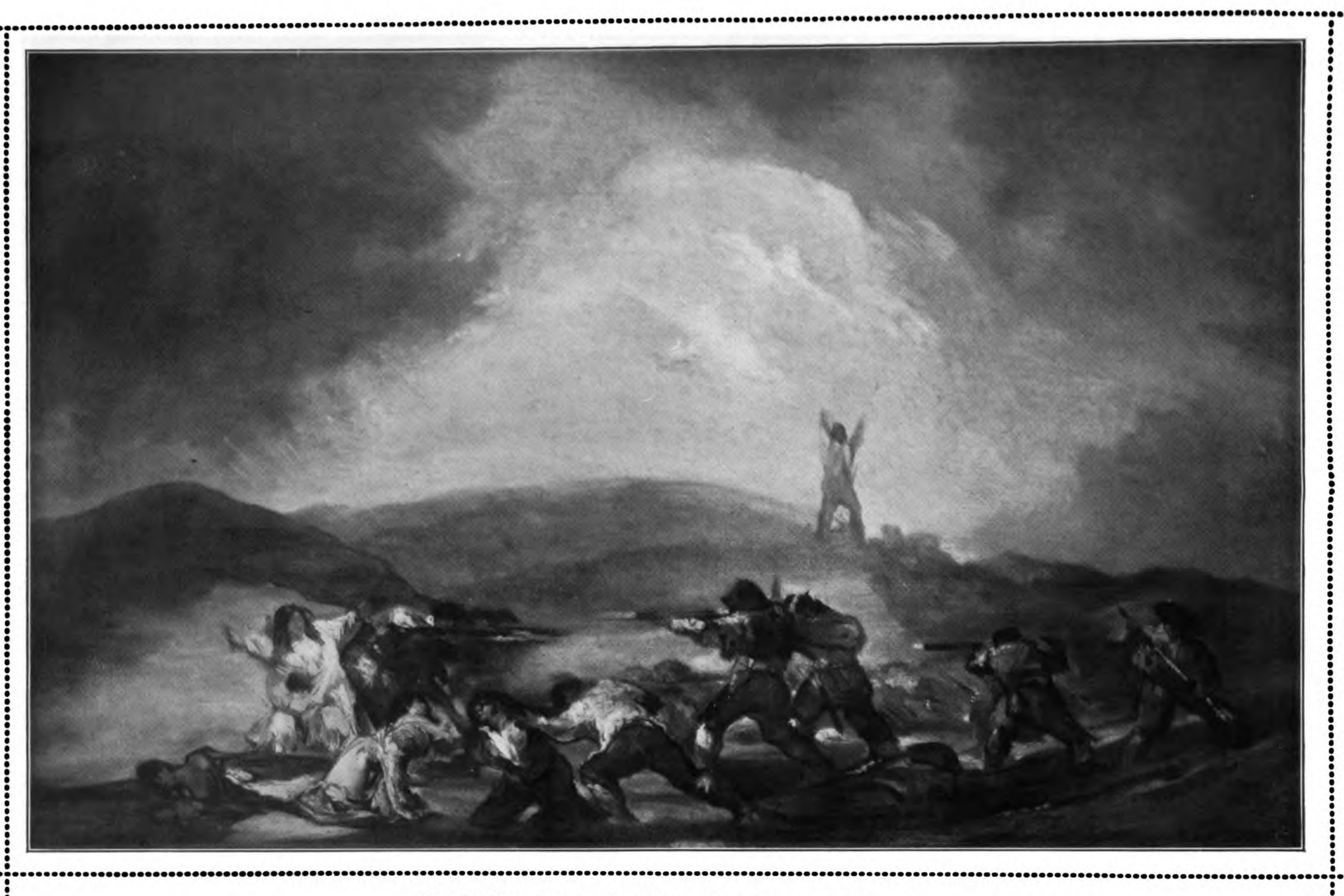
Alle standen entsetzt und hilflos, bis die Befehle der Pflegerin Ordnung schafften. Veraguth lag auf den Knien vor dem Bett und suchte zu verhindern, daß Pierre in seinen Zuckungen sich verletze. Trotzdem hieb sich der Kleine die rechte Hand an dem metallenen Bettrande blutig. Dann sank er zusammen, drehte sich um, daß er auf den Bauch zu liegen kam, verbiß sich schweigend ins Kissen und fing nun an, mit dem linken Bein taktmäßig auszuschlagen. Er hob das Bein, ließ es mit einer stampfenden Bewegung wieder fallen, ruhte einen Augenblick und begann dann dieselbe Bewegung von neuem, schnell, zehnmal, zwanzigmal, und immer weiter.

Die Frauen waren an der Arbeit, Umschläge vorzubereiten, Albert hatte man weggeschickt. Veraguth kniete noch immer und sah zu, wie mit unheimlicher Regelmäßigkeit unter der Decke das Bein sich hob, sich streckte und niederfiel. Da lag sein Kind, dessen Lächeln noch vor Stunden wie ein Sonnenschein gewesen war und dessen flehendes Liebesgestammel noch eben sein Herz bis in die letzte Tiefe gerührt und bezaubert hatte. Da lag es und war nichts als ein mechanisch zuckender Körper, ein armes, hilfloses Bündel von Schmerz und Jammer.

„Wir sind bei dir!" rief er verzweifelt. „Pierre, Kind, wir sind da und wollen dir helfen!"

Aber es gab keinen Weg mehr von seinen Lippen zur Seele des Knaben, und alles beschwörende Trösten und sinnlose Zärtlichkeitsgeflüster drang nicht mehr in die furchtbare Einsamkeit des Sterbenden. Der war weit weg in einer anderen Welt, er wanderte dürstend durch ein Höllental voll Todesnot, und vielleicht schrie er dort jetzt eben nach dem, der neben ihm auf seinen Knien lag und der gerne jede Qual gelitten hätte, um seinem Kinde zu helfen.

Jedermann wußte, daß dies das Ende war. Seit jenem ersten Schrei, der sie aufgeschreckt hatte und der so bitter voll von tiefem, tierischem Leid gewesen war, stand auf jeder Schwelle und in jedem Fenster des Hauses der Tod. Niemand sprach von ihm, aber alle hatten ihn erkannt, auch Albert und auch die Mägde unten, und



Revolutionsszene. Gemälde von Francisco Goya †

selbst der Hund, der auf dem Kiesplatz unruhig im Regen hin und wieder lief und zuweilen ängstlich winselte. Und ob man sich auch Mühe gab und Wasser kochte, Eis auflegte und emsig zu tun hatte, es war kein Kämpfen mehr, es war keine Hoffnung mehr dabei.

Pierre war nicht mehr bei Bewußtsein. Er zitterte am ganzen Leibe, als fröre er, zuweilen schrie er schwach und irr, und immer wieder, nach jeder erschöpften Pause, begann aufs neue das Bein zu schlagen und zu stampfen, taktmäßig, wie von einem Uhrwerk getrieben.

So ging der Nachmittag hin und der Abend und schließlich die Nacht, und als in der ersten Frühe der kleine Kämpfer seine Kraft verbraucht hatte und sich dem Feind ergab, da blickten über sein Bett hinweg die Eltern sich aus übernächtigen Gesichtern wortlos an. Johann Veraguth legte seine Hand auf Pierres Herz und konnte keinen Schlag mehr fühlen, und er ließ die Hand auf der hageren Brust des Kindes liegen, bis sie kühl und bis sie kalt wurde.

Dann strich er sachte mit der Hand über Frau Adèles gefaltete Hände und sagte flüsternd: „Es ist zu Ende." Und während er seine Frau aus dem Zimmer führte und sie stützte und ihrem heiseren Schluchzen zuhörte, während er sie der Pflegerin überließ und an Alberts Tür horchte, ob er wach sei, während er zu Pierre zurückkehrte und den Toten besser bettete und zurechtlegte, fühlte er die Hälfte seines Lebens in sich abgestorben und zur Ruhe gekommen.

Gefaßt tat er das Notwendige, und schließlich überließ er den Toten der Pflegerin und legte sich zu einem kurzen, tiefen Schlafe nieder. Als das volle Tageslicht durch die Fenster seiner Kammer schien, wurde er wach, erhob sich sofort und ging an die letzte Arbeit, die er auf Roßhalde noch zu tun gesonnen war. Er ging in Pierres Schlafzimmer, zog alle Vorhänge weg und ließ den kühlen, herbstlichen Tag auf das kleine, weiße Gesicht und die starren Händchen seines Lieblings scheinen. Dann setzte er sich zur Bettstatt, breitete einen Karton aus und zeichnete zum letztenmal die Züge, die er so oft studiert, die er seit ihrer zarten Werdezeit gekannt und geliebt hatte und die jetzt vom Tode gereift und vereinfacht, aber noch immer voll von unbegriffenem Leide waren.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sonne schien feurig durch die Ränder der schlaffen, müdgeregneten Wolken, als die kleine Familie von Pierres Begräbnis nach Hause fuhr. Frau Adèle saß aufrecht im Wagen, ihr ausgeweintes Gesicht sah seltsam hell und starr aus dem schwarzen Hut und dem hochgeschlossenen schwarzen Trauerkleide. Albert hatte geschwollene Lidränder und hielt beständig seiner Mutter Hand in der seinen.

„Also ihr reiset beide morgen," sagte Veraguth ermunternd. „Machet euch keine Sorgen, ich werde alles tun, was hier noch notwendig ist. Mut, mein Junge, es kommen wieder bessere Zeiten!"

Sie stiegen vor Roßhalde aus. Die tropfenden Zweige der Kastanien funkelten brennend im Licht. Geblendet traten sie in das stille Haus, wo die Mädchen flüsternd in Trauerkleidern warteten. Pierres Zimmer hatte der Vater abgeschlossen.

Es war Kaffee bereit, und die drei setzten sich um den Tisch.

„Ich habe in Montreux Zimmer für euch bestellt," fing Veraguth wieder an. „Seht zu, daß ihr euch gut erholet! Auch ich will reisen, sobald ich hier fertig bin. Robert wird hier bleiben und das Haus in Ordnung halten. Er wird meine Adresse haben."

Niemand hörte auf ihn, eine tiefe, beschämende Nüchternheit drückte wie ein Frost auf alle. Frau Adèle sah starr vor sich nieder und las Brosamen vom Tischtuch. Sie schloß sich in ihre Trauer ein und wollte sich durch nichts daraus wecken lassen, und Albert ahmte ihr nach. Seit der kleine Pierre tot lag, war der Anschein von Zusammengehörigkeit in der Familie wieder dahingeschwunden wie die Höflichkeit aus dem Gesicht eines mühsam Beherrschten, wenn ein gefürchteter Gast wieder abgereist ist. Es war einzig Veraguth, der über alle Tatsachen hinweg bis zum letzten Augenblick seine Rolle weiter spielte und die Maske festhielt. Er fürchtete, irgendeine weibliche Szene möchte ihm den Abschied von Roßhalde noch verderben, und im Herzen wartete er sehnlichst auf die Stunde, wo die beiden abgereist sein würden.

So allein war er nie gewesen wie am

Abend dieses Tages, als er in seinem Stübchen saß. Drüben packte seine Frau ihre Koffer. Er hatte Briefe geschrieben und Geschäfte besorgt, er hatte sich bei Burkhardt angemeldet, der noch nichts von Pierres Tod wußte, hatte dem Anwalt und der Bank die letzten Anweisungen und Vollmachten gegeben. Nun war der Schreibtisch abgeräumt, und er hatte das Bild des toten Pierre vor sich aufgestellt. Der lag nun im Boden, und es war die Frage, ob Veraguth jemals wieder so sein Herz an einen Menschen weggeben, eines anderen Leiden so würde mitleiden können. Er war jetzt allein.

Lange betrachtete er seine Zeichnung, die erschlafften Wangen, die über eingesunkenen Augen geschlossenen Lider, den schmalen, gepreßten Mund, die grausam gemagerten Kinderhände. Dann verschloß er das Bild im Atelier, nahm den Mantel um und ging ins Freie. Der Park war schon nächtlich und alles still. Drüben im Hause leuchteten ein paar erhellte Fenster, die gingen ihn nichts an. Aber unter den schwarzen Kastanienbäumen, in der kleinen verregneten Laube, auf dem Kiesplatz und im Blumengarten wehte noch etwas wie Leben und Erinnerung. Hier hatte Pierre ihm einst — war es nicht Jahre her? — eine kleine gefangene Maus gezeigt, und dort beim Phlox hatte er mit den Schwärmen der blauen Falter gesprochen, und für die Blumen hatte er phantastisch-zärtliche Namen erfunden. Hier überall, im Hof beim Geflügel- und Hundehaus, auf dem Rasenplatz und in der Lindenallee hatte er sein kleines Leben geführt, seine Spiele gespielt, hier war sein leichtes, freies Knabenlachen und der ganze Liebreiz seiner eigenwillig selbständigen Person heimisch gewesen. Hier hatte er hundertmal, von niemand beachtet, seine Kinderfreuden genossen und seine Märchen erlebt, hier hatte er vielleicht zuweilen gezürnt oder geweint, wenn er sich vernachlässigt oder unverstanden gefühlt hatte.

In der Dunkelheit irrte Veraguth umher und besuchte jeden Ort, der ihm eine Erinnerung an seinen Knaben bewahrte. Zuletzt kniete er bei Pierres Sandberg nieder und kühlte seine Hände im feuchten Sande, und als er dabei ein hölzernes Ding zu fassen bekam und aufhob und Pierres kleine Sandschaufel erkannte, sank er willenlos nieder und konnte endlich, zum erstenmal in diesen drei furchtbaren Tagen, frei und fessellos weinen.

Am Morgen hatte er noch eine Unterredung mit Adèle.

„Tröste dich,“ sagte er zu ihr, „und vergiß nicht, daß Pierre ja mir gehört hat. Du hattest ihn mir abgetreten — ich danke dir nochmals dafür. Ich wußte schon damals, daß er sterben müsse — aber es war lieb von dir. Und nun lebe ganz, wie es dir gefällt, und übereile nichts! Behalte Roßhalde einstweilen, es könnte dich reuen, wenn du es zu bald weggäbest. Darüber wird dich der Notar noch belehren, er meint, der Bodenwert müsse hier bald steigen. Viel Glück dazu! Mir gehört hier nichts mehr, als die Sachen im Atelier, ich werde sie später abholen lassen.“

„Danke ... Und du? Du willst nie mehr hierher kommen?“

„Nie mehr. Es hätte keinen Zweck. Und ich wollte dir noch sagen: es ist bei mir gar keine Bitterkeit mehr vorhanden. Ich weiß, ich bin an allem selbst schuldig gewesen.“

„Sage das nicht! Du meinst es gut, aber es quält mich nur. Da bleibst du nun ganz allein zurück! Ja, wenn du Pierre hättest behalten können. Aber so — nein, so hätte es nicht kommen dürfen! Ich habe auch Schuld gehabt, ich weiß ...“

„Das haben wir abgebüßt in diesen Tagen. Du mußt ruhig sein, es ist alles gut, es ist wirklich nichts mehr zu klagen. Sieh, jetzt hast du Albert ganz für dich. Und ich, ich habe meine Arbeit. Damit läßt sich alles ertragen. Und du wirst glücklicher sein, als du es seit Jahren warst.“

Er war so ruhig, daß auch sie sich überwand. Ach, es gab vieles, unendlich vieles, was sie noch gerne gesagt hätte, wofür sie ihm noch hätte danken, worum sie ihn hätte anklagen mögen. Aber sie sah, er hatte recht. Für ihn war dies alles offenbar schon wesenlose Vergangenheit geworden, was sie noch als Leben und bittere Gegenwart empfand. Es hieß nun stille sein und das Alte vergangen sein lassen. Und so hörte sie mit geduldiger Aufmerksamkeit an, was er anzuordnen hatte, und wunderte sich, wie wohl er alles überlegt und an alles gedacht hatte.

Über die Scheidung wurde kein Wort gesprochen. Das konnte irgend einmal später geschehen, wenn er von Indien zurück war.

Nach Mittag fuhren sie zur Bahn. Da stand Robert mit den vielen Koffern, und im Lärm und Ruß der großen Glashalle brachte Veraguth die beiden in ihren Wagen, kaufte Zeitschriften für Albert und übergab ihm den Gepäckschein, wartete vor dem Fenster bis zur Abfahrt, zog grüßend den Hut und sah dem Zuge nach, bis Albert vom Fenster verschwand.

Auf dem Heimwege ließ er sich von Robert die Auflösung seines übereilten Verlöbnisses erzählen. Zu Hause fand er schon den Tischler warten, der die Kisten zu seinen letzten Bildern zimmern sollte. Wenn diese verpackt und weggeschickt waren, wollte auch er gehen. Ihn verlangte sehnlich nach der Abreise.

⌘ ⌘ ⌘

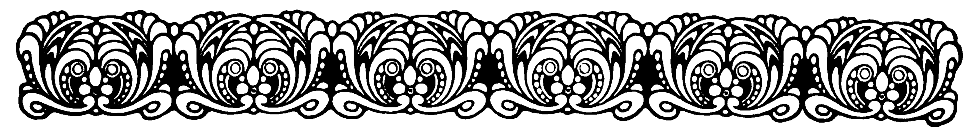
Und nun war auch der Tischler abgefertigt. Robert arbeitete im Herrschaftshause mit der einen Magd, die noch da war, sie deckten die Möbel zu und schlossen Fenster und Läden.

Veraguth ging mit langsamen Schritten durch seine Werkstatt, durch den Wohn- und Schlafraum, dann ins Freie, um den Weiher und durch den Park. So war er hundertmal hier umhergegangen, aber heute schien ihm alles, Haus und Garten, See und Park vor Einsamkeit widerzuhallen. Der Wind blies kalt im schon vergilbenden Laube und führte in niedrighängenden Zügen neue wollige Regenwolken heran. Der Maler schauerte fröstelnd zusammen. Nun war niemand mehr da, für den er zu sorgen, auf den er Rücksicht zu nehmen, vor dem er Haltung zu bewahren hatte, und nun erst fühlte er in frierender Einsamkeit die Sorgen und Nachtwachen, das zitternde Fieber und die ganze zerrüttende Ermüdung dieser letzten Zeit. Er fühlte sie nicht nur in Kopf und Gliedern, er empfand sie noch tiefer im Gemüt. Da waren die letzten spielenden Lichter von Jugend und Erwartung ausgelöscht; aber er fühlte die kühle Isoliertheit und grausame Nüchternheit nicht wie ein Schrecknis.

Unbeirrt suchte er, durch die nassen Wege weiter schlendernd, die Fäden seines Lebens zurückzuverfolgen, deren einfaches Gewebe er nie so klar und befriedigt überschaut hatte. Und er stellte ohne Erbitterung fest, daß er alle diese Wege in Blindheit gegangen sei. Er war, das sah er genau, trotz allen Versuchen und trotz aller nie ganz erloschenen Sehnsucht am Garten des Lebens vorübergegangen. Er hatte niemals in seinem Leben eine Liebe bis zum letzten Grunde erlebt und gekostet, nie bis in diese letzten Tage. Da hatte er am Bett seines sterbenden Knaben, allzu spät, seine einzige wahre Liebe erlebt, da hatte er zum erstenmal sich selbst vergessen, sich selbst überwunden. Das würde nun für immer sein Erlebnis und sein armer, kleiner Schatz bleiben.

Was ihm noch blieb, das war seine Kunst, deren er sich nie so sicher gefühlt hatte wie eben jetzt. Ihm blieb der Trost der Draußenstehenden, denen es nicht gegeben ist, das Leben selber an sich zu reißen und auszutrinken; ihm blieb die seltsame, kühle, dennoch unbändige Leidenschaft des Sehens, des Beobachtens und heimlich-stolzen Mitschaffens. Das war der Rest und der Wert seines mißglückten Lebens, diese unbeirrbare Einsamkeit und kalte Lust des Darstellens, und diesem Stern ohne Abwege zu folgen war nun sein Schicksal.

Er atmete tief die feuchte, bitter duftende Parkluft, und bei jedem Schritt meinte er die Vergangenheit von sich zu stoßen wie einen unnütz gewordenen Kahn vom erreichten Ufer. In seiner Prüfung und Erkenntnis war nichts von Resignation: voll Trotz und unternehmender Leidenschaft sah er dem neuen Leben entgegen, das kein Tasten und dämmerndes Irren mehr sein durfte, sondern ein steiler, kühner Weg bergan. Später und bitterer vielleicht, als Männer sonst es tun, hatte er von der süßen Dämmerung der Jugend Abschied genommen. Jetzt stand er arm und verspätet im hellen Tag, und von dem gedachte er keine köstliche Stunde mehr zu verlieren.





Albin Egger-Lienz. Von Franz Servaes

Im März dieses Jahres begehrte Professor Egger-Lienz seine Entlassung aus dem Verbande der Weimarer Hochschule für bildende Kunst, an der er nur wenige Jahre erfolgreich unterrichtet hat. Wie weit etwa Gründe persönlicher Art zu diesem Schritte mitgedrängt haben mögen, bleibe unentschieden. Das einzige Motiv jedoch, das der Künstler selbst für seine Entschließung angeführt hat, lautete: Heimweh. Der Tiroler hat sich in Norddeutschland nicht akklimatisieren können. Jedenfalls nicht als Künstler, der mit seiner ganzen Art in der Heimat wurzelt. „Dort ist meine Welt," heißt es in dem Schreiben an die Direktion der Hochschule, „dort die Natur, die der meinen am nächsten verwandt ist, die mich befruchtet und immer wieder gesteigert hat, weil ich sie immer mehr und inniger in mir selbst wiederfinden konnte. Alles das scheint nun weit von mir, es ist mir beständig, als ob ich das Leben versäumte an jedem Tag, da ich nicht dort bin, und ich entbehre es unter den schmerzlichsten Depressionen, deren Schatten mir alle Arbeitsfreude nimmt." Solch zähe Heimatsliebe, wie sie in diesem rührenden Selbstbekenntnis ausgedrückt wird, ist etwas Seltenes, ist etwas Ehrwürdiges und Starkes, mag sie auch in gewissem Betracht vielleicht etwas Enges sein. Es hat große und gewaltige Künstlernaturen gegeben, die fern von der Heimat haben existieren müssen und die im Exil, oft freilich von der Heimatsehnsucht entzündet, ihre stärksten Werke geschaffen haben. Andere, zumal aus neuerer Zeit, verhielten in diesem Punkte sich gleichgültiger, ihre Heimat war die Welt, beziehentlich jeder Punkt der Welt, wo sie ruhig und sorgenlos schaffen durften. Auch Egger-Lienz hat eine Zeitlang ähnlich empfunden. In seiner Jugend war er längere Jahre in München, im besten Mannesalter etwa zwölf Jahre in Wien, freilich in beiden Fällen mit der Urheimat im nicht allzu lockerem Kontakt. Thüringen mag ihm demgegenüber „fremder" vorgekommen sein. Aber heute, das glaube ich, würde Egger es auch in Wien oder München kaum noch auszuhalten vermögen. Sein landschaftliches und menschliches Heimatgefühl hat im Lauf der Jahre sich vertieft, hat sich spezialisiert: außerhalb Tirols fühlt er sich jetzt wie abgeschnitten von den besten und lebendigsten Quellen seiner Kraft.



Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde 1912

Das ist die eine Wurzel in Egger-Lienz' Schaffen: die vehemente, mit dem reiferen Alter bis zur Unbezwingbarkeit gewachsene Heimatliebe. Die andere Wurzel seiner künstlerischen Entwickelung heißt: Suchen nach einem vereinfachten, persönlich ausgeprägten Monumentalstil. War jener erste Trieb lokal, so ist der zweite bei ihm zeitlich bedingt. Der Heimatskünstler verrät, wie sehr er trotz allem den allgemeinen Ruf

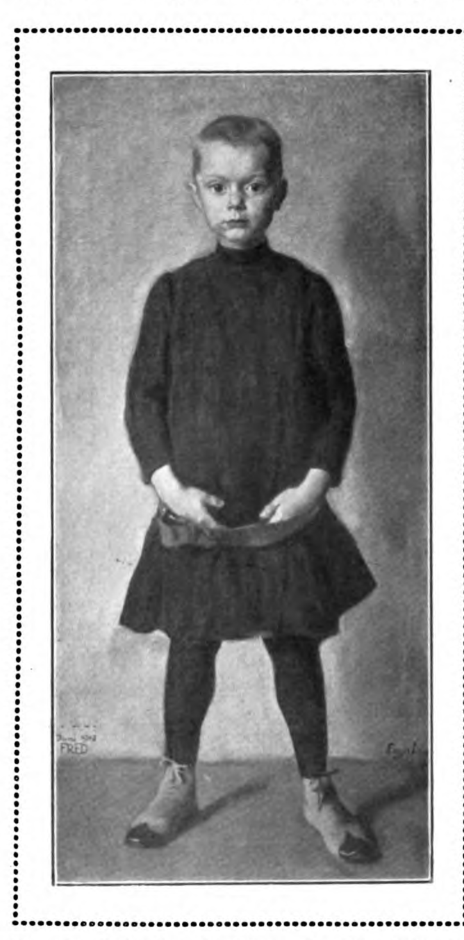


Das Kreuz. Episode aus dem Befreiungskampf in Tirol 1809. Gemälde, vollendet 1901

unserer Epoche vernommen hat, der dahin geht, daß aus der Zersplitterung das Zusammenfassende, aus dem Zufälligen das Notwendige genommen werden müsse. Seit dem Auftreten Puvis de Chavannes' in Frankreich ist dieser Ruf immer wieder erschallt. In Deutschland haben Feuerbach und Marées, Klinger und Hodler, jeder in seiner Art und nach seinen Kräften, neben so manchem anderen dem gleichen Ziele gedient. Insbesondere haben die Bewegungen, die auf Wiener Boden spielten und die in den gemeinsamen Bestrebungen Klimts und der Wiener Werkstätten gipfeln, dazu beigetragen, die Zielpunkte zu formulieren. Von allen diesen neuerwachten Kräften hat auch Egger sich innerlich anregen und befruchten lassen — freilich unter vielfach heftiger Opposition und gewaltigem Schelten, wodurch der biderbe Tiroler verriet, wie ehrgeizig und eigenwillig er darauf bedacht war, seiner persönlichen und landsmannschaftlichen Art die nötige Platzweite zu verschaffen. Die vielfach unerquicklichen Etappen dieser Streitereien brauchen uns hier nicht zu kümmern. Es mag in diesen Alpengewittern sich gewiß einige Luftreinigung vollzogen haben, aber das Donnergeprassel war doch vielfach leeres Gepolter. Weder Hodler noch Klinger noch Klimt sind als Besiegte auf der Strecke geblieben, Egger freilich ist mit einem hörbaren Ruck von ihnen abgerückt und erfreut sich in seinen Bergen einer stolzen und glänzenden Isolierung. Die Geschichtschreibung aber weiß trotzdem die natürlichen und einigenden Zusammenhänge innerhalb der Zeitforderungen zu erkennen und zu bewerten.

Zögernd und langsam, mit bedächtigen schollenschweren Schritten hat der Lienzer Naturbursche seinen künstlerischen Weg genommen: anfangs scheu und schier unsicher um sich blickend, so etwa, als bereite sich ein ungeschickterer, vierschrötigerer Defregger in ihm vor. Eine besonders starke Eigenart war jedenfalls zunächst keineswegs zu be-

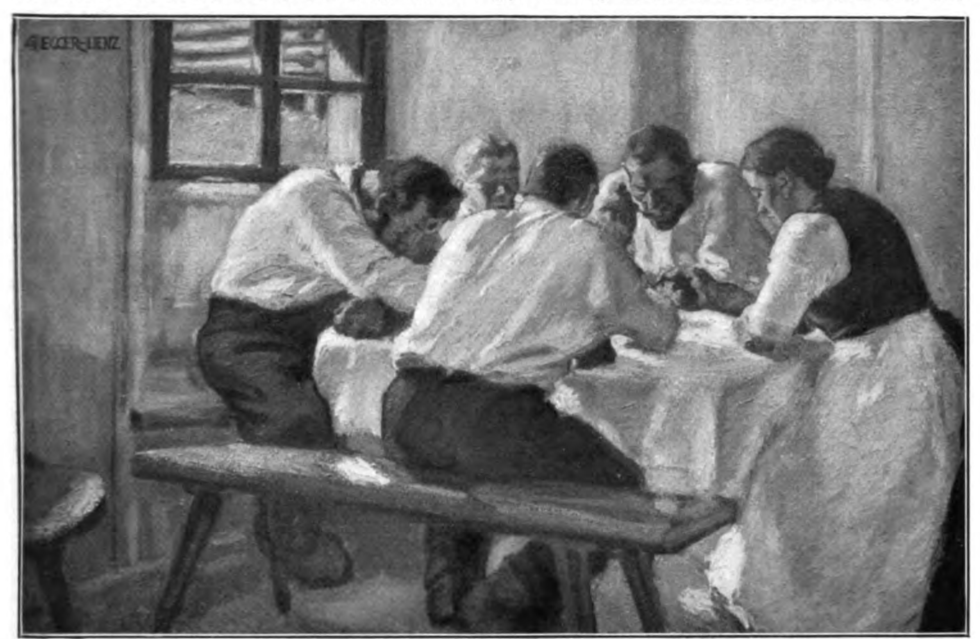
merken. Das treue Tiroler Herz, die patriotische Gesinnung und eine gewisse bäuerisch-nüchterne Bockbeinigkeit brachten sich deutlicher zur Geltung als ein auf neue Dinge gespannter vibrierender Kunstwille. Tüchtige, nach erprobten Kompositionsschemen aufgebaute Gemälde, etwas frostig im Ton und karg in der Farbe, doch unleugbar mit gut und ehrlich gesehenen



Der Sohn des Künstlers. Gemälde, 1908

Volkstypen belebt: das waren etwa die Schöpfungen unseres Malers vom Ende der achtziger und aus den neunziger Jahren. Man nannte ihn und achtete ihn, doch ohne sonderliche Erwartungen. Größere Aufmerksamkeit vermochte erst, zu Beginn des neuen Jahrhunderts, das hier abgebildete Gemälde „Das Kreuz“ zu erwecken. Die vergangene Art war darin zwar gewiß noch nicht völlig überwunden, Konventionelles rang noch mit Neugewonnenem, das inhaltliche Interesse mit seinem stark betonten Pragmatismus überwog im ganzen den immerhin angestrebten Reiz des Eigen-Formalen. Aber man spürte doch, daß ein Besonderes dem Künstler vorgeschwebt hatte. Es war bloß noch nicht alles gekonnt. So ballte sich vor allem die Gruppierung nach hinten in einen mehr und mehr gestaltlosen Haufen zusammen. Und auch die einzelnen Figuren, die sich nach vorn zu herauslösten, waren keineswegs alle zur Höhe der Prägnanz gebracht. Aber die fugenartige Wellenmacht dieser keilförmig zugespitzten Angriffskolonne, die immerhin spürbare Strenge, die hierdurch der Komposition sich mitteilte, und nicht zuletzt einige sehr gelungene Gestalten, wie namentlich der mit Todes- und Schicksalsernst vorbrechende alte Mäher an der Spitze der Schar, ein Symbol gleichsam von völkischer Unbesiegbarkeit — all dieses stach heraus und verriet eine mit frischen Reserven ausgerüstete emporstrebende Schöpferkraft.

War dies mehr als ein vereinzeltes Sichaufraffen, so mußte Größeres folgen. Und es folgte Größeres; zwar nicht mit dem Wildbachtosen jener Sturmschar, sondern mit zähem und zielsicherem Sichdurchreißen. Vor allem ergab sich ein intensiveres Studium der Einzelfigur, offenbar zu dem Zweck, um mit Wenigem reicher, mit Sparsamerem ausdrucksvoller zu werden. Das gleiche Ziel, das auf dem Gebiete des Dramas dem dichterischen Landsmann Karl Schönherr vorschwebte und das dieser mit „Glaube und Heimat“ in so bewunderungswürdigem Maße erreichte, beschäftigte auch den Maler Egger-Lienz: die bäuerlichen Typen so charakteristisch zu wählen und so kunstvoll abzustufen, daß mit wenigen einzelnen Gestalten die Vertretung eines ganzen Volkes gegeben werden konnte. Um zunächst ein mehr genrehaftes Motiv zu wählen: betrachten wir etwa das hier abgebildete „Mittagessen“, so ist ersichtlich, daß nicht eine einzelne, zufällig herausgegriffene Bauernsippe hier dargestellt ist, sondern ein Stück Tiroler Bauernschaft im allgemeinen. Das sind die rauhen, harten Menschen, die, gleichviel ob in Regen oder Sonnenbrand, draußen sich rackern müssen und nun, müde und gebückt, doch wie in



Mittagessen. Gemälde

stumpfer Andacht ihr kärgliches Mittagsmahl zu sich nehmen. Fünf Menschen sind dargestellt, doch sie repräsentieren uns Fünftausend. In Hunderten von Hütten sitzen immer wieder dieselben und schlingen mit der gleichen Gebärdenlosigkeit ihren täglichen Brei in sich hinunter. Nur durch eine große Vereinfachung der malerischen Ausdrucksmittel, durch Kraft, Wahrheit, Redlichkeit des Vortrags ließ sich dieser Eindruck erzielen. Nicht bloß der Wille entschied hier, sondern das Können.

Deutlicher noch läßt sich Eggers künstlerische Absicht und zugleich deren immer reifer werdende Bewältigung durch den Vergleich zweier Bilder darlegen, die im Sujet nahe verwandt sind: „Nach dem Friedensschluß in Tirol, 1809" und „Der Totentanz von Anno Neun". Auf dem ersten **Bilde ist gegenüber dem** „Kreuz" schon dadurch ein bedeutsamer Fortschritt erzielt, daß mit wenigen Figuren



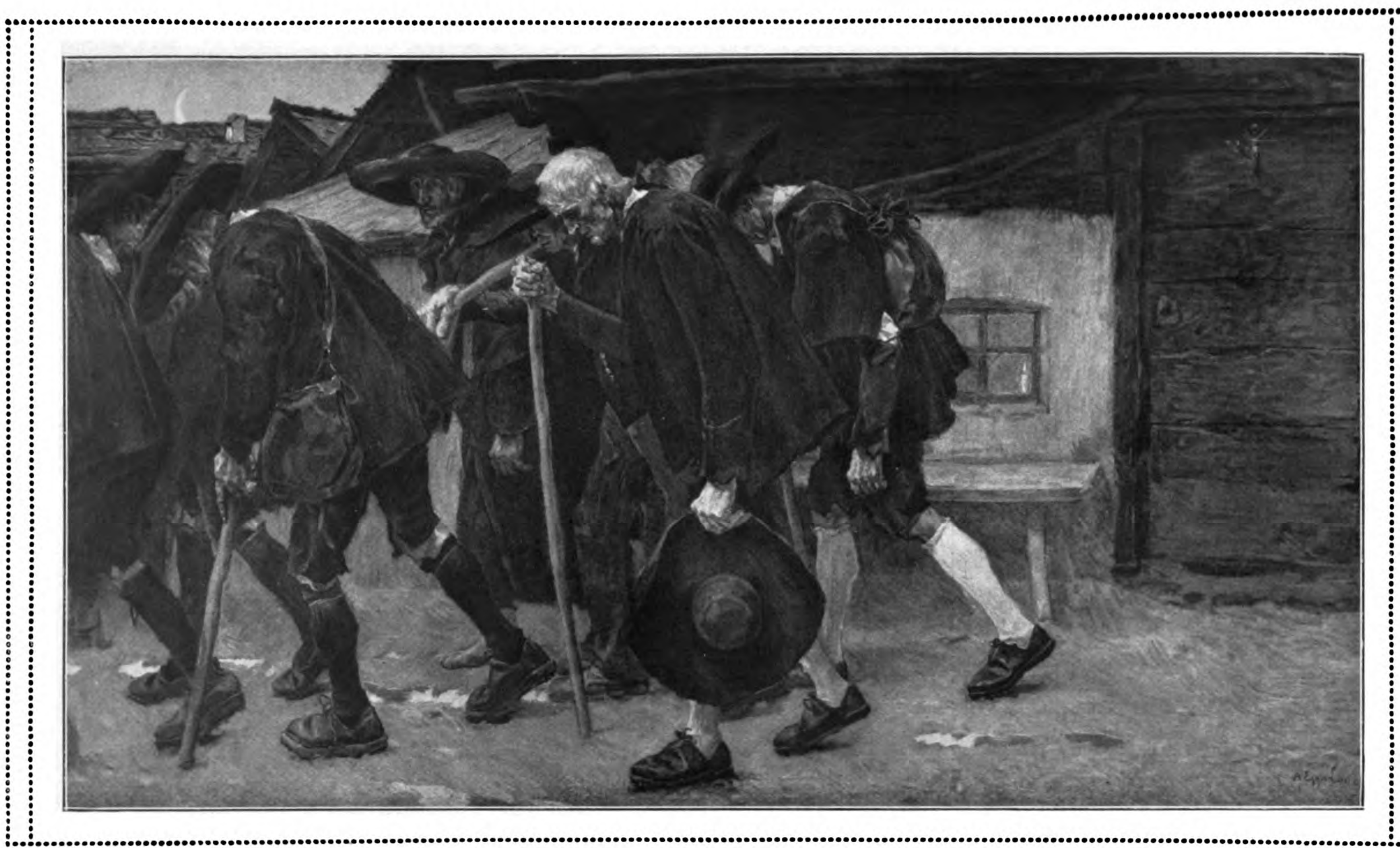
Ein Abschied in Tirol im Jahre 1809. Gemälde

(kaum sieben) eine gleich starke historische Wucht erreicht worden ist, wie dort mit vielen. Man sieht gleichsam den Schluß eines Zuges vor sich, den man sich nach vorn beliebig verlängert denken mag. Und es ist der Gleichklang im Rhythmus der Bewegung, der unsere Phantasie in Bann schlägt und zur Vervielfältigungsarbeit antreibt. Genau so geduckt, so trostlos hintastend und müde sich schleppend, glauben wir hunderte ihres Weges ziehen zu sehen, eintönig an niederen Holzhütten entlang, deren Dächer sich giebeln wie gebeugte Rücken. Das ist hier stark und einleuchtend ausgedrückt. Und doch ist noch viel mehr gegeben in dem zweiten Bild, das nur um weniges später entstanden ist. Die Figurenzahl ist noch verringert und der Rhythmus bedeutsam verstärkt worden. Alle zufälligen, kleinlichen, zerfasernden Details sind unterdrückt worden. Auch der Hüttenhintergrund fehlt — statt dessen blicken wir auf eine nebelbleiche Himmelswand, die eintönig über gewelltem Ackerland lastet und dem Ganzen etwas Flächenhaftes gibt. Das leiht der Komposition etwas Großartiges, Unheimlich-Zwingendes. Und wir finden es ganz natürlich und kaum noch verwunderlich, daß eine Figur hinzugefügt ist, die das Ganze aus dem Dunstkreis der täglichen Erfahrung heraushebt und gleichsam in eine symbolische Sphäre rückt: der Meister Tod mit seiner Knochengestalt. Brüderlich-freundlich hat er den ersten der Männer unter den Arm gefaßt und führt so diese ganze Schar, fest den breiten Stabknüppel vor sich hin setzend. Gewiß hat Hodlers berühmter „Rückzug nach der Schlacht von Marignano" zur Schöpfung dieses Bildes anspornend mitgewirkt. Aber um so mehr ist die Persönlichkeitskraft zu bestaunen, die trotzdem etwas ganz Eigenes und derart Herbes und Reifes schuf. Der eminenten Sparsamkeit der Mittel ist nur ihre gewaltige Ausdruckskraft zu vergleichen. Welches Gleichmaß der Bewegung! Die schlürfend vorwärtstappenden Beine, die schwer hangenden und schlenkernden Arme, die von geschulterter Stangenlast gebückten Rücken, die müd und trotzig hochgereckten Köpfe — immer aufs neue wiederholen sich die gleichen Motive, doch nicht etwa um den Ausdruck abzuschwächen, sondern um ihn zu verstärken. Wie eine Schattenschar, schweigsam, düster, schicksalgefaßt und dennoch fest auftretend mit breiten Füßen und groben Schuhen, ziehen diese vom Tode Besiegten, in ihrem Freiheits- und Selbstgefühl nie Besiegbaren ihres Weges. Das sind Menschen, wie wir in den Tiroler Bergen und Wäldern noch heute täglich ihnen begegnen können. Und doch sind sie anders, gesammelter, geweihter, vieldeutiger. Die reale Welt ist zur Traumwelt geworden.

⌘ ⌘ ⌘

Mit diesem Bilde hat Egger-Lienz sich die Basis geschaffen, auf der er seitdem steht und immer stolzer, bedeutsamer sich aufreckt. Die Folgezeit sieht ihn noch weiter wachsen. Sowohl die Geschichte wie das tägliche Leben seines Landes geben ihm unaufhörlich die Stoffe zu seinen Bildern. Doch überall ist das Bestreben unverkennbar, nicht der willkürlichen Einzelerfahrung untertan zu bleiben, sondern, darüber hinausgreifend, Typisches zu bieten, gleichsam den Ewigkeitszug herauszuarbeiten. Monumentalisierung des Alltagslebens wird so das vornehmste Ziel der Egger-Lienzschen Kunst. Ihm näherzukommen, dienen alle Mittel, die er seither aufwendet.

Eines der wichtigsten ist die Isolierung und Ausrundung der einzelnen Gestalt, also gleichsam die Übertragung plastischer Motive auf die Malerei. Naturgemäß beansprucht dies mancherlei Opfer. Alles Gauklerische, Schmeichelnde, Impressionistisch-Reizvolle muß verbannt werden und damit vieles, was uns an der Malerei (nicht bloß der unserer Zeit) besonders wertvoll und teuer geworden ist. Die Muse des malerischen Monumentalstiles ist eine strenge Gottheit, und wer ihr nahen will, muß Verzicht leisten können. Anderseits natürlich sind auch der Einwirkung des plastischen Stiles ihre Grenzen gesetzt. Denn die Künste dürfen zwar wohl einander gegenseitig befruchten, doch niemals bis zu dem Grade, daß sie der eigenen Art sich entfremden. So steht der Rundwirkung der Plastik die Flächenwirkung der Malerei als Unerschütterlich-Gegebenes gegenüber. Und man darf Egger-Lienz nachrühmen, daß er dies allezeit wohl bedacht



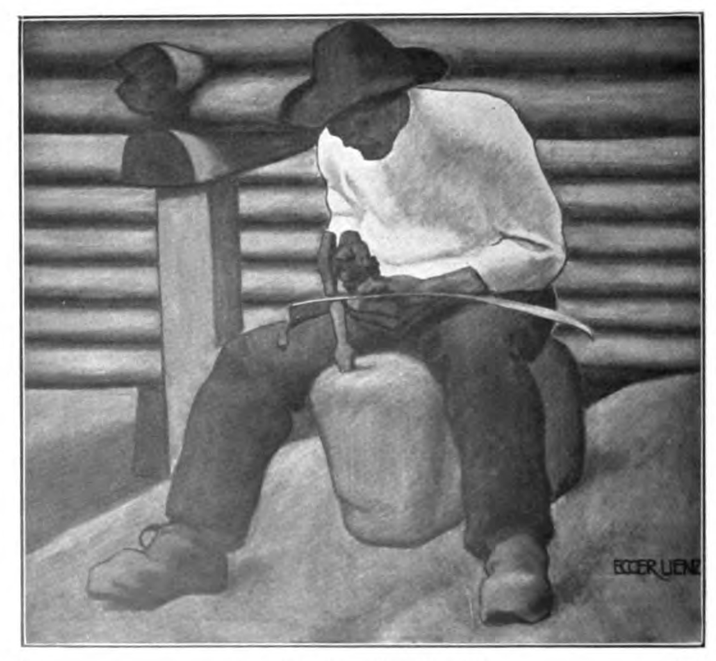
Nach dem Friedensschluß in Tirol 1809. Gemälde

hat und der Sprachkraft und Umgrenztheit seiner Kunst sich bewußt geblieben ist.

Wie weit er in dieser Hinsicht zu gehen weiß und gehen darf, zeigt in interessanter Weise das Bild „Pater Haspinger 1809". Hier ist das Thema aufs nächste verwandt dem öfter genannten „Kreuz"-Bilde. Abermals sehen wir eine zum Angriff schreitende, zugleich religiös entflammte kriegerische Schar. Aber sie wird nicht zum wirren Haufen, jeder einzelne ist eine in sich ausgerundete Gestalt, die zu allen übrigen Distanz hält. So vortrefflich dies ist, so hätte doch für die einheitliche Wirkung des Bildes hierin eine Gefahr liegen können. Nur durch strengste Betonung des Rhythmus und durch einen gewissen Verzicht auf differenzierende Charakteristik ließ sich dem begegnen. Beides hat Egger getan. Der militärische Gleichtakt des breiten Heranmarschierens und die landsmannschaftliche Ähnlichkeit der rassigen Gestalten bewirken einen solch starken Zusammenschluß der Erscheinungen und der Bewegungen, daß nirgends der einzelne auf Kosten der Massenwirkung hervorzustechen vermag. Es ist Disziplin in diesem Bilde, moralische und malerische: dadurch wird sein Eindruck bedeutsam gesteigert und seine Haltung ins Monumentale gehoben.

In diesem Falle liegt die Monumentalisierung hauptsächlich in der Komposition. Wir wollen jetzt ein interessantes Beispiel betrachten, wo ein früheres Bild kompositionell, bis auf einige scheinbare Geringfügigkeiten, genau wiederholt wurde und wo dennoch die monumentale Wirkung in der zweiten Fassung durch strengere Formgebung beträchtlich erhöht wurde. In der internationalen Kunstausstellung in Rom hatte Egger-Lienz das im Augustheft 1911 von uns abgebildete Gemälde „Die Wallfahrer". Es war im Aufbau der Figuren wie in der einteilenden Balkenanordnung völlig identisch mit dem diesmal reproduzierten Bilde „Am Tisch des Herrn". Nur wo jetzt die Hostie vor gleichmäßig lichtem Hintergrund steht, befand sich ehemals ein lebensgroßes Kruzifix vor einer (auch sonst bei Egger beliebten) horizontalen Balkenlagerung. Zweierlei erweist sich in dem neuen Bilde als wesentliche Verbesserung. Indem die Gestalt des Gekreuzigten wegfiel, ist zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Figuren des Mannes und des Weibes mehr Luft geschaffen, und diese heben sich hierdurch bedeutsamer heraus. Zweitens zeichnen sich die Gestalten gegen den hellen, glatten Hintergrund bei weitem prägnanter ab als gegen die dunkleren Balkenlagerungen. Hierdurch wurde eine größere Schärfe der Kontur erzielt, und diese verursachte ganz von selbst eine strengere Zeichnung und Vereinfachung in der Modellierung. So sind mit ganz geringen Abänderungen zwei gründlich verschiedene Bilder entstanden, von denen das zweite den Willen seines Meisters aufs stärkste verkündet.

Seiner ganzen Art nach gehört dieses neben die gleichzeitige Schöpfung des früher von uns (September 1912) abgebildeten



Sensendengler. Gemälde, 1911



Der Totentanz von Anno Neun. Gemälde, 1908
Im Besitz der K. K. Modernen Galerie in Wien

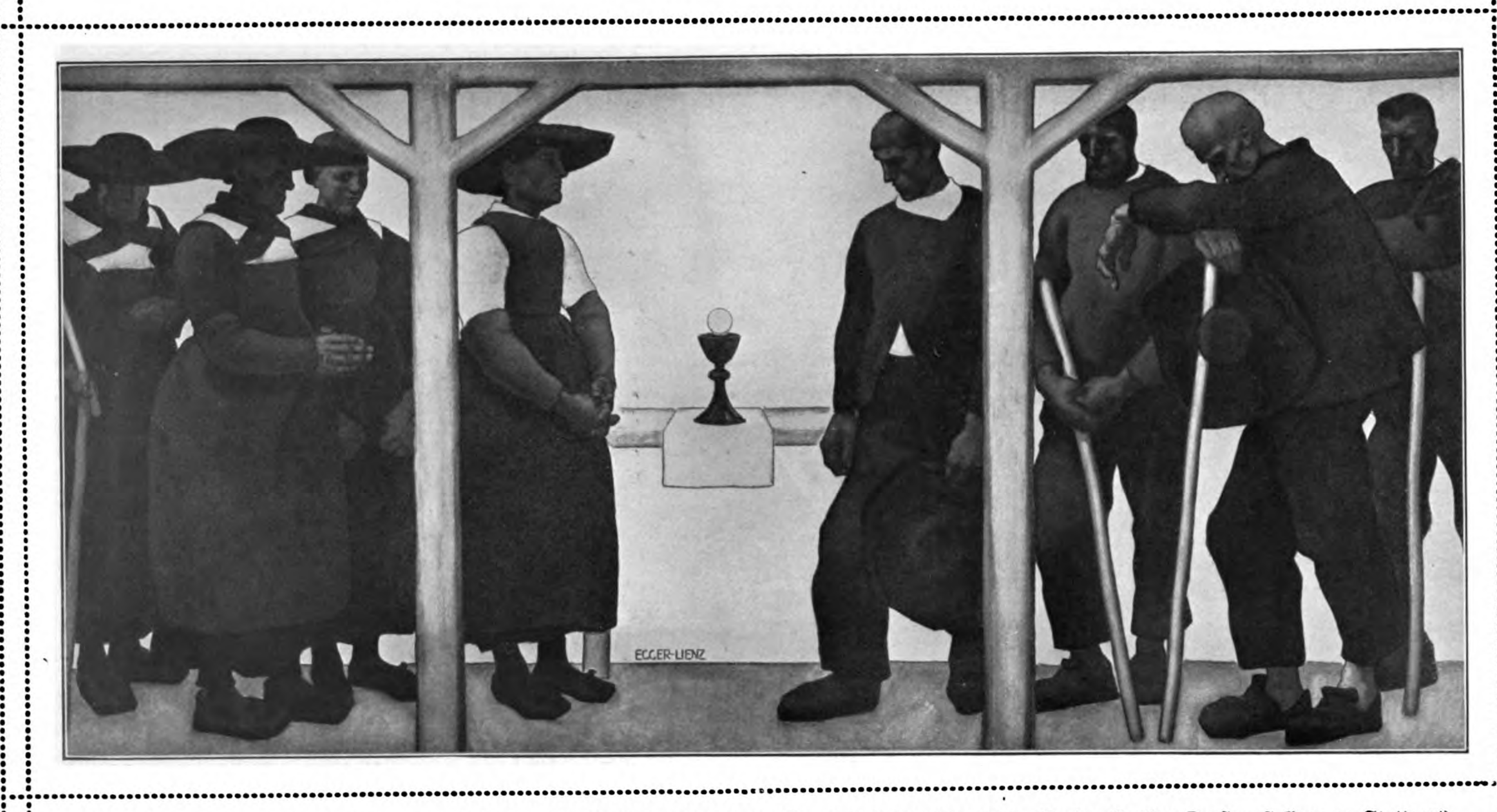
Gemäldes „Das Leben“, das wohl als die bisher gewaltigste Leistung unseres Malers zu betrachten ist. Hier ist ein von vielen Künstlern dargestellter symbolischer Gehalt auf eine so einfache, anschauliche und zwingende Art wiedergegeben, daß man das Gefühl bekommt, einer jener „ewigen“ Lösungen gegenüberzustehen, deren die Kunstgeschichte nicht allzuviele kennt. Ungezwungen ist das Ganze in eine Art von natürlichem Vorgang gebracht worden, indem das eingestellte Balkengerüst darauf hindeutet, daß es sich um die Errichtung eines menschlichen Wohnhauses handle. Natürlich kann dieses nur die Heimstätte des im Mittelteile abgebildeten Paares sein, des Mannes und des Weibes, die, in der Mitte des Lebens stehend, sich zu dem weihevollen Bunde verbinden, der die Fortdauer der Generationen verbürgt. Ganz schlicht und unfeierlich stehen sie einander gegenüber, beide sonder Schöne, denn ihr ganzes bisheriges Leben ist Mühe und Arbeit gewesen und ihr künftiges wird nichts anderes sein. Und doch wie ehrwürdig sind diese beiden abgerackerten Gestalten anzuschauen: der Mann mit den schwer herabhangenden roten Arbeitshänden, ein wenig in der Haltung eines ehemaligen Soldaten; das Weib, unter steten Mühsalen früh gealtert, die Hände fast gebethaft vor dem Heiligtum ihres Leibes übereinander gelegt. Links sieht man ihre Vergangenheit, rechts ihre Zukunft zwischen den aufgerichteten Balken kauern (wobei sich der Maler, aus Gründen der Vereinfachung, auf das männliche Geschlecht beschränkt hat). Der halbwüchsige Knabe, auch er schon zur Arbeit herangezogen, macht eine kleine Pause und blickt träumend in die Luft; der kräftige Jüngling, unermüdlich tätig, hebt mit muskelstarken

Arbeitsarmen einen schweren Balken; der alternde Mann macht wie der Knabe eine Pause, aber er blickt, auf die Axt gestützt, nicht empor, sondern hinab; während unten der Greis, kahlköpfig und abgezehrt, zu weiteren Verrichtungen unfähig, eine schmale Stiege hinabschwankt, gleich als steige er in sein Grab. Das ist gewiß kein großer Tiefsinn und soll es auch gar nicht sein. Es ist faßlich und zu Gemüt sprechend wie eine gut erzählte Kalenderbetrachtung. Aber in rein künstlerischer Hinsicht ist es meisterlich zum Ausdruck gebracht, alles in klare eindrucksame Gestaltung übersetzt, dabei zusammengehalten durch eine wie nach kontrapunktischen Gesetzen verteilte und sich genau entsprechende Anordnung. Ja, es ist Musik in diesem strengen und herben, so gar nicht durch Keckheit sich einschmeichelnden Bild: Musik, wie man sie auch in der Architektur findet und wie man sie ehemals bei Bach oder bei Händel hörte.

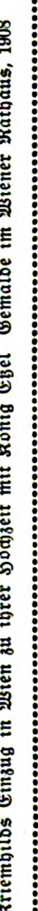
Dieser Klang, wie von feierlich schmetternden oder rauschenden Harmonien, muß allemal durch ein Bild gehen, dessen Wirkung eine gesteigert-monumentale sein soll. Es kommt hierauf weit mehr an als etwa auf die meßbare Größe eines Bildes. So ist z. B. ein weiteres Meisterwerk unseres Malers, „Teufel und Säemann“, gar nicht besonders umfangreich und dennoch seinem Charakter nach durch und durch monumental. Das ist, weil so starke und reiche Musik in dem Bilde ist. Die beiden Figuren, der weißgeschürzte Säemann und der nacktrote Teufel, sind in der Bewegung völlig übereinstimmend. Mit pumpenschwengelhafter Regelmäßigkeit bewegen sie sich hintereinander her: der Teufel wächst gleichsam automatisch in alle Bewegungen des Säemanns hinein. Das ist, wie wenn zwei Jungen hintereinander herlaufen und sich gegenseitig treiben. Unentrinnbar gehören die beiden Gestalten zueinander. Wo der



Teufel und Säemann. Gemälde, 1909. Im Besitz des Herrn Friedrich Hauer in Wien



Am Tisch des Herrn (Umarbeitung der „Wallfahrer“ im Besitz der Galerie in Mannheim), Gemälde, 1912. (In der Großen Kunstausstellung zu Stuttgart)

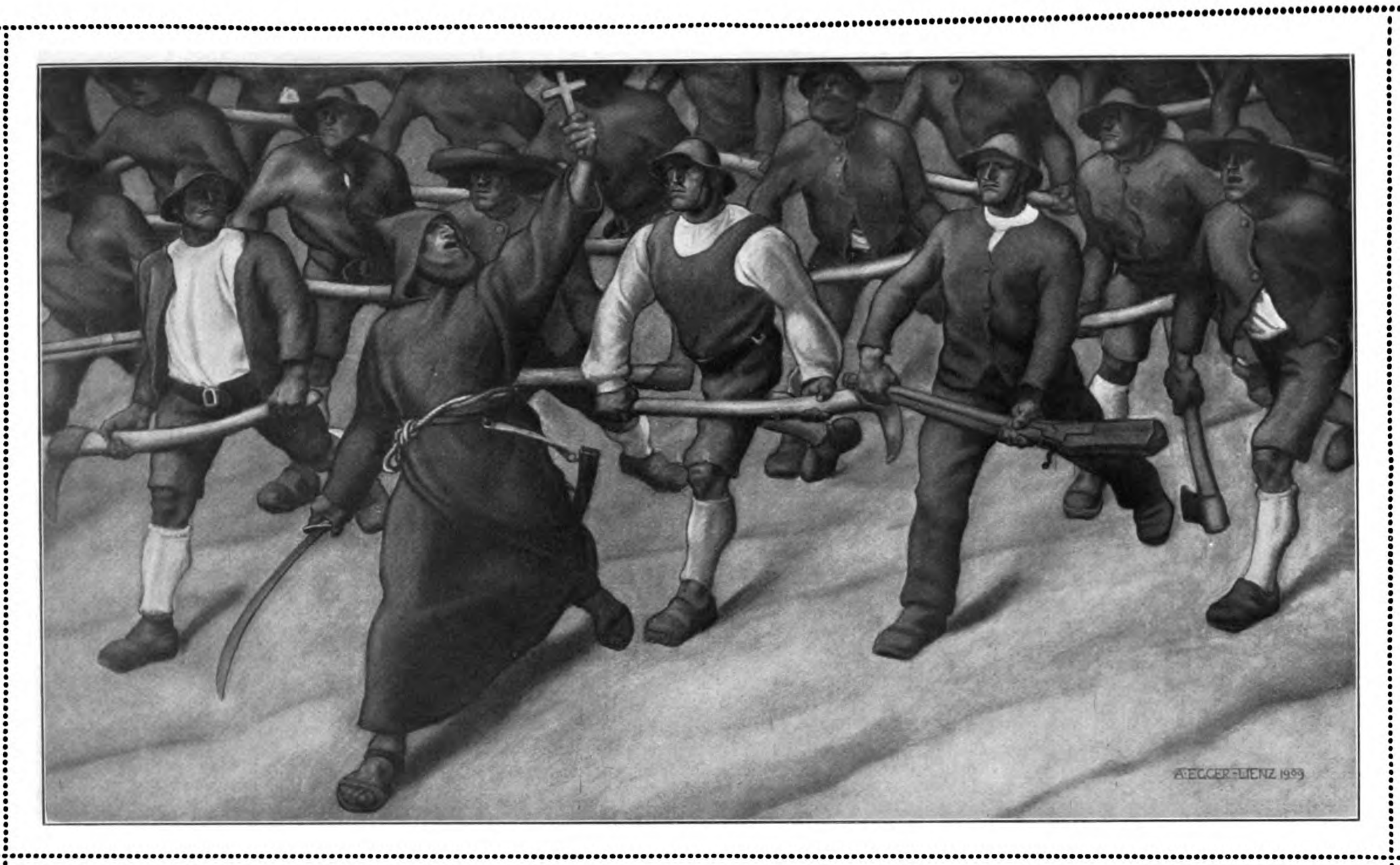


Kriemhilds Einzug in Wien zu ihrer Hochzeit mit König Etzel   Gemälde im Wiener Rathaus, 1908

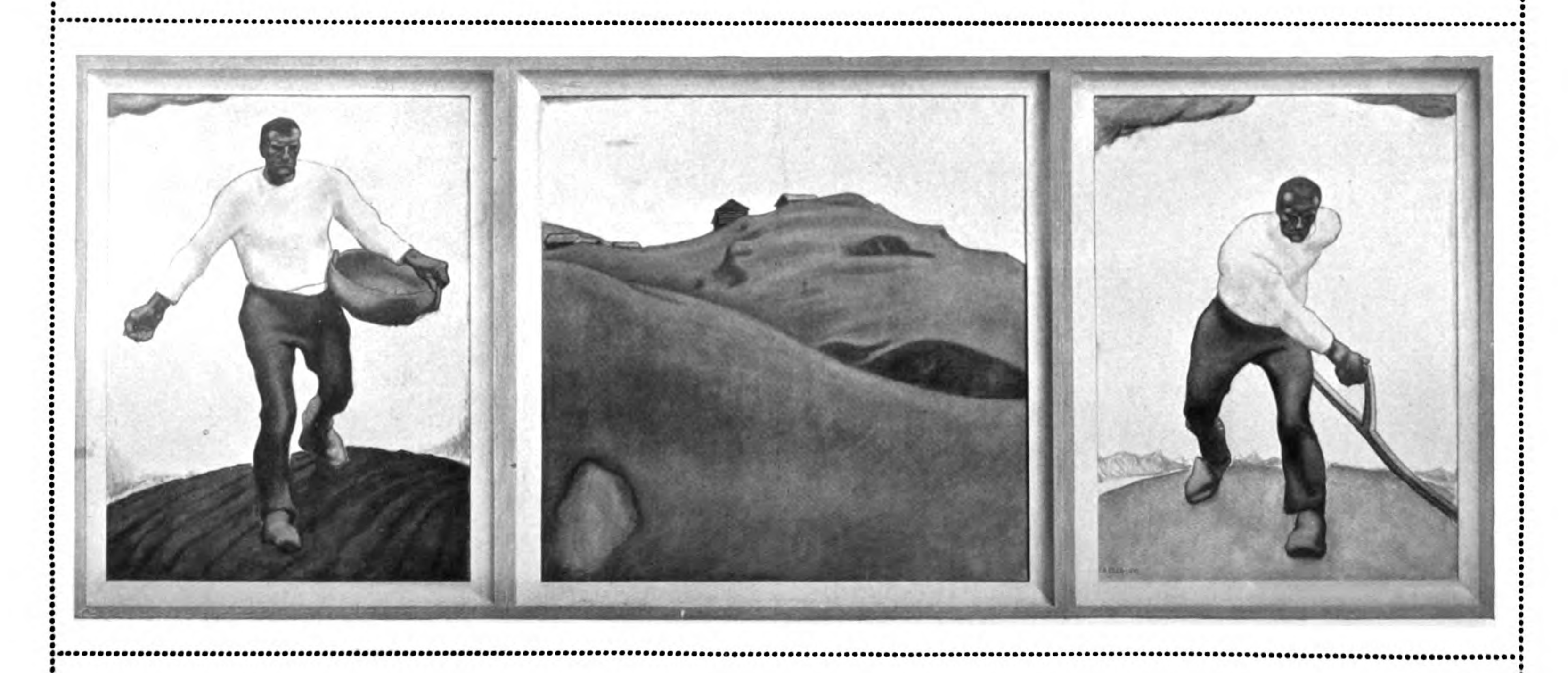
Weizen des Bauern hinfliegt, dahin fliegt auch das Unkraut des Teufels. Es ist wohl nicht möglich, derlei stärker und zwingender auszudrücken.

Bewundernswert ist, wie Egger-Lienz für die Wucht und Strenge seines Stilbedürfnisses stets aufs neue die heimatlichen Motive findet. Wie er in den einfachsten Verrichtungen des Alltages, für das Säen, Mähen und Dengeln stets Ausdrucksformen findet, die zugleich ebenso echt wie ins gleichsam Freskohafte gesteigert sind. Wenn er auf dem Triptychon, das wir als die neueste größere Arbeit des Künstlers abbilden, sein Lied von der Erde singt, wie versteht er es da, durch charaktervoll bewegte Figuren und durch ein Stückchen Landschaft Eindrücke der Erhabenheit hervorzurufen, die uns zur Andacht zwingen.

Egger-Lienz hat so gut wie nie Stoffe malerisch behandelt, die ihn von der Heimatscholle entführten. Sein hier abgebildeter „Einzug Kriemhilds in Wien" ist eine dieser seltenen Ausnahmen. Es ist ein gutes Bild von sicherer freskohafter Haltung. Und doch ist es nicht völlig Egger-Lienz. Es könnte allenfalls auch von einem anderen, etwa von Sascha Schneider sein. Darum ist kaum zu wünschen, daß der Künstler auf dem hier eingeschlagenen Wege (der ihm wohl lediglich durch den Zufall eines Auftrages gewiesen wurde) weiter fortschreiten möge. Ein Mann wie Egger-Lienz wirkt am weitesten in der Enge seiner Heimat. Was sonst beschränkt sein mag, bei ihm wächst es sich aus zum Weltsymbol. Und wohl selten hat so wie bei ihm der Spruch, daß in der Beschränkung sich der Meister zeige, seine immerjunge, fruchtverheißende Wahrheit bewährt.



Pater Haspinger 1809. Gemälde für das Schützenhaus von St. Martin im Gsies (Pustertal). Entstanden 1907—1909



Erde. Die jüngste große Arbeit des Künstlers, 1912. Begonnen in Lienz, vollendet in Weimar. (In der Großen Kunstausstellung zu Düsseldorf)

An der Katzbach. Von Hanns von Zobeltitz

Der Alte war mordsschlechter Laune.

Kam von General Langeron zurück, von dem Russen. Der infamigte Kerl hatte wieder Sperenzchens gemacht. War ja auch solch dreiviertels Franzose, that fein, geschniegelt und gebügelt, wußte alles am besten. Immer hübsch vorsichtig. Man bloß nicht draufgehen, nicht anbeißen, wo sich's irgend vermeiden ließ. Was, Müffling? Ist's nicht so? Immer Rückendeckung — nach oben. Euer Excellenz wollen gnädigst gestatten: meine geheimen Instruktionen ... Zum Geier mit seinen Instruktionen! Parieren soll er. Wer kommandiert die Armee? Er oder ich?!

Verstehen konnten sie den Alten nicht. Nicht Gneisenau, nicht Müffling, die neben ihm ritten. Er brummelte nur so in den Schnauzbart hinein. Aber was er meinte, wußten sie doch.

Ein Jammer war's all die Tage gewesen. Hatte so schön, so hoffnungsfroh begonnen, als der Waffenstillstand endlich abgelaufen war. Da jauchzte der Leberecht Blücher auf: „Die Narrenspossen der Diplomatiker und das Notenschmieren haben nu ein Ende. Ich werd den Takt ohne Noten schlagen.“ Ja — und war drauf los marschiert. Von Jauer auf Goldberg und Löwenberg, hatte, wie er seiner Frau schrieb, die Franzosen derbe ausgehauen. Bis an den Bober war er gekommen. Das war am 20. August gewesen. Ein paar Tage noch, und die Franzosen waren aus Schlesien herausgeschmissen. Wenn es nicht anders gekommen wäre. Im Kriege kommt aber immer alles anders, als man denkt, meint der kluge Gneisenau. Mit einem Male war nämlich drüben der Napoleon eingetroffen. Allerhöchstselbst. Über das grüne Wiesental am Luftenberg hatte man die Franzen ihr „Vive l'empereur!“ brüllen hören. Und der Napoleon hatte Leben in die Bude gebracht. Sakerment nicht noch mal! Der Alte freilich, der wollte standhalten. Aber Gneisenau warnte. Recht hatte er — leider. Der Gneisenau hatte ja immer recht. Man mußte sich fügen. Denn natürlich war der Kaiser nicht ohne Verstärkungen gekommen. Sogar seine junge Garde hatte er mitgebracht.

Also rückwärts! Rückwärts! Obwohl's dem alten Blücher schlecht paßte. Dem Schlag der Uebermacht ausweichen: so schrieb's der Kriegsplan ja vor. Rückwärts!

Da fing das Malheur an. Den Feind wehrte man ab. Aber die ganze Armee litt zum Gottserbarmen. Vom Himmel goß es in Mollen. Die Wege waren jammervoll. Knietief sanken die armen Kerle in den Dreck, lagen nachts auf nassem Boden ohne Holz und Stroh, hatten kaum was zu futtern. Mußten am nächsten Morgen wieder marschieren, nach rechts, nach links und wieder rückwärts, immer rückwärts, mit durchgelaufenen Schuhen und wunden Knochen. Zum Jammern und zum Fluchen war's, wenn man die Stärkerapporte durchsah: die Regimenter schmolzen mehr und mehr zusammen, bei den Preußen und bei den Russen; bei Langeron links, beim Eisenfresser York in der Mitte, bei dem braven Sacken, dem andern Russen, rechts. Am ärgsten bei der Landwehr. Der Alte fauchte über die „Landwehr-Patelljons“. Hatten noch nicht den rechten Zug, verkrümelten sich; mancher fand sogar, daß es bei Muttern besser wäre und lief ganz davon. Von der preußischen zweiten Brigade war vor acht Tagen das Landwehrregiment noch 2000 Mann stark gewesen, gestern standen nur ihrer siebenhundert in Reih und Glied.

Kein Wunder, daß dem Alten verschiedene Läuse über die Leber liefen. Wahrhaftig, er hatte sich das alles ganz anders gedacht. Dazu die Stänkerei mit den Herren Generals, die nicht mehr wollten, wie sie sollten. Sogar der York mochte nicht recht parieren, von den Russen ganz zu schweigen. Das Elend der hungernden, darbenden Truppen hing ihnen allen zum Halse heraus.

Den Mantelkragen hatte Blücher hoch-

geschlagen, den Rücken zog er krumm unter dem nieselnden Regen. Schief hing ihm die Pfeife zwischen den Lippen; aber der Nasenwärmer war längst ausgegangen. Brummelnd ritt er, Gneisenau rechts, Müffling links neben sich, auf Jauer zu. Schweigend hinterdrein, mit mißgelaunten Gesichtern, der große Stab. Selbst der lustige, sangesfrohe Oppen fand heut kein Scherzwort.

Als sie bei dem Vorwerk Christinshöhe ein Paar Augenblicke zur Umschau hielten, kamen von Janowitz her über die Hochebene ein paar Reiter im schlanken Trabe. Das Wetter war so unsichtig, daß man erst, als sie nah heran, erkannte, daß es nur drei Uhlanen waren. Schmuck sahen sie nicht aus. Bei Leibe nicht. Sie trieften und mußten wohl nachtsüber im Dreck gelegen haben. Abgetrieben waren die Gäule. Nur der Goldfuchs, den der Vorderste ritt, schien noch in passabler Condition.

Jetzt parierte der Erste und sprang aus dem Sattel. „Meldung von Herrn Obristleutnant von Katzeler.“

Ja, wenn sie alle so wären wie der Katzeler! Immer war der hart am Feinde, ließ nicht locker, bis er bei den Franzen das Weiße im Auge sehen konnte. Und die Brandenburger Uhlanen waren auch brave Kerle unter ihrem kleinen viven Major Stutterheim. Die brachten die besten Meldungen, scheerten sich den Geier um das bißchen Regen, fanden immer noch Hafer für ihre Gäule, und wenn sie ihn stehlen sollten —

Stramm stand der Uhlan, während ihm Müffling den Wisch abnahm.

Dem Alten gefiel er. War von dem freiwilligen Jägerdetachement, das das Regiment in Suhlau formirt hatte. Gut sah er aus, wenn der grüne Rock auch schon arg mitgenommen war und die Aufschläge und der Kragen nicht mehr richtig rot leuchteten.

Wie ein Licht stand er. Unter dem schwarzen Tschako mit den gelben Behängen und dem kecken schwarzen Busch ein festes, steinhartes Soldatengesicht. Kein solch Milchbart, wie sonst oft die jungen Freiwilligen hatten. Und ein paar Augen darin — ein paar Augen — Herr Gott von Bentheim! — solche Augen! Solche Augen ... als ob man die schon irgendwo gesehen hätte.

Müffling überflog die Meldung, das Stück Papier mit dem einen Arm möglichst gegen den triefenden Regen schützend. Drängte seinen Mausegrauen näher an des Alten großen Rappen. „Euer Excellenz —“

„Na — was giebt's, Müffling?“

Ordentlich losreißen mußte man sich von den Augen, den Augen ...

„Wichtig, Euer Excellenz. Katzeler meldet, daß Liegnitz heut früh vom Feinde frei ist. Marschall Ney gehe auf Haynau zurück. Gefangene sagen aus, daß der Kaiser gestern nach Dresden gegangen ist und das Korps Marmont mitgenommen hätte.“

Der Alte pfiff durch die Zähne. Sah unter den buschigen Brauen auf Gneisenau, that noch einmal einen langen, lauten Pfiff. „Halloh! Räumt der Kerl das Feld vor mich! Und Ney und Marmont! Gneisenau, wat seggen Se dazu? Luft wird! Es wird Luft vor uns! Die Retraite hört uff. Vorwärts heißt wieder die Parole. Vorwärts die ganze Armee!“

Und der Gneisenau nickte. Der große Stab schob sich zusammen um den Feldherrn. Die Karten wurden aus den Satteltaschen gezogen. Schnelle Worte flogen herüber und hinüber. Gneisenau diktirte Befehle. Vormarsch auf der ganzen Linie. Was Mann und Roß leisten kann. Die Adjutanten sprengten über das Feld.

Stramm stand noch immer der baumlange freiwillige Jäger von den Brandenburger Uhlanen. Die tiefdunklen Augen grad aus gerichtet. Zusammengebissen die Zähne. Auf dem braunen Gesicht brannte die mächtige breite Schmarre über der rechten Backe fast blutrot. Der Zügel lag über dem Arm, der Goldfuchs schnobberte am Boden nach der armseligen Grasnarbe.

Ganz vergessen hatte der Alte den Jäger. Hatte anderes im Sinne als die kuriosen Augen. War mit einem Male hochauf. Glühte im Gesicht wie ein Jüngling, der Siebzigjährige. Noch was in der Feldflasche, Oppen? Natürlich hatte der lustige Oppen noch 'nen Schluck Pontak. Und die Stabsordonnanz muß mit der Reservepipe rausrücken. Muß Feuer schlagen und den Schwamm ordentlich festdrücken auf dem Kanaster. Mächtig dampft der Alte seine Rauchwolken. Schlägt mit der Faust auf den Schenkel: „Unser alter Herrgott

lebt noch. Ich will den Kujonen schon ein**heizen**. Drauf und vorwärts!"

Vergessen steht der Jäger.

Oder doch nicht?

Grad als der Leberecht abreiten will, **dreht** er sich noch mal im Sattel. Aber die **Augen**, die tiefdunklen, todtraurigen, sieht **er** nicht. Ruft nur hinüber: „Grüß mir **den** Herrn Obristleutnant, min Jung! Und **haltet** Euch brav morgen!"

Der Rappe springt an. Wie der Jüngste **sitzt** der Greis im Sattel. Ueber die Hoch**ebene** jagt die Kavalkade — auf Jauer zu — durch den nieselnden Regen.

Der Jäger zieht den Zügel an. Steht **noch** einen Moment wie im Träumen. Rafft sich auf —

Die beiden Anderen waren auch abgesessen, hielten ein wenig seitwärts. Ihre Gäule knapperten an den Büschen herum. Die Jäger schwatzten. Sie lachten. Lachten trotz Hunger und Regen. Trotz allem. Die Jungen . . . die Glücklichen . . . sie konnten lachen . . .

Er nickte ihnen zu, während er den Befehl, den ihm Müffling mitgegeben, in der Brusttasche barg. „Zieht die Gurte noch mal nach. Wir haben ein gut Stück Wegs vor uns, Kameraden."

Und dann reiten sie.

Kommt da der Jüngste, der Meyer von Knonow, dicht heran. Ein lieber Bursch, dem noch das Feuer der Begeisterung aus den blauen Augen leuchtet. Ist erst zum Regiment gestoßen, hat vorgestern am Gröditzberg die Feuertaufe erhalten. Gesicht wie Milch und Blut, unter dem Näslein den weichen kleinen Flaum. Grad genug, daß man ihn nicht für ein Mädel halten kann.

„Du . . . Marcks . . . der Alte . . . unser Blücher . . ."

Man sieht's, man fühlt's, man hört's: das Herz ist dem Jungen voll. Zum Zerspringen. Er muß sprechen.

„Ja, Knonow . . . was soll's? Sahst Du ihn zum ersten Male — heut —"

„Ja doch! Wie der leibhaftige Kriegsgott schaut er drein. Immer wieder mußt ich ihn ansehen. Erst hab ich's gar nicht so gemerkt. Aber nachher, als er mitten im Stabe hielt, wie er sich stolz reckte, wie seine Augen blitzten! Durchs Feuer, in die Hölle ging ich für ihn! . . . Kennst ihn schon lange?"

Es kam keine Antwort.

Dann erst, nach einer Weile, ein kurzes: „Trab, Kameraden!"

Auf Nieder-Crayn trabten sie zu. Die grünen Fähnchen der Lanzen flatterten leicht im Morgenwinde. Dann und wann hallte vom Thalrand der Wüthenden Neiße ein vereinzelter Schuß herüber. Die Uhlanen und die schwarzen Husaren plänkelten da wohl mit dem Feinde herum. Wie eine ferne, feste, schwarze Wand stand drüben im Regen der Wald auf der Höhe — bis zur **Katzbach** hin.

⌘ ⌘ ⌘

Im kleinen Jauer war's voll zum Brechen. Haus um Haus belegt bis unter die Dachziegeln. Fast das ganze Corps York lag im Städtchen, auch noch ein paar Bataillone Russen von Sacken und Artillerie. Durch die winkligen Straßen klang noch immer der Marschtritt. Wenn der Alte, dann und wann, an ein Fenster seines Quartiers trat, war er nicht grad erbaut. Mordsjämmerlich sahen die armen Kerls aus, schlichen in ihren dürftigen Litewken aus ungekrumpenem Tuch mit krummen Rücken, pudelnaß, zogen müd' die Beine nach. Kein frohes Lied klang auf. Manchmal hätte man zwischendonnern mögen. War das eine Marschordnung! Selbst die Herrn Officiers klapperten wie die begossenen Lämmer neben ihren Kerls einher über das holprige Pflaster. Und die Gesichter hohl und mißmutig. Hohle Gesichter — hohle Mägen. Ja freilich — der brave Kriegsrat Ribbentrop, der sonst immer Rat wußte, hatte vorhin auch die Achseln gezuckt. „Hexen kann ich nicht, Euer Excellenz. Die Wege sind gar zu schlecht, die Proviantkolonnen können nicht heran. Bei dem ewigen Hin- und Hermarschieren —"

„Bei dem ewigen Hin- und Hermarschieren! Zum Geier! Gott straf' mir! Drauf geht's morgen und vorwärts!"

Allerlei gute Nachrichten waren eingetroffen. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg war im Vormarsch von Böhmen auf Dresden; der Kronprinz von Schweden war von Berlin ebenfalls nach Sachsen aufgebrochen. Endlich. —

An dem fichtenen Schreibtisch hatte der Alte gesessen und seiner Frau Amalie geschrieben mit schwerem Gänsekiel: daß es

gut stünde und das Blatt sich wieder gewendet —

„ich bin gesund und sehr vergnügt das ich dem großen man eine naße angedreht habe, er soll wütend seyn, daß er mich nicht zur Schlacht hat bringen können. Ich habe alle seine Projekte glücklich vereitelt, gestern abend ist er umgekehrt ich vollge sogleich und hoffe daß nun Schlesien gerettet ist, Berlin habe ich Sicher gestellt in dehm ich den Kaiser von Frankreich hier her gezogen un 7 Tage uf gehallten, wodurch die große armeh durch Boehmen in Saxen eingedrungen. Beide großen armeeen gehen dem Feind im rücken während ich ihm nun auf dem Fuß nachgehe und angreiffe wo ich ihm finde . . .“

Dann war der gute Bieske gekommen, Blüchers getreuer Leibarzt, um nach dem Rechten zu sehen. Traf es nicht immer so gut, wie heute, der kleine dickliche Herr mit der Stubsnase. Manchmal schnob der Alte ihn an, gar wenn der Doktor ihm den schweren Burgunder carieren wollte; manchmal jammerte er, er hätte ein lebendiges Kamel im Leibe und alle Doktorsch, die das nicht glauben möchten, wären Esels. Heut leuchtete das Greisengesicht: „Doktor, es geht los. Die ollen Knochen werden wieder jung!“

Der Bieske schulte seitwärts, auf den Tisch, wo die Pontakflasche stand. Aber der General lachte ihn aus. „Doktor, der Mensch braucht unseres lieben Herrgotts Gaben. Kommen Sie, wir wollen die Bouteille zusammen auf die Bataille leeren. Bouteille und Bataille — das paßt gut zusammen!“

Da war mit einem Male ein Lärmen im Vorzimmer, wo der Stab noch über den Karten saß. Ein Rücken von Stühlen, ein Scharren von Füßen. Und dann eine tiefe Stille. Bis plötzlich, jäh die Thür aufgestoßen wurde.

General York stand auf der Schwelle. Stockgerade, den Federhut im Arm. Sauertöpfisch das hagere Gesicht, um das weißgelocktes Haar spielte.

„Eure Excellenz permittieren —“

Mit ausgestreckten Händen wollte ihm der Alte entgegen. „York ... alter Kamerad . . .“

Aber in den scharfgeschnittenen Zügen lag wieder einmal Eiseskälte.

„Eure Excellenz permittieren“, hub er noch einmal an. „Ich muß wohl selber kommen, da alle meine schriftlichen Vorstellungen vergeblich sind.“

Dunkelrot färbte sich des Alten Stirn.

Auf eines Athemzugeslänge standen sie sich schweigend gegenüber. Blücher und York, der Grimmbart, der Held von Tauroggen. Maßen sich mit den Augen. Kannten sich nun seit langen Jahren, hatten auf dem Zuge nach Lübeck, anno 1806, wo Blücher nach Jena und Auerstädt preußische Waffenehre rettete, miteinander gefochten. Kannten sich und kannten sich doch nicht recht. Von altpreußischem Schrot und Korn der Eine, allzeit sorgsam wägend, herb und streng gegen Jedermann und gegen sich selber — ganz frischer Draufgänger der Andere, Husarennatur, leutselig, ein Held und ein Kind im Greisenhaar.

„Euer Excellenz wollen mir die Ehre erweisen —“ Blücher deutete auf einen Stuhl.

Der Isegrimm blieb stehen.

„Eure Excellenz muß ich pflichtschuldigst darauf aufmerksam machen, daß das mir von Seiner Majestät anvertraute Korps sich in einem desolaten Zustande befindet. Nicht durch meine Schuld. Seit einer Woche werde ich im Lande hin- und hergezerrt. Die Kerle sind auf den Hund, die Gäule können nicht mehr. Es giebt nichts zu futtern und zu beißen. Die Munition manquirt. Das Adjustement war immer schlecht und ist jetzt ganz herunter. Die Bataillons sind dezimirt, nicht durch Gefechte, nur durch unerhörte, unnütze Strapazen —“

Er sprach sehr laut, mit harter Stimme. Die Thür hatte er nicht hinter sich geschlossen. Im Vorzimmer mußten sie jedes Wort hören, die Officiers, womöglich die Ordonnanzen.

Des Alten Geduld ging zur Neige. Aber er bezwang sich.

„Eure Excellenz belieben meine Operationen als unnütz zu bezeichnen. Als ob Eure Excellenz nicht wüßten, daß zwingende Umstände sie geboten haben.“

„Ich kann keine Notwendigkeit sehen. Ich sehe nur das Elend und die Unordnung. Inkonsequenzen, Unkunde aller praktischen Elemente der Heerführung bei Euer Excellenz Generalstab — den Ruin —“

„Eure Excellenz vergessen sich!"

Unbeweglich blieb des Eisenfressers Gesicht. Hart, durchdringend sein Blick.

„Meine Pflicht verbietet mir, länger zu schweigen . . ."

„Und ich, den Seine Majestät an die Spitze der Armee stellte, verbiete Ihnen, so weiter zu reden. Herr — ich verbiete Ihnen —"

Dick wie die Strähnen waren die Adern auf des Alten Schläfen geschwollen. Er rang nach Athem. Bis er fortfuhr: „Haben Eure Excellenz noch besondere Wünsche?"

York rührte sich nicht. Nur das Kinn zog er noch tiefer in den goldgestickten Generalskragen.

„Mir ist vorhin der Befehl zum Vormarsch geworden. Mein Korps kann nicht marschieren. Es bedarf wenigstens einen Ruhetag für morgen."

„Es wird marschieren. Hölle und Teufel — ich befehle es!" Einen Stuhl hatte Blücher an der Lehne gepackt, mit beiden Fäusten. Stieß ihn hart zu Boden. „Zum letzten Male — ich befehl es!"

„Euer Excellenz —"

„Alle Verantwortung auf Ihren Kopf!"

Ein grimmiges Lächeln spielte um Yorks Lippen. „Ich habe schon schwerere Verantwortung in entscheidender Stunde nicht gescheut, Euer Excellenz."

Der Alte ließ die Stuhllehne frei. Er athmete ein paar Male lang und tief. „Ja, York . . . ich weiß und werd es nie vergessen," rief er. „Aber Sie können Einem warm machen. Ordre parieren muß Jeder von uns."

„Ich hab die Pflicht, Seiner Majestät mein Korps schlagfertig zu erhalten."

„Das wird sich morgen zeigen, ob es schlagen kann. Befehl bleibt Befehl!"

Einen langen Schritt in die Stube hinein that York. Den ersten, einzigen. Der Arm preßte den Federhut noch fester gegen den Leib.

„So melde ich Euer Excellenz, daß ich Seine Majestät heut noch um Enthebung von meinem Kommando bitten werde."

Es war wie ein Schlag. Der Alte verfärbte sich, biß die Zähne aufeinander. Schwieg.

Messerscharf kreuzten sich die Blicke aus den blauen, den grauen Augen. Einmal schüttelte Blücher den Kopf, als wollte er sagen: Das kann nicht sein. Aber über seine Lippen kam kein Laut.

Dann, jäh, richtete er sich stolz auf.

„Eure Excellenz müssen wissen, was Sie zu tun haben. Aber morgen wird marschiert!"

York trat zurück. Er neigte kaum merklich das Haupt. Wandte sich. Hochaufgerichtet schritt er durch das Vorzimmer, durch die Stabsofficiers und Adjutanten. Nicht rechts sah er, nicht links.

Es war auf einen Moment, als wollte Blücher ihm nachstürzen. „York! York, alter Waffengefährte!" rief er, faßte nach der Türklinke. Aber gleich schleuderte er sie ins Schloß. Stand ein paar Sekunden wie gelähmt, warf sich dann auf den nächsten Stuhl und den Kopf in beide Arme. Fast war's, als schluchzte er verhalten. Die breiten Schultern schütterten.

Eine ganze Weile lag er so.

Langsam kam der treue Bieske näher. Das Herz that ihm weh. Wußte ja, wie der Mann da, der Greis, litt in solchen Momenten.

Aber da richtete der Alte sich schon auf. Strich sich ein paar Male mit der umgekehrten Handfläche über die Augen, zog sich die Bouteille Pontak heran. Die Hand zitterte noch, als er eingoß. Trank in einem langen Zug das große Glas leer. Füllte es wieder, leerte es wieder.

Und da war jäh das lustig verschmitzte Husarenlächeln unter dem weißen Schnauzbart.

„Ja — ja, Bieske," sagte er, „wenn der York verdrüßlich ist, ist er ein Deubelsbraten. Aber morgen — passen Sie Achtung, Doktor — wie der morgen anbeißt! Der Isegrimm!"

⌘ ⌘ ⌘

An den Janowitzer Bergen, in einer kleinen Mulde, lag die erste Eskadron der Brandenburger Uhlanen auf Piket. Im tiefen, nassen Stoppelacker, und es goß mit Mollen. Kein Stern stand am Nachthimmel. Nicht fünf Schritt weit sah man. Für die armen Gäule hatte es wieder nichts gegeben, kein Fussel Hafer, kein Fussel Stroh. Leer waren die Fouragesäcke längst, seit drei Tagen schon, und in Janowitz war gestern der letzte Vorrat von den Russen den Bauern aus den Scheuern gezogen worden. Da war Hopfen und Malz ver-

loren. Für die Gäule und für die Kerls. Auch die Herrn Officiers hatten nichts zu knabbern und zu beißen. Hieß wieder einmal, den Leibgurt enger ziehen über dem knurrenden Magen.

Eng zusammengedrängt standen die Pferde, gesattelt und gezäumt, mit tief hängenden Köpfen. Im Dreck lagen die Uhlanen, die Lanze im Arm, dicht daneben. War ja nah am Feinde, jeden Augenblick konnte der Allarm kommen. Im Kalender stand der August, aber den Kerlen schlotterten in der Hundekälte die Glieder — zum Jammern. Manchmal stand einer auf, lief im Kreise herum, um sich zu wärmen, schlug die Arme um den Leib, wieder und wieder, daß es klatschte. Drüben in der Lisiere der kleinen Kuscheln hatten ein paar versucht, sich ein Feuerchen anzuzünden. Doch das nasse Holz wollte nicht brennen; wenn's mal schwach aufflackerte, wurde die Regenhusche stärker, und aus war's. Dann kam ein Fluch herüber oder ein grimmiges Lachen, und dann wurde es wieder still. Nur der Regen patschte, patschte, patschte, und manchmal klirrte es bei den Gäulen.

Etwas zur Seite hatte sich der Jäger Marcks ein Plätzchen gesucht. Sie wußten's schon: er hielt sich immer gern abseits. War der beste Kamerad von der Welt, teilte das letzte Stück Brodt und den letzten Rest aus der Flasche. Aber wunderlich war er, konnte nicht lachen. Mochte es verlernt haben draußen in der Welt. Er sprach ja wenig von seinen Fahrten, kaute überhaupt an jedem Worte, was nicht den Dienst betraf. Höchstens, daß er mal auftaute, so sie vom Franzosenkaiser redeten, vom Empereur. Sie haßten ihn alle, den Korsen, den Landverderber, der Preußen geknechtet, ausgesogen hatte bis aufs Blut. Aber so wie der Marcks haßte ihn keiner. Der spie aus, wenn er den Namen hörte.

In einer Ackerfurche saß er, die Knie hochgezogen, die Hände im Nacken verschlungen, und stierte in die Dunkelheit. Ihn kümmerte der Regen nicht. Die Kälte fühlte er nicht. In ihm brannte eine Glut, die kein Regen und kein Frost löschen konnten. Das ging nun seit Jahren so. So hatte er in der Sierra gesessen, in Eis und Schnee. So im Sonnenbrand am Ufer des Tajo. So auf dem Verdeck des Cajus, im Wintersturm, als er heimwärts fuhr. Heimwärts — heimwärts! Das Kreuz, das ihm Wellington mit eigener Hand angeheftet, nach dem blutigen Ringen bei Salamanca, auf der Brust und drinnen der lodernde Haß und die brennende Scham —

Die Scham! Wie das heut sich wieder aufgebäumt hatte, als er die großen blauen Augen des Alten auf sich gerichtet fühlte —

Sechs Jahre! Nur sechs Jahre, und ist doch wie ein ganzes, langes, langes Menschenleben.

Damals, am 6. November, — nimmer kann man den Tag vergessen! — sah ich die großen blauen Augen zum letzten Male. Da ritt er vorüber, tief gebeugt, krank und elend, und hielt doch, sprach mich an: Schwere Zeit — schwere Zeit, min Jung! Aber den Kopf nicht verloren! Kann noch allens gut werden. Wieviele Kerle hast noch aus dem Lausenest rausgekriegt? „Sechzehn, Euer Excellenz." — „Gut aufgepaßt, min Jung!" — „Zu Befehl, Euer Excellenz!" Ritt weiter, kehrte noch mal um, lächelte aus dem verwetterten Gesicht. „Hast mal Nachrichten vom Fiekchen gehabt?" — „Am Tag vor Auerstädt zum letzten Male, Euer Excellenz!" — „Ja — ja! So ist's im Krieg. Na, laß man gut sein. Das Fiekchen bleibt dir treu, Leopold!"

War am Tag gewesen, nachdem sie uns in Lübeck überfallen hatten. Zogen sechs Wochen schon im Lande herum, immer in der Hetz, immer den Bernadotte im Nacken, die Gäule abgetrieben, die Kerle auf den Hund, halb verhungert, in Lumpen, todmatt, todmatt. Und bissen doch um uns, schlugen drein, Tag um Tag, wehrten uns wacker — stolz, jeder von uns, daß wir nicht wie die von Prenzlau kapituliert hatten. Der und jener kam zu uns gelaufen von den Hohenlohischen — nicht angesehen haben wir sie — ausgespuckt haben wir —

Und dann? Und dann?

Wie war's doch?

Ja, dicht an der Trave, an der großen Straße. In dem kleinen Gehölz —

Die Kerls thaten einem so leid, und die Kreatur that einem leid. Konnten sich nicht mehr aufrecht halten, schlichen wie die Schatten, fielen um wie die Fliegen, die Husaren und die Gäule. Zum Gott-

erbarmen! Und man dacht doch: unsereiner hätt' den Willen, hätt' das verfluchte Pflichtgefühl, wär' stärker als Alle!

„Schmeißt Euch man hin ... da im Wald ... eine Stunde oder zwei ... ich wach'! Ich wach' für Euch!"

Ließen sich's nicht zweimal sagen. Arme Kerle — arme Kerle —

Mein Gott! Mein Gott!

Als ob es gestern gewesen wär' ...

Der Mond schien, und ich dacht' doch, ich wär' ganz munter. Riß die Augen weit auf, ganz weit, wenn die Lider fallen wollten. Sah auf den glitzernden Fluß, sah die lange weiße Straße entlang. Dacht' dran, wie's uns bei Auerstädt gegangen, und an unser Kreuz und Quer bis Strelitz und zur Elbe und bis Lübeck, dacht' an den armen König, dacht' an mein Fiekchen in Pommern ... im Dezember hatten wir Hochzeit machen wollen ...

Und dann, mit einem Male, wacht' ich auf. Da waren sie über mir, die Chasseurs, und ich hatt' den Hieb über dem Schädel, und sie jagten vorbei wie die wilde Jagd, hieben meine Kerls zusammen ...

⌘ ⌘ ⌘

Ueber das nackte nasse Feld kam der junge Meyer von Knonow gekrochen. „Du, Marcks, Kamerad, bist da?"

„Was soll's?"

„Sind zwei noch mal in Jänowitz gewesen, haben ein paar Brodte mitgebracht. Hier — ich bring Dir ein Stück."

Unwillkürlich streckte sich die Hand. Sank gleich wieder. „Dank schön, guter Kerl. Hab keinen Hunger. Nimm nur selber."

„Hast keinen Hunger?"

„Wahrhaftig nicht, Knonow. Ich schwör's Dir."

„Glaub Dir doch nicht."

Gut, daß er das Lächeln nicht sehen konnte, der Knonow. Hätt's freilich nicht begriffen, daß die Erinnerung Hunger und Durst tilgen kann ... auslöschen, wie Wasser das Feuer ...

... gefangen ... fortgeschleppt mit der offenen Wunde ... bis nach Westphalen hinein und dann über den Rhein ... und die Monate in Nemours — und der Hohn: Magdeburg kapituliert und Breslau und Schweidnitz! Weiß der Herr Kamerad das schon: das Königreich Preußen hat aufgehört zu existieren! Vive l'empereur! Aber vielleicht schenkt unser großer Kaiser dem Marquis von Brandenburg ein kleines Fürstentum — aus Gnade! Ja, ja ... weil die Königin so schön sein soll. Der Kaiser liebt die schönen Frauen ...

... und immer, immer das Gefühl der Schande dabei ... daß man mit dem wunden Schädel gegen die Wände rennen möchte. Hätt' ich's doch getan, hätt' ich's doch getan! Warum hängt der Mensch so an dem elenden Leben? Ja ... wenn das Fiekchen nicht gewesen wäre ... da oben, in der fernen Heimat, wo jetzt die Franzosen sich breit machten und die Herrn spielten. Und wenn die Hoffnung nicht gewesen wäre, die lügnerische, trügerische, narrenhafte Hoffnung, doch noch einmal gut machen zu können ...

Friede! Ach, dieser verfluchte, vermaledeite Friede. Da schleppt man sich wie ein Geächteter heimwärts, traut sich in kein ehrliches Preußengesicht zu schauen, möcht' sich am liebsten in ein Mauseloch verkriechen, und doch treibt die brennende Sehnsucht vorwärts. Bis man den schwarzweißen Grenzpfahl umklammert, mit bitteren Tränen ...

... und steht vor dem Regiments-Tribunal, sieht in die alten lieben Gesichter, die so stolz sind und so eisig. Soll Rede stehen und sich verantworten, weiß nichts zu sagen. Nichts! Nichts! Haben schon recht, die Herrens. Der Lumpenkerl, der auf Wache schläft, sollte füsiliert werden. Aber der Lumpenkerl ist wohl keines Schusses ehrlichen Pulvers wert. Seine Majestät haben resolviert: ohne Abschied zu entlassen! Fort mit dem Lumpenkerl, der das schöne Regiment Blücherhusaren geschändet.

Und man steht vor dem Herrn Vater. Eisgrau ist der geworden, vor Scham um den Verlorenen. Hat ein Päckchen Dukaten, schnippst das mit der Fingerspitze über den Tisch: „Nimm und scheer Dich! Deines Vaters Haus hat keinen Raum für Dich!" Und: „Geh der Herr! Ich habe keinen Sohn mehr!"

Und man schleicht zur Braut. Aufschreit sie und breitet die Arme. Und kreuzt sie gleich wieder über der Brust. „Was will der Herr? Ich kenn ihn nicht. Ich hab einem braven Officier mein Jawort gegeben, hab ihm die Treue gehalten ... mit dem Herrn hab ich nichts zu schaffen."

Daß man das überleben konnte! Schmach und Schande! Hinausgestoßen aus dem Vaterland! Geächtet! Verachtet! Daß kein Hund mehr ein Stück Brot von Einem nahm. Man keinem Preußen mehr in die Augen sehen konnte ...

... und lebte doch weiter, um den Tod zu finden.

Aber der Tod, scheint's, mag die nicht, die ihn suchen ...

⁂ ⁂ ⁂

Es strömte vom Himmel.

Wie Schatten standen drüben im Grunde die Gäule, eng aneinander gedrängt, mit hängenden Köpfen.

Der kleine schmächtige Knonow kauerte noch immer dicht nebenan. Das Brodt, das er kaute, mußte harte Rinde haben. Er knabberte hörbar. War sicher verwöhnter Leute Kind. Manchmal konnte er Einem leid tun in den letzten schweren Tagen, der Milchbart. Aber er biß tapfer die Zähne aufeinander, hielt sich stramm, hielt durch.

War solch gutes Kerlchen, der Knonow. Hatte so helle Kinderaugen. War auch noch ein halbes Kind. Sie strömten ja alle zu der Preußenfahne. Die Alten und die Jungen. Mitzutun am großen Werk. Hatten alle die heiße Liebe im Herzen zum Vaterland und den heißen Haß gegen den Unterdrücker. Liebe und Haß ... ja ... die stehen überall in der Welt dicht beieinander. Aber der Haß ist der stärkere Bruder. Das lernte man unten in Spanien ...

„Friert Dich, Knonow?"

War eine dumme Frage. Wie man so fragt.

Lachte auch, der Andere, und man hörte, daß ihm dabei die Zähne klapperten. „I bewahre. Ich lieg' hier wie in Abrahams Schoß."

Steht der Lange auf, wirft seinen Mantel über den Jungen. „Da nimm, Knonow! Ich muß mir die Füße vertreten. Wickle Dich gut ein —"

Geht mit großen Schritten den Hang herunter. Patsch, patsch macht jeder Tritt, und der Dreck kleistert an den zerrissenen Stiefeln. Hundewetter! Stelzt zu den Gäulen, tastet sich den eigenen heraus, den Goldfuchs, den er in Breslau gekauft für die letzten englischen Guineen. Legt den Arm um des Tieres Hals, zärtlich fast. „Du — Du —"

„Sind Sie's, Marcks?" Ist des Premierlieutenants Stimme, des Herrn von Lupinski.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Der Lieutenant liegt auch im Dreck, hat die Decke bis an den Mund gezogen. Aber er wacht. Er wacht!!

„Ihr Fuchs ist ein Prachtgaul, Marcks. Der hält was aus."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Könnten aufsitzen, Marcks. Ist fünf Uhr vorbei. Schlug vorhin vom Jänowitzer Kirchturm. Ich möchte die andern armen Ludersch nicht aufstöbern. Aber lieb wär's mir schon, Sie ritten vor bis zu den Vedetten."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Sitzt schon im Sattel, der Lange. Patsch, patsch macht der Fuchs, schiebt die andern Gäule zur Seite. Will gleich antraben, die Nase vorgestreckt, in die Dunkelheit hinein, in den Regen. Tag wird's heut überhaupt nicht. Das strömt und gießt —

„Schritt!"

Krepelt vorwärts, bergan, auf der knappen Höhe entlang, den glitschigen Hang herunter. Da steht die Vedette hart an der Wüthenden Neiße. So heißt ja wohl das Flüßchen. Mag sonst ein harmloses Wässerchen sein; heut strudelt und sprudelt es, seinem Namen zur Ehre.

Neben der Vedette hielt der Lange, neben den Kameraden. Haben nichts gesehen, nichts gehört. Aber der Lange hat Ohren wie ein Luchs und Augen wie eine Katz, die im Dunkeln sieht.

Drüben, hört er, knarrt und karrt es. Mag noch weit sein, ist doch unverkennbar. Geschütze, Train — irgend etwas. Manchmal auch von weit her ein Ruf, vereinzelt, verhallend. Wie ein Kommandowort oder wie ein Fluch.

Da packt's ihn. Wozu ist denn da unten der Steg über die Neiße?

„Gut Achtung geben, Kameraden!"

Und er reitet weiter in der Dunkelheit, die ganz leise, leicht aufdämmert, in dem strömenden Regen, der gegen ihn anpeitscht wie mit tausend kalten stechenden Nadeln. Hui! Ist schon ein Hundewetter — ein gutes Wetter, ein herrliches Wetter für Einen, der gegen den Feind spähen will.



Musikzimmer der Königin Luise in Paretz

Gemälde von Wilhelm Beckmann

(Aus der Großen Kunstausstellung zu Düsseldorf)

Ist schon das rechte, richtige Wetter für Einen, der zwischenhauen und stechen möchte, den der Haß verzehrt. Weil er die Liebe verloren hat ...

※ ※ ※

Der Alte schüttelte sich, als er am Frühmorgen in den Sattel stieg vor seinem Quartiere. Schüttelte sich, daß die dicken Regentropfen von seinem Mantel sprühten. „Feines Wetterchen, Freund Gneisenau! Hol mich der Henker! Da gehen die ollen Knarren nicht los. Wer weiß, wozu 's gut ist. — Sind Meldungen da, Müffling, mein Sohn?"

„Nichts besonders, Excellenz. General Langeron meldet ..."

„Laßt mich mit dem Schweinekerl in Frieden. Von Sacken? Von York?"

„Nichts besonderes."

Sie ritten. Bei Schlauphof stand der General Hünerbein mit seiner Brigade, den Brandenburgern, dem 12. Reserveregiment und dem schlesischen Landwehrregiment, zum Vormarsch bereit. „Morgen, Kinder!" Klang nicht sehr laut und freudig zurück: das „Morgen, Euer Excellenz." Der Hünerbein mußte natürlich sein Witzchen machen. „Excellenz wollen entschuldigen — mit leerem Magen brüllt sich nicht gut." Hatte da auch der treffliche Schmidt seine Kanonen von der Reserve-Artillerie aufgefahren. „Na, Schmidtlein, auch nichts zu knacken und zu beißen gehabt?" — „Es ging noch an, Excellenz." Die Bombenschmeißer hatten doch immer noch was im Protzkasten.

Ansehn durfte man die Kerle nicht recht. Scheußlich sahen sie aus. Von Propreté keine Spur, die Röcke verschlissen, das Lederzeug ungeputzt, die leinenen Hosen zerrissen, die Stiebeln — ach Du mein lieber Gott! — Die konnte man zählen, wo nicht die Zehen durchguckten. „Na, Gneisenau, Parade können wir nicht machen mit den Grasdeubels."

Die Brigade Horn war im Anmarsch. Auch Jürgaß mit seinen Schwadronen. Aber der York war noch nicht da. Der maulte noch. Na ... er wird schon kommen, wenn's Zeit ist.

Steckten die Köpfe zusammen, der Leberecht Blücher, der Gneisenau, der Müffling, während des Weiterreitens.

Also: wenn nicht alles täuscht, stehen die Messieurs doch jenseits der Katzbach. Finden das Wetter wohl zu unbequem, um aus den Quartieren herauszugehen. Sind vielleicht schon auf dem Rückzug. Anpacken muß man sie, daß sie merken, wie preußische Hiebe thun.

Auf der Höhe von Brechtelshof hielt der Stab. Der Befehl wird ausgefertigt. Langeron soll die Franzen auf dem linken Flügel bei Goldberg festhalten. Hoffentlich thut er's — wenn er's nicht thut, soll ihn der Deubel holen. York und Sacken Direktion auf Liegnitz. Ja — aber erst sollen die Truppen abkochen. Notabene, wenn sie was zu kochen haben, die armen Ludersch.

Na, für einiges hat der Rippentropp doch gesorgt. Viel oder wenig — besser wie nichts. Die Feuerchen lodern auf, mühselig, löschen wieder aus im Regen, werden wieder angezündet. Zeit genug giebt's, erst um zwei Uhr soll's losgehen.

Meister Langeron hatte Einwendungen. Selbstverständlich. Er dürfe sein Corps nicht aufs Spiel setzen. Seine geheimen Instruktionen ... Vor ein Kriegsgericht gehört er mit sammt seinen geheimen Instruktionen.

Aber auch der York stand wieder steif wie eine Ladestock mit hochgezogenen Brauen über den grauen scharfen Augen. Erklärte dem Gneisenau „eher werd' ich meinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen." Wird doch schon — wird doch schon! „York ist bloß immer mal verdrüßlich," meinte der Alte.

Zehn Uhr wird's. Elf Uhr. Der Alte, der Leberecht, hat schon die dritte Pipe angeraucht. Da dröhnt's mit 'nem Male, als die Kirchturmuhr von Brechtelshof grad Mittag geschlagen, von ferne her. Bum — bum! Erst ganz vereinzelt, dann schneller hintereinander. Muß bei Major Hiller von Gärtringen sein. Der kommandierte die Avantgarde, sollte am Morgen seine ostpreußischen Grünen Jungens bis über die Katzbach vorschieben, bis Kroitsch und Wöltsch. Was war denn das?

Blücher schmauchte große Dampfwolken. Ob die nu woll bald Meldung schicken werden?

Dauerte noch eine Weile. Eine ganze Weile voll Ungeduld. Indeß daß das Feuer näher kam und näher. Bullerbüchsen

und Kleingewehr. Scheinen sich da vorne ordentlich in die Haare gepackt zu haben. Ist doch besser, die Kerle hier löschen ihre Feuerchen aus und schnallen das Kochzeug auf.

„An die Gewehre!“

Und da kam, endlich, Meldung. Der lange Jäger auf dem Prachtgoldfuchs. Weiß Knöppchen, wieder der! Gleich erkannte ihn Blücher, erst mit Reiterblick den Gaul, dann den Mann drauf. Den mit den dunklen Augen, mit der blutroten Narbe quer übers Gesicht.

„Der Gegner greift auf der ganzen Linie mit allen Truppengattungen an. Herr Obrist-Lieutenant von Katzeler hat zurückgemußt, Herr Major von Hillern ist im langsamen Zurückgehen. Die Katzbachübergänge mußten schon aufgegeben werden —“

Wie ein Licht steht der Mann. Spricht ganz ruhig, als ob er ein altgedienter Soldat wär. Giebt auf alle Fragen verständige Antwort und Auskunft.

War ganz früh am Morgen auf Patrouille weit vorn, hatte melden können, daß die Franzosen allarmierten. Hatte nicht mehr auf Krayn zurückgekonnt, war bei Wöltsch vor der Katzbach auf unsere Ostpreußen getroffen, grad noch rechtzeitig. Denn die Franzosen drängten mächtig vor. Sechs Regimenter Kavallerie mit reichlicher Artillerie, dahinter ganze Bataillone —

„Gutt, mein Sohn, gutt!“

Der Alte klopfte die Pipe aus. „Also Gneisenau, Freundchen, wir wollten auf die, und nu kommen die uns Visite machen. Ist auch so gut . . . was?“

Gneisenau hat das Strategengesicht. Er sinniert noch einen Moment, sieht auf die Karte. Und Müffling ist auch da, kneift die Augen zusammen. Sie sprechen mit dem Alten, und der nickt. Nickt noch einmal. Und dann stieben die Adjutanten übers Feld, durch die Regenschauer, zu York, zu Sacken: „Seine Excellenz befehlen, so viele Feinde über die Flüsse und auf das Plateau diesseits zu lassen, als man glaube schlagen zu können, sich dann auf sie zu werfen und sie die Abhänge hinabstürzen.“ Kurz und bündig.

Darauf kann die Stabsordonnanz die Reservepipe herausziehen. Ist noch Zeit und schmeckt gut heut, der Kanaster. Wird heut Abend, will's Gott, noch besser schmecken.

Ja, da steht noch der Lange mit den dunklen Augen. Den Augen — den Augen —

„Wo hast Dir die schöne Schmarre geholt, mein Jung?“

Unter dem schwarzen Tschako ziehen sich die dichten Brauen noch enger zusammen. Es würgt sich heraus: „Vor Ratkau, Euer Excellenz —“

Der Alte fährt mit der Hand in den Schnauzbart, wuschelt rechts, wuschelt links. Blitzt auf den Langen, ist fast wie Wetterleuchten. „Vor Ratkau . . .“ Schüttelt den Kopf.

„Wie heißt Er?“

„Marcks, Euer Excellenz.“

Ist fast, als athmete der Leberecht erleichtert auf.

„So — Marcks — Marcks. Werd mir den Namen merken. Hat seine Sache brav gemacht. Gestern und heute. Kannst nun zurückreiten. Der Herr Obrist-Lieutenant soll hart am Feinde bleiben.“

„Zu Befehl, Euer Excellenz.“

⁂

Und sie kamen herüber über die Katzbach und über die Neiße, die Franzosen. Leichtes Spiel heute, dachten sie. Waren ja nur wenige Bataillons und Escadrons, die sie vor sich hatten. Die wichen langsam zurück vor den dichten Kolonnen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie. General Blücher muß wohl weit vom Schuß sein, meinte Macdonald, der Marschall.

Derweilen hatten York und Sacken die Ihren bereitgestellt. Sacken, als er den Befehl erhielt, mit lautem „Hurrah!“ York brummend: „Wo soll ich wissen, wieviel Feind auf dem Plateau ist. Reiten Sie doch hin und zählen Sie. Ich kann bei dem Regen nicht mal meine Finger mehr zählen.“ Aber seine Brummer standen schon auf dem Taubenberg, rechts vor Christinshöhe.

Und jetzt, jetzt ging's los.

Horn und Hünerbein waren vorn mit ihren Regimentern. Die Brandenburger unter Othegreven prallten zuerst auf, kriegten Kartätschen, fällten das Gewehr. Drauf auf das vorderste Quarré! Drauf, drauf, mit Hurrah, Hurrah! Kehrten die

Kolben zu oberst, schlugen drein wie die Wüthenden. Nebenan die Bunzlauer Landwehr machte's nicht anders, nahm drei Kanonen. Und da schoß Jürgaß mit seinen Schwadronen vor, den brüllenden, jubelnden Lithauer Dragonern, den Westpreußen, den schlesischen Landwehrreitern, hieb ein, hieb ein, daß die Funken stoben —

Aber nun merkt's der Feind, mit wem er's zu thun hat, daß kein Kinderspiel wird heute.

Von Krayn und Weinberg und Dohnau zog der Macdonald immer weitere Bataillone, Escadrons herauf. Dicke Kolonnen, dichte Haufen. Jürgaß muß Sammeln blasen, muß zurück. Ein Glück, daß jetzt Sacken mit seinen Russen von rechts her eingriff. Und Leberecht Blücher zieht selber die Plempe. Weiß wohl, der Höchstkommandierende soll's nicht. Aber das Husarenblut wallt zu mächtig. Setzt sich vor die vorderste Schwadron. „Druff, Kindersch — Fanfaro!“ Und York beißt jetzt. Wie er beißt, der Isegrimm! Schmeißt mit seinem zweiten Treffen die Franzosen herunter in die Neiße, läßt mit Kartätschen vom Talrand in die Hohlwege feuern, wo Geschütze und Train schon wild und wüst verfahren sind. Ersaufen sollen die verfluchten Franzosen. In der Neiße, in der Katzbach. Hoch genug gehen die heute — der Regen war mit uns!

Wenn nur der Langeron . . .

Jagt Müffling über das Feld, was der mausegraue Wallach hergiebt. Mausegrau wie des Reiters Mantel; keine Katze erkennt sie in Nacht oder Regenschauern. Herr Du mein Himmel, was fällt dem Russen ein?! Zieht schon seine Vortruppen zurück, seine Geschütze fahren ab . . .

„Nous avons pris vingt canons, le général Sacken est un brave général, monsieur le comte! Wir haben einen großen Sieg errungen, und Sie wollen zurück? Excellenz Blücher hat bereits die Brigade Steinmetz dem Feinde, der Ihnen gegenüber steht, in die linke Flanke geschickt —“

Es hilft doch. Selbst bei dem Comte Langeron. Der schämt sich trotz seiner ‚geheimen Instruktionen‘. Läßt Front machen, avancieren mit Ramtam — Ramtam, schmeißt den Feind aus der verlorenen Position. Bin ich nicht auch ein brave général? In Gottes Namen, meint Leberecht Blücher, als er's hört. Ein Sacken ist er freilich nicht. Ein York nu erst gar nicht. Hat der heut nicht angebissen?! Der Isegrimm! Hält auf seinem hochbeinigen Rappen, im dunkelnden Abend, faltet die Hände über dem Sattelknauf. Unten, drüben ist der Kampf im Erliegen. Es dröhnt noch herauf: Kleingewehr und Geschrei. Es blitzt aus den Nachtschatten. Französische helle Clairons dazwischen, preußische Trommeln. Seltsam dumpf klingen die, quitschnaß ist das Kalbfell.

Kommt der Gneisenau angeritten auf todmüdem Gaul. „Ich gratuliere, Euer Excellenz.“

Da ist mit 'nem Male das listige Husarenlächeln da. „Ja, Gneisenau, die Bataille haben wir gewonnen. Das kann uns nur ein Hundsfott abstreiten. Aberst nu soll mich man verlangen, wie wir's den Leuten klar machen, daß wir Beiden das allens so verdeubelt klug angestellt haben?!“ Und aus dem Husarenlächeln wird ein lautes frohes Lachen. Bis der Alte plötzlich still ist. Ganz still. Hinaus späht er in die Nacht, in den triefenden Regen; hinüber zu der dunklen Wand von Fichten jenseits des Flusses. Bis er endlich sagt: „Gesiegt haben wir, Gneisenau. Das ist der erste Sieg auf teutschem Boden gegen den Napoleon. Aber der Sieg allein thut's nicht. Die Messieurs müssen erst noch erfahren, daß sie auf der Flucht nicht unbeschadet aus diesen meinen Händen kommen . . .“

⌘ ⌘ ⌘

Stippevoll war's am Abend auf dem Gutshof von Brechelshof: Ställe und Scheunen und Herrenhaus. Das ganze Hauptquartier war hineingestopft, Officiers und Stabswache, Schreiberseelen, Diener, Ordonnancen, Pferd und Wagen. Dazu Blessierte von allen Truppenteilen. Bis unter's Dach lagen die, und die Ärzte waren bei ihrer blutigen Arbeit. Daß Gott erbarm!

Nicht träumen hatte sich der Herr von Richthofen lassen, daß er je und wie sein Haus und Hof solchen Besuch bekommen könnten. Lief treppauf, treppab, vom Schloß in die Ställe, von den Ställen in die Scheunen, hatte schier den Kopf verloren, und im Preußenherzen doch den

großen, großen Jubel: sie haben die Franzosen ordentlich verkeilt. Schnauzte hier einen Knecht an, der Maulaffen feil hielt, anstatt die Arme zu rühren; befahl dem Inspektor, sich den letzten versteckten Hafer von der knickrigen Seele zu reißen; raste in die Küche, sah ein Momentchen auf die große Pfanne, in der die dicke Mamsell die Hühner, denen sie erst vor einer Viertelstunde die Hälse abgedreht hatte, priezeln ließ: „Mamsellken, Mamsellken, das beste muß der General kriegen!" Guckte in die Vorrathskammer, wo die Gnädige ob des Ansturms ganz verzweifelt auf dem kleinen Schemelchen saß: „Ludovika, mach' den Leinenschrank auf. Sperrangelweit auf! Die Doktorsch brauchen Verbandzeug. Dein schönstes ist grad gut genug!" Und trippelte und trappelte wieder ins Erdgeschoß. Wenigstens durch den Thürspalt wollt' er doch mal in seine Stube sehen, der der Feldherr, der Sieger, der Blücher die Ehre erwies.

Der lag langausgestreckt auf dem alten Sopha, noch in der pudelnassen Uniform. Nur die Stiebeln hatte er sich herunterziehen lassen und seine, Richthofens, Babuschen an den Füßen. Und seine, Richthofens, lange Pfeife zwischen den Zähnen. Aber den eigenen Kanaster rauchte er, sintemalen der Tobakskasten des Hausherrn bis auf den Grund geleert gewesen.

Rauchte und schmauchte und lachte und hörte die Meldungen an, die nun so allmählich von allen Theilen des Schlachtfeldes kamen. Lauter gute Meldungen: der Feind überall im fluchtartigen Rückzug, Gefangene gemacht, Kanonen erobert, Munitionswagen, Feldschmieden.

Dicht neben dem Sopha saß Müffling an dem kleinen Nachttisch bei zwei flackernden Talglichtern und setzte den Bericht für des Königs Majestät auf. Aber bald schrie ihm der Alte dazwischen: „Erst den Befehl für morgen. Gneisenau soll kommen." Und als der da war, ging's los. York muß noch heut Nacht, Glocke zwei, eine Brigade über die Katzbach gehen lassen. Wird wieder schön schimpfen, der Verdrüßliche, aber das helpt ihm nix. Die ganze Kavallerie mit Artillerie soll gleich folgen. Rücksichtslos muß alles auf den Feind stürzen. Langerons Avantgarde rückt sofort über Goldberg vor. Sackens Reiter gehen gleich über die Katzbach, gewinnen die Straße auf Haynau. Alles Uebrige hält sich in Bereitschaft, dem Feinde morgen, sobald abgekocht ist, nachzurücken! Vorwärts und drauf!

Und dann, als das ins Gleiche gebracht war, gab sich der Alte einen Ruck, setzte sich auf: „Nu lassen Sie mir mal ran, Müffling!" Tunkte den Gänsekiel dreimal ins Tintenfaß, spritzte ihn dreimal aus und schrieb seine Kriekelkrakel an Frau Amalie:

„heut wahr der tag, den ich so sehnlich gewünscht habe, wir haben den Feind völlig geschlagen, ville Canonen erobert und gesangene gemagt, morgen gedenke ich noch ville gefangene zu machen, da ich den Feind mit meiner gantzen Cavallerie vervollge, es war den gantzen tag ein Regen so daß ich nicht einen trockenen Bissen behillte, gesund bin ich auch meine Umgebung. Gott mit Dich. In Eile, und mühde und matt."

⌘ ⌘ ⌘

Mochte freilich müde und matt sein, der herrliche Greis. Aber da waren die Blessierten im Hause, nach denen mußte er doch sehen. Das war nun mal nicht anders. Sollte Keiner sagen: hab mit Schmerzen unter einem Dach mit dem Alten gelegen, und er hat sich nicht um mich gekümmert.

Gleich in dem großen Saal linker Hand, wo die Richthofens sonst wohl, in besseren Tagen, fröhlich getafelt und bei Hochzeiten und Kindtaufen das Tanzbein geschwungen hatten, lagen die Schmerzensreichen in zwei langen Reihen auf Matratzen und Strohsäcken. Nun schon verbunden, so gut es möglich. Hieb- und Stichwunden meist, die Gewehre waren ja oft gar nicht los gegangen im Regen. Viele ganz munter und guter Dinge, mit leuchtenden, siegesfrohen Augen. Der Alte hatte seine Freude dran, nickte dem zu, reichte dem anderen die Hand. „Kindersch, jetzt schmeißen wir den Napoleum bald ganz aus Teutschland heraus. Werd' man schnell heil, daß Ihr wieder mittun könn't!"

Aber dann kam ein kleines Zimmer, und da lagen ein paar ganz schwer Verwundete. Die Aerzte hantierten noch an ihnen herum beim Schein von zwei düsteren Stallaternen. Auch der Bieske that mit. Hatte den Rock ausgezogen und die Hemdsärmel aufgestreift. Blutig waren seine Hände.

Und da stand der kleine Stutterheim, der Major von den Brandenburger Uhlanen. Stand ganz in einer Ecke, neben einem Bettgestell. „Was machen Sie denn hier, Stutterheimken?" — „Eure Excellenz, ich wollte mal nach dem da sehen . . ."

Nach dem da?

Da hat' ihn der Alte auch schon erkannt: den langen, freiwilligen Jäger.

Die Augen, die traurigen, dunklen Augen waren freilich geschlossen. Die ganze Stirn deckte ein schwerer Verband. Und den Rock und das Hemd hatten sie ihm vom Leibe gerissen in blutigen Fetzen. Über dem Herzen lag nasses Leinen. Aber das Blut stand nicht. Es sickerte und sikkerte.

„Bieske, Doktor, wie ist's mit dem Mann?" Sacht und leise fragte er.

„Schlecht, Excellenz. Die Schädelwunde wär nicht so schlimm. Aber der Schuß da ist verdammt nah bei der Herzarterie..."

Ganz still stand der Blücher. Fragte endlich wieder, sacht und leise: „Stutterheimken, wissen Sie was weiteres von dem Manne?"

„Er hat sich als Leopold Marcks einschreiben lassen, Excellenz. In Kuhlau, als das Detachement formiert wurde. Aber..."

„Na — aber?"

„Ich hab manchmal meine Zweifel gehabt, Excellenz. Er hatte alle Allüren eines Langgedienten. Hat auch unter Wellington in Spanien gefochten . . ."

Wieder war der Leberecht ein paar Augenblicke still, sah nur auf den Blessierten.

„War ein tüchtiger Soldat, Stutterheimken?"

„Meiner besten Einer, Excellenz. Der kühnste Reiter jedenfalls. Etwas verschlossen, aber die Uhlanen hingen an ihm. Er hat sich schon am Gröditzberg ausgezeichnet, machte heut gegen Morgen einen ganz verwegenen Patrouillenritt, eigentlich ohne Befehl, brachte die erste Meldung über den Aufbruch des Feindes —"

„Weiß ich. Weiß ich. Nur weiter — wie kam's denn — das?"

„Euer Excellenz, als der Herr Obrist von Jürgaß zurückmußte, es mag abends gegen sechs Uhr gewesen sein, ließ Herr Obrist-Lieutenant von Katzeler gleich zur Attaque blasen. Wir kamen grad zurecht, wir, und die Russen, die Achtyrschen Husaren, dicht neben uns. Vor uns war ein kleiner Graben, drüben standen die Franzosen, Chasseurs und Lanciers, wenn ich recht gesehen hab. Wie wir über den Graben setzten, chargirten die Chasseurs auf uns. Aber wir saßen ihnen auch schon mit unseren Lanzen im Leibe. Kehrt machten sie. Nur die eine Eskadron nahm uns an. Der Chef hatte sich hoch im Sattel aufgerichtet, war ein Riesenkerl, brüllte uns auf Deutsch entgegen: „Nu komm nur Einer her!" Und da war schon der Marcks über ihn, hatte ja den besten Gaul, einen herrlichen Goldfuchs —"

„Kenne ihn, Stutterheimken, kenne ihn."

„Jawohl, Euer Excellenz. Wer den Gaul mal gesehen hat, vergißt ihn nicht. Also der Marcks ist über ihn her, kriegt einen über den Schädel, stieß dafür dem Franzosen eine runter, daß er gleich aus dem Sattel fliegt. Und jagt weiter — ich sah das ganz deutlich — hinter den Chasseurs her, die schon pleinchasse auf der Flucht waren. Dreht sich Einer um, knallt noch mal los, aufs Geratewohl — und die verlorene Kugel trifft mir den Mann in die Brust. Immer die besten, Euer Excellenz, immer die besten . . ."

Ganz still steht der Alte. Wischt sich nur einmal mit dem Handrücken über den Schnauzbart, rechts und links, und wohl auch über die Augen. So nebenbei.

„Euer Excellenz, wenn der davonkommt, den möcht ich gehorsamst an erster Stelle zum Kreuz eingeben —"

Blücher nickt. Und ruft dann jäh: „Bieske, Doktor, kommen Sie doch mal her!" Denn der Blessierte regte sich plötzlich, wälzt sich, stöhnt auf, schlägt mit der Rechten seitwärts —

Und wie der Stabschirurg ihm sacht den Kopf hochhebt, öffnen sich die Augen. Groß und klar —

Kommt ein Gehülfe angelaufen, mit der Laterne in der Hand und mit einem Fläschchen Narcoticum in der andern. Aber Bieske schüttelte den Kopf. Hat an der Halsschlagader den Puls gefühlt, raunt ganz leise: „Es geht zu Ende, Excellenz."

Da beugt sich der Leberecht Blücher tief, ganz tief über den Blessierten, fragt: „Kennst Du mich, Leopold von Klockow, mein lieber Sohn?"

Nur ein leises, leises Aufleuchten ist in dem Gesicht. Und der General streichelt ganz sanft, ganz sanft die Wange, über die die blutrote Schmarre geht.

„Hast allens gut gemacht, Leopold Klockow. Hast gesühnt. Unser Herrgott da oben vergiebt dem größten Sünder, der rechte Reue hat. Unser gnädiger König vergiebt Dir auch . . . ich sag's in seinem Namen." Beugt sich noch tiefer, dicht an das Ohr. „Wenn ich nach unserm lieben Pommerland komme, fahr ich in Daberkow 'ran, Leopold Klockow, und erzähl's dem alten Herrn, wie brav sein Junge gewesen. Und verzähl's auch dem Fiekchen . . . mein Wort drauf . . ."

Streichelt noch einmal sacht, ganz sacht über die Wange mit der blutroten Narbe.

„Nu schlaf wohl, mein Sohn . . ."

Stand noch tief gebeugt, sah, wie das Leuchten in den großen Augen stärker wurde und stärker, wie die wunde Brust sich hob und die stummen Lippen sich öffneten, als ob sie sprechen wollten. Bis dann jäh ein Blutstrom herausschoß, die Lider sich senkten, der Körper noch einmal aufzuckte —

„Kommen Sie, Stutterheimken!" sagte der Alte und fuhrwerkte wieder mit dem Handrücken über den Schnauzbart, rechts und links, und über die Augen. „Der hat nun die ewige Ruhe und den ewigen Frieden. Sorgen Sie mir, daß er ein ordentliches Grab kriegt, Stutterheim. Können auf das Kreuz schreiben lassen: Leopold von Klockow, weiland Leutnant bei den Blücher-Husaren, starb wie ein Held als freiwilliger Jäger in der Schlacht an der Katzbach. Denn so soll die Bataille von heute heißen, Stutterheimken. — Ich erzähl' Ihnen schon mal, wie das allens zusammenhängt . . ."

⌘ ⌘ ⌘

Nachts, Glocker zwei, setzte der Isegrimm York, wetternd und fluchend über die Strategen im Blücherschen Hauptquartier, die gar keine Ahnung hatten, daß der Soldat auch schlafen und essen und trinken muß, — nachts Glocker zwei also setzte der York, wie's befohlen war, über die Katzbach. Und Sacken that's, und zögernd auch der Russe auf dem linken Flügel, Monsieur Langeron. Der Blücher ließ ihnen ja doch keine Ruhe. Griffen an, wo der Gegner sich setzte, hieben drein, jagten ihn auf und wieder auf, Tag um Tag und Nacht um Nacht. Also daß schon am 29. Gneisenau verzeichnen konnte: „80 Kanonen, 12000 Gefangene sind die Trophäen, die wir bis heute dem Feinde entrissen haben. Die Wirkungen des Schreckens sind auf den Wegen von der Katzbach bis zum Bober allenthalben sichtbar. Ich hoffe, daß wir die Armee Macdonalds gänzlich aufreiben werden . . . Es lebe der König! Sein Thron ist nun gegründet, und wir werden unseren Kindern die Unabhängigkeit hinterlassen. Jetzt gehe ich gerne schlafen."

⌘ ⌘ ⌘

Im prunkvollen Königsschloß zu Dresden aber saß am selben Tage der Schlachtengewaltige: Napoleon. Die Kriegskarten hatte er vor sich ausgebreitet, mit bunten Fähnchen die Stellungen von Freund und Feind markiert. Es mußte alles gut gehen. Die Alliierten sollten schon sehen, was es hieß, gegen ihn das Spiel zu wagen. Die Verblendeten! Mit dem Blücher mochte Macdonald in Schlesien abrechnen — war ja in voller Retirade, der tolle Husar. Die Hauptarmee hatte er selber erst vor drei Tagen mit blutenden Köpfen heimgeschickt, jetzt verfolgte sie Vandamme nach Böhmen hinein. Ist noch da oben der Monsieur Bernadotte, der Ungetreue, Kronprinz von Schweden und ewiger Piaffeur: dem wird man nächstens eins aufs Haupt geben müssen und Berlin besetzen . . .

. . . ein paar Wochen noch, und sie werden zu Kreuze kriechen. Dann soll es Preußen büßen — und der teure Herr Schwiegerpapa in Wien dazu . . .

Leise klopft es an der Thür, vor der Rustan, der Mameluck, Wacht hält, wie ein treuer Hund. „Entrez!"

Der Offizier vom Dienst.

„Meldung vom Marschall Macdonald —"

Mit ungeduldiger Hand reißt der Empereur das Couvert auf. Ein einziges Blatt flattert heraus. Eine einzige Zeile: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus."

Schwer fällt des Kaisers Faust auf die Platte des Schreibtisches.

Dann winkt er dem Adjutanten zum Gehen. Und er beugt sich tief über die Kriegskarten, im düsteren Brüten neuen Schlägen nachsinnend . . .

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Hansi Nieses Werdegang

Von ihr selbst erzählt

Ich genier' mich beinahe, meine Biographie zu erzählen, so einfach ist sie. Andere können mit romantischen Episoden, aufregenden Zwischenfällen, mit spannenden Verwicklungen aufwarten. Bei mir gibt's das alles nicht. Es ist immer ziemlich glatt und leicht gegangen. Ohne besondere Schwierigkeiten bin ich zum Theater gekommen und kolossal jung, obwohl ich aus einer solid bürgerlichen Familie war. Mein Vater war ein gebürtiger Reichsdeutscher, aus Naumburg an der Saale, daher auch mein unwienerischer Zuname. Als junger Mann ist mein Vater nach Wien gekommen und hat hier geheiratet. Wir alle waren urwienerisch: die Mutter und die sieben Kinder, nur mein Vater hat immer mit sächsischem Akzent gesprochen, was natürlich sehr komisch war. Und als kleiner Fratz von fünf, sechs Jahren hab' ich schon meinem Vater nachgemacht, das wird wohl der erste Anfang von meiner Schauspielerei gewesen sein.

Überhaupt bin ich ein sehr lustiges Kind voller komischer, übermütiger Einfälle gewesen. Auch im Deklamieren von Gedichten bei der Schlußfeier in der Schule habe ich mich immer ausgezeichnet. Das Bedürfnis, zu spielen, die Leute zum Lachen zu bringen, mich zu produzieren, war schon da, ehe ich es noch recht wußte und verstand. Und auf einmal bin ich, als Kind von elf Jahren, auf einer Bühne gestanden und hab' Theater gespielt. Das ist ganz zufällig gekommen. Wir haben damals in Speising gewohnt, einer kleinen Sommerfrische in der Nähe von Wien. Dort ist im Wirtshaus die Gesellschaft Lejeune aufgetreten, eine gute wandernde Truppe; für Salonstücke haben sie sich immer die Möbel bei meinen Eltern ausgeliehen, und ich bin gewöhnlich hingeschickt worden, um aufzupassen, daß nichts wegkommt. Auf die Art bin ich mit den Schauspielern und dem Theater näher bekannt geworden. Als nun „Hasemanns Töchter“ gegeben werden sollten, ist die Darstellerin der Franziska, der jüngsten von den Töchtern, plötzlich krank geworden. Ein Ersatz war nicht aufzutreiben, und der Direktor war verzweifelt, denn der Vorverkauf zur Vorstellung war sehr



Hansi Niese
Neueste Aufnahme aus dem Atelier L. Gutmann in Wien

gut. Schließlich hat er mich gefragt, ob ich mich trauen würde, die Backfischrolle zu übernehmen, und ich war sofort mit Freuden bereit, denn ich hab' ja auf die Gelegenheit, Theater zu spielen, nur gewartet. Meine Eltern gaben ihre Erlaubnis, denn sie haben die Sache nur als Jux betrachtet und nicht geahnt, wie ernst mir's war. Dann mußte die Bewilligung des Ortsschulrates eingeholt werden, denn ich stand ja noch in schulpflichtigem Alter. Die Rolle habe ich über Nacht gelernt, und über Nacht ist auch meine Garderobe fertig gemacht worden: eine rosa Bluse mit schwarzen Sammetbandeln, und so weit ich mich erinner', hat sie schrecklich ausgesehen. Nach einer einzigen Probe bin ich darauf abends aufgetreten. Wie ich damals gespielt hab', das weiß ich natürlich nicht, aber ich weiß, daß ich fabelhaft sicher und ruhig war, ohne eine Spur von Aufregung und Lampenfieber, als ob ich schon seit Jahren beim Theater gewesen wär'.



Die elfjährige Hansi Niese (im gestreiften Kleid) mit ihren jüngeren Geschwistern

Das war im Jahre 1886, und ich war damals, wie gesagt, erst elf Jahre alt. In den nächsten Wochen bin ich dann noch zweimal aufgetreten: im „Verwunschenen Prinzen" und im „Ungeschliffenen Diamanten". In dem einen Stück hab' ich sogar eine Frau gespielt, in einem Schleppkleid meiner Mutter. Dann mußte ich das Theaterspielen für drei Jahre sein lassen und wieder in die Schule gehen. Aber mit vierzehn Jahren habe ich keine Ruhe gegeben, bis ich in das jetzt nicht mehr bestehende Rudolfsheimer Theater gehen durfte. Vormittags war ich in der Schule, nachmittags auf der Probe und abends bin ich aufgetreten. Wie ich endlich mit der Schule fertig war, hab' ich meinen Eltern sofort erklärt, beim Theater bleiben zu wollen. Mein Vater war anfangs sehr dagegen, aber meine Mutter war dafür. Sie hat für meine Ausstattung gesorgt und sich an einen Agenten gewendet, der mir mein erstes Engagement verschafft hat, nach Znaim, und natürlich hat mich die Mutter hin begleitet. Dort bin ich in allem möglichen aufgetreten, in Lustspielen, in Operetten, auch in „Don Carlos", weil nämlich die Darstellerin der Elisabeth sich wegen einer Liebesintrige krank gemeldet hatte. Wieder hab' ich über Nacht die Rolle gelernt, und wieder hat mir meine Mutter über Nacht aus Pappendeckel und einem alten Ballkleid das Kostüm der Elisabeth gemacht. Mein Spiel wird wahrscheinlich auch nicht viel besser ausgeschaut haben. Aber sonst hab' ich sehr gut gefallen, und man hat von mir gesagt: ein talentvolles Mädel. Doch in dem Alter haben so viele Talent, das leider meist mit der ersten Jugend wieder verschwindet.

Meine Znaimer Tätigkeit hat nicht lange gedauert, denn nach drei Monaten ging der Direktor in Konkurs und wir haben nicht einmal die letzte Gage bekommen. Ich bin also mit meiner Mutter wieder nach Wien zurückgekehrt, zum Vater, der mit dieser Wendung sehr zufrieden

war und geglaubt hat, daß ich jetzt vom Theater geheilt sein werde. Aber zwei Tage später bin ich schon wieder zum Agenten gegangen und habe durch ihn ein Engagement nach Abazzia für den Winter und nach Gmunden für den Sommer erhalten. Und in Gmunden, unter Direktor Cavar, dort hat's angefangen. Da ist man auf mich aufmerksam geworden, und jemand hat gesagt: Paßt's auf, aus dem Mädel wird was.

Im darauffolgenden Winter war ich in Czernowitz und hier, unter Direktor Ranzenhofer, habe ich am meisten gelernt. Gerade weil ich als richtiges „Mädel für alles" verwendet worden bin. Als Naive, als Soubrette, im Chor, als komische Alte und auch in hochdramatischen Stücken wie in „Eva" von Richard Voß, und ich erinnere mich noch, was für eine schreckliche Angst ich vor dem Schießen im letzten Akt gehabt habe. Daß ich in Czernowitz so stark beschäftigt worden bin, war mein Glück. Denn ich hatte ja keine Theaterschule besucht oder sonst irgendeinen dramatischen Unterricht gehabt, und nur durch die täglichen Proben, das tägliche Spielen habe ich alles gelernt, was man auf der Bühne braucht. Überhaupt war der früh verstorbene Ranzenhofer ein sehr tüchtiger Direktor und Regisseur, dem ich viel zu danken habe.

Nach Wien und ans Raimundtheater bin ich das Jahr darauf, als Siebzehnjährige, gekommen, und zwar durch Ferdinand Bonn. Er hatte in Czernowitz gastiert und dann dem Wiener Theateragenten Täncer gesagt, er möge nach Czernowitz fahren, dort sei ein Talent, das nach Wien gehöre. Täncer kam hin und verschaffte mir sogleich das Engagement ans Raimundtheater, mit einer Gage von achtzig Gulden, was für die damalige Zeit und für mein Alter nicht einmal gar so wenig war. Am Raimundtheater bin ich bis 1904 gewesen, volle zwölf Jahre. Zu allem Anfang hab' ich freilich das „Gartengschirrl" abgeben müssen. Niemand hat sich um mich gekümmert, ich hab' spielen müssen, was die anderen übriggelassen haben, und zwar immer die Naiven, und gerade zu dem Fach hab' ich am allerwenigsten gepaßt, mit meiner „kleinpunkerten" vollen Figur und meinem tiefen „Schusterbaß". Mit der Stimme habe ich überhaupt das Gefrett' gehabt, denn ich hab' spät mutiert und habe auch nachher immer nur tief oder hoch sprechen können, die Mittellage fehlt. Heute verstehe ich diesen Bruch



Hansi Niese, neunzehnjährig

in meiner Stimme schon auszunützen, aber damals hat er mir viel Schwierigkeiten gemacht. Für eine Naive hab' ich zu tief gesprochen, für eine Soubrette hab' ich zu wenig Stimme gehabt. Niemand hat mit mir etwas anzufangen gewußt, auch die Kritik nicht. Ich erinnere mich an eine besonders böse Kritik des verstorbenen Ferdinand Groß, in der es hieß: „Die junge Dame hat ein Organ wie ein Wachtmeister. Wenn sie sang, wünschte man, sie möchte lieber sprechen, und wenn sie gesprochen hat, wünschte man, sie möchte lieber singen ..." An dem Morgen, an dem diese Kritik erschienen ist, ist mein Vater in mein Zimmer gekommen, hat die Zeitung auf mein Bett gelegt und mich dann gefragt: „Na?" Er hat nämlich noch immer darauf gewartet, daß ich vom Theater enttäuscht sein und davon genug haben werde. Er hatte sogar für diesen Fall schon vorgesorgt und mich in einem Handschuhgeschäft eingekauft. Aber so verreißen hätt' mich kein Kritiker können, daß ich mich entschlossen hätt', Handschuhe zu verkaufen.

Hansi Niese als Försterchristl

Der damalige Direktor des Raimundtheaters, Müller-Guttenbrunn, hat von mir nicht viel gehalten, und bei seinen hochfliegenden Plänen hatte er für mich auch nicht viel Verwendung. Um so eifriger und herzlicher nahm sich der Oberregisseur Langkammer meiner an. Auf seine Veranlassung und Verantwortung habe ich die Anna Birkmeyer im „Pfarrer von Kirchfeld" studiert. Vor der Vorstellung hat er zu mir gesagt: „Mädel, wann du mir eine Schand' machst, fliegen wir alle zwei." Und ich hab' ihm keine Schand' gemacht. Der Abend brachte mir meinen ersten großen Erfolg. Man interessierte sich für mich, man begann, meinen Namen zu behalten. Die Leute waren an dem Abend ganz erstaunt: Wer ist das? Wo war die früher engagiert? Denn bisher hatte man mich überhaupt nicht bemerkt. Aber jetzt kamen nacheinander die guten Rollen. In den „Überzähligen" von Margarete Langkammer spielte ich ein Mädel, das ins Kloster geht, dann das „Katherl" von Burckhard und vor allem Anzengruber. Es war aber auch ein glänzendes Ensemble beisammen, und österreichische Volksstücke sind nirgends wieder so gut gespielt worden, wie damals im Raimundtheater.

Auch Direktor Gettke hat von mir sehr viel gehalten. Auf einer Probe sagte er zu einem Autor, der mir etwas erklären wollte: „Lassen Se man, die weiß genau, was sie will." Unter ihm kreierte ich meine besten Rollen in „Fegefeuer" und „Welt ohne Männer" von Alexander Engel, in „Bruder Martin" von Costa, im „Gummiradler" und in der „Spottvogelwirtin" von

Rudolf Österreicher und in sehr vielen Werken von Raimund und Nestroy.

Im Jahre 1898 habe ich Josef Jarno geheiratet, den ich in Berlin kennen lernte, als ich zum ersten Male dort gastierte. Ich bin dann abwechselnd im Raimundtheater und auf den Bühnen meines Mannes aufgetreten. Das Verbot von „Rose Bernd“ im Burgtheater und die Aufführung des Stückes im Deutschen Volkstheater gaben mir Gelegenheit, dort diese Rolle zu spielen. Es war mir immer eine große Genugtuung, in literarisch wertvollen Stücken zu zeigen, daß ich mehr könne, als lustigen Unsinn treiben. Ich habe im „Vermächtnis“ und im „Anatol“ von Artur Schnitzler gespielt, in dem Einakterzyklus „Der Kampf um den Mann“ von Klara Viebig, und eine Aufführung der „Liebelei“, in der ich zusammen mit Sonnenthal spielte, gehört zu meinen schönsten Erinnerungen.

In den letzten Jahren habe ich fast ausschließlich auf den Bühnen meines Mannes gespielt, mit dem ich aber nur in drei Stücken zusammen aufgetreten bin: in der von ihm verfaßten Komödie „Arche Noah“, in „Baron Liederlich“ von Schrottenbach und erst vor kurzem in Molnars Vorstadtlegende „Lilian“. Man hat mir gesagt, daß das Dienstmädchen Julie meine beste und echteste Leistung ist, und sie gehört wirklich auch zu meinen liebsten Rollen. Die Rücksichten auf das Repertoire und die Eigentümlichkeiten des Wiener Theaterbetriebes haben es dann aber verlangt, daß ich mehr und mehr in Operetten aufgetreten bin, von denen einige, wie die „Försterchristl“ und „Das Musikantenmädel“ auch mir persönlich sehr große Erfolge brachten. Ein Vergnügen hat es mir natürlich nie gemacht, ein halbes Jahr lang dieselbe Rolle zu spielen. Mein Ehrgeiz verlangt ganz woanders hin. Ohne mich zu überheben, weiß ich genau, daß ich noch nicht am Ende meiner Entwicklung stehe, daß ich noch Größeres leisten kann. Ich würde mich trauen, die Frau Fluth oder die Widerspenstige zu spielen. Aber dazu ist in Wien keine Gelegenheit. Später, wenn ich alt bin, möchte ich solche innigen Mutterrollen spielen, wie sie die unvergeßliche Hartmann im Burgtheater gegeben hat. Gerade dieser Übergang ins ältere Fach, an den andere so ungern denken, gehört zu meinen liebsten Träumen.



Hansi Niese im „Musikantenmädel“




Tristan und Isolde

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Der Stoff des berühmten Liebesromans ist ursprünglich zusammengewachsen aus Erzählungen des frühmittelalterlichen Keltentums in England, Schottland und der Bretagne. Aber auch Novellenstoffe der sogenannten „Mythologie" der Griechen und Römer sind darin verarbeitet. Denn ob auch die geisteshelle Antike unterging, übrig blieb der fahrende Vortragskünstler oder Spielmann, und seiner froh war die unersättliche Aufnahmekraft der germanischen und keltischen Völker für wandernde Mär. Die Fahrt der blonden Isolde zu dem sterbenden Tristan entstammt auf mancherlei Umwegen der antiken Erzählung von Paris und Önone, und aus der Theseussage des ägäischen Meeres ist das Motiv mit dem weißen und schwarzen Segel bis über den Kanal gelangt, dessen Welle an die Felsenküste der Bretonen und der Kornwaliser spült.

Im XII. Jahrhundert hat dann der Stoff ungefähr schon seine uns bekannte Form. Kaum erkennt man die Zusammensetzung noch, und jeder neue Erzähler hilft verbessern, rundet den Hergang, verstärkt die Verbindungen und schleift die Übergänge weg. Die Märe erscheint nun leidlich als e i n e, obwohl sie die Herzensschicksale zweier Generationen in sich schließt.

Und wahrlich, das war der gefundene Stoff für das XII. Jahrhundert, die Zeit der auf Frauendienst und Abenteuer fahrtenden Minne. Ohne Umstände begreift die courtoise Ritterschaft die Aktualität dieses Romans mit der schönen jungen Frau des vornehmen Mannes. Franzosen und englische Normannen eignen ihn sich an, breiten ihn wie einen bunten Bilderteppich aus. Deutsche, Italiener, Spanier entnehmen ihn von den Franzosen; bis zu Slawen und Byzantinern wird er weitergetragen, ja selbst die sehr viel ehrbareren Bauernvölker von Dänemark, Norwegen, Island und den Faröer nehmen ihn in ihre Sagas herüber. In Prosavolksbüchern und Jahrmarktdramen wird die epische Erzählung popularisiert, Hans Sachs macht sich an seine Tragedia von Tristrant und Isalde — aber eben da ist nun schon die ernste Zeit der Reformationskämpfe heraufgezogen, und durch sie wird dem weltverbreiteten Zauber dieser Dichtung der sündigen Liebe ein vorläufiges Ende gemacht.

Eine ganze Reihe von Franzosen des XII. Jahrhunderts hatte die Tristanmär als Epos behandelt. Sie haben an dem schottisch-piktischen Namen Drostan die beziehungsvolle Umdeutung zu Tristan vorgenommen. Von Deutschen ging zuerst ein Ritter Heinrichs des Löwen, mit Namen Eilhart von Oberge, daran. Er hat aber seine wälsche Vorlage nur gerade lahm genug nachgeklittert, um das wirkliche Kunstwerk dem Größten von allen, dem bald nach 1210 verstorbenen Gottfried von Straßburg, übrig zu lassen.

Unter den sonstigen in ihre Zeit begrenzten mittelhochdeutschen Dichtern, die zum Teil nicht einmal das Lesen und Schreiben gelernt hatten, steht Gottfried da als der einzig Zeitlose, einem Dante oder Goethe darin vergleichbar: als der für immer Moderne, der nie zum bloßen Literaturgeschichtsnamen werden kann. Ein erstaunlich gebildeter Mann, der mit antiken und neusprachlichen Kenntnissen wie mit Selbstverständlichkeiten spielt, ein feiner weltmännischer Gelehrter, der dennoch ein kraftvoller ursprünglicher Poet zu bleiben vermag. Ein Dichter, der sich persönlich viel lieber, als mit den wirren Keltenmären, mit der soeben wieder aufdämmernden Antike verstehen würde, ein menschlich einsam Durchgeklärter und nach alledem ein ganz Isolierter. Aber auch ein ganz kundig Kluger. Treffsicher bemächtigt er sich des der Zeit gelegensten, in Frankreich populären Stoffes. Von dem läßt er sich tragen, kein anderes Werk hat er hinterlassen. So aber kann er nun das Feinste sagen, was er zu sagen hat. Die unerläßlichen Abenteuer, die der Deutsche zu hören wünscht: Minne, Waffenstreit, Zweikampf, Seefahrt an geheimnisvoll fernen Küsten, Drachenkämpfe, Zaubertrank und andere Fabelwunder, das hat ihm alles schon der französisch schreibende Vorgänger, an den er sich hält, der normannische Engländer Thomas, hergerichtet. In diesen Dingen ändert Gottfried gar nichts, er erfindet nichts und läßt nichts weg, er streicht allein die erörternden Weitschweifigkeiten des Thomas, die er nicht mit seinem Namen decken könnte, kräftig zusammen. In der Handlung soll alles bleiben, wie es ist. Was ihn selber beschäftigt, das ist nie das Abenteuer, kaum noch das der Liebe, wohl aber ist es deren Psychologie, ohne die sie bäurisch plumpes Unerlebnis bleibt. Der deutsche Bearbeiter von Tristan und Isolde ist der Dichter, der im geschmückten Kunstwerk seine Beobachtungen ordnet, theoretisierend übersinnt und von dem Wesen der Liebe weitergeführt werden muß auf persönlich originale Synthesen über deren Moral. Davon noch später. Turmhoch erhebt sich dieser Dichter in seiner kühlen Geistesfreiheit über den zeitüblichen Ritter, der zwischen dem süßen Honig der Sünde und dem unbequemen Mahnen der Moral herüber und hinüber schwankt.

Als verwaistes Kind des Fürsten Riwalin von Parmenien und der schönen Blanscheflur wächst Tristan heran. Auf allerlei Umwegen

seines jungen Lebens kommt er an den Hof seines Oheims Marke von Kornwall, des Bruders der Blanscheflur. Bezeichnend mit viel mehr Interesse, als bei diesen äußeren Hergängen, verweilt der Dichter bei der universalen Begabung und glänzenden Kavaliersvollendung des Knaben, der als erlesener junger Ritter, als weidgerechter Jäger, als musikalischer und dichterischer Dilettant, als wohlunterrichter Jüngling und, sehr charakteristisch, als Schachspieler nicht seinesgleichen findet.

In Kornwall besiegt und tötet Tristan im formengerecht herbeigeführten Zweikampf den gewaltigen Morold, der aus Irland kommt, um einen alten Zins der Untertänigkeit von Marke einzufordern. Der junge Sieger erhält dabei eine vergiftete Hüftwunde, die sich nicht schließen will. Die zauberkundige Isolde — die Mutter, die Königin von Irland, Morolds Schwester —, sie allein würde ihn heilen können. Und Tristan ist keck genug, in das Land zu fahren, wohin man soeben den Kopf des von ihm erschlagenen Morold, zum schimpflichen Hohn anstatt des Zinses, gesandt hat. Als ein Kaufmann reist er, der früher Spielmann gewesen sei, und als Tantris kehrt er das Tristan um, diesen Namen des Leides, dem man dem von Geburt an elternlosen Kinde Riwalins und Blanscheflurs gegeben.

In der Tat nimmt sich am Hofe zu Dublin (Develin) des jungen Kaufmanns, den angeblich Seeräuber ausgeplündert und verwundet haben, die Königin an. Sie heilt ihn, und es entspinnt sich während der Kur ein Idyll des vertraulichen Musikunterrichts zwischen Tantris und der gleichnamigen Tochter der Königin, Isolde der Jungen, der Blonden. Denn so strenge sonst die ritterliche Anstandszucht die vornehmen Mädchen abschließt, ein Spielmann oder Kaufmann ist zu gering dafür, er kommt gesellschaftlich so wenig wie ein Diener in Betracht. Nebenbei gesagt, ist Dublin geschichtlich der Mittelpunkt der Einnistung dänisch-nordmännischer Wikinger in Irland. Allerlei Germanisches lugt nicht zufällig da und dort aus der keltischen Sage mit heraus, und gerade der Name Isolde ist unzweifelhaft ein nordgermanisches Isshilde. So lernt nun „die süße junge Maid" in einem halben Jahre das Denkbare von dem verkappten feinen Gast; „sie sang, sie spielte, sie las, sie schrieb," „la duze Isot, la bele, sang ihre Pasturele, Rotruwange, Rundate, Schanzune, Refloit, Folate." Denn Gottfried kennt auch darin sein deutsches Publikum, daß er ganze Reimzeilen unübersetztes Französisch stehen läßt, und zwar gut ausgesucht solche, die die courtoisen Herren und Damen, ohne gerade zu flunkern, auch zur Not verstehen. „Merzi dit la Puzele". Genau wie das per Bacco und caro amico in den italienischen Novellen unserer deutschen Erzähler.

Dann kommt Tristan heim nach Kornwall und berichtet mit Lachen, wie ihn Morolds eigene Schwester „so lustig" habe genesen lassen müssen. Aber auch von der jungen Isolde erzählt er, und so hoch und viel weiß er von ihr zu künden, daß am Hofe und bei den Baronen von Kornwall der Wunsch entsteht, sie möge die Königin werden, des alten Marke Frau. Zum zweiten Male fährt Markes Neffe nach Irland, diesmal als Tristan, als Brautwerber des Oheims.

Resigniert und seinem Grundsatz getreu, schleppt Gottfried nun all die Abenteuer mit, die nach der Art der Artusromane den Leser erfreuen mögen, so heillos sie auch die Komposition belasten. Tristan erschlägt einen Drachen und führt die Beschämung eines betrügerischen Werbers um die blonde Isolde herbei. Er selber aber wird an einer Schwertscharte als der Besieger Morolds erkannt, denn aus dessen Kopf hat man genau das fehlende Stück aufbewahrt. Indessen aus diesen und anderen Verflechtungen kommt er glücklich doch zum Ziel seiner Entsendung, daß er endlich Isolde als Braut nach Kornwall führt. Brangäne geht als Gespiel und feinere Dienerin Isoldens, ihrer Verwandten, mit. Ihr vertraut die Königin den Liebestrank an, den die Fürsorglichkeit des Gedankens an Markes Jahre nahegelegt hat und der Marke zu Isolden, Isolde zu ihm in zauberstarker Minne zwingen wird. Durch ein Versehen trinken auf der Meerfahrt Tristan und Isolde diesen Zaubertrank.

Wir müssen nun hier nicht auf unsere Weise logisch sein wollen. Den Zaubertrank zum Blitzableiter der Verschuldung machen, das hieße die Naivität der Sage mißverstehen und moderne Dramaturgie an die Stelle märchenkindlicher Erzählungseffekte setzen. Vor unserer Logik bliebe ja auch ein Siegfried kein Held mehr, weil er hürnen und sein Schwert unbesiegbar ist; die Volksauffassung der Sage sieht ihn lediglich als den desto glänzenderen Helden. Und so ist auch der Liebeszauber nichts anderes als ein Superlativ, als die überzeugend stärkste Form, die Gewalt der Liebe auszudrücken, womit sich nun das Schicksal Tristans und Isoldens ineinander kettet. Gottfried sieht das wohl auch, wie wir, aber er ist nicht der subalterne Pedant, sich nun an die mechanische Bedeutung des Trankes zu binden, die allen menschlichen Inhalt vernichten müßte. Ganz im Gegenteil: nicht der Trank eint die zwei, sondern „Minne, die Herzensjägerin"; das betont er und arbeitet es heraus. Sein Epos ist nach seinem Sinn das Lied der aus ihrer unwiderstehlichen Gewalt selbstberechtigten Liebe, die souverän fortschreitend alle Fesseln zerreißen, die spähende Eifersucht mit überlegenen Listen täuschen und aus dem mächtigeren inneren Gesetz die keineswegs schweigende Sprache des Gewissens niederzwingen muß. Mit glänzendsten Betätigungen seiner Psychologie entwickelt er den Kampf in den beiden, die Sprödigkeit zunächst noch hüben und drüben, die Zweifel, die Scham und endlich alle

die seinen letzten Wendungen des Widerstreits noch vor dem Erliegen. Noch auf der Seefahrt wird Isolde Tristan zu eigen.

Betrug häuft sich nun auf Betrug und verflicht die Mitbeteiligten in seinen sündigen Sieg. Auf immer neue Weise wissen Tristan und die nunmehrige Königin zusammenzukommen. Reich inszeniert ziehen diese wechselvollen Abenteuer hin. Doch nicht sie als Selbstinhalt bemächtigen sich der Kraft des Dichters, sondern die Haltung des Paares gegen Marke schält er heraus und entwickelt das Verhalten von Marke selbst. Damit wendet sich die Darstellung in den realistischen Roman. Eben das ist das Erstaunliche, wie dafür schon ein mittelalterlicher Dichter den Sinn gehabt hat. An die Stelle der ans Banale streifenden Typen — alter König, junge Königin, junger Königsneffe — setzt er individualisierte Menschen, die er das Dreieckverhältnis mit allen Kompliziertheiten solcher Vorgänge durchmachen läßt. Von Fall zu Fall lenkt die dem Geschlecht verliehene Überlegenheit des der Lüge verfallenen Weibes den argwöhnenden Gatten. Ach, er möchte ja so viel lieber der Nichtbetrogene sein, als der scharfsichtig Rechthabende, und dadurch eben gelingt es, ihm das schon Überführende noch jedesmal auszureden. Deutlich tritt der unverwüstliche Wunsch des vornehmen Mannes hervor, dann erst recht großherzig zu vertrauen. „Marke, der Zweifler, der war aufs neu Auf sichern Grund und Weg gekommen. Die Schöne hatte ihm benommen Beides, den Zweifel und den Wahn, Nun hieß er alles wohlgetan.“

Zuletzt muß sogar der himmlische Wille der Sünderin helfen. Als Isolde im Gottesurteil, das ihre kecke Ableugnung erhärten soll, die Probe des glühenden Eisens zu bestehen hat, da geht sie unversehrt und gerettet hervor. Was in dieser Stelle von Gottfried gewollt und gesagt wird, das ist mit aller Bewußtheit die hohnvollste Wendung, die je bisher gegen die mechanisch hantierende mittelalterliche Werkfrömmigkeit ausgesprochen worden. Durch dieses Gottesurteil zeigt er die Praktiken der Menschenbelügung in ihrer dreistesten Kennerschaft; die Sünde mißbraucht auch noch den kirchlichen Apparat zu ihrer Hilfe.

„Da ward wohl offen erkläret
Und aller Welt bewähret,
Daß der viel tugendhafte Christ (Christus)
Wendschaffen, wie ein Ärmel ist.
Er fügt sich bei und schmiegt sich an,
So man es mit ihm fügen kann . . .
Er ist allen Herzen gleich bereit
Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit;
Ist es Ernst oder ist es Spiel,
Er ist je so, wie man ihn will.“

Nur muß man daran denken, bei dieser berühmten „gotteslästerlichen“ Stelle des Gedichtes, daß Gottfried unmöglich direkt sagen konnte, wen er meint. Gott zu lästern ist eine ungefährliche Kleinigkeit gegen die Kühnheit eines Angriffs auf seine demütigen Diener. Christus sagt er, und er meint die herrschaftsmächtige mittelalterliche Kirche, sie als die Monopolinhaberin der Schlüsselgewalten für Diesseits und Jenseits, als die Herrin von Inquisition und Sündenstrafe, von Bann und Bußzahlung, aber auf der Gegenseite auch aller Auslegungen, Bindungen, Lösungen, Ablässe und Dispense. Dagegen richtet sich dieser jähe Vorstoß, bei dem uns der Atem stockt. Aber der ganz versierte Gottfried macht es eben wie die Kirche selber, die nach Bedarf, wenn sie sich selber meint, gewohnheitsmäßig die heiligsten Namen nennt. Entsprechend schenkt Isolde also „Gott“ ihr Silber und Gold, Pferde und Schmuck, „daß Gott an ihr der wahren Schuld Zur Stunde nicht gedächte Und sie zu Ehren brächte“. Dieses Stück macht unserem Dichter doch keiner von allen nach, die zu jener Zeit zum Sturmlauf gegen die Übermacht der Hierarchie gerufen, kämpfende Verteidiger des Kaisertums und der weltlichen Emanzipation, oder vagierende anarchistische Kleriker, die sogenannten Goliarden. Mit einer intimen Ruchlosigkeit ist hier gesprochen, die nur ein Mann aufzubringen vermag, dem es nicht mehr darauf ankommt, auch das Letzte herauszusagen, daß es wie eine Bombe in die längst aufmerkende Zeit einschlagen soll. —

Der Krug geht aber immer zu Wasser, bis er bricht, auch in unserer Erzählung. Es kommt der Tag, daß im schattigen Baumgarten der Königsburg, wo Isolde auf kühlem Tragbett leicht behemdet sommerliche Mittagsruhe zu halten pflegt, das ehebrecherische Paar von Marke eingeschlafen getroffen wird, und zwar in einer Vertrautheit, die nichts zu beweisen übrig läßt. Indem nun der König Zeugen holt, um über die Schuldigen den endlichen Spruch, aber diesmal nach weltlichem Landrecht, einzuleiten, erwacht Tristan, sieht Marke noch und macht sich davon. Die als Zeugen geholten Hofleute und Räte finden nur die Siesta haltende Isolde, und sogar noch diesmal gibt der müde, von Fall zu Fall gehetzte Marke jener Art von Erwägungen nach, für die wir heute ja die schöne Formel „Skandal vermeiden“ besitzen. Der schwache Herr beruhigt sich am Ende bei dem Zureden seiner Beschwichtigungsräte, „so nahmen sie ihn mit Reden hin, Bis daß er folgte ihrem Sinn Und aber seinen Zorn verstieß Und alles ungerochen ließ“.

Tristan ist nach der Normandie hinübergefahren, und die um innere Geschlossenheit unbekümmerte Fabulierlust der höfischen Epik jagt ihn durch eine Kette von neuen Begebenheiten hin. Zuletzt kommt er nach dem Herzogtum Arundel, das „zwischen Bretagne und Engelland“ — am Kanal, in West-Sussex — gelegen ist. Und hier beginnt eine neue Isolde, von der ersten, der blonden, unterschieden als Isolde „as blansche mains“, den sehnenden Mann zu interessieren. Mit seiner routinierten Analyse solcher Zustände vermittelt dies Gottfried zunächst durch die Namensgleichheit und macht es dann durch

der Isolde Weißhand streichelnde Zutunlichkeit allmählich angenehm natürlich. Denn wie unerträglich im frischen Schmerz des Verlierens eine werbende Liebe von dritter Seite auf die Nerven fällt, um so sicherer wird sie auf die Dauer diesen Schmerz als Bundesgenossen gewinnen, sobald er in das Stadium gelangt, die Leere des Nichtmehrhabens gröber zu empfinden. „Von ferner Minne ein fernes Leid zu tragen" — eines, das durch die zeitliche Entfernung schon gemildert ist — macht nicht, sagt Gottfried, naher Minne sich hartnäckig versagen, die nahe verspürten Reiz genug besitzt, um Augen und Sinne zu blenden und durch ihre Treue auch das Herz uns noch zu wenden. So „flutet und schwankt" denn Tristan im quälenden Zweifel hin und her. Ein „trauerloser Tristan" endlich würde der Ermattende wohl gerne. Aber gerade da noch einmal übermannt ihn die alte Liebe, dadurch, daß er seine Gedanken für immer nun von ihr zu scheiden sucht. Mitten im unentschiedenen Monolog bricht Gottfrieds Dichtung ab.

Andere, Spätere haben sie je für sich weitergesponnen, auch sie aus vorhandenen welschen Vorlagen. Reich an verweilenden Bildern Heinrich von Freiberg, trockener, bündiger Ulrich von Türheim, aber beide ohne Gottfrieds Psychologie und nur im üblichen Erzählungsstil. Ungefähr parallel kommen beide darauf hinaus, daß Tristan doch niemals im Herzen zu seiner Ehe genest, die er mit Isolde Weißhand schließt. Im Kampf schwer verwundet, läßt er die wahre Geliebte, die blonde Isolde bitten, zu kommen. Sie eilt herbei, findet Tristan aber nicht mehr lebend; das hat der Gattin eifersüchtiger Betrug bewirkt, die statt des weißen Segels dem Sterbenden das schwarze meldet, das ihm das Nichtkommen Isoldens künden soll. So haben wir durch diesen Schluß noch eine abrundende Vollendung der Gesamterzählung, wenn sie sich auch nicht sehr hoch erhebt: Betrug als Sühne von altgehäuftem Betrug. Die blonde Isolde stirbt natürlich über dem Entseelten, und sie werden gemeinsam begraben. —

Alles, was wir hier nacherzählt haben, tritt zurück neben der richtig verstandenen historischen Bedeutung des Gottfriedschen Gedichts. Es ist der vehementeste Schlag, den je ein mittelalterlicher Mensch geführt hat gegen ein ganzes großes Herrschaftssystem und die von ihm überwachte Moral. Nicht weil er sie zu ersetzen hat durch eine vollkommenere absolute. Es soll nur vorerst einmal die radikale Absage gesprochen sein. Das Alte stürzt — die Seelenherrschaft der mittelalterlichen Kirche steht im Bankerott, ein voltairisches Écrasez l'infame! hallt ihr entgegen aus dem zum Eigenwillen und zur Selbstbewußtheit jäh emanzipierten Laientum. Machtvoll und klug kämpft die Hierarchie um ihre alte Stellung. Auf der Lateransynode Innocenz' III. im Jahre 1215 schmiedet sie das neue scharfe Instrument der Ohrenbeichte, und in Geistern höchsten Ranges denkt sie schon daran, eben jene fremde, gefährliche Antike, die ihr am innersten die Seele abzuwenden beginnt, ihrerseits herbeizuziehen, durch eine Basierung des christlichen Dogmas auf die aristotelische Metaphysik diejenige Verjüngung zu suchen, die ihr die schon der Antike zuneigende geistige Welt noch wieder überzeugen soll. Das alles ist ja auch zu nicht geringem Teil gelungen. Aber vorläufig, in den Alterstagen Gottfrieds, steht gegen die Seelenführung der Kirche in breiter Front die erregte Negation. Fort mit diesem System der Aufsicht, die eine Minderheit ausübt, dieser Willkür, wer sündig und wer losgesprochen sei. Freie Bahn dem Willen des Menschen, der Persönlichkeit, der Energie! Freiheit dem Weltsinn, dem Leben und seiner blumig bunten Lust, und immer, wer der Stärkere ist, der sei auch Sieger! Hast du kein besseres Recht, König Marke, der süßen Isolde Gemahl zu sein, als daß du sie geheiratet hast und daß du sie umspähst, so geschieht es dir nach Fug! Die Welt, die süße Schöpfung Gottes, hat man uns zum Jammertal erniedrigen wollen; Frau Welt, so haben sie gelehrt, sei ein gleißendes Weib, aber nahe gesehen sei sie von Schwären zerfressen, behangen mit scheußlichem Gewürm. Weil sie sie uns nur nicht gönnen und allein bloß heimlich mit ihr kosen wollen, darum ist Frau Welt nicht hold, darum soll unser Leben ein kasteiendes Entsagen sein im trüben Jammertal. „Für uns die Welt, die schöne, die aller Wonnen süße"; das ist Männlichkeit, und aus ihr wird dann am letzten Ende auch eine bessere Tugend!

So hallt es durch die Zeit; in lateinischen Versen ovidischer Sprache singt es der Klerikus, der unbepfründete Bildungsproletarier und vagierende ewige Student; in geschulter meisterhafter Sophistik strömt es durch die 20000 Verse von Gottfrieds großem deutschem Reimgedicht. „Der Welt, zu der mein Herze hält", gilt sein Gedicht. „Wir, denen zur Welt hin steht der Mut, mag er nun bös sein oder gut!" Damit ruft der große Straßburger die kecke Absage an Gut und Böse, die durch die revolutionäre Zeit bebt, frei hinaus. Kein Ritter, wie der symbolistisch vergrübelte Wolfram oder der liebenswürdige Walter, hätte solch ein Gedicht schaffen können, weder nach Bildung, noch denkerischer Rücksichtslosigkeit. Nur einer, der der Praxis in alle ihre Klüfte geschaut und alle Höhen und Tiefen suchender Welterkenntnis durchmessen hat und der nun der Zeit die Formulierung der unruhvollen Geisterbewegung im aventiurenreichen Gewande der süßen Sündenmär von Tristan und Isolde reicht.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Gottfrieds Standpunkt die kahle Verneinung einer sittlichen Solidarität bedeutet. Er ist nur erst die Fanfare des Barikadensturms, noch bleibt es ein Ikarusflug ins sittlich

Leere, dieses atemraubende Hindurchbrechen durch alle Schranken, vorgeführt an dem akut verständlichen Thema des menschendurchglühenden Liebesverlangens. Aber immer auch geht der Weg nur durch die Freiheit zur Erziehung: in der Selbstrechenschaft des zur Beherrschtheit Reifenden liegt der Ausgangspunkt der positiven Sittlichkeit. Hundert Jahre nach Gottfried nimmt ein anderer Großer, Größerer, das Problem der sündigen Liebe auf: Dante. Und von jener Verteidigung der Sünde als eines Willensaktes der Persönlichkeit führt schon er zur Selbstkorrektur der sündigen Verfehlung: durch die Unauslöschlichkeit der Scham, die die ewige Strafe des büßenden Paares von Rimini ist.

So hat Gottfrieds Gedicht in den großen weltgeschichtlichen Zusammenhängen eine symptomatische Bedeutung, die diejenige des Stoffes weit hinter sich läßt. Den Tristanstoff, für sich genommen, nach den Maßen des reinen Kunstwerks zu runden und ihn entsprechend mit einer dem Fall angepaßten tendenzlosen Ethik zu durchringen, das hat der große Meister beiseite gelassen. Die Volksbücher haben dies halb und halb versucht, und von neuem hat sich das XIX. Jahrhundert an den Stoff gemacht. Als Dichter hat es Immermann unternommen. Es war sein Tribut an die gewissermaßen befreundete Romantik und — an das Eignere, das junge Eheglück des Dreiundvierzigjährigen. Mit Riwalins und Blanscheflurs Geschichte begann auch er, zum Hohenlied der Liebe des empfindungsreifen Mannes sollte sich sein Werk gestalten. Aber mitten aus diesem freiesten Aufflug seines spröden Wesens riß ihn, nach einem Jahr der Ehe, der Tod hinweg. „Die großen Sänger starben daran," am Tristanstoff, hat Hermann Kurz in Hinblick auf Gottfried und auf Immermann gesprochen. Und er selber starb darüber, als er, später, nach seiner neudeutschen Übersetzung des Gottfriedschen Textes, seine eigene, freiselbständige Tristandichtung begann. Wir haben auch von ihm, als sein Werk, nur Riwalin und Blanscheflur. Nicht übersetzt, in meisterlicher Sprache und Nachempfindung frei bearbeitet hat Wilhelm Hertz des Straßburgers großes Werk. Simrock bleibt mit seiner Erneuerung weit hinter der von Kurz und erst recht hinter der späteren von Hertz zurück. Als durchaus verdienstlich und zweckentsprechend ist dann noch die Panniersche Neudeutschung in Reclams Universalbibliothek zu nennen.

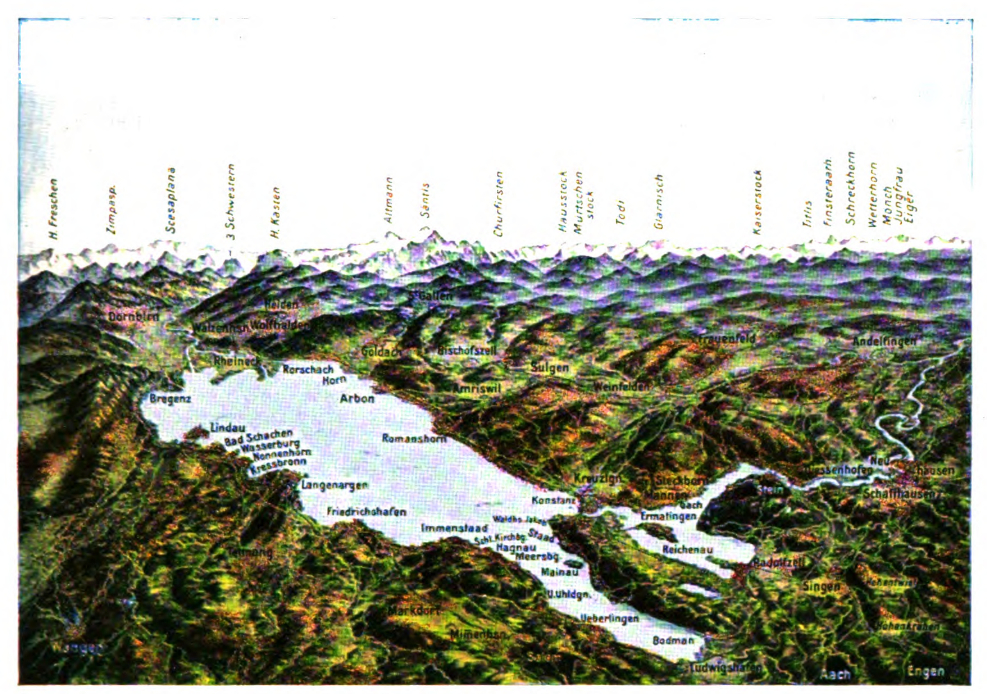
Durch Hermann Kurz' Arbeiten lernte Richard Wagner den Tristanstoff kennen. Er hat aus dem Epos mit sicherer Hand sein Drama gewandelt, die Personenzahl vereinfacht, das ihm zu individuell Erscheinende in menschliche Allgemeingesetzlichkeiten geformt. Indem bei Wagner Tristan und Isolde den Todestrank zu trinken glauben, den jedoch Brangäne mit dem Liebestrank vertauscht hat, stellt er die innere Verkettung auf eine ganz neue Basis. Künstlerisch wie sittlich ist sie von selbständigem Wert, und die dramatisch-musikalische Durchführung dieser Szenen gehört zu den großartigsten Hervorbringungen in Wagners Lebenswerk.

Dann ist noch eine ganze Zahl von Tristan-Romanen und -Dramen oder Anläufen zu solchen heute vergessen, die das XIX. Jahrhundert erlebt hat. Namen wie Platen, wie der Philosoph Ed. v. Hartmann, mit seinem Pseudonym Karl Robert, sind unter ihnen. Manches heute laut genannte Werk hat nicht den Wert jener ganz verschollenen.

Neuestens vollends regnete es Tristandichtungen in England, Frankreich und bei uns, und ohne Mühe wird die Zeitlogik dieser Literaturerscheinung erkennbar. Erstlich hat England durch seinen Präraffaelitismus die mittelalterlichen Romanepen — und zwar immer die minder heldenhaften, die feministischen, keltischen, verliebten und melancholischen — erheblich in Mode bringen helfen. Andererseits ist wieder einmal ein Geschlecht da, das gleich den Menschen von 1200 einer Umwertung der moralischen Werte entgegensehnt oder vorderhand sich wenigstens in ihrer Nichtachtung wohlgefällt. Von je aber ist die sittliche Gefahr am geringsten von den romantischen Strömungen veranschlagt worden, während der — ernsthafte — Naturalist den unentrinnbaren Zwang der Folgen, der Verantwortung desto deutlicher fühlt, je wahrer er nach seinem Vorsatz ist. Und das vor allem ist ein Grund der modernsten Abkehr vom Naturalismus, der Umschwenkung in eine nach seelischen Dämmertönen umsuchende Neuromantik.

Freilich unendlich schwer und künstlich muß sie ihr Dasein sich ermühen. Denn aus den Großstädten kommt sie her, deren Anregungen so unromantisch sind wie Juwelierläden und seidenes Röckegeknister. Die alte Romantik zog durch rauschende Wälder; ihr klang das Wunder entgegen wie starker Hifthornschall, ihr rauschten die Quellen und sangen die Vögel, und sie vernahm deren Sprache, was sie ihr erzählten. Die neue Romantik starrt auf die geometrischen Schmuckplätze, die der Gärtner des Magistrats zwischen dem Straßengewühl anlegt, sie kann den Wald nicht kennen und ihn nur fliehen, denn er liegt voll Stullenpapier und zerballerten Bierflaschen, sie begibt sich in die Kunstausstellungen und Ausstattungstheater, ob sie dort ein paar Einfälle erhaschen mag, und wieder sitzt sie zu Hause über Büchern mit ausgegrabenen alten Novellen und Fabliaux und mit seltsam bizarren Illustrationen.

So entsteht denn ein ganz eigentümlicher, gemachter, preziöser Sprachstil, der aber zu sehr Zeiterscheinung ist, als daß man ihn ohne weiteres auslachen dürfte. Und an die Stelle der grundaufrührenden Moralerschütterungen im Epos der um Weltanschauungen kämpfenden Stauferzeit tritt allzuleicht eine spielerische, lüsterne Oberflächlichkeit.



Panorama vom Bodensee

Rings um den Bodensee. Von Norbert Jacques

Mich reut kein Tag, wo ich auf Berg und Hügel
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt,
Im Sturm umbraust von seiner Allmacht Flügel
Im Sonnenschein von seiner Gunst durchwärmt.
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
War's auch kein Tagewerk im Joch der Pflicht:
Auch in der Schöpfung hält die Gottheit Schule,
Es reut mich nicht ... **Karl Gerok.**

Das schmale weiße Schweizerschiff dreht aus dem Rhein heraus in den Untersee, den Teil des Schwäbischen Meers, der durch den kurzen Ausfluß des Rheins aus dem Obersee neu gebildet wird. Wenn wir von Stein am Rhein oder einem der anderen alten Rheinstädtchen her des Abends nach Haus fahren, so kann es geschehen, daß die landschaftliche Stimmung jenen urtümlichen, zauberhaft gewaltsamen Klang der deutschen Vorzeit gewinnt, deren Spuren noch tausendfältig, in den Schoß des Bodens versunken, ausgegraben werden. Im Brodem der untergehenden Sonne erheben sich mit steiler Plötzlichkeit die Basaltkegel des Hegaus hoch, wie rotflüssiges Eisen erglüht und teils schon mit violettschwarzen Schatten am Erkalten. Sie sind aus gewalttätigen Launen der eruptiven Natur entstanden und stehen in dem sacht zu den massigen Schwarzwaldhängen aufsteigenden Gau wie bizarre Denkmäler urhafter Episoden. Vor ihnen breitet sich das Städtchen Radolfzell am See aus. Alle seine Fenster züngeln im Schein des Abends wie kleine Flammen, und nahe von ihm wölbt sich der Hohentwiel fast brutal aus dem dunkeln Fluß. Das weiße Schiff taucht durch die ewig sich verknüpfenden Maschen des leicht bewegten, im Abendglühen aufbrennenden goldenen Wassers der Insel Reichenau zu. Hohentwiel — Reichenau! Scheffel hat diese Stimmung gestaltet. Einst zog Ekkehard diesen Weg ...

Mitten im Untersee liegt die Insel Reichenau, leise gekuppelt und lieblich gedehnt. Wein und Obst, farbige Blumen und saftiges Gemüse überfließen wie ein fruchtbarer Strom das Eiland. Der See hält die Au wie eine üppig beladene Schale der Sonne entgegen, die ohne Hemmnis über ihre flachen Flanken fällt. Es ist wunderbar, an Sommertagen über ihre lieblich verzogenen, vielfach gekreuzten Straßen zu gehen, die Sonne auf dem Rücken zu tragen, das Auge in der grünen, reifenden Üppigkeit zu baden. Am Rand

des Sees stehen die alten Fischerhäuser mit schweren Dächern, die weißen hohen Giebel halb dem Wasser zugewandt. Von jenseits sehen sie aus wie starre, blendende Segel, die hoch im Wind am Ufer halten. Die Häuser der Insel gruppieren sich in drei Ortschaften, die drei Dörfer Zell. Sie sind lose zusammengehalten, malerisch in das grüne Gewoge von Rebäckern und Obstwiesen getaucht, und altmodische Blumen, Dahlien, Reseden, Levkojen und Goldlack, umblühen sie.

In jedem der drei Orte steht noch eine alte Kirche. Die landschaftlichen Stimmungen dieser gesegneten Insel vertiefen sich an diesen Denkmälern, die eine bedeutende Zeit dem Eiland ließ. Als Deutschland begann, aus seinem Urwald aufzutauchen und Geschichte zu machen, gründete hier ein Benediktinermönch ein Kloster, das so mächtig und reich wurde, daß sein Abt auf den Romreisen nie in fremdem Haus zu schlafen brauchte. Eine eigenartige Malerschule, deren Werke sonderliche Zufälle uns in einigen Kirchen der Gegend erhalten haben, Gelehrtenschulen, Bibliotheken machten die Reichenau zu einem Kulturherd jener vulkanischen, finster großen Zeit der Begründung Deutschlands. Von aller Macht ist nichts geblieben, als die drei erwähnten Kirchen, und wo ehemals stolze Schlösser und trotzige Türme standen, da reifen jetzt Reben und blühen stille Bauernblumen. Aber in die ältesten Teile der drei Kirchen ist noch dunkel und wehrhaft der kriegerische Geist jenes ersten deutschen Christentums gebaut, das um die Wende des Jahres 1000 so selbstherrlich war. Unter der Tünche im Innern der Kirchen hat man romanische Fresken bloßgelegt. Sie sind ergreifend in ihrer blumenhaften Naivität und ihrem feierlich asketischen Stil. Sie sind mehr als tausend Jahre alt!

Wenn wir aus der Kirche von Niederzell herausgehen, die sich ganz im Westen am Rande des Sees erhebt, und noch im Bann der zarten Strenge jener tausend Jahre alten Bilder auf den malerischen Friedhof treten, von dem aus die Sonnenuntergänge so tief und gewaltig sind, so erleben wir das tragische Moment der Insel: die Feindschaft zwischen Menschen und See. Wir stehen auf einem Friedhof



Alte Fischerhäuser auf der Reichenau



Inneres der Kirche in Niederzell

der Ertrunkenen. Bis an die Mauer der Kirche fließt der See wunderbar licht zu den fernen Buchten seiner Ufer ausgerundet, schaukelnd im farbigen Abglanz der Erde und des Himmels, ein friedliches Märchen, und schaudernd lesen wir es: fast jedes dieser Kreuze trägt einen Namen, den der See aus dem Leben ausgelöscht hat. „Ertrunken im See" steht da immer wieder zu lesen.

Wir schreiten langsam den stillen Weg zwischen flachen Rebäckern hinab. Jenseits des Wassers ersteht das Thurgauer Ufer als eine einzige geschlossene Bergmasse. Mit einem wunderbaren, machtvollen Buckel ragt es gegen den Himmel. Es ist voll von dunklem Glanz. Schwarze Wälder klettern tief und hoch hinauf. Schlösser stehen hell heraus: wilde romantische Burgen des Mittelalters, wie in Salenstein, Gottlieben, Steckborn, oder friedlich wohlige Landschlösser, idyllisch in Waldwiesen eingebettet, wie der Wolfsberg, der Eugensberg, Schloß Luisenberg. Hier erhebt sich auch an der Ecke eines Waldfleckens auf halber Höhe das Schloß Arenenberg, in dem die schöne Hortense von Beauharnais Hof hielt. Sie machte die Gegend zu einem Sammelpunkt des zersplitterten Napoleonismus, und später trug hier ihr Sohn Napoleon III. seine ersten ehrgeizigen Pläne herum. Vom Arenenberg aus unternahm er seine politische Don Quichotterie, und hier wurde auch der Straßburger Putsch ausgeheckt, auf den hin er das Land verlassen mußte. Nachher, als Kaiser, kam er wieder, und es gibt noch heute keine begeisterteren Napoleonisten, als die Thurgauer. Bis vor einigen Jahren verlebte die Exkaiserin Eugenie stets ihre Sommer auf Arenenberg und verbrachte ihre Zeit damit, in heftigen religiösen Disputen mit ihrem Sekretär durch die Anlagen zu wandeln. Dann schenkte sie dem Thurgau das Gut, und der republikanische Kanton unterhält jetzt in dem Schloß ein Museum der Familie Napoleon Bonaparte. Die Keller sind noch mit Tausenden von Flaschen alter Franzweine gefüllt.

Die Gegend ist besät mit alten Schlößchen, wie das der Hortense Beauharnais, und in den Wäldern oberhalb decken die Bäume die Ruinen zerschmetterter Burgen. Aber unten am See liegen, vom Hang herab über die kleinen Halbinseln zum Wasser drängend, eingehüllt von Obstbaum-

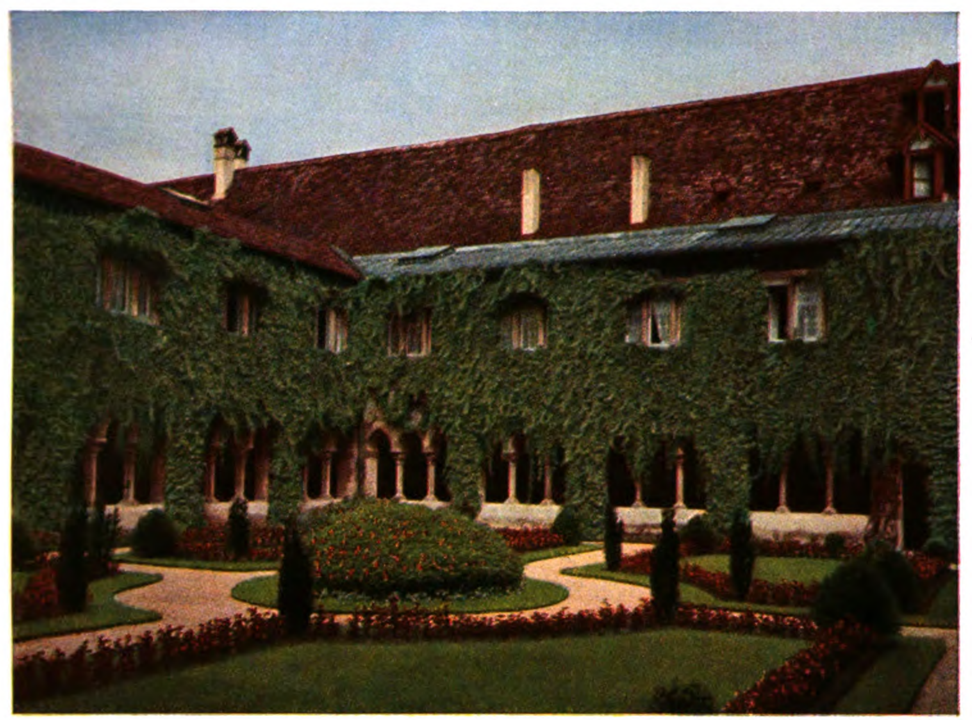
büschen, Wasserglanz und leuchtenden Wiesenhügeln, von gestreiften Rebbergen und Waldstreifen, die lieblichsten, lebensfreudigen Dörfer. Eines von ihnen zieht quer von dem See hinauf in die Höh. Die Dörfer leuchten im dunkeln Ufer, das ostwärts sich im Bogen um den See schmiegt, und fern, zart und klar, als Abschluß des Untersees, schiebt sich die Silhouette von Konstanz unter den Himmel. Hinter ihr treten an klaren Tagen die Alpen aus dem Grau der Luft und sind kaum wirklich in der Genauigkeit ihrer Formen und der wilden Kälte ihres brutal schönen Aufstürmens.

Dem landschaftlichen Bild dieser Silhouette den Ton gebend und zugleich die Stimmung historischer Vergangenheit weckend, die den Inhalt der Landschaft in den Kreis des Werdens schließt und ihn belebend vertieft, überragt der Turm des Münsters von Konstanz das gebrechliche Band von Dächern und Häusern. Er steht dort, wie ein breiter Nacken, der ein wenig sonderlich die dünne Helmspitze trägt. Das Wahrzeichen von Konstanz! Denn auch Konstanz ist eine kirchliche Gründung, und die bedeutendsten Gebäude, die ihm von einer alten Blütezeit blieben, sind an die Geschichte der Kirche geknüpft. Sein größtes historisches Erlebnis war das streitsüchtige Konzil der Jahre 1414 bis 1417. Viele Gebäude sind noch erhalten, die damals eine Rolle gespielt haben: das wuchtige Lagerhaus am Hafen, in dem der Papst Martin V. gewählt wurde, das Münster, ein Bauwerk, das allzu sehr unter den Launen der wechselnden Stilmoden leiden mußte, aber vor allem wunderbare Holzschnitzereien hat, die Häuser, in denen Huß und Hieronymus von Prag wohnten, bevor sie als Ketzer draußen vor der Stadt verbrannt wurden, die Häuser der ehemaligen Dominikanerabtei auf der Insel, die unsere Zeit zu einem Hotel großen Stils umgewandelt hat, denen aber ihre schöne alte architektonische Eigenart gelassen wurde.



Rathaushof in Konstanz

Aber auch das mächtige Bürgertum des Mittelalters ließ unserer Zeit einige alte Patrizierhäuser, die, markig gebaut, monumentalen Aussehens sind und manchmal die Erinnerungen bedeutender Ereignisse in sich bergen. Türme der mittelalterlichen Befestigung überragen die Dächer. Die Gassen sind oft eng, von trotzig hohen bürgerlichen Wohnhäusern dunkel bestan-

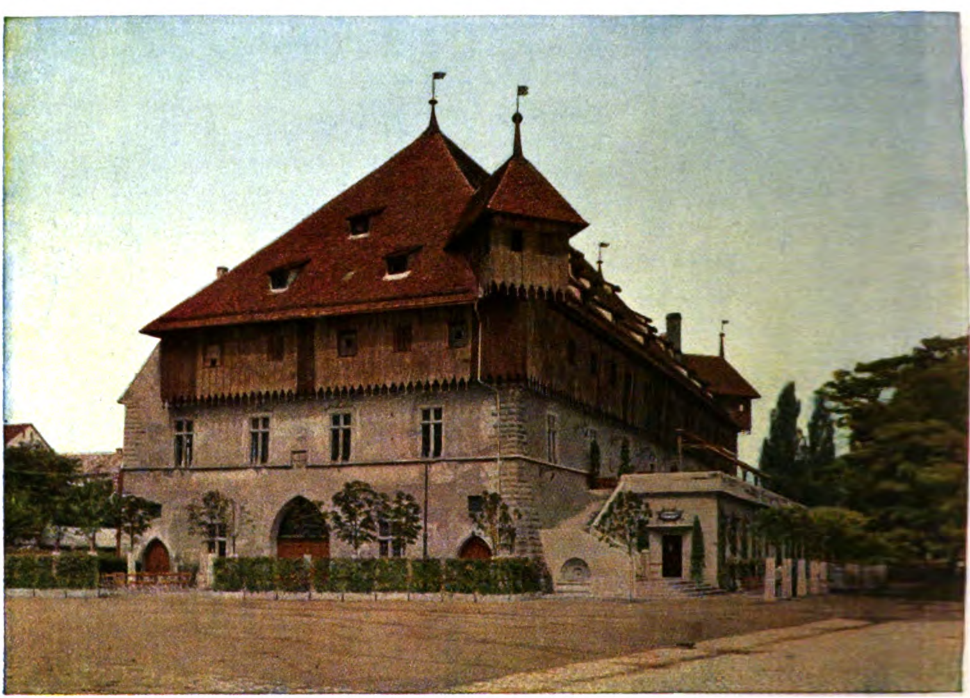


Hof mit Kreuzgang im Inselhotel zu Konstanz

den, in manchen Stuben leuchten Malereien, die, ein Halbjahrtausend alt, die Tätigkeit der ehemaligen Bewohner zeigen. Selten noch schaut einer der schönen Erker in die Gasse, aber an der Markthalde steht noch ein köstliches gotisches Bürgerhaus, und das Rosgartenmuseum zeigt eine Sammlung von Dingen, die der Vergangenheit der Gegend angehören und deren Ursprung bis zu den Menschen der Vorzeit zurückgeht. Man muß unter ihnen besonders den Renntierknochen erwähnen, der nach Berechnungen 20000 Jahre alt ist und in impressionistisch wirkender Zeichnung ein weidendes Renntier zeigt.

Doch der Klang der Historie ist nicht der Ton, der diese Stadt beherrscht. Die wirtschaftliche Neuwerdung, die sich an dem einst verkommenen Konstanz seit dem letzten halben Jahrhundert vollzog, hat die Schönheit alter Dinge nicht geschont, sondern brutal ihr Nützlichkeitsprinzip durchgesetzt. Konstanz hat sich zu der wirtschaftlich bedeutendsten Stadt des Bodensees entwickelt. Viele Industrien und viel Verkehr machen sein Leben in Wohlstand aufblühen. Die Schweizer Vororte Kreuzlingen und Emmishofen haben sich wachsend an die Stadt gehängt, die als eine deutsche Insel auf dem Südufer des Sees liegt. Alles entwickelt sich mit einer steten wohlgemessenen Kraft, und wenn wir auf dem Dampfer hinaus in den großen See fahren, der an manchen Tagen ungemessen uferlos wie ein Meer an die Mauern von Konstanz spült, so sehen wir Scharen von dampfenden Schloten mit den mittelalterlichen Trotztürmen wetteifern, die einst die Habe der Stadt beschützten und ihr Selbstbewußtsein verkündeten.

Langsam sinkt die Stadt vor den weit ins Land hineineilenden Hügeln des Thurgaus in die Erde. Die Alpen stehen mit weißer Schönheit in der Luft. Der See zieht endlos ihnen zu. Nur das nördliche Ufer scheint flach. Aber wir fahren nicht zu ihm. Wir lassen uns von der Bucht des Überlinger Sees anlocken, die, auf einmal tief ausgeweitet, voll landschaftlicher Wunderlichkeit sich vor uns auftut. An der Stirn der waldigen Hügelkuppe der Insel Mainau leuchtet das rote Barockschloß, welches das Kreuz der Malteserritter trägt, auf den See hernieder. Es ist



Das Konzilium auf der Marktstätte in Konstanz

das Sommerschloß des Großherzogs von Baden. Rundum zu Füßen des Gebäudes vollzieht sich das Wunder, daß eine Insel nördlichen Landes einer tropischen Vegetation fähig ist. Aber so seltsam es uns auch vorkommt, auf einmal vor Zedern Palästinas, vor blauenden Koniferen des Himalajas, vor verknollten Lebensbäumen Japans, vor den starren Kronen chilenischer Araukarien, vor schweifenden Bambusbüschen und Palmen zu staunen und Zitronen, Orangen und Feigen reifen zu sehen: schöner ist es doch, drunten aus den Wiesen und Laubgängen heraus unter den machtvollen Scharen der Silberpappeln und Linden zu wandeln, die ihre Leiber schwer aufbauschen und in wunderbaren Stürzen über den an die Mauer klingenden See und über die dunklen Wege niederschweifen lassen. Den See erlebt man in Ausschnitten, eine weite silberblendende Fläche, in deren ferne Ufer sich leuchtende Dörfer und alte bizarre Städtchen schmiegen.

Das erste Städtchen, zu dem uns der Dampfer trägt, ist Überlingen. Es ist leicht den Hügel hinangebaut. Das Ufer steigt hinter ihm über Obstkuppen zu hohen Wäldern hinauf. Aber die Stadt ist an den See gebannt, noch geschlossen wie in den kriegerischen Zeitläuften, da sie entstand. Rundum ist ein tiefer Graben in den Felsen geschlagen. Türme ragen aus ihm auf. Die Häuser schieben sich in alten Gestalten durch die Gassen. Mächtige Dächer stülpen sich über ihre Mauern. Die Gassen klettern den Hügel herab und laufen sich am See ruhig aus, und schwere dunkle Gebäude halten das Stadtbild noch allenthalben im Glanz seiner großen alten Vergangenheit. Das hervorragendste von ihnen ist das gotische Münster. Nach außen ist es ohne Überschwang in den sichern Formen seines schönen Stils gebaut. Ein Turm ist im Bauen stecken geblieben und plump-schön überdacht worden, der andere strebt schlank hinauf und setzt sich eine drollige und gemütvolle Mütze wie einen Zuckerhut auf. Aber gehen wir hinein, so umfängt uns der lichte Raum von fünf Hallen wie ein feierliches Singen. Schwere Säulen wachsen hoch zu reichgegliederten Gewölben hinauf. Der Chor öffnet sich als ein leuchtendes gotisches Meisterwerk. Herrliche Altäre voll alter Holzschneidekunst stehen ringsherum. Man klettert dann durch die Stadt hin und her.

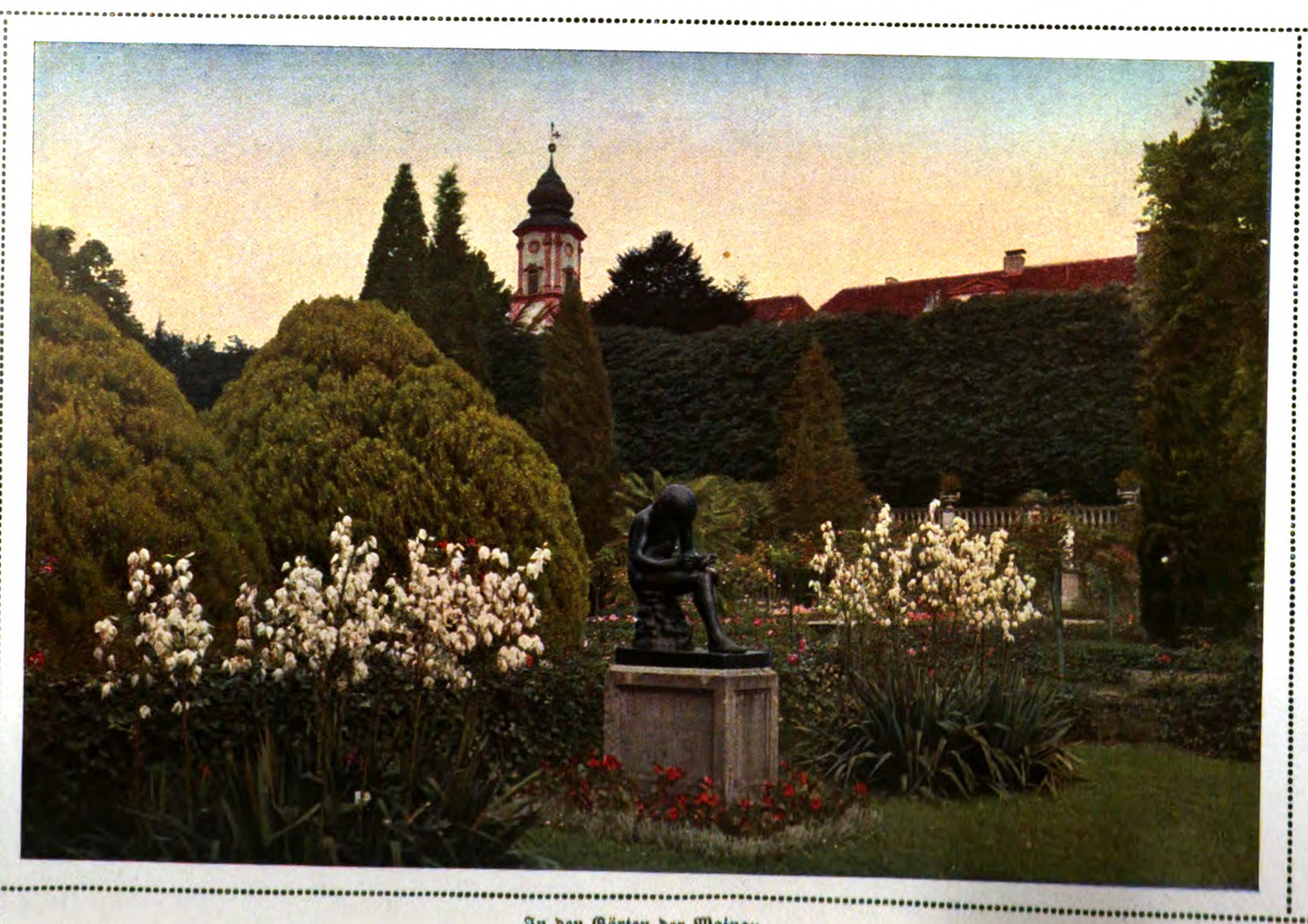
Es gibt überall neue Ausschnitte: Immer ein Stück Stadt mit stürzenden Dächerscharen, über die das Münster ragt, und dahinter der farbige See. Man kommt an den wuchtigen Bauwerken alter Patrizierschlösser gotischen Ursprungs, an den üppigen Stadthäusern von Klöstern, wundervollen alten städtischen Gebäuden vorbei, gelangt durch alte Stadttore zu riesenhaften Türmen und an den Rand der Gräben. Die Gräben sind mit Vegetation gefüllt, es geht sich in ihnen wie in einem kühlen Park. Man erlebt gebannt die kraftvolle Formenschönheit jener Zeiten, die uns zu einem malerischen Reiz sondergleichen geworden sind.

Der Überlinger See, an dem diese Stadt ihre Mauern wettergrau aufschart, ist an Tiefe geschichtlicher Vergangenheit und landschaftlicher Eigenart gleich groß. Überall an den Ufern liegen die Reste von Pfahlbauersiedelungen im Wasser, und nicht fern der Stadt heben sich urhafte Felsenmassen aus dem See, in denen einst eine ganze Niederlassung von Höhlen war, deren Ursprung unbekannt geblieben ist. Wir kommen in das Dörfchen Goldbach, wo in einer unscheinbaren Kirche romanische Fresken der Reichenauer Mönche gefunden worden sind. Dort sieht man hoch im Felsen die „Heidenhöhlen", den Zug alter Klausen, die nur mehr die spärlichen Reste des einstigen Felsenortes sind. Beim Bau der Straße und der Bahnlinie wurde der größte Teil abgesprengt. In denselben Felsen hat sich der geologische Gang der Zeit ein Denkmal gesetzt. Eine mächtige Gletschermühle ist in den Schoß der Molasse hineingebohrt. Kräftige Dörfer liegen am Fuß der hohen Berge: Sipplingen, Ludwigshafen. Die Ruine der Burg des Minnesängers Burkhardt von Hohenfels ragt aus der Flanke der Höhe über ihnen.

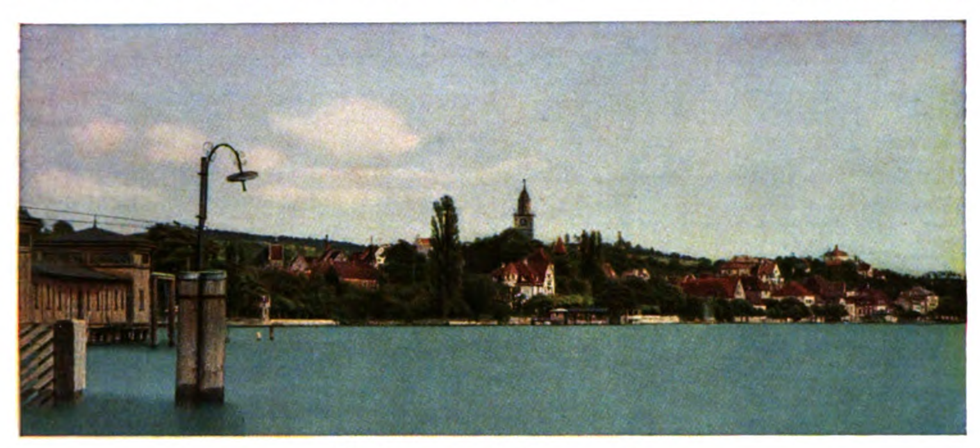
Das südliche Ufer aber ist steiler, einsamer Wald, schön und dunkel. Nur über einer schmalen Schlucht steht das gebleichte Gemäuer der Ruine Kargegg, und wo sich das Ufer im Westen zu runden beginnt, dehnt sich noch ein eigenartiges Dorf unter Obstbäumen aus: Bodman. Dort stand einst eine karolingische Kaiserpfalz, in der der unglückselige Karl der Dicke seine berühmte Kopfoperation durchmachte. Um sich von Migräne zu heilen, ließ er sich ein



Partie vom Schloß auf der Mainau



In den Gärten der Mainau



Überlingen vom Wasser aus gesehen

Loch in den Schädel bohren und stellte sich auf den Kopf, damit die Schmerzen herausfließen sollten. Statt daß sie das taten, starb er an der naiven Operation. Es war im Jahre 888. Man zeigt sein Grab im Münster von Mittelzell auf der Reichenau.

Wir verlassen den Überlinger See. Er liegt hinter uns, wie eine selige, verflüchtete Bucht. Das eine Ufer ist gerad und einsam, wie ein Wall von Wald, ein verlassenes Schlößchen lugt oben aus den Bäumen, in dem einst Heinrich von Dettingen mit milder Weichheit die Frauen besang, und fern über den Zug des Waldes erhebt sich der tragische Riß eines zerborstenen Burgturms in den Himmel. Das Nordufer aber flieht in steilgebrochenen Linien mit übereinanderspringenden Hügelkanten zu den Waldhöhen des Bergstocks hinauf. Aus diesem Gegensatz ergibt sich etwas Eigenwilliges, und es gehört zu den wunderbarsten Wandererlebnissen, wenn wir abends vor Meersburg die Sonne im Überlinger See untergehen sehen. In hundert Abstufungen tönen sich die Scharen der steilen nördlichen Hügelfälle unter dem Glanz der Wolken, bald rosenzart und bald



Das Franziskanertor in Überlingen

drohend stahlblau, während das andere Ufer einfarbig im beruhigten Abend liegt und der See eine sagenhafte Flur von Farbenereignissen wird: Vulkanische Ausbrüche leidenschaftstoller Gluten stechen mit starren Feuersbrünsten über die matte Lilaseide der Uferwasser, die ein jeder Augenblick in anderen lyrischen Farbenschatten aufblühen läßt, eine Passion der Farben.

Wir schreiten oben am Rand des Waldes über den Rebbergen. Ein altes einsames Haus hat sich hier an den Waldrain geflüchtet. Die Droste, die oft in Meersburg wohnte, liebte es und besuchte es oft mit ihrem Busenfreund Levin Schücking. Sie besang es auch in einem Gedicht. Damals war es das Heim eines braven Weinwirts. Heute hat das Rebhäuschen einen viel gelehrteren Besitzer, der seinen einsamen Platz bewußter genießen wird, als der alemannische Weinwirt. Wir gehen vorbei. Das alte schmale Häuschen steht hinter uns im Himmel. Der See weitet sich wie zu einem Meer, und dann taucht die Burg von Meersburg schroff vor uns aus dem Hügel. Die Stadt steht an und auf den Felsen wie in erstarrtem Zurückschauern vor dem See, der schon gleich am Ufer ohne Halde mit großer Tiefe beginnt und von dem Grausiges erzählt wird: daß er die Felsen tief unterhöhlt habe und die Stadt einst ganz verschlingen werde. Vor drei Jahren versank ein großer Wirtsgarten mit einem Haus spurlos im Wasser. So liegt Meersburg am Ufer, verwachsen mit ihm, wie ein alter Wurzelknorren, grau von Alter und Sturm wie sein Fels. Aus dem schmalen Stadtteil am Seeufer wachsen diese Felsen auf und tragen, von alten Bürgerhäusern, Festungsmauern und Türmen zusammengehalten, die Burggebäude und die Bischofsschlösser, die einen wild verworren, von zwölf Jahrhunderten zusammengeschweißt, fast Fels geworden in Zeit und Sturm, die andern mit der gepflegten Weitschweifigkeit des Barocks wohlig aufgestellt, um über den See zu schauen. Denn hier ist vielleicht der Höhepunkt des Bodensees. Hier entfaltet sich seine ganze Weite, ladet sich mit allen Stimmungen, deren dieser deutscheste der Seen fähig ist. Hier leuchten die Winternächte mit tief kaltem Erglühen über die Erde, wie Nächte auf dem reinen Meer. Hier sieht man die Sonne mit den Geschehnissen von leidenschaftlichen Tragödien auf- und untergehen. Über der Stadt heben Wiesenkuppen ihr blumiges Gewölbe fromm in den summenden Sommer, wenn jenseits fern, wie unglaubhafte Ahnungen, die Schneeberge aufdämmern; hier schlägt sich plötzlich, wenn der Föhn kommt, die ganze Kette der Alpen von Bayern bis zum Montblanc wie aus eisigem Silber scharf und nah durch die Luft, und die Gewitter fließen im Juli zusammen, die vom Thurgau und vom Linzgau herströmen, und entladen sich in dem wutfarbig grünen und schwarzen schreienden See.

Einer der netten Bodenseedampfer zieht mit uns nahe am Ufer dahin, in den Obersee. In urtümlichem Zug schweift die dunkle Flotte der Schifferboote dem Überlinger See zu. Wohlgeordnete Weinberge, in denen der beste Saft des Sees gedeiht, liegen strichig geschichtet am hügeligen Ufer. Ein schönes weites Dorf bettet sich weiß hinein, das Weindorf Hagnau. Es hat seinen großen Tag im Herbst, wenn zum erstenmal der junge Most verschenkt wird. Das ist der Suser-Sonntag. Dann kommt der ganze See und trinkt und feiert den jungen Wein mit üppiger Ursprünglichkeit.

Bald ändern sich am Ufer die Rebberge zu Obstwäldern. Sie ziehen tief ins Land hinauf durch grüne Wiesen und umschlingen süße Dörfchen, bis Friedrichshafen im dünnen Uferstreifen die beiden Kuppeltürme der Schloßkirche in die Luft hebt und alle Reisenden die alte Zeppelinhalle in Manzell mit den Gläsern suchen und sich von den Tagen zu erzählen beginnen, an denen sie hierhin in überfüllten Zügen das Märchen des fliegenden Schiffes zu erleben kamen. So schön gerundet sich nun Friedrichshafen an den See stellt, alt und zusammengebacken, so enttäuschend sieht es im Innern aus. Ein paar nüchterne Gassen laufen hin und her, ein geschmackloses neues hat das schöne alte Bild ganz zerstört. Aber Friedrichshafen wollte durch Zeppelin ja zur Hauptstadt Deutschlands werden. Als die Millionen der Spende dorthin zusammenflossen, da taten sich auf einmal die Bewohner, die bis dahin alle Zeitungs-



Blick über Ludwigshafen auf den See

korrespondenten waren, zu etwas Neuem zusammen und spekulierten auf Industrie und auf Terrain. Die Zeit hat diese Hoffnungen revidiert. Friedrichshafen will wieder das alte Friedrichshafen sein, und Zeppelins Märchenschiffe werden hier nur gebaut, um gleich zu entfliegen. Sie nehmen ihren ersten Weg nach wie vor über die Kuppeltürme der Kirche und das mächtige Dach des königlichen Sommerschlosses. Dorthin gehen auch wir, uns den alten wuchtigen Park und die wundersamen Farbenschwelgereien der Glasfenster aus württembergischen Klöstern und Kirchen anzuschauen.

Auch die Reihe der Schweizer Städte, die am Südufer drüben zu Füßen des schweren Vorgebirges leuchten — Romanshorn, Arbon, Rorschach — haben ihr Leben tüchtig in den Dienst der Zeit gestellt und blühen in Industrie und Verkehr, ohne wie Friedrichshafen ganz ihre Vergangenheit zu verleugnen. Arbon und Rorschach wenigstens besitzen manchen malerischen Winkel und in alten Gebäuden die Zeichen ehemaliger Blütezeit. Die Erker von Rorschach erzählen von der alten Bürgerkultur der Stadt, und das Arboner Schloß mit seinem Turm aus massigen Findlingen bringt die Zeit in Erinnerung, da die Römer den See eroberten, mit Straßen umgaben und befestigten. Von diesem geschichtlichen Abschnitt ist an Bauwerken am Bodensee wenig mehr geblieben. Aber jene römische Invasion hat sich mit einer rätselhaften Zähigkeit im Blut des Südufers erhalten, und nach anderthalb Jahrtausenden sehen wir in den Dörfern manchmal Männer und Frauen, welche die schwarze brutale Schönheit des klassischen Roms herumtragen.

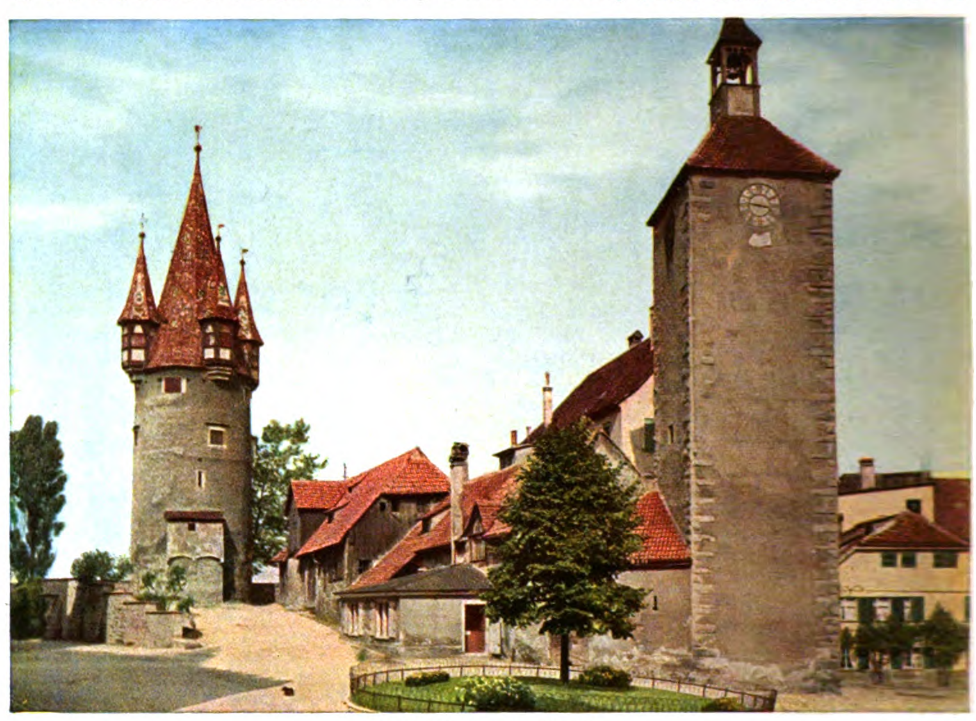
War der Untersee oft von der gefallsüchtigen Koketterie einer Frau, der Überlinger See von bizarr-sehnsüchtiger Romantik, das Nordufer des Obersees von eintöniger flacher Eindringlichkeit, so steigert sich am Schweizer Ufer das Land allmählich zu mächtigeren Wirkungen. Wege und Bahnen geben uns Gelegenheit, auf die massiven Stöcke des Vorgebirges hinauf zu kommen. Fast drohend nah, kalt, schön und unbegreiflich streben oben auf einmal die silbernen Köpfe der Appenzeller Alpen vor uns auf, und zur anderen Seite tief unten liegt das Meer Schwabens glanzvoll und still, die sachten Ufer mit leuchtenden Dörfern besät. Die Wucht gebirgiger Schönheit ersteht um uns. Wälder nehmen uns auf, und Wiesen geben den Blick wieder frei. Es geht steil bergan. Große und reiche Dörfer ziehen sich hoch hinauf. Der See wird eine silberblaue, selige, unendliche Scheibe, in die Lieblichkeit seiner Ufer kostbar gefaßt. Wir erleben ihn so von der Höhe viel ferner, viel unpersönlicher, aber voll von unerwarteten Reizen.

Je mehr wir von den Schweizer Städtchen dann nach dem großen Bogen streben, der ostwärts mit von den Schneegipfeln des Allgäus und Vorarlbergs zackig überragten Bergen den See einfaßt, um so gewaltiger wächst die Landschaft auf. Das Vorgebirge hört auf der Fahrt nach Bregenz plötzlich ganz auf. Das breite Rheintal öffnet sich. Die Bergflanken laufen grün, in Ortschaften, Obstwiesen und Almen aufgeteilt, zu beiden Seiten der Ebene. Schneealpen überragen sie kalt, und im Grund des tiefen Tales errichten sich auf einmal mit teufelischer Ungeheuerlichkeit schroff und kahl, mit glänzendem Schnee und Eis bestreift, die Alpen. Nun sieht man sie endlich von Kopf bis zu Fuß. Wunderbare ferne Massive überschneiden sich, stellen grausig gewaltsame Pyramiden und Trapeze und fallen urhaft, in jäher Plumpheit gerade zum Grund des Tales. Oft sind sie schwarz vor dunkler Gewalt. Der Rhein kommt absinthgrün von ihnen hergezogen. Aber er verschwindet in der weiten Ebene. Nur die Brücken geben seinen Lauf zu erkennen.

Eine östliche Bergflanke hinan, am Zusammenschluß von Ebene, See und Gebirge, ist Bregenz gebaut. Die kleine Kapelle auf dem Gebhardtsberg tritt kühn über die Stadt hinaus, die selber sich grau und innig in den Hügel drückt und sich erst zu erkennen gibt, wenn man durch ihre Gassen schreitet. Unten am See, wo Bahnhof und Hafen sind, bestrebt sie sich, mit Hotels und Geschäftshäusern ein Kind unserer Zeit zu sein, eine Stadt, die mit allem, was war, als mit unnützem Zeug brechen will. Aber je mehr wir uns in sie hineinvertiefen, je höher wir ihre Hügel-



Bregenz, vom Klosterweg aus gesehen



Der Diebsturm in Lindau

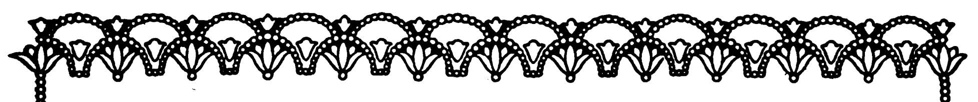
ursprünglicher Menschenentwicklung. Und all das Große, was hier vom Menschen kam und zum Menschen geht, hält eine Natur zusammen, die von einem Wunder der Vielfältigkeit ist, daß ich noch nirgends dergleichen sah. Wie dieser See sich geographisch einschließt zwischen die sanften Wogen alemannischer Obsthalden und die kalten heiligen Wälle der Alpen, so lebt er einen jeglichen Tag in unausschöpfbarer Vielfältigkeit, bald Meer und bald Idylle, bald bedrohlich klar und von den scharfen Firsten der Alpen wie von sagenhaften eisigen Fernen und Höhen umkränzt, und bald wieder eine nebelgefüllte Leere, bald lyrisch bunt und lieblich und bald voll tragischer Wut und zerstörendem Trotz. Der deutsche See!

Warnung

Du bist nach tief durchruhter Nacht
Mit frischem Wohlgefühl erwacht;
Die Sonne leuchtet draußen hell,
Und in den Garten eilst du schnell.
Der schwimmt in einem Blütenmeer,
Die Vögel schmettern um dich her,
Und über deinem Haupte — schau! —
Wölbt sich der Himmel strahlend blau.
Nun hebt und füllt sich deine Brust
Mit wundersamer Frühlingslust:
Die Lebenssorge weicht zurück:
Du wähnst, es komme heut das Glück.

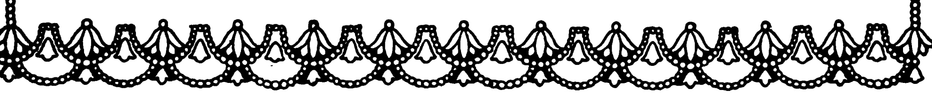
Mein Freund, mein Freund, ich rate gut:
Sei heute nur auf deiner Hut.
An solchen Tagen — glaube mir —
Da steht das Unglück vor der Tür!

Elisabeth Gnade



A-Lu-Te. Aus dem Leben einer chinesischen Diva

Von E. Schulze-Schwekhausen



Wir bezogen in Tientsin die Winterquartiere; denn die Gesandtschaften waren entsetzt und das Land von Boxerhorden befreit. Aber wie sah es überall aus? Auch in Tientsin trug man an den Folgen des chinesischen Bombardements. Dieser reichste Handelsplatz Nordchinas zeigte tiefe Spuren der Boxergreuel. Der kilometerlange Weg, der von ihr bis zu der eigentlichen Chinesenstadt führte und den sonst zahlreiche Kaufläden von kostbaren Seiden- oder anderen Landesprodukten eingesäumt hatten, ging jetzt zwischen Trümmern über kahle Felder. Öde und langweilig wie dieser Weg drohte auch das Garnisonleben zu werden. Kein Wunder, daß Offiziere und Mannschaften täglich die Quartiere in der deutschen Konzession verließen, um in der zwei bis drei Kilometer entfernten Chinesenstadt mit ihren Hunderttausenden von Einwohnern Entdeckungsfahrten zu machen, Kuriositäten einzuhandeln, Pelze für den drohenden harten Winter zu kaufen und chinesische Art und Sitte kennen zu lernen. Ich hatte viel freie Zeit, denn mein Dienst bei der Truppe war nur teilweise anstrengend. Ich wollte China und seine Eigenart gründlich studieren und war entschlossen, so rasch wie möglich chinesisch zu lernen, um mich von den Dolmetschern unabhängig zu machen, die alle große Spitzbuben und Gauner waren. Aber woher sollte ich einen Chinesen bekommen, der etwas deutsch sprach, um mich wenigstens in die Anfangsgründe dieser ungemein schwierigen Sprache einzuführen? Der Zufall wollte es, daß ich, von der Hinrichtung eines berüchtigten Boxerführers heimkehrend, an einem großen Gebäudekomplex vorbeifuhr, in dessen Tor eine Anzahl Chinesen, offenbar Diener, standen. Unter ihnen sah ich einen etwa zwanzigjährigen jungen Mann, in blaue Damastseide gekleidet. Ich wollte wissen, wem der große, reiche Besitz gehörte, und sprach den gebildet aussehenden jungen Mann auf englisch an, das viele bessere Chinesen Tientsins sprachen. Zu meiner Überraschung bekam ich eine englische Antwort. So machte ich die Bekanntschaft Liu-Weng-Changs, wie er sich vorstellte.

Am andern Tage fuhr ich mit ihm durch ein Labyrinth von Gassen nach seiner Wohnung, die einen merkwürdigen Kontrast zu seiner reichen Seidenbekleidung bildete. Denn sie bestand aus drei hintereinanderliegenden Häusern von ordinären Lehmmauern, deren Zwischenraum durch schlecht gebaute Lehmwände zu einem ganzen Komplex vereinigt waren. Liu bat, vor meinem Eintritt in den Yamen mich anmelden zu dürfen, damit seine Mutter und seine Schwester sich in Sicherheit bringen könnten und ich sie nicht sähe. „Ich werde ihnen gewiß nicht Böses tun, Liu! Darauf können Sie sich verlassen."

„O, Mister Schüh," (die Chinesen taufen alle Fremden ihrer Sprache entsprechend um, und so nannte er mich immer so) „das weiß ich. Aber wir sind Mohammedaner, und Frauen und Mädchen zeigen sich bei uns keinem fremden Manne. Auch bei den anderen Chinesen ist es meist so." Ich war überrascht. Mohammedaner in Nordchina? Mein Erstaunen wuchs, als mir Liu an einem Freitag mit einer weißen, spitzen Mütze auf dem Kopfe, von der Moschee kommend, entgegentrat. Ich hörte, daß sieben große Moscheen in Tientsin seien und mehr als 100 000 Mohammedaner dort lebten. „Ja, und die besten Restaurants und die teuersten in Tientsin sind alle in den Händen von Mohammedanern, denn wir sind sauberer als die anderen Chinesen," meinte er stolz.

„Gibt es denn wirklich gute Restaurants?" fragte ich.

„O, feine, wundervolle! Wollen Sie Morgen mit mir zu Mittag essen und einmal einen echt chinesischen Tag, wie ihn die reichen Chinesen feiern, verleben? Sie müssen kommen."

„Ja gewiß. Ich komme, und lassen Sie es nur so echt chinesisch werden, wie Sie wollen."

„Wollen Sie auch nachher mit ins Konzert und Teehaus nach dem Essen? Mein Vetter Wang sagt, heute sei eine berühmte Sängerin aus Shanghai gekommen, die bei Su-Shun singt. Sie heißt A-Lu-Te. O, das ist wundervoll, Mister Schüh. Wollen wir alle hingehen! Ich liebe das Singen und Theaterspielen leidenschaftlich. Nur muß ich mich vor meinem Vater in acht nehmen. Er haßt die Singspielhallen und verbietet sie mir immer."

„Ich bin morgen am Osttor der Chinesenstadt; um zwölf Uhr holen Sie mich dort ab," entschied ich.

Es war ein kalter, trockener Dezembertag, als ich um 11¾ Uhr bereits vor dem Osttor der Chinesenstadt ankam, über dem drei abgeschlagene Köpfe hingerichteter Ver-

brecher mit den Zöpfen aneinandergebunden hingen.

„Hallo, Mister Schüh! Sie sind sehr pünktlich,“ hörte ich Lius Stimme plötzlich hinter mir, „wir wollen gehen, alles ist schon fertig im Restaurant. Eine Rikschah steht in einiger Entfernung und wartet auf Sie.“

Wir — Liu, dessen Vetter Wang und ich — gingen rasch zur nächsten Gasse, wo in der Tat zwei Rikschah mit den Kulis davor auf uns warteten.

Das Äußere eines chinesischen Gasthofes, der sich in nichts von den gewöhnlichen Häusern unterscheidet, höchstens daß man ihn ob verschiedener Düfte von gebratenem Fisch usw. schon in einiger Entfernung riecht, ist wenig einladend.

Als ich mit Liu den Kochraum betrat, den man zuerst durchschreiten mußte, um in den Binnenhof zu gelangen, an den die Häuser mit ihren „Chambres séparées“ stießen, fesselte zunächst der große, unförmige Herd meine Aufmerksamkeit. Er war aus Lehm gemauert und enthielt zahlreiche Kochlöcher, auf denen schmiedeeiserne Pfannen und andere Geschirre, die die Mitte zwischen Pfanne und Kasserolle hielten, brodelten.

Bevor wir die Küche verließen, durchschritten wir einen abgeschlagenen Teil des Raumes, in dem ein Boy saß und sich unter Schüsseln, Speisen usw. frisieren ließ. Der chinesische Haarkünstler kämmte ihm mit großer Seelenruhe gerade den Zopf aus und pflegte die Resultate des Tuns nebst Kamm zwischen die Schüsseln mit Essen auf den Tisch zu legen. Das stimmte meinen Appetit schon um zahlreiche Grade niedriger.

Am Ausgang der Küche empfing uns der Chef mit lautem Begrüßungsruf, auf den der Chor der bedienenden Boys aus dem Hause mit lautem Geschrei unisono antwortete. Wir wurden in das reservierte Zimmer eines den Binnenhof bildenden Längshauses geleitet, das nur durch Bretterwände in verschiedene Abteilungen getrennt war. Es enthielt nichts als einen runden Tisch und sehr unbequeme, harte chinesische Holzstühle. Nicht der geringste Schmuck und dabei eine Hundekälte, denn ein Ofen war nicht vorhanden. Man brachte zwei Kohlenbecken mit glühenden Holzkohlen herein, und wir setzten uns in unseren Winteranzügen und pelzgefütterten Mänteln und Winterjacken zu Tisch.

So saßen wir da in unserer Straßentoilette und tranken zuerst unseren Tee aus flachen Schalen.

Von Zeit zu Zeit wurde ein heißer, sherryartiger Wein in kleinen, winzigen Schalen gereicht, der aus der einheimischen prachtvollen Traube gekeltert und sehr klar war. Mir setzte man japanisches Flaschenbier vor, das mir aber auf die Dauer widerstand. „Sie müssen viel Bier trinken, soviel Sie wollen, denn mir hat man gesagt, daß der gebildete Deutsche sich immer betrinken muß, wenn er eingeladen wird, um seinen Gastgeber zu ehren. O, Mister Schüh, das weiß ich alles ganz genau. Ich kenne auch was von deutscher Etikette,“ belehrte mich Liu.

„Bleibt denn alles stehen?“ fragte ich Liu, als ich sah, daß nicht abgetragen wurde.

„Yes, Mister Schüh! Sie müssen doch sehen, was wir alles bringen ließen.“

So blieben sämtliche Gräten, abgenagte Hühnerknochen, unzerreißbare Sehnen, Schalen von Erdnüssen, Apfelsinenschnitten, Birnenüberreste, Knorpel zwischen den Schüsseln auf dem Tisch oder auf dem Fußboden liegen. Taschentücher schienen Liu und Wang für Luxus zu halten, und weil sie beständig ausspien, so waren meine Füße immer auf der Flucht.

Endlich war die Mahlzeit beendigt.

„Und jetzt müssen wir zu Su-Shun. Das Konzert und Theaterspiel wird gleich beginnen,“ rief plötzlich Wang, Lius Vetter.

Wir brachen auf, begleitet von den lauten Dankesrufen des Wirtes und der bedienenden Kulis.

Kaum hundert Schritt von dem chinesischen Restaurant entfernt lag die große Halle, die im Innern mehr einer Scheune glich. Die Bühne war eine Empore aus Brettern ohne jede Kulisse. Auf ihr saßen zwölf bis fünfzehn Mädchen in prächtigen Gewändern, sämtlich die Backen knallrot gefärbt. Man kann diese Sitte schon bei den fünf- und sechsjährigen Mädchen allgemein in China beobachten. Der Zuschauerraum war angefüllt von einer großen Menschenmenge, doch unter ihr keine einzige Frau. Auf rohen Bänken saßen die Zuhörer, Tee trinkend und Erdnüsse knackend. Rechts und links an den Wänden hatte man einige Verschläge gemacht, die wohl eine Art Logen vorstellen sollten. Hier saßen die reichen Kaufleute in ihren prachtvollen farbigen Gewändern aus Damastseide, die Ärmel und die Kappen mit kostbarem Zobel oder dem noch kostbareren Cheilun (Kamtschatka-Otter) verbrämt; manche von ihnen hatten ganze Jacken aus diesem überaus wertvollen Rauchwerk, das sie wie bei uns die Frauen nach außen trugen. Ununterbrochen folgte eine Sängerin der anderen. Zuweilen tanzten ihrer zwei, mit rasselverzierten Stäben leise Arme und Schultern schlagend, gemessenen Schrittes eine Art Menuett. Gelang einer Sängerin ein Stück besonders, hauptsächlich wenn ein hoher, langgezogener Ton gut herauskam, so hoben die Zuhörer bewundernd den Daumen der rechten Hand auf und riefen begeistert: „Chau! Tinchau! Shangaudi!“ (Gut! Vortrefflich! Herrlich!)

„Wie gefällt Ihnen der Gesang? Ist er nicht schön?“ fragte mich Liu, strahlend vor Stolz.

„Ich verstehe kein chinesisch und kann ihn nicht gut beurteilen; es ist sehr schön,“ log ich. Denn das Gegenteil zu sagen wäre ein unverzeihlicher Mangel an Takt und Wohlerzogenheit für die Chinesen gewesen.

„Wann tritt denn A-Lu-Te auf?“ fragte ich ablenkend. „Oder welche ist es?“

„Die berühmten kommen erst immer, wenn die andern schon gesungen haben,“ belehrte mich Wang, „sie muß noch kommen.“

Draußen am Eingang hörte man jetzt ein lautes Rufen, das sich in den Saal fortpflanzte. Einen Diener in gewöhnlichem blauen Baumwollstoff vor sich und einen hinter sich stelzte auf ihren verkrüppelten Füßen eine Chinesin herein und schritt mitten durch den Zuschauerraum der Bühne zu. Es war A-Lu-Te.

Unter lautem Beifallsgeschrei kletterte sie mühsam die Treppe zur Bühne hinauf. Ich studierte ihr Gesicht, konnte es aber bei den qualmenden Petroleumlampen nicht genau erkennen. Ihre Kleidung bestand aus Beinkleidern und einem knapp bis zum Knie reichenden Rock von schwarzer, dicker Atlasseide, die um den Hals und an den weiten herabfallenden Ärmeln prächtige Stickereien von fliegenden Vögeln und anderen Tieren aufwies. Auch die Knöchelbänder, mit denen die unten spitz zulaufenden Hosen am Fußgelenk befestigt waren, verzierten reiche Stickereien. Das Haar trug sie hoch frisiert mit zahlreichen silbernen Zieraten, zum Teil aus Silberplättchen, auf die die schillernden Federn des stahlblauen Eisvogels kunstvoll befestigt waren. Mäuschenstill wurde es, als sie zu singen begann. Die Männer schienen wie verzaubert. Liu, der neben mir saß, verschlang sie förmlich mit Blicken. Mir blieb das Entzücken unverständlich. Ich fand die Art des Singens geradezu widerwärtig.

Manchmal glaubte man eine getretene Katze miauen zu hören, dann wieder kamen Töne durch die Nase oder hinten aus dem Rachen. Das ganze wurde plärrend und ohne Heben und Senken des Tones, ohne jedes Abschwellen vorgetragen. Als sie endete, erhob sich lautes „Tinchau! Shangaudi!“ Liu raste. Aber mitten in seinem Beifallsrufen tauchte vor unserer Loge die ehrwürdige Gestalt eines alten Chinesen auf. Ich habe selten ein Volk gesehen, wo die Würde des Auftretens so wundervoll hervorsticht wie bei den Chinesen, besonders den alten. Lius Gesicht nahm den Ausdruck großer Bestürzung an. Das ganze Auditorium sah auf ihn und seinen Vater; denn er war es. Liu erhob sich ehrerbietig und blieb mit gesenkten Augen stehen. Das Gesicht des alten Mannes zeigte tiefste Bekümmernis, die auch aus seinem Tone sprach. In milder, väterlicher Weise sprach er ruhig, aber nachdrucksvoll auf ihn ein. Es mußten schlimme Dinge sein, die er dem theaterwütigen Sohne vor allen Leuten an den Kopf warf. Und dieser, ein erwachsener Mensch, wagte kein Wort der Erwiderung, sondern verließ unter den schadenfrohen Blicken der Zuhörerschaft das Theater. Sein Vetter Wang blieb bei mir. Ihn fragte ich, was der Vater denn gesagt habe.

„O, Mister Schüh! Böse Sachen!“ antwortete er auf englisch. „Der Vater war schrecklich wütend. Er nannte ihn einen Faulpelz, einen Dorn in seinem Fleische, eine wahrhaftige Schande der Familie und einen Mörder seines Vaters, der in Theatern sich herumtreibe statt ernst zu arbeiten, einen Rabensohn, der das Fleisch des Vaters fresse und den er wie einen Hund deshalb töten sollte. O, es war schrecklich.“

Der ganze Auftritt war ein unerhörter Eklat. Denn Liu gehörte zu den ältesten, wenn auch verarmten Familien Tientsins. Mit Stolz hatte er mir erzählt, daß die Grabhügel seiner Ahnen schon unter der Ming-Dynastie dort gestanden hätten, wo sie jetzt noch seien. Die ganze junge und alte Lebewelt der reichen Kaufmannsgilde war im Theater versammelt, um die berühmte Schönheit zu sehen und zu hören. Und vor ihr machte der Vater eine Szene, die dem Klatsch in allen Kauf- und Teehäusern für Wochen Nahrung geben mußte.

Auch auf uns, die Teilnehmer des Diners, fielen die Schatten des Skandals. Ich nahm die Sache mehr von der komischen Seite, denn es war in der Tat nicht ohne Komik wie mein braver Liu mitten in seinem Begeisterungsrausch den Kübel Eiswasser über den Kopf bekam und vom Himmel seiner Gefühle in die Hölle der Erniedrigung geschleudert wurde.

„Das Dessert des Diners ist etwas bitter,“ sagte ich zu Wang, „ich glaube, wir verdauen zu Hause weiter.“

„O, es ist furchtbar für Liu. Der Vater ist zu weit gegangen,“ antwortete Wang, „wenn mein Vater mir ‚das Gesicht nähme‘, ich würde Selbstmord begehen.“

Am andern Tage erschien Liu nicht mehr zur Unterrichtsstunde. Erst als die Dunkelheit hereingebrochen war, klopfte es. Liu stand vor der Türe. In jener Zeit ging kein Chinese in der Dunkelheit ohne Not auf die Straße. Liu kam trotzdem, um sich zu entschuldigen, daß er mich heute habe warten lassen müssen.

„Ich habe mein Gesicht verloren, ich habe mein Gesicht verloren!“ rief er voll Kummer. „Mein Vater hat es mir genommen. Ich kann für lange Zeit nicht mehr unter die Leute gehen,“ jammerte er. „O! Es ist eine Schande! Eine Schande!“

Wenn man „das Gesicht verliert“, ist man das, was man bei uns in Europa oft auch nennt: „gesellschaftlich unmöglich geworden.“ Ich verstand Lius Kummer damals noch nicht recht, weil ich zu kurze Zeit in China war, und suchte ihn zu trösten. Aber er ließ sich nicht beruhigen.

„Ach, ich möchte mir am liebsten das Leben nehmen oder fortrennen,“ meinte er. Schließlich fragte er, ob er nicht lieber abends kommen solle, um mir Unterricht zu geben, zugleich bat er mich um zehn Dollar Vorschuß. Das fiel mir auf. Aber ich gab sie ihm. Als er am andern Abend kam, war

er wie umgewandelt, so daß ich mich nicht genug über sein strahlendes Gesicht verwundern konnte und ihn nach der Ursache des raschen Wechsels fragte.

„O, Mister Schüh! Sie sollten sie sehen. Sie ist wunderbar schön. Ich werde sie heiraten."

„Wen?"

„Na, Fräulein A-Lu-Te!"

„Sie haben sie doch vorgestern das erstemal gesehen!"

„Ich war heute nachmittag bei ihr."

„Was?"

„Yes, Sir!"

Und nun erzählte er mir, daß er sich die zehn Dollar habe geben lassen, um ein silbernes Armband zu kaufen und es ihr zu bringen. Ferner könne man chinesische Sängerinnen im Hause ihrer Unternehmer oder Eltern besuchen und sich Lieder vorsingen zu lassen, wofür man zwei bis drei Dollar bezahlen müsse, und das habe er heute nachmittag getan. Sie sei so schön, wie ich sie mir gar nicht vorstellen könne, und die Stimme! Und die Lieder! Kein Weib in Tientsin gleiche ihr. Er war ganz begeistert. Ich fragte ihn, was er denn auf die Dame für einen Eindruck gemacht zu haben glaube.

„O, sie sagte mir, ich dürfe jeden Tag kommen, sie wolle immer umsonst singen. Sie will, daß ich sie heirate!"

„Das ist etwas schnell!"

„Ja, ich will sie haben und heiraten. Indeed, Mister Schüh. Ich kann ohne sie nicht mehr leben," rief er entschlossen.

„Ihre Familie wird es nicht dulden. Denken Sie an Ihren Vater von vorgestern."

„A-Lu-Te wird meine zweite Frau. Das kann sie immer werden. Nur first wife kann sie nicht sein; die muß immer aus guter Familie stammen. Aber ich kann vier Frauen heiraten, wenn ich will," belehrte er mich.

„Weiß denn Ihr Vater schon von Ihrem Entschluß?" fragte ich ihn.

„No. Er darf nicht. Ich sage immer, daß ich nachmittags zu Ihnen gehe, hierher nach der Konzession. Aber in Wahrheit bin ich immer in ihrem Hause. Sie hat ihren eigenen Yamen (Wohnhaus) neben dem ihres Vaters, zusammen mit ihrer Schwester. Wir drei sind dann zusammen. O, Mister Schüh! Sie ist so witzig und macht mich soviel lachen. O, und fechten mit Worten kann sie! Dagegen kann kein Mann standhalten. Sie weiß zuviel Worte. Zuviel." Im Eifer vergaß er sein gutes, gesetztes Englisch und fing an, chinesische Redensarten ins Englische wörtlich zu übersetzen, was dann sehr drollig klang.

„Sie sind ja ganz verliebt, Liu! Werden Sie denn wiedergeliebt?"

„O, yes! Sie hat gesagt, alle Tage muß ich kommen. Sie will sehr traurig sein, wenn sie mich nicht sieht. Ich soll sie ihrem Vater abkaufen, damit ich sie heiraten kann. Sehen Sie! Als Zeichen ihrer Liebe hat sie mir dies gegeben." Dabei zog er ein zierliches Taschentuch von bunter Seide aus seiner Brust und hielt es mir hin.

„Wieviel will denn der Vater haben?" fragte ich.

„10000 Taels (32000 Mark)."

„Wieviel?"

„Yes, 10000 Taels. Und ich kann höchstens 1000 bezahlen," erwiderte Liu mit bekümmerter Miene.

„Dann ist eine Heirat doch ausgeschlossen," warf ich ein.

„O, wir rennen einfach zusammen weg, wenn es nicht anders geht," antwortete er bestimmt.

Ich wurde neugierig, denn das Weib stand doch sonst in China nicht hoch im Preise, und fragte Liu, ob ich denn die Schönheit nicht mal aus der Nähe sehen könne. Ich wollte sie kennen lernen.

„Es ist sehr schwer, Mister Schüh!" meinte er. „Sie wissen, daß unsere Frauen sehr bange vor den Fremden sind. Ich will es versuchen. Wenn Sie wollen, kommen Sie morgen nachmittag gegen drei Uhr zu meiner Wohnung. Dann gehen wir gemeinsam hin. Ich will erst vorher mit ihr sprechen, daß Sie kommen; sonst ist es unmöglich für Sie, in ihr Haus zu gehen."

Ich war natürlich bereit und fand mich zur angegebenen Stunde bei Lius Haus ein. Diesmal gingen wir durch ein Gewirr von Gassen zu Fuß nach dem Hause der „ersten Schönheit", wie Liu sie zu bezeichnen pflegte. Zu meiner größten Überraschung fanden wir uns plötzlich neben dem Konzerthaus, das dicht beim chinesischen Restaurant lag, wie ich oben erwähnte. In einer schmalen Sackgasse blieb Liu vor einem fest verrammelten Tore stehen und klopfte. Im Innern wurden die leisen Schritte von chinesischen Filzschuhen hörbar. Ich sah jetzt, wie ein braunes Auge durch die Ritze des Tores uns argwöhnisch von innen beobachtete. Dann entfernten sich wieder die schlürfenden Schritte. Offenbar wollte der Türhüter erst Instruktion holen, weil er einen fremden Teufel vor dem Tore gesehen hatte.

Liu indes rief laut „Kai-me!" Unmittelbar darauf antwortete aus dem Innern des Hofes eine weibliche Stimme, die einen scharfen Befehl gab. Der Diener flog förmlich und zog rasch die dicken Querriegel zurück.

Wir traten in einen geräumigen, rechteckigen Hof, der von vier einstöckigen Ziegelhäusern gebildet wurde. Ihre Fenster und Türen gingen alle nach diesem Binnenhof. Liu schritt voraus und bog nach unserm Eintritt rechts um, auf eins der Häuser zugehend, das wie alle übrigen aus einem Mittelraum, in den die Treppe führte, und je einem Raume rechts und links davon bestand.

Als wir in den Raum zur rechten Hand eintraten, empfing uns mit vergnügtem

Lachen Fräulein A-Lu-Te. Wir waren in ihrem Yamen. Ohne jede Ziererei trat sie auf mich zu und gab mir lustig zwinkernd die Hand. Mein erster Eindruck war recht enttäuschend. Ich hatte die Diva in Erinnerung, wie sie in prachtvoll gesticktem Gewande aus schwarzem Atlas, das Haar geschmückt, feierlich ins Theater einzog. Hier trat sie uns entgegen in einem kirschroten Seidengewand, das bis zum Knie ging und vorn auf der Brust voller Fettflecken und Spuren von Speiseresten war. Eine förmliche Fettchaussee zog sich die Brust hinunter. Man sah aber trotzdem, welch wunderbares Gewebe, und von welcher Kostbarkeit die gemusterte Seide ursprünglich gewesen sein mußte. Ich nahm mir jetzt Zeit, die „erste Schönheit" zu studieren. Wie soll ich sie beschreiben, um den chinesischen Begriff vollendetster Schönheit richtig zu entwickeln? Fräulein A-Lu-Te mochte vielleicht zwanzig Jahre zählen. Ihre Gestalt war mittelgroß und weder üppig noch mager, sondern gut genährt. Ihre Füße hatte man wie die aller Chinesinnen verkrüppelt, so daß sie beim Gehen nur stelzen konnte. Ihr Gesicht hätte einem russischen Bauernmädchen mit gelber Hautfarbe gehören können. Denn die Backenknochen traten nur wenig hervor. Auffallend gering erschien die häßliche Schlitzung der Augen. Ja, die großen, tiefschwarzen Augen fielen sofort durch ihren Glanz auf. Sprühende Lebenslust und geistige Beweglichkeit blitzten aus ihnen. Häßlich konnte man nur die Stirn nennen; sie war hoch, breit und leicht vorgewölbt. Sie trat um so stärker hervor, als das Haar straff und nach oben zu einer kunstvollen Frisur mit einigen künstlichen Chrysanthemen darin verarbeitet war.

Ihr Stumpfnäschen verbreiterte sich nach unten. Darunter kam die kurze, fleischige Oberlippe mit der üppigen Unterlippe, die den breiten, sinnlichen Mund bildeten. Beim Sprechen — und wie lebhaft sprach sie — sah man beständig ein herrliches Gebiß. Als ob Perle an Perle gleichmäßig gereiht sei, so konnte man beim Anblick dieser prachtvoll geformten Zahnreihen denken. Aber ach! Zahnbürsten schien Fräulein A-Lu-Te nicht zu schätzen. Denn am Zahnfleisch saß ein kaffeebrauner Rand, der wie zur Trauer die ganze Zahnreihe begleitete, wie ich sofort entdeckte. Ihre wohlgeformten kleinen Ohren lagen dicht am Kopfe und waren frei zu sehen. Wundervolle Hände hatte sie. Van Dyck hat nie schönere Hände gemalt, als ich bei Fräulein A-Lu-Te bewundert habe. Lang, schlank und von feiner Rundung erschienen mir die Finger, die Nägel aufs sorgfältigste gepflegt, besonders die des vierten und fünften Fingers, die drei bis vier Zentimeter lang sein mochten und in einem Überzug aus durchbrochener Silberarbeit steckten, so daß sie wie silberne Adlerkrallen wirkten. Das Gehäuse ging bis zum zweiten Fingerglied in die Höhe und wurde nie abgelegt, außer zum Reinigen der Nägel, damit die Kostbarkeit der Krallen nicht litt; denn sie brechen natürlich leicht ab, wenn sie keine Stütze und keine Schutzhülle tragen. Die eigentliche Hand wies an den Knöcheln kleine Grübchen auf und war voll, weich und schön geformt. Auffallend an Fräulein A-Lu-Te und sicherlich ein Hauptgrund für den Ruf ihrer Schönheit mußte das natürliche Rot ihrer Wangen erscheinen. Es sah aus, als ob sich das Gelb der Aprikose mit dem Rot der Pfirsiche in ihrem Gesicht vereinigt hätte. Nach europäischem Begriffe würde Fräulein A-Lu-Te keinen Schönheitspreis gewonnen haben; ihr Eindruck war ein sinnlicher, kein ästhetisch schöner. Alles sprühte an ihr aber von Lebensfreude, Heiterkeit und geistiger Regsamkeit.

Kaum war ich eingetreten, als sie mich sofort zur Zielscheibe ihres Witzes machte. Sie sprach listig blinzelnd einige Worte zu Liu, so daß er laut lachte. Ich fragte ihn, was denn Fräulein A-Lu-Te von mir gesagt habe.

„No, no, Mister Schüh! Sie werden ärgerlich sein, wenn ich es Ihnen sage."

„Ach was! Sagen Sie es nur. Ich nehme es nicht übel."

„Sie fragt mich, ob Ihr Schnurrbart nicht vielleicht angeklebt sei? Denn bei uns dürfen nur alte Männer über fünfundvierzig Jahre Schnurrbärte tragen, und Sie sehen doch viel zu jung aus. Sie hätte Lust, mal daran zu zupfen, ob die Haare auch fest sitzen."

„Sie sitzen ganz fest, sehen Sie, hier!" Dabei zog ich an meinem rotblonden, langen Schnurrbart.

Fräulein A-Lu-Te verstand die Antwort und begann mich anzureden, immerzu lachend und scherzend. Der Ton ihrer Stimme hatte etwas sehr Sympathisches; ihr Timbre klang beim Reden dunkel, wie der einer Altstimme.

Liu lachte wieder verlegen, aber Fräulein A-Lu-Te setzte ihm zu, ruhig alles zu übersetzen, was sie wissen wollte.

„Mejo! Mejo!" (Nein! Nein!) wehrte er ab, als sie nicht locker ließ, so daß ich ihn wieder ermuntern mußte, weiter zu übersetzen und den Wissensdurst von Fräulein A-Lu-Te zu stillen.

„O, Mister Schüh! Sie ist zu mutig in Fragen. Jetzt will sie wissen, warum Sie an den Augen und dem Schnurrbart die Teufelsfarbe haben und warum Sie sie nicht färben."

Bei den Chinesen wird der Teufel immer mit roter Mähne, rotem Bart und oft hellen Augen dargestellt. Als Liu mir die Frage übersetzte, wollte sie sich ausschütten vor Lachen und begann, ohne meine Antwort abzuwarten, weiter zu schwatzen.

„O, Mister Schüh! What a pity, daß Sie nicht chinesisch verstehen. Ich habe es schon lange aufgegeben, gegen sie zu fechten, sie weiß zu viele Worte, zu viele. Sie wissen sicher mehr als ich, und Sie müßten mit ihr fechten," rief Liu.

Ich weiß nicht, was Fräulein A-Lu-Te mir alles für Sachen an den Kopf warf. Nur verstand ich jetzt wieder die Anziehung, die sie auf die ernsten Chinesen ausüben mußte. Während Fräulein A-Lu-Te so lachte, schwatzte und mit Liu lächelte, hörte man draußen das Hoftor gehen. Mehrere in reiche Seide gekleidete Chinesen schritten herein und auf das Haus des Hofes zu, das uns gerade gegenüberlag. Ich konnte es durch die kleinen Löcher im Papier sehen, das in China vielfach die Stelle der Fensterscheiben vertritt. Kurz darauf erschien in unserm Raume Fräulein A-Lu-Tes Dienerin, ein altes, verhutzeltes Weibchen in gewöhnlichem blauem Kattun, wie alle Kuli-Weiber und -Kinder. Ihr Gesicht war eine einzige Runzel. Sie verbeugte sich tief vor mir, so daß ich den spärlichen graumelierten Haarschopf, der wie eine Frikandelle flach und rund auf dem Hinterkopf zusammengedreht lag, in seiner ganzen Dürftigkeit bewundern konnte. Dann sprach sie einige Worte zu ihrer Herrin und holte sie ab, feierlich über den Hof vor ihr hergehend. Sie verschwanden beide in dem Gebäude, wo offenbar die reichen Ankömmlinge auf Fräulein A-Lu-Te warteten. Jetzt hörte man von dorther die Stimme der Diva. Sie gab eine Separatvorstellung. Fünf Minuten später stelzte sie zurück und erzählte Liu etwas mit sprühender Lustigkeit, das ihn aufzuregen und in Wut zu setzen schien.

„Was ist denn wieder los?“ fragte ich Liu.

„O, Mister Schüh! Der reiche Li-Ta-Ying ist drüben mit zwei goldenen Armbändern und hat Fräulein A-Lu-Te gefragt, ob sie sein zweites Weib werden will. Er will den Preis von zehntausend Taels zahlen. Aber sie hat die Armbänder zurückgewiesen. Hätte sie sie angenommen, so würde sie damit ihre Einwilligung gegeben haben. Ich ärgere mich so, daß er sie auch haben will.“

„Wenn nun aber ihr Vater sie zwingt, ihn doch zu nehmen. Was dann, lieber Liu? Denn bei Ihnen in China werden doch Kinder bei der Heirat gar nicht gefragt?“

„O, dann tötet sie sich. Sie hat sich schon mal erhängt. Aber die Dienerin hat sie zu früh gefunden und den Strick wieder abgeschnitten. Der Vater hatte sie an einen reichen Pfandhausbesitzer verkauft, ohne sie zu fragen. Da machte Fräulein A-Lu-Te kurzes Werk! Er wird sich hüten, das noch einmal zu tun. O, Fräulein A-Lu-Te kann in ein böses Temper (Wallung) geraten. Ich sage Ihnen!“

„Indeed?“ fragte ich.

Fräulein A-Lu-Te sah wohl an meinem Gesichtsausdruck, daß mich etwas in höchstes Erstaunen versetzt hatte, und fragte Liu, was er mir erzählt habe.

„Yes! Yes!“ bestätigte sie und nickte eifrig mit dem Kopfe. Dann machte sie uns das Schlingenumlegen, Aufknüpfen und Zungenausstrecken beim Hängen vor. Und darauf lachte sie aus vollem Halse, aufs höchste über mich ergötzt, daß ich die Sache so ernst nahm.

Mittlerweile wurde es Zeit zum Ankleiden. Fräulein A-Lu-Te zog für diesen Tag ein langes Obergewand an, das bis zu den Füßen reichte. Es war an den Aufschlägen der weiten wallenden Ärmel, am Hals und am Saum unten herum bedeckt mit köstlichen Stickereien aus bunten Schmetterlingen in natürlichen Farben, den Traubenblüten mauve-farbener Glyzinen und blaßrosa Päonien auf weißem Grunde. Das Gewand selbst bestand aus purpurroter Damastseide mit tiefgrünem, schleierartig dünnem Seidenstoff als Futter. Die vollen und doch zarten Handgelenke schmückte die „erste Schönheit“ rechts mit einem massiv goldenen, schweren Armband, in das Fledermäuse und das Zeichen der Langlebigkeit mit runden Lettern in Reliefarbeit eingegraben waren, während sie an das linke Gelenk einen Reifen aus Jade steckte. Es ist das ein smaragdgrüner Nephrit mit einzelnen eingesprenkelten weißen Stellen. Die Chinesen schätzen ihn höher als Gold und Edelsteine, denn er gilt als glückbringend. Trotz der etwas rohen Arbeiten des Schmuckes wirkte die ganze Erscheinung des gelben Teints in der Purpurseide und den herrlichen Stickereien durchaus harmonisch und prächtig.

Ich verabschiedete mich mit Liu. Denn er wollte ebenfalls nach Hause, weil er im Theater sein Gesicht verloren hatte. Als ich im Begriff war zu gehen, reichte mir Fräulein A-Lu-Te die Hand und ließ mir durch Liu sagen, daß ich täglich kommen könne. Ich dankte ihr und verließ mit Liu gemeinsam das Haus. Von ihrer Schwester und ihrem Vater bekam ich an diesem Tage merkwürdigerweise nichts zu sehen.

„O, Mister Schüh! Ist sie nicht wunderschön? O, ich muß sie heiraten!“ rief Liu begeistert, als er mich in Seitengassen heimbegleitete; denn über die breiten Straßen mochte er nicht gehen, weil er keine Bekannten treffen wollte.

„Liu! Liu! Nehmen Sie sich in acht! Ihr eigener Vater will es nicht, und Fräulein A-Lu-Tes Vater will einen zu großen Preis haben. Es gibt schwere Kämpfe. Ich würde sie mir aus dem Kopfe schlagen.“

„Impossible, never! Ich muß sie haben.“

Liu war sonst ein gutmütiger Mensch und für einen Chinesen ebenfalls sehr hübsch, aber gar nicht chinesisch an ihm war seine Begeisterung. Denn der Chinese pflegt über uns Europäer deshalb zu lachen und sich lustig zu machen, weil für ihn die Heirat ein sozialer Akt ist, der mit dem Gemütsleben wenig oder gar nichts zu tun haben soll, sondern nur geschlossen wird, um Kinder zu haben, die Namen und Ahnenverehrung fortpflanzen. Ich ging heimwärts und dachte über diese seltsame neue Welt nach, die sich mir durch die Bekanntschaft mit Liu und

Fräulein A-Lu-Te aufgetan hatte. Denn gerade diese vornehme Lebewelt sieht nur ungern, wenn die Sterne ihrer Theater von Europäern beachtet werden. Daher verschließen die Divas unter den Chinesen ihre Tore hermetisch gegen Fremde.

Am andern Tage ging ich schon gegen Mittag zu Liu, um mit ihm einige Zobeltiere für meine Angehörigen zu kaufen. Er war nicht zu Hause, wie mir die Mutter hinter der verschlossen gehaltenen Türe ihres Gemaches zurief. Ich begab mich daher einfach zu Fräulein A-Lu-Te und rief wie Liu: „Kai-me!"

Als ich eintrat, saß Liu auf dem K'ang*), der geheizt war und eine angenehme Wärme verbreitete. Fräulein A-Lu-Te dagegen ließ sich von der alten, verhutzelten Dienerin frisieren. Liu schlürfte eine Schale heißen Tees und sah mit verklärtem Gesicht unverwandt auf die Diva. Auch ich bekam gleich wie immer meine Schale heißen Tees, der mir gar nicht schmeckte und mir mehr wie gelbes, fades Schüsselwasser erschien.

Die Sängerin hielt während des Frisierens beständig einen kleinen Spiegel in der Hand und beaufsichtigte die Alte ganz genau. Als diese das lange, blauschwarze Haar gekämmt hatte, nahm sie eine kleine flache Schüssel mit Glyzerin, in die sie eine alte, abgelegte Zahnbürste tauchte. Damit trug sie das Haarmittel dick auf Fräulein A-Lu-Tes Kopf auf und verstrich dann die Fettflut mit dem Kamme. Jetzt kam der wichtigste Teil der Toilette, die Haarfrisur. Immer den Spiegel in der Hand, verfolgte die Diva ganz genau jede Haartour. So vertieft war sie in diese wichtige Tätigkeit, daß sie sich kaum an der Unterhaltung zwischen Liu und mir beteiligte. Alle Augenblicke riß sie ärgerlich eine Haartour wieder herunter; die ihr nicht genial und schwungvoll genug erschien. Die geduldige Alte schien eine echte Chinesin zu sein, die keine Nerven und keine Zeit kannte, sondern ein Engel von Geduld sein mußte und die Launen ihrer Herrin demütig hinnahm. Höchstens brummte sie wie ein Pavian ein „Hän! Hän!", wenn ihr Kunstwerk von Fräulein A-Lu-Tes ungeduldigen Fingern energisch wieder herabgerissen wurde. Dafür nahm sie sich aber auch zuweilen Zeit und zog den Silberpfeil ihres ärmlichen Haarschopfes vom Haupte, um damit nach Speiseresten in den Ruinen ihrer Zähne herumzustochern. Hatte sie den Pfeil gemächlich wieder eingesteckt, ging die Arbeit weiter. Endlich konnte der Turmbau auf Fräulein A-Lu-Tes Scheitel als beendet gelten. Den Kopf vor dem Spiegel noch mal kritisch nach allen Seiten drehend und wendend, befahl sie mit kurzen Worten, den Silber- und Blumenschmuck des Haares zu bringen. Und als auch das alles zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, stand sie auf und begrüßte mich frohgelaunt wie immer.

Kurze Zeit darauf kam die alte Dienerin mit einem Manne herein, der ein großes Bündel trug. Es war der Pelzhändler. Fräulein A-Lu-Te hatte ihn bestellt, um sich eigenhändig einen Winterpelz auszusuchen.

Er zog nun für die Diva aus einem Ballen zusammengefalteter Pelzgewänder, die mit einem blauen Baumwolltuch umhüllt waren, ein prachtvolles Gewand heraus, einen langen Mantel aus schneeweißem Hermelin mit zahlreichen Schwanzspitzen des Tieres darauf, die wie zerstreute schwarze Flammen wirkten. Unten herum und an den Aufschlägen der Ärmel lief über eine Handbreite der Pelz des bläulich-weißen Pei-chu (Polarfuchses), und zwar war der ganze Saum zusammengestellt aus den besonders langen und weichen Teilen des hinteren Bauches und der Lenden. Ich war entzückt von der Pracht und Schönheit des Stückes. Während wir darüber sprachen, ging die Tür auf, und herein trat Fräulein A-Lu-Tes Vater. Sie beachtete ihn gar nicht. Der alte Lu-Shang-Ping war ein Mann Ende der Vierziger und von abschreckender Häßlichkeit. Seine Augen erschienen mir ungewöhnlich stark zugeschlitzt. Für gewöhnlich bekommen derartige Augen schon von selber einen Ausdruck des Schielens. Hier aber schielte das rechte Auge wirklich noch nach innen, so daß fast nur das Weiße des Augapfels zu sehen war. Das Gesicht, wohlgenährt und rund, hatte einen spärlichen Schnurrbart, der aus einigen langen Borsten bestand, die herunterhingen, so daß er mehr einem bezopften Seehund als einem Chinesen glich. Die Kleidung machte einen sehr dürftigen, fast ärmlichen Eindruck, denn sie war aus verblichenem schwarzem Kattun gefertigt und innen mit Watte gefüttert, wie sie nur die ärmsten Karren-Kulis tragen. Bei seinem Eintritt musterte er mich sehr kühl, fast feindlich, und begrüßte mich mit dem üblichen Knicks, wobei er die Hände zur Faust zusammenlegte und mit gestreckten Armen schnell dem Erdboden zu senkte. Auch Lius Gegenwart mißfiel ihm offensichtlich, ihn grüßte er überhaupt nicht. Fräulein A-Lu-Te schien uns dafür zu rächen, indem sie weiter Gewänder aussuchte, als ob der Vater für sie gar nicht anwesend sei.

Ihr war alles noch nicht kostbar genug. Jetzt hielt sie einen Winterpelz in der Hand, der aus zahllosen dottergelben Kehlen des sibirischen Zobels bestand und unten herum und an den Ärmelaufschlägen mit dem Rücken des überaus kostbaren, schönen Schü-En-Chu (Silberfuchses) verbrämt war. Der „alte Seehund", wie ich Fräulein A-Lu-Tes Vater

---

*) Der K'ang ist eine Art umgestürzter Kachel- oder Ziegelofen. In Nordchina ist meist die eine Hälfte der Zimmer mehrere Fuß erhöht. Darunter laufen die Gänge, durch die die Hitze des Feuers zieht, das man an einer Stelle langsam anlegt, um die Steine zu erwärmen. Auf ihnen schlafen und wärmen sich die Chinesen während des Winters und Sommers.

respektlos taufte, mischte sich in ihre Geschäfte und sprach in klagendem und bittendem Tone auf seine pelzwütige Tochter ein, die dem Pelzhändler erklärte, das kostbarste Gewand behalten zu wollen. Das schien dem schielenden Oberhaupt der Familie gar nicht recht zu sein. Er zog ein einfaches aus dem Haufen, das nur aus sibirischem grauem Feh (Eichhorn) bestand, und hielt es Fräulein A-Lu-Te hin. Sie wies es barsch zurück. Und als ihr Vater immer dringender mit Leichenbittermiene auf sie einsprach, nahm sie kurzerhand das Hermelingewand und legte es energisch noch zu dem aus Zobelkehlen und Silberfuchs. Der Alte begann weiter zu klagen. Ich verstand soviel, daß die Preise zu hoch und alles zu teuer sei und er es nicht bezahlen könne. Fräulein A-Lu-Te wurde heftig und gab erregte Widerworte. Schließlich griff sie einfach in das Bündel und zog aufs Geratewohl ein drittes Pelzgewand heraus, um es zu den beiden anderen zu legen. Jetzt hob der „alte Seehund" beschwörend die Hände, sie solle ihn nicht ruinieren. Fräulein A-Lu-Te aber begann ihn anzuschreien, und dann kamen die Tränen und mit ihnen die Wut. Immer zorniger wurde sie und in der Aufregung ergriff sie das ganze Bündel Kleider, um es dem Alten an den Kopf zu schleudern. Aber dieser entzog sich dem Angriff durch die Flucht und entkam. Fräulein A-Lu-Te beruhigte sich indes nicht, sondern sie setzte sich auf das Bündel und schrie immer lauter, so daß die Adern ihres Halses wie Strähnen hervorquollen. Nur einige Worte waren es, die sie immer bis zur Heiserkeit hervorstieß, daß der ganze Hof von dem Geschrei angefüllt wurde. Man sagt von den Chinesen, daß sie ein Volk ohne Nerven seien. Das stimmt; nur die chinesischen Primadonnen scheinen denen des ganzen Erdkreises in bezug auf Nerven zu gleichen. Denn Fräulein A-Lu-Te bekam eine regelrechte Nervenkrise, wie jede ihrer europäischen Schwestern, wenn man sie reizt.

„Was schreit sie denn nur immer?" fragte ich Liu, der ganz unglücklich dreinschaute, wie sein Lieb sich so aufregte, und der kein Wort sprach.

„Sie schreit: Wo ist der Strick, daß ich mich aufhänge, wo ist der Strick, daß ich mich aufhänge!" belehrte mich Liu auf englisch.

Als sie eine kleine Pause machte, streckte ein achtzehnjähriges hübsches Mädchen mit hochrot geschminkten Backen den Kopf durch die Türe, um ihr gut zuzureden. Aber es war, als ob ein Puter ein rotes Kleid sähe. Die Hände mit den krallenschützenden Silberhüllen an den Fingern erhebend, schritt Fräulein A-Lu-Te wütend wie eine fauchende Katze auf sie los, so daß auch diese flüchtete. Erst als die alte Dienerin erschien und auf sie einsprach, ließ sie sich beruhigen. Sie trocknete ihre Tränen und stieß nur noch kurze Töne zornigen Weinens aus. Ich fragte Liu, warum sie sich denn nun endlich beruhige.

„O, Mister Schüh! Die Dienerin sagt ihr, daß der Vater ihr gestattet, alle die Pelze zu behalten, sie solle nur ruhig sein, die ganze Nachbarschaft höre ihr Geschrei, und er verlöre sein Gesicht, wenn sie solch einen Skandal mache."

Ich lachte laut auf, als ich die Erklärung bekam, und Fräulein A-Lu-Te lachte unter Tränen mit; denn sie hatte ihren Willen durchgesetzt und schien wie umgewandelt. Der Pelzhändler packte schmunzelnd seine Ware in das große Tuch zusammen. Vor dem Hinausgehen verbeugte er sich tief vor uns allen, brummte aber etwas vor sich hin, ehe er das Zimmer verließ. Ich denke mir, daß es etwa „verdrehtes Weibervolk" geheißen hat.

Fräulein A-Lu-Te probierte glücklich lächelnd mit größter Befriedigung noch immer ihre Pelze nacheinander an, immer wieder von neuem sich wie ein Pfau drehend und wendend, als ich kurz darauf den Damen verließ. Ich gab Liu den Auftrag, mich am andern Tage zu besuchen, weil mir manches bei den heutigen Auftritten unverständlich vorkam, was ich wissen wollte, wonach ich aber in Fräulein A-Lu-Tes Gegenwart nicht fragen konnte und mochte.

Die Sonne neigte sich im Westen dem Horizonte zu, als ich zu Hause ankam. Ihre Scheibe schimmerte groß und flach durch einen dichten gelben Schleier. Dieser lehmfarbene Schleier zog sich von der Erde bis hoch zum Himmelsgewölbe hinauf. Ich verrammelte Türen und Fenster so dicht wie möglich; denn der untrügliche Vorbote des gräulichen Sandsturmes hatte sich eingestellt. Wer in Nordchina einen Winter verlebt hat, lernt rasch die Vorzeichen bösen Wetters erkennen. Scheint die Sonne am Abend mit jenem gelben Schleier wie dicht verhängt, so weiß jeder, daß die Winterplage des Sandsturmes innerhalb vierundzwanzig Stunden heranbraust. Der aus der Wüste Gobi, der Mongolei oder der Mandschurei kommende Nord- oder Weststurm beginnt, über die kahlen Gebirge und die Lehmebene von Petschili zu rasen. Ungeheuere Wolken von gelbem Sand und Staub wirbelt er in die Höhe und reißt sie bei dem Mangel an Wäldern widerstandslos mit sich fort. Der Europäer, der zum ersten Male einen solchen Sandsturm erlebt, glaubt zuerst, in einen dicken gelben Nebel geraten zu sein, der ihn oft kaum zwanzig Schritt weit sehen läßt. Aber bald belehrt ihn die dicke Staubschicht, die sich auf Gesicht und Kleider legt, belehren ihn die kleinen Steine und scharfen Sandkörner, die die Haut wie mit Nadeln stechen, daß es nur Staub und Sand sind, die da wie gelbe Wolken vorüberrasen und durch die Fensterritzen selbst in die Häuser dringen. An solchen Tagen geht niemand aus; Handel und Wandel stocken. Die Chinesen, die gezwungen sind, das Haus



Bildnisbüste

Marmorbildwerk von Prof. August Kraus

(Aus der Großen Kunstausstellung zu Düsseldorf)

zu verlassen, setzen Kapuzen auf, die Kopf und Hals bis zu den Schultern bedecken und vom Gesicht nur soviel freilassen, daß der Träger sehen kann. So vermummt wagen sie sich in diese berüchtigten Staub- und Sandstürme. Als deshalb am andern Tage Liu nicht zur Unterrichtsstunde kam, schob ich das auf das Unwetter, das noch in der Nacht mit voller Wut eingesetzt hatte. Wie gewöhnlich hielt der Sandsturm nur einen Tag an. Aber auch nach dieser Zeit ließ Liu sich nicht sehen. Das mußte einen besonderen Grund haben. Ich fuhr deshalb mit meiner Rikschah zu seinem Hause ins Gewirr des Häuserviertels am Osttor außerhalb der alten Chinesenstadt.

Vor meinem Eintritt rief ich wie immer, damit Mutter und Schwester sich in Sicherheit bringen konnten. Liu kam mir sehr gedrückt und verlegen vor. Sein linkes Auge war dunkelblau und geschwollen.

„Wer hat Ihnen denn dieses Veilchen ins Gesicht gepflanzt?“ fragte ich ihn. Er verstand erst nicht, was ich sagen wollte. Dann erzählte er mir, daß er am Tage der großen Szene im Yamen Fräulein A-Lu-Tes später als sonst heimgekehrt sei, so daß es finster war, als er das Haus seiner Angebeteten verließ. In einer unbeleuchteten, schmalen Gasse sei er von vier Männern überfallen worden. Einer habe ihm den Schlag ins Auge versetzt. Aber er habe zufällig eine lange Opiumpfeife aus Messing, die für mich ein Geschenk sein sollte, bei sich gehabt und mit dieser so heftig um sich geschlagen und dabei so laut um Hilfe geschrieen, daß die Angreifer davongelaufen seien, weil sie einen japanischen Soldaten auf sein Geschrei herbeirennen sahen. Ich fragte ihn, ob er denn gar keinen Verdacht hege, wer den Überfall angestiftet haben könnte. „Meine Feinde, die auch Fräulein A-Lu-Te lieben, weil sie eifersüchtig sind,“ gab er zur Antwort.

Ich widersprach ihm und nannte den alten Seehund als Anstifter.

„Es mag sein, Mister Schüh!“ meinte er plötzlich sehr nachdenklich. „Fräulein A-Lu-Te hat mir gesagt, daß er mich hasse, weil die Besucher seltener würden, solange sie nur ungern vor andern im Hause singe. Die Schuld trüge ich, weil ich ihr Zaubermittel mich zu lieben gegeben hätte. Außerdem ist er sehr wütend, daß sie den reichen Bewerber nicht nehmen will. Das Schlimmste aber sei, daß ich einen Yang Queitze (fremden Teufel) ins Haus gebracht hätte. Alle anständigen Chinesen würden jetzt das Haus meiden. Sie werden jetzt doch erst recht mit mir gehen?“ fragte er mich.

„Nein, Mister Liu, das werde ich nicht mehr. Ich habe kein Recht dazu und gehe nicht hin, wenn ich den Mann schädige und dadurch auch Fräulein A-Lu-Te. — Sie scheint ihre Schwester nicht zu lieben, warum fuhr sie so darauf los, als diese hereinkam, sie zu beruhigen? Liebt sie ihre Schwester wirklich nicht?“ schloß ich.

„Es ist nicht ihre richtige Schwester,“ antwortete Liu.

„Und ihr Vater? Sie waren doch so demütig gegen Ihren Vater, als er Sie im Theater vor allen Leuten zurechtsetzte. Ich denke, daß es die größte Sünde in China ist, unehrbietig gegen Eltern zu sein, und daß dies sogar einem Verbrechen gleich geachtet wird. Ich habe mich sehr über Fräulein A-Lu-Te gewundert, wenn mir auch der alte Seehund nicht gefällt.“

„Er ist nicht ihr richtiger Vater.“

„Ihr Stiefvater?“

„No, ihr Adoptivvater. Er hat sie als sechsjähriges Mädchen für zwanzig Dollar von ihren Eltern in Schantung gekauft, als Hungersnot war. Dann hat er sie zur Sängerin ausbilden lassen. Und als er sah, daß sie tüchtig wurde, hat er sie adoptiert. Sie muß ihm alles Geld geben und bekommt keinen Käsch (1/4 Pfennig). Nur einige Schmucksachen darf sie behalten, weil sie die braucht. Fräulein A-Lu-Te erinnert sich an das alles und haßt ihn furchtbar.“

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. A-Lu-Te war schlimmer dran als die ärmste Sklavin. Der alte Schuft hatte sie als Tochter adoptiert, weil Adoptiveltern in China dieselben Rechte und die unbegrenzte Gewalt über ihre Kinder zustehen, wie leiblichen Eltern.

Die Sklavin ist durch Gesetz in China etwas geschützt, Kinder aber sind der absoluten Gewalt der Eltern überliefert. Es war ein hoffnungsloses Leben, das Fräulein A-Lu-Te führen mußte, ein Leben schlimmster Ausbeutung und völliger Rechtlosigkeit. Ich begriff jetzt ihren ganzen Haß, ihre Rachsucht, wenigstens durch Kleiderluxus den alten Geizhals zu schädigen, wo sie konnte.

„Verdient denn Fräulein A-Lu-Te durch ihren Gesang soviel, daß der alte Seehund 10000 Taels verlangen kann?“ fragte ich.

„O, sie ist noch mehr wert, denn jeden Tag kommen 20—25 reiche Chinesen und lassen sich vorsingen. Jeder bezahlt drei Dollar. Es ist billig, wenn er 10000 Taels verlangt. Aber er möchte sie gern verheiraten, weil sie oft äußert, daß sie sich das Leben nehmen will, und dann hat er gar nichts mehr. O, er ist buchau, tinbuchau (schlecht, gemein),“ schloß er entrüstet.

Also gegen 24000 Mark brachte ihm jährlich die sogenannte Tochter ein. Daher seine Wut auf Liu und mich, wenn wir durch unsere Gegenwart die Besucher abschreckten.

Ich warnte Liu und machte ihn darauf aufmerksam, daß es für ihn höchst gefährlich sei, abends die Straße zu betreten. Die Unruhe in der Stadt wich noch immer nicht.

„Mister Liu, Mister Liu! Nehmen Sie sich in acht! Das nimmt noch ein schlimmes Ende, wenn Sie sich die Feindschaft des falschen alten Seehundes zuziehen und nicht von Fräulein A-Lu-Te lassen. Sie schädigen ihn durch Ihren Besuch und vereiteln seine

Absichten betreffs ihrer Verheiratung oder ihres Verkaufs."

„No, ich heirate sie oder renne mit ihr fort."

„Na, tun Sie, was Sie wollen. Das wird schlimm enden. Denken Sie an mich."

Ich ging und besuchte von da ab nicht mehr Fräulein A-Lu-Tes Haus. Liu dagegen kam weiter, um mir Unterricht zu geben und mir von Fräulein A-Lu-Te vorzuschwärmen.

Die Verliebtheit zu zeigen kann kein fühlendes Herz lassen. Liu als Chinese brachte sie in seiner Haarfrisur zum Ausdruck. Während er sonst jeden zweiten Tag sein Vorderhaupt, die Schläfen und den Nacken rasierte, so daß nur um den Wirbel herum ein breiter Kranz von Haaren stehen blieb, die bis zum Rücken fallend zum Zopf geflochten wurden, rasierte er sich jetzt alle Tage. Aber zur Verzierung schnitt er sich oben auf dem Kopfe die ersten Haare ab, so daß sie, wie ein Kranz vom Zimpelfransen, nach vorn fielen. Um seinen Zopf zu verschönern, flocht er wie die meisten vornehmen Chinesen einen künstlichen hinein. Dadurch wurde sein Zopf derartig verlängert, daß die schwarzseidene Kordel mit ihren Enden ihm beim Gehen auf die Fersen stieß.

So gingen mein Unterricht und Lius Liebe einige Wochen weiter. Der Pei-ho. fror fest zu, und eine heftige trockene Kälte mit wilden Sandstürmen setzte Ende Dezember ein.

Am heiligen Abend begleitete ich Liu ein Stück nach seinem Hause, d. h. er fuhr in seiner Rikschah von einem Kuli gezogen voraus. Da ich mit einem mir befreundeten Offizier das Weihnachtsfest in seiner Kompagnie verleben wollte, die isoliert in der Chinesenstadt lag, konnten Liu und ich fast den ganzen Weg zusammenbleiben.

Wenn man den Pei-ho dort überschreitet, wo er die alte Chinesenstadt mit ihrem Gassengewirr außerhalb der Tore berührt, kommt man in eine nach chinesischen Begriffen breite Straße. Es war spät, und die Straßen waren finster. Lius Rikschah-Kuli war kräftiger als der meine und deshalb einige fünfzig Meter voraus. Er bog schon vor mir in eine Gasse ein, während ich die jetzt durch das Eis festgefrorene Schiffbrücke noch überfuhr. Kaum war er um die Ecke, als sich ein wildes Hilfegeschrei erhob. Ich spornte meinen Kuli an, denn ich erkannte Lius Stimme: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Mister Schüh!"

Mein Kuli aber, wie alle Chinesen, abends sehr ängstlich, rast mit mir in der entgegengesetzten Richtung davon. Voll Zorn beuge ich mich vor, um ihn am Zopfe zu fassen und zur Vernunft zu bringen, da kippt er die Rikschah in seiner Angst um, so daß ich auf den hartgefrorenen Boden fliege, wobei mir alle Knochen krachten, und rennt davon. Mühsam mich erhebend, — lief ich auf die Ecke der Straße zu, woher noch immer Geschrei kam. Als ich in die Straße einbog, sah ich ein Knäuel von Menschen, einige darunter hatten fußlange Messer in den Händen, die in der Dunkelheit blitzten. Liu stand mit dem Rücken gegen die Mauer, hatte einen Gegner am Kopf in den Haarschopf gefaßt und riß wütend daran. Dieser zerkratzte dafür Liu mit seinen Nägeln das Gesicht. Liu wehrte sich wie ein Löwe mit der anderen freien Hand und mit den Füßen. Aber gerade wie ich dazwischenkommen wollte, sah ich, wie einer der Angreifer mit einem Sprung nach Lius Kopf griff und einen blitzenden Gegenstand in der anderen Hand schwang. Im nächsten Augenblick riß sich der von Liu gefaßte Gegner los, und Liu stürzte zu Boden. Dann ergriff die ganze Mörderbande die Flucht. Als ich zu Liu trat, erhob er sich mühsam, aus Nase und Mund blutend. Er sprach kein Wort, sondern ächzte erst leise. Plötzlich weinte er laut. Ich hatte Streichhölzer bei mir und leuchtete das Gesicht ab. Außer einer Fleischwunde am Halse hatte er keine Verletzungen, nur das ganze Gesicht war zerkratzt.

„Nur Ihre Fassade sieht übel aus, dear Liu," suchte ich zu scherzen, „sonst ist alles gut abgegangen."

„And my pick-tail? Er war neu und hat drei Dollar gekostet." Selbst im Schmerz blieb er noch Geschäftsmann, der den Verlust seines künstlichen Zopfes sofort auf den Pfennig berechnete.

Ja, die schönste Zierde des chinesischen Mannes, sein Zopf, fehlte in der Tat. Ich steckte wieder ein Streichholz an und sah jetzt, wie der Zopf dicht hinter dem Haupte glatt abgeschnitten war. Die dicken, straff und nach hinten gezogenen Haare des Hauptes verloren dadurch ihr Schwergewicht und standen borstig nach vorn in die Höhe, so daß Liu aussah, wie ein gereizter Kakadu, der zornig seine Schopfhaube gesträubt hat.

Mich dauerte Liu tief. Die angetane Schmach kann nur ein Chinese richtig ermessen. Denn nur den schwersten Verbrechern wurde damals noch der Zopf als Strafe und öffentliche Brandmarkung abgeschnitten, wie man in Europa in einigen Ländern den Zuchthäuslern die Hälfte des Kopfes rasiert, um sie zu zeichnen. Selbst wir Europäer machten einen großen Bogen, wenn solche elende Gestalten, in Lumpen gehüllt, mit struppigem Haupte und ihres Zopfes beraubt, auf uns zukamen. Die Schmach, die man Liu angetan, war deshalb schlimmer als eine schwere Verwundung, sie war so teuflisch, daß nur ein erbitterter Feind sie ausgesonnen haben konnte.

Ich dachte zuerst an einen Mordanfall, aber dann hätte man Liu mit ein paar Dolchstichen abtun können. Nein, dadurch, daß man ihm den Zopf abschnitt, machte man ihn unmöglich, gab man ihn der Schande und dem Gelächter ganz Tientsins preis und nahm ihm die Ehrbarkeit.

Ich ging neben Liu her, ihm Trost zusprechend. Weil ich einen neuen Angriff

fürchtete, begleitete ich ihn nach Hause, trotzdem es von mir, waffenlos wie ich war, als großer Leichtsinn angesehen werden mußte, den Rückweg durch das Chinesenviertel in jener Zeit nächtlich allein zurückzulegen.

Liu schwieg; die Aufregung und die Schmach hatten ihn stumm gemacht. Er weinte auch nicht mehr, sondern preßte schweigend sein Taschentuch, das ihm Fräulein A=Lu=Te geschenkt, auf die blutende Halswunde.

„Wer mag den Überfall angestiftet haben? Es ist offenbar eine längst vorbereitete Sache," begann ich wieder.

„Mister Schüh! Ich weiß es genau. Es ist der alte Seehund, wie Sie ihn nennen," gab endlich Liu Antwort.

„Vielleicht sind es Nebenbuhler?"

„No, er ist der Urheber. Der Hauskuli ist es gewesen, der mir den Zopf abgeschnitten hat, ich erkannte ihn deutlich, trotz der Dunkelheit. Der alte Seehund hat es tun lassen, damit ich nicht mehr auf die Straße gehen kann und in Tientsin tot bin und die Leute mit Fingern auf mich zeigen, wenn sie mich sehen."

„In der Tat, ein teuflischer Plan! Aber warum verklagen Sie ihn denn nicht bei Gericht?"

„Es geht nicht. Ich bin arm, und er ist reich und kann dem Richter mehr Geschenke geben, als ich, und dann bekommt er Recht, und ich werde noch bestraft."

„Was wollen Sie denn tun?"

„O, Mister Schüh! I will give him trouble. I will give him trouble!"

Das war das einzige, was er noch bis zu seinem Hause sprach. Er wollte ihm also „Trubel" oder „Kümmernis" geben. Was Liu darunter verstand, sagte er nicht. Er mußte aber zu einem festen Entschluß gekommen sein. Denn wie im Selbstgespräch schüttelte er die geballte Faust gegen den Erdboden und murmelte ingrimmig tief hinten im Halse in einem Tone abgrundtiefen Hasses von Zeit zu Zeit wieder: „I will give him trouble!"

Vor seinem Hause verabschiedete ich mich, und Liu sagte: „Ich kann nicht mehr zu Ihnen kommen, Mister Schüh. Ohne meinen Zopf kann ich nicht unter die Leute gehen, und morgen sprechen in ganz Tientsin alle meine Freunde und alle Teehäuser davon, was mit mir passiert ist. Aber ich will ihm Ärger bereiten, Sie werden sehen."

Am folgenden Vormittag saß ich beim Frühstück und dachte über das Ereignis des vorhergehenden Abends nach, da hörte ich draußen meinen Burschen heftig sprechen, offenbar wies er einen hartnäckigen Bittsteller ab. Ich öffnete die Türe und sah vor mir Fräulein A=Lu=Tes alte Dienerin. Mit tiefen Bücklingen trat sie ein und gab mir lächelnd einen Brief. Sie sprach nichts weiter als: „Mister Schüh! A=Lu=Te, Liu," und machte die Bewegung des Forttragens. Ich verstand, was sie wollte. Der Brief war für Liu bestimmt. Also waren der Überfall und die Schande Lius schon zu Fräulein A=Lu=Tes Ohren gedrungen. Da die Dienerin nicht in Lius Haus gehen konnte, schon weil die Eltern Lius sie gesehen und ihr den Brief abgenommen hätten, nahm Fräulein A=Lu=Te offenbar mich zum Vermittler, denn mir stand der ungehinderte Zutritt zu Liu offen. Ich gab ihr durch Zeichen und mit einigen chinesischen Wörtern, die ich schon konnte, zu verstehen, daß ich alles besorgen würde. Aber sie deutete auf den Brief und machte mir klar, daß auch für mich etwas darin stände. Da ich nun keine chinesischen Lettern zu entziffern fähig war, war ich anfangs ratlos. Dann fiel mir ein, daß einige hundert Schritt von mir in der Londoner Mission von Tientsin Miß Winterbotham wohnte, die, seit zehn Jahren in China ansässig, chinesisch sprach und schrieb. Schnell nahm ich das alte Weiblein mit und ging zu Miß Winterbotham. Sie entzifferte mir den Brief ohne weiteres. Er lautete folgendermaßen:

„Fräulein A=Lu=Te an den ehrenwerten Herrn Liu Wen=Shang!

Am 23. Tag des 12. Mondes zur Stunde des Tigers*).

Ich, Ihre Sklavin, wage die Kühnheit, Sie zu bitten, Ihre strahlenden Augen auf mein elendes Gekritzel zu werfen. Ich habe gehört, daß Sie überfallen und sogar schwer verwundet sind. Ich elender Wurm, der nicht wert ist, von Ihrem Fuß getreten zu werden, lag die ganze Nacht wach. Unfähig zu schlafen, sprang ich, durch gemischte Gefühle von Furcht und Sorge bewegt, aus dem Bette. Ich will Ihnen sagen, daß die Leute aus dem Norden halsstarrig sind, und mein Adoptivvater ist von Kwan=Tung (Mandschurei). Er wird Sie weiter verfolgen und töten lassen. Ich bitte Sie durch Ihren Freund, den ehrenwerten Mister Schüh, mir Mitteilung zu senden, wie es mit Ihrer kostbaren Gesundheit steht. Sollten Sie an Ihren Wunden sterben, so will ich Ihnen den niedrigen und nicht beachtenswerten Dienst erweisen und mich auch töten. Sollten Sie aber am Leben bleiben oder nur leicht verwundet sein, so will ich Ihnen mitteilen, daß ich beim nächsten Sandsturm zur Stunde des Affen**) meinen Yamen verlassen werde, um zum Konzerthaus zu gehen. Ich erwarte, daß Sie dann mir erbärmlichem und verächtlichem Wesen das Versprechen halten, das Sie mir gegeben.

Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich die Frechheit hatte, Ihre strahlenden Augen und weisen Gedanken auf dies miserable Geschreibsel zu lenken, aber ich tat es unter dem Druck böser Vorahnungen.

Ihre unwürdige und niedrige Sklavin
A=Lu=Te."

Durch diesen Brief bewies Fräulein A=Lu=

---

*) 3 Uhr morgens nach europäischer Zeit.

**) 3 Uhr nachmittags nach europäischer Zeit.

Te, daß sie nicht nur über ein sehr feines Nervensystem, sondern auch über den feinsten chinesischen Briefstil mit den ausgesuchtesten Höflichkeitsfloskeln verfügte. Ich ließ ihr durch Miß Winterbotham einen Brief mitgeben, in dem ich sie beruhigte und bat, sich nicht zu sorgen, da keine ernsthafte Verwundung vorläge und nur der schöne Zopf Lius auf dem Kampfplatz geblieben, oder besser, geraubt sei. Das alte verhutzelte Chinesenweibchen ging unter vielen Verbeugungen damit nach Hause. Ich hörte und sah von da ab nichts mehr von Liu und A-Lu-Te.

Am 6. Januar (ich erinnere mich der Daten noch genau) war die Sonne von gewaltigen Staubmassen, die aber hoch am Himmel vom Westwinde zerpeitscht vorüberzogen, wie verfinstert. Ein furchtbarer Staubsturm war im Anzuge und konnte jeden Augenblick losbrechen. Aber er stellte sich am Abend immer noch nicht ein. Ich wollte gerade zu Bett gehen, als Liu hereintrat, den ganzen Kopf in eine Kapuze aus bordeauxfarbenem Tuch gehüllt, als ob er durch einen Sandsturm wolle. Indes hüllte er offenbar den Kopf ein, um den Verlust seines Zopfes zu verbergen. Er war still und traurig. „Hallo! Mister Liu! Was gibt es Neues? Ich dachte schon, Sie seien ausgewandert."

„Das will ich auch, Mister Schüh! Deswegen komme ich. Ich will nach Shanghai. Aber mir fehlt Geld zur Reise. Mein Vater hat mich geschlagen, daß ich die Schmach über die Familie gebracht habe und von der Sängerin nicht lassen will. Ich brauche 150 Dollar, Mister Schüh! Geben Sie mir das Geld. Ich will es gleich zurückgeben, mit 12% Zinsen. Ich will arbeiten von früh bis spät, aber leihen Sie es mir. Ich muß es sofort haben, sonst ist es zu spät. Ich ertrage das Leben nicht länger." Seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Liu," sagte ich, „ich weiß, die Chinesen sind ehrlich, und hier haben Sie das Geld. Zinsen will ich nicht. Geben Sie es mir wieder, wenn Sie genug verdient haben." Damit überreichte ich ihm die Summe.

„Sie sollen es alles bis auf den letzten Käsch wiederhaben. Ich sterbe lieber, als daß ich meine Schulden nicht bezahle." Dann entfernte er sich hastig, als ob er Angst hätte, ich könnte meine Zusage bereuen. Aber ich machte mir weiter keine Sorgen; denn die unglückliche Lage, in die Liu geraten war, empfand ich ihm nach.

Weil am andern Tag mein Geburtstag bei mir gefeiert werden sollte, mußte allerhand besorgt werden. Vor allem wollte ich meine Freunde mit echten zehnjährigen faulen Eiern und Haifischflossen, den berühmten chinesischen Delikatessen, überraschen. Die konnte ich nur im chinesischen Restaurant bekommen, wo ich mit Liu das erstemal zusammen gegessen hatte.

Als ich aufstand, lag schon alles voll feinen Staubes, und ich hörte draußen den Wind durch die Bäume sausen. Ein Sandsturm war in der Nacht losgebrochen, daß man nicht zehn Schritt weit sehen konnte. Man wurde wie in gelben dicken Dampf gehüllt, sobald man das Freie betrat. Ich blieb deshalb daheim, immer wartend, daß der Sturm nachlassen sollte. Aber er wurde nur ärger. Am Nachmittage machte ich mich deshalb trotzdem auf, um vor Anbruch der Dunkelheit wieder zu Hause zu sein.

Es war gegen drei Uhr, als ich den breiten Weg in der Chinesenstadt erreichte, wo eine lange, kaum meterbreite Gasse zwischen hohen Mauern zum chinesischen Gasthaus und zu dem gegenüberliegenden Theater führte. Als ich in die Gasse einbiegen wollte, fiel mir ein sogenannter Mandarinenwagen auf mit einem munteren Pferdchen davor. Die Karren sind für Europäer sehr unbequem, weil man in ihnen nur liegen oder sitzen kann. Aber die Chinesen polstern den Boden aus und pflegen als Schutz gegen die Kälte eine Decke vor den Eingang zu hängen. Damit reisen sie vornehmlich im Winter auf weite Strecken, weil der Boden dann steinhart gefroren ist. Zwei bis drei Personen können im Innern zugleich Platz nehmen.

Ich beachtete den ohne Führer dastehenden Wagen weiter nicht, weil ich ihn für das Gefährt eines reichen Grundbesitzers aus der Umgebung Tientsins hielt. Als ich aber am Ende der Gasse um die Ecke bog, sah ich vielleicht dreißig Schritt von mir entfernt, Fräulein A-Lu-Te, ihren Kuli vor sich und die Dienerin hinter sich, feierlich dem Theater zustelzen. Sie trug den prachtvollen Mantel aus dottergelben Zobelkehlen mit Silberfuchs verbrämt und hielt beim Gehen die Arme wagerecht, um sich im Gleichgewicht zu halten. Die verkrüppelten Füße machen nämlich jeden Frauengang unsicher, erst recht, wenn man hohe und spitze Absätze trägt wie Fräulein A-Lu-Te. — Was jetzt sich ereignete, ging alles viel schneller, als ich es zu schildern vermag.

Im selben Augenblick, als ich Fräulein A-Lu-Te erblickte, sprang hinter einer Ecke ein vermummter Chinese hervor und auf den vorausschreitenden Kuli los. Der Angreifer warf dem Kuli etwas ins Gesicht, wie mir schien, Pfeffer. Denn sofort begann der Kuli zu schnaufen und sich die geblendeten und brennenden Augen zu reiben. Aber noch ehe er schreien konnte (die ganze Gasse war wegen des Sturmes menschenleer), faßte der Angreifer den Zopf des Kulis und schnitt ihn blitzschnell ab, schleuderte ihn dem Beraubten ins Gesicht und gab ihm eine furchtbare Ohrfeige. Als der Überraschte schrie, stülpte er ihm ein schmales Faß über den Kopf und Oberkörper bis zu den Knien, daß er wie in einer Zwangsjacke saß. Das Faß enthielt Abfälle und stinkenden Unrat, den das nahe Restaurant offenbar darin zu sammeln pflegte. Das war die Rache für den Überfall des Kulis vor vierzehn Tagen auf Liu. Dann sah ich, wie



Moderne Graphik: Der Fechter
Radierung von Luigi Bonazza

die vermummte Gestalt vor Fräulein A-Lu-Te niederkniete, die ihm auf den Rücken hüpfte, beide Arme um seinen Hals und die Beine, die der Mann festhielt, um seine Hüften schlang. Wie der Wind raste der Mann, Fräulein A-Lu-Te auf dem Rücken, an mir vorbei. Ich erkannte Liu jetzt deutlich. Darin bestand also die Erfüllung des Versprechens ‚zur Stunde des Affen'. Der Kuli im Faß schrie in dumpfen Tönen um Hilfe, und das alte Weiblein, Fräulein A-Lu-Tes Dienerin, humpelte, gleichfalls rufend, hinter Liu mit seiner Geliebten auf dem Rücken her. Aber Liu hörte nicht, sondern flog die Gasse entlang dem Wagen zu. Ihn interessierte nur das junge, nicht das alte Weib. Ich sagte mir, wo die Herrin ist, da muß die treue Dienerin sein; deshalb griff ich kurz entschlossen die alte Dienerin und trug sie auf meinen Armen, so schnell ich konnte, gleichfalls dem Wagen zu. Hier wollte Liu gerade losfahren. Aber ich rief ihm ein Halt zu und schob wortlos die alte Dienerin in den Kasten hinein wie ein Bäcker das Brot in den Backofen. „Viel Glück, Liu! Fahren Sie zu, fahren Sie zu! Hören Sie das Geschrei?" sagte ich anfeuernd.

„Mister Schüh! Helfen Sie uns und halten Sie den alten Seehund zurück!"

„Ja, ja! Laufen Sie! Kwai! Kwai!" (Schnell! Schnell!) antwortete ich und ging wieder in die Gasse hinein dem Theater zu. Der Mandarinenkarren rasselte davon und verschwand in den dicken Wolken des Sandsturmes. In der Mitte der Gasse hörte ich ein aufgeregtes, fast weibliches Geschrei. Ein Mann mit fliegendem, kümmerlichem Zopfe um das Haupt raste ohne Kappe so wild auf mich los, daß er mich fast umriß, hinter ihm eine Rotte von Kulis, Neugierigen und Theaterbesuchern. Der alte Seehund war es, den das Geschrei des Kulis alarmiert hatte. Ich heuchelte Wut und hielt den alten Schurken fest, weil er mich angerannt hatte. Die Gasse war so eng, daß zwei Menschen nur aneinander vorbeigehen konnten, wenn sie sich an die Wand drückten. So stellte ich mich breit in die Gasse und ließ niemand vorüber. Jammernd und heulend wollte Fräulein A-Lu-Tes Sklavenhalter immer wieder vorbei. Dabei redete er plötzlich das schönste Pidschin-Englisch, das er vorher angeblich nicht verstanden hatte, und erklärte mir, daß Liu seine Tochter soeben geraubt habe, die er wiederhaben müsse, er sei ein toter, ein verlorener Mann usw. Wie oft machte ich die Erfahrung, daß Chinesen plötzlich kein Wort englisch oder chinesisch mehr verstanden, wenn man ihnen unangenehme Dinge sagte oder Wünsche äußerte, die ihnen unbequem erschienen. Sie verstanden dann beim besten Willen nicht das geringste, und wenn man sich heiser sprach.

Dies Mittel wandte ich jetzt an und verstand absolut nichts von dem, was der alte Seehund und seine Rotte, die eifrig mitlärmte, eigentlich von mir wünschten. Erst als ich sicher war, daß Liu einen solchen Vorsprung hatte, daß er nicht mehr eingeholt werden konnte, gab ich die Gasse frei. Nun aber war sie inzwischen auch hinter mir bis zur Hauptstraße gestopft voll von Menschen, die das Geschrei des Alten aus den Läden und Häusern herbeigelockt hatte. Ehe er diese Masse durchbrach, vergingen wieder kostbare Minuten.

Ich schlenderte nach Hause und vergaß sogar im Gefühl meiner Freude die Haifischflossen und die zehnjährigen faulen Eier zu kaufen. Liu und A-Lu-Te waren ja gerettet. —

Zwei Monate später, als der Winter zu Ende ging und wir das Sommerlager nach Pei-Tai-Ho, nicht weit von der großen chinesischen Mauer bei Shan-Haik-Wan verlegen wollten, meldete der Bursche mir eines Tages einen Chinesen an.

Herein trat ein mir gänzlich unbekannter Mensch in dickem Pelze. Er sah aus, als ob er eine weite Reise gemacht hätte. Ohne ein Wort zu sagen, überreichte er mir einen Brief und ein Paket. Er kam von Liu. Als ich das Paket öffnete, fand ich darin die Bälge von zwei wundervollen, überaus kostbaren Silberfüchsen.

Der Brief an mich enthielt 320 Mark in englischem Papiergeld. Liu schrieb mir auf englisch:

„Teurer Mister Schüh!

Ich danke Ihnen tief für Ihre Güte. Fräulein A-Lu-Te und ich sind glücklich in Mukden angekommen. Ich habe eine schöne Stelle als Dolmetscher in einer englischen Firma gefunden. Ich bitte Sie, verraten Sie unseren Aufenthalt nicht. Meine Eltern haben mir verziehen. Ich sende Ihnen das Geld zurück, und weil Sie keine Zinsen wollen, mache ich Ihnen die beiden Schü-en-chu (Silberfüchse) zum Geschenk. Wir sind glücklich und mein Weib A-Lu-Te sendet Grüße, auch die Dienerin.

Ich bin mit tiefster Dankbarkeit Ihr immer gehorsamer Diener Liu Weng-Schang."

Fast wurde ich gerührt, als ich den Brief las. Wie schlicht und wie dankbar war doch dieser Chinese! Und wie änderte ich seit diesem Vorfall meine Meinung über das gelbe Volk, das wir anfangs nur mit Haß und Verachtung betrachtet hatten.

Und die Silberfüchse? Sie habe ich als Andenken bewahrt. Zweimal im Jahr, am 7. Januar, meinem Geburtstage und dem Tage der Flucht Fräulein A-Lu-Tes, und am 29. August, dem Tage meiner Rückkehr ins Vaterland, hole ich sie hervor und streichle zärtlich das schwarze, seidenweiche und wie Fräulein A-Lu-Tes Augen glänzende Fell mit den Silberspitzen. Und wenn ich glücklich noch eine passende Frau finden sollte, so werden die Silberfüchse das erste Geschenk sein, das sie erhält. Dabei wird sie, hoffe ich, ebenso fröhlich und lustig sein wie die „erste Schönheit" von Tientsin, Fräulein A-Lu-Te.



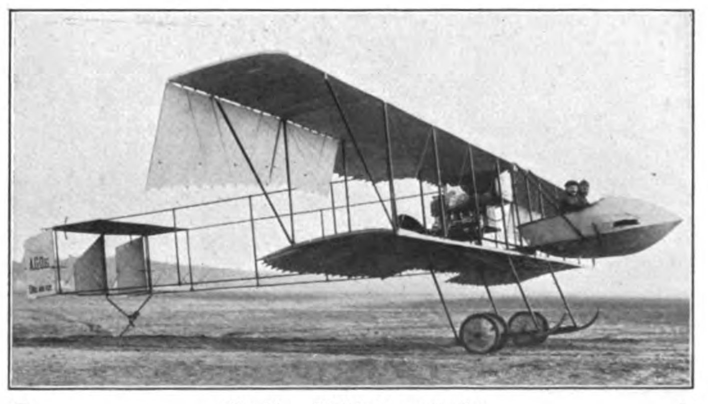
Eine M=B=Taube, fertig zum Start, der Propeller wird angeworfen

Flugstudium und Flugstudenten

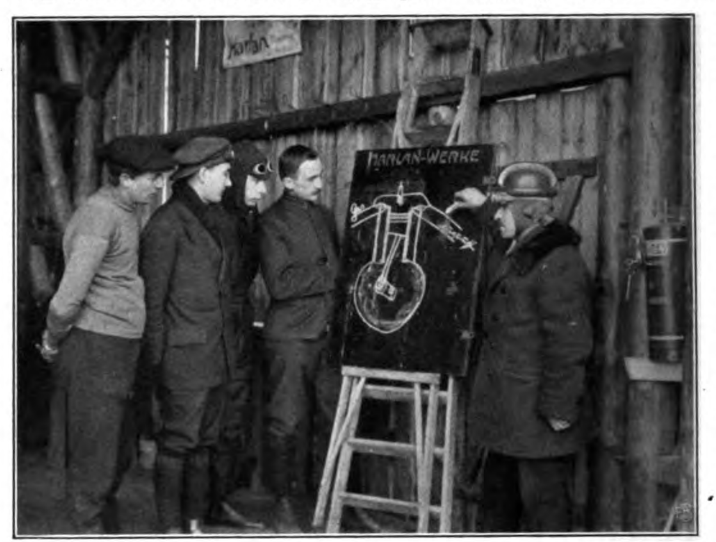
Von Hans C. Kontzen

Johannisthal ist und bleibt die Fliegerzentrale im Deutschen Reich. Alle Konkurrenz hat ihm vorläufig keinen Abbruch tun können. In München, Bremen, Leipzig, Dresden, Gotha, Halberstadt u. a. O. haben sich Flugzeugfabriken und =schulen aufgetan, in der Umgebung von Berlin sind bei Bork und Teltow Flugplätze entstanden: der Flugschüler wendet sich doch nach Johannisthal, dort scheint ihm die Hochschule des Flugstudiums zu sein. Der kleine Vorort im Osten unserer Hauptstadt hat seit der Gründung des Flugplatzes unter dem Zeichen des Propellers und der Verwindung einen mächtigen, ungeahnten Aufschwung genommen. Mächtige Mietskasernen sind errichtet worden, neue Straßen mit neuen Verbindungen sind angelegt, und allüberall leuchten die schönen Zettel: „Hier ist ein möbliertes Zimmer mit und ohne Pension zu vermieten!" Denn der Flugzeugstudent ist gleich seinem Kommilitonen von der alma mater dem Grundsatze treu, daß er bei einer Wirtin wohnen muß; auch einer filia hospitalis ist er nicht abgeneigt.

Wenn vor sechs oder sieben Jahren ein kleiner Bengel seinem Vater in kindlichem Stolz erklärt hätte: „Ich will Flieger werden", so etwa zu der Zeit, als Wright und Latham ihre ersten Flüge auf dem Tempelhofer Felde machten, so würde der alte Herr den Jungen wahrscheinlich ausgelacht haben. Heute würde er es nicht mehr tun — er würde den Plan vielleicht sogar ernsthaft in Erwägung ziehen. Und wenn er schließlich seine Einwilligung dazu gegeben hätte, würde er den schulentlassenen Jüngling nach Johannisthal schicken. Dort angekommen, stände der stud. vol. dann aber vor einer schweren Wahl: zu welchem



Ein Ago=Militärdoppeldecker



Theoretischer Unterricht über den Motor

kosten aufkommen. Und diese stellten oft sehr erhebliche Summen dar. Man erzählt sich, daß eine Schule einmal über fünfzig solcher Gerichtsverfahren in der Schwebe hatte; dieser Zustand war natürlich unhaltbar. Heute ist im Kontrakt alles scharf begrenzt festgesetzt: solange der Lehrer die Maschine bedient, trägt die Schule den Bruchschaden; hat der Schüler das Steuer in Händen, treffen ihn die Kosten.

System soll er sich wenden, welcher Schule soll er sich anvertrauen? Eindecker oder Zweidecker, Jeannin oder Ago, Rumpler oder Luftverkehrsgesellschaft, Melli Beese oder Albatros? Oder noch etwas anderes? Da steht er vor den Tribünen, hört die Motore knattern, sieht einen Aeroplan nach dem anderen aufsteigen, fast alle mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, hört Namen über Namen und wird nicht klüger. Bis ihn schließlich einer seiner zukünftigen Kollegen anspricht und ihm klipp und klar beweist, daß sein System das einzig wahre, zuverlässigste, stabilste und aussichtsreichste sei. Nun tritt er in eine Schule ein und schließt den Lehrkontrakt ab. Dieser schriftliche und gesetzlich bindende Kontrakt ist erst eine neuere Schöpfung; bevor man ihn erfand, hatten in Johannisthal die Rattenkönig-Prozesse kein Ende, denn weder Lehranstalt noch Schüler wollten für die Bruchschäden und die Haftpflicht-

Die Lehrpläne sind bei den Gesellschaften sehr verschieden. Es kommt gerade beim Fliegen auf die Individualität von Lehrer und Schüler an. Jahreszeit, Wetter, Selbstvertrauen, Verantwortungsfreudigkeit der Lehrer, Talent der Schüler sind von ausschlaggebender Bedeutung. Für den Lehrgang kann man nur ein ganz loses Beispiel geben.

Man rechnet für die Ausbildung bis zur Pilotenprüfung etwa zwei Monate, bis

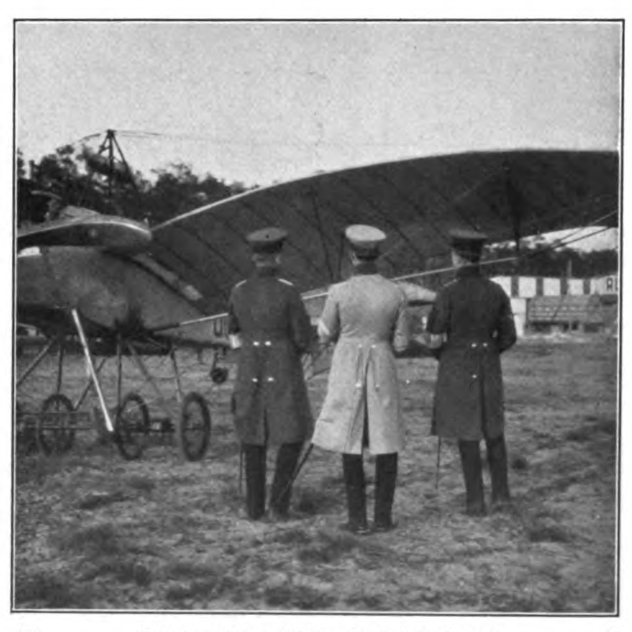


Praktische Veranschaulichung des Motorbaues am Bremsbock



Einführung in die Theorie des Fliegens

zur Feldpilotenprüfung noch einen weiteren Monat. Die ersten vier Wochen sind zum größten Teil theoretischem Unterricht, sowie praktischen Arbeiten in den Werkstätten am Flugzeug und am Motor gewidmet. Nachdem der junge Flugstudent, der natürlich die Seele voller Mut und das Herz voller Passion hat, erst ein- oder zweimal tüchtig „ausgelüftet" worden ist, d. h. nachdem er einige Passagierflüge gemacht hat, wird er von seiner stolzen Höhe auf die poesielose Erde zurückversetzt. Ehe er dann wieder emporsteigen darf, vergeht eine ganze Weile. Er muß zuerst etwas von der Theorie des Fliegens wissen, muß die Maschinen bis in ihre kleinsten Einzelheiten, jedes Schräubchen und jeden Draht kennen lernen, muß über Windstärken, Böen, Luftlöcher belehrt werden, muß Kenntnisse über Flugzeugbau, Material und Materialbearbeitung sammeln. Dann muß er mit dem knatternden, klopfenden Herzen des Flugzeuges innigste Freundschaft schließen: mit dem Motor. Man hat heute in allen Fliegerschulen mit der Ansicht gebrochen, daß der Flieger nur fliegen können muß; nein, man besteht fest darauf, daß er sein eigner Mechaniker wird, der



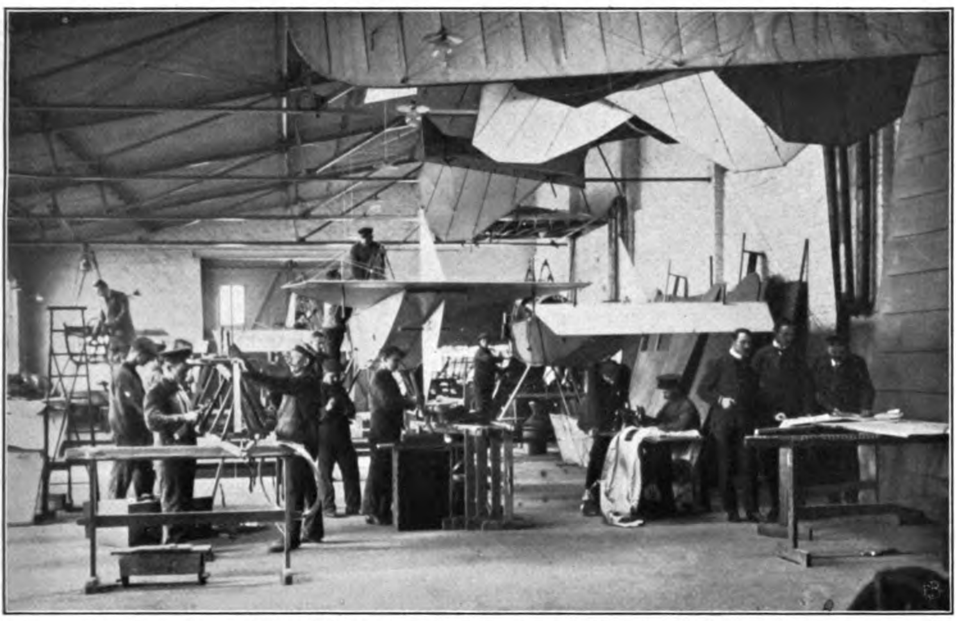
Offizier-Pilotenschüler in Johannisthal

im Falle der Not kleine Reparaturen zuverlässig selbst ausführen kann, der zu beurteilen versteht, welchen Schaden das Material bei einer unsanften Landung davongetragen hat, ob es einen zweiten Aufstieg noch aushalten kann, wie stark und mit welchen Bindemitteln es zu reparieren ist. Der Motor muß dem Flugschüler bis in seine kleinsten Teile vertraut sein, sein Ohr muß sich an das gleichmäßig „butternde" oder „surrende" Geräusch seines Ganges gewöhnen, er muß jede Unregelmäßigkeit hören lernen, damit er zur Zeit — oft noch in der Luft — sachgemäße Abhilfe schaffen kann. Die Motorkenntnisse des Flugzeugführers dürfen sich etwa nicht nur auf die Fähigkeit, das Auswechseln der Zündkerzen vorzunehmen, beschränken, wie es bis vor kurzem noch fast allgemeiner Gebrauch war.

So wird der Flugschüler die ersten Wochen seiner Lehrzeit viel in der Stube über Büchern, in Fabriken und Schuppen und vor der schwarzen Tafel sitzen, der er mit so frohem Herzen Valet gesagt hatte, als er das letztemal aus seinem Klassenzimmer ging. Zur Abwechslung darf er dann ‚Fliegen auf der Erde spielen'. Er wird in die Flugmaschine gesetzt, die durch Holzstützen in die Lage gebracht ist, die sie in der Luft einnimmt. Sein Lehrer nimmt in seiner Nähe auf dem Apparat Platz, und er darf nun alle Steuer bedienen. Es sind in der Hauptsache ihrer drei: das Höhensteuer, das Seitensteuer und die Verwindung. Die verschiedenen Systeme haben die Steuerorgane ihrer Apparate verschiedenartig angebracht: wir finden Steuerräder, ähnlich denen der Automobile, aber zur Bedienung der Höhenmaschinerie auch vorwärts-abwärts und körperzu-aufwärts beweglich, ferner Hebelarme, die mit den Händen nach viererlei Richtungen zu führen sind, auch Trittleisten, durch die Füße, und Druckflächen, durch die Knie zu bedienen. Der Flugschüler, der bis dahin sich solide auf dem festen Boden fortbewegt hat, muß umdenken lernen: früher galt seine Aufmerksamkeit in der Bewegung nur der Horizontalen: vorwärts, rückwärts, rechts und links; nun tritt das Aufwärts und Abwärts hinzu. Der Lehrer kommandiert daher abwechselnd: „Rechtskurve!" — „Steigen!" — „Geradeaus!" — „Abwärts!" Der Schüler muß in seiner feststehenden Maschine die dem Befehl ent-



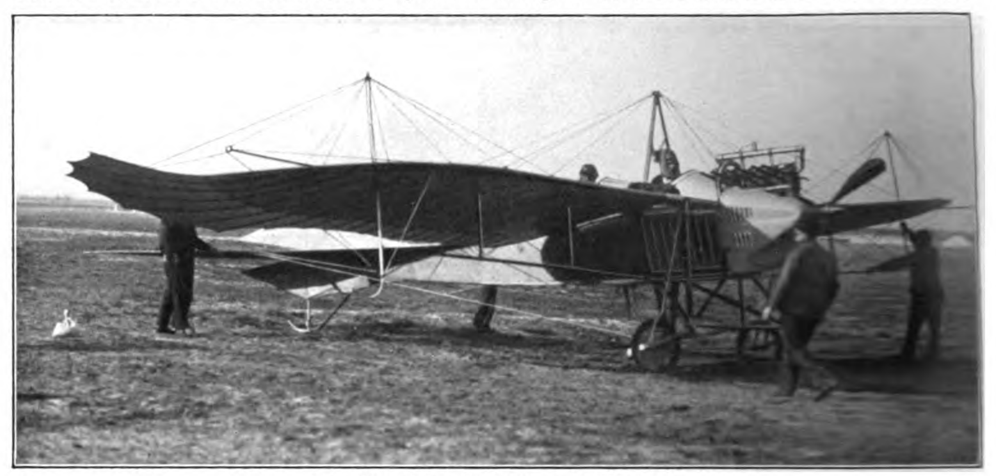
Lehre vom Flugzeugbau durch Erläuterung von Reparaturen



In der Werkstatt der Harlanwerke in Johannisthal

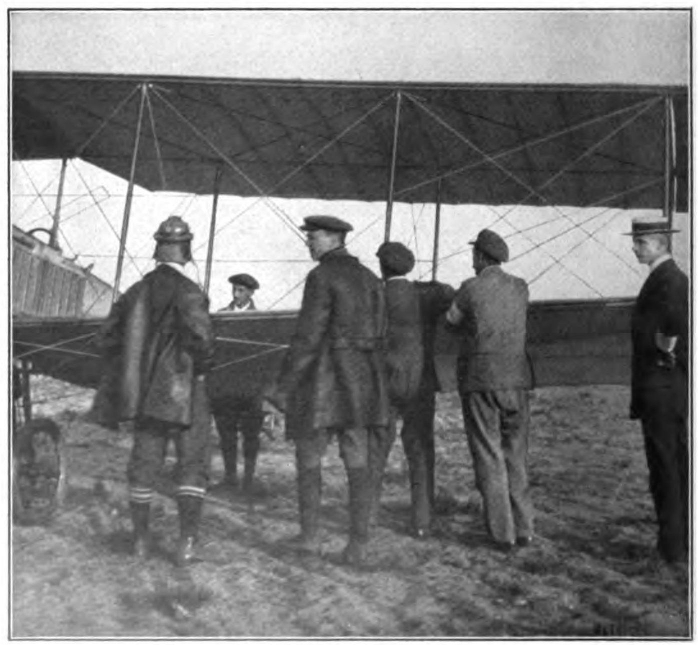
sprechenden Bewegungen ausführen. Erst wenn er sie so beherrscht, daß er keinen Fehlgriff mehr macht, wird ein Kapitel weitergegangen: zur Bedienung der Verwindung. Die Verwindung reguliert die Stellung kleinerer, beweglicher Teile der Tragflächen, die — grob ausgedrückt — den Fliegern ermöglichen, die Größe der den Apparat in der Gleitstellung in der Luft tragenden Leinenflächen zu ändern. Sinkt z. B. der rechte Flügel des Aeroplans, so muß er blitzschnell vergrößert werden, damit der verstärkte Luftdruck ihn wieder hebt, gleichzeitig muß der linke verkleinert werden. Werfen in der Luft die gefürchteten Böen die Maschine hin und her, so muß der Flugzeugführer jeden Windstoß augenblicklich mit der Verwindung abfangen; jedes nur sekundenlange Zögern, aber auch jede zu starke Parade kann zum Unfall führen. So wird die Verwindungslehre fast zum wichtigsten Teil der Ausbildung. Auch in ihre Geheimnisse wird der Schüler auf der sicheren und ungefährlichen Erde eingeführt. Die Böen werden markiert; erst angekündet, dann unerwartet werden dem Flugzeug Stöße versetzt, die ausgeglichen werden müssen. Wie der Radfahrer unwillkürlich durch Rechts- und Linkslegen des Körpers das Gleichgewicht hält, so muß der Flieger lernen, fast rein mechanisch die bedrohte Balance des Flugzeuges mit der Verwindung immer wieder herzustellen. Ist dem Schüler dies zur zweiten Natur geworden, kommt der große Moment, wo er in freier Luft mit Hand an die Steuer legen darf.

Mit dem Lehrer gemeinsam steigt er in das Flugzeug. Seine Steuerung ist mit der des Lehrers, der je nach dem System vor, hinter oder neben ihm Platz nimmt, fest verkuppelt. Der Motor wird angeworfen, der Propeller treibt die Maschine vorwärts, bis sie die notwendige Anfangsgeschwindigkeit auf dem Boden erreicht hat. Nun wird das Höhensteuer in Tätigkeit gesetzt. Das Springen hört auf, wir schweben! Es wird zu diesen Versuchen natürlich ein windstiller Tag gewählt. Der Schüler hat genau vorgeschrieben bekommen, welchen Kurs er nehmen soll. Fest ruht das Steuer in seinen Händen; unmerklich, aber ebenso fest auch in denen des Lehrers. Jetzt Linkskurve! Steuer — Verwindung! Leicht neigt sich die Maschine zur Seite und beschreibt einen Bogen. Geradeaus! Wieder Steuer — Verwindung! Zurück dem Schuppen zu! Landen! Höhensteuer — abwärts! Der Lehrer schaltet den Motor aus, die Maschine rollt und hält. Natürlich glaubt



Eine Rumplertaube fertig zum Abfahren

der Schüler, er hätte alles allein gemacht; vielleicht hat er es auch, denn ebenso wie es Menschen gibt, die ohne jede Übung sofort radfahren können, so gibt es auch welche, die fast sofort fliegen können, ebenso wie manche es nie lernen werden. Denn es ist bei der Flugkunst unendlich viel Gefühlssache. Aber während der Flüge der ersten vier bis sechs Wochen muß der Lehrer in jeder Höhe, in jedem Augenblick die Hände an seinem Steuer haben, um den Fehlern des Schülers entgegenzuarbeiten. Nach und nach werden seine Korrekturen seltener nötig werden, bis er schließlich das Gefühl hat, dem Lehrling die Maschine allein anvertrauen zu können. Dem gehen aber noch Bewegungsfahrten auf der Erde voraus: Rollversuche und Sprünge. Der Schüler wird allein in den Apparat gesetzt, der Motor wird angeworfen. Nun darf er eine Strecke geradeaus über den Boden fahren, darf später kurz das Höhensteuer zu einem Sprung in Tätigkeit setzen, um dann den Motor gleich wieder abzustellen. So bekommt er nicht nur Kenntnis über die Bedienung des Apparates, sondern auch Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Flugzeuge.



Beim Prüfen der Drähte

Sechs Wochen Lehrzeit liegen hinter uns. Flüge mit dem Lehrer sind bei gutem und schlechterem Wetter gemacht, Böen, Luftlöcher sind glücklich überwunden worden. Der Schüler hat das schwierige Kapitel der Gleitflüge und der Landungen kennen ge-



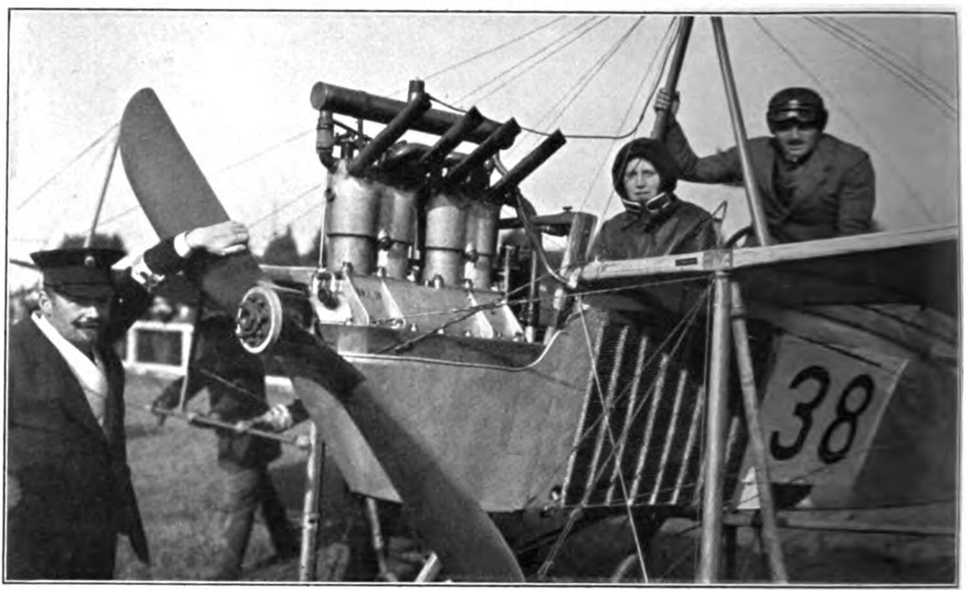
Unterricht in der Prüfung der Maschine vor dem Start

lernt, er ist gerollt und gesprungen. Der ersehnte Augenblick ist da: er besteigt die Maschine zum ersten kurzen Alleinflug. Einmal, vielleicht zweimal darf er den Platz umrunden. Es gibt wohl keinen Flugstudenten, dem in dieser Stunde nicht das Herz gewaltig schlägt; es gibt wohl auch nur sehr wenige, die nach diesem ersten Alleinfluge nicht stolz und doch gleichzeitig erleichtert aufatmen, wenn sie, ohne „Kleinholz" gemacht zu haben, glücklich wieder gelandet sind. Denn meist setzt es bei diesen Übungen Bruchschaden: bald kostet es ein Rad oder ein Stück vom Anfahrgestell, weil der Flieger zu heftig aufgesetzt hat, bald bekommen die äußersten Enden der Tragflächen etwas ab, weil die Maschine noch nicht wagerecht stand. Und glücklich, wenn es immer mit solch kleinen Schäden abgeht, wenn nicht ein Sturz das ganze Flugzeug zertrümmert und den jungen Flugkandidaten unter sich begräbt.



Der Start zum ersten Alleinflug

Von den ersten Alleinflügen bis zum Ablegen der Pilotenprüfung ist eigentlich nur ein Schritt. Aber es steht da allerlei hindernd im Wege, und wer einmal länger im schönen Johannisthal geweilt hat, der kennt die Sorgen, die junge Fliegerherzen durchziehen. Das Flugschülerleben besteht nämlich zum großen Teil aus Warten. Da ist das leidige Wetter: morgens Wind und abends Wind. Der Zeiger an der Winduhr neben dem Haus des Aeroklubs schwankt ständig zwischen zehn und elf, der Lehrer

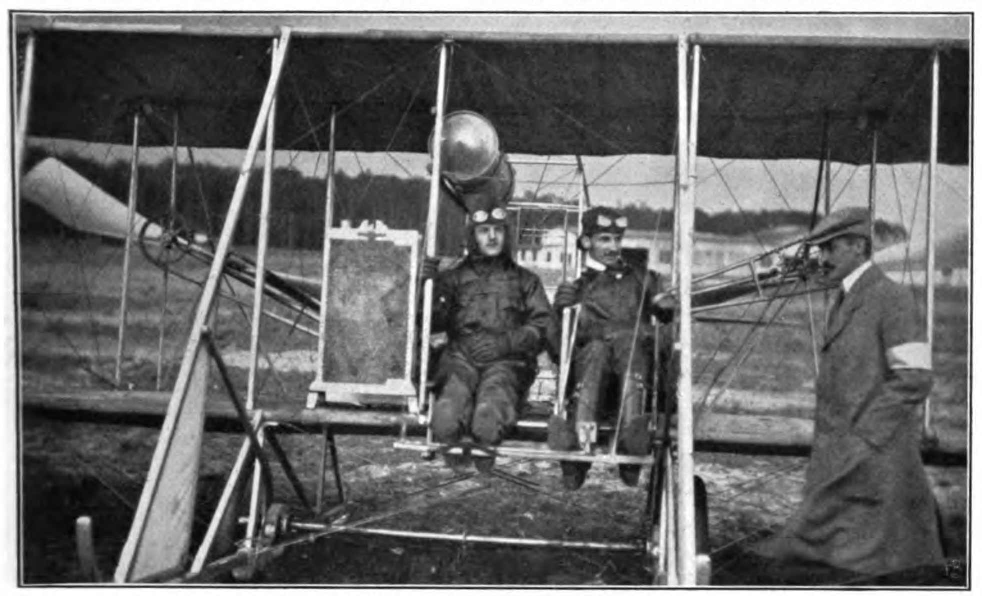


Hellmuth Hirth mit einer Schülerin

schüttelt den Kopf: „Junger Mann, bei solchem Wetter wagt sich ja nicht einmal der Sturmflieger Hanuschke heraus.“ Höchstens „Rollen“ darf der Schüler, „Untergrundbahn fahren“ wie er sagt. Endlich kommt ein ruhiger Abend, ein Kamerad steigt auf, in schönen Kreisen umzieht er die Bahn, schreitet zur Landung und — macht „Kleinholz“. Mindestens drei Tage dauert die Reparatur, bei der zweiten Lehrmaschine aber ist zurzeit gerade der Motor in der Fabrik. Also warten, und drei Tage später gehen wieder heftige Böen über den Flugplatz. Jeden Abend, jeden Morgen kann man die harrenden Flugschüler auf dem Platze treffen; und wehe dir, wenn du ein Laie bist! Sie wissen alles und kennen alles, und sie schwatzen mit dir und belehren dich, um zu vergessen, daß sie warten — warten — warten!

Schüler- und Lehrersitz hintereinander. Im Hintergrund der Windmesser auf dem Flugplatz in Johannisthal

Doch eines Tages kommt auch für sie die Stunde der Erlösung. Die Schule hat ihre Prüfung angemeldet, und zwei Herren vom Deutschen Luftschifferverband sind erschienen, um das Examen abzunehmen. An vorgeschriebener Stelle startet der Schüler und führt seine Maschine bis zu einer Höhe von mindestens fünfzig Meter empor. Nun beginnt er in Form von Achten zwei feste Marken zu umkreisen, die einhundertfünfzig Meter voneinander entfernt sind. Zweimal muß er je fünf solcher Achten ausführen, um



Schüler und Lehrer nebeneinander

dann am Startplatz ohne Unfall glatt zu landen. Hat er diese Bedingungen erfüllt, so ist er Pilot. Aber noch wird sein Streben nicht zu Ende sein: er wird sich durch einen Überlandflug noch das Feldpilotenzeugnis holen wollen.

Was hat dem Schüler aber bis zum ersten Examen die Ausbildung gekostet? Nehmen wir zuerst die Ausrüstung. Sie ist nicht teuer: Der Lederanzug, der über die übliche Kleidung gestreift werden kann, ist für rund hundert Mark zu beschaffen, Sturzkappe, Schutzbrille, Handschuhe für etwa dreißig bis fünfunddreißig Mark, kommen dazu Stiefel und Gamaschen und für Winterwetter der Pelz. Das „Schulgeld" beträgt nach dem Abkommen der Flugzeugkonvention, der alle Flugschulen angehören, 3000 Mark; es kann sich aber durch Bruchschäden leicht auf das Doppelte und Dreifache erhöhen. Für Offiziere zahlt die Heeresverwaltung 5000 Mark, die Nationalflugspende für ihre Schüler 8000 Mark, beide jedoch einschließlich des gemachten „Kleinholzes". Ein sehr dankenswertes Abkommen hat die Flugspende noch mit einer Versicherungsgesellschaft abgeschlossen. Für 400 Mark,



Reparatur des Motors



Ein Rekordflug: Ellery von Gorrissen mit fünf Passagieren auf einem Ago-Doppeldecker

die zur Hälfte der Schüler, zur anderen Hälfte die Sammlung trägt, werden die Flugstudenten gegen Unfall versichert, so daß sie von Tagesspesen zu fünf Mark bis zu einer Jahresrente zu 1600 Mark beziehen können, wenn sie bei einem Sturz Verletzungen davongetragen haben. —

Ein lustiges Völkchen lebt in Johannisthal. Das ewige Spielen mit der großen Gefahr hat die Flieger wohl etwas leichtsinnig gemacht. Wer des Abends in den Bürgergarten geht, zu dem früher der Berliner Sonntags mit dem Kremser hinausfuhr, um seinen Kaffee zu kochen, trifft immer eine Gesellschaft munterer Zecher. Es wird natürlich meistens fachgesimpelt. Jeder Flug des Tages (besser des Morgens und Abends) wird besprochen, jeder Flieger hat da oben in den Lüften etwas Besonderes erlebt, eine besondere Gefahr überstanden. In der Beziehung gelten überdies die Flugplatzdamen als besonders stark, sie sollen das Fliegerlatein am besten beherrschen. Dem Neuling wird mit viel Stolz das „Kleinholzmuseum“ gezeigt, in dem von allen berühmt-berüchtigten Stürzen Reliquien aufgehoben sind. Besonders lustig geht es aber Mittwochs zu, wenn draußen vor der Tür das Schild hängt: „Heute großer Ball.“ Da tanzt die gesamte Fliegerkolonie, und die lieben Berliner Mädels scheuen die Fahrt hinaus nach Johannisthal nicht, um einmal mit den schneidigen Beherrschern der Lüfte zu walzen. Etwas bunt gemischt ist die Gesellschaft dann allerdings schon, denn Monteure, Konstrukteure, Flieger, Flugstudenten wimmeln bunt durcheinander, und manchmal taucht sogar eine Lederjacke auf, die das Achselstück des Fliegerleutnants trägt. Da oben in der Luft sind alle gleich, warum sollen sie es nicht auch hier unten beim Tanz sein! —



Ein Hydroplan

Nach dem Krieg. Von Otto von Gottberg



Der Türke war immer der Gentleman des Balkan! Wer bei einem Berliner Schneider der Friedrichstadt Kleider arbeiten läßt, hört ihn wohl über dem Anprobieren erzählen, daß fast alle nach Berlin kommandierten Offiziere von Balkanheeren seine Kunden sind. Manche hängen bei der Heimfahrt mit einer Rechnung, und sehr viele vergessen sie! Niemals tut es der Türke. Noch aus der Tschataldschastellung schickte unlängst einer 300 Franks: „Ich habe das Sümmchen gerade und weiß nicht, wie lange ich noch lebe, also soll es zu Ihnen wandern!" — Stets eigentlich finden wir so wie hier den Türken individuell und als Privatmann so redlich, wie er kollektiv und als Beamter korrupt ist. Das war nur eins der vielen Rätsel, denen man nachhing, wenn man während des Krieges über den ihm eben verlorenen Boden schritt, und immer kam dann die Überzeugung, daß er auch nach dem Aufgeben von Provinzen, die nur ständigen Aderlaß an Blut und Geld brachten, in seinem nun engeren asiatischen Heim keinen kraftvollen, geschweige modernen Staat begründen wird. Noch an den Gefangenen, den Jünglingen in der Khakitracht der Jungen Türkei, die eines Reiches Giftmischer und Totengräber war, wie an den bejahrten Reservisten im blauen hamidischen Rock, war zu beobachten, daß die Natur dem Türken Sinn für Ordnung, Methode, Pünktlichkeit einfach versagt hat. Demütig genug, ja in zitternder Furcht, standen die Leute vor ihren Siegern, aber unfähig, Befehlen nachzukommen. Bei der plötzlichen Versammlung eines Trupps durch Ruf sah man die atemlos Rennenden wie verstörte Schafe mit den Köpfen zusammenstoßen. Und doch sprach aus den Mienen der Verängstigten noch soviel schmerzliche Würde, daß der Fremde sie wirklich mit Kummer als Gefangene der Sklaven von gestern sah.

Dann aber kam wieder das Lachen. Ob der Fremde vor einer aus Europa importierten kostspieligen Baggermaschine am Seeufer, vor einem Geschütz oder vor dem Morseapparat im Telegraphenamt stand — stets sah er Rost und ein In-Stücke-Fallen. Unfähig, eine Straße oder ein Schiff zu bauen, kauft der Türke das komplizierteste Kulturgerät Europas, um es zerfallen zu lassen. Die neue Uhr in seiner Tasche steht bald still wie die Zivilisationen der Erde, über die einmal der Huf seiner Rosse trabte. Welche Heiterkeit muß nicht der Anblick seiner Gefängnisse in kleineren Städten wecken! In Skutari, von wo ich eben komme, war es ein offenes Haus, und als es mit Verwundeten belegt wurde, zog der Wärter auf freiem Platz mit Kreide einen runden Kreis und schickte seine Schutzbefohlenen hinein. Nahrung konnte er ihnen nach Allahs Willen bald nicht mehr geben. Sie liefen davon. Es war Allahs Wille. Der Gefängnisdirektor allein hockte als Beamter und Gentleman während der Dienststunden in seinem Kreis, trank Kaffee, rauchte Zigaretten und blieb doch dabei wie jeder wohlerzogene Türke ein Typ schlichter Männlichkeit, des Einfachen, der Würde. So liebt man den Unerklärlichen immer, wie er Wasser und Blumen, grüne Wiesen, breite Bäume und namentlich Kinder liebt. Vielleicht tut man es, weil er so gute Manieren hat, weil er so nüchtern, so geduldig und so gar kein Händler oder Geschäftsmann ist. Gewiß, gewiß, er mag auch nichts anderes sein, denn er hat weder wissenschaftlich noch künstlerisch und literarisch etwas geleistet. Doch Sinn für das Schöne fehlt ihm nicht. Seine weiten Kirchhöfe in Skutari — Basaltsäulen in einem im Winde schwankenden Meer von lila Schwertlilien bieten ein wunderbar herrliches Bild. Das Unerklärlichste an ihm ist seine Großmut und Toleranz. Mindestens des letzten Jahres Kummer wäre ihm erspart geblieben, wenn seine Ahnen nicht versäumt hätten, die Unterworfenen zu ihrem Glauben zu bekehren. Es ist fast, als ob der Türke gewußt hätte, daß der Islam seine Sklaven verhindert haben würde, zu erwerben und ihm Tribut zu liefern. Es heischt zuviel Zeit, ein guter Moslem zu sein. Wer alle Vorschriften des Koran gewissenhaft erfüllt, kann keine volle Tagesarbeit tun. Das mag in mancher Hinsicht erklären, warum der Türke Andersgläubigen nachhinkt. Solange er dem Islam treu und des Glaubens bleibt, daß nach Allahs Willen allein Menschen verkommen und Reiche vergehen, wird er auch in Asien weder sein Glück noch einen gesunden Staat schaffen.

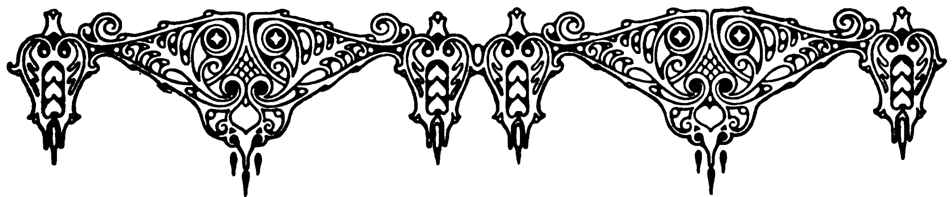
Von den Gegnern des Türken wird gemeinhin der Bulgare als der kulturell achtbarste Balkantyp betrachtet. Richtig ist, daß in der Regierung Bulgariens mehr staatliches und auch internationales Verantwortlichkeitsgefühl als in der von Serbien, Montenegro und sogar Griechenland lebt. Auch an Bildung und Wissen einzelner, aber durchaus nicht der Massen, birgt Bulgarien wohl mehr als die anderen Staaten. Offen lassen sollte man noch die Frage, ob nach der durch den Krieg gebotenen Reorganisation das bulgarische oder serbische Heer als das bessere Kriegsinstrument zu gelten hat. Die bulgarische Armee konnte während des jüngsten Feldzuges Hand auf jeden Telegraphendraht ihres Kriegstheaters legen, und wer heutzutage als unumschränkter Herr über den

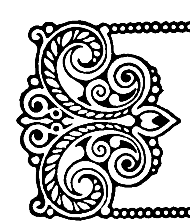
Telegraphen gebietet, gewinnt jede Schlacht. Die Ausbildung seiner Soldaten ist so vorzüglich, die taktische Schulung seiner Offiziere, das strategische Verständnis seiner Führer so hervorragend, daß er, ohne einen Mann zu verlieren, dem Gegner mit der Schnelligkeit der Windsbraut Katastrophe auf Katastrophe bereitete. Nebenbei ist er ein Samariter, der feindliche Verwundete vor den eigenen pflegt und unter der Bevölkerung des bekriegten Landes Bargeld in Höhe aller verlangten Summen verteilt. Solche Wunder konnten die Bulgaren, aber nicht die Serben verrichten, weil von ihrem Kriegstheater stets die Grenze und der Draht eines neutralen Staates zu erreichen war. Unter den Augenzeugen der bulgarischen Kämpfe herrschte die Auffassung, daß sie mindestens die Schnelligkeit ihrer Erfolge der auch sie überraschenden Unfähigkeit des Gegners zu danken hatten. Wir Deutschen neigen schon in Erinnerung an den Königsmord dazu, das serbische Heer und namentlich sein Offizierkorps unter das bulgarische zu stellen. Dagegen ließe sich einwenden, daß es bis zum Krieg auch in Bulgarien ein wirkliches Gefühl der Treue zur Dynastie kaum gab. Offiziere wie Bürger sahen in ihrem Herrscher einen sehr geschickten und darum für Leitung des Staates ungemein geeigneten Geschäftsmann, dessen Persönlichkeit nicht im geringsten volkstümlich war. Der kriegerische Erfolg mag dem Herrscher und seinem Hause genützt haben. König und Königin scheinen heute populär. Aber die Entstehung eines wirklich dynastischen Gefühls, das gute wie böse Tage überdauert, ist noch immer zu bezweifeln. Der Bulgare hält nichts von Idealen und Gefühlen. Er ist ein unendlich praktischer, nüchterner und beiläufig verschlagener Geschäftsmann und liebt nur den Menschen, der ihm Vorteil bringt. Darum läßt sich behaupten, daß ein verlorener Krieg auch dem König Ferdinand mindestens die Krone gekostet hätte. Das bildungsfähigere Offizierkorps ist zweifellos das serbische. Es scheint ferner auch mehr homogen. Schon rein äußerlich ist bei den Bulgaren der Typ, der nach Haltung, Auftreten und Gebaren in aller Welt als Offizierstyp gilt, selten. Die große Mehrheit der Herren tritt auf wie derbe, gewissenhafte, aber menschlich unbeholfene Unteroffiziere, und geistig wird diese Masse beherrscht von einer an Zahl nur geringen Elite dann allerdings oft hervorragend kluger Köpfe in allen Dienstgraden. Das wird sich nicht ändern, da eine Unmenge tüchtiger Unteroffiziere und Soldaten durch Tapferkeit vor dem Feind die Epauletten gewann. Dagegen ist im serbischen und auch montenegrinischen Offizierkorps der wirkliche Offizierstyp weit häufiger zu finden. Hier begegnen uns in überraschend großer Zahl sprachgewandte Herren, die in der Unterhaltung dem Mitteleuropäer menschlich nahekommen, die wie er fühlen und schon im Gespräch ihre Aufnahmefähigkeit beweisen. Zwischen dem durchschnittlichen Bulgaren und uns spüren wir immer die Scheidewand, die den Orientalen von Okzidentalen trennt, denn der Bulgare steht von allen Balkanvölkern dem Türken am nächsten, hat am meisten von ihm gelernt. Das beweist ein Blick in sein Land wie seine Kriegführung. Er hat in Sofia eine leidlich saubere Stadt, aber die Orte zweiter Größe wie Zara Stagora sind nicht minder schmutzig als etwa Mustapha Pascha. In beiden ist nach unseren Begriffen gleich wenig von Kulturleben zu spüren, während wir doch in Nisch, ja in montenegrinischen Kleinstädten wie Negus und Njeka ein immerhin anerkennenswertes Maß von Lebensbehagen finden. Den Krieg führte der Bulgare nicht anders als in alter Zeit der Türke. Nämlich nicht nur der Soldat oder der Bewaffnete des Feindes, sondern auch der Bürger war ein Gegner, den er zwar nicht unbedingt erschlagen, wohl aber aus seinem Heim vertreiben zu müssen glaubte. Kein Türke verblieb auf dem Fleck Erde, den eine bulgarische Truppe betrat. Sogar die Frauen und Kinder mußten vor den Kolonnen des Siegers flüchten, und die verlassenen Häuser wurden ausgeplündert bis auf den nackten Fußboden. Natürlich sorgte der allmächtige Telegraph dafür, daß die Räuber oder Plünderer stets Komitatschis oder ähnliche Schlachtenbummler gewesen waren. Wie Engel haben freilich auch die Serben nicht auf dem von ihnen eroberten Boden gehaust. Mindestens aber trieben sie nicht die gesamte Bevölkerung des Gegners vor sich her und zerstörten ihre Habe, sondern ließen den Leuten die Möglichkeit, die Wunden des Krieges später einmal zu heilen. Wenn jetzt nach dem Friedensschluß ein bei Adrianopel ansässiger türkischer Landmann auf sein Anwesen zurückkehrt, findet er das Feld von einem dem siegreichen Heer nachgewanderten bulgarischen Bauern bestellt und hat mit ihm um sein Eigentum zu prozessieren. Hat er auf der großen Flucht seinen Besitztitel verloren, so bleibt wahrscheinlich der Bulgare Herr. Vorbildlich geradezu muß dagegen das Verhalten der Montenegriner auf eroberter Erde scheinen. Darüber war unter den Offizieren des Skutari besetzenden internationalen Landungskorps nur eine Meinung zu hören. Als wir die Bojana hinauffuhren, sahen wir auf beiden Ufern die Dörfer und Felder unversehrt, die Viehherden zahlreich wie sonst. Im Hotel der Stadt war das Essen knapp, aber Flaschenwein jeder Art zu haben, obwohl für Wochen jedes Zimmer mit einquartierten montenegrinischen Offizieren belegt gewesen war. Die Herren hatten nur offenen Wein und Bier, Getränke, für die sie bezahlen konnten, genommen.

Auch die Organisation des serbischen Heeres war der des bulgarischen als mindestens gleichwertig, wenn nicht überlegen zu betrachten. In letzter Stunde erst sahen die Bulgaren, daß sie für Ausrüstung und Bewaffnung einer ihrer Reservedivisionen

nicht vorbereitet waren. Die Serben konnten ihnen aushelfen. Vor Adrianopel kamen nach meinen persönlichen Eindrücken die serbischen Divisionen nach einem anstrengenden Feldzug in eigentlich besserer Verfassung an, als der des bulgarischen Belagerungsheeres. Die Artillerie war besser bespannt, die Infanterie besser bekleidet. Mustergültig war im Vergleich mit den anderen Staaten ihr Sanitätswesen. Darum sind die Gefahren, die dem uns verbündeten Österreich-Ungarn von Serbien drohen, nicht zu unterschätzen. Es wird noch lange gerüstet bleiben müssen, zumal sich in Montenegro der Wunsch nach einer Verschmelzung mit Serbien geltend macht. Das durchaus begreifliche Streben der Montenegriner geht nach flachem Land und Feldern. Sie sind Wanderer auf dem Balkan, die die Geographie der ganzen weiten Halbinsel aus eigener Anschauung oder den Erzählungen ihrer Brüder kennen. Darum wissen sie, wieviel mehr an Feldern der Krieg den Serben und nebenbei auch Griechen und Bulgaren als ihnen gebracht hat. Sie sagen sich also, daß es sich lohne, unter der Dynastie Karageorgewitsch zu leben, und werden vielleicht — vielleicht — durch eine Umwälzung ihren persönlich gleichwohl beliebten König beiseite schieben. Natürlich könnte unser Verbündeter niemals dulden, daß der die Bucht von Cattaro beherrschende Lowzen der recht achtbaren serbischen Armee zugänglich wird. Deswegen wohl zögert Österreich immer noch und mit Recht, das XV. und XVI. Armeekorps an der Südgrenze zu demobilisieren.

Leider haben wir noch mit einem neuen Quell künftigen Unfriedens, mit einem souveränen Staat Albanien zu rechnen. Österreich wie Italien haben dort Geld und Arbeit angelegt, also in der Sprache der Diplomatie Interessen. Darum kann Europas Verlegenheitsschöpfung sich nicht selbst überlassen bleiben. Geschähe das, so würde der werdende Staat an sich allerdings keine Gefahr für die Nachbarn bedeuten und seine Kräfte voraussichtlich an inneren Zänkereien erschöpfen. Albanien ist zu 70 vom Hundert bevölkert mit Muhamedanern, die im Gegensatz zu anderen Moslem sich nicht lediglich als Kinder ihres Glaubens, sondern auch einer Nation, und zwar oft mit sehr viel Stolz als Albanesen fühlen. Neben ihnen leben 20 vom Hundert Orthodoxe und 10 vom Hundert Katholiken. Diesen Christen fühlt mancher muhamedanische Albanese sich als Kindern seiner Nation näher als den Türken, aber doch ist er auch ihr Gegner, denn die Orthodoxen liebäugeln mit dem Hellenismus und die Katholiken mit Österreich oder in verschwindender Minderheit mit Italien; wie es anderseits muhamedanische Albanesen gibt, denen die Türkei die angenehmste Herrin wäre. Die regste Verbindung mit Europa unterhalten die Katholiken. Ihre Stimme hören wir am häufigsten als die Albaniens, und ihr Einfluß, geübt durch den Bischof von Skutari, ist unverhältnismäßig groß, denn unter dem Banner des Papstes versteht man sich auf politische Organisation. So sieht man an der Spitze der Bandiera von Malissoren unfehlbar den Priester reiten, und, beiläufig bemerkt, sitzt er nicht am schlechtesten im Sattel. Die Malissoren sind Straßenräuber sans phrase, und es ist Unsinn, davon zu reden, daß sie dem Landungskorps Schwierigkeiten machen würden. Wenn dort unten in Üsküb oder Skutari unruhige Zeiten waren, erging noch immer der Schreckensruf: Die Malissoren kommen!, aber vor wirklichen Soldaten ließ sich das Diebsgesindel nie blicken. Es ist vergleichbar den Reischristen Chinas, die in mageren Jahren die Betstunde des Missionars besuchen, weil er nach der Andacht eine Reisration gibt. So finden auch die Malissoren im Anschluß an die Kirche ihren Vorteil. Der Priester ist meist ein Kind des Landes; hat er aber in einem fremden Kloster seine Erziehung genossen, so mag er glauben, es sei immer noch besser, mit dem Gesindel zu reiten und dadurch gelegentlich eine Untat zu verhindern, als es sich selbst zu überlassen. Jedenfalls kann er ihren Bräuchen nicht wehren. Hat es einen Totschlag gegeben, so rüstet er mit der Bandiera und den Anverwandten die Leichenfeier. Dazu wird besonders höflich auch der Mörder geladen. Am offenen Grabe sitzt die Gesellschaft nieder und preist den Lebenswandel, die Tugenden des Entschlafenen. Am lautesten und beweglichsten ist die Klage des Mörders. Er spricht tränenden Augen von all dem Edlen und Guten, das der allzu früh Verschiedene hienieden noch hätte vollenden müssen. Wenn die Versammelten sich satt gegessen und heiser geredet haben, zieht einer die Uhr, blickt auf den Mörder und blinzelt ihm zu: Es ist Zeit. Jetzt muß er verschwinden, und die zur Blutrache verpflichteten Gefährten der Feier, etwa Brüder oder Söhne des Erschlagenen, gönnen ihm gewissenhaft einen Vorsprung von vier Stunden. Sie mögen sich auch Tage und Wochen Zeit lassen. Jedenfalls aber waltet fair play. Es wäre ehrlos, dem dem Tod Verfallenen auf dem Fuß oder nach drei dreiviertel Stunden zu folgen.






Vom ehestiftenden Kätzchen

Von Johannes Höffner



Der Freiherr Karl Borromäus legte die Lupe fort, ließ die Münze, die er betrachtet hatte, behutsam in die Rundung eines mit dunkelblauem verschossenen Sammet ausgefütterten Kästchens gleiten und den elfenbeinernen, mit Gold eingelegten Deckel langsam einschnappen. Danach schloß er die Augen, strich mit dem schlanken, weißbläulichen Zeigefinger über die Lider und lehnte sich tiefeinatmend in den reich geschnitzten Dogenstuhl zurück. Hinter dem schmalen Kopf mit der hochgewölbten, geaderten Stirn, unter der die scharfgebogene Nase wie gemeißelt vorsprang, stand der dunkelrote Sammet der geraden Lehne. Und ob die Augen geschlossen waren, schienen ihre Sterne die Haut zu durchdringen und in die Weiten zu schauen, und der feine Strich der Lippen nahm die sanft geschwungene Linie eines Lächelns an. Die Hand tastete suchend über den Tisch und blieb auf dem Kästchen liegen, wie liebkosend, wie schützend. Es war ein Kleinod, das er hier erworben hatte. Ein Sonnenband schob sich vor, über den Tisch, über die blaugeäderte Hand, auf die Glaswände der Vitrinen, die rings um das Zimmer an dem dunkeln Eichenpaneel sich hinzogen, und spielte auf den silbernen und goldenen Zieraten und Seltenheiten, auf den kristallenen Bechern und seltenen Porzellanen, die in den gläsernen Särgen wie in einem Museum schliefen. Und wie der Sonnenschein mählich die Hand durchwärmte und durch das geöffnete Fenster von draußen her der herbe, würzige Atem des Gartens, ein wenig feucht und schwer und herbstlich schon, sich dem Freiherrn stärker bemerkbar machte, schlug er die Augen auf, trug das Kästchen mit dem unersetzlichen Schatz bedachtsam zu einer der Glastruhen, verschloß es darin und trat an das Fenster.

Die Sonne stand schon tief. Sie berührte schon den Rand der Pergola, die in weitem Halbkreis den Platz hinter dem Schlößchen umrahmte, und streifte fast wagerecht die klaffenden Flügel der Bronzeadler, die auf schlanken granitenen Säulen die weinbewachsene, traubendurchsetzte Wandelbahn flankierten. Der Weiher zur Linken lag schon in bläulichem Licht und auf dem Gefieder der kaum merkbar dahingleitenden Schwäne spielte ein blaß violetter Glanz. Zur Rechten ragten Ulmen und Eichen, buntgemalt in des Herbstes Farben, ein kühler Abendhauch schlug die harten Blätter aneinander und bewegte leicht den seidenen, türkisch gemusterten Schlafrock des Freiherrn Karl Borromäus. Im Buschwerk huschten die Meisen und Rotkehlchen, lockten und schnalzten und suchten Beeren und Gewürm für die Abendkost.

Eine Weile sah der Freiherr in die rote Sonne. Ihre Strahlen waren matt und blendeten nicht mehr. Es lag Schwermut in der Luft. Die Schwere des Vergehens und Sterbens. Und es lag etwas Müdes auf dem Gesicht des Mannes, der in die glanzlos gewordene Sonne sah, eine Sehnsucht nach Verlöschen und Untergehn. Der letzte matte, rötlich goldene Strahl. Der Freiherr seufzte und zog den Seidenrock über die schmale Brust. ‚Es wird einst kommen,‘ dachte er. ‚Das Leben wird vergehen wie ein Licht. Es wird verklingen wie eine Melodie in einem leisen, süßen Akkord. Wenn man nur ein Kunstwerk daraus gemacht hatte.‘

Des Freiherrn Blick blieb auf dem Teppichbeet liegen, das das Prunk- und Mittelstück des kreisförmigen Rasenplatzes bildete und Jahr für Jahr von dem alten Gärtner aufs kunstvollste hergerichtet ward. Es stellte in den breiten Flächen das Wappen derer von Borromäus dar. Oben zeigte es links im gelben Felde einen rotgelben Papagei, dem unten rechts ein gleiches Feld in umgekehrten Farben entsprach; rechts oben stand ein weißer Halbmond in grün; zu ihm bildete ein grüner Mond im weißen Feld das Gegenstück. Als Helmzier erhob sich ein wachsender Ritter, halb gelb, halb rot, in der Rechten den Morgenstern, auf der linken ausgestreckten Faust einen rot-

gelben Papagei. Der Vogel entbehrte zwar der ornithologischen Merkmale und konnte bei einigem guten Willen für einen tanzenden Seehund gehalten werden, aber der Freiherr sah in ihm kraft jahrelanger Gewohnheit und lebhafter Phantasie, was er bedeuten sollte: das Wahrzeichen seines Hauses, und erbaute sich mit einer gewissen wollüstigen Hingabe an der Geschichte von dem Ursprung seines Geschlechts, wie sie im Schein des Abendhimmels aus dem Teppichbeet zu ihm sprach.

Der Urahne hatte einst den Adel aus dem Türkenkriege mitgebracht samt einem Papagei, den er beim Überfall eines feindlichen Lagers aus dem Zelt eines Janitscharen erbeutet hatte. An diesem Papagei hing seitdem das Glück der Sippe, und nach dem alten Hausgesetz mußte stets von dem Ältesten des führenden Mannesstammes ein solches Tier in den Farben gelb und rot verpflegt werden; aufs ängstlichste, denn wenn er eines unnatürlichen Todes starb, sollte es mit den Borromäus vorbei sein. Karl Borromäus gab auf diesen Familienaberglauben zwar nichts, zumal er der letzte war. Ob Glück oder Unglück, galt ihm gleich. Und der Tod war ihm so willkommen wie das Leben. Aber aus Tradition hielt er an dem alten Brauch fest. Den jetzigen Papagei hatte er vor einigen zwanzig Jahren mit der Erbschaft von seinem Vater übernommen und hielt ihn in des Schlößchens stillstem und geschütztestem Ort, in der Bibliothek.

Wenn er dort in selbstvergessener Beschaulichkeit die alten, prächtigen Einbände, Raritäten, Inkunabeln mehr als die fructus inter folia genoß, so war ihm das närrische Geplauder des Vogels wie ein Faden, der ihn in alte Zeiten leitete und ihn nachsinnen ließ über das, was einst vor langen Jahren gewesen war. Er liebte die Vergangenheit mehr als die Zukunft. Das Alte, Ehrwürdige, Verblaßte füllte seine Seele aus. Was hatte getan werden können, war von den Vorfahren geleistet worden; für ihn blieb nichts, nichts Besonderes mehr, nichts anderes, als abzuschließen, hinter die Geschichte großer Taten einen Punkt zu setzen. Er war der letzte seines Geschlechts. Außer einer alten unvermählten Tante, die in einem adligen Stift lebte, trug neben ihm niemand mehr den Namen der Borromäus.

Und wie er so darüber nachsann, wie immer, wenn er hinter der Pergola die Sonne sinken, im blauen Abendlicht auf dem dunklen Weiher die Schwäne ziehen sah, gab er schließlich dem süßen Gefühl Raum, ein Enkel sein zu dürfen, die letzte höchste Potenz aller edlen Kräfte der vielen Generationen, die höchste Blüte einer alten heißerkämpften Kultur.

Schon hing das Sonnengold hoch an den Wolken im Zenit und umriß mit diamantener Schärfe ihren äußersten Saum. Einem fernen Ziel schwammen sie in dem Rosenrot des Himmels zu, und also ließ auch der Freiherr sein Sinnen auf dem zauberischen Spiegel der Abendstimmung dahintreiben. Aber wie es Zusammenhänge, geheimnisvolle Zusammenhänge im Reich des Empfindens und der Gedanken gibt, stieg aus dem Untergrund traumhaften Sinnens immer wieder die Gestalt der alten Stiftsdame auf, drängte sich in die Stille der Stunde wie ein Geist und machte mit dem kühlen, erkältenden Hauch einer unbestimmten Ahnung das wechselvolle sanfte Farbenspiel in der Seele des Freiherrn langsam zerrinnen. Ein Frösteln lief ihm das Rückgrat entlang, als striche eine kalte dürre Hand darüber hin, und die faltige Kehle schütterte zwischen den hohen Vatermördern von einem zwar leichten aber stoßenden Hüsteln. Da trat er zurück, schloß die Fenster und schellte Balthasar, dem Diener, daß er die Kerzen bringe, die Fensterladen vorlege und mit dem starken eisernen Querstab verwahre, wie er das dreißig Jahre unter dem alten Freiherrn und zwanzig schon unter dem jetzigen allabendlich zu tun gewohnt und auch zu solch unübertroffener Vollendung darin vorgeschritten war, daß kein Ton, kein leisestes Klirren dabei hörbar ward. Denn nichts war dem Freiherrn so zuwider als Lautheit und Lärm. Es mußte um ihn still und gedämpft zugehen, als ob ein zu Tode Kranker, ein Sterbender im Hause läge. Und es war ja auch so. Der Sterbende war er, der Müde, dem Grab Zuschreitende, in dem das Geschlecht starb. Und darum liebte er auch nichts Helles, nicht das grelle neumodische Licht der Moderateurlampen, sondern hielt es mit dem alten, milden Wachs-

licht, das so süß und heimelig im Verbrennen duftete.

In den großen silbernen Kandelabern standen sie, in Kirchenlichtdicke fast, auf dem Tisch, und der Freiherr ging gemessenen Schrittes darum und hing mit den Augen an den gelben Flammen, an den mählich herunterbrennenden Kerzen und dachte weiter, wie vorhin, an Verlöschen und Vergehen und war dann wieder, er wußte nicht, wie es kam, bei der ehrwürdigen Tante Adelheid im Stift der adligen Fräulein zu Melk. Und wieder ging ein leichtes Frösteln ihm über das Rückgrat, als striche eine kühle magere Hand darüber hin. Seltsam war es ihm, sehr seltsam. Es war, als ob sie ihn riefe. Er wurde den Gedanken an sie nicht los, nicht am Abend, als er in der Bibliothek den leichten und geringen Abendimbiß nahm, auch nicht in seinem Traum, der nach langem Warten zu ihm mit einem unruhigen Schlummer in das große Himmelbett stieg.

Am Morgen, als er am Frühstückstisch saß und aus hochgehenkelter, reich vergoldeter und mit dem Bildnis Maria Theresiens geschmückter Tasse die Schokolade mit spitzen Lippen schlürfend genoß, kam ihr Brief. Er legte ihn beiseite, denn auch Briefe las er in der Bibliothek, und beendete mit Anstand und ohne unziemliche Eile das Frühstück. Als er dann nach dem freundlichen Empfang des Papagei: Bitte, treten Sie näher, sich in den gepunzten Ledersessel hatte gleiten lassen, erbrach er das Siegel und las:

Teuerster Neffe!

Mein Ende naht heran. Ich kann die Last der Jahre nicht mehr tragen. Ich möchte Dich noch einmal sehen und sprechen. Aber ich fürchte, ehe Du bei mir eintreffen kannst, bin ich nicht mehr. So habe ich für diesen äußersten Fall zwei Bitten an Dich: Nimm Dich meines Angorakätzchens an, der Maika, die mir in den Tagen meines Alters die einzige zärtliche und treue Freundin war, und pflege sie in dankbarer Erinnerung an mich. Sonst sind meine Angelegenheiten geordnet. Mein Vermögen fällt, wie es Dir bekannt ist, an das Stift. Und dann — laß unser altes, ehrwürdiges Geschlecht nicht mit Dir sterben. Du weißt, es war immer der Schmerz meines Lebens, daß es um Deines Eigensinns willen untergehen und versinken sollte. Auf dem Sterbebett noch wird es meine Bitte sein, daß durch Dich neues Leben dem Hause Borromäus erblühen möge. Leb wohl für diese Zeit, wenn es mir nicht mehr vergönnt ist, Dich zu sehen. Komm bald.

In Treuen Adelheid.

Steif aufgerichtet hatte Karl Borromäus den Brief in Armeslänge von sich gehalten und von oben her mit den klaren grauen Augen die feinen zittrigen Schriftzüge überflogen. Jetzt ließ er das rauhe, gelbliche Papier sinken, saß eine Weile sinnend da, faltete in Gedanken den Brief wieder zusammen, stand auf, trat einige Schritte auf das hohe Regal zu und suchte das Buch, in dem er den Ausdruck für das suchte, was ihn augenblicklich bewegte, die philosophische Fassung für die Vorstellungsreihe, die in ihm auftauchte. In kühler Ruhe nahm er die Worte der alten Dame hin, nahm sie als Abschied einer stillen, abgeklärten Seele, die ein langes, einsames Leben mit Würde und Klugheit getragen hatte. Und so griff er nach dem Buch, in dem Cicero den älteren Cato über das Greisenalter sprechen läßt, stellte sich mit dem Rücken gegen das buntverglaste hohe Fenster und vertiefte sich in die letzten Kapitel von der Unsterblichkeit der Seele. In der Stille des Gemaches mischte sich das Knittern des Papiers mit dem Knacken des Papageienschnabels, der die Sonnenblumenkerne enthülste.

Wie ein Priester das Brevier, so legte der Freiherr das Buch fort. Er war im klaren. Also die Katze würde er nehmen und pflegen, bis sie starb. Aber heiraten würde er nicht, denn er mußte es zu vermeiden suchen, in dem letzten Akte seines Lebens, zu dem er schon jetzt die Vorbereitungen traf, zu ermüden. Ein Weib und Kinder aber — das machte Leib und Seele matt vor der Zeit.

⁂

Am anderen Morgen, als der erste Hahnenschrei die Luft zerriß, rollte des Freiherrn großer Reisewagen, mit vier Apfelschimmeln bespannt, sanft in den Lederriemen und Federn schwankend, den Hügel hinab, auf dem das Schlößchen stand, in die weite Landschaft, von der vor der Hand ebensowenig zu sehen war, wie von dem Städtchen, denn ein dicker Dunst und

Nebel lag wie Tabaksqualm auf Tälern und Höhen. Balthasar, der hinten auf seinem Bock saß, über dem aufgeschnallten schweinsledernen Koffer, dem schon so manches Mal seiner Obhut anvertrauten Reisegut, wickelt sich fest in den dunkelblauen gelb paspulierten Havelock, drückte den mit blaugelber Rosette verzierten Zylinder fest auf den dicken, eckigen Kopf, blies die glattrasierten Backen ein wenig auf und machte ein würdevolles, der Verantwortung sich bewußtes Gesicht. Der Kutscher ließ lustig die Peitsche knallen, und die Pferde trabten auf dem wohlbekannten Wege munter der großen Reichs- und Poststraße zu, die über Nürnberg, Regensburg, Passau und Linz nach Wien führte. Der Freiherr, reichlich mit allerhand Lektüre versehen, die auf dem Rücksitz aufgestapelt lag, las und studierte, so gut es bei dem trüben Licht, das durch die kleinen Scheiben des großen Kastens fiel, sich machen ließ, bis endlich die Sonne den Nebel niederstieß, das buntgefärbte Gelände in gestochener Klarheit ausbreitete und das Studium weniger anstrengend machte. Hin und wieder ließ er wohl einen Blick zur Rechten und zur Linken gehen, glättete ein Fältchen an seinem hechtgrauen Reisekleid, knipste mit dem schlanken Zeigefinger hier und da ein Stäubchen fort, um sich aber sofort wieder in das Buch zu vertiefen, das er wie den Brief der Tante in Armeslänge und unterhalb Augenhöhe von sich hielt. Jede Reise gestaltete er nach dem jeweiligen Zweck. Er reiste jetzt nicht, um Welt und Natur zu genießen, nicht um seine Kenntnisse zu erweitern oder um ein Geschäft abzuschließen, er reiste in der ernstesten Sache, die es gab, in Sachen einer Sterbenden. Und danach hatte er auch die Werke ausgewählt, die ihn begleiten sollten und in denen stand, was die Philosophen über Tod und Seelenwanderung zu sagen wußten. Von drei zu drei Stunden wurde an einer geschützten Stelle, wo man Wasser in der Nähe hatte, Rast gemacht. Die Pferde wurden gefüttert und getränkt, Balthasar stellte den Klapptisch und Feldstuhl für seinen Herrn auf, deckte und servierte aus dem Reisesack die Mahlzeit. Und während die abgesträngten Pferde Hafer und Häcksel gemächlich zwischen den breitkronigen Zähnen zerrieben und die Kinnladen schiebend gegeneinander knirschten, der Freiherr mit silbernem Besteck die gebratenen Tauben zerlegte und den goldigen Leistenwein aus dem wappenverzierten Römer schlürfte, daß der rotgelbe Papagei auf dem Glase immer weiter über die Weinlinie blickte, standen Diener und Kutscher von dem Wagen verborgen, schnitten sich mit dem Nickfänger kräftige Bissen und tranken sich aus der Flasche den blauroten Kirschschnaps zu. Das Nachtquartier nahm man in den großen Städten, die in ihren Entfernungen voneinander die natürlichen Stationen gaben. Am fünften Abend machte der Freiherr die letzte Station: Zu Linz, im „Roten Krebs“.

Der Wirt, der von Balthasar über Zweck und Ziel der Reise unterrichtet war und sich gern die Einkehr auch für die Rückfahrt gesichert hätte, konnte sich nicht genug tun in der Abwartung des weitgereisten, vornehmen Gastes mit Kuchen, Nokeln, Tokaier und andern schönen Dingen und beklagte immer aufs neue, in wechselreichen, unterwürfigen und verschnörkelten Redensarten, daß die hohen Herrschaften ihm für eine Nacht nur die Ehre schenken wollten, bis der Freiherr ihn auf das Wiedersehen bei der Rückkehr vertröstete.

Das Tagesgrauen, verschlafen noch und blinzelnd, sah den Reisewagen im Schutz der mächtigen Maximilianstürme, die regungslos wie präsentierende Schildwachen standen, schon wieder auf der Straße längs der rauschend dahinwallenden Donau, und das Frühläuten der Jesuitenkirche vom Freinberge holte ihn kaum noch ein. Aber die Fahrt ging nicht mehr so gleichmäßig und schnell vonstatten wie zu Anfang. Die Pferde waren von dem weiten Wege doch ermüdet und fielen, je mehr der Tag vorschritt und je wärmer die Septembersonne in dem geschützten Tale strahlte, immer öfter aus dem anapästischen Takt des Trabes in den schweren spondeischen Schritt. Die Sonne war am Untergehen, als jenseits über dem Strom zur Linken die einstige Burg Rüdigers von Bechlaren mit dem drohend vierkantigen Turmmassiv, mit seinen verfallenen Zinnen sich in den grüngoldenen Himmel schob und drüben auf felsiger Höhe den zweigetürmten Dom des Stiftes grüßte, das nach einer Biegung des Weges auch alsbald dem Freiherrn sichtbar ward.

Der rote Marmor brannte im Schein des Abendrotes, als würde er von innen heraus erleuchtet, das Licht lief blitzend die langen Fensterreihen entlang, bis plötzlich alle flammten, als wären Millionen Kerzen hinter ihnen entbrannt. Der Freiherr, das Buch in dem Schoße haltend, sah das Schauspiel eine Weile in stiller Verzückung an, dann legte er den Band fort und ließ das Fenster nieder, als käme er dadurch dem wunderbaren Anblick näher. Die Ruhe der Natur und die Verklärtheit des klaren Herbstabends zogen zu ihm hinein. Es war wie ein Frieden, der aus einer andern Welt über die Erde sich breitete, wie ein Losgelöstsein von allem, was schwer und dunkel ist. Da klangen von fernher von dem lichtumflorten Dom die Töne einer Glocke, langsam und klagend; nicht wie man sonst den Feierabend läutet, froh und dankbar, sondern als wenn man einem Toten den Abschiedsgruß über Abendrot und Wolken hinaussendet. Und Karl Borromäus wußte gewiß und untrüglich: die er besuchen wollte, war nicht mehr.

Eine Stunde später geleitete ihn die Äbtissin in den Dom. Sechzehn Kerzen brannten auf dem Hochaltar und je sechzehn Kerzen standen zu jeder Seite des Sarges und breiteten ihren milden, segnenden Schein über die Entschlafene, die, den Myrtenkranz der Bräute Jesu auf dem dünnen grauen Haar, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, unter der weißseidenen Decke sich streckte wie eine Schlafende.

Der Freiherr stand, die Stirn gesenkt, und nahm dies Bild des Todes unter der Stimmung, die das Licht der Kerzen und die überraschenden Reflexe in der weiten, sich ins Dämmer verlierenden Halle des Domes gaben, in sich auf wie ein Kunstwerk, wie der Maler ein Motiv. Als es ihm gelungen war, den ersten Eindruck hinabzudrängen, in die Tiefen seiner Seele zu verschließen, um der Stunde ihr Recht zu geben, umfaßte er das Antlitz der Toten, gleich der aufgeschlagenen Seite eines Buches, und fand darin, vom Tode in Bildhauerarbeit rein herausgearbeitet, die eigentümlichen Merkmale seines Geschlechts: die eckig gebrochenen Augenbrauen, die schmale, leichtgebogene Nase, das runde, energisch vorspringende Kinn. Da dachte er daran, daß er nun endlich der einzige sei, der diese Züge und den Namen Borromäus weitertrage, bis auch er einst so in den Sarg gestreckt daliegen würde und mit ihm das ganze Geschlecht. So kniete er nieder und sprach ein stilles Gebet, das sich weniger mit der Toten beschäftigte als damit, daß es ihm vergönnt sein möchte, als höchste Blüte seiner Sippe ins Grab zu sinken, als ein reiner Mensch des Geistes, der es verstanden habe, aus seinem Leben ein völliges Kunstwerk in Harmonie, Abgeklärtheit und Schönheit zu machen. —

Er fand es nicht schicklich, unmittelbar nach der weihevollen Trauerandacht nach dem Erbstück, der Angorakatze, zu fragen, sondern wartete, bis am dritten Tage die ehrwürdige Verwandte in dem Gewölbe des Domes inmitten der ihr vorangegangenen Stiftsdamen ihr steinernes Kämmerlein bezogen hatte, um dort zu schlafen, bis die Posaune des Jüngsten Tages auch diese Felsen sprengte. Eine marmelsteinerne Platte, schon bei Lebzeiten des alten Fräuleins in Salzburg gebrochen und in Wien gemeißelt, deckte die Versenkung und darauf stand über dem Wappen mit dem Papagei: „Coleta Adelheid, Freiin von Borromäus, eine Freundin der Tiere", und unter dem Wappen: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs".

So knüpfte er nun an diese Inschrift an und brachte, als er zur Seite der Äbtissin aus dem Gewölbe trat, die Rede auf das Kätzchen der Entschlafenen, zu deren Hüter und Pfleger er nach dem letzten Willen der teuren Toten bestellt sei. Er redete von dem Akt mit einem Ernst, als handle es sich darum, ein Wesen an Kindesstatt anzunehmen.

Da in der Frühe des anderen Tages die Rückreise angetreten werden sollte, so wollte der Freiherr das Tier gleich mitnehmen. Balthasar war daher in das Stift beordert worden und erwartete seinen Herrn vor dem Portal, durch das man zu den Wohnräumen der Stiftsdamen gelangte, unter dem linken Arm einen härenen Futtersack, denn er kannte es nicht anders, als daß man Katzen in einem Sack transportierte, sei es, daß man sie kaufte oder ins Wasser trug.

Dann schritt er in gemessener, ehrerbietiger Entfernung, das Schwergewicht seines Leibes zwischen Ballen und Spitze



Am Sonntag
Gemälde von Josef Frank



seiner Füße verlegend, und so leise, wie es seine gelbstulpigen, schweren Reisestiefel zuließen, hinter dem Freiherrn und der Äbtissin den langen Korridor des Flügels entlang. Bereit, jeden Augenblick wie ein Henkersknecht mit dem härenen Sack beizuspringen, faßte er Posten vor der Tür des Zimmers, in das die beiden traten und aus dem ein leises, klagendes „Miau“ sich durch die enge Türspalte zwängte.

Das Zimmer lag warm und freundlich in dem Schein der Nachmittagssonne, die Blumen an den Fenstern standen mit ihren transparenten Farben, ihrem Grün und Rot und Blau gegen den tiefen Himmel, und jenseits über dem weiten Tal der Donau ragten in weichem Lila die fernen Berge. Am linken Fenster stand ein eingesessener Lehnstuhl, mit kostbarem alten Brokat bezogen, auf dem Lesepult daneben lag ein aufgeschlagenes Buch, und auf dem Fußkissen saß das Kätzchen. Hochaufgerichtet, die klugen, großen, wie Topas und Saphir funkelnden Augen auf die Eintretenden gerichtet, schneeweiß, wie in einem Mantel von prächtigstem Hermelin, die buschige Rute einer Schleppe gleich um die Vorderpfoten gelegt und die gepinselten, rosa schimmernden Ohren lauschend und nervös nach vorn gewandt.

Noch nie hatte der Freiherr ein so schönes Tier gesehen. Die Katze hatte etwas Königliches in ihrer Position, ihrem Abwarten und Taxieren. Sie beherrschte den Raum, war dessen Schmuck und Mittelpunkt. Sie belebte ihn und nahm ihm all die Verlassenheit, die Leere, die sonst über den Wohnräumen Verstorbener liegt. Es war, als habe sich die Besitzerin nur auf eine kurze Zeit entfernt, als würde sie in jedem Augenblick wiederkehren.

Der Freiherr trat näher, um sie zu streicheln und ein wenig an sich zu gewöhnen. Aber sie richtete sich höher auf, legte die spitzen Ohren eng nach rückwärts an den Kopf und während die Augen kalt wurden und blitzten wie Stahl, wich sie um einige Linien zurück, ließ erst ein dumpfes, innerliches Knurren hören, dann ein wütendes Fauchen und schlug blitzschnell mit der linken Tatze dem Freiherrn einen langen Kratzer auf den Rücken der ausgestreckten Hand.

Die Äbtissin war erschrocken, der Freiherr indigniert. Er nagte an der Unterlippe, tupfte scheinbar gleichgültig mit dem Batisttaschentuch das Blut fort und hörte zu, wie seine Begleiterin das Tier mit der Fremdheit der Situation und der Trauer um die heimgegangene Herrin entschuldigte. Hinten in den Augen des Freiherrn stand eine feine Ironie, er wollte sagen, daß Katzen ebensowenig zu trauen sei wie dem weiblichen Geschlecht, schluckte es aber hinunter, räusperte sich diskret und rief Balthasar. Und schneller noch als das Wort gefallen war, stand der im Zimmer, vor sich den aufgerollten Sack, die Öffnung mit den kräftigen, schon etwas fett gewordenen Fingern aufspreizend, als könne er das Tier so ohne weiteres dahineinschaufeln wie Korn. Aber kaum hatte das Kätzchen ihn erblickt, als sie in richtiger Würdigung dessen, was ihr bevorstand, mit ein paar mächtigen Sätzen über den Fußboden und auf die Servante sprang, von wo sie zwischen allerhand kostbarem Porzellan drohend und kampfbereit die Lage übersah. Der Freiherr zitterte. Er kannte als Sammler den großen Wert, den einige der Altwiener Stücke da oben für den Liebhaber hatten. Ein rohes Zufahren konnte unermeßlichen Schaden bringen. So schob er mit dem ausgestreckten Arm den Diener beiseite und wandte sich an die Äbtissin: Ob man sie mit Milch locken könnte? Aber Balthasar, in der Aufregung des Augenblicks alle Ehrerbietung beiseite setzend, meinte, Baldrian wäre noch besser. Auf Baldrian wären die Katzen wild. Wenn man Baldrian in den Sack täte, nur ein paar Tropfen, kröche sie von selbst hinein. Der Freiherr entsann sich, etwas derart in einem seiner Bücher gelesen zu haben, und da derlei Tropfen namentlich bei älteren Damen sehr beliebt waren und zu den eigentlichen Hausmitteln gehörten, war alsbald ein Fläschchen herbeigebracht. Und wirklich. Schon als der Freiherr das Fläschchen aufkorkte, hob die Katze witternd das feine fleischfarbene Näschen und schnupperte mit glänzenden, besänftigten, verträumten Augen hoch nach oben in die Luft, als er aber einige Flüssigkeit auf sein Taschentuch träufelte und lockend ihr hinhielt, verließ sie mit derselben Schnelligkeit, mit der sie ihn eingenommen hatte, ihren Sitz, strich eine Weile schnurrend mit erhobenem Schwanz hart um die Füße bald des Frei-

herrn, bald der Äbtissin, bis sie mit einem jähen Entschluß auf seine Schulter sprang und den Kopf mit den martialischen Schnurrhaaren an seiner glatten Wange rieb. Jetzt hielt Balthasar den Zeitpunkt für gekommen. Rasch fuhr er zu. Ein kurzer, halb knurrender, halb kreischender Aufschrei, und sie saß gebändigt in der härenen Finsternis. Und ob sie in dem engen Raum, wie ein Aal herumfuhr, fauchte, knurrte, schrie und kratzte, daß ihre Krallen durch Sack und Rock drangen, das Herz Balthasars blieb ungerührt. Es war ihm eine grausame Wollust, das ungebärdige Tier so tobend auf seinem Rücken zu wissen, und es kümmerte ihn nicht, daß die Kinder auf den Gassen des kleinen, am Fuße des Stifts liegenden Städtchens ihn neckend umsprangen, das Miauen der Katze nachahmten und nicht eher von ihm wichen, als bis er im Quartier des Freiherrn, dem „Goldenen Ochsen" angelangt war.

Der Freiherr war zurückgeblieben, um noch Bestimmungen über die Familienpapiere, die Schmucksachen und Raritäten aus dem Nachlaß Bestimmungen zu treffen, ihre Verpackung und Nachsendung in die Wege zu leiten und noch die Stiftungsurkunde der ewigen Messe für die teure Tote aufsetzen zu lassen.

Als auch er nach einiger Zeit in sein Quartier zurückkehrte, fand er das Kätzchen zwar noch ein wenig mißtrauisch, doch im allgemeinen beruhigt, wie es auf einem der damastenen Polsterstühle saß und eifrig bemüht war, mit der geschmeidigen, blätterdünnen, scharfen Zunge die derangierte Toilette zu ordnen. Ein Schälchen von der frischen, noch stallwarmen Abendmilch, das er ihr bringen ließ, befestigte ihr Zutrauen sichtlich. Sie ließ sich bereitwillig streicheln und forderte schließlich Liebkosungen und Spiel mutwillig heraus, indem sie sich mit gurrenden Tönen zu des Freiherrn Füßen auf dem Teppich streckte und wälzte, daß er sie rolle und kitzele. Und wie in rührender Abbitte nutzte sie diese Gelegenheit, um die Hand, auf der ihr Kratzer gleich einem anilinroten Federzug stand, mit ihrem roten Zünglein schmeichelnd zu lecken. Der Freiherr war erstaunt ob dieser überschnellen Zähmung der Widerspenstigen und sich nicht klar, ob er hierin, wie es dem Wesen der Katze entsprach, Falschheit und schlaue Verstellung, die sich mit bewußter Politik dem Stärkeren füge, sehen sollte oder vielleicht eine Art Wahlverwandtschaft, wie sie ja wohl auch bei Tieren und Menschen bestehen könnte, vielleicht auch eine Witterung des nahen Verwandten ihrer vormaligen Herrin. Als er sich nach dem Abendessen bald zur Ruhe legte, um für die Heimreise sich nach Genüge zu stärken, nahm sie, wie ganz selbstverständlich, in der Macht früherer Gewohnheit ohne weiteres ihren Platz auf dem Bett zu seinen Füßen, als wolle sie hiermit sofort dokumentieren, wo sie in Zukunft auch ihre Nachtruhe zu halten gedenke. Balthasar, der noch in dem Zimmer die Sachen für den anderen Morgen ordnete, näherte sich zwar sofort mit entschlossener Handbewegung, aber als das Tier sich wieder, wie in dem Stiftszimmer, in Position setzte und drohende Töne ausstieß, winkte ihm der Freiherr, er solle sie nur gewähren lassen. Damit hatte er für alle Zeit sich dieser Ordnung unterworfen, denn die Katze erwies sich in der Nacht als ein so rücksichtsvoller Genosse und erweckte durch ihr leises, ruhiges Atmen und die milde Wärme, die ihr weiches Fell auf seine Füße strömte, ein solches Gefühl der Behaglichkeit und Traulichkeit, daß er sie nun nimmermehr entbehren mochte. Die Äbtissin hatte recht: es war ein allerliebstes Tier und wußte sich zu benehmen, wenn man nur den rechten Takt in der Behandlung fand. Balthasar wunderte sich des Todes, als am Morgen der Abreise die Katze seinem Herrn gehorsam zum Wagen folgte, hineinsprang und als ob sie wisse, wie es sich schicke, mit Anstand ihren Platz auf dem Rücksitz einnahm, sich hinkauerte, die Vorderfüße übereinanderschlug und einer Sphinx gleich den Freiherrn anblickte. Ungestört konnte er sich in die Weisheit seiner Bücher vertiefen, nur daß er zuweilen einen halben Blick über den Rand fort nach der Ecke gleiten ließ, nach den prächtigen Augen, die dunkel waren wie die Nacht und doch leuchteten wie die Sonne. Aber dann, als sie einige Zeit gefahren waren, vernahm er mitten in seinen Gedanken über die Erhabenheit eines kantischen Ausspruches ein leises, bittendes Kratzen. Das Kätzchen stand vor der Wagentür und begehrte nach

draußen. Der Wagen hielt. Balthasar kletterte etwas schwerfällig von seinem Bock; das Tier sprang mit graziösen Sätzen aus dem geöffneten Schlag an den Straßenrand und bald wieder hinein, und die Reise nahm ihren Fortgang. Das wiederholte sich noch des öfteren in regelmäßigen Pausen, daß Balthasar mürrisch und verdrossen ward, aber der Freiherr beschwichtigte ihn: „O, Balthasar, sie hält auf Sauberkeit." Der freilich dachte sein Teil, und sah mit einer gewissen Schadenfreude die Stunde kommen, die den Herrn eines anderen belehren würde.

Die Nacht logierten sie, wie es versprochen war, wiederum zu Linz im „Roten Krebs". Der Wirt tat abermals sehr erfreut, aber hinten in seinen Augen war ein heimtückischer, profitlicher Schein. Ein drittes Mal würde er kaum die Ehre dieses Besuches haben und was er vor wenigen Tagen zuviel getan hatte, sollte die heutige Einkehr ihm vielfach einbringen.

Am Morgen, als der Freiherr die Rechnung zahlte, war er über deren Höhe betroffen, namentlich was das Zehrgeld für „Hochdero Katze" und „Hochdero Dienerschaft" anlangte, aber er zahlte ohne einen Laut der Mißbilligung, ohne Aufklärung zu fordern, da er es unter seiner Würde hielt, über dergleichen Dinge einem Wirt gegenüber auch nur ein Wort zu verlieren. Inzwischen aber hatte das Kätzchen, als sei es dazu von der Vorsehung bestimmt worden, eine gewissermaßen symbolische Rache genommen, in der ihre ganze Verachtung gegen diesen gaunerischen Wirt zum Ausdruck kam.

Während der Freiherr unten im Speiseraum weilte, packte Balthasar oben die für die Nachttoilette notwendig gewesenen Sachen in den schweinsledernen Koffer. Das Kätzchen sprang spielerisch und äußerst munter, wenn auch zeitweilig von einer inneren Unruhe getrieben, umher und schließlich auf die seidene, funkelnagelneue rosa Steppdecke des Bettes. Der Diener achtete bei der Hingabe an seine Arbeit des Tieres nicht weiter, bis ein merkwürdiges Geräusch ihn aufsehen ließ und er die Katze gewahrte, wie sie schuldbewußt unter einem der Sessel sich verkroch. Im ersten Augenblick hieß ihn seine gerechte Wut nach dem dicken ledernen Kofferriemen greifen, aber indem er an die etwaigen Folgen dachte, die eine Züchtigung auf die Fügsamkeit der Missetäterin ausüben könnte, und an den sauren Wein, der ihm noch in der Kehle fraß, ließ er, mit einem breiten Lächeln auf den dicken, bartlosen Lippen, den Riemen fallen, schlug fein säuberlich und vorsichtig die kostbare Decke ineinander und legte sie, als sei sie in ihrem jungfräulichen Zustande ganz unversehrt, kunstgerecht gefaltet auf den Stuhl, die Lüftung ihres Geheimnisses der nahen Zukunft überlassend.

Unterwegs, bei dem ersten Halt, als er vom Bock springen und dem Fräulein den Schlag öffnen mußte, fragte der Freiherr, ob ihm denn der Gumpoldskirchner Riesling, wovon fünf Flaschen, jede zu zwei Gulden, für ihn angekreidet seien, auch gut gemundet habe. Da kam der ganze Betrug des Wirtes ans Licht. Balthasars Entrüstung kannte keine Grenzen. In der Tiefe seines Herzens segnete er den Streich der Katze und gewann sie von Stund' an lieb.

Im übrigen nahm die Reise ohne erhebliche Zwischenfälle ihren Fortgang. Nur hinter Augsburg wären sie um ein Haar des Tieres verlustig gegangen.

Man hatte Rast gemacht, längs der Straße, auf einer Wiese, durch die ein Bächlein glitzernd floß. Dunkelgrün standen die Erlen des Ufers in der goldenen Sonne, und in ihrem Schatten saß der Freiherr an dem gedeckten Reisetisch. Wespen summten um die Trauben, die Balthasar zum Nachtisch zu verschaffen gewußt hatte, eine Schafherde graste zur Rechten das schon ins Gelbliche spielende, mit verspäteten Blumen, Garbe und rotem Sauerampfer durchsetzte Grummet ab, der Hütejunge blies weltvergessen seine Schalmei, die Pferde scharrten und wieherten, und das Kätzchen strich bettelnd um den Tisch, von Zeit zu Zeit mit einem Stückchen Fleisch oder Fisch begnadet und mit Behagen kauend. Da zerriß ein heulendes Gekläff das liebliche Idyll. Der Schäferhund galoppierte über die Wiese daher, auf die Katze los, die er von einer Erhöhung aus gewittert und erspäht.

In ihrer Todesangst schoß sie, einem Eichhorn gleich, die nächste Esche hinauf und schwankte zitternd mit hochgekrümmtem Rücken und funkelnden Augen auf einem

der höchsten Zweige und ließ sich selbst, nachdem der Hund durch Steinwürfe und Peitschenhiebe verscheucht war, durch kein noch so zärtliches Locken bewegen, zurückzukehren, ob auch Balthasar noch so bittend die großen, etwas fett gewordenen roten Hände erhob, wie der betende Knabe aus Hellas. Der Kutscher hatte mit den unruhig gewordenen Pferden zu tun, und der Freiherr stand ratlos vor dem in der allgemeinen Aufregung umgestoßenen Tisch, das aus der Westentasche entnommene Baldrianfläschchen entkorkt und duftend in der Richtung auf das Kätzchen, einer Pistole gleich, aber ach, leider umsonst, nach oben streckend.

Es half alles nichts. Das Tier ließ sich nicht rühren. Und schließlich, war es Furcht noch oder war es die begreifliche Reaktion gegen den ausgestandenen Schrecken, machte es sich die Gabelung zweier Äste zunutze, legte sich und sah geruhsam, wie es der Freiherr auffaßte, höhnisch, wie es dem Balthasar schien, zu Tal. Da ließ Balthasar die Arme, der Freiherr sein Fläschchen sinken, beide am Ende ihrer Weisheit. Und wer weiß, wie lange beide noch in Unschlüssigkeit darauf gewartet hätten, bis in der Katze der bessere Instinkt, der Wille zur Umkehr, erwacht wäre, hätte nicht der Hütejunge in der naiven Witterung, daß hier ein paar Batzen zu verdienen wären, sich herangepirscht und seine Dienste in der schwierigen Sache angeboten. Er spuckte ein paarmal kräftig in die mageren, sonnverbrannten Hände, dann kletterte er, den Baum kräftig anspringend und die bloßen Füße fest gegen die Rinde stemmend, der Katze nach, packte sie, die in ihrer Überraschung sich ängstlich und tief in die Gabelung duckte, mit jähem Ruck, knöpfte sie unter die zerschlissene Warpjacke und reichte ein paar Minuten später den zappelnden Flüchtling, hart ins Genick gepackt, dem Freiherrn hin. Balthasar nahm die Katze in Empfang und verwahrte sie im Innern des Wagens. Der Hütejunge, mit drei blanken Gulden reich belohnt, sprang, über das ganze Gesicht grinsend, seiner Herde zu, und dann nahm die unterbrochene Reise ihren weiteren Fortgang.

Endlich schwankte der Wagen über die Höhen der Heimat. Es war am späten Abend, und der klare Vollmond warf den silbernen Schleier über Busch und Tal und erfüllte das Innere des Wagens mit einem phosphorgrünen Schein. Der Freiherr hatte sich zurückgelegt und sah den Mond in den runden Augen des Kätzchens stehen wie einen goldenen Punkt. Das Kätzchen sah verzückt hinauf zu der im bläulichen Weiß schimmernden, funkelnden Scheibe, und in ihren Pupillen stand wirklich etwas wie die Sehnsucht eines Menschen. Da fiel ein schwerer Schatten über Weg und Wagen, und die Heimgekehrten rumpelten auf den weiten, hallenden Schloßhof.

⌘ ⌘ ⌘

Es machte erhebliche Schwierigkeiten, die ererbte Katze dem freiherrlichen Hauswesen einzufügen. Der Freiherr, der auf der Reise wohl einen zwanglosen und engen Verkehr mit dem Tier gepflogen hatten, wie es die Enge der Kutsche und die Besonderheit des Gasthoflebens mit sich gebracht hatte, wollte es, so lieb es ihm schließlich geworden war, doch nicht zum ständigen Haus- und Bettgenossen haben. Er hatte ihm daher das „Betkämmerlein" anweisen lassen, einen kleinen, alkovenartigen Raum, abseits am Ende des Flügels gelegen, in dem einst eine bigotte Ahnfrau sich einen heimlichen Altar- und Reliquienschrein errichtet hatte und der jetzt völlig leer stand. Aber die Katze hatte darin, namentlich zur Nachtzeit, einen solchen Lärm durch Heulen und Toben erregt, daß der Freiherr erkannte, man könne solch Temperament nicht an eine Stelle bannen, wie den Papagei, sondern müsse ihr, wenn sie irgend gedeihen solle, volle Bewegungsfreiheit lassen. So eroberte sie sich nicht nur den Platz auf des Freiherrn Bett wieder, sondern noch dazu das Recht, um ihn zu sein, wo er ging und stand. Nur die Bibliothek ward ihr, aus Furcht für das Leben des Familienpapageis, vorläufig verwehrt, bis sie eines Tages mit stolz erhobenem Schwanz hinter dem Freiherrn schreitend und die Füße in Takt und Haltung wie er setzend, auch hier ihren Einzug hielt, von dem Vogel mit einem zuvorkommenden: „Bitte, treten Sie näher," artig empfangen. Sie wußte das Vertrauen zu rechtfertigen, und in kurzer Zeit wandelte sich bei beiden die kühle Höflichkeit in eine wahre Freundschaft, die sich in der Hauptsache darin äußerte, daß der Papagei oben leise und diskret plapperte und lachte, das

Kätzchen aber unten sanft miaute und süße Augen machte, indessen der Freiherr verstohlen über das Buch hin achtgab.

Gewohnt, alles, was seinem Vorstellungskreise nahe trat, zu untersuchen, festzustellen, einzuordnen, ließ er eine umfangreiche Katzenliteratur kommen, die er mit Gründlichkeit studierte; auch die Darstellung, die die Katze in der bildenden Kunst gefunden hatte, ließ er keineswegs außer acht. In dieser Zeit, da er seine Katze rein als wissenschaftliches Objekt betrachtete, rückte sie ihm naturgemäß ferner. Aber als dann der Spätherbst in den Winter überzugehen begann, die langen, einsamen Abende kamen, und sein literarisches und künstlerisches Interesse wieder auf andere Gegenstände übersprang, wurde sie ihm je länger je mehr ein unentbehrlicher, trauter Gesellschafter. Es war zwischen ihnen, so widersinnig es scheinen mag, etwas von gegenseitigem Verstehen, das mit der Zeit immer stärker ward. Es schien bei der Katze ein förmliches Werben um Teilnahme und Gunst, planmäßig fast und unermüdlich. Sie war traurig und klemmte den Schwanz ein, wie unter seelischem Druck, wenn sein Blick nicht mild und freundlich war, sie krümmte den Buckel und ließ die Lichter spielen, wenn sie den liebkosenden Ton seiner Stimme vernahm. Sie bat, sie schmollte, sie schnurrte dankbar, je nachdem sie sich behandelt fühlte, und zeigte eine Sensitivität, wie ein feinnerviges Wesen der Dekadenz. Ja, der Freiherr glaubte sogar, sie könne lächeln und weinen. Öfter war sie wie ein naives Kind, das ihn umsprang, öfter wie eine zierliche, kokette Frau, die liebkosend und verführerisch sich an ihn schmiegte.

Er wurde nicht müde, mit ihr zu spielen. Und wenn sie die rotseidenen Quasten seines Schlafrockes haschte und zwischen den Pfötchen mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs hin- und herwarf oder den bunten Glaskugeln, die er aus dem Städtchen durch Balthasar hatte besorgen lassen, in possierlichen, kapriziösen Sprüngen nachsetzte, auf dem glatten Parkett ausglitt und wie ein Skiläufer jach dahinschoß, dann lachte er wohl laut auf, daß Balthasar aus einem Staunen in das andere fiel, denn solche gesunde und herzliche Freude hatte er bei seinem Herrn seit vielen Jahren nicht gehört und gesehen. Und ganz im Hintergrunde seines Bewußtseins dämmerte eine verworrene Ahnung von allerhand überraschenden Möglichkeiten, zu denen man sich bei den Zauberkünsten dieser unheimlichen Kreatur noch versehen konnte. Denn nicht bloß bei dem Freiherrn, auch bei ihm selbst übte sie bei jeder Gelegenheit ihre verführerischen Künste mit dem nämlichen Erfolg. Er hatte gelesen, daß Hexen die Gestalt von Katzen annehmen konnten. Wenn hier vielleicht ... Wenn vielleicht die selige Tante... Er erschrak. Er schauderte, die Reihe zu Ende zu denken, weil er nicht den Mut, auch nicht die Schulung eines Philosophen wie Pythagoras hatte. Er legte nur den starken, etwas fetten Zeigefinger an die leicht gerötete knollige Nase und sagte zu der Köchin, als der reputierlichsten unter dem Personal, nach dem Herd hin und in den Kartoffeldampf hinein: „Mamsell, Mamsell, ich sage, es gibt Dinge, es gibt Dinge . . .“

Auch dem Freiherrn selbst kamen zuweilen wohl ähnliche Gedanken: wenn er sich so ganz dem Spiel mit der Katze hingegeben und für nichts anderes Sinn und Augen hatte, wenn er lang vor ihr auf dem Teppich lag und ihr, die sich zum Sprunge geduckt hatte und mit dem Schweif den Boden schlug, in die dunkelnden, zitternden Lichter sah, erfaßten ihn wohl plötzlich eine Scham und ein Erschrecken über seine Narretei, die eines gesetzten Mannes von vierzig Jahren so gar unwürdig war und mit der er sich dem Willen und den Launen eines Tieres dienstbar machte. Nach solchen Rückschlägen einer jahrelang gepflegten stoischen Geruhsamkeit enthielt er sich dann eine Zeitlang des Tändelns gänzlich, beschränkte sich auf einige wenige liebkosende Worte und Blicke, die er auf den Tag weise und gerecht verteilte, und kehrte sich wieder seinen Sammlungen und Büchern ausschließlich zu. Aber es war immer dasselbe Spiel. Er konnte auf die Dauer den wehmütig-traurigen Blick der so unvermittelt zur Seite Geschobenen nicht ertragen und war schnell ihren Reizen und Lockungen von neuem und in gesteigertem Maße verfallen.

So gab er schließlich den Kampf gegen Herz und Neigung und Katze auf, freilich nicht ohne diese endgültige Anerkennung ihres Regiments vor seinem Gewissen und Verstand in etwas wie philosophisches Licht

zu rücken. Und indem er den geheimnisvollen Ursachen nachforschte, aus denen die unvernünftige Kreatur ihre Gewalt über sein doch so genau geregeltes Leben und Denken herleiten könnte, und in seinem Sinnen die Jahre seines Lebens rückwärts ging, spürte er in seinem Herzen ein tiefes Weh wühlen und in seinem Hirn die Erkenntnis, daß er bei allem Streben nach vollkommener Entwicklung eins außer acht gelassen habe, ohne das jeder Mensch ein armseliges und bejammernswertes Geschöpf bleibt, das Gemüt. In Einsamkeit hatte er sich abgeschlossen viele Jahre lang, seinen Liebhabereien und seinen Neigungen gelebt, und sein Herz war dürr und kalt geworden, keinem, weder einem Menschen noch einem Tier, hatte er es aufgetan. Sein Gemüt war verkümmert. Er wußte nicht, wie ihm wurde. Wie ein warmer Strom schoß es zum Herzen und in die Augen, und ohne daß er wußte, was er eigentlich tat, hob er das Kätzchen zu seinen Füßen auf und küßte es auf den Kopf. Und aus dem Dunkel der Erinnerung hoben sich Farben, Lieder und Flammen, wirbelten ineinander und ordneten sich zum Bild, ein Maientag, ein Tag voll Sonnenschein und Liebesglück. Da ließ er die Katze zu Boden gleiten und hielt mit der Hand das pochende Herz fest, denn darin brannten Reue und Schmerz. Und wie die Dämmerung draußen wuchs, so sanken auch die schmerzenden Erinnerungen in die nebelige Tiefe, und allmählich kam ein friedvolles Behagen über ihn, weil er ein Wesen um sich habe, dem er sein Herz auftun konnte ohne Arg.

So nahte allgemach der Winter heran. Die weiße Decke legte sich über Park und Pergola und Wappenbeet, weich und dicht. Still und kalt rings die Natur, nur hin und wieder ein Schellengeläut, ein Glockenklang, ein Hahnenschrei und Hundeblaff. Alles Schlaf und Traum. Drinnen in den Wohnungen der Menschen aber war alles Wärme und Behaglichkeit, gemächliches Ruhen und Kräftesammeln. Auch droben im Schloß bei dem Freiherrn. Sonst war ihm freilich gerade der Winter eine Zeit eifriger Arbeit auf allerlei Gebieten der Wissenschaft und Liebhaberei gewesen, damit die Einsamkeit und Unwirtlichkeit der hohen Gemächer sich nicht zu fühlbar auf ihn legte. Aber jetzt breitete sich überall der warme Hauch einer wohligen Gemütlichkeit, die er in tiefen Atemzügen genoß wie den Duft von Tannen und Wachskerzen. Zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren wurde ihm der kalte Winter wieder lieb, denn es war ein Wesen um ihn, wenn es auch nur ein Tier war, ein Lebendiges, das sein Dasein teilte, das von ihm lebte, das mit leisem Atem in der Dämmerung sich kundgab, das weich und warm auf seinen Füßen lag, wenn er vor dem Kamin saß und die Flammen zucken und tanzen, steigen und fallen sah. Die Spieluhr in der Ecke ließ die alten sanften Weisen aus Großvaters Tagen erklingen, und seine Seele bahnte sich durch den verwachsenen Hag den Weg ins Land der Kindheit. Eine Welt wurde da lebendig, eine versunkene, begrabene Welt voller Farbe und Glanz. Und das Herz wurde ihm schwer, und seine Sehnsucht weit nach einem lebendigen Menschen, der um ihn sei, mit Trost und Liebe eines Weibes.

Aber wenn solche weiche Stunden, die auf den Flügeln der Dämmerung saßen, im Lichte schwanden, schüttelte der Freiherr wohl den Kopf und wußte nicht, von wannen das alles kam. Und das Kätzchen sah ihn an, mit listigen, blinzelnden Augen, mit schiefem Kopf und gespitzten Ohren, als wüßte es auch um den heimlichsten Gedanken und Wunsch seines Herzens.

Je mehr es dem Frühling zuging, um so schwerer ward dem Freiherrn zu Sinn. Eine Ahnung war in ihm, ein Grauen, er wußte nicht wovor. Wie der Saft in die Bäume stieg, so rollte in seinen Adern Neues und Ungewohntes, ein Drängen und Sehnen, ein Auf und Ab von Gefühlen, die er nicht begriff. Es war ihm, als müßte er etwas an das Herz drücken, das weich und warm war, und dann nahm er das Kätzchen in die Arme und trug es auf und nieder, als wäre es ein Kind.

Unrast kam über ihn. Sein Schlaf war schlecht, und seine Träume waren wirr. Die Katze war in seinem Schlafzimmer wie ein Spuk. Sie lag nicht mehr still zu seinen Füßen wie bisher. Sie sprang bald hinab und bald hinauf, tappte durch das Zimmer, als suche sie etwas, murrte und lockte und miaute, leise zuerst und rücksichtsvoll, dann aber, je wärmer es ward und je heller der Frühlingsvollmond schien, laut und lauter,

daß der Freiherr kein Auge mehr zutat. Er studierte die Bücher, ob dies eigentümliche Verhalten vielleicht der Beginn einer Krankheit sei und ob es ein Mittel dagegen gäbe, und als er fand, daß es tief in der Katzennatur begründet sei und das ausdrücke, was man bei Menschen Liebeskummer und Liebessehnsucht nenne, nahm er es als unvermeidlich hin. Aber schließlich konnte er es nicht mehr ertragen. Nicht deshalb, weil die klagenden Töne ihm die Nachtruhe raubten, sondern weil der Schmerz des armen Kätzchens sein Herz zerriß. Und als es heulend auf dem Fensterbrett saß, den Kopf erhoben und nach irgend einer Richtung gewandt, als sollte dorther der unbestimmte Gegenstand ihrer Sehnsucht sich nahen, stand er auf, entriegelte das Fenster, stieß den Laden, durch dessen herzförmige Ausschnitte der Mondschein sich ins Zimmer zwängte, mit aller Wucht auf und gab der in Liebe sich Verzehrenden den Weg zum Glücke frei, der auf einem Sims entlang über Firste und Dächer führte, und auf dem das leuchtende Tier dahinglitt wie ein Gespenst. Danach stieg er seufzend in sein Bett und hörte alsbald ein Terzett liebestrunkener Geschöpfe, daß sich ihm die Kehle zuschnürte. Und sah das Mondlicht durch die herzförmigen Ausschnitte der Fensterladen ins Zimmer fallen. Am andern Morgen war das Kätzchen sanft und sauber, wenn auch ein wenig zerschunden und zerkratzt, zur Morgenmilch zur Stelle. So ging es eine Woche lang oder zwei, bis es endlich zu der gewohnten und gesitteten Lebensordnung zurückkam.

⌘ ⌘ ⌘

Aber ihr Gebaren war nicht mehr wie gestern und ehegestern. Ihre Munterkeit und Harmlosigkeit schien dahin. Sie wandelte durch die Zimmer ernst und in sich gekehrt. Ihr Spiel war selten und zerstreut. Oft brach sie jach darin ab und fehlte im Sprung ihr Ziel und schlich, den Kopf zur Seite und erdwärts geneigt, an dem Freiherrn vorbei, ohne seines freundlichen, bekümmerten Blickes zu achten.

Der hielt das alles für die Kennzeichen der Reue und Scham, daß sie sich den Trieben ihrer Natur so wahllos dahingegeben, und machte sich bittere Vorwürfe, daß er in Mitleid und Unbesonnenheit an ihren Schmerzen schuldig geworden wär. Doch schließlich fand er sich zurecht, indem er das rein Natürliche und Tierische ins Symbolische kehrte und daraus den allgemein gültigen Satz gewann, daß alle Liebe mit tausend Schmerzen, mit Reue und Scham und Selbstaufgabe erkauft oder bezahlt werden müsse. Und diesen Gedanken spann er auf den abendlichen Spaziergängen, die er an den verheißungsvollen und blätterduftenden Frühlingsabenden unter den Bäumen im Park machte, weiter aus, wandte ihn auf menschliche und seine eigenen Verhältnisse an, stellte Möglichkeiten auf und berechnete einer Liebe Gewinn und Verlust. Nicht daß er im Ernst daran gedacht hätte, seine geruhige Einsamkeit in Abenteuer und Liebeshändel zu verwickeln. Es reizte ihn eben nur, in seiner Phantasie sich in allerhand bizarre Hypothesen zu versenken. Doch im Hintergrunde stand schon eine Sehnsucht, die er sich nicht eingestehen wollte, aber die ihm den Herzenswunsch der verewigten Stiftsdame durch des Kätzchens Bild und Gegenwart in das Ohr des Herzens eindringlich flüsterte. Er erschrak dann wohl vor dieser Stimme, streckte abwehrend die feinen, blaugeaderten Hände vor, als stände da ein Gespenst. Aber ob er wollte oder nicht: er reifte ohne Widerstand und Wahl für die Ehe heran wie das Kätzchen zur Mutterschaft.

Sie traf ihre Vorbereitungen. Sie rupfte sich die seidenweichen Haare aus und machte Anstalten, sich in der Ecke neben einem Schränkchen des Sammlungszimmers ein Nest zu bauen. Balthasar aber setzte ein Körbchen aus Weidengeflecht und mit Heu gepolstert an die Stelle, das sie mit einem dankbaren Blick in Besitz nahm. Und eines Tages überraschte er den Freiherrn, als er vom Genuß eines köstlichen Maiabends aus dem Park zurückkehrte, mit der Mitteilung, daß sie zwei Junge geworfen habe; allerdings verschwieg er, daß es ursprünglich sechs gewesen seien, daß er aber aus mancherlei Rücksichten vier in Lethes stillen Strom versenkt hätte.

Und während Balthasar das flackernde Wachslicht hielt und den milden freundlichen Schein auf die beiden blinden, fast noch nackten Tierchen fallen ließ, die wimmernd die Mutter suchten, obwohl sie wachsam mit gespitzten Lauschern und jeden

Augenblick zur Verteidigung bereit, dicht neben ihnen saß, betrachtete der Freiherr, die hagern Wangen von der Luft noch gerötet, das Idyll des so plötzlich in seinen Hausstand gefallenen Familienlebens. Er hätte gern das junge Geschlecht auf seine Hand genommen, gestreichelt und betastet, aber als er sich dazu anschickte, ließ die Katze ein so drohendes Knurren hören, daß er davon Abstand nahm, denn er gedachte an den Kratzer zu Melk, der sich immer noch auf dem Handrücken, wenn auch fein wie ein Haar, abzeichnete.

Kein Tag verging, ohne daß er mit einer Freude, die ihm das Blut zum Herzen trieb, einige Stunden bei dem Körbchen verweilt und Art und Äußerung der Mutter- und Kinderliebe beobachtet hätte, gleichsam als wäre er selbst Vater geworden. Er sah darin eine hohe, erhabene Offenbarung der Natur, sah, wie das Leben hier weitergereicht ward an eine neue Generation, wie eine unvernünftige Kreatur aus einem bloßen Instinkt heraus für die Erhaltung der Rasse sorgte, wie ein neues Glied die Kette für die Ewigkeit der Geschöpfe weiterführte, soweit bei der Vergänglichkeit aller Dinge von Ewigkeit zu sprechen war. Und darüber schloß sich der Ring seiner Gedanken, mit denen er sich seit Wochen getragen hatte, und er kam zu der Erkenntnis, daß sich an den ewigen Gesetzen der Natur versündige, wer das Leben, das in ihn gelegt sei, nicht weitergäbe an kommende Geschlechter. Der kalte Schweiß kam ihm auf die Stirn, als er diese Erkenntnis wie einen Engel mit bloßem dräuenden Schwert vor sich stehen sah, als der Traum von Harmonie und Schönheit seines Daseins ins Wesenlose versank.

So war sein Schicksal da. Daß es sich völlig erfüllte, dafür sorgte ein trauriges und zugleich symbolisches Ereignis des andern Tages.

Es war gegen Abend. Der Freiherr hatte in seiner Bibliothek noch einmal Grootes „Tractatus de matrimonio“ eifrig studiert, um an den fanatischen Warnungen des Holländers seine Anschauungen bis auf den letzten Grund zu klären und unter Umständen zu berichtigen, und war zu dem Schluß gekommen, daß all die Gründe, wenn auch noch so scharfsinnig, zur Rechtfertigung der Ehelosigkeit nicht ausreichend seien. Gedankenvoll trat er, die Tür leis anlehnend, in das Zimmer seiner Sammlungen, um vom Fenster aus in das lichte Maiengrün des Parkes zu blicken und in der Ruhe der Natur seine Gedanken zum Ausgleich kommen zu lassen. Während sein Auge verloren über die Pergola, die Adler, Strauch und Bäume und das schon in den bekannten Farben schimmernde Wappenbeet glitt und endlich an den zart getönten Wolken des Himmels blieb, schlich die Katze suchend und witternd, dieweil die Jungen satt und zufrieden schlummerten, in dem Zimmer umher und drückte sich schließlich geschmeidig durch den Türspalt in die Bibliothek, wo der Papagei in sich selbst vergnügt den Marsch sich pfiff: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.“ Balthasar trat ein und fragte, ob er Licht bringen solle. Aber in dem Augenblick, als der Freiherr, langsam aus seinen Träumen zurückkehrend, antworten wollte, zerriß ein geller, angstvoller Schrei von nebenan her die Luft. Der Freiherr, aus aller Ruhe und Beschaulichkeit geschreckt, starrte in das dämmrige Zimmer, Balthasar stürzte zur Tür, und als er sie aufstieß, sprang ihm die Katze entgegen, den röchelnden Papagei im Maul. Als sie des drohend über ihr geschwungenen Arms gewahr ward, ließ sie von dem Vogel ab und sprang in eine schützende Ecke, obwohl bei der großen Bestürzung für den Augenblick nichts zu befürchten war.

Der Freiherr riß eins der seidenen Sesselkissen an sich und hieß den Diener, das so meuchlings überfallene Tier darauf legen und Licht und Wasser zu bringen. Aber der Papagei war am Ende seines langen Lebens angelangt. Weniger die scharfen Zähne und Krallen der Katze hatten ihm den Rest gegeben, denn von einer Verwundung war nichts zu sehen, als der Schreck und die Angst, die bei einem so hohen Alter immer verhängnisvoll werden müssen. Er wendete bei den bedauernden Worten des Freiherrn noch einmal das matte Auge empor, dann drehte er den Schnabel, den Balthasar mit einem kühlen Tropfen netzte, zur Seite und war nicht mehr.

Der Freiherr legte das Kissen mit dem toten Ahnentier auf den Tisch, stellte die beiden hohen Wachskerzen in den silbernen



Bildnis

Gemälde von Theodor Bohnenberger

(Aus der Großen Kunstausstellung zu Düsseldorf)



Kandelabern daneben und sah niedergeschlagen und nachdenklich auf das bunte, rot und gelbe Gefieder, und in seinem Herzen wurde ein Zweifel wach, ob denn nicht am Ende doch dieser Todesfall ein Unglück seines Geschlechts ankündigen sollte.

So entging es ihm, daß Balthasar die Katze ins Genick packte und aus dem Zimmer trug. Dieser fühlte sich zum Rächer dieser Missetat berufen.

Auf dem Schloßhof, damit die Stille des Hauses nicht entweiht werde, vollzog er unbarmherzig die Exekution, und in die schluchzenden, flötenden Töne einer Nachtigall mischte sich das Wehgeheul der armen Sünderin. Aber Balthasar hatte nicht mit dem glatten Fell und der Geschmeidigkeit der Katze gerechnet, und so geschah es, daß sie bei dem dritten Hiebe ihm entwischte, während der Schlag des Peinigers dicken, etwas fetten Zeigefinger schmerzend traf. Er war erschrocken. Wenn das Tier entlief! Doch er beruhigte sich: Katzen hingen an dem Ort, und sie würde nach einer Weile sich schon wieder zu den Jungen finden.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte das Tier sich allerdings bald wieder eingestellt. Die Mutterliebe hätte es getrieben. Aber nun geschah es, daß in dem Augenblick, als sie durch das Gittertor auf die Straße und an dem Schlößchen entlang lief, eine Schar Knaben den Berg heraufkamen, und als sie des schönen Kätzchens gewahr wurden, alsbald unter Schreien und Steinewerfen eine Jagd anstellten, daß es in Todesangst die Straße hinabjagte, dem Städtchen zu. Zur Rechten und zur Linken zogen sich dichte, stachelige Hecken hin und in der Schnelligkeit der Flucht war keine Zeit und Gelegenheit zum Unterschlupf. Da winkten die ersten Häuser. Da war Rettung vor den Verfolgern.

Sophie, die Tochter der verwitweten Hauptmännin Müller stand in der Küche und buk den Eierkuchen, der mit junger Kresse auf die Abendtafel kommen sollte. Der Magd durfte sie das nicht überlassen, denn einen guten Eierkuchen zu backen war eine Kunst, die eine grobe und ungeübte Hand nicht fertigbrachte. Sie stand am offenen Herd, die weiße Schürze umschloß ihre geschmeidige, zierliche Gestalt. Im blonden Haar spielte der Schein der Flammen, und die Wangen glühten. Von der Pfanne zog der bläuliche Dunst durch die offene Tür ins Abendrot, und wenn die eine Seite des Kuchens sich sanft gebräunt hatte, warf sie ihn mit einem kurzen, geschickten Ruck hoch in die Luft, daß er im Herdfeuer rotglühend leuchtend sich überschlug und mit der blassen Seite nach unten zurückfiel. Es kam der letzte. Aber gerade als sie ihn zum Wenden emporschnellen wollte, schoß durch die offene Tür das Kätzchen herein, über ihre Füße fort, in die Ecke unter die Eimerbank, daß sie vor Schreck laut aufschrie und der Kuchen mit einem plumpen Klatsch in die Asche fiel. Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte und das schöne weiße Tier mit fliegenden Flanken und verängsteten Augen sitzen sah und inne ward, daß es vor irgendwelcher Not und Gefahr bei ihr einen Unterschlupf gesucht habe, ließ sie in ihrem Mitgefühl davon ab, den Eierkuchen aus der Asche zu heben, ob er auch bruzzelte und qualmte, kniete an der Eimerbank nieder, redete dem Kätzchen freundlich zu und streichelte es. Und die Katze, in ihrem Instinkt hier Schutz und Erbarmen witternd, kroch näher heran, als wollte sie bitten, sie nicht wieder hinauszustoßen. Als die Hauptmännin dazu kam und den Vorfall hörte, beschloß man, den Flüchtling so lange zu beherbergen, bis der Besitzer sich irgendwie kundgeben würde. Und bald lag das Kätzchen auf einem schönen weichen Lager und schlummerte sanft und selig ein.

Indessen ging Balthasar unruhig umher, denn der Freiherr vermißte die Mutter der Jungen, glaubte, daß sie in ihrem Schuldgefühl sich schäme, ihm unter die Augen zu kommen, und verzieh ihr, voller Rührung über das zarte Katzengewissen. Balthasar, der ihm über den Grund der Abwesenheit hätte Aufschluß geben können, schwieg aus begreiflichen Gründen hartnäckig, begab sich noch spät am Abend einmal vor das Tor und rief mit den gewinnendsten Tönen, die seiner Kehle zu Gebote standen, in die Mainacht — aber es kam weder Stimme noch Antwort. So blieb nichts anderes übrig, als den Morgen abzuwarten und vorläufig, so gut es ging, die Jungen, die noch nicht einmal Augen hatten, mühsam mit ein paar Tropfen eingeflößter Milch zu ernähren. Es wäre nicht mehr als billig ge-

wesen, daß Balthasar dieser Aufgabe sich unterzogen hätte, aber da er zu ungeschickt sich zeigte und die Milch statt in das Mäulchen stets auf den Kopf der zeitweiligen Waisen träufelte, so nahm der Freiherr ihm den Löffel aus der Hand und übte die Mutterpflichten allein.

Als auch in der Frühe des nächsten Morgens sich die Vermißte nicht einstellte, mußte Balthasar die Anzeige auf dem Amt machen, damit vielleicht durch Ausrufen in den Straßen eine Spur gefunden würde.

Gegen Mittag ging die große Glocke an der Pforte, daß es laut und feierlich durch den Schloßhof hallte. Die Magd der Frau Hauptmännin Müller brachte in einem weich ausgelegten Korb mit einer Empfehlung das immer noch verschüchterte Tier. Balthasar fiel ein Stein vom Herzen, als er sie seinem Herrn in das Zimmer trug, wo sie, mit liebevollen Vorwürfen empfangen, sich sofort ihrer hungernden Kinder erbarmte, als sei zwischen gestern und heut nicht das geringste vorgefallen. —

Als nach dem Kaffee der Freiherr seine Virginia rauchte und nachdachte, auf welche Weise er sich am schicklichsten der Frau Hauptmännin gegenüber revanchiere, kam er zu dem Schluß, er wolle ihr sogleich eine Dankvisite abstatten und einen Strauß Maiblumen dabei überreichen. Er schellte dem Diener, daß er den Gärtner beauftrage und die Chaise bestelle. Danach dämmerte er noch eine Weile hin, zog den Tabaks- und Kaffeeduft ein, winkte dem Kätzchen in der Ecke schäkernd und gönnerhaft mit der schmalen Hand zu und ging, schon jetzt einen etwas feierlichen Schritt annehmend, sich anzuziehen.

Er machte aufs sorgfältigste Toilette; zog und zupfte aber lange, bis die grau und schwarz gestreiften Beinkleider den richtigen Fall hatten und den Fuß gerade zur Mitte zwischen dem Absatz und der breiten Stoßkappe deckten, drehte und wendete sich vor dem Spiegel, damit das Oberhemd durch keine Falten den Sitz der Kleidung beeinträchtige, wählte den höchsten Vatermörder, band den breiten, schwarzen Schlips zu vollendeter Schleife, zog die Enden über den Westenkragen pompös heraus und legte mit Befriedigung und Würde den schwarzen Glockenrock an, dessen Kragenschnitt die Schultern wie ein Ziegeldach abfallen ließ und seiner Figur das nachlässig-vornehme gaben, das zu ihm paßte. Zuletzt kam der graue Zylinder, den er der Sitte der Zeit und dem eigenen Geschmack gemäß etwas nach dem rechten Ohr zurückte.

Am Wagenschlage wartete Balthasar und überreichte ihm den Strauß. Als er an der Fassade seines Schlößchens vorüberfuhr, sah er das Kätzchen auf einem Fensterbrett sitzen und sich die Pfötchen lecken; es war wie aus lauter Freude über eine vollbrachte Mission, denn von jetzt an nahm der Freiherr seine Sache selbst in die Hände und wurde seines Glückes Schmied. —

Auf der Straße aber spielten die Kinder, auch die Knaben darunter, die das Kätzchen gejagt hatten, spielten und sangen:

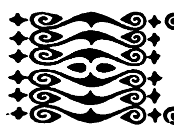
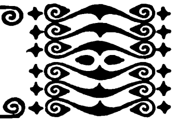
Da ging die Katz die Tripp die Trapp,
Da ging die Tür die klipp die klapp,
Frau Füchsin sind Sie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja.
Es ist ein Freier draus.
Mein Kind, wie sieht er aus?

⁂

Im August, als die Rosen zum zweitenmal blühten, führte der Freiherr Fräulein Sophie in Stolz und Würde heim, und das Kätzchen empfing das glückliche Paar draußen an der Pforte und hatte einen Kranz von Vergißmeinnicht um ihren Hals.

Damit brach für das Geschlecht derer von Borromäus eine neue Zeit der Blüte an. Sechs Buben wurden dem Freiherrn im Lauf der Jahre geschenkt, die dank der Mutter fest und sicher auf der Erde standen und ihren Mann stellten, nur daß auch zu ihnen die Liebe auf Schleichwegen kam.

Drei Generationen sind seitdem schon herangewachsen und haben dem Geschlecht neue Ehren gebracht. Das Kätzchen, ob es schon lange tot ist, hat niemand vergessen. Es prangt an Stelle des wachsenden Ritters im Familienwappen, den gelb-roten Papagei im Maul. Im Park aber, vor dem Mausoleum, in dem der Freiherr Karl Borromäus an der Seite der Freifrau Sophie schon längst im Rauschen der Weimutskiefern geruhig schläft, steht der Katze marmelsteinernes Denkmal, wie sie als Wappentier aufgerichtet in den beiden Vorderpfoten je ein flammendes Herz hält, und darunter leuchtet die Inschrift: Feli fideli felicium felicitas.

Musiker, die Memoiren schreiben

Von Wilhelm Kleefeld



Es hat seinen guten Grund, wenn Memoiren meist erst nach dem Tode der Autoren erscheinen. Das besondere Kennzeichen eines Memoirenwerkes, sein Vorzug und sein Ruhm, ist die vollkommene Aufrichtigkeit, soll es wenigstens sein. Und diese Aufrichtigkeit, die keine Schranke kennt, muß begreiflicherweise oft herausfordernd, ja verletzend werden. Wer also in Frieden seine Tage zu beschließen wünscht, muß seine Memoiren zurückstellen. Und so kommt es, daß die Erinnerungen, die die Großen der Geschichte geschrieben, meist erst nach deren Tode veröffentlicht wurden. Die Memoirenwerke, die zwei französische Tonmeister soeben der Öffentlichkeit übergeben, scheinen diesem Prinzip untreu zu werden. Der eine, Saint-Saëns, der achtundsiebzigjährige Jüngling, ist noch mitten in der Arbeit des Kunstlebens, er konzertiert, er komponiert noch. Der zweite, Massenet, der Schöpfer der „Manon", hatte die ersten Kapitel seiner Memoiren ebenfalls noch zu Lebzeiten herausgegeben, wenn auch das Gesamtwerk erst unmittelbar nach seinem Tode erschien.

Die Memoirenkunst, eine französische Kunst, scheint bei den Musikern unserer Zeit besondere Beachtung zu finden.

So ist neben anderen ein Altersgenosse und Gefährte der zwei französischen Komponisten, Henry Maréchal, diesen mit seinen „Souvenirs" vorausgegangen.

Daß große Politiker, Männer der Öffentlichkeit, des staatlichen Lebens diesen Mittler gebrauchen, um ihre Gedanken zu enthüllen, ihre Absichten, die erreichten oder vereitelten Ziele zu erklären, oft auch zu rechtfertigen, erscheint uns verständlich. Und sind es nicht die Großen selbst, so sind es Männer ihrer Umgebung, vom Günstling, vom ebenbürtigen Freund bis hinab zum Kammerdiener, die die Neugierde des großen Volkes in dieser Art zu stillen bereit sind. Bei den Künstlern begegnet uns die Erscheinung seltener und vielleicht am seltensten bei den Künstlern der Tonwelt, die gerade ihre innersten, heimlichsten Empfindungen in Akkorden ausströmen und deren Erklärungen und Begründungen in Worten solchen Klangschöpfungen gegenüber leicht banal erscheinen müssen. Ein besonderer Zweck leitete Weber, als er den Plan faßte, ein Tagebuch und zwar ein Tagebuch für die Öffentlichkeit abzufassen. Hier wollte er im wesentlichen die Erlebnisse des Berufs, des konzertierenden Künstlers, also die Erlebnisse des „Metiers" zu Nutz und Frommen der Mitstreitenden darlegen, damit die nachfolgenden Künstler eine Richtschnur fänden, was zu tun, was zu lassen sei. Er wollte also praktischen, nicht persönlichen Zwecken dienen. Unsere Klassiker verschmähten es, breite Memoiren zu schreiben; sie fanden nicht Zeit, noch Anlaß dazu. Bei Schumann beschränkt sich der Gedanke auf die inneren Angelegenheit des Familienlebens; er wollte sich selber den Spiegel vorhalten. Ein echtes Memoirenwerk ist freilich Wagners „Mein Leben". Und weil es ein rechtes Memoirenwerk, das der Bayreuther in hastiger Gewissenhaftigkeit niederschrieb, so knüpfte er den Wunsch daran, daß es erst lange nach seinem Tode erscheinen möge. Vor kurzem wurde es — fast dreißig Jahre nach dem Tode — der Öffentlichkeit übergeben. In diesen Erinnerungen wird streng und kühl gerichtet; hier wird mit stolzem Mut die Wahrheit beleuchtet und ohne Mitleid alles beim richtigen Namen genannt. Die Zeitereignisse werden alle in der rein persönlichen Auffassung des Autors betrachtet, um dessen künstlerische Persönlichkeit eben ein in der Tonwelt unerhörter Kampf getobt.

Die französischen Memoirenschreiber, Massenet, Saint-Saëns, Maréchal, die engeren Zeitgenossen Wagners, hatten keine Kämpfe dieser epochalen Gewalt zu bestehen. Sie hatten höchstens Stellung zu nehmen zu diesen Kämpfen und sie taten dies mit mehr oder weniger Energie, der Anlage ihres Charakters entsprechend. Von Interesse ist es, wie die Stellung zwischen Richard Wagner und Saint-Saëns sich durch solche Dokumente klarlegt, wenn auch jener über den Franzosen sehr zurückhaltend urteilt. Immerhin ist es von Bedeutung, wenn er berichtet, wie der fünfundzwanzigjährige Saint-Saëns in einem vertrauten Kreise in Paris auf Wunsch Wagners Szenen aus „Tristan" begleitete und durch sein bei seiner Jugend doppelt erstaunliches Verständnis und seine Tüchtigkeit schon damals die Bewunderung des Meisters gefunden. Auch Massenet hielt mit seiner Verehrung für den Deutschen nicht zurück, wenn er sich auch frühzeitig von jeder Gefolgschaft lossagte. Gerade diesem energischen Entschluß hat er es zu danken, daß er seine spezifisch französisch geartete Begabung zu voller Blüte brachte und durch seine erfolgreichen Bühnenwerke zum Liebling, zum Abgott des großen französischen Publikums wurde.

Als Massenet vor einem Jahre starb, durchzog eine einzige Totenklage die Lande Frankreichs. Er war das Idol des musikfrohen Volkes gewesen. Und nicht nur die harmlos Genießenden, auch die musikalisch Denkenden, an der Spitze die große Schar seiner Schüler, zeigten eine Trauer, wie man sie in der Öffentlichkeit selten wahrnimmt. In den Zeitungen ergriffen maßgebliche und unmaßgebliche Personen das Wort, den Toten zu feiern, darauf zu dringen, daß ihm die Nachwelt, die das Glück genossen, seine Mitwelt gewesen zu sein, unverzüglich in Paris ein Denkmal setze. Man verlangte ein Denkmal von gewaltigem Umfang, an

hervorragender Stelle — nicht im Park Monceau, der die neueren Dichter und Musiker Frankreichs vereint, nein — mitten in der verkehrsreichen Stadt, am Cours la Reine. Man wollte eine fürstliche Ehrung für Massenet. Und man übersah, daß man mit diesem Prunk dem vornehmen, im Grunde seines Herzens bescheidenen Manne schlecht diente. Es konnte denn auch nicht fehlen, daß die ruhige Besonnenheit alle diese Maßnahmen bald auf das natürliche Maß zurückführte. Aber kennzeichnend ist dieser überwältigende Eindruck der Anteilnahme bei einer Persönlichkeit, die, wie der Schöpfer der „Manon", sich ins Herz des Volkes gesungen.

Massenet war eben ein Glückskind. Wenn wir seine Memoiren lesen, begegnet es uns auf jeder Seite: er war unter einem goldenen Stern geboren. Sein Leben war im wesentlichen eine Kette von Erfolgen, und es ist daher doppelt anerkennenswert, daß der so Gefeierte im Grunde seines Herzens einfach und bescheiden blieb. Wenn er sich für berechtigt hielt, Memoiren zu schreiben, so gibt er uns dafür die schlichteste Erklärung: Mit zehn Jahren erhielt er ein kleines Notizbuch, eine Agenda, in dem Warenhaus des Bon Marché erstanden, mit der mütterlichen Weisung, hier am Abschluß des Tages über seine Arbeit Bericht zu erstatten. Nicht um anderen damit zu imponieren, sondern um sich selbst Rechenschaft zu geben, daß der Tag gut und richtig angewandt. So begann in unscheinbarer Form dieses Tagebuch, das vielleicht gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Schon auf dem Titel wird deutlich und scharf vermerkt: „A mes Petits-Enfants." Nicht literarische Memoiren, mit geistigem Ehrgeiz, nein, eine Familienchronik ist das Buch, voll des intimen Reizes, wie ihn die Aussprache zwischen Großvater und Enkelkindern auslöst. Wenn dann bei der wachsenden Volkstümlichkeit des Namens Massenet die große Schar der Freunde und schließlich das breite Publikum Einsicht in die Aufzeichnungen verlangte, um dem Verehrten sein Interesse zu bezeigen, so folgte Massenet wohl nicht ganz ohne Widerstreben solchem Ansinnen. Aber die Ehre und Auszeichnung, die solche Beachtung fühlen ließ, drängten seine Zweifel zurück: Er entschloß sich, diese Chronik des Hauses in Bekenntnisse eines gefeierten Künstlers zu wandeln und den Augen der Welt zu enthüllen.

Mit zwanzig Jahren gewinnt Massenet den Rom-Preis, die größte Auszeichnung des Kompositionsschülers, und mit dem Preis zugleich das liebevolle Interesse der Preisrichter Berlioz, Ambroise Thomas, Auber. Wir begreifen, daß der Jüngling voll wonnigen Jauchzens gen Italien zieht, um in der Villa Medici seine Studien fortzusetzen und die Arbeiten zu vollenden, die der Prix de Rome vorschreibt. Es kommen noch kleine Enttäuschungen bei Ablehnung gewisser Frühwerke; im Überblick aber steigt diese Lebensbahn kühn bergan, bietet glückliche Ausblicke und führt in den Hafen des großen, nachhaltigen Erfolgs. In Rom knüpft Massenet Beziehungen mit Liszt und dessen Künstlerkreis an. Wagner erklärt er für seinen Gott, den italienischen Boden für sein Paradies. Und er hatte guten Grund. Zu den Glücksfällen des Berufs gesellte sich das Glück des Lebens. Auf der spanischen Treppe begegnete er zwei unbekannten Damen, deren vornehme Fremdartigkeit ihm auffiel; besonders die jüngere in ihrer Grazie und Schönheit schien das temperamentvolle Herz zu entflammen. Man kann sich das glückliche Erstaunen vorstellen, als der Verliebte anderen Tages diese schöne Unbekannte im Hause Liszts trifft. Nicht nur, daß Liszt sie ihm vorstellt — er gibt sie ihm zur Schülerin. Sie hatte den greisen Meister um Rat angegangen, und dieser wies sie an den jungen, vielversprechenden Franzosen. Die Schülerin, um die ihn alle beneideten, wurde seine Frau.

Das alles erzählt Massenet mit einer lachenden Offenheit und Natürlichkeit, die ihm unsere Sympathien sichert. Und wie hier, so lacht ihm der glückliche Zufall auch bei anderer Gelegenheit. Gewiß kam auch einmal ein Rückschlag. So bei dem dreifachen Preiswettbewerb, den Napoleon III. hatte ausschreiben lassen. Er wurde dreimal zurückgewiesen. Saint-Saëns war der erste Sieger. Neidlos berichtet Massenet von dem Glück seines Kollegen.

Das war kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Und dieser Hinweis bietet Massenet den Anlaß, ein wenig von dem „westlichen Nachbar" zu sprechen. Freilich betont er wiederholt in seinen Memoiren, daß er keine Politik treibe, weder diplomatische noch musikalische. Er ist Patriot, nicht Chauvinist. Seine Beziehungen zu Deutschland sind nur künstlerischer Art. Sie werden inniger in dem Augenblick, da er seinen „Werther" komponiert. Die Vorbereitung geschah auf einer deutschen Reise. Der Plan ging von Massenets Verleger aus, der im Anschluß an einen Bayreuther Aufenthalt, ausgefüllt durch die Eindrücke der Parsifal-Aufführungen, seinen Künstler wie zufällig nach Wetzlar brachte, ihn an Ort und Stelle für die Goethe-Aufgabe zu weihen. Es ist sehr hübsch, wie Massenet von diesem Erlebnis berichtet. Als er die Gedenkstätten Goethes und Werthers in seelischer Erregung verließ, zog der Verleger, abermals wie ganz zufällig, „Werthers Leiden" aus der Tasche und überreichte ihm das Buch. So ward er für die große Sache begeistert und trat Gounod und dessen „Faust" mit seinem „Werther" an die Seite. Die Oper „Werther", die in Frankreich nahezu die Popularität der „Manon" erlangte, konnte in Norddeutschland nicht aufkommen, dagegen fand sie im Süden, besonders in Wien, geneigte Ohren.

Sie bot Massenet Anlaß zu seinen Besuchen in Wien, wo man 1892 den „Werther" spielte, mit Marie Renard und Van Dyck.

Und wieder zeigte sich die Glücksgöttin ihrem Schützling hold. In Paris wollte man im Anschluß an den Wiener Erfolg den „Werther" geben; aber Massenet hatte keine Lotte. Kurz vor der Festsetzung der Premiere speiste er bei Alphonse Daudet. Und siehe da, Daudet, der sich sonst wenig um Musik kümmerte, stellte ihm eine junge Sängerin vor, Marie Delna. Nach den ersten Takten, die sie sang, rief Massenet: „Da ist unsere Lotte!" Ein anderes Mal war es Sibyl Sanderson, wieder ein andermal Marguerite Carré, die ihm in dem Augenblick der Notwendigkeit ihre künstlerische Hilfe brachten, wie die Genien des Zufalls. Massenet betont, daß er stets ein Schwergewicht auf die entsprechende Besetzung der Hauptrollen legte. So wie Meyerbeer suchte er, spürte er nach den richtigen Vertretern seiner Werke und ruhte nicht, bis er dies sein Ziel erreicht. Er gesteht auch freimütig und schlicht, daß er ihnen den schnellen und großen Erfolg verdankt.

Massenet ist viel zu natürlich, um über die Art seines Schaffens, über Konzeption und Ausführung der Stoffe großsprecherische Bekenntnisse zu machen. Höchstens plaudert er von den äußeren Begleitumständen. Wir hören da, daß er in der idyllischen Ruhe eine aufregende Arbeit wie die zweiaktige Kriegsoper „La Navarraise" ausführte. In Avignon, in einem gut gehaltenen Hotel, dessen Wirt er ein besonderes Loblied singt, entstand diese von Trommelwirbeln und Schlachtenfanfaren getragene Musik. Das Werk gehört wohl zu den besten, die Massenet geschrieben. Es „lag" seinem Vermögen. Es ist Effekt, kraftvoller Bühneneffekt im wahren und guten Sinne. Und der echte Musiker der Szene fand hier mit wunderbarem Instinkt die rechten Töne für die aufregenden, aufreibenden Vorgänge. So wirkte, so lebte Massenet als lächelnder Philosoph, der seine Erlebnisse denen, die ihm nahe sind, mit freundlicher Gelassenheit übermittelt, der in stiller Zufriedenheit von der Güte des Geschicks erzählt, das ihn durch siebzig Jahre eines arbeits- und ruhmreichen Lebens geleitet.

Ein starker Gegensatz dazu ist Saint-Saëns. Das lesen wir auf jeder Seite seiner Memoiren. Hier ist Bewegung, hier ist Kampf. Saint-Saëns ist nicht Epiker wie Massenet, er ist Dramatiker. Im Leben, in dem reflektierten Leben seiner Schriften. In der Kunst waren die Rollen ja die umgekehrten: Massenet der Herr der Bühne, Saint-Saëns der Meister des Konzerts. Und wohl gerade in dieser Gegenüberstellung erstand die trotzig-streitbare Kraft des Saint-Saënsschen Wortes. Wie wir nämlich aus seinen „Notes et Souvenirs" erfahren, war von Jugend auf sein Drang zur Bühne lebendig; die ersten Enttäuschungen erbitterten ihn, aber sie schreckten ihn nicht ab. Immer unablässig bleibt sein Ringen um die Palme der Opernkunst. Daß dieser Kampf mit einer gewissen Schärfe geführt wird, begreift man, wenn man die wechselvollen Schicksale seiner Oper „Samson und Dalila" kennen lernt. Das Werk hat Saint-Saëns 1877, mit 42 Jahren, nach jahrelangen Verhandlungen erst zur Aufführung bringen können, und zwar zunächst in Weimar. Aber erst zwanzig Jahre später erntet er den Ruhm dafür, freilich jetzt die Genugtuung, es in die Reihe der volkstümlichsten und beliebtesten Stücke des Weltrepertoirs aufgenommen zu sehen. Diese eben erschienenen „Souvenirs" bilden keine in sich geschlossenen Memoiren; vielmehr sind hier Tagebuchblätter etwas frei und wahllos aneinandergefügt. Ein eigentliches Memoirenwerk des Saint-Saënsschen Lebens erhält man erst, wenn man diesen letzten Band mit früher erschienenen Schriften zusammenlegt. Dann ersteht eine ziemlich lückenlose, kritisch gefärbte Autobiographie. Wie in den früh erschienenen Essaybänden, so in „Harmonie et Mélodie", bleibt Saint-Saëns durch sein ganzes reiches Leben Kämpfer. Ein mutiger Kämpfer, der streng bei seinen Anschauungen verharrt, dem man aber auch da, wo er von unserer Auffassung abweicht, nicht gram sein kann, weil er seine Gegnerschaft so frei und offen bekennt, häufig sogar als Milderungsgrund die nun einmal festgestellte Anlage seiner Fähigkeiten, seiner künstlerischen Potenzen anführt. So sind die Memoiren bei aller Schärfe der Äußerungen nie verletzend, bei aller Gegnerschaft des Standpunkts nie engherzig, kleinlich. Durch die jetzt 78 Jahre seines arbeitsfrohen Lebens zieht sich der Streit um Bayreuth, um Richard Wagner. Saint-Saëns ist einer der aufrichtigsten Bewunderer des Begründers des neuen Bühnenstils, wahrt sich aber das Recht, im einzelnen kritische Stellung zu nehmen — aus nationalen Gesichtspunkten. Vor der Kunst Beethovens natürlich kennt seine Bewunderung keine Einschränkung. Wie oft werden Bach und Händel, Mozart und Beethoven, Schumann und Mendelssohn gegen französische Falschdeutungen verteidigt. Namentlich in bezug auf die konzentrierte, abgeklärte Wiedergabe ihrer Werke, für deren ideale Gestaltung er das junge Deutschland als Muster hinstellt. Der Sinfoniker Saint-Saëns, der Komponist der Kammer- und Klaviermusik verdankt seinen Weltruf eben dem Vorbild der deutschen Klassiker.

Erstaunlich ist die Vielseitigkeit des Musikers in der Betrachtung der Weltereignisse, in der Behandlung allgemeiner künstlerischer und wissenschaftlicher Fragen. Daß ihn die Akustik fesselt, ist begreiflich; wie er aber sich in Probleme der Optik verliert, wie er ästhetische Fragen durchgeht, das weckt unser Staunen. Daß hier nicht immer ganz neue Ausblicke geöffnet werden, läßt sich verstehen. Auch versteht sich, daß man nicht immer der gleichen Meinung zu sein braucht, besonders wenn es sich um die Frage der neuesten Musikrichtung handelt.

Saint-Saëns ist Altromantiker, er hat sich — wie er selbst sagt — sein eigenes eklektisches System zusammengestellt. Den Impressionismus der Debussysten weist er zurück. Das ist sein Recht. Und beraubt uns nicht des Rechts, anderer Meinung zu sein. Amüsant ist seine Erklärung: wer ist musikalisch? — „Wer nicht an einer schlichten, wohlgeordneten Akkordfolge volles Vergnügen findet, liebt nicht die Musik; wer nicht eine schöngeartete, volkstümliche Melodie oder einen Gregorianischen Choral, ohne Begleitung, schreienden Dissonanzfolgen (der Moderne) vorzieht, liebt nicht die Musik; ja, wer nicht das erste Präludium des wohltemperierten Klaviers in der Originalfassung der Einkleidung in die bekannte wirkungsvolle Melodie vorzieht, liebt nicht die Musik." — Hier spielt er sogar sein Wort gegen Gounod, seinen Lehrer und Meister, aus, den er doch so ungemein verehrte und liebte. Er erzählt viel von gemeinsamen Erlebnissen, von dem anfänglichen Mißerfolg des „Faust", für den Gounod ein Ballett nachkomponieren sollte. Er war nicht dazu aufgelegt und bat Saint-Saëns, das für ihn zu tun. Saint-Saëns brachte ihn aber allmählich dazu, daß er die verlangte Einlage schrieb und damit dem Werke zum Triumphe verhalf. Das Gesamtschaffen Gounods kleidet Saint-Saëns in die Kritik: „Wenn seine Opern längst in den Archiven modern werden, wird seine Kirchenmusik, die Messe der heiligen Cäcilie, Mors et Vita, Redemptio noch jugendfrisch fortleben."

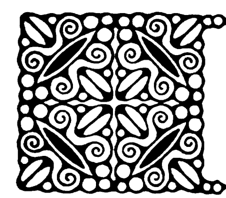
Anerkennen muß man, wie freimütig Saint-Saëns die Kritk über seinen Konkurrenten Massenet ausspricht. Und bei dessen Tode erklärt er, in diesem Augenblicke gebe er seine Gegnerschaft auf und beuge sich vor den übrigens nie bestrittenen herrlichen Qualitäten, die dieser „unersetzliche" Tonschöpfer besessen, neben den Mängeln, die man jetzt übersehe, weil man eben die damit behafteten Werke vergessen werde.

Saint-Saëns ist der echte Typ des geistig sprühenden, erstaunlich beweglichen und von vollendeter Kultur geklärten Franzosen. Er hat die kleine Schwäche, als Dichter gelten zu wollen. So wie Massenet erzählt, seine eigentliche Mission sei die des Forschers gewesen, er sei mehr durch Zufall zur Musik gekommen. Das sind Eigentümlichkeiten bedeutender Persönlichkeiten, die vielleicht durch äußere Umstände zu erklären sind. Jedenfalls ist die Liebe für Dichtung und Malerei bei Saint-Saëns von einer hinreißenden Wärme und seine Beschäftigung mit historischen und wissenschaftlichen Fragen ein Beweis seiner vielseitigen Bildung. Die Zentenarfeier für Liszt im Jahre 1911 sah den Sechsundsiebzigjährigen in rüstigem Kampfe für den von ihm als neuen Apostel erkannten Meister. Er folgt ihm im Geiste auf all den Wegen seiner ruhmreichen Bahn. Er hängt an den Lippen des Machthabers, er schwört auf die Gesetze seiner Tonschöpfungen. Die sinfonischen Dichtungen Saint-Saëns', die seinen Namen eigentlich zuerst in der internationalen Kunstwelt bekannt machten und den Ruhm des Komponisten in die fernsten Lande trugen, schöpften die Anregung aus den Lisztschen Vorbildern. Für Liszts Tondichtungen trat schon der junge Saint-Saëns mit aller Überzeugung ein, er setzte ihre Darstellung in Frankreich durch und verteidigte die damals noch umstrittenen Prinzipien ihres Stils in Tat und Wort.

Liszt war eben der diplomatische Vermittler im musikalischen Rate der Nationen. Und seine geniale Weltmännlichkeit blendete alle, die in seine Nähe kamen. Da ist ein ausführlicher Bericht über Liszts „Hofhaltung" in Rom besonders interessant, die ein kleinerer Tonmeister Frankreichs, Henri Maréchal, in seine Memoiren (Souvenirs d'un Musicien) streut. Von all den Mitteilungen berührt uns am wärmsten die Schilderung des Milieus um die Fürstin Wittgenstein, die fanatische Anhängerin Liszts. Diese Schilderung ist deshalb besonders wertvoll, weil sie durch zahlreiche verbürgte Briefe der Fürstin geschmückt ist. In den Briefen bleibt das ständige Leitmotiv begreiflicherweise Liszt.

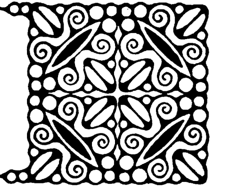
Für den heutigen Streit der Meinungen ist das Urteil der Prinzessin Wittgenstein über „Parsifal" nicht uninteressant: „Parsifal ist nichts als eine Folge von Szenen, ohne inneren Zusammenhang, von Musik verklärt, vergleichbar einer Serie von Dioramen. Wo man neben einem Bilde Pekings ein Bild von Archangel, neben dem Inneren einer gotischen Kirche eine indische Pagode bestaunt. Hier sieht man, wie schwer es ist, aus einem schönen Gedicht ein schönes Drama zu formen; verteufelt schwer. Wagner hat sich hier die Finger verbrannt; derselbe Wagner, der kraft seiner starken Begabung aus dem Parsifal Wolframs von Eschenbach sein bewundernswertes Lohengrin-Drama geschöpft hat. Er wollte auch einen Parsifal dichten; aber dieses greisenhafte Werk bedeutet ein einziges dichterisches Fiasko." In diesem Stile geht es weiter. Von Wagner kommt die Fürstin Wittgenstein schnell wieder auf Liszt. Ihr letztes Urteil über Liszt lautet: „Es gibt verschiedene Kunstphänomene: die Architektur, die Malerei, die Skulptur, die Musik und — — Liszt. Liszt ist ein Kunstphänomen für sich. Haben Sie das Konzert gehört, das Saint-Saëns mit Lisztschen Werken gab? Kennen Sie überhaupt Saint-Saëns? Er ist der einzige Franzose, der neben dem Pianisten Liszt einen Komponisten Liszt kennt."

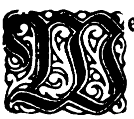
So wird Saint-Saëns wieder der bedeutsame Mittler Liszts in seiner französischen Heimat. Und diese Musiker-Memoiren, die zwar manches schon Bekannte wiederholen, geben uns somit auch öfter Aufschluß über verborgene Vorgänge, die sich im engeren Künstlerkreise der Beteiligten abspielten. —



Die kleine Station

Von Hermann Gottschalk





Wesenlos, wie ein Punkt zwischen zwei Gedankenstrichen — so teilt sie, mitten in der unendlichen Ebene gelegen, den schnurgeraden Schienenstrang, der aus dem Nichts zu kommen, ins Nichts hinabzutauchen scheint.

Zuweilen aber bildet sich dort, wo sich die Linie aus dem Dunst der Ferne zu lösen anfängt, ein anderer Punkt, schwach und dunkel, der sich langsam, langsam vergrößert und duftende weiße Flocken, die ebenfalls größer werden, über die Ebene hin enteilen läßt, die nur entfliehen, um spurlos zu zergehen. Dann fängt das kleine Gebäude an, sich einer vorübergehenden Bedeutung bewußt zu werden. Es erwacht zum Leben. Bald hebt ein kurzes Schnarren und Läuten an, wie eine von dem nahenden Zuge vorausgesandte Erschütterung. Ein junger Mann tritt heraus, rückt sich die rote Mütze zurecht, und wenn er aufblickt, so ist aus dem fernen Punkt schon ein ziemlich nahes Viereck geworden, das noch lange stehenzubleiben scheint, das aber auch plötzlich anwachsen kann. Dann ist es der Schnellzug. Schon schiebt er einen weithin die Ebene einnehmenden Schall vor sich her, wirft ganze Lasten von eilig aufquellenden Rauchballen von sich fort, und mit einem Male ist er da, richtet sich mit zitternden Nüstern zu schreckhafter Größe auf. Ja, diese runden, blinkenden Scheiben, sie leben, sie ächzen und zürnen — und schon ist's vorbei . . . Ein Donner von wenigen Sekunden, eine gelbschwarze Wolke, die sich in sich selber verirrt, bis der Wind sie über die Ebene verstreut — und nichts mehr erkennt der Blick, als ein schwarzes Viereck, das sich rasch verkleinert, als Punkt noch eine Zeitlang in der Ferne zu verweilen scheint, dann aber plötzlich verschwunden ist. Ins Nichts.

Der junge blasse Mann mit den Traumaugen macht eine lässige Wendung gegen das kleine Haus zurück. Er zieht ein paar Kurbeln auf, dann ist er sich selbst überlassen. Dann ist er wieder der einsame Bewohner eines alten, stillen Hauses, das nicht mehr ist als ein stummer Punkt zwischen zwei endlosen Gedankenstrichen. Und auch er selber ist nicht mehr. Er empfindet das. Was ist das für eine dunkle, gewalttätige Macht, die ihn viermal des Tages aufjagt, um ihn ebensooft wieder zu Nichts zusammenschrumpfen zu lassen? Was für ein Zwang liegt für ihn in dieser regelmäßig wiederkehrenden Drohung, die er nicht verhindern, nicht erwidern kann, und die sein Leben zu einem willenlosen Teil des allgemeinen Betriebsreglements macht?

Oft ist es ihm — und mit der Zeit verstärkt sich dieses Gefühl — als führe, wenn das unbekannte Ungetüm vorüberrasselt, eine höhnisch geballte Faust heraus, geradezu gegen seine Brust. Der Eindruck setzt sich in ihm fest, als müsse diese wahnsinnige Eisenmasse mit einem Unheil geladen sein, das nur zum Schein an ihm vorüberfuhr, um seine Wachsamkeit einzuschläfern und ihn eines Tages zu überraschen und zu zerschmettern. Das untergräbt seine Sicherheit. Er mißtraut seinen Sinnen, seinem Gedächtnis, blickt alle Sekunden lang nach der Uhr und weiß, wenn sich plötzlich das hereinstürmende Ungetüm vor ihm erhebt, nicht mehr, ob er die Signale richtig gegeben hat. Dann erlebt er schreckliche Augenblicke. Dann kommt es vor, daß ihn eine körperliche Schwäche befällt und er an der Wand des Hauses stehenbleiben muß, dessen Zittern und Beben das seine ist.

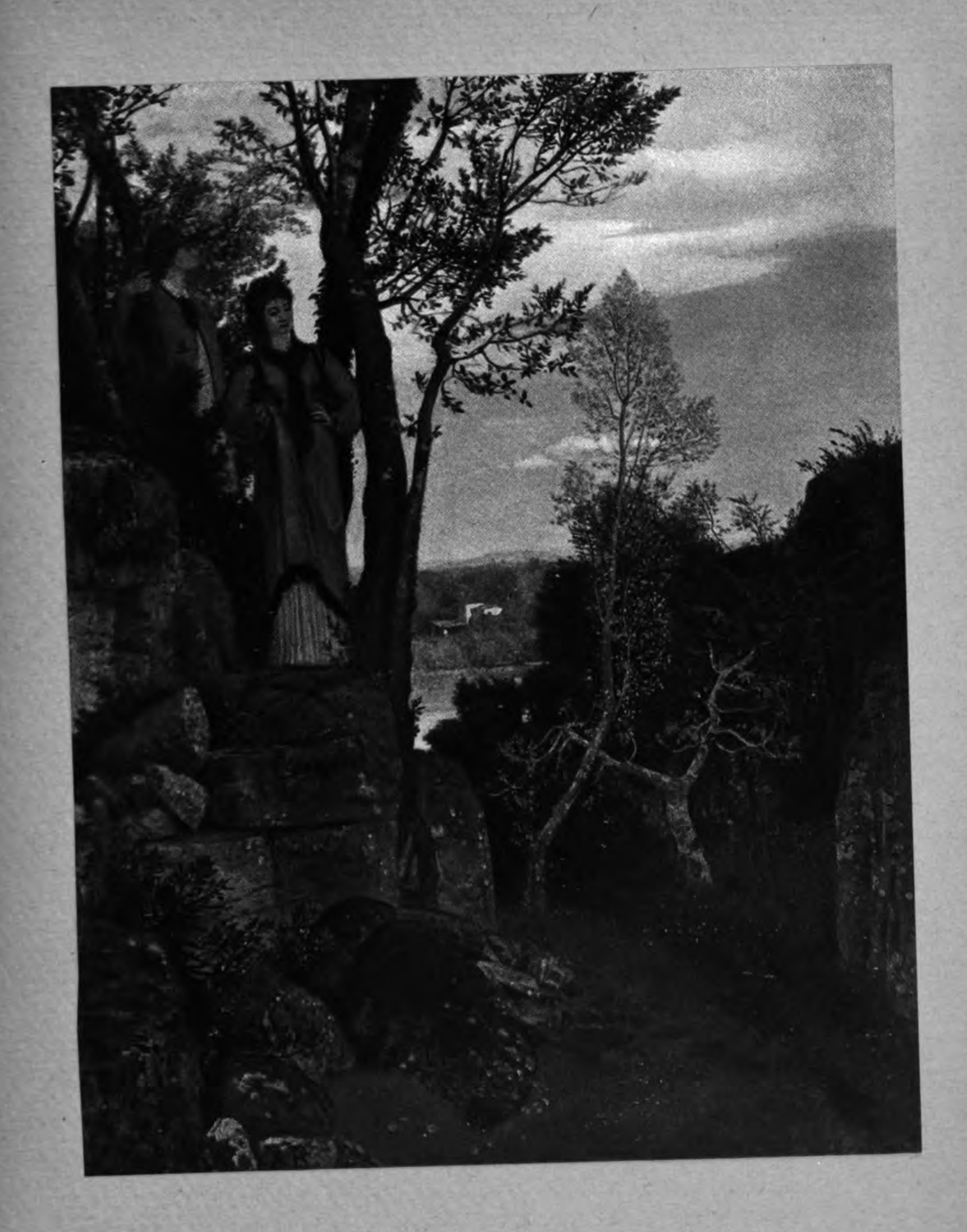
Wie ganz anders fühlt er sich — er und seine kleine Station — im Verkehr mit den Personenzügen. Hier ist durchsichtiges Leben, Sicherheit, Vertrauen. Jahraus, jahrein die gleichen Lokomotiven, plump, gutmütig und zuverlässig. Auch die Wagen verändern sich nicht mit all ihren lächerlichen Fehlern. Die Zugführer, die Schaffner, die Leute auf der Lokomotive — sie sind Menschen mit Gesichtern und Stimmen, die man kennt, die zu der Strecke gehören und mit Sicherheit wiederkommen. Man hört sich nennen: Guten Tag, Herr Assistent!

oder: Wie schaut's aus, Herr Bäumler? Man dankt und wünscht desgleichen. Und der ganze Zug, wie er als ein Ganzes den Signalen gehorcht, ist ein Untergebener.

Wenn die Zeit des Personenzuges herannahte, klopfte Herr Bäumler die ihm im Schlafe ausgegangene Pfeife aus, stopfte sie aufs neue und trat, nachdem er sie angeraucht hatte, ans Fenster, wo er das aus dem fernen Walde heranwackelnde einspännige Postwägelchen erblicken konnte. Er hörte den Stationsdiener, mit dessen Familie er den oberen Stock teilte, gemächlich die Stiege herabpoltern. Die schwarze Spitzhündin, die sich ein warmes Eckchen ausgesucht hatte, wachte auf und reckte sich, ebenfalls zur Begrüßung des Lebens bereit. In der nur wenige Quadratmeter großen Vorhalle versammelten sich zwei, drei Mitfahrende und warteten geduldig, bis er die Zeit für gekommen hielt, um das Milchglasfenster emporzuschieben. Niemand von all den Leuten hatte ein besonderes Unterhaltungsbedürfnis. Es war nicht einmal sicher, ob der Beamte eine Anrede erwidern würde. Ihm genügte es, das regelmäßige, geheime Wogen der Zeit zu erleben, ihr Kommen, ihr Zurückweichen in die Stille, dem wiederum zur sicheren Stunde die Wiederkehr folgte. Hatte der Postwagen im knirschenden Sande haltgemacht, so folgte der dumpfe Sprung des schwer bestiefelten Postillons, das Klappern seiner Schlüssel am Wagenkasten und die wieder zufallende Türe. Das kurze, frohe Gebell der Hündin, einige dumpfe, spärliche Stimmen in der Halle und draußen das Rasseln des Gepäckkarrens, den der Stationsdiener meist umsonst aus seinem Schuppen zog. Erst nach dem Erklingen des letzten Signals trat der Herr Assistent auf den Bahnsteig hinaus und blickte nach einem letzten Blinzeln auf die Uhr dem einfahrenden Zuge entgegen. Nun griffen die Geräusche ineinander und drängten sich in eine kurze Minute zusammen, zwischen Empfang und Abfahrt. Mit dem Klappen der letzten Wagentüre, dem Doppelpfiff des Zugführers war der Höhepunkt überschritten. Noch unter dem Paffen der Lokomotive folgte das Zurückziehen des Gepäckkarrens. Und nachdem der muntere Postillon seinen ausgetauschten Briefbeutel wieder verschlossen und sein Pferdchen mit einem lockenden Zungenschnalzer verständigt hatte, war mit dem letzten Verknirschen des Sandes die Woge des Lebens ordnungsgemäß abgelaufen.

Das alles war menschlich und übersichtlich, verständig und nahe. So nahe, wie die Bewegungen des eigenen Körpers oder der Rauch der Tabakspfeife. Und so heimisch wie die Geduld der alten Spitzhündin, die ihr aufgespartes Sonneneckchen wedelnd wie einen Freund begrüßte und mit zwanzigmaligem Umdrehen so lange ausprobierte, bis sie wieder sicher war, es vollkommen auszufüllen. Aber viermal über Tag und Nacht ging der feindliche Riß durch das ruhige Einvernehmen, wurde das kleine Haus gezwungen, gegen das vorüberziehende Erdbeben für sich selber standzuhalten, wobei es vom Grund bis unters Dach herauf erzitterte und die Beunruhigung seines empfindlichen Bewohners noch vermehrte. Wer konnte das lebenslänglich ertragen? Wie war es möglich, daß diese eine und selbe Strecke zwei so verschiedenen Leben diente? Lag nicht eine immer drohendere Gefährdung der Wachsamkeit darin, die mit der Zeit schwerer und schwerer wurde?

Der Stationsdiener freilich und seine Frau hatten kein Ohr für diesen quälenden Widerspruch. Ihnen war der Schnellzug der Schnellzug, und der bebende Aufruhr, den der Einbruch seiner Geräusche in dem Gemüte des einsamen Herrn Bäumler hervorbrachte, war ihnen unbekannt. Es mochten ganze Wochen hingehen, in denen der Lärm ihnen nicht einmal ins Bewußtsein trat. Oft hätte der junge Mann versuchen mögen, den dumpfen Druck durch eine Aussprache mit ihnen von sich zu werfen. Er dachte sich, daß die quälende Drohung, die ihm der Schnellzug Tag für Tag in sein Gehirn hineinhämmerte, durch einen ruhigen Gedankenaustausch zerteilt werden könnte. Aber jeder Versuch, zwischen diesen Leuten, dem Schnellzug und sich selbst eine gangbare Beziehung herzustellen, scheiterte an ihrer Unempfindlichkeit. Diese Menschen mußten ohne Sinne leben. Sie zeigten sich auf keine Art geneigt, ihre abgehärtete Unwissenheit aufzugeben. Sie bewilligten ihm nicht um einen Fuß breit Verständigung. Wenn er ihnen noch gesagt hätte, der Schnellzug bereite ihm Kopfweh.



Auf der Hochzeitsreise

Gemälde von Arnold Böcklin

(Sammlung von Pannwitz, Berlin — Zu dem Aufsatz in der „Illustrierten Rundschau")
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Sie hätten vielleicht über ihn gelacht und ihm irgendwelche robusten Ratschläge gegeben. Aber was wäre ihm damit geholfen gewesen? Kopfweh? Nein, das war es nicht. Es war etwas anderes. Er hätte es selbst nicht zu beschreiben gewußt. Vielleicht war es nicht einmal Angst . . . Aber mit der Zeit wurde es immer schlimmer.

Außer diesen beiden Leuten, deren schmutzige kleine Kinder er kaum menschengleich um das Haus herumspielen sah, war es nur der Postillon, mit dem er sich zuweilen unterhielt. Richtiger gesagt — der sich mit ihm unterhielt. Postillone sind gesprächige, vermittelnde Naturen. Es geht ihnen gegen die Natur, ohne Teilnahme an den Menschen vorüberzugehen, und wer sich ihnen nicht entzieht, den grüßen sie wenigstens von ferne. Nachdem der jetzige Postillon unter der von seinen Vorgängern überlieferten Voraussetzung, daß der Herr Assistent ein patenter Herr sei, mit kurzen Wortnotizen vergeblich eine Hin- und Widerrede hervorzurufen versucht hatte, gewöhnte er sich daran, seine Fahrzeit durch flotteres Anschnalzen des Braunen ein wenig zusammenzuziehen, um ein Viertelstündchen Aufenthalt in der Station zu gewinnen. Zuerst blieb er auf seinen Braunen angewiesen, oder er setzte sich zur Frau Stationsdienerin, die an dem Brunnen in der Anlage ihre Wäsche wusch; aber dann begann er, ein Liedchen summend, seine Ellenbogen auf das Zahlbrett des blinden Schalterfensters zu legen, als wäre es seine Pflicht, dem stillen Manne dahinter ein Stückchen von dem lustigen Leben ins Haus zu bringen, wie er es genoß. So konnte es nicht ausbleiben, daß das Fenster zuweilen in die Höhe stieg, und auf kurze, gemütliche Fragen eine nicht unfreundliche Antwort erfolgte, während man ein Stückchen von dem abgewandten Rücken des Beamten erblickte und das leise Ticken des Telegraphen herausklang.

Das aber war es nicht, was der Postillon eigentlich wollte. Er suchte andere Gespräche als die, die man durch ein halb geöffnetes Fenster führen konnte. Denn ein echter Postillion, der will nicht leere Worte, der geht aufs Ganze. Darum setzte er es durch, indem er seine Zeiteinteilung änderte und statt früher zu kommen, später zurückfuhr, aus der Unterhaltung mit Herrn Bäumler einen stehenden Brauch zu machen. Einen Brauch, der seine Befestigung auf der Bank in der Anlage erhielt. Und dort durfte es endlich sein, daß der Postillon seine entscheidende Frage anbringen konnte: „Warum daß Sie nicht heiraten, Herr Assistent?"

Der Herr Assistent antwortete ihm nur mit einem verständnislosen Aufblick und zog an seiner Pfeife.

„Ein Herr wie Sie?" fuhr der Postillon unternehmend fort. „Ich, wenn ich Sie wäre, ich müßte schon heiraten, hier draußen, wo man kein Mädchen an der Hand hat."

Bei dem Worte Mädchen zog er seine Mundwinkel breit, als wühlte er im Überflusse.

‚Heiraten? Mädchen an der Hand? Was sind das für Angelegenheiten? Es sind Angelegenheiten eines Postillons,' dachte Herr Bäumler befremdet und beschloß, sich den Geheimnissen dieses Menschen mit Vorsicht wieder zu entziehen. Damit erreichte er, was eigentlich seinem Bedürfnis entsprach, daß der Postillon seine Bemühungen allmählich wieder abflauen ließ und die Station fernerhin als das betrachtete, was sie war: einen Punkt, den man zweimal am Tage ins Auge faßte, um ihn, den Rücken wendend, wieder zu vergessen . . .

Aber in die Seele des Herrn Bäumler war ein Stein gefallen, der unvermutete Kreise aufwarf. In die geheime Angst vor dem Schnellzuge, die just in dieser Zeit eine fast verwirrende Stärke erreicht hatte, mischte sich die Ahnung von irgend etwas, wovon ihn die Einspannung seines Daseins in das Reglement des Dienstes abgetrennt haben mußte. Die unerklärte, einseitige Feindseligkeit, die ihn gegen die gewalttätige Masse aufbrachte, fühlte sich in eine bestimmtere Richtung gedrängt. Sie bedeutete weit mehr, als es bisher den Anschein hatte. Sie erhielt etwas Ernstes und Greifbares. Sie wühlte einen Gedanken in dem jungen Manne auf, der ans Licht wollte; der sich, wenn er einmal zur Reife kam, nicht mehr unterdrücken ließ.

In dieser neuen Unruhe vergaß Herr Bäumler, seine Dienstpausen zu verschlafen. Er schritt nachdenklich um das Haus herum und blieb oft lange in der kleinen An-

lage stehen, in den Anblick der einzigen Fliederhecke versunken, als hätte er aus ihr etwas zu erwarten, was er bisher im Schlafe versäumt hatte. Oder seine Augen hafteten mit der gleichen Frage auf dem Brunnen, auf der Bank und dem Tisch, auf dem die Frau Stationsdienerin des Samstags ihre Wäsche bürstete. Von diesen Gegenständen wurde Herr Bäumler allmählich auch hingelenkt, das Leben der Familie zu beobachten. Über die schmutzigen Kinder zwar blickte er nach wie vor ohne das Gefühl einer Zusammengehörigkeit hinweg. Aber in der Frau umwitterte ihn die Nähe eines Aufschlusses. Er fürchtete sich davor, aber er blieb heimlich zur Seite stehen, um sie genauer betrachten zu können. Die Beziehung zwischen ihr und ihrem Manne peinigte ihn mit unlösbaren Rätseln. Er schämte sich, daran zu denken. Ob sich in dem, was ihn mit einer geheimen, uneingestandenen Kraft in ihre Nähe zog, etwas Ähnliches zu erkennen gab? Er wollte es nicht wissen. Und dennoch zog es ihn hin.

Eines Tages, als die Frau mit aufgeschürztem Kleide an dem Waschtisch stand und ihre kräftigen Muskeln spielen ließ, da durchdrang es ihn mit so erschütternder Gewalt, daß er in seinen Dienstraum zurückfloh und sich fortan noch einsamer verschloß, als je zuvor. Und nun erst wußte er, daß er ein Gefangener war.

Er zweifelte nicht mehr daran, daß das Leben, das er führte, nicht das seine wäre. Was mochte es sein? Wußte es der Postillon? Er dachte täglich dringender an dessen Andeutungen zurück, die jetzt lebendige Gestalt gewannen. Aber er fand keine Möglichkeit, die Mitteilungslust des Fremdgewordenen noch einmal zum Erwachen zu bringen. Darum mußte er wohl nun bleiben, was er war. Der Diener einer Macht, die ihn ganz für sich beanspruchte und ihm den kleinsten Blick in sein eigenes Leben verbot. Das war es, was ihm die aus dem Nichts emportauchende, ins Nichts zurückkehrende Strecke umschloß. Das war es, was mit dem fernen Punkte am Horizonte auftauchte, bis zu ihm heranwuchs, ihn mit furchtbarem Donner an die Wand hinschleuderte und in der Leere zurückließ.

Aber die Qual, die ihm die niemals endende Gewalttat bereitete, und der Widerstand, der sich ihr entgegensetzte, gerannen zu einer schrecklichen Gewißheit. Zu der Gewißheit, daß dies alles nicht sein müsse. In wessen Händen lag der letzte, äußerste Zwang? Gab es eine Macht, ihn gegen seinen Willen in diesem Leben festzuhalten? Stand in seinem eisernen Reglement irgendeine Strafandrohung, die nicht wie ein weißer Rauch über der Ebene zerfloß, wenn er das Äußerste an Dienstversäumnis beging, indem er sich zugleich dem Dienst und dem Leben entzog? Einem Leben, das weder ihm noch anderen gehörte? Von dem ihn eine Sekunde für immer trennen konnte? Ach, wie leicht wurde ihm bei dieser Vorstellung. Wie sanfte Himmelsglocken zog es durch seine erschöpften Sinne.

Er begann nach eingebrochener Dunkelheit Spaziergänge auf der Strecke zu versuchen. Spaziergänge voll geheimer Vernichtungsbegierden, während eine starke Rührung ihn schon im voraus die Lösung aller Schmerzen empfinden ließ. Er malte sich aus, jede Nacht deutlicher, wie leicht es wäre, so gedankenlos für sich hingehend, sich von dem Schnellzug überraschen zu lassen. Eine Sekunde, ach, den Bruchteil nur ... Zuweilen warf er sich vor: Warum erst morgen? Warum nicht heute? Wenn du jetzt ruhig so fortgingest? Aber sein Leben war aus eisernen Vorschriften und Gewohnheiten zusammengesetzt. Und er konnte sich von den süßen Vorstellungen des Todes nicht mit einemmal losreißen . . .

Alles das zwang ihn wieder in die Station zurück. Durch diese Übung jedoch mußte er sich mit seinem Vorhaben vertraut machen. Er fühlte, wie ihm der Marsch in den Tod leichter und leichter wurde. Bald würde er ihm ganz leicht sein, das Einfachste von der Welt. Nie hatte er dieses Gefühl der Stärke erlebt. Am Tage zwar kam es ihm noch vor, als stünde er selber seiner Tat im Lichte. Wenn das rasende Ungetüm hereingestürmt kam, sich aufbäumend, mit zitternden Glasaugen, als wollte es die ganze Station verschlingen — da packte ihn eine namenlose Furcht vor seinem Vorhaben. Es war ihm, als gäbe es etwas, was schrecklicher, stärker und dauernder sei als der Tod. Da mußte erst wieder der ganze übrige Rest des Tages mit seiner unsäglichen Öde und Zer-

fallenheit an seiner Seele zerren, um ihm die Unentrinnbarkeit seines Entschlusses auf allen Seiten zu zeigen.

Endlich wählte er zu seinem nächtlichen Gang die bestimmte Viertelstunde, in der der Schnellzug kommen mußte. Es kostete ihn kaum einen Entschluß. Er biß die Zähne zusammen, drängte mit vorgehaltenem Kopfe vorwärts, als ginge es durch mauerdicke Schwaden. Er tat es mit sinnloser Kraft unter heftigen Frostesschauern. Aber er zweifelte nicht mehr, daß es heute sein würde. Er gab sich keine Frist mehr. Doch auf einmal hörte es auf. Von selbst. Die Füße lagen wie Steine am Boden. Der Vorhauch eines fernen Geräusches machte ihn aufblicken, der nicht lauter war als ein schwacher Windstoß in feinen Zweigen. Ein Laut, den nur er kannte. Er erschrak. Er wagte es, seine Augen zu öffnen. Und fern, fern vor ihm, wo zuerst die Finsternis war, blinkte ein Licht ...

Da drehte ihn ein rasendes Fürchten beim Schopfe herum. Er fing zu fliehen an, ohne Rechenschaft vor sich selbst. Mit atemlosen Sätzen, über Schwellen und Schotter stolpernd, rannte er gegen die Station zurück. Er hörte nicht den Lärm hinter sich, aber er wußte ihn. Es drängte sich in Sekunden zusammen ... und auf einmal war es da, gerade, als er mit dem letzten, kraftlosen Sprunge die Türe erreichte ...

Aber was war das? Der gewohnte Schall schwächte sich ab, von dem Kreischen der Bremsen übertönt, und der Schnellzug, statt wie ein Rasender vorüberzupoltern, verlangsamte sich von Sekunde zu Sekunde — kreischte noch einmal auf und hielt. Hielt an, genau in der kleinen Station. Wie gestorben. Aber schon sprangen Menschen von den Trittbrettern herab.

Assistent Bäumler zitterte am ganzen Leibe. Er fühlte, es gälte ihm. Er war entdeckt, eingeholt, auf dem schlimmsten aller Frevel ertappt. Wie stand das Signal? — Hatte er —? Er war daran, auf die Knie zu sinken, zu heulen. Aber noch einmal hielt ihn das eiserne Reglement auf den Füßen. Paragraph — —. Er sprang hin und her, zündete mit unglaublicher Geschwindigkeit seine Laterne an und befand sich schon wieder auf dem Bahnsteig, um sich an der Untersuchung zu beteiligen, die unverzüglich, ohne acht auf ihn, begonnen hatte.

„Notsignal gezogen!" hörte er den Lokomotivführer melden.

Gott sei Dank ... es ging ihn nichts an ...

In einem Abteil erster Klasse fand man als Schuldige ein weinendes junges Mädchen. Die Mutter, höchst bestürzt, plädierte mit großer Eindringlichkeit auf Hysterie. Denn ihre Tochter wäre unmittelbar aus dem Schlafe an den Hebel hinaufgesprungen. Ohne irgendein Zeichen des Wachseins oder der Überlegung. Sie müsse etwas Schreckliches gesehen haben.

Reglementsmäßig durfte ihr nicht geglaubt werden. Sie wurde vorbehaltlich eines beizubringenden ärztlichen Gutachtens zunächst in die vorgeschriebene Geldstrafe genommen. Die Mutter schalt und wetterte, das Publikum lachte, und dazwischen hörte man entscheidend die nächtliche Baßstimme des Zugführers.

Herr Bäumler stand in der Helle eines von fernher gekommenen, fremdartigen Lichtes, das auf ein junges weibliches Wesen fiel. Er glaste es an, halb betäubt, wie ein Abgestürzter an dem Felsen hinaufschaut, von dem er unbeschädigt herabgekommen, ohne zu wissen, wie es geschah. Er erkannte ein schlankes, lose gekleidetes Mädchen mit schwarzen, aufgelösten Haaren, das über die Polsterbank hingeworfen, ohne aufzublicken, in ein zusammengepreßtes weißes Kissen hineinschluchzte. In unaufhörlichen Stoßwellen warf sich das Schluchzen über ihre Schultern hin.

Es war ein Spuk von zwei Minuten. Dann zog die Nacht wieder an sich, was sie nur für einen Augenblick aus ihren Armen gelassen hatte ...

Lange noch und unbeweglich stand Herr Bäumler unter den Sternen. Er brauchte nicht zu fühlen, nicht zu denken. Er fühlte sich fortgehoben in ein fernes Land. Er sah dort ein schlankes, halb entkleidetes Mädchen von herrlicher Gestalt, ihre glänzenden, ausgebreiteten Haare, ihre Schultern und das weiße Kissen, in das hinein sie überwältigt ein Geheimnis schluchzte.

Er stand daneben, und eine Frage wollte ihm über die Lippen ...

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Gerhart Hauptmann, Festspiel in deutschen Reimen (Berlin, S. Fischer) — **Hermann Kurz**, Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn (Stuttgart, J. G. Cotta Nachflg.) — **Margarete Böhme**, Christine Immersen (Leipzig, Carl Reißner) — **Carl Bulcke**, Schwarz-weiß-hellgrün (Leipzig, B. Elischer Nachflg.) — **Heinz Tovote**, Zu B'fehl! (Berlin, Ullstein & Co.)



Drei Tage nach Napoleons Landung auf Elba wandte sich der Leiter des Königlichen Schauspielhauses in Berlin mit der Bitte an Goethe, „eine Art theatralischer Einleitung zu jenen Festen zu geben, die man der Rückkehr der Monarchen bereitete". Man hatte den natürlichen Wunsch, daß der erste lebende Dichter die glorreiche Erhebung der Nation bei der Siegesfeier verkläre, wie etwa Äschylos einst den Athenern den Sieg von Salamis poetisch verklärt hatte.

Goethe stutzte und lehnte in einem richtigen Instinkt zuerst ab. Er fühlte, er war nicht der Mann dazu. In weltbürgerlichen Idealen großgeworden, ganz ein Sohn des XVIII. Jahrhunderts, hatte er die unerschütterliche Überzeugung, daß die Geschicke der Völker einzig von den Fürsten und Regierungen gelenkt würden, und da sie insgesamt dem Genie eines Napoleon nicht das Wasser reichen konnten, so hatte er das kurze Urteil gefällt: „Der Mann ist euch zu groß!" Daß ein Volk, durch eine jedem fühlbare Not zusammengeschweißt, in einem großen Gedanken glühend, sein Schicksal selbst in die Hand nehmen und die zögernden Regierungen in seine ungestüme Bewegung hineinzwingen könnte, dieser Gedanke wäre Goethe nie gekommen oder er hätte ihn mit dem Hinweis auf die große Revolution und ihre Schrecken heftig abgelehnt. So hatte er die gewaltige Volkserhebung mit einigem Mißtrauen betrachtet. Er hatte keinen Haß gegen die Franzosen aufbringen können, er war zu alt, um noch umzulernen, er war auch zu weit ab von dem Zentrum der Bewegung, um hingerissen zu werden. Denn wir wollen es doch unterstreichen, daß es speziell Preußen gewesen ist, in dem sich der herrliche Geist der Befreiungskämpfe am frühesten und mächtigsten entzündete, daß auf diesem armen ausgesogenen zerschlagenen, aber doch wundervoll zähen und opferbereiten Lande Ruhm und Last der Bewegung viele Monate lang allein lag, daß nur hier ein echtes Staatsgefühl lebendig war. Aber zu Preußen hatte Goethe keine Beziehungen; er war Frankfurter, ein kleinstaatlicher Minister; er hatte seinen Sohn zurückgehalten, als dieser sich den Freiwilligen anschließen wollte. Nein — er mochte selber fühlen, daß er, der nicht mitgefürchtet und mitgehofft hatte, auch nicht berufen war, den Siegespäan anzustimmen.

Wenn er bald darauf dennoch die schon abgelehnte Aufgabe angriff, so wird ihn der Gedanke geleitet haben, daß er als der offizielle Repräsentant der deutschen Dichtung bei einer so großen Gelegenheit nicht schweigen dürfe. Aber eine Freude hat er mit seinem Festspiel „Des Epimenides Erwachen" wahrlich niemandem gemacht. Einem glühenden Volke, das in stürmisch erwachtem Nationalbewußtsein eben eine heroische Leistung vollbracht hatte, zur Siegesfeier mit einer symbolischen Orakelei aus dem griechischen Altertum zu kommen, das läßt sich wirklich nicht mehr verteidigen.

Und nun, hundert Jahre später, ereignet sich etwas Ähnliches. Wieder weilen unsere Gedanken bei der Zeit, da die Flammenzeichen von den Bergen rauchten; noch einmal soll sich die Nation durchschauern lassen von dem Opfer- und Heldengeist der Jahre 1813—1815; die Stadt, von der aus der erste Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erfolgte, von der aus der „Aufruf an mein Volk" durch Preußen-Deutschland lief, bringt ungezählte Trophäen und Erinnerungen aus den Tagen der Erhebung zusammen; von neuem steht — zum erstenmal seit Goethe — ein einzelner Dichter unbestritten als Größter der Lebenden vor der Nation, und ein glücklicher Zufall will es, daß gerade diejenige Provinz ihn den Ihren nennt, deren Hauptstadt zur Säkularfeier einladet, — es ist selbstverständlich, daß man an ihn und keinen anderen die ehrenvolle Bitte richtet, als Sprecher des Gesamtvolkes aufzutreten. Ich nehme an, daß auch Hauptmann gezögert, daß er an die Ablehnung gedacht, daß er sich gleichfalls nur aus einer Art öffentlicher Pflichterfüllung endlich zur Übernahme der Aufgabe entschlossen hat. Mit allem Raffinement moderner Regiekunst wird sein „Festspiel in deutschen Reimen" vor einem Publikum aufgeführt, das gewiß bereit ist, Herzen und Hände zu erheben. Aber vergeblich bleibt es des erwarteten Aufschwungs gewärtig; nicht erhoben, sondern bedrückt wendet es sich ab; immer mehr wächst ein peinliches Befremden, das sich bald in lauten Protesten kundgibt. Es ist nicht möglich, diese Proteste zu überhören. Man muß Stellung dazu nehmen, wenn ein großer Teil des Volkes seinen ersten Dichter öffentlich anklagt.

Kein Mensch hätte von Gerhart Hauptmann jene höfisch-patriotischen Phrasen ver-

langt oder erwartet, die sonst so üppig in festlichen Gelegenheitsstücken gedeihen. Wir haben uns im Gegenteil alle darauf gefreut, daß er sie beiseite werfen, aber dafür um so tiefer zu den Quellen des deutschen Volksgeistes hinabsteigen würde — zu den Quellen, aus denen sich die Kraft gebar, die 1813 bis 1815 so herrlich überschäumte. Es hätte ihm auch niemand zugemutet, aus dem braven Friedrich Wilhelm III. eine Heldenfigur zu machen oder in „Franzosenhaß" zu überschäumen — dieser Haß hatte seine Stunde, aber wir sind seit 1815 schon wieder einmal nach Paris marschiert, und die alte Rechnung ist längst restlos beglichen. Ja, wenn der Dichter in der alten Poetenbewunderung vor dem Genie des kleinen Korporals Honneur gemacht hätte, es hätte keiner Entschuldigung bedurft. Denn je gewaltiger der Schatten dieses Riesen in das Festspiel gefallen wäre, um so mehr hätte man sich gesagt: wie groß muß die Kraft und der gespannte Siegeswille jenes Volkes gewesen sein, das den Gewaltigen dann doch gestürzt hat! Also jede vernünftige Freiheit hätten wir dem Dichter ohne weiteres gewährt, daß sich die schönste poetische Tugend, die der Gerechtigkeit, ungetrübt hätte entfalten können. Aber daneben hätten wir natürlich als das Erste, Höchste und Selbstverständliche dies eine erwartet und verlangt: daß ein Hauch jener großartigen Tage uns mit lebendigem Odem angeweht, daß die Entschlossenheit und Begeisterung eines ganzen Volkes einen zitternden Widerhall gefunden hätte, daß der Geist des Poeten von dem Geist der unvergleichlichen Erhebung genügend mächtig gepackt und hingerissen worden wäre, um auch uns einen Augenblick erheben zu können. Ist das zu viel gefordert? Und gibt es überhaupt eine Epoche unserer Geschichte, vor der diese Forderung sich leichter erfüllen ließe, als gerade vor den Befreiungskriegen? Erhob sich darin nicht das ganze Volk ohne Unterschied des Standes, des Alters, des Geschlechts? War nicht gerade dies ein heiliger Kampf, von dem „die Kronen" nichts wußten, der wie kein zweiter vom Volke selbst geführt ward gegen unerträgliche Unterdrückung und Knechtung? Hat nicht selbst der alte Bebel gesagt, daß er in einem solchen Falle die Flinte auf den Buckel nehmen und für das Vaterland streiten würde? Nein, es gibt keine zweite historische Erinnerung unsers Volkes, in der sich alle Söhne der großen Mutter so sehr zusammenfinden könnten in gleicher stolzer und dankbarer Empfindung, mögen sie sonst auch ihre Parteistellung haben, wo sie wollen!

Und diese schönste Möglichkeit, die sich einem Dichter bieten kann, die Getrennten noch einmal in dem gleichen großen Gefühl zu vereinen, — sie hat Gerhart Hauptmann auf schmerzliche Weise verpaßt. Eine der größten und ehrwürdigsten Erinnerungen der Nation, jenen Volkssturm, in dem sich das deutsche Nationalgefühl gebar und der weiterwirkend alle unsre heutigen politischen Errungenschaften zeugte, hat er zu einem Puppenspiel verarbeitet — zu einem Puppenspiel, das sich der alte Weltenmeister von neuem aufführen läßt, um nach langer Fastenzeit wieder einmal ein wenig höhnisch („sardonisch") lächeln zu können! Seltsam: hatte denn Hauptmann gar keinen Sinn für die Aufgabe, zu der er berufen war? Sollte er nicht ein Festspiel schaffen, eine große Erinnerung des Volkes verklären, als Sprecher der Nation auftreten? Sollte sein Wort nicht wecken, was in den Herzen schlummerte? Sollte durch ihn nicht Klang finden, was die durch die Trophäen und Andenken einer großen Zeit hochgestimmte Menge selbst nicht verlautbaren konnte? Und hat er diese Aufgabe auch nur annähernd gelöst? Hat er unser Gefühl befreit? Hat er den großen zündenden Ausdruck für eine große Zeit gefunden? Nein und dreimal nein — daran läßt sich nicht drehn und deuteln. Sein Festspiel hat die einen gleichgültig gelassen, die andern erkältet, die dritten verletzt. Es hat nicht die in der Nation vorhandenen Gegensätze für einen Augenblick aufgehoben und die Getrennten in der gleichen Stimmung dankbaren Stolzes vereinigt, sondern es hat im Gegenteil einen erbitterten Streit der Meinungen hervorgerufen, der bei völliger Verschiebung der ursprünglichen Basis parteipolitisch entartete. Schon damit ist dieses Festspiel als solches gerichtet!

Ob und inwieweit man im übrigen an einzelnen Stellen Anstoß nimmt, ist reine Gefühlssache. Ich persönlich glaube, daß kein Mensch in Deutschland sich an Einzelheiten geklammert hätte, wenn durch das ganze Werk nur ein voller Empfindungsstrom gegangen wäre, wenn der Sturm- und Feueratem von 1813 es durchbebt, wenn der unwiderstehliche Zug des Mitverloderns uns darin nur halbwegs gepackt hätte. Nicht das, was es sagt, macht dieses Werk zum Festspiel ungeeignet, sondern das, was es gar nicht oder nicht genügend zum Ausdruck bringt. Und man fragt sich zuletzt doch immer wieder: wenn Hauptmann sich hier mit der Nation nicht eins fühlte, wenn ihn der Kampf, den ein Volk um die heilige Freiheit führte, nicht stark genug erschütterte, oder wenn sein Talent ihm den zündenden Ausdruck dafür verweigerte — warum in aller Welt schwieg er nicht? Niemand hätte das Recht gehabt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Man hätte höchstens beklagen können, daß einem so bedeutenden Dichter wichtige Gefühlskomplexe verschlossen seien. Man hätte ihn an das Eingeständnis Goethes im „Epimenides" erinnern können:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin!"

Mit andern Worten: es gibt Fälle, wo das sardonische Lächeln aus der Herrgottsperspektive ein Zeichen von Schwäche, allzu weise Überlegenheit ein Zeichen von Armlichkeit ist.

Das mußte gesagt werden, doch wir wollen nun auch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Geben wir den unglückseligen Puppenspielrahmen einmal zu, dann finden wir in dem Reimspiel auch manches Schöne, manch gutes Wort, das wohl beweist, wie unter der Maskenhülle am Ende ja doch ein deutsches Herz pocht. „In Gesichten, bunt und wandelbar", wird die Schicksalsstunde eines Erdteils dargestellt. Man sieht ein Straßenbild aus der Revolutionszeit, der Pariser Pöbel tanzt die Carmagnole, der Tod als Tambour, der „Trommler Mors", schlägt einen Wirbel. Dann springt ein Knabe auf die Bühne, der spielend einen Kreisel treibt und bald, von der Krapüle emporgehoben, den Weltball peitschen wird: der junge Bonaparte, ein „phänomenales" Püppchen, geschnitzt aus dem Holz korsikanischer Steineichen. Ein Karnevalszug folgt, mitten darin ein riesiger, aber von Rittern, Pfaffen, Juristen arg zerzupfter Adler. Aus dem Elysium erscheint Friedrich der Große, befreit mit dem Krückstock diesen deutschen Aar von seinen Peinigern und prophezeit, daß er bald genug geschunden sei:

„Wieder nach bestandner Mauser
bist du bald der Luftdurchbrauser
und in machtgeschwellten Zügen
wirst du Raum und Zeit durchpflügen!
Heute ruppig, nackt und räudig,
morgen sonnenhoch und freudig!"

Aber erst vollzieht sich das Gericht, die Furie verkündet Krieg und Preußens Untergang: „Ihr schlieft zu lang'! Ihr schlieft zu lang'!" Die heilige Mission Preußens wird berührt, im Bunde mit England der „Vollstrecker der Reformation" zu sein. Dann treten Einzelgestalten hervor, Hegel, der Turnvater Jahn, Gneisenau, der Freiherr vom Stein, Scharnhorst, der glühende Kleist, und sie sagen im Chor der Bürger und Weltbürger ihr Sprüchlein. Fichte predigt vom Deutschtum, die Studenten grollen über die Schmach der Knechtschaft, der alte Feuerkopf Blücher tritt unter die feuerköpfige Jugend: „Ich zertrete den Mann, der uns zertreten!" Und als dann der russische Schneeflockenfall über den Weltherrscher niedergegangen ist, fordern die deutschen Mütter aller Stände ihre gemordeten Söhne zurück; ihre Sprache, ihr Fluch ist gewaltiger als alles andre, sie wachsen übermenschlich empor, sie opfern ihre übrig gebliebenen Männer und Knaben, sie weihen sie zu Sieg oder Tod. Lieder brausen auf: Lützows wilde verwegene Jagd u. a. Dann verdunkelt sich die Szene, und als sie sich wieder erhellt, ja — dann ist die Sache erledigt, dann steht der Herr Unterinspektor da und erklärt ironisch, Kunst sei Abbreviatur, die Heldenpuppe, der Korse, sei zerbrochen und schwimme auf dem hier sichtbaren Schiffchen Bellerophon schon nach St. Helena. Friedensapotheose, Preis des lebenzeugenden Eros, des Allsiegers im Kampf, Abschiedsworte des Puppenspieldirektors: er wirft den alten Eisenfresser Blücher, dem die Friedensbimmelei nicht gefallen will, lächelnd in die Holzwolle des Requisitenkastens . . .

Ein Streit sollte über dieses Werk eigentlich unmöglich sein. Denn es enttäuscht, von welcher Seite man es auch ansieht. Es bleibt im Kernpunkt hinter allen unseren Erwartungen zurück. Es ist als Festspiel recht unglückselig, weil es seinen Zweck völlig verfehlt. Es hat auch als Kunstwerk mit seinen manchmal recht kräftigen, aber öfter noch über den Ellenbogen gedichteten Versen keine Bedeutung. Nur dieses Werk steht aber an dieser Stelle zur Debatte — nichts anderes! Wahrscheinlich wird ihm der Trommler Hans Mors den Wirbel geschlagen haben, noch ehe dieses Heft seine Bestimmung, gelesen zu werden, erfüllen kann.

Es wird Sturmschritt nötig sein, um nun noch die üblichen Romane mitzunehmen. Etwas entfernt Puppenspielmäßiges hat gleich der erste, und so ergibt sich die Anknüpfung von selbst. Der Schweizer Hermann Kurz verbeugt sich als Verfasser, deutet auf seine Puppen und nennt den Titel der Tragikomödie: „Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihen" (Stuttgart 1913, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). In eine große Rheinstadt an der schweizerischen Grenze werden wir geführt, dort schießen die vielfältigen Schicksalsfäden unserer Personen zusammen. Terrainspekulanten, Dichter, Liebespaare, Minister, Parteiführer und Mitglieder allerlei nahrhafter Berufe müssen sich an eigenwillig gezogener Strippe vor uns drehen, aus Handwerksburschen werden Millionäre, Börsen- und Heeresmanöver stürzen alte Größen und schaffen neue, der große Herr Klingling fährt sechsspännig durch die Welt, und die Menschlein spielen ihre Possen immer von neuem. Die kleine Bühne, meine Herrschaften, die hier aufgeschlagen ist, ist nur ein Abbild der großen, die Puppen kommen und gehen, jede Lücke schließt sich im Nu, der Ringelreihen im Tollhaus des Lebens reißt niemals ab, und vor dem buntscheckigen Gewirr steht der Dichter mit einem lachenden und weinenden Auge, macht seine Bemerkungen und zieht ein ironisches Frätzchen.

Das wäre so weit ganz schön, wenn dabei nur nicht die Garnierung und die Mostrichsauce wichtiger würden als der Braten. Die Inhaltsangaben und Vorreden der Kapitel sind reichlich outriert, und wenn es nachher auch nicht so schlimm wird, wie sie vermuten lassen, so wünschte man doch, von dem Puppenspieler etwas weniger und von seinen Puppen etwas mehr angesprochen zu werden. Tiefer berührt wird man doch eigentlich nur von dem Schicksal des Dichters Gusti Leisinger. Nach diesem Roman scheint es überhaupt nicht die Art und Kunst des Schweizers zu

sein, eine einzelne Gestalt in ihrem Menschlichen zu runden, sondern das vielfältige Durcheinander des Lebens, den allgemeinen Narrentanz klug zu überschauen.

Dem naiven Lesepublikum wird die Hausmannskost des folgenden Buches lieber sein. Margarete Böhme, die Herausgeberin des weitberühmten „Tagebuches einer Verlorenen“, erzählt darin die Geschichte des Telephonfräuleins „Christine Immersen“ (Leipzig 1913, Carl Reißner), und man muß gerechterweise sagen, daß ihr Buch gar nicht so übel geraten ist. Es fängt sehr vergnüglich mit der standesamtlichen Eintragung der Heldin an: Vater Immersen und der Bürgermeister begießen das freudige Ereignis so tüchtig, daß nach der fünften Flasche Rüdesheimer von wegen seligen Gedächtnisschwundes aus der beabsichtigten Kamilla eine gewöhnliche Christine wird. Freuden und Leiden einer holsteinischen Kleinstadt, von Kinderaugen gesehen, ziehen dann vorüber, viel eigenes Erleben findet seinen Niederschlag, es ist sehr drollig, wenn das kleine Fräulein an unpassendster Stelle stolz und gläubig das „Schimpfalphabet“ aufsagt: „Aas, Biest, Canaille, Dieb usw., und obwohl der Roman später blasser wird, behält er doch immer noch ein paar Vorzüge. Ich rechne dazu vor allem die Beherrschung des Milieus. Christine Immersen wird Telephonistin auf einem Berliner Amt, und mit jenem scharfen Beobachterblick, den gerade Frauen häufig für Einzelheiten haben, wird ihre Kollegenschaft in typischen Gestalten vorgeführt. Als tapfres Menschenkind versucht sie die armen Mädels, die der wunderbaren Erfindung des Fernsprechers als „Kanonenfutter“ dienen, zu organisieren; man lernt den Beruf und die nervösen Krankheiten, die er mit sich bringt, gut kennen, ja, man sieht mit Vergnügen, daß aus dem Berufsleben auch ganz spezielle Konflikte entwickelt werden. Da gibt es eine Menge hübscher Einfälle. Ebenso sind die Gestalten gut und lebendig angelegt. Der feminine Davy ist fein und kühn erdacht, und mit leichter Mühe hält man selbst die große Schar der jungen Damen auseinander, da jede eine eigene Nase im Gesicht hat. Viele davon gehen zugrunde, einige aus Leichtsinn, weil sie sich nach der Hundearbeit des Tages allzu vergnügte Abende machen, die meisten, weil der nervenzerstörende Beruf sie zermürbt. Zur eigentlichen Anklageliteratur ist das Buch trotzdem nicht zu rechnen. Es vermeidet jeden Radikalismus und strebt im ganzen nach Objektivität. Offenbar soll es predigen, daß die Frau heut auch außerhalb der Ehe ihr Glück finden kann, aber die Predigt ist so wenig glücklich belegt, daß dieser Roman des berufstätigen Weibes beinah in eine Apotheose der Ehe ausläuft. Er liest sich jedenfalls nett und versucht ein Stück Leben unterhaltend zu zeichnen. Man würde ihm noch eine bessere Zensur geben können, wenn die geschickt gewählten Konflikte und gut beobachteten Gestalten etwas mehr vertieft wären. Aber daran hapert es. Margarete Böhme huscht weiblich-oberflächlich darüber hinweg.

In die tiefen Wasser kommt man auch bei Carl Bulcke nicht. Dieser Sohn des alten Königsbergs hat mit Versen begonnen, die sehr liebenswürdig, sehr graziös, sehr hübsch waren, aber in äußerlicher Eleganz auch leicht abliefen. Der Erzähler Bulcke scheint auf einem ähnlichen Strange ans Ziel fahren zu wollen. Er wird nicht gerade die Unsterblichkeit dabei erringen, aber er könnte beim Publikum sehr beliebt werden. Sein jüngster Roman „Schwarz-weiß-hellgrün“ (Leipzig, B. Elischer Nachflg.) hat einen überaus flott und flüssig erzählten ersten Teil. Mit anmutiger Leichtigkeit geschrieben, mit großer Natürlichkeit entwickelt, nimmt er den Leser sofort gefangen. In dem schlanken achtzehnjährigen Jungen, der da von Stettin her nach Freiburg zieht, scheint etwas Feines und Rassiges zu stecken. Er springt beim Corps Holsatia ein, und das besonders aus der Entfernung sehr poetische Studentenleben muß mit Kneipe und Fechtboden, mit Bummel und Budenzauber, mit erstem Liebesdebut und sonstigen Freuden alle seine Reize entfalten. Dergleichen verfehlt ja niemals seine Wirkung, am wenigsten dann, wenn es so lässig-elegant gegeben ist wie hier. Was Bulcke überhaupt an Vorzügen besitzt, kann sich von vornherein ins beste Licht setzen. Und er hat von allem etwas, er ist ein bißchen lyrisch-stimmungsvoll, er verfügt über eine gute Dosis Charakterisierungskunst — man denke an Flacke! —, er gibt sich ironisch-weltmännisch, ohne deshalb bei holden Eseleien den Spielverderber zu machen, kurz, jeder kommt auf seine Kosten, und man zündet sich behaglich eine neue Zigarette an, um das flotte Buch in Behaglichkeit weiterzulesen. Nur ausgekochte Philister werden es dem jungen Helden grämelnd vorwerfen, daß er während der Freiburger Semester bloß „Couleur- und Weiberbetrieb“ macht. Wenn er sich ausgetobt hat, wird er als Inaktiver nach Kiel gehen, energisch studieren und mit Auszeichnung seinen Referendar bauen. Aber in Kiel treibt es der Cand. jur. so ähnlich, wie es der Stud. jur. in Freiburg getrieben hat, nur daß er jetzt als Pascha unter Schauspielerinnen sitzt und daß allmählich fatzkenhaft wird, was ein paar Semester früher noch allerliebst war. Dieser junge Herr, der unzählige „Flakons mit duftenden Essenzen“ in seinem Schlafzimmer auftürmt, sich übertrieben fein kleidet, sich mit heißem Bemühn einen „langen Leutnantsscheitel“ zieht und vierzehn Drückerschlüssel zu seiner Wohnung anfertigen läßt, um sie an ebensoviel liebesbedürftige Damen zu verteilen, interessiert uns doch nur wenig mehr. Er wird mit Auszeichnung durchs Referendarexamen geschoben, nicht weil er besonders viel kann, sondern weil sein Onkel Chefpräsident in Marienwerder ist und weil er das Holsatenband trägt. Einen Augenblick schämt er sich wohl, seine Zukunft auf

diese Weise weniger der eigenen Tüchtigkeit als der Protektion zu verdanken, aber er findet bald sein Gleichgewicht wieder und kauft sich zum Zeichen dessen ein Monokel. Den Scherben ins Auge geklemmt, macht er im dritten Teil mit spitzen Lackschuhen, auf Taille gearbeitetem Mantel und polierten Fingernägeln Hamburg unsicher. Doch es ist des Glanzes noch nicht genug: er wird Reserveoffizier — Reserveoffizier bei den Schleswiger Husaren und kriegt eine himmlische Uniform mit Silberschnüren. Daneben poussiert er, um mit dem Inaktiven Knorr zu reden, „wie Karl der Große" und ist ein Streber und lackierter Affe, das Produkt des „Zweckverbandes Schwarz-weiß-hellgrün," der ihn in die verschiedensten Stellungen hineinbringt, bis er „Generaldirektor der deutschen Nationalbank" und zuletzt, von einer ehrgeizig-tüchtigen Frau emporgekitzelt, sogar Minister wird. Hurra, hurra, hurra!

Ist das ein ironischer Roman? Carl Bulcke wird natürlich Ja sagen, aber das naive Lesepublikum dürfte die Frage verneinen. Und es hat nicht einmal unrecht. Denn zwar ist der Erzähler klug genug, über seinen Helden, über die Streberei, über die Protektionswirtschaft hin und wieder spöttisch den Mund zu verziehen, aber im Grunde ist der elegante Jüngling ja doch sein Ideal. Das Band eines feudalen Korps tragen, über einen reichlichen Wechsel verfügen, Reserveoffizier bei der Kavallerie werden (— die Husarenleutnants werden in dem Buche einmal mit „germanischen Lichtgöttern" verglichen —), seine Anzüge in London arbeiten lassen, als Abgott der jungen Damen glänzen und als untadeliger Ehrenmann mit patenter nationaler Gesinnung schließlich die Sprossen der irdischen Ehrenleiter emporgeschoben werden — — „o wär' es doch!" Nach dem ursprünglichen Plan sollte der Held sich gewiß nur in allerlei Eitelkeiten und Äußerlichkeiten verlieren, um dann durch die Liebe zu einem klugen Mädel geläutert zu werden, sich selbst den Ruck zu geben und sich als ganzer Kerl zu zeigen. Aber es ist charakteristisch, daß Carl Bulcke doch nur die erste Hälfte des Programms mit Liebe, Sachkenntnis und ein bißchen Ironie gut herausgebracht hat, während die „Läuterung" in der Luft schwebt und als ihre Resultate bezeichnenderweise wieder nur ein paar Äußerlichkeiten (hochbezahlte oder einflußreiche Stellungen) aufgezählt werden. Fazit: eine von heimlicher Sehnsucht nach Weltmannsallüren getragene elegante Oberflächlichkeit, die sich durch ein halbironisches Lächeln aalglatt und unangreifbar machen möchte, im Ernst aber niemals gegen Institutionen und Autoritäten rebellieren wird.

Der letzte Roman — Heinz Tovotes „Zu B'fehl!" (Berlin, Ullstein & Co.) — ist eine berlinisch aufgarnierte Offiziersgeschichte. Der Leutnant Frank-Dietrich von Lessow verfällt rettungslos dem Zauber einer jungen Engländerin Gladys Harding. Man erfährt nichts über ihre Herkunft, ihre Vergangenheit, man hört nur, daß sie mit ihrer alten Amme zusammenwohnt und sich halb zum Privatvergnügen als moderne Kunsttänzerin produziert. Für den Offizier wie für uns bleibt sie ein seltsam lockendes Rätsel, und sie macht den armen Jungen nach allen Regeln der Kunst verrückt. Wenn sie ihm in tovotisch kitzligen Szenen als Tierbändigerin gegenübertritt und mit dem Feuer spielt, so möchte man ihrem Partner allerdings etwas mehr Schneid wünschen. Aber er ist absichtlich von vornherein als ein sehr unentschlossener Mensch angelegt, als ein Mensch, der „von Kindheit an gewöhnt worden war, jedem Befehle zu gehorchen". Sein Wesen ist einzig und allein darauf gestellt, Ordre zu parieren, „selbst gegen eine Sinnlosigkeit durfte man sich nicht wehren", immer hieß es für ihn „Zu B'fehl!" Der gewitzigte Leser merkt hier schon etwas. Er merkt, daß die interessante Gladys von dem jungen Offizier eine „Sinnlosigkeit" fordern und dadurch sein Schicksal entscheiden wird. Aber selbst die erstaunlichste Kombinationsgabe würde den Coup nicht erraten, den Tovote in Petto hat. Nachdem das Techtelmechtel in seinem weiteren Verlauf schon etwas peinlich geworden ist und die Würde des Mannes mehr und mehr lädiert hat, verlangt Gladys, daß der Leutnant in der Dienerlivree, die er auf dem Gesindeball getragen hat, gleichsam als ihr Bursche über die Straße laufen und für ihre Küche beim Kaufmann Einkäufe machen soll. Dann will sie ihn erhören. Und der Offizier erniedrigt sich wirklich so weit, der albernen Laune des Weibes zu folgen, wird natürlich auf der Straße von einem ihm feindlichen Kameraden gesehen und hat für immer verspielt. Aber nicht der Armeerevolver tritt in Tätigkeit, sondern da Frank-Dietrich von Lessow auch „Flieger" ist, so steigt er mit dem Apparat hoch und immer höher, bis der Benzinvorrat zu Ende ist und er abstürzt. Moderner kann man sich nicht selbstmorden.

Die kritischen Glossen darf ich mir wohl schenken. Selbst die potenzierte Harmlosigkeit muß die entscheidende Bedingung der Dame so albern, das Verhalten des Leutnants so würdelos, die ganze Geschichte so unglaublich finden, daß jedes Wort darüber zuviel wäre.



Stachelschwein

Bronzebildwerk von Max Esser

(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung)

Illustrierte Rundschau

Tierplastik von Max Esser-Berlin — Aus der Sammlung von Pannwitz in Berlin — Von der Jahrhundert-Ausstellung in Breslau — Jahrhundert-Teller von Heinrich Wieynk — Zu unseren Bildern



Petschaft. Von Max Esser. Silber

Auf der diesjährigen Großen Berliner Ausstellung macht eine Plastik besonderes Aufsehen. Sie stellt weder einen siegreichen Helden, noch einen tiefen, weltberühmten Denker, keinen großen Künstler — und nicht einmal ein schönes Mädchen dar. Vielmehr — die Feder sträubt sich unwillkürlich — ein Stachelschwein. Aber dies Stachelschwein hat's in sich, es hat ‚Qualitäten‘, um in der Sprache der geborenen Kritiker zu sprechen. Es ist zum Lachen und es ist zum Liebhaben; es ist, trotz Bronze, Eisen und Gold, als ob es lebendig wäre, zornig, zum Kampf bereit. Und dabei hat es so etwas seltsam listig Überlegenes und Überlegtes, ist ein Tier von jener Sorte, von dessen Klugheit der alte gute Brehm (I. Auflage, wohlverstanden!) die schönsten Geschichten hätte erzählen können. Es blinzelt förmlich mit den Augen: ‚Mir kann keiner was!‘ oder ‚Immer 'ran — ich warte!‘ Ich glaube fast, der Bildhauer, der dieses Wunderschwein geschaffen, wird durch diese Tat mit einem Male ein berühmter Mann: das Schwein bringt Glück. Der Künstler hat's freilich kaum nötig, denn Glück und Erfolg waren schon vor dem stacheligen Ungetüm zu ihm gelangt: Werke von Max Esser, der ein Schüler unseres trefflichen Berliner Tierplastikers August Gaul ist, finden sich bereits in unseren Kunstgewerbe-Museen und, was fast noch mehr sagen will, in unseren besten privaten Sammlungen. Er arbeitet für Porzellan und für Metall in gleicher Virtuosität, und bisher entnahm er der bunten Vogelwelt am liebsten seine Vorbilder, wie denn auch die Mehrzahl der Abbildungen, die wir nach seinen Schöpfungen (er liebt es, nur je ein Exemplar anzufertigen) in der Rundschau veröffentlichen, Vogelmotive behandeln. Dem Stachelschwein aber widmen wir noch eine besondere Ehrenstelle, indem wir es auch als Einzelblatt (zw. S. 632 u. S. 633) einschalten. Wir sind ja gewiß, daß unsere Leser sich das liebe Ding mehr als einmal und mit immer wachsendem Vergnügen anschauen werden. Es ist mit ihm, wie nach Zietens Ausspruch mit dem Husaren: Je häßlicher der Mensch, desto schöner der Husar — je häßlicher ein Stachelschwein, desto schöner ist es! —



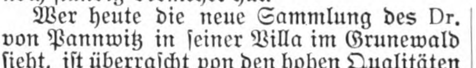
Stachelschwein. Von Max Esser
Bronze, Stacheln geschmiedet, die Zeichnung vergoldet

Unter den Namen der großen deutschen Sammler von heute steht der des Herrn Dr. Walter von Pannwitz in der ersten Reihe. Als Herr von Pannwitz im Jahre 1905

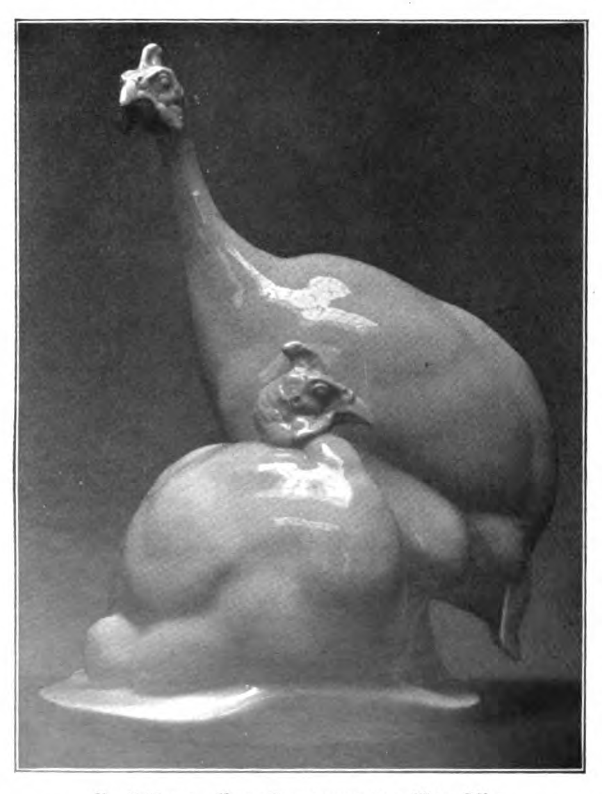
seine Kollektion an altem Kunstgewerbe, die wir in unseren Monatsheften seinerzeit gewürdigt haben, in München versteigern ließ, sprach man allenthalben von einem Ereignis des Kunstmarktes. Und das ist die Auktion Pannwitz auch wirklich gewesen. Aber der temperamentvolle Sammler und Kenner hatte damals nicht seinen ganzen Kunstbesitz dem Markte anvertraut, sondern einzelne, besonders erlesene Stücke, ja die erlesensten zurückbehalten, die heute gewissermaßen den Grundstock einer neuen Sammlung bilden, welche er im Laufe der letzten Jahre mit sehr großen Opfern und vor allem mit ungewöhnlichem Geschmack und Kunstverstand zusammengebracht und noch ständig vermehrt hat.



Wellensittiche. Von Max Esser
Bronze, mit Gold tauschiert. (Besitz: Geheimrat Ed. Arnhold, Berlin)



Wer heute die neue Sammlung des Dr. von Pannwitz in seiner Villa im Grunewald sieht, ist überrascht von den hohen Qualitäten der einzelnen Exemplare. Aber diese Kollektion hat noch ihre besonderen Reize. Sie ist nämlich nicht museumsartig geordnet, sondern fast wie zum Hausgebrauch da. Wundervoll passen sich die Möbel der französischen und italienischen Renaissance den Räumen an, von den Wänden grüßen uns herrliche Wandteppiche des XV. Jahrhunderts, wie sie ähnlich nur im Musée de Cluny zu finden sind, sowie kostbare Tapisserien des XVIII. Jahrhunderts. Und da und dort hängen an den Wänden die Pannwitzschen Bilder: hier zwei ausgezeichnete Hobbema, die einst im Hause Lord Lansdownes in London die berühmte „Mühle“ von Rembrandt flankierten, für die Herr Widener in Philadelphia zwei Millionen Mark aufgewandt hat — einen von diesen Hobbemas geben wir an dieser Stelle wieder —, dort fesselt uns ein Rembrandt, ein Mann mit dem Turban, aus der Mitte der dreißiger Jahre des Meisters, hier ein Aelbert Cuyp „Drei Reiter vor einem Wirtshaus“, dort einer der schönsten Metsus, dort ein van Dyck, ein Ostade, ein Wouwerman u. a. Und neben den Holländern und Flämen des XVII. Jahrhunderts besitzt Herr von Pannwitz u. a. eine Serie von Primitiven, darunter zwei Heilige des Meisters von Frankfurt, eine Madonna des Meisters mit dem Papagei, weiterhin als



Perlhühner. Porzellangruppe von Max Esser
Ausgeführt in den Schwarzburger Werkstätten für Porzellankunst

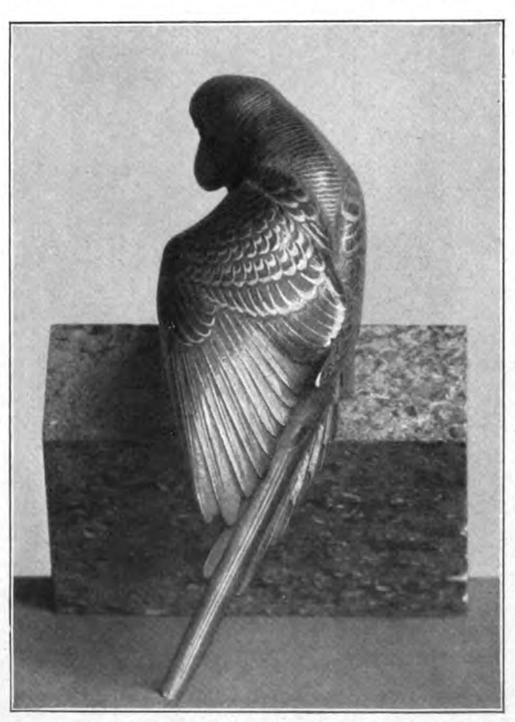


Star. Von Max Esser
Bronze mit Silber und Kupfer tauschiert
(Besitz: Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin)

Erwerbung aus jüngster Zeit, bei Gelegenheit der Versteigerung der Sammlung Lippmann (vgl. das Februarheft d. lfd. Jahrg.), eine „Geburt Mariä“ von Hans von Kulmbach. — Hervorragend sind die Pannwitzschen Renaissancebronzen, etwa zwei Dutzend Exemplare, unter denen wir mehrere nur einmal bekannte Stücke wie z. B. den prächtigen sitzenden Herkules von Bertoldo sehen, der in dem Augenblick dargestellt ist, da er den Bogen gegen die stymphalischen Vögel abgeschossen hat. Bronzen von Riccio, Ghiberti und anderen Meistern der Renaissance schließen sich an. Unter den übrigen Skulpturen der Sammlung sind zwei Riemenschneider zu nennen, von denen die Mater dolorosa einst die Sammlung Hefner-Alteneck und später die Sammlung Hans Schwarz (die 1909 bei Lepke versteigert wurde) geziert hat. Und dann ist noch ein Glanzstück zu sehen, ein Sieneser Marmorrelief „Madonna mit Kind“, das dem Meister Vecchietta zugesprochen wird, das aber in seinen Linien reifer und duftiger ist als die bekannten Werke dieses Künstlers. Das Relief trägt das Wappen der Chigi. — Auf und in den Schränken der neuen Sammlung Pannwitz steht der Silberschatz des Hauses, der gelegentlich der Pariser Auktion Meyer-Rothschild im Juni 1911 überaus glücklich bereichert worden ist. Ein gotischer Pokal und der bekannte Hanauer Pokal mit der Justitia als Bekrönung sind wohl die Haupterwerbungen, die Pannwitz auf der genannten Auktion gemacht hat. Nicht minder bedeutend als das Silber ist die Majolikengruppe des Sammlers. Die Platte des Maëstro Giorgio (1522) mit der Märchendarstellung und dem Wappen der Sieneser Familie Tademi ist von Kennern längst schon gewertet. Außerdem fallen sehr rare Gubbio-Teller auf, eine Majolika von Benedetto da Siena, ferner wertvolle Deruta-Majoliken und eine Anzahl von Majolikavasen, aus deren Reihe eine Fayencevase von 1480 hervorsticht. Auf der Vorderseite dieser Vase ist ein Vogel dargestellt, dessen Spruchband die Worte trägt: „Non te posso lassare“, während die Rückseite ein mit einem Pfeil durchbohrtes Herz zeigt. Das Pendant zu diesem Stück, das offenbar ein Brautgeschenk war, befindet



Briefbeschwerer. Von Max Esser
Die Reiher in Silber



Wellensittich. Bronze mit Gold tauschiert. Von Max Esser
(Besitz: Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin)

sich, wenn wir nicht irren, in der Londoner Wallace-Kollektion. — Schließlich möchten wir noch auf die qualitätstarken Porzellane hinweisen, die zum Teil aus der alten Pannwitzschen Sammlung stammen. In dieser Reihe ist die von uns abgebildete 65 cm hohe Frankenthaler Gruppe eine Sehenswürdigkeit für sich. Daß jedoch der Sammeleifer des Dr. von Pannwitz sich nicht nur der alten Kunst zuwendet, beweist die kleine, aber fein und sorgfältig



Gubbio-Teller (Sammlung von Pannwitz, Berlin)



Silberne Kanne
(Sammlung von Pannwitz, Berlin)

gewählte Kollektion von modernen Bildern, die einige Räume der Grunewaldvilla schmücken. Böcklins „Hochzeitsreise" (s. unser Einschaltbild zw. S. 624 u. S. 625) ist hier zunächst zu nennen — das gleiche Motiv beherrscht das kürzlich von der Nationalgalerie erworbene Gemälde des Meisters — und neben Böcklin fesselt uns Uhdes „Heiliger Georg", fesseln uns Bilder von Lenbach, Menzel, Diez und ein paar entzückende Spitzweg. —

Das alte Breslau wird mit seiner Jahrhundert-Ausstellung auch Erfolg haben — ohne das unglückselige Hauptmannsche Festspiel, das gerad zu Grabe getragen wird, während diese Zeilen in den Druck gehen.



Frankenthaler Porzellangruppe (Sammlung von Pannwitz)

Freude an ihm haben nur ganz wenige gehabt, und es kann billig bezweifelt werden, ob die Freude dieser wenigen stets ganz echt oder ob sie parteipolitischer Art war; aber geärgert — bis zur Empörung geärgert — hat dies Festspiel, das alles andere eher war denn ein solches, unzählige gute Preußen, gute Deutsche. Über einer der Türöffnungen der Eingangshalle stehen die wundervollen Worte aus Kleists Hermannsschlacht:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten, nach der Götter Lehre,
Uns durch viel Jahre im Verzeihn:
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein!"


Madonna mit Kind. Sieneser Marmorrelief

Wie stimmte dazu die Hauptmannsche Dichtung?! Man mag über ihren poetischen Wert denken und urteilen, wie man will: daß sie hier, bei dieser Gelegenheit öffentlich aufgeführt wurde, war ein Mißgriff. Die Ausstellung aber, die Schlesiens Hauptstadt veranstaltete zu Ehren des Jahres 1813, in dem der „Aufruf an mein Volk" von Breslau über Preußen, über Deutschland dahinklang, diese Jubelausstellung ist wohlgelungen. Wohlgelungen ist das große Bild der Zeit, das in nicht weniger denn 57 Sälen an Tausenden von Einzelgegenständen uns Nachfahren zeigt, wie die Väter damals dachten, fühlten, han-


Landschaft von Meindert Hobbema (Sammlung von Pannwitz, Berlin)

delten; wobei wohl eingeschaltet werden darf, daß diese Ausstellungsstücke nicht nur aus Preußen zusammengeflossen, ja nicht nur aus deutschen Gauen; daß sich vielmehr auch Österreich, Rußland, Schweden usw. beteiligt haben. Wohlgelungen sind die herrlichen Gartenanlagen, in denen ganz neue Ausstellungsideen und Möglichkeiten verwirklicht wurden, wie in den Gärten aus der Karolingerzeit, dem Burggärtchen am Rhein (1410), dem Garten des Laurentius Scholz v. Rosenau, der um 1580 ein hochangesehener Arzt und zugleich ein großer Gartenkünstler zu Breslau war, dem Barockgarten (1700), dem Empiregarten (1813). Eigenartig und höchst reizvoll ist aber auch der Japangarten, der nach den Plänen des Grafen Hochberg eingerichtet wurde; überraschend wirken die Dahlien-, Tulpen- und Rosengärten. Das Überraschendste freilich bleibt die ungeheure Jahrhunderthalle, über die Stadtbaurat Berg die bisher gewaltigste Massivkuppel der Welt wölbte, in einer Spannweite von 67 Metern (zum Vergleich: der innere Durchmesser der Kuppel des Pantheons beträgt 43,50, die Kuppel der Peterskirche 42 Meter!). Der Innenraum faßt 10000 Menschen. Eisen und Beton feiern hier Triumphe, selbst die anfänglich Widerstrebenden nennen den Bau jetzt ein schönes Werk unserer Zeit. —

Hanauer Pokal (Sammlung von Pannwitz, Berlin)

Den Schluß der Rundschau bildet ein hübscher Erinnerungsteller, den unser getreuer Mitarbeiter Heinrich Wieynk entwarf und der sich wirklich vorteilhaft von anderen, offiziellen und nicht offiziellen Jubiläumsschöpfungen unterscheidet.



Sitzender Herkules. Bronze von Bertoldo (Sammlung von Pannwitz, Berlin)

Hela Peters, die Leipziger Künstlerin, ist unsern Lesern keine Fremde. Ihre liebenswürdige Kunst, die soviel echte Weiblichkeit in sich trägt und doch nie die äußeren Spuren weiblichen Schaffens zeigt, hat ihr früh viele Freunde und Verehrer geschaffen: der Malerin und



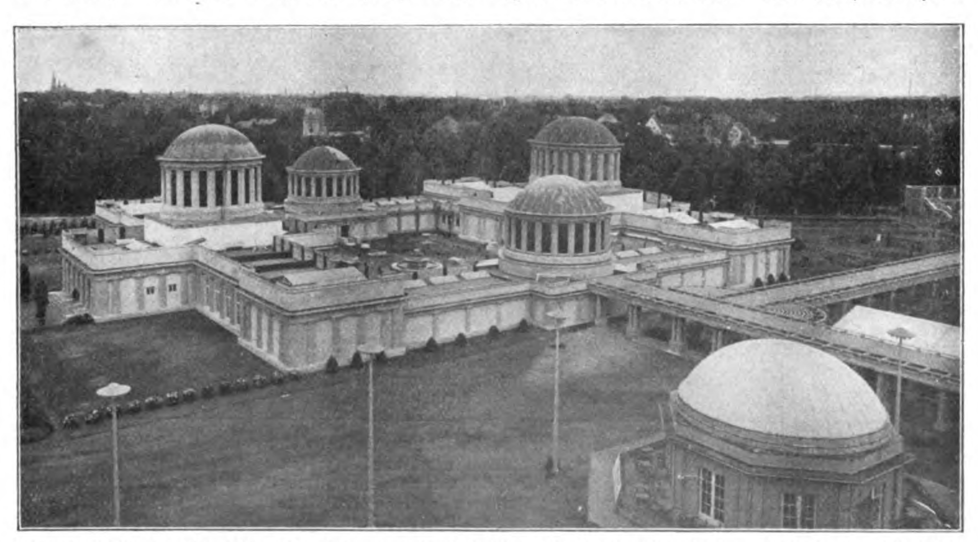
Vor dem Spiegel. Gemälde von Gabriel Metsü (Sammlung von Pannwitz, Berlin)



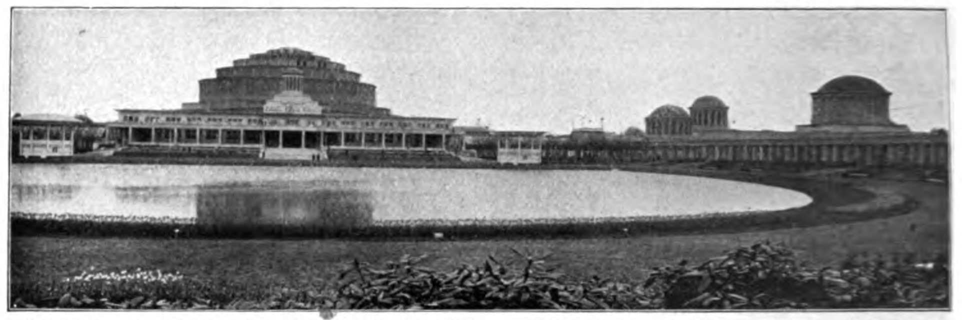
Die Jahrhunderthalle in Breslau. Entworfen von Stadtbaurat Berg

der Radiererin. Als Malerin tritt sie uns im Titelbild des vorliegenden Heftes näher. „Sommer" hat sie selbst das schöne Gemälde getauft: die anmutvolle Frauengestalt, die sinnend und sicher über die Wiese dahinschreitet. Wie fast immer bei Hela Peters beruht der Reiz des Bildes nicht zuletzt auf der fein abgestimmten Farbengebung: diese lichte Gestalt mit dem roten Tuch in der Linken, die grüne Wiese, der blaue Himmel mit den hellen Wolken, dazu die Sonnenreflexe, die seitlich die Schreitende umspielen — das alles ist köstlich zusammengestellt!

„Sommer" nannte die Künstlerin ihr Bild, das den Auftakt unseres Heftes bilden soll — eines Heftes, dessen Bilderschmuck überhaupt sommerlich abgestimmt ist. Sommerlich wirkt das „Echo" (nach S. 488) von Prof. Emil Recher, in dem wir unseren Freunden einen neuen Mitarbeiter vorstellen. An eine Sommerreise nach dem Norden mahnt das schöne, starke Gemälde von Julius Seyler „Blick auf Svolvaer in den Lofoten" (zw. S. 496 u. S. 497); es liegt etwas Kühnes, Überraschendes in der Auffassung Seylers von dieser Landschaft, der seltsamen Wechselwirkung von Fels und Meer, den farbenfrohen Häuschen in der Steinwüste. Wieder ein Sommerbild gab uns Prof. Jul. P. Junghanns, der Düsseldorfer Meister, mit seiner „Erinnerung aus Tirol" (zw. S. 504 u. S. 505) — einem schlichten, echten Naturausschnitt, wie ihn jeder, der je auf den Spuren Hofers wanderte, aus eigenster Anschauung kennt. Auch der Mädchenkopf — „Mädchen mit Erdbeeren" (zw. S. 512 u. S. 513) — von Prof. Mathias



Das Gebäude der historischen Ausstellung zur Jahrhundertfeier in Breslau (Entwurf: Prof. Hans Poelzig)



Blick auf das Hauptrestaurant und die Jahrhunderthalle, anschließend der Säulengang um das Wasserbecken

Schiestl in München fügt sich vortrefflich in ein Sommerheft. Hart auf dem Übergang von der schönen Sommerzeit zum Herbst steht „Am Sonntag“ von Prof. Josef Frank (zw. S. 608 u. S. 609); hier färbt sich schon das Laub, aber noch leuchtet die Sonne hell und warm. Und ich wage es, auch die Bildnisbüste von Prof. August Kraus, deren Wiedergabe wir hinter Seite 584 einfügten, als sommerlich anzusprechen: dieses liebenswürdig heitere Frauenbildnis mit den lachenden Lippen und den lachenden Augen, in denen alle Starrheit des Steines überwunden ist. — Zw. S. 616 u. S. 617 schalteten wir, in einem besonders schönen Tondruck, ein trefflich gelungenes Porträt von Theodor Bohnenberger ein, einen feinen, charaktervollen Frauenkopf. Aus unseren „klassischen“ Mappen stammt die „Revolutionsszene“ von Francisco Goya (nach S. 520), der ja nun längst als ein Klassiker ersten Ranges anerkannt ist, wovon die Schulweisheit unserer Jugendzeit sich noch nichts träumen ließ. Jedenfalls muß der Meister (geb. 1746 in dem arragonischen Ort Fuentedosos, gest. 1828 zu Bordeaux) als ein Könner allerersten Ranges geschätzt werden, als ein direkter Nachfolger von Velasquez, dessen ernste Gediegenheit er freilich nie erreicht hat. Und nun, zum Schluß, noch ein köstliches farbiges Blatt, das inhaltlich — leise und wehmütig — an die Erinnerungstage anklingt, die uns dieses Jahr 1913 so besonders wert machten: das Gemälde von Wilhelm Beckmann, das das Musikzimmer der unvergeßlichen Königin Luise in Schloß Paretz wiedergibt (zw. S. 544 u. S. 545). Wer sich je von der Heimlichkeit dieser schlichten Zimmer selbst umfangen ließ, wird erkennen und bestätigen, wie meisterlich es dem Künstler gelang, den Stimmungsinhalt dieses Raumes zu treffen. Wer von unseren Lesern und Leserinnen aber nach Potsdam kommt und dies Schloß Paretz (das gar kein Schloß, sondern ein echt märkisches Herrenhaus ist) noch nicht kennt, der verwende einen halben Tag auf seinen Besuch. Er lohnt sich reich. Das Beckmannsche Gemälde befindet sich, beiläufig bemerkt, z. B. auf der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf, wie denn die meisten der in diesem Heft veröffentlichten Bilder von den Ausstellungen dieses Sommers stammen.

H. v. S.



Jahrhundert-Teller. Entworfen von Heinrich Wieynk
Ausführung: Wächtersbacher Steingutfabrik; Vertrieb:
P. Raddatz & Co. in Berlin

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: **Hanns von Zobeltitz in Berlin.** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: **Friese & Lang, Wien I.** Verantwortlicher Redakteur: **Carl von Vincenti**, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.** Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig.**



